



Die
Zubelfeier der Hölle,
oder
Faust der jüngere.

Dracma

Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

See also paper of Lieut. S. M. Smith on the same

Flectere si nequea superos, acheronta movebo.

Berlin,
bei Friedrich Mauker, 1801.



V o r r e d e .

Es liegt etwas Kühnes darin, einen Faust zu schreiben: einen Sterblichen mit Wahrscheinlichkeit dahin zu bringen, daß er einen Bund mit dem bösen Feinde mache, daß er die Zeit mit der Ewigkeit in Kampf gerathen, und die erste siegen lasse; vielleicht etwas Kühnes nicht nur, sondern etwas Unmögliches. Mir mindestens schien es unmöglich, die Gewichte in der Wagschale der Zeit je so schwer zu machen, daß sie die Ewigkeit aufwogen, so lange der Sterbliche, der die Wage hält, nicht wahnsinnig ist; und ein Wahnsinniger soll Faust nicht seyn. Ich suchte dieser Klippe zu entgehen, und wer es der Mühe werth findet, weiter zu lesen, der mag entscheiden, ob es mit Glück geschah.

Noch in einer andern Rücksicht hat es etwas Kühnes, sich an einen Faust zu wagen; denn ungerechnet die zahllosen Vorstellungen, in welchen er ehemals auf die deutschen Bühnen gebracht ward, haben Lessing, Göthe, Klinger, der Mahler Müller und Eoden, diesen Gegenstand bearbeitet. Aber ich wetteifere mit keinem von ihnen, und will, so viel ich vermag, in keines Fußstapfen treten.

Lessing hat ein kleines Fragment über Faust geliefert, Göthe ein großes, Klinger hat ein Ganzes aufgestellt; keines von diesen ist für die Bühne bestimmt. Die Bearbeitungen vom Mahler Müller und von Eoden habe ich nicht gelesen, weiß aber, daß die des letztern für die Bühne geschrieben, und auch aufgeführt wurde.

So viel mir bekannt ist, haben alle, die einen Faust schrieben, mehr oder weniger von dem Faust genommen, der nach der Sage im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte, Theologie, Medicin und Magie studirte, mit einem bösen

— v —

Geist, Namens Mephistopheles einen Bund machte, und von demselben im 41sten Jahr seines Alters in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Dorfe Kimmlich geholt ward. Ich betrete einen andern Pfad. Mein Faust ist nicht der Schwarzkünstler, von dessen greulichen Sünden Wiedemann in seiner wahrhaften Historia erzählt, nicht der Mainzer Bürger Faust oder Just, der die neu erfundene Buchdruckerkunst beförderte, und den man oft unrichtig mit jenem verwechselt, sondern eine psychologische Person, ein Sterblicher, der durch die Allmacht der Umstände so weit gebracht wird, einen Bund mit dem Teufel zu machen. Von dem Schwarzkünstler Faust ist nichts übrig geblieben, als der Name seines Freundes Wagner, und einige Aehnlichkeiten, worin alle Fauste zusammentreffen müssen, wie alle Robinsone in dem Punkte, daß sie auf eine unbewohnte Insel gerathen.

Mein Zweck war: einen Faust mit philosor

phischer Wahrscheinlichkeit für die Bühne zu bearbeiten, in so fern das eine Factum der Verbindung mit der Geisterwelt als wahr angenommen wird, jede Scene psychologisch richtig darzustellen, und ihn durch alle Auftritte, die bei einer so merkwürdigen Begebenheit vorkommen müssen, so durch zu führen, daß er nicht allein vor dem Richterstuhle der Einbildungskraft, sondern auch des Verstandes bestehen könne. Wie weit mir dies gelungen sey, mag der Sachkundige selber prüfen.

Nachdem, was ich beim Ausarbeiten empfunden habe, darf ich hoffen, daß das Ganze auf der Bühne Wirkung thun werde, auch dann, wenn es nur mit geringer Vollkommenheit der Dekorationen vorgestellt werden kann. Eine Begebenheit, in welcher Zeit und Ewigkeit mit einander kämpfen, worin das Schicksal eines Sterblichen für die letzte so feierlich entschieden wird, worin so viel Wunderbares philosophisch wahr dargestellt ist, muß die Erwartung span-

nen, auch wenn die Ausführung hinter ihrem Gegenstande zurück bleibt. Er hat innere Kraft, und glänzt durch sich selbst. Der Faust, der auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller in Leipzig reitet, und am Hofe des Kaisers Maximilian I. allerhand Zauberkünste macht, ist als historischer Schwarzkünstler von keiner Bedeutung; aber die Fabel von ihm im Ganzen ist vielleicht der höchste tragische Gegenstand, der auf der Bühne dargestellt werden kann, und würde selbst zu einem Heldengedicht einen würdigen Stoff geben. Faust, die historische Person, ist eine Geburt des abergläubischen sechzehnten Jahrhunderts, und nur für das Marionettenspiel brauchbar; Faust, die moralische Person, ist der Triumph Melpomenens.

Und nun noch ein Wort über die Vorstellung. Wie sollen die Teufel erscheinen, wie sollen sie reden? Ich habe nur eine Antwort auf diese Frage: so wenig menschlich, als möglich. Das Symbol der Eile, Klügel an ihren

Schultern, und überhaupt etwas adlerartiges, wozu auch die Kronen nicht unschicklich sind, würde vielleicht etwas Charakteristisches hervorbringen; eben so würde der Eindruck erhöht werden, wenn ihre Stimmen durch irgend ein Werkzeug verändert oder verstärkt werden könnten. Es sind gefallene Engel, und wenn sie nicht menschlich erscheinen sollen, so heißt dies nur so viel, daß sie etwas Uebermenschliches an sich tragen müssen.

Was die übrigen Dekorationen betrifft, besonders im vierten und fünften Acte, die nicht auf allen Theatern vorstellbar seyn möchten, so wird ein Sachkenner sie leicht in vorstellbare zu verwandeln wissen. Der Dichter mußte seiner Einbildungskraft folgen, und Faust als Faust handeln und begehren lassen, ohne durch des Theatermeisters Verlegenheit sich irre machen zu lassen.

Personen.

Tauß.

Mariano, seine Gattin.

Theodora, seine Tochter.

Eaver, sein Sohn.

Wagner, sein Freund.

Nochus.

Moriz, dessen Sohn.

Paulina, dessen Tochter.

Satan, oberster Geist der Hölle.

Ein Herold der Hölle.

Magog.

Belial.

Sebus.

Abdon.

Melech.

Gog.

Dragon.

Singende Knaben

Lisette.

Rudolph.

Ein Jude.

Ein Bankier.

Stup, ein Spieler.

Volk.

} Teufel.

} Bediente in Saund Hame.

Pantomimische Personen.

Robespierre.

Marat.

Collot d'Herbois.

Adam.

Eva.

Ein Engel.

}

Drei Schatten in der Hölle.

Erster

Erster Act.

Zimmer in Faustus Hause. Faust sitzt stillstimmig und
beäugt in einem Armstuhle. Wagner geht im Zim-
mer umher.

Erster Auftritt.

Faust.

Ja, Wagner, ist bin ich ganz glücklich! Alles
vereinigt sich, mich froh zu machen. Ich bin ge-
sund, habe ein lebenswürdiges Weib, wohlgerath-
ne Kinder, und ein reichliches Auskommen. Seit
Jahren hatte ich keinen Kummer, als meinen
Rechtshandel mit dem gehassten Nothus. Nun ist
auch dieser geendigt, mein Einkommen zehnfach er-
höht, meine Rache befriedigt. Nichts bleibt mir
zu wünschen übrig.

Wagner. Ich freue mich mit Dir darüber;
aber ich höre es nicht gern, wenn jemand mit sei-
nem Glücke so zuversichtlich prahlt.

Kaust. Warum nicht? Sei nur in meiner Lage, guter Wagner, und Du wirst triumphiren, wie ich. Du weißt, von Jugend auf bin ich glücklich gewesen, und jetzt steigt mein Glück höher, wie je. Soll ich es nicht genießen, nicht mein Herz darüber ausschütten, nicht meinen Mund überfließen lassen? Sage, was fehlt mir noch?

Wagner. Noch etwas Großes: die Gewißheit, ob dies alles bis ans Ende so dauern wird.

Kaust. Recht so, Wagner! Philosophire Du, ich will genießen! Sei Du ein Solon, erinnere mich an Krösus, an Polykrates; ich will mich unsterblich über meinen gewonnenen Prozeß freuen.
(geht auf und nieder.)

Wagner. Ich erinnere Dich blos an Deinen Lieblingsdichter, an den lebensklugen Horaz. Hast Du seine schöne Ode: *aequam memento servare mentem* *) vergessen?

Kaust. Gut, daß Du mich an ihn erinnerst. Nach seiner Philosophie wollen wir künftig leben. Weißt Du, was ich gesonnen bin? Den Winter wollen wir hier in der Stadt zubringen, und alle ihre Freuden genießen, im Sommer aber gehen wir aufs Land, und lesen das Gedicht des Horaz: *hoc*

*) Diese Ständemuth zu erhalten.

erat in votis *). Dazu habe ich meine Anstalten gemacht. Was kann ich anders thun?

Wagner. Beten, daß alles so geschehen möge, wie es Deiner Einbildungskraft vorschwebt.

Faust. Beten? Wirklich beten? Oder nimmst Du es nur als die gewöhnliche Redensart, wobei man sich nichts denkt?

Wagner. Nein, Faust, wirklich beten.

Faust. O des wissen, und doch so unwissen Wagner! Der dort oben wird um meines Gebets willen seinen Plan ändern! wird sich durch mich irre machen lassen in dem, was von Ewigkeit bestimmt ist! Nicht wahr?

Wagner. Der alte Einwurf!

Faust. Aber zugleich der treffende, entscheidende!

Wagner. Bist Du dessen so ganz gewiß? Dein Gebet könnte ja auch von Ewigkeit vorher gesehen, und die Erhörung dafür bestimmt seyn. Es könnte Dir wenigstens Kraft geben, mit Ruhe und Weisheit alles anzufangen, was Du unternimmst.

Faust. (achzend) Laß das, frommer Wagner! Ich bin nie zum Beten aufgelegt gewesen, und am wenigsten heute. Ich will handeln und ge-

*) Es war es mein Wunsch.

niesen. (Zieht nach der Uhr.) Weist Du, wohin ich
jetzt gehe? Die letzten zwanzig tausend Thaler in
Empfang zu nehmen, die mir mein Prozeß ein-
bringt, und das in klingendem Gelde. O Wagner,
diese einzigen zwanzig tausend Thaler machten auch
Dich zu einem ganz andern Menschen. Sei nicht
so trübsinnig! Ich will Dir meine Frau herschicken,
Dich zu erheitern. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wagner, (allein)

Ich sollte mich freuen, daß mein Freund
so glücklich ist, aber ich kann es heute nicht. Es
liegt mir so schwer auf dem Herzen; der Tag ist
heiter, aber schwül dabel. Seine Stimmung ge-
fiel mir nicht; ich hätte es wenigstens verhehlen,
und keinen Mislaut in der Harmonie seines Glücks
anstimmen sollen. Dem, der so ununterbrochen
glücklich ist, muß man vergeben, wenn er verlernt
hat, das Unglück zu fürchten. Aber wie würde
er's ertragen, wenn es ihn je mit seinem eisernen
Arm ergreifen sollte. Ich zittere vor dem Ge-
tanke!

Dritter Auftritt.

Wagner, Mariane.

Mariane. (im herzlichem Ton) Willkommen, guter Wagner! Gerade Sie wünschte ich mir heute. Wenn man recht glücklich oder unglücklich ist, so sehnt man sich nach der Gesellschaft eines wahren Freundes, dem man sich mittheilen kann. O Wagner, das Glück ist etwas Erhabenes, etwas Göttliches! Es stärkt unsern Glauben an die Vorsehung; es erhebt unser Herz zu so dankbaren, innigen Empfindungen gegen den Weber, und lehrt so viel von der Zukunft hoffen.

Wagner. Sehr wahr! Und diese Begleiter des Glücks haben mir immer noch reizender geschienen, als das Glück selbst. Es kann uns doch nur angenehme Empfindungen geben, und welche Empfindungen können angenehmer seyn, als jene?

Marians. Auch unser Glück an sich selbst ist groß. Ihnen kann ich ja alles sagen, Wagner! Wir sind nun reich, unserm Stande nach sehr reich. Wir können mit Ruhe auf unsere Kinder hinschauen, und brauchen nicht zu fürchten, daß sie ohne Erbtheil in die Welt hineingestossen sind. Wir können nun selber alle Bequemlichkeiten des Lebens genie-

hen, und auch andern mittheilen, auch noch die leidende Menschheit erquicken.

Wagner. Sehr viel, und man müßte ein eiskaltes Herz haben, wenn man nicht innig darüber erfreut seyn sollte.

Mariane. Ich bin es auch, und mein Herz ist so wohlwollend gegen die Menschheit gestimmt, daß ich alles, alles glücklich machen möchte.

Wagner. Das ist der gewöhnliche Einfluß des Glücks. Ich wünschte, daß ich Ihren Vatten auch in dieser Stimmung gefunden hätte.

Mariane. Nun, war er nicht heiter?

Wagner. Heiter wohl, vielleicht zu heiter. Es schien mir, als wenn das Glück ihn etwas übermüthig machte, etwas zu zuversichtlich, zu trozend auf sein Schicksal.

Mariane. O lassen Sie ihn! Wenn man eben den letzten Stachel aus seinem Herzen gerissen, und dafür so viele Blumen gefunden hat, so kann man leicht etwas übermüthig werden. Es wird sich legen, wenn er sich an den Gedanken seines neuen Glücks erst gewöhnt hat.

Vierter Austritt.

Xaver kommt etwas verstört herein, grüßt Wagnern, und setzt sich dann unruhig an einen Tisch, wo er den Kopf stützt. Die übrigen bemerken ihn, fahren aber in ihrem Gespräche fort.)

Mariane. Das einzige, was mir noch auf dem Herzen liegt, ist Rochus. Wie wird er seinen Verlust ertragen! Es ist ein so rachsüchtiger Mann.

Wagner. Er wird wüthen. Der Grad seines Schmerzes wird den Grad Ihrer Freude weit übertreffen; denn der Schritt zum Reichthum erweckt Lust, aber zehnfach mehr Unlust der Schritt zur Armuth.

Mariane. Ich wünschte, daß wir mit ihm nicht in einer Stadt lebten.

Wagner. Ich wünschte selber, daß Sie eine Zeitlang aufs Land gehen könnten, bis die erste Wuth vorüber ist. Wenn nur das Amt Ihres Mannes Sie nicht fesselte.

Mariane. Er wird es aufgeben, und dann können wir leben, wo wir wollen. (geht beide auf und nieder) Aber was fehlt Dir, Xaver? Heute, da wir alle voll von Freude sind, siehst Du so trübfinnig da? Was ist Di.? Rede!

Kaver. O nichts, nichts, Mutter!

Mariane. Nichts? Nein, es ist gewiß etw was, ich sehe es Dir an. Wie könntest Du heute so mißvergnügt seyn? Gesieh es Kaver, was ist Dir widerfahren? Du schweigst? Rede, ich bitte Dich! Hast Du das Zutrauen zu Deiner Mutter verloren?

Kaver. Ich will Ihnen alles sagen, wenn wir allein sind.

Mariane. Sage es nur jetzt; Du weißt, daß wir vor Herrn Wagner keine Geheimnisse haben.

Kaver. Ich bin sehr unglücklich gewesen.

Mariane. Unglücklich? Du erschreckst mich! Geschwind, laß mich nicht lange in der Unruhe! Was ist Dir geschehen?

Kaver. Ich war so voll Vergnügen über unsern gewonnenen Prozeß, daß ich auf ein Kaffeehaus ging. Da habe ich gespielt, und alles Geld verloren, das ich in meiner Spardbüchse hatte, ach und mehr noch; ich habe nicht alles bezahlen können.

Mariane. Gespielt hat mein sonst so guter Kaver, so hoch gespielt, und so viel verlohren? Das ist nicht gut, mein Sohn!

Kaver. Ich bin außer mir vor Scham! Daß meine ganze Spardbüchse ausgeleert ist, das

wollte ich noch verschmerzen, aber daß ich mehr verloren habe, als ich bezahlen konnte, daß ich meinen Namen nennen mußte, und daß man hinter mir her jischelte, als ich wegging, o das kränkt mich in der Seele!

Mariane. Wie viel hast Du noch verloren, das Du nicht bezahlen konntest?

Xaver. Noch eine große Summe, liebe Mutter, noch achtzehn Dukaten.

Mariane. Du hast sehr viel in den beiden Stunden durchgebracht, wo ich Dich nicht sah, sehr viel! Aber ich will nicht, daß mein Sohn Schulden habe, auch keine Spielschulden. (sieht an einen Schreibtisch, und sieht Weid ab.) Hier, nimm! Es ist von meiner Ersparniß aus den Zeiten, wo wir noch nichts hatten, als was Deines Vaters Amt einbrachte, und ich habe lange daran gesammelt; aber nimm, und bezahle!

Xaver. O liebe Mutter, ich will alles von meinem Taschengelde wieder sparen, aber lassen Sie es den Vater nicht wissen!

Martian. Nein, Xaver, er soll es nicht wissen; ich will diesen Vermuth nicht in seinen Freudenbecher gießen, ich will ihn allein für mich behalten. Aber mein mütterliches Herz hast Du

tief durch Deine Unbesonnenheit gekränkt. Nun geh, und bezahle, (Xaver ruht ihr die Hand, und geht ab.)

F ü n f t e r A u f t r i t t .

Mariane, Wagner.

Mariane. Nun, habe ich's recht gemacht?
Wagner. Ich glaube es.

Mariane. Aber hätte ich nicht hart seyn, hätte ich ihn den Schimpf, den er sich selber zugezogen hatte, nicht sollen tragen lassen?

Wagner. Nein! dadurch wäre er zu tief erniedrigt worden, und hätte eine Quittung von Schimpf erhalten, auf die er noch hätte hinsündigen können. Sein zartes Gefühl muß geschont werden. Er war außer sich, daß er eine Spielschuld nicht hatte bezahlen können; dabei muß man ihn lassen. Dann wird er um so weniger andere Schulden machen.

Mariane. Nun bin ich wieder zufrieden. Wir Weiber sind so furchtsam in der Erziehung, daß wir in unserm Benehmen immer gern die Bestimmung eines Mannes haben mögen. Den Verlust will ich gern ertragen. Auf ein so großes Glück,

als wir gehabt haben, mag immer ein kleines Unglück folgen, da wird man nicht übermüthig. Aber wissen Sie, daß ich noch etwas anders auf dem Herzen habe?

Wagner. Nun, und was denn?

Mariane. Sie, als der Freund des Hauses, müssen alles wissen. Meine Theodora kommt mir seit einigen Tagen ganz verändert vor. Sie ist zerstreut, geht oft ans Fenster, als wenn sie nach jemanden sähe, und stößt zu Zeiten einen kleinen Seufzer aus. Die Mütter haben einen scharfen Blick in solchen Dingen, und ich fürchte, daß zum erstenmal das Knospchen in ihrem Herzen aufgeblüht ist, woran so viele Dornen sitzen.

Wagner. Mag es doch! Sie ist achtzehn Jahr alt, und Sie müssen sich Glück wünschen, daß es nicht früher aufgeblüht ist.

Mariane. Wenn es nur einem edlen Wärter entgegen duftet!

Wagner. Prüfen Sie als Mutter; Ihnen liegt dies ob.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Faust.

(Zwei Bedienten bringen Sack mit Geld. Er nimmt einen davon, und legt ihn auf den Tisch.)

Faust. Hier bring ich, was graue Haare schwarz färbt, was den Lähmen schön gewachsen, den Dummkopf zu einem Aristoteles macht. Hier liegt das Gegengift gegen Trübsinn, gegen Schwachheit, gegen Mangel, gegen tausend Dinge, die uns hienieden rigen wollen. Weib, freue Dich, wir sind künftig unabhängig, wie die Vögel! Wagner, freue Dich, Dein Freund hat gesiegt. O die Rache ist süß, was auch Sokrates, was auch Christus, und unsere neuern Philosophen sagen mögen.

Wagner. Ich glaubte, die Empfindung der Rache erstürbe in dem Busen des Siegers.

Faust. Vielleicht mit der Zeit; jetzt muß ich sie noch erst etwas genießen. Es ist süß, reich zu werden, aber es auf diese Art zu werden, das ist die rechte Würze der Freude! Wie er schäumen, wie er toben mag, der stolze Kochus! (wenn er mit ihm sprach) Ich bedaure Dich, armer Kochus! Aber es war so vom Schicksal bestimmt,

Du solltest etwas gedemüthigt werden; und es mag Dir wol recht gesund seyn. Ha, ha, ha! Wir haben die Rollen vertauscht; was ich war, das bist Du geworden. Es thut mir recht leid um Dich. Sieh, Du hast nun nichts weiter, als was Dein Amt Dir einbringt, und mußt von der Gnade des Königs leben. Armer Nothus! Aber was sprudelst Du so? Kergerts Dich? — Nicht wahr Weibchen, es ist eine süße Empfindung, seinen Feind zu bezaubern?

Mariane. Vielleicht, Heber Mann, wenn es Ernst damit ist. Aber das, was bei Dir die Würze unsers Glücks zu seyn scheint, verbittert mir dasselbe etwas: die Wuth des stolzen Nothus.

Faust. Das macht, weil du frommes Ding alle natürlichen Empfindungen des Menschen in Dir erstickt hast, und nur das fühlst, was Du nach Deinem Gesangbuch, und nach Deinem Katechismus fühlen sollst. Glaube mir, das Loben und Wüthen eines besiegten Feindes ist die reizendste Musik.

Wagner. Aber oft nur auf Augenblicke. Sie kann sich leicht in einen unangenehmen Mißklang auflösen.

Faust. Stimmt Du auch in diesen trübsinnigen Ton ein? Nein, den muß ich vertreiben. He!

Rudolph. (klopft mit dem Fuße) Aber wißt ihr, warum ich so wütend freudig bin? Ich habe eben den Kochus gesehen, und er hat einen Blick auf mich geworfen, als wenn er Leib und Seele damit tödten wollte. Das hat mich wieder so in Feuer gesetzt. (der Bediente kommt) Die Schüssel mit Austern und drei Bouteillen Champagner! (der Bediente ab) Komm Wagner, komm Weibchen! Ihr sollt beide bald meiner Meinung seyn! Der Champagner erslickt den Pfaffenglauben, und macht die Menschen wieder zu Menschen. (führt sie beide an der Hand ab.)

Siebenter Auftritt.

Theodora's Zimmer. Theodora kommt mit einem Spiegel herein, tritt vor einen andern Spiegel, betrachtet sich von allen Seiten, geht vor ihn auf und nieder, und untersucht ihre ganze Gestalt, aber durchaus beiseiden, und ohne alle Koketterie. Lisette tritt bald darauf ein, und bemerkt dies.

Lisette. Nun, das freut mich, daß Sie doch auch einmal anfangen, in den Spiegel zu sehen, wie wir andern Mädchen,

Theodora. Die wurde gefahren ist, und den Thor-
get hingelegt hat! Ach, Du hast mich recht erschreckt.
Wenn das jemand gesehen hätte; ich müßte mich
schämen.

Lisette. Warum denn? Ist es denn was
Wüßes, in den Spiegel zu sehen?

Theodora. Es läßt so eitel; aber ich will
Dir's entdecken, warum ich mich so betrachtet habe.
Meine Mutter hat mir immer gesagt, daß ich gar
nicht hübsch sey, und da wollte ich zusehen, ob denn
das wahr ist. Sage mir Lisette, bin ich denn wirk-
lich so häßlich?

Lisette. Sie häßlich? Ha, ha, ha! Wer
soll denn schön seyn? Hübsch sind Sie, sage ich Ih-
nen, hübsch, wie ein Engel.

Theodora. Du machst Dich lustig über
mich, Du leichtfertiges Mädchen! Ich werde doch
meiner Mutter mehr glauben, als Dir! Aber sage
mir recht aufrichtig, bin ich denn wirklich so häßlich
nicht?

Lisette. Was es nicht für Mühe kostet, Sie
davon zu überzeugen, was alle andere Mädchen
ohne Versicherung glauben! führt sie zum Spiegel
Sehen Sie sich doch nur an, und wenn Sie's denn
nicht glauben wollen, so müssen Sie einen Fehler
am Gesicht haben.

Theodora. Ich will nicht, ich schäme mich.
(sich tolmachend) Sie mag ich wohl gefallen, Du bist
ein Mädchen; aber wenn Du eine Mannsperson
wärest, würde ich Dir dann auch gefallen?

Lisette. Was das für eine Frage ist! Noch
zehnmal mehr. Aber wie kommt es denn, daß Sie
sich auf einmal so genau nach Ihrer Gestalt erkun-
digen, und so besorgt darüber sind?

Theodora. Ach, ich weiß es nicht Lisette.

Lisette. Aber ich weiß es recht gut. Seit
dem letzten Balle sind Sie so unruhig, so sorgfäl-
tig in Ihrem Anzuge, so aufmerksam auf Ihre
Schönheit.

Theodora. Seit dem letzten Balle?

Lisette. Ja, und ich weiß auch, warum?
Da haben Sie einen jungen hübschen Menschen ge-
sehen, der Ihnen gefallen hat, und nun möchten
Sie gerne wissen, ob Sie auch hübsch sind, und
ihm wieder gefallen haben.

Theodora. Ach, Du bist ein schlaues Mäd-
chen! Aber da Du es weißt, und ich keinen habe,
dem ich mich entdecken kann, so wil ich Dir's nur
gernehen. Ja, ich habe auf dem letzten Balle einen jun-
gen Menschen gefunden, der mir mehr gefallen hat,
als bis jetzt alle andere Mannspersonen, der mir
immer

immer vor den Augen schwebt, und über den ich alles andere vergesse.

Lisette. Nun, das wußte ich wohl; aber kannten Sie ihn denn nicht?

Theodora. Nein, und ich hatte auch nicht das Herz, jemanden zu fragen, wer er sei; aber ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie schön er war, wie er so angenehm sprach, und so zärtlich gegen mich that. Ich kann ihn gar nicht vergessen.

Lisette. Das brauchen Sie auch nicht.

Theodora. Ich kann's nicht begreifen, wie ich mich so ganz von ihm habe hinreißen lassen. Meine Aeltern sind doch in der Zeit sehr reich geworden; aber ich habe weit mehr an ihn gedacht, als an unser Vermögen. Und wenn ich mich auch darüber freute, so geschah es immer nur um seiner willen.

Lisette. Das will ich Ihnen alles erklären; das kommt davon, weil Sie verliebt in ihn sind.

Theodora. Du erschreckst mich, Lisette; aber was soll daraus werden?

Lisette. Er soll Sie wieder lieben, und Sie sollen sich einander lieben, und Braut und Bräutigam werden, und sich heirathen.

Theodora. Ach behüte der Himmel, wie weit treibst Du die Sache. Denkst du denn gar nicht an meine Aeltern?

Lisette. Die werden schon einstimmen, wenn ihre Tochter einen hübschen jungen Mann heirathen kann.

Theodora. Ach, ich werde ganz unruhig; ich muß frische Luft schöpfen. Oeh, Lisette, hole mir meinen Mantel, wir wollen auf die Promenade gehen.

Lisette. (sie sah) Das Reiter muß man anschauen! Bei solchen Liebeshändeln fällt gewöhnlich für die Kammerjungfern was ab. (dann) Was befehlen Sie? den Mantel soll ich holen? Gleich. (sieht und bringt bald nachher den Mantel.)

Theodora. Mir ist recht bange ums Herz. Wenn ich nur den Muth hätte, es meiner Mutter zu entdecken, Ich thue gewiß unrecht, daß ich allein mit Ihnen darüber spreche.

Lisette. (zurückkommend) Hier ist der Mantel. Kommen Sie, es ist recht schönes Wetter, so lau, so angenehm. (beide ab.)

Achter Auftritt.

Zimmer in Nohus Hause.

Nohus. Moriz.

Moriz. Ich bin ganz ängstlich, mein Vater!

Ihre Unruhe erschüttert mich. Reden Sie, ich will alles thun was Sie verlangen.

Rochus. Merke wohl auf, mein Sohn! Was ich jetzt spreche, thue, fordre, kommt aus dem Innersten meiner Seele, kommt aus einer von Schmerz, von Wuth, von Rachsucht zerrissenen Seele; aber ich will mich fassen. (auf und niedergehend) Höre, Moriz, habe ich auf Deine Erziehung etwas verwandt?

Moriz. Ja, mein Vater, viel.

Rochus. Habe ich Deine Anlagen, Deine Gewandtheit, Deinen Verstand auszubilden gesucht?

Moriz. Gewiß! Und ich glaube, daß Ihr Bestreben nicht verloren gewesen ist.

Rochus. Mein Moriz, Du bist ein gewandter, einnehmender, liebenswürdiger Jüngling geworden. (Moriz geht vor den Erztel, und befeht sich) Aber ich muß Dich noch mehr fragen, ich muß alles in Deine Seele zurückrufen, was Dein Vater an Dir that. Hab' ich Dich reichlich auf der Universität unterhalten; habe ich Deine Schulden willig bezahlt, und alles angewandt, daß Du mit Glanz leben, daß Du hunderte von Deinen Mitbrüdern verdunkeln, und weit und breit Aufsehen erregen konntest?

Moriz. Ja, mein Vater, das kann ich nicht

längnen, (gibt ihm die Hand) und ich fühle gewiß den heissesten Dank dafür.

Rochus. Wohlan, ich mahne Dich ikt um diese Schuld, ich fordre Bezahlung, und rufe Dir mit zitternder Stimme zu: räche Deinen Vater!

Moriz. An wem? Reden Sie! Ich will es, wenn es in meinem Vermögen steht.

Rochus. Du mühtest dieser schön gebildete, hinreißende Jüngling nicht seyn, wenn Du es nicht vermöchtest. Aber ich muß noch mehr hinzufügen. Du weißt, welches Schicksal mich getroffen hat. Der schreckliche Faust hat mich mit einem langen Prozeß gequält, hat alle Grade der Feindschaft, der Bitterkeit, des Hasses gegen mich geübt, und mir endlich mein ganzes Vermögen geraubt. Aber damit ist der Unmensche nicht zufrieden. Jetzt triumphirt er laut über mich, und sucht in meiner Demüthigung seinen Stolz, in meinem Schmerze seine Wollust. Noch vor wenigen Augenblicken sah ich ihn; da hat er einen so triumphirend — höhniſchen Blick auf mich geworfen, daß er mir durch die Seele gegangen ist. Nun, Moriz, rufe ich Dir zu: räche Deinen Vater!

Moriz. Ja, ich will es; ich bin zu allem bereit. Was soll ich beginnen?

Rochus. Liebe die Tochter meines Feindes!

Moriz. Lieben? Höre ich recht?

Rochus. Ja, mein Sohn, lieben! Du hast schon den Anfang zu meiner Rache gemacht, und mir selber den Gedanken dazu eingeflößt. Das Mädchen, mit welchem Du auf dem letzten Ball so oft tanztest, das so oft verstohlen nach Dir hinblickte, das war die Tochter Fausts.

Moriz. Das niedliche blauäugigte Mädchen? Das trift sich erwünscht. Die will ich schon lieben. Und wissen Sie mein Vater, daß ich einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe? Ich müßte ein zu großer Neuling bey den Weibern seyn, wenn ich das nicht bemerkt hätte.

Rochus. Darauf gründe ich die Rache, die in meinem Innern kocht. Aber höre nun, wie Du sie lieben sollst. Schleiche Dich mit allen Deinen Künsten in ihr Herz ein, entflamme ihre Leidenschaften, raube ihren jungfräulichen Kranz, und schwelge Nächte hindurch mit ihr. Wenn Du dann gesättigt bist, wenn sie das Pfand Deines Genusses unter ihrem Herzen trägt, wenn sie ihre Schande bedecken will, und Dich ansieht, ihr Gatte zu werden, dann sprich zu ihr: ehelose Dirne, geh zu deinem Vater, und sage ihm, daß der Sohn seines Feindes Rochus dich entehrt, dich zum Ziel seiner Luste gebraucht, und dich dann verstoßen hat!

Moriz. (beutlich) Das er wartete ich nicht, Die Rache ist bitter!

Kochus. Noch nicht so bitter, als sie in meinem Herzen glühet. Zieh, mein Sohn, der einzige Trost, der in dieser schrecklichen Lage an meine Seele dringen kann, ist der Gedanke, daß ich an meinem Todseinde gerächt werden soll. Vollbringe diese Rache, und Du sollst ewig mein Liebling bleiben.

Moriz. Aber es wird schwer seyn, dem Mädchen anzukommen, da ihre Aeltern uns haßten; sie wird mich fliehen, sobald sie erfährt wer ich bin.

Kochus. Keine Schwierigkeiten, mein Sohn! Sie greifen mir ans Herz. Laß mich in Dir den talentvollen, den unwiderstehlichen Jüngling erkennen. Zeige es, daß Deine Anlagen entwickelt sind, daß Du auch das Schwere, das Verwickelte, das halb Unmögliche vollenden kannst. Zieh, mein Vermögen ist hin, aber Du sollst es nicht empfinden. Ich will darben, damit Du im Glanz leben kannst; ich will jährlich die Hälfte von dem, was mein Amt einträgt, sparen, damit ich Dir ein Erbtheil bereite. Nur erfülle meine Bitte, und räche mich! Es ist Pflicht, seinen Vater zu rächen.

Moriz. Nun wohl! ich will es! Ich will meine Kraft dazu aufbieten. Und vielleicht beda-

es derselben kaum. Ein Mädchen ist leicht zu besiegen.

Rochus. So wünsche ich Dich, Moriz! (umarmt ihn) Liebling meines Herzens! Nimm Du die Tochter, ich will den Sohn nehmen. Denn wiſſe, daß auch ich mein Geſchäft habe. Der Anfang iſt ſchon dazu gemacht. Wir wollen nun ſehen, wenn es am beſten gelingt. Haußt war ſtolz auf ſeine Kinder; ich muß ihn ſehen, wie er voll Jammer die Hände über ſie zuſammen ſchlägt, wie er ſich die Haare ausrauft, daß er Kinder hat. Spiel, Gewinn, Verluſt, berauſchendes Getränk ſoll ſeinen Sohn hinreißen; wilde Freunde, verſührerische Mädchen ſollen ihn in ein Labyrinth führen, und nur mit gebrandmarkter Seele, mit Schmach, mit Schande, mit ſcheußlichen Krankheiten beſteckt, ſoll er daraus zu ſeinem Vater zurückkehren.

Moriz. Sie ſind ein ſurchtbarer Mann; groß in der Rache, wie in allen andern Dingen.

Rochus. Du, und Paulina, ihr ſeid mein einziger Troſt, und ich habe euch jetzt zuſammen hieher kommen laſſen, um dieſen Troſt zu genießen. Geh, hole Deine Schweſter, und beſuche mit ihr den öffentlichen Spaziergang; ſie wird aller Augen auf ſich ziehen. Mein Herz iſt zerriffen. Ich muß mit meinen Kindern prahlen, ich muß zeigen, daß

mir noch etwas übrig geblieben ist, daß der liebenswürdigste Jüngling und das schönste Mädchen in dieser Stadt mir angehören.

Morig. Wenn dies auch nicht wäre, so will ich doch die Rollen, die ich zu spielen habe, so spielen, daß Sie zufrieden mit mir seyn sollen. (ab.)

Nochus. Rache soll unedel seyn. Aber wie vermag ich anders Ruhe zu finden, wie diese Hölle, die in mir brennt, auszulöschen? Soll ich mich nicht rächen, und vor Ingrinum sterben? Nein, ich darf kein Selbstmörder seyn, ich muß mein Leben erhalten; das ist Pflicht! (ab.)

Neunter Auftritt.

Essentielle Promenade, Gebüsch und Baumr. Spaziergänger gehen vorüber, und begegnen sich einander.

Mariane, Wagner, der sie führt, und Faust treten auf.

Faust. Viel Volk, viel Getümmel!

Wagner. Der schöne Tag hat die Menschen heraus gelockt.

Faust. Hier ist ein einsames Plätzchen, hier

wollen wir ausruhen, und des angenehmen Wetters genießen. (Sie setzen sich.)

Mariane. Ich bin selber ganz heiter geworden.

Faust. Nicht wahr: der Champagner macht Muth? Aber wenn wir auch keinen Champagner getrunken hätten, so müßten wir doch heiter seyn; was fehlt uns, Weibchen, sind wir nicht glücklich?

Mariane. Gottlob, wir sind's.

Wagner. Ja gewiß! Es möchten wenige unter den Lustwandeluden seyn, die sich so glücklich nennen können.

Faust. Nun, das freut mich, daß auch mein Wagner sich unstimmen läßt! Ist das nicht meine Tochter, die dort hinten herkömmt?

Mariane. Ja, sie ist; sie hat Lisetten bei sich. Vielleicht sucht sie uns.

Faust. Es ist ein trefliches Mädchen. Wie sie daher geht, geschmückt mit Unschuld, mit Zierlichkeit, mit jugendlichem Reiz.

Wagner. Und die es so wenig weiß, daß sie reizend ist; das ist viel werth.

Mariane. Bis jetzt war sie die Unbefangene selbst; an den Spiegel dachte sie nicht.

Faust. Weht nur Acht, wie viel Freier sich nun finden werden, da das Mädchen reich ist. Aber

wer nach ihrem Gelde freit, der bekommt sie wahrhaftig nicht!

(Theodora und Lisette treten hastwandelnd auf.)

Theodora. O wenn ich Dir glauben könnte, Lisette, da würde ich nicht so unruhig seyn. Ach da sind meine Aeltern! Kommt zu ihnen herangehauert, und vermagt sich vor Wagner.)

Mariane. Und Du hast Dich allein mit Lissetten bisher gewagt? Das thut ja sonst meine Theodora nicht.

Kauf. O laß sie! Heute müssen wir alle etwas ausgelassen seyn. Und vor Theodora bin ich nicht bange, die kann ja keinem Manne ins Auge sehen! *(Theodora schließt die Augen nieder.)*

Mariane. Wo ist denn Dein Bruder?

Theodora. Ich habe ihn dort in Gesellschaft einiger jungen Leute gesehn. Er wollte nicht mit mir kommen.

Kauf. Wo willst Du denn eigentlich hin, Mädchen?

Theodora. Ich wollte blos frische Lust schöpfen.

Kauf. Nun so geh! In der Nähe sehe ich Dich immer, jetzt möchte ich Dich gern etwas in der Ferne sehen. *(Theodora verneigt sich, und geht mit Mutter weiter. Kauf umarmt seine Frau.)* Sieh, Weib,

Das ist unsere Tochter! Wallt Dir nicht das Herz vor Freude? O Wagner, heirathe, heirathe! Es ist etwas Großes, etwas Göttliches, Menschen hervor gebracht zu haben!

Wagner. Wären alle Kinder, wie die Deinigen, und alle Gattinnen, wie Deine Mariane, ich würde gleich heirathen.

Mariane. (die ihm eine Verbeugung macht) Immer mehr Vollkommenheiten entdecken wir an unserm Wagner, sogar, daß er auch galant ist.

Faust. Ja, Wagner, ich schwöre Dir, mein jetziges Glück würde mir nicht halb so viel Freude machen, wenn meine Lieben nicht um mich wären, die Theil daran nehmen könnten.

Wagner. Sehr glaublich! Ein Paradies, worin man allein wäre, bliebe kein Paradies.

(Moritz und Paulina gehen vorüber, doch so, daß die Gegenwärtigen sie nur im Rücken wahrnehmen.)

Faust. Was ist das für ein Paar junger Leute?

Wagner. Ich kenne sie nicht.

Mariane. Ich auch nicht.

Faust. Das Frauenzimmer ist vortreflich gewachsen. Einen schönern Wuchs sah ich noch nie.

(Xaver kommt bald darauf Arm in Arm mit einem jungen Menschen, und im lebhaften Gespräch mit ihm.)

Hör er seine Hültern wahrnimmt, verläßt er seinen
Hegleiter.)

Faver. Warte doch einen Augenblick, ich
komme gleich zurück. Hier, liebe Mutter, will
ich meine Schuld bezahlen. Ich bin glücklich gewes-
sen; ich habe alles wieder gewonnen. (Laut Weid ab,
und sieht es ihr.)

Mariane. Hast Du denn wieder gespielt?

Faver. Ja, liebe Mutter, und so glücklich,
so glücklich! O ich bin so froh, wie ich noch nie ge-
wesen bin. Aber ich habe keine Zeit länger, (Laut
den Hut ab, und läuft fort.)

Mariane. Faver! Faver! Höre doch! Der
Ausgelassene hört mich nicht, und ich hätte doch
so gerne mit ihm gesprochen.

Kausl. Was giebt es denn?

Mariane. Er hat sich in ein Spiel eingelaf-
sen, und das gefällt mir nicht.

Kausl. Laß ihn! Heute verzeih ich ihm alles.
Ist doch dem Vater der Kopf vor Freude schwin-
delnd, wie soll es mit dem Sohne anders seyn! Ich
mögte ihn nicht leiden, wenn er heute den Kopf
hängen ließe. Dir selber, Weibchen, veragebe ichs,
wenn Du heute mit einem andern Manne lieb-
ängelst.

Mariane. Wirklich? Vor neunzehn Jahren warst Du so nachsichtig nicht.

Faust. Vor neunzehn Jahren war ich auch nicht so glücklich, wie heute. Zieh, über die Bäume dort mögte ich mich schwingen, so leicht fühle ich mich. Und wenn mir vollends einfällt, daß ich nun bald mein Amt abgeschüttelt habe, und daß ich dann ganz nach meinem Geschmack leben kann, o so — aber wer mögen denn die beiden jungen Leute seyn? Da kommen sie wieder her. Das Frauenzimmer ist wie eine Göttin. Die muß ich in der Nähe sehen. (Nicht auf, und geht näher nach dem Hinterbühne, wo er stehen bleibt.)

Wagner. Der Zug hat mir gefallen von Xaver, daß er seine Schuld sogleich bezahlte. Es bedurfte keines hohen Grades von Leichtsinne, um das Geld zurück zu behalten.

Mariane. Eines hohen Grades freilich nicht; aber ich mögte auch keinen niedrigen Grad davon bei ihm entdecken. Mein Xaver war bis jetzt ein musterhafter Jüngling, und sein Spielchen ängstigt mich.

(Morin und Paulina, gehen vorüber, und grüßen Faust.)

Dieser drückt die Veränderung aus, die beim Anblicke Paulinens in ihm vorgeht.)

Kaust. (zu sich) Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Der Anblick des Mädchens ist mir bis ans Herz gedrungen. Ich fühle mich wie zum Jüngling umgeschaffen. So schön ist ich noch keine. Ich muß sie kennen lernen! Aber Mariane! — Wie? Hundert und fünfzig tausend Thaler im Vermögen, und ich sollte den Trieben meines Herzens nicht folgen?

Wagner. Ich freue mich, daß er mit aufs Land geht; da wird sich ihm keine Gelegenheit zu Fehlritten darbieten.

Mariane. Das hoffe ich auch, und mir wird schon ganz bange in der Stadt. Sie glauben nicht, wie ich mich besonders jetzt sehne, in eine ruhige Einsamkeit versetzt zu seyn. (Die obigen eingeklammerten Worte werden zugleich geäußert.) Mein Mann scheint fortgehen zu wollen. Kommen Sie, Wagner! (gibt ihm den Arm) Hast Du Lust nach Hause zu gehen, lieber Mann?

Kaust. Oeh Du immer mit Wagner! - Ich will noch einen Freund besuchen.

Mariane. Du kommst doch bald?

Kaust. Allerdings! (Mariane und Wagner ab) Was ist das in mir? Welch ein klopfendes Herz, welche plötzliche Leidenschaft! Kampfen mag ich nicht mit ihr, denn ich würde ihr unterliegen. Ich

muß ihr nachtheilen. ich muß dem herrlichen Mädchen näher kommen. (ab.)

Zehnter Auftritt.

Theodora, Lisette (treten von einer andern Seite auf.)

Theodora. Da geht mein Vater. Es ist gut, daß er geht; in dieser schrecklichen Unruhe möchte ich nicht vor ihm erscheinen. O Lisette, ich fühle mich so geängstigt, wie ich noch nie gewesen bin.

Lisette. Warum denn?

Theodora. Hast Du ihn nicht gesehen? Das war er, der mich so einnehmend grüßte.

Lisette. Ich habe ihn recht genau angesehen. Es ist ein allerliebster, unweiderstehlicher Mensch.

Theodora. Ach, er hatte ein sehr schönes Mädchen bei sich.

Lisette. Sie sind auch schön.

Theodora. Sage mir das nicht! Ich fühle es viel zu sehr, daß ich nicht den zehnten Theil so schön bin, als sie.

Lisette. Sie können es mit jedem Mädchen in der Stadt aufnehmen. Hören Sie nicht, daß selber Ihr Herr Vater sagte, daß er Sie gern in der Ferne sehen wollte? Das war blos, um Sie mit andern Mädchen zu vergleichen, und sich an Ihrer Gestalt zu ergötzen.

Theodora. Du redest mir allerhand angenehme Dinge vor.

Lisette. Nichts, als was Wahrheit ist. Aber hören Sie auch daß er sagte, Sie könnten keinem Mann ins Auge sehn? Das gefiel ihm nicht. Und glauben Sie mir, Sie würden noch zehnmal liebenswürdiger seyn, wenn Sie so frei und dreist gegen die Männer wären, als wir andern Mädchen.

Theodora. Meine Mutter hat mir das nie gesagt, auch habe ich nie gewünscht, schön zu seyn. Aber jetzt wünsche ich, daß ich schön wäre, wie ein Engel; blos, um ihm zu gefallen.

Lisette. Da kommt er eben her.

Theodora. Wo? wo?

Lisette. Hier von der Seite; er kommt gerade auf uns zu.

Theodora. O, mein Gott, Lisette, sage mir, was ich machen soll, wie ich mich benehmen soll?

Lisette.

Lisette. Seyn Sie nur dreist und ungewungen; so recht fröhlich!

Theodora. Mein, das kann ich nicht. Mir wird ganz bange. Bleibe ja bei mir, Lisette!

Filfter Austritt.

Moriz tritt mit einem einnehmenden Wesen auf, und naht sich Theodora. Die Vorigen.

Moriz. (ihr die Hand tuend) Ich bin sehr glücklich, schöne Unbekannte, endlich Sie zu finden, nach der mein Herz schon mehrere Tage hindurch so sehnlich verlangt hat. Seit dem Ball, den Ihre Gegenwart beglückte, schwebt Ihr Bild, wie ein Engel Gottes, um mich.

Theodora. Sie scherzen mit mir; ich bin nicht so schön, daß mein Bild einen so tiefen Eindruck machen könnte.

Moriz. O wer vermöchte zu scherzen in einer Sache, von der das Glück unsers Lebens abhängt. Wenn Sie dies glauben, so kennen Sie die Gewalt dieser Reize nicht, die jedes Männerherz unwiderstehlich hinreißen müssen.

Theodora. Sagen Sie dies der schönen

Dame, die ich vorhin bei Ihnen sah; ihr kommt es zu.

Morig. Es war meine Schwester.

Theodora. Ihre Schwester? O wie freue ich mich! Ihre Schwester ist sehr schön.

Morig. Ja, sie darf ihre Gestalt zeigen, und manche Männer bewundern sie. Aber wenn sie gegen diese hier erscheinen sollte, wie würden ihre Reize dahin schwinden.

Theodora. So etwas darf ich nicht anhö-
ren. Wette wir wollen gehen.

Morig. Nein, ich kann Sie nicht fortlassen, ehe ich mein Schicksal weiß. (umfaßt sie mit einer Hand, während sie sich zu sträuben sucht) O wenn hinter dieser himmlischen Außenseite ein kaltes, graufames Herz verborgen wäre, wenn es unempfindlich gegen meine Leiden bliebe, ich würde der Unglücklichste aller Sterblichen seyn.

Theodora. Lassen Sie mich! Wenn wir hier bemerkt würden, wenn meine Kellern dies erfahren!

Morig. Wir sind hier an einem einsamen Ort, wo uns niemand bemerken kann, und ich muß erst mein ganzes Herz vor Ihnen aufschließen, ehe ich mich von ihm losreißen kann. Ich liebe zum erstenmal, und um so heißer und inniger. Zeit

wenigen Tagen bin ich von der Universität zurück-
gekehrt, von einem Ort, wo der verführerischen
Mädchen so viele sind; aber keine von allen hat
mein Herz gerührt. • Meiner Vaterstadt war es
aufbehalten, mir das Wesen zu zeigen, das für
mich geschaffen ist. Sie, Krone Ihres Geschlechtes,
haben mein ganzes Innere mit unwiderstehlicher
Leidenschaft erfüllt, und wenn ich keine Gegenliebe
finde, wenn das Herz unter diesem heiligen Busen
hier mir nicht entgegen schlägt, so bin ich in meinem
zwanzigsten Jahre schon hoffnungslos unglücklich.

Theodora. O mein Gott, Sie erschüttern mich. Aber was soll aus dieser Leidenschaft werden?

Moriz. Das glücklichste, das zärtlichste
Paar, das die Erde betritt, so bald Sie mir Gnade,
Liebe, Erhöhung zulächeln.

Theodora. Aber ich kenne Sie nicht, ich weiß nicht wem ich mein Herz öffnen soll. Sagen Sie mir, wer sind Sie?

Moriz. Ich habe nicht gefragt, schöne Unbekannte, wer Sie sind. Forschen Sie jetzt noch nicht, wer ich bin. O ich wünschte so sehr, daß bloß reine, heilige Liebe unser Band stiftete, daß kein Rang, kein Vermögen entschiede.

Theodora. Aber meine Aeltern —

W e r i g. Auch unsere Kelterner dürfen hier nicht

entscheiden; nur wir allein, nur unsre Herzen! Und wenn die sich gegen einander ergossen, wenn unsre Seelen gefühlt haben, daß wir für einander erschaffen wurden, dann wollen wir ihren Segen erleben. O lassen Sie mich das himmlische Wort aus Ihrem Munde hören, daß ich hoffen darf; daß Empfindung für mich in diesem unschuldsvollen Busen schlägt. Lassen Sie mich nicht hoffnungslos, nicht verzweiflungsvoll von hier gehen!

Theodora. (sich zu Lisette wendend, die in einiger Entfernung steht) Um Gotteswillen, Lisette, sage mir, was soll ich machen?

Lisette. Was besinnen Sie sich denn noch? Sagen Sie ihm doch, daß Sie ihm wieder gut sind, reden Sie doch die Wahrheit! der arme Mensch ist ja außer sich. *)

Moriz. Nun, Theuerste, sprechen Sie mein Urtheil, lassen Sie mich nicht länger auf dieser Folter der Ungewissheit.

Theodora. Ich bin sehr beschämt.

Moriz. Auch diese Beschämung ist hinrei-

*) Daß Theodora und Lisette nicht laut mit einander reden dürfen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Immer besser, daß man hier und in ähnlichen Fällen nur errath, als zu laut versteht.

send bei einem so reizenden Geschöpf; darf ich sie zu meinem Vortheil erklären?

Theodora. (mit niederschlagenem Blick.) Thun Sie es, edler Jüngling! Ich will nicht länger die Empfindung meines Herzens verhehlen. Sie sind der erste, der mir von allen Männern gefallen, der die erste Empfindung der Liebe meinem unerfahrenen Herzen eingeflößt hat.

Moriz. O welche himmlische Musik sind diese Worte für mich! Ich muß sie hinweg küssen von diesen Rosenlippen. (umarmt und küßt sie.)

Theodora. (sich wegwendend und halb leise) Gott, was war das! — Und wie ist mir! — Ich muß fort!

Moriz. Nein, Königin meines Herzens, erst sehen Sie meinem Glücke das Diadem auf, und bestimmen Sie mir den Ort, wo ich Sie wieder sehen darf. Wir müssen uns näher kommen, wir müssen die Verwandtschaft unsrer Seelen fühlen lernen. Bestimmen Sie mir, Theuerste, wo ich Sie wieder sehen soll.

Theodora. Nein, das kann, das darf ich nicht.

Moriz. Was hör' ich? Wollen Sie mich wieder herunterstoßen von dem Gipfel meines Glücks? Wollen Sie bange Zweifel in mir er-

reden, daß Ihr Geständniß nicht aus dem Herzen kam? Soll ich voll Verzweiflung hinweg gehen, daß ich so schrecklich getäuscht ward?

Theodora. (abgewandt) O mein Gott, was soll ich beginnen?

Lisette. (leise) Seyn Sie doch nicht eigensinnig! Lassen Sie ihn doch heute Abend in unsern Garten kommen!

Moritz. Wenn ich hinweg gehen muß, ohne daß ich weiß, wo ich Sie wiedersehen soll, so irre ich trostlos umher, und klage laut mein Schicksal an, daß mein Herz so grausam gefoltert wird. Nirgends werde ich Ruhe finden.

Lisette. (leise) Hören Sie? der arme Mensch kann sich noch Leides zufügen. Sagen Sie ihm doch, daß er kommen soll!

Theodora. (leise) Nein, das kann ich unmöglich.

Lisette. So will ichs ihm sagen. Soll ich?

Theodora. Ach Gott ja, wenn es nicht anders ist.

Lisette. (zu Moritz) Kommen Sie heute Abend um halb zehn Uhr an die Gartenpforte, die auf die Mühlenstraße geht. Ich werde Sie einlassen. (leise) Ich vermag viel bei meiner Namsell,

Moriz. Darf ich kommen, Einzige, Glücklichste?

Theodore. Sage ja, Lisette; ich kann es unmöglich. Ich muß fort, ich werde so unruhig.
(im Moriz) Leben Sie wohl! (geht mit einer Verbeugung ab.)

Lisette. (im Abgehen) Heute Abend um halb zehn Uhr. Vergessen Sie ja nicht!

Moriz. Nein gewiß nicht!

Zwölfter Auftritt.

Moriz allein. Geht stolz auf und nieder.

Der lebenswürdigste Jüngling, sagt mein Vater? Ja wirklich, das bin ich. Ich will den sehen, der es mit meiner Gestalt, mit meinen Talenten, mit meiner ganzen Lebenswürdigkeit aufnehmen soll. Da geht sie hin, die Ueberwundene! Ich war auf eine Belagerung gefaßt; es bedarf deren nicht. Die Festung wird beim ersten Angriff mit Sturm übergehen. Mit dem innern Feinde bin ich schon einverstanden. Und wer will mir widerstehen? — Was seh ich? Was ist das? Faust kommt mit mei-

ner Schwester daher, und redet so zärtlich mit ihr? Was bedeutet das? Das muß ich erfahren. (Versteckt sich hinter ein Gebüsch. Kaust und Paulina gehen im lebhaften Geirach vorüber.)

Paulina. Ich kenne Sie nicht, und habe meinen Bruder hier gesucht. Ich bin erst seit wenigen Tagen aus dem Kloster zurück gekommen, und weiß nicht —

Kaust. (schnell eintretend) Aus dem Kloster? Mein, göttliches Mädchen, vom Himmel sind Sie herabgestiegen, um einen Sterblichen hienieden zu beglücken. (Sie sind vorüber gegangen und man hört die letzten Worte noch von fern.) O wenn ich dieser Sterbliche wäre, wie würde ich diesen Vorzug belohnen!

Moriz. (wieder hervortretend) Habe ich recht gehört? Kaust in meine Schwester verliebt? das ist ja mehr, als wir uns im Traume einfallen lassen! Nun ist er in unsern Händen. Es scheint, als wenn der Zufall in unsre Plane eingreifen wollte. Ich muß hin, und meinem Vater dies verkündigen.

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz stellt die Hölle vor, bei halber Erleuchtung, und so fürchterlich, als sie vorzustellen werden kann. In der Mitte derselben sitzt Satanas mit einer Krone bedeckt, auf einem erhöhten Thron. Neben ihm unten am Throne steht der Herold der Hölle. Im Hintergrunde lodern Flammen zwischen Felsen hervor.

Satan. (langsam und mit tiefer Stimme) Ein Jahrhundert auf unsrer Erde ist nach der Rechnung ihrer Bewohner verflossen. Ich will das Ende desselben durch eine Versammlung meiner Fürsten und Mächtigen feiern.

Herold. Ein erhabener Gedanke, würdig deines großen Geistes!

Satan. So habe ich beschlossen! Viel sind in diesem Jahrhundert zu uns herabgestiegen, und das Ende desselben hat ganze Schaaren hieher gesandt. Ich will forschen, was meine Mächtigen

in meinem Reiche gethan, wie sie meine Herrschaft besetzt, und die Erbewohner meiner immer würdiger gemacht haben.

Herold. Nichts kann weiser, nichts majestätischer, nichts ruhmvoller erdacht werden.

Satan. Sodann will ich ihnen verkündigen, was ich selber that und noch thun will.

Herold. Es wird das Erhabenste, das Größte seyn, was je ein schöpferischer Geist ersand; es wird die Thaten der kleinern Fürsten in der Hölle unendlich weit hinter sich lassen.

Satan. Schon habe ich meine Schaaren in die Welten ausgesandt, damit sie die Herrscher der Hölle zu der Versammlung vorbereiten.

Herold. Was befehlt Deine Majestät, das ich jetzt beginnen soll?

Satan. Erhebe Dich auf einen Felsen, wende Dich mit zuckendem Blicke gegen die vier Zeiten der Unendlichkeit, und laß das Zeichen zur Versammlung erschallen! (Der Herold schwingt sich auf einen Felsen hinter dem Thron Satanas, wendet sich unter Thron gegen die vier Himmelsgegenden, und läßt einen scharfen, sanftenden, durchdringenden Ton hören, auf welchen ein Donnerstag folgt. Mit dem Donnerstlage fahren von allen Seiten die Satane herbei, und stehen um den Thron.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Magog, Belial, Eebub, Abdon, mit Aepyon. Melech, Gog, Dragon, mehrere Teufel, ohne dieselben.

Satan. Fürsten der Hölle! Unüberwindliche Beherrscher des Erdballs! Ich habe Euch zu mir versammeln lassen, um von Euch zu erforschen, was ihr in dem verfloffenen Jahrhundert auf unsrer geliebten Erde vollbracht habt? Hebe Du an, Magog, und erzähle Deine Thaten!

Magog. Ich bin es würdig, Satanas, daß Du zuerst mich hervorruft. Du weißt, ich bin der Herrscher des Krieges, und schlachte die Menschen zu ganzen Schaaren. Uberschaue jene unendlichen Gefilde, und Du wirst Millionen finden, die aus der Wuth der Schlacht in Sünd und Missethat zu uns herabgefahren sind.

Satan. Du erfreuest mein Herz, Magog! Ich will jene Gefilde durchwandeln, ich will selber erforschen, was Du für mein Reich thatest, und wie viel Bewohner Du hieher gesandt hast.

Magog. Wisse, Satanas, im Anfange, in der Mitte, und am Ende dieses Jahrhunderts habe ich die Flamme des Krieges fürchterlich angeblasen,

habe ganze Weltheile damit bedeckt, habe mich in ein Meer von Blut und von Thränen untergetaucht. Vernahmst Du das unendliche Geschrei des Jammers, der Qual, der Verzweiflung, das von den Schlachtgefilben gen Himmel emporstieg? Hast Du das bleiche, grinsende Elend, den entfleischten Hunger, die martervolle Krankheit gesehen, die darauf folgten? Kennst Du den unendlichen Seufzer, die blutige Thräne des Grams um die Gebliebenen? Ich war der Schöpfer davon.

Satan. Ja, Magog, Du bist ein Schöpfer! Nenne Dich so, Du verdienst es!

Magog. Ich habe das Ohr der Monarchen verstopft, daß sie das Jammergeschrei der Menschheit nicht hörten, ich habe ihr Auge verblendet, daß sie das Blutbad nicht sahen, in welchem sie wandelten; ich habe in ihr Herz heißen Durst nach Sieg, nach Ruhm, nach Eroberung gegossen, ich habe ihrer Seele den Wahn eingehaucht, daß sie für Religion, für den Ewigen dort kämpften, wenn sie ihre Beherrschten sich unter einander erwürgen ließen. Satan, habe ich genug gethan?

Satan. Du bist mein Geliebter, mein Auserkorrner, und ich erkläre vor der ganzen Hölle, daß du würdig seist, an meiner Seite zu herrschen. Fahre fort in deinem erhabenen Geschäfte, laß das

künftige Jahrhundert von Krieg, von Jammer, von Elend schwanger seyn, wie das verfllossene, dünge die Erde mit Blut, laß sie einen großen Kirchhof, ein großes beschleunigtes Grabmal für ihre Bewohner werden!

Magog. Das will ich, Satan! Ich will mich deiner würdig beweisen!

Satan. Und nun vernimm noch einige Lehren, die aus der Tiefe meines Geistes geschöpft sind! Wache über die Fürsten und Könige der Erde! Gieße den Wahn in ihr Herz, daß der erhabenste Ruhm darin bestehe, groß im Kriege zu seyn. Flöße ihnen unaufhörlich den Gedanken ein, daß alle Bewohner der Erde ein Gesetz über sich haben, daß sie allein davon ausgeschlossen sind, daß sie allein das Recht des Stärkern müssen entscheiden lassen. Ersticke jedes Gefühl in ihnen, das diesem widerspricht! Aber vor allem laß nie den Gedanken in ihnen erwachen, ein Gericht über sich zu setzen, das ihre Streitigkeiten ohne Blut schlichte! In einem kleinen Lande richtet es schon über die Fürsten; wehe Dir, wenn dies in einem Welttheile geschieht! Dann ist dein Reich allda auf ewig zerstört! Meine höchste Ungnade, Magog, wenn je die Monarchen eines Welttheils einen Gerichtsstuhl erheben, der nach Gerechtigkeit ihre Fehden

entscheidet! Tritt nun hervor Belial, und sage an, was Du auf unserm Erdball gewirkt hast?

Belial. Obwohl Magog, der Stolz, sich würdig befunden hat, früher zu reden, als ich, obwohl Du ihn selber zuerst nanntest, so darf doch ein Geist, wie ich, kühn mit ihm um den Rang streiten. Ich bin der Beherrscher der Erdengerechtigkeit, ich gebiete nicht im Kriege allein, auch im Frieden.

Satan. Ich verkenne Deine Größe nicht, ich weiß, daß Du unendlich viel zu wirken vermagst, daß Du tropfenweise das Mark der Sterblichen aussaugst.

Belial. Und dennoch nanntest du Magog zuerst? (lacht inbrünstig.) Ha! die Hölle ist verblendet, wie die Erde! Sie wähnt, wie diese, der Ruhm im Kriege erworben sei der höchste! Ha! (zu Magog.) Was bewog Dich, Du Stolz, Dich über mich erhaben zu glauben? Wisse, Verblendeter, daß ich nicht Fürsten und Könige allein, daß ich alle beherrsche, die Gewalt auf Erden haben, einen Widerspruch zu thun!

Magog. Du wagst es, Elender, mich zu schmähen, mich, der ich auf meinen Vorbeeren ruhe?

Belial. (lacht grinsend.)

Satan. Eure Zwietracht erfüllt meinen Busen mit Wollust. Fürsten der Hölle, so lieb' ich Euch!

Belial. Höre mich an, Satan, was ich that. Du weißt, daß die Menschen durch Milde und sanfte Beherrschung besser, durch Strenge und Grausamkeit schlimmer werden. Darauf habe ich den Grund zu meinem großen Gebäude gelegt, die Menschen unter sich selber hinab zu ziehen. Ich habe allen Räktern und Gewalthabern den Wahn eingehaucht, daß sie durch Strenge und grausame Strafen besser werden.

Satan. Trefflich erfonnen, werth eines so tiefgrübelnden Geistes, als Belial ist!

Belial. Und wähnst Du etwa, daß es bei der bloßen Lehre blieb? Steig hinauf zur Oberfläche der Erde, und schaue, wie sie darnach handeln. Sieh, wie ihre Bewohner in Kerkern schmachten, wie sie unter Stäben und Geißeln den Nacken beugen, wie sie zum Hochgericht geführt werden, und unter Martern ihren Geist aushauchen. Satan, was die Menschen unter ihren Obern leiden, das verdienen sie bald. So zieh ich sie immer tiefer zur Verworfenheit hinab, und mache sie der Hölle würdig.

Satan, Großer Belial, Du hast in meiner

Seele gelesen; ich selber vermöchte nicht sinnreicher für mich zu arbeiten.

Belial. Vor allem habe ich auf die gewürkt, die Magog zu beherrschen wähnt. In der Stunde der Weisung ist die Erde mit Blutenden bedeckt, deren Jammergeschrei gen Himmel schallt, und die oft um eines Eherfains willen, das sie in Mangel und Dürftigkeit entwandten, ihren Geist unter zahllosen Weiselhieben aufgeben. Für Vater- und Muttermord giebt es bei ihnen keinen Grad der Strafe mehr, und wenn ich selber die Marter ersände. So vertilge ich allmählig den letzten Keim des Guten in ihnen, und wenn Magog sie aus der Schlacht hieher sendet, so habe ich sie vorher schon zur Hölle vorbereitet. Er mordet nur die Leiber, ich morde die Seelen.

Satan. Ich sinne auf einen Lohn für Dich, Belial, denn ich fühle ganz, was Du gethan hast. Und damit du siehst, daß ich in dein Werk eindringe, so höre noch einige Regeln von mir. Laß jene Weisungen, laß alle Martern der Menschen öffentlich im Angesichte von Tausenden geschehen; dann gewöhnen sich die Schauenden daran, dann werden sie alltäglich, und das Herz der Sterblichen härtet sich allmählig gegen sie ab. Suche von neuem die Tortur einzuführen, und beginne damit,

daß

daß jeder Angeklagte so lange gezeißelt werde, bis er das Verbrechen gestanden hat. Verbreite die Lehre, es sei besser, daß ein Unschuldiger leide, als daß ein Schuldiger der Strafe entgehe! Mache alle Gewalthaber auf Erden zu Zuchtmeistern, und Du wirst sehen, ob das Menschengeschlecht nicht aus Süßlingen bestehen wird.

Belial. Sehr weise gesprochen, Satan! Ich fühle, Du überschauest das Ganze, und hast es empfunden, was ich that.

Satan. Ich komme zu Dir Sebub, Beherrscher des Priesterthums! Was hast Du auf unsrer Erde vollbracht?

Sebub. Ich arbeite noch immer an den Priestern, und säe statt des Gesetzes der Liebe, Glaubenslehren aus. Ich unterdrücke in Gegenden, wo es noch dunkel ist, alles, was Licht anzünden kann, und lehre die Kinder, statt der Barmherzigkeit mit jedem Geschöpf, dunkle Sprüche.

Satan. Und weiter hast Du nichts gethan?

Sebub. Ich habe in einem großen Lande eine Christenverfolgung hervorgebracht, und aus einem kleinen fromme Menschen um der Religion willen vertreiben lassen.

Satan. Zahre fort!

Sebub. Ich habe in einem Lande der Freiheit eine Zauberinn —

Satan. Eine Zauberinn? Eine nur? Schweig, Elender! Dies war Dein ganzes Geschäft: und Du wagtest, vor mir zu erscheinen? Wo ist meine Inquisition? wo sind die Tausende von Scheitershausen, die der Hölle entgegen dampften? wo sind die Religionskriege? Rede, Elender! Hast Du nur einen Philipp, nur einen Alba erschaffen? Und Du, mein geliebter Torquemada, soll Dein Andenken ganz vergessen seyn? O was habe ich sehen müssen! Duldung blüht auf meiner Erde auf; die Religionen leben friedlich unter einander, und die unterirdischen Martergewölbe —

Sebub. Höre mich, Satan; in Portugal, und —

Satan. Schweig, Nichtswürdiger! Ich will das Jammergeschrei gemarterter Menschen nicht von den Grenzen der Welttheile allein, ich will es von allen Gefilden der Erde erschallen hören! Ich will einen Hilbebrand, einen Alexander, den Zechsten an der Spitze der Religion sehen! Und was muß ich jetzt erblicken? Weh! Du bist unwürdig Deines Fürstenthums, und ich entfere Dich desselben im Angesichte der Hölle. Belial, ich sann auf einen Lohn für Dich; ich habe ihn gefunden.

Sei fortan der Beherrscher Sebubs, treibe sein Werk, und erschaffe von neuem, was er vernichten ließ! Du aber Sebub, hebe Dich sogleich weg aus meinem Angesichte, daß mein Grimm nicht über Dich komme. (Sebub fährt mit Scheut durch die Luft hinweg.)

Abdon. Ich zittere, Satan, und vermag kaum, meine Thaten zu erzählen.

Satan. Erzähle sie, und fürchte nichts! Sebub hat seit den vorigen Jahrhunderten schon meine Rache verdient; Du aber warst immer mein Vetreuer, und erschuffst an jedem Tage tausendfache Qualen für die Sterblichen.

Abdon. Ja Satan, das that ich, ich der Schöpfer des Hungers, der Plöthe, und alles Jammers, den der Mangel hervorbringt. Du weißt, der Ewige hat die Erde so segensreich erschaffen, daß zwiefach so viel Sterbliche, als sie jetzt trägt, in Fülle darauf leben könnten. Aber vernimm mein Wort, und staune! Das Menschengeschlecht darbt mitten im Ueberflusse, es steht in einem Meer, und durstet; so weit hab' ich's gebracht!

Satan. Und Du zittertest, zu reden? Das durstest Du nicht! Du bist ein großer, weit herrschender Geist!

Belial. Rühme ihn nicht, Satan! er hat

dies nur im Tunde mit den Fürsten und Gewaltigen, die ich beherrsche, vermogt.

Abdon. Schweig, Reidischer, und schau die Selbstmörder auf jenen Gefilden! Ihre zahllose Schaar ist durch mich zu uns herabgestiegen. Ich habe sie durch Mangel und Elend und Jammer gepeitscht, bis des Lebens Becher glühend an ihren Lippen ward, und sie ihn voll Verzweiflung hinweg schleuderten. Höre mich Satan! Ein kleiner Theil von Sterblichen schwelgt auf der Erde; die übrigen Millionen nagt der eiserne Mangel, und saugt das Blut aus ihren Adern. Und weist Du, wie ich dies vollbringe?

Satan. Erzähl' es laut, Abdon! Ich selber kann von Dir lernen.

Abdon. Wenn der Krieg wüthet, so laß ich den Segen der Erndten wechselseitig, bringt der Feind heran, in Flammen ausflodern, oder in die Tiefe der Wasser versenken. Ich verblende die Augen der Kriegenden, daß sie durch keinen Vertrag der Vernichtung wehren. Ich gewinne die Besieger der Erde, daß sie ihre Schätze auf Kornböden vermodern lassen, um damit zu wuchern; ich lehre die Fürsten, ihre Grenzen bewachen, damit die Fülle des einen Landes nicht in das andere hinüberfließe, und gebe die Gesetze in die Hand derer, welche die

Gefilde der Erde besitzen, Sieh, Satan, so können wenig Mächtige durch Hunger das Mark eines ganzen Volks ausfangen.

Satan. Ihr habt mich entzückt, Fürsten der Hölle, und ich vermag mich nicht länger zu halten. Vernehmt nun auch, was ich that, ich, der das Ganze beherrscht, und in alle seine Theile eingreift. Vernehmts und staunt! In einem Lande der Erde wollte Freiheit aufblühen, und brach unaufhaltsam mit einer Kraft hervor, wie sie noch nie in unsrer Welt erschien. Freiheit, wißt ihr, macht das Menschengeschlecht edler und göttlicher; sollte ichs dulden? Unterdeß die Erde staunte, unterdeß die Sterblichen sich in dem Trank berauschten, und selbst die Monarchen entzückt waren, verfälschte ich ihn, und goß Gift aus der Hölle hinzu. Da standen die Leidenschaften wie Ungewitter gegen einander auf, da hob die Zwietracht gräßlich ihr Haupt empor, da wurden mitten im Jubel der Freiheit Greuel begangen, wie kaum die Sclaverei sie hervor zu bringen vermag.

Magog. Du bist ein erhabner Geist, Satan, Du entflammst zu großen, geheimnißvollen Thaten.

Belial. Ja, Satan, Du bist würdig, die

Hölle zu beherrschen, und Geister an Deinem Thron zu sehen, wie wir sind,

Satan. Vernehmt weiter, was ich that. Ich erweckte unter den Sterblichen eine Anzahl Seelen, die in den Geheimnissen der Hölle eingeweiht waren, die nach Blut und Grausamkeit dursteten. Kommt hervor ihr Schatten, und zeigt euch meinen Fürsten! (drei dunkle Schatten kommen unter Scheit aus dem Hintergrunde hervor.) Seht, dies sind drei von meinen Geweihten, die den Quell der Freiheit vergiftet haben. Robespierre, Marat, und Collet d'Herbois war ihr Name auf der Erde. Ich biete euch Trost, ihr Fürsten der Hölle, grausamer, als sie zu seyn. Die grauen Haare des Alters, das Lächeln der Kindheit, die Schönheit des Weibes, der Geist des Mannes, nichts vermogte sie zu rühren. Des war eine gräßliche Freude für mich, als sie mir täglich Ströme von Blut epferten, als das Wasser und die Erde ihre Greuel sah, als die Sterblichen vor der Freiheit zu schauern begannen, und die schönste Tochter des Himmels auf ewig gebrandmarkt ward,

(Die Satane erheben ein wildes Jubelgeschrei; großer Sturz der Hölle, erhabener Monarch! schau daraus hervor.)

Abdon. Wir staunen Deine Größe von Jers

ne an, Satanas, und vermögen sie kaum zu fassen! Selbst der Ewige muß Dich bewundern, und sein Reich durch Dich beengt fühlen.

Satan. Ja, das muß er, und ich schwöre bei meiner ewigen Herrschaft, es immer mehr zu beengen. Seht, jene schwachen Sterblichen haben mit mir gegen ihn gekämpft. Schaut sie an!

Schaut die gräßlichen Despoten,
Heterall vom Menschenblut betraunt!
Um sie liegen hundert tausend Todten
Zum Gerichtstag furchtbar aufgeschauet.

Schaut sie an, und heißt sie willkommen!

Die Satane. Willkommen in der Hölle,
willkommen, ihr Schatten, in Satans Behausung.

Magog. Willkommen, ihr Todten, in unserm Mund!

Es lechze die Zung, es lechze der Schlund!

Es heule nun ewig der geifernde Mund.

(Die Schatten heulen.)

Satan. Erhebt euch iht fort aus unserm Angesicht, und stürzt euch wieder in den Pfuhl der Verzweiflung! (Die Schatten schweben unter Gehul zur Vertiefung der Hölle, und versinken auda.) Ihr aber, mächtige Mitsstreiter in meinem Reiche, vernehmt weiter, was ich that. Aus dem Blute der Untertha-

nen ließ ich Königsmord hervorgehen, aus dem Königsmord einen schrecklichen blutigen Krieg, der einen ganzen Welttheil erschütterte. Nun ist die Freiheit vor der ganzen Erde gräßlich entstellt, nun zittern Herrscher und Beherrschte, wenn ihr Name genannt wird, nun wird sie ewig das Menschengeschlecht nicht veredeln. Das habe ich gethan!

Die Satane. Es herrsche Satan, er herrsche ewig, ewig, ewig!

Satan. Ich erzähle nicht weiter, was ich in diesem Jahrhundert vollbrachte, nicht, wie ich den Thron der Fürsten mit einer ewigen Wolke umgab, daß sie nie ihre Unterthanen sahen, nicht, wie ich den Pfad der Gerechtigkeit so dornigt machte, daß tausende lieber Unrecht duldeten, als Hülfe bei ihr suchten, nicht, wie ich die Rettung der Sklaven in den heißen Welttheilen durch meine Geweihten hintertrieb; alles dies verschweige ich. Aber was ich jetzt thun will, das muß ich euch entdecken. (nach auf). Ich will etwas vollbringen, was die Erde, und die Hölle noch nie sah, was die Bewohner der Erde nur träumten, um uns Menschen zu opfern: ich will einen Sterblichen so weit bringen, daß er einen Bund mit mir macht.

Die Satane. Das kannst Du nicht, Satan!

Satan. Das kann ich nicht? Echt, Meister, das Hohngelächter des untersten Pöbels in der Hölle will ich werden, wenn ich nicht vollende was ich beschloß. Ich habe mein großes Geschäft schon begonnen, schon den Sterblichen mir ausgewählt, der auf der Erde noch mein werden soll. Zweifelt ihr? Mit allen Leidenschaften, mit Haß, mit Liebe, mit Nachsicht, mit Furcht, mit Ehrgeiz, mit Geldburch, mit Hoffnungslosigkeit, mit Verzweiflung will ich ihn so lange geißeln, bis er den Ewigen verläßt, bis er Hülfe bei mir sucht, und ihn dann, wenn er den Becher aller Laster ausgeleert hat, im Triumph hieher führen.

Selial. Vermagst Du dies zu vollenden; Satan, so wird Dein Name groß vor der ganzen Hölle seyn, und in alle Ewigkeit wird man dieser That gedenken.

Satan. (setzt sich) Redet nun, ihr kleinen Geister! Melech was hast Du auf der Erde vollbracht?

Melech. Ich habe Männer erschaffen, die den Jungfrauen ihre Unschuld, und den Frauen ihre Ehre raubten; Ich habe Weiber mit schönem Antlitz und ohne Herzen hervorgebracht, die eine Geißel für das männliche Geschlecht wurden.

Satan. Weg, was thatest Du?

Wog. Ich habe über einen Sterblichen, den keine Verführung, keine Lockung der Dösen zu besiegen vermochte, so viel Leiden, so viel Elend gebracht, daß er sich vor Verzweiflung dem Laster in die Arme warf, um Linderung zu finden.

Satan. Was waren Deine Geschäfte, Dragon?

Dragon. Ich habe einem Mächtigen alles Gute, was er that, mit so viel Undank lohnen lassen, daß er geschworen hat —

(ein langer durchdringender Donner erschallt, und die Hölle sanft an zu beben.)

Satan. Was hör ich? Hercht! was ist das? Weh uns! Der Ewige geht durch die Schöpfung und kommt bei der Hölle vorbei. (Der Donner schallt weiter.) Ja, es ist der Ewige; ich kenne sein Wandeln im Raume der Unendlichkeit. Flieht, ihr Geister, verbergt euch in die Klüfte der Hölle. (die Hölle wird heftiger erschüttert, die Satane kriechen ein Schreck, und fahren hinweg. Satan sinkt hinunter, sein Thron bricht über ihm ein, und die Massen der Hölle stürzen unter Donnererschlägen zusammen.)

Zweiter Auftritt.

Zimmer in Savitz's Hause. Wagner kommt gedankenvoll mit Hut und Stock herein, sieht sich um, und legt den Stock ab.

Schon als Knaben schreckten mich fürchterliche Träume; auch dem Jüngling hat das rollende oder stoßende Blut oft in der Mitternacht schwer das Herz umlagert. Aber einen so drückenden, seelenangreifenden Traum hatte ich noch nie. Und dieser Traum mußte grade Dir gelten, Faust! Was sieht Dir bevor, was macht mich so ängstlich um Dich? (lehnt den Kopf gedankenvoll an die Wand.)

Dritter Auftritt.

Mariane. Wagner.

Mariane. (im Herbeistreichen.) Ich habe doch jemanden kommen hören. — Zieh da, Wagner! (begreifen sich) das war eine gedankenvolle Stellung!

Wagner. Ich bin es wirklich.

Mariane. Nun, und warum?

Wagner. Eine große Kleinigkeit hat mich so tiefsinnig gemacht: ein Traum.

Mariane. Erzählen Sie ihn; ich verstehe mich etwas auf das Deuten der Träume.

Wagner. Er ist nicht von der gewöhnlichen Art. Hören Sie, aber deuten Sie nicht! Ich war nicht auf der Erde, sondern in einem Winkel des unermesslichen Raums, wohin kaum noch ein Strahl von einem Stern reichte, und hatte nur einen Freund bei mir. Wir irrten in den unendlichen Leeren bangsam herum, und waren beide nur mit einigen Fäden an die Schöpfung gebunden; ich zitterte, daß sie reißen und wir in den Abgrund versinken mögten.

Mariane. Das ist ein seltsamer, hochfliegender Traum!

Wagner. Ja, er war seltsam und bedeutungsvoll. Plötzlich befand ich mich mit meinem Freunde an den Pforten der Hölle, die wie ein grenzenloses Ungeheuer einen weiten Rachen mit vorschießender Gluth gegen uns aufsperrte. Meine Angst stieg höher, und mit Entsetzen sah ich, daß mein Freund an den Fäden, die von ihm zur Schöpfung hinüberliefen, heftig riß. Scheußliche Fantomen, die ihn umschwebten, vermogten ihn dazu, und ein Faden nach dem andern ward zers

sprengt. Ich stand wie angewurzelt, und vermochte nicht, ihm zu helfen. Endlich zerriß der einzige letzte Faden, und mit namenlosem Grauen sah ich meinen Freund in den feurigen Schlund hinuntersinken. In demselben Augenblicke fühlte ich mich, wie durch einen unendlichen Schwing, in die Höhepfung zurückgeführt, und erwachte in kaltem Angstschweiß.

Mariane. Das ist wirklich ein schrecklicher Traum. Kannten Sie den Freund nicht?

Wagner. Nein!

Mariane. Ich wollte, Sie hätten mir nichts erzählt; der Traum vermehrt meine Bangigkeit. Erfahren Sie, Wagner, daß kein bloßer Traum, daß die Wirklichkeit mich sehr unglücklich macht. Mein Gemahl, mein sonst so wohlwollender, freundlicher Hausr, ist ein ganz anderer Mann geworden; kalt, auffahrend, tiefsinnig, und mürrisch vorzüglich gegen mich: so seh ich ihn täglich.

Wagner. Eilen Sie, aufs Land zu kommen; Sie hält ja nichts mehr zurück.

Mariane. Uns hält nichts mehr; mein Mann hat eine ehrenvolle Entlassung aus seinem Amte erhalten, und wir könnten sogleich abreisen.

Nur er zögert, Gott weiß warum? Und meine
Kinder — o Wagner, ich bin sehr unglücklich!
(legt ihren Kopf auf seine Schulter.)

Vierter Auftritt.

Faust der Vorigen getreten ist und die letzten Worte gehört
hat. Die Vorigen auseinander fahrend, als
er ihre Stimme hört.

Faust. Unglücklich? Warum bist Du un-
glücklich? und welche Vertraulichkeit? Soll ich
Dich auch von dieser Seite kennen lernen?

Mariane, Ich verstehe diese Worte nicht,
und will ihrem Sinne nicht nachspüren.

Faust. Ich will ihn Dir sagen: es ist nicht
fein, daß ein Weib sich unglücklich nenne, und an
einen andern Mann sich anschmiege.

Wagner. Ich verlasse Dich, Faust!

Faust. Verkenne die Weiber nur nicht auch!
Sie schmeißen sich bald in das Herz der Männer
ein, verheirathete, und unverheirathete; und die-
se hier macht keine Ausnahme.

Mariane. (mit Würde) Nein Faust, das er:

frage ich nicht! Sei kalt, sei zurückstoßend, aber
weirße nie an meiner Ehre!

Kaust. Auch dann nicht, wenn ich Dich an
dem Busen eines andern finde, wenn Du bei dem
Ton meiner Stimme schnell von ihm zurückfährst?

Wagner. Um Gotteswillen Kaust, welche
Gedanken steigen in Dir auf! Du irrst mehr, als
je ein Sterblicher geirrt hat.

Kaust. Du magst unschuldig seyn, Wagner,
aber Du kennst die Weiber nicht. Sie lieben die
Abwechslung, und die meinige, sech ich, gehört zu
dem gewöhnlichen Schlage; sie sucht sich einen an-
dern.

Mariane. O mein Gott, das ist schreck-
lich! diese Worte sind Dolchstiche für mich, und ich
kann sie nicht länger anhören. Helfen Sie mir,
Wagner! (schwankt ohnmächtig nach der Thür.)

Wagner. (Indem er sie langsam hinausführt)
Kaust, Du versündigst Dich ohne Maß, ohne
Ziel an Deinem edlen guten Weibe, (draußen) Hi-
fene! Hülf!

Fünfter Auftritt.

Jauß allein.

Ich habe sie fürchterlich gekränkt. Aber was soll ich beginnen? Ich kann nicht anders, nein, ich kann nicht anders! Warum hat das Schicksal mich auf immer an sie gekettet? Warum länger, als mein Herz an ihr hängt? Sie hat es nicht zu erhalten vermocht, und ich bin unschuldig, daß es jetzt einer andern gehört. Sie ist meine schrecklichste Feindin geworden! Sie tritt zwischen mich und Paulina, sie ist das unübersteiglichste Hinderniß, daß Paulina nicht mein werden kann! Soll ich die Gelegenheit nicht ergreifen, es hinweg zu schaffen? Soll Mariane an meiner Seite bleiben, und das himmlische Mädchen auf ewig von mir verschweigen? Nein, ich muß sie besitzen, und wenn der Erdall sich dazwischen lagerte! Wie mein Herz ihr entgegen fliegt! — (nach der Thür) bald kommt die Stunde, wo ich sie sehen darf. Hin an den Ort, den ihre Gegenwart heiligen wird! (ab.)

Ende

Sechster Auftritt.

Zimmer im Wirthshause. Xavier an einem Tische im Hintergrund. Kaver unter ihnen, pointirt. Man hört die gewöhnlichen Spielerausdrücke, und bemerkt die Ausbrüche der Leidenschaft. Nach einer Weile tritt Kaver, blaß und unordentlich im Anzuge, mit seinem Spielreunde Stup vom Tische weg.

Kaver. Wieder verloren! Das ist erschrecklich! Nun sind die hundert Ducaten auch weg, die ich von dem Juden Nathan habe. Stup, ich bin ganz rasend, ich möchte mir eine Kugel durch den Kopf schießen.

Stup. Sage: va banque! Entweder nichts, oder alles!

Kaver. Soll ich?

Stup. Ihu es! Dein Vater ist reich; was kümmerst Du Dich, um die Paar hundert Louis d'or mehr oder weniger.

Kaver. (tritt zu dem Tische zurück und sagt: va banque! Alle Augen richten sich auf ihn.)

Banquier. Wer sagt: va banque?

Kaver. Ich.

Banquier. Wer sind Sie?

Xaver. Ich heiße Xaver Faust, und meinen Vater kennt jedermann,

Danquier. Den reichen Faust? Nun gut! (werft die Karten herum) Ich gewinne!

Xaver. (vom Tische zurücktretend) O mein Gott!

Danquier. Was ist?

Xaver. Ich habe so viel Geld nicht bei mir.

Danquier. Was? Und sagen: *va banque*? Und wollen meine Casse sprengen? (unwilliges Geknurre mit geizt Xaver.)

Xaver. Ich werde bezahlen!

Danquier. Das heße ich auch. Papier und Feder! der *Marqueur* bringt es; er schreibt: Hier, mein Herr, unterschreiben Sie. In diesem Beutel sind 200 Louisd'or, in jenem 200, und hier liegen 90 auf dem Tische, machen 520 zusammen. Hier! (Xaver unterschreibt, und reißt seinen Freund Etup an der Hand mit sich fort.)

Xaver. Ich bin verloren, ich bin voll Verzweiflung, ich wollte, daß mich die Erde verschlänge!

Etup. Ei warum nicht gar! Dein Vater kann bezahlen; der hat Geld genug. Komm! Du hast heute Unglück! Wir müssen uns erholen. Komm mit zur Lothringischen Caroline! Nicht wahr, bei dem Mädchen vergißt man alles?

Xaver. Ja, zur Lothringischen Caroline!
Komm, komm! Ich muß mich erholen! (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Theodora's Zimmer. Theodora kommt etwas blaß herein und trocknet sich die Augen. Ihr ist bei der ganzen Unterredung das Weinen nahe. Lisette folgt ihr.

Theodora. Laß mich nicht allein, Lisette!
Es liegt mir so schwer auf dem Herzen, als wenn
ich einen Mord begangen hätte.

Lisette. Sie sind gar zu gewissenhaft; was
kummern Sie sich doch?

Theodora. Kein Kummer, kein Schmerz
kann gerechter seyn, als der meinige. Ich vermag
nicht länger zu schweigen, ich muß mich Dir entde-
cken; es bricht mir sonst das Herz. Lisette, was
ich verloren habe, das findet man nie wieder.

Lisette. Ich verstehe; aber was ist das wei-
ter? Viel tausend Mädchen haben eben das verloren.

Theodora. Ich weiß noch mehr; höre mir
aufmerksam zu. Der, welcher mein Herz, meine
Unschuld, meine Ehre geraubt hat, ist der Sohn

von dem Todfeinde meines Vaters, ist der Sohn Nochus.

Lisette. Er ist auch zugleich Ihr Bräutigam, und das wird zur Versöhnung führen. Eilen Sie nur, daß Ihre Vermählung zu Stande kommt; es mag im Stillen seyn, oder öffentlich.

Theodora. Höre nun das Schrecklichste! Moriz, dieser einschmeichelnde Jüngling, der mein Herz so unwiderstehlich an sich gerissen hat, der mich so unendlich zu lieben schien, dieser Moriz ist kalt gegen mich geworden.

Lisette. Das giebt Ihnen Ihre traurige Stimmung nur ein.

Theodora. O nein, es ist die traurige Wirklichkeit. Und wem soll ich mich entdecken? Meiner Mutter? Ach, sie ist ohnehin schon so unglücklich, und ich würde ihr einen neuen Dolch ins Herz stoßen. Meinem Vater? O Gott, er würde mich umbringen! Nur Dir, Lisette, kann ich mein Herz öffnen. Komm mit in den Garten, wo er sich zum erstenmal an mich schmiegte, wo ich den Gott der Liebe zu besitzen wähnte, wo ich mich ihm auf ewig hingab; komm, ich muß mich ausweinen. (geht mit gezeigtem Haupte ab.)

Nach der Austritt.

Lebhafter Spaziergang. Faust und Paulina treten auf.

Faust. Wenn alle Kronen der Erde auf der einen Seite lägen, und Paulina auf der andern, ich wählte Paulina.

Paulina. Sehr schmeichelhaft, aber bedeutungslos in dem Munde eines Mannes, der eine Gattinn besitzt.

Faust. Bedeutungslos? O warlich, es soll bedeutend werden, Paulina! nichts auf Erden kann mich glücklich machen, als Ihr Besitz.

Paulina. So etwas darf ich nicht anhören. Sagen Sie dies Ihrer Gattinn; auf deren Besitz dürfen Sie rechnen, und ihr gehört das Herz, über welches Sie hier bestimmen wollen.

Faust. Ihr? Nein, so wahr mir Gott helfe, ihr gehört es nicht mehr! Ihnen, göttliche Paulina, gehört es nur allein, und ewig wird es das Ihrige bleiben. Sollte es sich loswinden, es würde bis zur letzten Faser zerrissen werden, und mich tödten.

Paulina. Noch einmal: solche Worte kann ich von einem verheiratheten Manne nicht anhören.

Faust. Ich werde es nicht lange mehr seyn.

Paulina. Das sollte mir leid thun.

Haust. Was soll ich beginnen?

Paulina. Ihre Leidenschaft bekämpfen.

Haust. Das vermag ich nicht, und wenn Himmel und Erde sich dagegen auflehnten. Ich habe gekämpft, schrecklich gekämpft, als ich vernahm, mein Todfeind sey der Vater meiner Geliebten; ich habe fürchterlich gekämpft, als meine Gattinn, meine Kinder vor meinem Geiſt aufstiegen. Aber ich bin zu schwach. Ein Gedanke an diese himmlische Gestalt hat alle meine Entschlüsse vernichtet. Als Jüngling, als achtzehnjähriger Jüngling habe ich nicht so feurig geliebt, und selbst der Ewige dort oben kann nun das Toben in meinem Bufen nicht mehr stillen.

Paulina. Aber wie soll denn dies enden?

Haust. Durch Besitz. Ich will mich trennen von meiner Gattinn, ich will Paulinen alles zum Opfer bringen, ich will ihr meinen ganzen Reichtum zu Füßen legen; nur ein Wort wünsche ich vorher aus diesem himmlischen Munde zu hören, das Wort: Liebe,

Paulina. Dies Wort kann nur dann gesetzt werden, wenn ein Mann nicht mehr an eine Gattinn gebunden ist.

Haust. Nein, Paulina, ich fordre es vorher.

Alles, was das Glück meines Lebens machte, meinen ganzen Himmel will ich wegwerfen; solbich nicht wissen, ob ich einen neuen hoffen darf?

Paulina. Schonen Sie die weibliche Schüchternheit! Wie soll mein Mund gestehen, daß ich einen verheiratheten Mann liebe?

Faust. Englisches Geschöpf! ein Strahl von Hoffnung leuchtet mir; wie vom Himmel herunter, Werden Sie ihn lieben, wenn er es nicht mehr ist? Erbarmen Sie sich meiner tödtenden Zweifel, reden Sie!

Paulina. (mit niedergeschlagenem Blick) Ich werde ihn lieben.

Faust. Nun wohl, so habe ich meinen Himmel erobert! Ich gehe nun, ihn zu verdienen, und der Gottheit, die ich anbere, meine Opfer zu bringen. Aber unser Bund ist noch nicht besiegelt; darf ich ihm das heilige Siegel aufdrücken?

(Paulina steht verschämt da. Faust umarmt sie, und giebt ihr einen leuchtigen Kuß.) Nun lebe wohl, Königin Deines Geschlechts! bald bist Du ewig mein!

Neunter Austritt.

Paulina allein.

Lieben lassen sollte ich mich, sagte mein Vater, bis zur Kaserrei lieben lassen, und nicht wieder haben? Das ist sehr schwer. Mein Herz klopft heftig; kann ich dies Klopfen bei ihm verantworten? Ich spiele meine Rolle nur halb, oder vielmehr, ich füge noch eine Hälfte hinzu. Das wilde Feuer, die Jünglingskraft, die Zuversichtlichkeit dieses Mannes, sind mächtige Werber für ihn. Ich fühle es, ich habe meine Rolle vergessen. Oder spiele ich sie vielleicht nicht besser, als selbst mein Vater wollte? Wird ihm ein so reicher Vater für seine Tochter unwillkommen seyn? Nein, ich kenne ihn zu gut! Dies kann zur Versöhnung führen, zur Wiederherstellung unsers verlorenen Vermögens. Ein tödtlicher Gedanke! Ich muß ihn meinem Vater mittheilen, ich muß Gewißheit haben. (ab.)

Zehnter Auftritt.

Zimmer in Kochus Hause. Kochus. Moriz.

Kochus. Es freut mich, mein Sohn, daß Du so weit gekommen bist. Mein Zutrauen zu Deiner Gewandtheit ist nicht getäuscht.

Moriz. Nein, wahrlich nicht. Ich will das alte voni, vidi, vici! nicht wiederholen, aber hier ist es eingetroffen. Ist hin ich im Rückzuge, und halb ist die Verlassene schon zur Verzweiflung gebracht; ein Wink von Ihnen, und sie ist es ganz, sammt ihrem Vater.

Kochus. Zammert sie Dich nicht etwas?

Moriz. Das wohl; aber ich habe einmal mein Wort gegeben, und ich werde es zu halten wissen.

Kochus. Wenn ich Dich nun davon entbände?

Moriz. Wie? Hätten sich Ihre Entschlüsse geändert?

Kochus. Mein Sohn, es giebt vielerlei Dinge, die uns im Leben bestimmen müssen, es ist nicht die Nachsicht allein. Jetzt sage ich Dir nur, daß Deine schöne Theodora die Erbin eines großen Vermögens ist.

Moriz. Allerdings.

Rochus. Der Vater würde sie Dir nie gegeben haben, wenn sie nicht so weit gebracht wäre; jetzt muß er.

Moriz. Freilich muß er, ich habe einen mächtigen Fürsprecher in Theodora selber. Die Furcht vor der Schande ist stark.

Rochus. Höre noch eins, mein Sohn! Seitdem ich weiß, daß der alte Faust so sterblich verliebt in Paulina ist, hat sich der erste Sturm der Rachsucht in meinem Herzen gelegt. Es schmeichelt mir, daß selbst mein Todfeind ihren Reizen nicht widerstehen konnte. Mag sie von ihm zu erlangen suchen, was sie kann, mag sie unser verlornes Eigenthum wieder zurückbringen!

Moriz. Sie sind ein heller, weitschauender Mann, dessen Pläne immer das Gepräge der Reife tragen.

Rochus. Komm jetzt zu Paulina! Wir wollen ihr unsere Gedanken mittheilen. Sie ist ein kluges Mädchen, sie wird mit einstimmen. (beide ab.)

(Ein Sturmwind saust, und nachher hört man die Stimme Satanas von oben erschallen.) Verfbhnung? Liebe? Vermählung am Altar? (ein Hohngeächter) Nein! Rachsucht, Haß, Blut, und Vermählung mit der Hölle! (ein neues Lachen.)

Elfter Auftritt.

Zimmer in Fausts Hause. Faust allein, geht unruhig umher.

Ich muß es zu Ende bringen, oder es bricht mir das Herz. Sie ist nun genug vorbereitet. Noch einige heiße Augenblicke, und es ist vorüber. Muth, Faust! Ich muß so handeln. Mein ganzes Lebensglück steht auf dem Spiele. Soll ich es verlieren? Was soll einer Frau ein Mann, dessen Herz sie nicht mehr besitzt? Ich muß mich trennen von ihr, das ist Pflicht. Sie selber gewinnt dabei, denn wie unglücklich würde sie von nun an bey mir seyn. Um ihretwillen muß ich mich von ihr trennen.
(Mariane tritt ein)

Mariane. Du hast mich rufen lassen?

Faust. Ich habe Dich rufen lassen, um Dich zum letztenmal zu sehen.

Mariane. Zum letztenmal?

Faust. Ja, Wenn wir uns zum letztenmal sehen, so wird die Trennung uns um so leichter.

Mariane. Trennung?

Faust. Ja, Mariane, wir müssen uns trennen; unser beider Glück fordert es.

Mariane. Wohin deutet dies? Welch ein

Dämon hat Dein Herz erfüllt? (mit gefalteten Händen umhergehend) Es ist also wahr, es ist keine fürchterliche Einbildung, die mich quält, ich erblicke die schauderhafte Wirklichkeit! (als umwendend) Von einem Weibe willst Du Dich trennen; das neunzehn Jahr friodlich mit Dir lebte? Und das so grundlos?

Faust. Du hast einen andern gefunden, der Dir gefällt, und —

Mariane. Nein, Faust, kein Wort weiter! Dies greift mir zu tief ans Herz. Verlasse mich, lebe mit einer andern, aber härde mir nichts auf, woran mein Herz nicht dachte!

Faust. Du machst es mir sehr schwer, was zu unser beider Wohl ist. Hast Du mich denn lieb?

Mariane. Diese Frage kann ich Dir jezt nicht beantworten, da mein Herz gebrochen ist.

Faust. Wenn Du mich lieb hast, so zeige es! Ich werde hinfort höchst unglücklich mit Dir seyn, Du mit mir, wohlan, wir wollen diesem entgehen, wir wollen uns trennen.

Mariane. Und unfre Kinder?

Faust. Ich will für sie, ich will für Dich sorgen; Dir soll nie etwas mangeln. Nur Trennung, Trennung!

Mariane. Kommt dies aus der Tiefe Deines Herzens, und ist es unwiderruflich?

Faust. Unwiderrusslich! Ich kann nie wieder glücklich mit Dir seyn, nie!

Mar!ane. Wohlan, so sey es mit einer andern! Ich will diesen bitteren Kelch trinken, ich will mein Leben im Stillen verwelken. Ich küsse meine Kinder noch einmal, und verlasse Dein Haus. Auch sollst Du unsre Trennung nicht erzwingen, nicht erkaufen durch Geld; ich will sie Dir leicht machen. Geh, und sage, daß unüberwindliche Abneigung von beiden Seiten uns scheide, und die Gerichte werden Deinen Willen thun. (ab.)

Faust. (allein) Es ist ein großes, edles Weib!, Nur Paulina konnte sie verdrängen, nur Paulina! Gottlob, daß es überwunden ist! Sey ruhig mein Herz! Ich will sie glücklich machen, ich will sie mit Wagnern verheirathen. Und nun Eile, Eile, daß es vollendet werde! (ab.)

Zwölfter Aufzug.

Wagner. Rudolph.

Wagner. (im Gemach des Rudolph.) Hier sind wir allein; ich will mit keinem andern reden, als mit Dir.

Rudolph. Es muß etwas Wichtiges seyn; Sie sind sehr unruhig.

Wagner. Nicht wahr, Rudolph, Du hast Deinem Herrn von Jugend auf gedient?

Rudolph. Ja, das habe ich.

Wagner. Du weißt auch um manche von seinen Geheimnissen, und darfst zuherzig mit ihm reden.

Rudolph. Ja das darf ich, und er hat schon oft stundenlang mit mir gesprochen.

Wagner. Hättest Du wohl das Herz, ihm eine Hiobspost zu bringen?

Rudolph. Eine Hiobspost? Ach, das würde ich ungern thun; er ist jetzt ohnedies so wunderlich, wie er noch nie war.

Wagner. Aber es muß seyn, er muß es wissen.

Rudolph. Was ist es denn? Wenn es nur nicht gar zu schlimm lautet.

Wagner. Es lautet sehr schlimm. Der Sachwalter des Rochus, dessen Vermögen an Deinen Herrn gekommen ist, hat ein verlohrenes wichtiges Document in seiner Sache wieder gefunden, will den Prozeß von neuem anfangen, und hofft, ihn nun zu gewinnen.

Rudolph. Ach, daß Gott erbarm! Nein,

Das kann ich ihm nicht sagen, und wenn Sie mich todt machen wollten.

Wagner. Aber er wird es ja doch erfahren. In kurzem werden es ihm die Gerichte bekannt machen, und vielleicht läßt sich noch etwas vorbringen.

Kudolph. Nein, ich kann es ihm nicht sagen! Er wird wahnsinnig, wenn er es hört; denn er ist es jetzt schon halb. Ich kann nicht, ich kann nicht! (ab.)

Wagner. Ich auch nicht. Alles will ich für einen Freund thun, nur keine unglückliche Noth; schaft ihm hinterbringen. O Faust, Faust! Es ist, als wenn ein böser Geist mit einem guten um deine Seele gewürfelt, und sie ihm abgenommen hätte. (ab.)

(Ein scharfes Tausen erschallt, und nachher hört man ein Hohnlachen Satans.)

Ende des zweiten Actes.

Dritter Act.

Erster Austritt.

Faust allein in seinem Zimmer; tiefsinnig und gebeugt, in seinem Armstuhl sitzend.

Ich lebe hier wie ein Uhu, allein und verschauelt
in einem Winkel; nein, nicht wie ein Uhu; er ist
nur am Tage scheu, ich am Tage und in der
Nacht. Ich lebe hier wie in der Hölle. (acht auf)
Ja, dieser fürchterliche Prozeß ist eine Hölle für
mich. O Rochus, Rochus, Teufel! willst du den
letzten Blutstropfen aus meinen Adern saugen?
Bin ich nur hoch gehoben, um in einen desto tie-
fern Abgrund zu stürzen? Ewiger, das sind tief
ausgesonnene, sinnreich erhöhte Qualen, die ich duh-
den muß! Du hast mich von einem Gebürgsgipfel
eine reizende Aussicht erblicken lassen, um mich am
Fuße desselben auf spitzen Felsen zu zerschmettern.
Was habe ich gethan, daß ich so gequält werde?
Und

Und hätte ich der Frevel viele begangen, eine solche Rache ziemt dem Allgütigen nicht; sie ist wie aus der Hölle genommen.

Die Furcht, dieses gräßlichste aller Seelenleiden, foltert mich unaufhörlich und trinkt meine Lebenskraft. Was bin ich, wenn die Richter gegen mich entscheiden? Ein Bettler, ein verhöhnter Bettler. Und sie werden gegen mich entscheiden; das furchtbare Gerücht schleicht schon, wie eine Pest, zu meinem Ohr. O Paulina, Du bist der einzige Stern, der mir in dieser schwarzen Finsterniß leuchtet! Du liebst mich! — dieser Gedanke allein kann meiner Seele die Klarheit wieder geben.

Ich will mich erholen, ich will meine Kinder sehen! Meine Kinder? — O Kaver, mein Sohn, mein Sohn, was bist Du geworden? Ich will ihn dennoch sehen! Er war lange genug aus meinem Antlitz verbannt. Rudolph, Rudolph! (Rudolph kommt) Geh, rufe Kaver!

Rudolph. Sogleich. (ab)

Faust. Mein Herz öffnet sich zum Vergeben; ich will dem Erbe folgen. Es ist doch süßer, zu lieben, als zu hassen.

Zweiter Auftritt.

Faver, blaß, entzittert, schwankend, tritt ein. Faust.

Faust. (ihn schmerzlich betrachtend) Unglücklicher, bist Du les, bist Du mein Faver? Ich vermag Dich kaum zu erkennen. Rede mit mir, damit ich fühle, Du seyst mein Sohn.

Faver. (mit entkräfteter, feinkreisender Stimme.) Ich bin sehr krank, mein Vater, und kann Ihnen keine Freude machen.

Faust. Auch Deine Stimme erkenne ich nicht mehr. Wandelndes Gerippe, wer bist Du? O Gott, deine Hand liegt schwer auf mir! Bist Du mein Sohn? Unglücklicher, ich wollte Dich an mein Herz drücken, ich wollte Dir vergeben, und meine kranke Seele erquickten; aber Du bist ein Gespenst, Du bist nur der Leichnam von meinem Sohne, und ich hebe vor Deiner Gestalt zurück. Gehe, geh, mein Herz ist schon genug zerrissen.

Faver. (sinkt auf die Knie) Vergebung mein Vater, Vergebung! Ich bin ein armer Versührter, der die Schuld seines Elends nicht allein trägt. Ach, Sie wissen nicht, wie man diese Seele, diesen Körper so künstlich gebrandmarkt hat.

Faust. Dieß jammervolle Wesen verdient Mitleid, auch wenn es Entschuldigungen lügen sollte. Rede, Du Armer, wie hat man Dich geführt?

Kaver. Ich bin nur das Werkzeug der Kasse in den Händen anderer gewesen. Ein Unmensch, mein Vater, hat mich sinnreich und stufenweise vom Spiele zum Trunke, vom Trunke zur Wollust, und von der Wollust zu diesem Grade des Elends leiten lassen. Jetzt weiß ich alles. Ich bin das unschuldige Opfer einer gräßlichen Rachsucht.

Faust. Steh auf, Du Bedauernswürdiger, ~~was ich an~~ und erzähle mir alles. Wer war dieser Unmensch?

Kaver. Ein Todfeind von Ihnen, mein Vater, der durch den Sohn das Herz des Vaters zerreißen wollte. Es war Kochus. Kochus hat mich in diesen Abgrund gestürzt, um sich an Ihnen zu rächen. Sie sind selber der schuldlose Grund, daß ich so elend bin.

Faust. Was hör' ich? Allmächtiger, Erhöher! Aber lägst Du auch nicht, Elender, um die Last Deiner Schuld auf andere zu wälzen?

Kaver. In dieser Tiefe des Elends lügt man nicht mehr. Wagner weiß, daß mein Mund nur gräßliche Wahrheit spricht; er hat der greulichen

That bis zu ihrem giftigen Quell nachgespührt, und sie entdeckt. Ich lüge nicht, aber ich schreie Weh über den fürchterlichen Nothus aus, der mich so elend gemacht hat.

Faust. Schreie ein tausendsaches, ein unendliches Weh über ihn aus! Ich will mit Dir schreien, bis es an aller Herzen dringt, bis das Haar des Breifes sich vor diesem Teufel sträubt, und die Knaben mit lautem Angstgewimmer vor seinem Anblicke fliehen. (Sinkt in einen Stuhl) Ach, Lust, Lust! (Pause der Betäubung.) Xaver steht mit gefalteten Händen da! Es ist mir so schwarz vor den Augen, so finster, so blutig! Wo bin ich denn, und was wollte ich? — Ja, ich wollte mich über meine Kinder freuen. Ha, ha, ha! (steht auf) Bist Du noch da, Sohn des Jammers? Was willst Du hier? —

Xaver. Vergebung, mein Vater! Ich bin ja blos das Geschöpf, das Sie verwundete; ich bin selbst dabei zermalmt worden.

Faust. Das Geschöpf? Ja, Du warst ein scharfes Geschöpf!

Xaver. Ich kann nicht eher von hinnen gehen, bis Sie mir vergeben haben.

Faust. Vergeben? Das kann ich ja wohl! Vergeben ist ein seltsames Wort! So klein, so unbedeutend! Ja, mein Sohn, vergeben will ich

Dir; ich muß ja dem dort oben vergeben, was er an mir that, aber küssen kann ich Dich nicht. Sieh, ich hatte eine offne schmerzende Wunde; Du bist gekommen, und hast Gift hinein geträufelt, und dies brennt nun wie höllisches Feuer in meinem Innern. Aber vergeben will ich Dir. Weh, geh, und warte nicht! Von der Vergebung bis zum Kuss ist ein weiter Weg. Du siehst so bleifarben aus, so verzerrt, Du bist ein Sohn des Nothus. Weh, ich bitte Dich! Rudolph soll die Aerzte rufen; sie können Noth aufleben,

Faver. Ach Gott, das ist schrecklich! Wär ich doch nicht gekommen! (wante fort.)

Faust. (allein) Wo ist Theodora? — Nein, ich will sie nicht sehen! Ich will beten. In einem finstern Winkel will ich mich hinwerfen und beten. Wagner hat's gesagt; Wagner ist ein weissagender, ahnungsvoller Nachtrabe. Ihm muß man folgen. Aber ich will beten, daß dies alles nicht so bleibe, daß vorüber gehe dieser Kelch, ohne Zeit und Ewigkeit zu vergiften. (ad)

D r i t t e r A u f t r i t t .

*Summe in Rochus Haus. Rochus, Moriz, Faust
Lina, traurig bei einer weiblichen Arbeit stehend.*

Rochus. Mein Werk ist vollbracht; und das
Deinige?

Moriz. Wird es seyn, so bald Sie es wol-
len. Ich bin des Mädchens satt, übersatt ihres
Gewinners, und unerträglich wird mir längere
Verstellung. Ich muß ihr Endurtheil aussprechen.

Rochus. Noch nicht, mein Sohn, Noch ist
es nicht ganz entschieden, ob sie eine Bettlerin wird;
aber dann, dann! — O mein Zorn ist wieder fürch-
terlich gereizt worden; Faust hat noch einmal alle
Künste aufgeboten mir mein Vermögen zu rauben,
hat mich noch einmal alle Qualen des verzögerten
Rechts empfinden lassen. Aber bald wird der Aus-
spruch des Richters mich in mein entwandtes Eigen-
thum wieder einsetzen, und dann will ich den Dr-
cker der Rache bis auf den letzten Tropfen leeren.
Ich kenne keine Schonung, keine Warmherzigkeit
mehr, und meine Kinder müssen die Hand bieten
ihren tiefgekränkten Vater zu rächen.

Moriz. Ich bin zu allem bereit, mein Va-

ter, ich brenne selbst vor Haß gegen den stolzen
Faust.

Rochus. Auch meine Paulina muß bereit
seyn, die Schmach ihres Vaters zu rächen.

Paulina. Was begehren Sie von mir, was
soll ich thun?

Rochus. Den Todfeind Deines Vaters mit
lautem Hohngelächter zurückstoßen, wenn er von
Liebe, von Vermählung spricht, und ihn eine Dir:
ne auf der Straße suchen heißen.

Paulina. O mein Gott, wie kann ich das
jetzt? Sie haben ja selber mir befohlen, ihn zu
lieben.

Rochus. Jetzt befehle ich Dir, ihn zu haß:
sen. Der Bettler Faust, mit zwei geschändeten
Kindern, die so alt als Paulina sind, ist kein Vat:
er für ein Mädchen, das Anspruch auf die ersten
Jünglinge des Landes machen kann.

Paulina. Es ist ja noch nicht entschieden,
ob er ein Bettler seyn wird.

Rochus. Er wird es seyn! Ich rede nie frü:
her von wichtigen Dingen, als bis ich Sicherheit
darin habe. Widersprich mir nicht länger, Pauli:
na. Sieh diese grauen Haare; Faust hat sie in
kurzer Zeit grau gemacht! Sieh diese Furchen auf
meiner Stirn; sie sind in Monaten tiefer gewor:

den, als sie sonst in Jahren werden! Kluch muß ich dem Kinde geben, das sich an meinen Todfeind hängen könnte.

Morig. Um Gotteswillen, Schwester, mache Deinen Vater und mich nicht unglücklich, jetzt, da unser Glück so nahe ist.

Paulina. Du wohl! Ich will mein Herz, das ich auf Befehl gab, auf Befehl losreißen; aber hehnen kann ich ihn nicht.

Kochus. Ich bin zufrieden, ich erkenne meine gehorsame Tochter wieder; alles übrige werde ich veranstellen. Du sollst nichts, als ihn hieher bescheiden, wenn ich es wünsche, und ihm sagen, daß Du seine Gattinn nicht werden kannst.

Ein Bedienter. (tritt ein) Es sind Gerichtsdiener im Hause, die das Endurtheil des Präses bringen.

Kochus. Kommt Kinder, um Gotteswillen, kommt mit mir! (Alle drei eilend ab.)

Vierter Auftritt.

Stets in Janks Haus. Theodora kommt niederknien mit Lisetten herein.

Theodora. Ueberall gehe ich umher, und finde nirgends Ruhe. O Lisette, wie ist es in wenigen Monaten so ganz anders mit mir geworden? Meine Mutter ist verloren, mein Vater tief zur Erde gebeugt, mein Bruder ein elender Sackling, und ich? Allmächtiger, was bin ich?

Lisette. Nicht so traurig, liebe Ramsell! Es wird alles gut werden.

Theodora. Auf Deine Worte kann ich nicht hören; o hätte ich nie darauf gehört! Sieh, so wäre diese Wange nicht so bleich, dies Auge nicht so verweint. Ich dulde Dich jetzt nur um mich, weil ich kein Wesen habe, in dessen Busen ich mein geängstes Herz ausschütten könnte; aber Du bist die Schlange, die mein Leben vergiftet hat.

Lisette. O mein Gott, wer konnte denn wissen, daß es so kommen würde? und es ist ja noch nicht alles verloren, er liebt Sie ja noch.

Theodora. Er liebt mich noch? Sage dies noch einmal Lisette, wenn Du es auch nicht glaubst,

wenn es auch nicht wahr ist; die bloßen Worte sind so schön. Ach, ein ganzer Himmel läge darin, wenn sie Wahrheit enthielten. Wäre doch die Stunde schon da, wo er kommen wird! Ich will heute den letzten Angriff auf sein Herz machen, ich will mich aus dieser marternden Ungewissheit loswinden, ich will ihm sagen, was mein Mund sich zu sagen weigert, was meine Wangen mit glühender Schaamröthe färbt. — Ich habe auch hier keine Ruhe. Komm Lisette, in den Garten. Ich will so lange wild darin herumlaufen, bis er kommt. (Beide ab)

F ü n f t e r A u f t r i t t .

Wagner, Rudolph, kommen herein.

Wagner. (ängstlich) Wo ist dein Herr?

Rudolph. In einsamen Zimmern, in finstern Winkeln, wo sonst niemand hinkömmet.

Wagner. Redet er nicht mit Dir?

Rudolph. Mit mir nicht, aber mit sich selber.

Wagner. Steh ihm bei, Rudolph, Es wartet noch etwas Schreckliches auf ihn.

Rudolph. Gott erbarme sich, was denn?

Wagner. Er verliert seinen Prozeß, und sein ganzes Vermögen. In wenigen Minuten wird er die Nachricht davon erhalten. Dann steh Du ihm bei, wenn er Hülfe bedarf.

Rudolph. Allmächtiger Gott, was wird daraus werden?

Wagner. Wenn die erste Wuth des Schmerzes vorüber ist, dann will ich wieder kommen, und die Linderung des Trostes in sein Herz zu gießen suchen. Jetzt eil' ich fort. Ich kann unmöglich zugegen seyn, wenn das ganze Gebäude seines künftigen Glücks so schrecklich zertrümmert wird. (ab)

Rudolph. Ich auch nicht; um alles in der Welt nicht! (ab)

Sechster Austritt.

Faust kommt langsam und tiefsinnig.

Künf Sinne trägt der sterbliche Wurm hienieden zur Empfindung der Lust an seinem Körper, tausend für den Schmerz. — Wenn's nun mit der Seele auch so wäre? — Dann dürften wir dem der uns schuf, nicht viel Dank wissen! — Und es

mag wohl so seyn. Der Dufte der Rose ergötzt minder, als ihr Dorn verwundet; der Schmerz ist rein und ganz, die Freude nie. Ich weiß auch recht gut, warum das alles so geschieht, ich habe es in der Jugend schon gelernt: die Erde ist verflucht, und die Menschen sind's auch. Darum nistelt das Unglück sich so leicht ein. Bei mir hat sich's tief eingenistelt, und wuchert nun weiter, wie ein Krebschaden um sich frisst. — Ich möchte gern reden mit dem dort oben, der das alles lenkt, und uns unser Schicksal zurlegt; aber er antwortet mir nicht, wenn ich auch noch so laut schreie. — Ach, es ist hart, daß er nicht antwortet, keinem antwortet, auch dem nicht, der mit blutendem Herzen ihn anfleht. — Mir war sonst so wohl in diesem Zimmer, jetzt ist mir so bange darin. Wenn nur alles erst vorbei wäre, wenn ich nur den letzten Stoß erst empfangen hätte! Soll denn der Missethäter noch auf den Gnadenstoß warten? — Ich kann hier nicht bleiben, ich muß fort. Ruhe, Ruhe, wo bist Du?

Siebenter Auftritt.

Ein Garten. Theodora, Moriz.

Theodora. Das ist sehr bitter.

Moriz. Es ziemt einem Mädchen nicht, immer nur vom Heirathen zu reden.

Theodora. Auch dann nicht, wenn sie mit dem spricht, der ihr ewige Treue, ewige Liebe schwört? Auch dann nicht, wenn die Stimme der Natur, der Ehre, des Gewissens sie laut dazu anmahnt?

Moriz. Ich weiß nicht, wie man so stark auf Heirath dringen kann! So etwas läßt sich nicht zwingen; vielleicht mit der Zeit.

Theodora. Um Gotteswillen, wohin deutet dies schreckliche Vielleicht? Ist hier ein Vielleicht möglich? Moriz, Moriz, dies Wort stößt einen Dolch in mein Herz.

Moriz. Was winselst Du doch über ein Wort, und was ist es denn weiter? Wir haben uns geliebt, wir haben uns genossen, müssen wir uns deshalb gleich heirathen?

Theodora. Ewiger, Allmächtiger, was muß ich hören? (wankt und hält sich an einem Baum)

Ich kann nicht mehr! — Moriz, ich muß Dir alles sagen, auch wenn mein Mund und mein Herz sich laut dagegen empören; Moriz, höre das schreckliche Wort: ich bin Mutter, ich trage das Pfand unsrer Liebe —

Moriz. Was? — Das ist nicht von mir, Dirne, Du hast es mit einem andern gehalten!

Theodora. *(auf die Knie sinkend)* Um Gottes Barmherzigkeit willen tödte mich, Ungeheuer, aber mit Einem Stoß, nicht so langsam! Treulosser Bösewicht, mich hat nie ein anderer Mann berührt!

Moriz. Schmähst Du noch, freches Geschöpf? Du machst es mir leicht, Dich zu verstoßen. Geh zu Deinem Vater, ehrlose Dirne, und sage ihm, der Sohn des Rochus hätte seine Lust mit Dir gebüßt, aber heirathen möchte er eine Geschändete nicht! *(ab, Theodora stürzt mit einem Schrei auf das Angesicht nieder. Lisette kommt ihr zu Hülfe herbeigelaufen. Der Vorhang vor dem Hintergrunde fällt.)*

Achter Austritt.

Zimmer in Fausts Hause. Faust kommt wieder in sich vertieft gegangen.

Nun ist kein Oertchen im Hause, wo ich nicht war; aber das Oertchen der Ruhe habe ich nicht gefunden. Es muß schwer zu finden seyn. — Ich weiß doch, wo es ist: zehn Spannen tief in der Erde, wo es mit einem Rasenhügel bedeckt wird. Wer doch da wäre, wer doch ruhig einschlafen, und nicht wieder erwachen könnte! Ich möchte mich so gern in die Erde verbergen; denn mir graut vor dem, was mich auf derselben erwartet.

Ein Jude. (kommt mit Büchern in dem Arme)
Da bring ich Bücherla zum Schacher.

Faust. Hast Du keinen Schlaf zu verkaufen?

Jude. Herr, es ist etwas Rares, wie's im ganzen Lande nicht mehr gefunden wird.

Faust. Hast Du keinen Schlaf zu verkaufen?

Jude. Ei ja wohl! Aus diesen Büchern läßt sich alles nehmen: Schlaf, Ruhe, Geld, Vergnügen! Schauen Sie nur auf! Hier ist Salomons Schlüssel; etwas kostbares, mit keinem Gelde zu bezahlen! Hier habe ich den Planetengeist, hier ist

Akterius magnus, und dies ist der Geisterzwang.
Herr, aus der Hölle kommen die Geister, wenn
Sie darin lesen!

Faust. Aus der Hölle sagst Du? Was willst
Du haben?

Jude. Drei Ducaten, aber so wahr der
Herr lebt, keinen Heller weniger.

Faust. (beseht das Buch) Hier hast Du Geld,
nun geh! (für sich) Ich muß eilend laufen, morgen
müßte ich nicht bezahlen können.

Jude. Ade Herr! Viel Glück und Seg-
gen! (ab)

Faust. Geister aus der Hölle? die kann ich
brauchen; besser wie Menschen. (zieht ein Papier
aus der Tasche, und kniet ab) Du, und dies Buch hier,
ihr seyd nun mein einziger Trost!

Neunter Auftritt.

Theodora kommt langsam herein, kniet hin, und hält
ein Tuch vor die Augen. Lisette. Faust.

Faust. Was bedeutet dies? was will meine
Tochter? (winkt) Rede Mädchen, was weinst Du?
Theo.

Theodora. Erbarmen, mein Vater, Gnade, Vergebung!

Faust. Theodora, was fehlt Dir? Rede geschwind. Das Warten auf etwas Böses ist ein zweischneidiges Schwert, das alle Gebeine durchdringt.

Theodora. Ich bin ein armes geschwächtes und verlassnes Mädchen.

Faust. Geschwächt, und verlassen? —

Lisette. Ach Gott, ja, ihr Geliebter hat sie schändlich verlassen.

Faust. Ihr Geliebter? Bist Du wahnsinnig?

Theodora. Ach, mein Vater, ich bin fürchterlich gemißhandelt worden, und verdiene Barmherzigkeit. Ein listiger Verführer hat sich in mein Herz eingeschlichen, hat mich in einen Abgrund von Schande gestürzt, und mich dann schrecklich verstossen.

Faust. Theodora! Theodora! Auch Du? — O nein, das ist eine teuflische Lüge! — Meine sittsame, unschuldige Theodora kann kein ehrloses Geschöpf seyn.

Theodora. O weh mir, ich bin es! — Erbarmen mein Vater! Ich muß alles sagen; es will mir das Herz brechen! Ich bin entehrt, ich bin Mutter!

Faust. Allmächtiger! Du hast Deine Pfeile

auf mich gerichtet, und deinen Bogen fürchterlich gegen mich gespannt. Mädchen, wiederrufe, zerreiße mein wundet Herz nicht ganz!

Theodora. Auch einen Todt hervor, und glett ihm denselben! Ich flehe um den Tod, ich bin müde in dieser Schmach zu leben, ich bin gesättigt von Schande und Gram.

Kauf. Muß ich Dir glauben, Unglückliche? Muß ich das Märchen aus der Hölle für wahr halten? — O so gebe der Ewige mir Kraft, daß es nicht blutig, nicht schrecklich ende! Es erheben sich entsetzliche Gedanken in meiner Seele. Unglückliche, wer ist Dein Versührer?

Theodora. Ich kann es nicht aussprechen; ich kann den Namen des heuchlerischen Bösewichts nicht nennen!

Kauf. Rede Du, Lisette, ich will alles wissen!

Lisette. weinend! Haben Sie doch Barmherzigkeit mit ihr. Er hat es schrecklich mit ihr gemacht. Erst hat er ihr die Ehe versprochen, und sie versührt; hernach als sie Mutter war, hat er sie als eine Ehrlöse von sich gestoßen, und ihr geheissen, es ihrem Vater zu klagen.

Kauf. Hölle, und Teufel, wer ist der Bösewicht? Rede, oder Du bist des Todes!

Lisette. Es ist Moritz der Sohn des Reichs.
(Theodora stürzt mit einem Schrei auf das Angesicht, faßt
sich in einen Stuhl zurück.) Ach das Gott erbarm;
sie sind beide todt. Was soll ich anfangen? (richtet
Theodora auf, welche die Hände gegen ihren Vater aus-
streckt.)

Faust. (sich befinnend) Ich bin wach, ich lebe;
ja, es ist wahr! Da liegt sie, die Verworfene!
(steht auf) Kommt herbei, ihr Väter und Mütter,
kommt herbei ihr Eöhne und Töchter, und ver-
nehmt die Schandthat! Kommt nicht herbei, lernt
keine Greuel der Hölle kennen! Die Natur ist aus
dem Gleise getreten, die Kinder sind Volsche in der
Hand eines Teufels geworden, um ihren Vater —
zu tödten? — Nein, um ihn mit tausend Stichen
bis ans Ende des Lebens zu martern, zu feldern,
bissenweise sein Fleisch zu essen. — Ich dürste nach
Blut! — Fort von hier, Linderinn, daß nicht
Kinder mord das erste auf meiner Schuldrechnung
werde! Fort! (hebt den Dolch gegen sie auf. Lisette reißt
Theodora mit sich fort.)

Theodora. O weh mir, weh mir! (ab mit
Lisette.)

Zehnter Auftritt.

Faust allein.

Faust. (von Verwerfung) Mochus! Mochus! —
Ein großer Name! Größer, als Satan, als
alle Namen der Hölle! Wie er da brennt vor mei-
nen Augen, wie er da glüht in meinem Herzen! —
Mochus, Du kennst das Leben der Seele. Du
hast es getroffen! — Aber ich schwöre bei dem ewi-
gen Rächer, ich will es auch treffen! — Leihet ihr
Geister des Abgrunds mir eure Rache! Ein Sterb-
licher hat euch zu Schanden gemacht; ihr seyd Kna-
ben gegen ihn.

Rudolph. (bringt ein versiegeltes Paket) Ein Ges-
richtsbauer hat dies hier abgegeben. (sieht Faust
schäudernd an, und eilt schnell wieder fort.)

Faust. (hält das Paket) Ich kenne dich; du
bist ein zerrissner Faden der mich an die Seligkeit
der Erde band. — Der Erde allein? — O weh!
auch vielleicht des Himmels! (erbricht das Paket und
liest; bald darauf ein Hohngelächter) Ha, ha, ha! —
Da steht er, der Bettler! Der bestohlene, der nies-
dergeschmetterte, der gebrandmarkte Bettler! —
O war ich so arm, als ich von Mutterleibe kam,
ich war ein König. Ich bin mehr als arm! Mein

Ausstattung in dies Leben ist mir gestohlen. — Das ist ein großer Diebstahl! — Weib, Kinder, Ehre, Brod, Frieden der Seele, alles ist hin; ich habe einen Tausch gemacht: Elend, Nachsicht, Verzweiflung, und unbefriedigte Liebe sind dagegen eingekehrt; ha, ha, ha! Ein herrlicher Tausch!

Filfter Austritt.

Wagner. Faust.

Wagner. Faust der Glückliche war mir theuer, auch zu Faust dem sehr Unglücklichen neigt sich mein Herz.

Faust. (ihn vor die Brust fassend) Wagner was willst Du hier? Fort, fort aus diesem Hause des Jammers!

Wagner. Bedenke Dich, Faust; warum willst Du Deinen Freund von Dir stoßen?

Faust. Meinen Freund? Ich bitte Dich, geh! Willst Du eine Ausnahme von der Regel machen? Willst Du im Unglück aushalten? Das soll nicht seyn.

Wagner. Bedarfst Du keines Freundes im Unglück?

Faust. Mein. Ich will alles verloren haben, alles! Nichts soll mir übrig bleiben! — Ein Freund im Unglück, o das ist etwas zu Großes, zu Erhabenes, das soll nicht auf der Rechnung stehen, die ich bei dem Ewigen habe! — Geh, Wagner!

Wagner. Nein, ich gehe nicht.

Faust. So will ich Dich verscheuchen! Vielleicht weißt Du noch nicht alles. Sieh, Wagner, ich bin ein Bettler; da liegt das Papier, das mich dazu macht. Es wird keine fette Mahlzeit mehr bei mir aufgetragen, es perlt kein Champagner mehr im Glase. — Gehst Du noch nicht?

Wagner. O das ist schrecklich!

Faust. Nein, Wagner, bei mir sind keine Rosen mehr zu brechen. Daß mein Sohn durch die Hand Kochus an Leib und Seele gebrandmarkt ist, weißt Du, aber ich habe Dir noch etwas Furchterliches ins Ohr zu flüßeln, das Du nicht weißt: meine Tochter ist von seinem Sohn entehrt, zur Mutter gemacht, und dann von ihm als eine schändliche Dirne verstoßen.

Wagner. Gott, was hör' ich! —

Faust. O ich habe Dir viel Herzerfreuliches zu sagen. Sieh, in diesem Hause schleicht von nun an der Jammer, der Harm, die Verzweiflung wie eine Pest umher, und vergiftet alles, was

Aber die Schwelle tritt! Sieh, der Ewige hat alle Fäden zerrissen, mit welchen ich an ihn gebunden war.

Wagner. (für sich) Allmächtiger Gott, mein Traum!

Faust. Nein, sie sind noch nicht alle zerrissen, einer hält noch fest; (zieht ein Papier hervor) hier ist er! Paulina, Paulina! O dieser einzige kann alle andre wieder anknüpfen! Wähnst Du mich unglücklich, Wagner? Schau her! Paulina, hat mich zu sich beschieden; sie wird sich mit mir vermählen. — Dagegen schwindet aller Jammer, wie der Brand der Pechfackel vor dem Sonnenlichte. — Die Stunde ist da, ich muß hin zu ihr. (tritt fort.)

Wagner. Um Gotteswillen nicht in dieser Stimmung! Faust, Faust, höre! (tritt ihm nach.)

Dritter Auftritt.

Zimmer in Rochus' Hause. Rochus, Paulina weinend.

Rochus. Thörichtes Mädchen! Wie kann es Dir schwer werden, einen Bettler zu verlassen; Dir, auf welche die reichsten und schönsten Jünglinge harren.

Paulina. Keiner von ihnen, mein Vater, liegt mir so nahe am Herzen, als Faust, der zum erstenmal die Empfindung der Liebe in mir erweckt hat.

Rochus. Laß mich das Wort nie wieder aus Deinem Munde hören. Ich befehle Dir als tiefgekränkter Vater, von meinem Todfeinde zu lassen, oder Dich nicht mehr meine Tochter zu nennen.

Paulina. Ich will folgen, ich will dem Unglücklichen den letzten Dolch ins Herz stoßen; aber meine Brust ist mit ahnungsvoller Bangigkeit erfüllt.

Rochus. Sie wird sich verlieren, so bald ein würdigerer Geliebter darin Platz genommen hat. Du bist ein unerfahrenes Mädchen, Du hast noch nicht viel Männer gesehen. (sieht durch das Fenster) Da kommt er. Thue nun Deine Pflicht, wosfern Du noch länger meine Tochter seyn willst. tritt in ein Nebenzimmer. Paulina geht ängstlich umher.

Dreizehnter Auftritt.

Faust. Paulina.

Faust. Ich komme zu dem, was ich auf der Welt allein noch habe, zu Ihnen, Paulina, mein Einziges, mein Alles, um eine Labung in der heißen Sandwüste zu finden, worin ich wandle. (Sie verhißt sich das Gesicht und weint.) Was weint meine Paulina? Was ist ihr wiederfahren? Weinen Sie es aus an meinem Busen. (will sie umarmen)

Paulina. Lassen Sie mich! das darf ich nicht zugeben.

Faust. Hat die Liebe ihr heiliges Recht verloren?

Paulina. Sie hat es; eine traurige Pflicht gebietet mir —

Faust. Weh mir! Wohin deutet dies? O nein; meine Versprochene, meine verlobte Braut will mich nur prüfen, was ich sagen werde, wenn sie mich bange macht.

Paulina. Wollte Gott, daß ich in diesem schrecklichen Augenblicke zu Scherzen vermögte; nein
Faust —

Faust. O ja! Es ist Scherz! Paulina will die Todtenblässe nur sehen, die in mein Angesicht

hinauffliegt, will sich nur an dem Ausbruche der Verzweiflung weiden, die mein Inneres ergreift.

Paulina. (weint heftiger) Verwunden Sie mein Herz nicht tiefer; ich vermag nicht zu helfen. Mein Vater will es, wir müssen —

Faust. Um Gottes Barmherzigkeit willen sprich das Wort nicht aus, Mädchen! Es hänge mehr daran, als Dein Herz zu ahnen, als Dein Geist zu fassen vermag.

Paulina. O mein Gott, was soll ich beginnen?

Faust. (niht nieder) Paulina, das Glück der Liebe ist groß, es wiegt alle Schätze der Erde auf, und bedarf nur wenig; folge ihm, folge Deinem Herzen!

Paulina. Ach Gott, ich kann nicht, ich darf nicht!

Faust. Paulina, in Deinen Mund ist ein großer Urtheilspruch gelegt; er entscheidet nicht über die Zeit, sondern über die Ewigkeit. Raube dem Himmel keine Seele! Paulina, ich beschwöre Dich bei Deiner und meiner Seligkeit. —

Vierzehnter Auftritt.

Nochus tritt hastig herein. **Die Vorigen.**

Nochus. Was will der Bettler von meiner Tochter, was untersteht sich der verabscheuungswürdige Haust? Fort aus meinem Hause!

Kauf. Was seh ich, was hör ich?

Nochus. Fort, Elender, aus meinem Hause, oder ich lasse Dich hinauswerfen!

Kauf. Teufel, ich zermalne Dich! Bösewicht aus der Hölle! —

Nochus. Hülfe, Hülfe, kommt herbei!

(Moriz, und mehrere Bedienten treten herein, ergreifen Kauf, und stoßen ihn hinaus.) Fort mit Dir, Elender! Nasse Dir eine Dirne von der Straße auf, die ist für Dich, nicht meine Tochter!

Fünfzehnter Auftritt.

Kleines Stübchen mit ärmlichem Geräthe. Mariane kommt herein und trägt einen Stuhl.

Es ist sehr traurig von allem getrennt zu seyn was uns theuer war, von allem, was das Glück

unfers Lebens ausmachte. Ich bin es! Mir ist nichts übrig geblieben, als das quälende Andenken an ehemalige Freuden. Ich habe viel, sehr viel verloren: einen Vatten, Kinder, Ehre, Ruhe, Vermögen; ich habe nichts, als diese schwachen weiblichen Hände, die so wenig zu erwerben vermögen. Aber ich will nicht unter sinken in diesen Fluten des Unglücks. Es ist wahr, sie gehen mir bis an die Seele; aber ich will Muth fassen! Ein alter Weiser sagt, daß ein tugendhafter Mann, der muthig gegen das Unglück kämpft, selbst den Göttern ein großes Schauspiel wäre; sollte ihnen ein Weib dies nicht auch seyn? — Ich will dulden, was ich kann. Das Leben ist ja nur eine Spanne lang. (Wagner tritt herein.)

Sechzehnter Auftritt.

Wagner. Mariane.

Wagner. Arme, unglückliche Mariane, in welchem Zustande muß ich Sie hier finden!

Mariane. Bedauern Sie mich nicht in diesem Augenblicke, wo eine angenehme Empfindung in mir erwacht, wo ich sehe, daß Sie auch im Un-

glücke mich nicht verlassen. In meiner Lage ist man so dankbar gegen alles Gute das uns wiederfährt.

Wagner. O daß ich Ihnen zu helfen vermögte! Ich kann Ihnen nichts bringen, als einen Freund.

Mariane. Das ist sehr viel; und Sie können noch mehr, Sie können mir Nachricht bringen von meinem Vatten, von meinen Kindern.

Wagner. Nachricht wol, aber traurige.

Mariane. O das traurigste weiß ich schon; ich weiß, daß unser Prozeß verloren, daß unser Kaver in einen Abgrund von Elend gestürzt ist.

Wagner. Und dennoch wissen Sie noch nicht alles. Mariane, es giebt Menschen auf der Erde, die mit dem Teufel um den Preis der Bosheit und Rachsucht streiten, und diese Menschen haben an dem Verderben Ihrer Familie gearbeitet.

Mariane. Allmächtiger Gott, was werde ich noch hören müssen?

Wagner. Stellen Sie sich nichts zu fürchterliches vor; nur in dem einen Gedanken suchen Sie sich zu finden, daß Sie nicht mehr viel Freude an Ihren Kindern erleben werden.

Mariane. Also auch meine Theodora? O Gott, sagen Sie geschwind, was ist mit ihr?

Wagner. Ich will Sie nicht lange durch Ungewißheit quälen: Theodora ist versüßrt.

Mariane. Versüßrt? Um Gotteswillen, wie ist das möglich, von wem ist sie versüßrt?

Wagner. Ich will Ihnen alles sagen; Roccus, dieser entseßliche Mensch hat sich nicht begnügt den unglücklichen Kaver ins Verderben zu stürzen; auch Theodora ist in seine Schlingen gefallen. Sein Sohn Moriz, dieser schöne aber laßterhafte Bube, hat sie auf sein Anstiften versüßren, und nun, da sie Mutter ist, von sich stoßen müssen.

Mariane. Barmherziger Gott, gieb mir Kraft, den Glauben an deine Vorsehung zu behalten; er wankt fürchterlich! Wie hat dein Blik ruhen, dein Donner schweigen können?

Wagner. Er wird nicht ewig schweigen. Verzweifeln Sie nicht an der Gerechtigkeit Gottes, und lassen Sie Ihren Ruth nicht ganz sinken. Ich habe Ihnen alles auf einmal gesagt, damit Ihnen der bittere Kelch nicht langsam und wiederholt gereicht würde.

Mariane. Warum kommt die Unglückliche nicht zu mir?

Wagner. Sie wird kommen, um Trost an dem mütterlichen Busen zu suchen.

Mariane. Vernahm Faust die schreckliche Geschichte schon, und wie hat er sie ertragen?

Wagner. Er ist in Verzweiflung, hat in Verzweiflung die unglückliche Theodora von sich gestoßen. Für ihn zittere ich am meisten. Ist seine Liebe zu Paulina unglücklich, wenn er dann nur nicht den letzten traurigsten Schritt thut, und sein Leben endet.

Mariane. Ellen Sie zu ihm, erwecken Sie seinen Muth, retten Sie seine Seele! Noch seh ich keinen leitenden Faden, der aus diesem schrecklichen Labyrintheführt; aber Gott wird uns ja nicht ganz verlassen.

Siebzehnter Auftritt.

Theodora stas und verweint, kommt stumm herein, und schaut ihre Mutter mit schmerzhaftem Blick an.

Mariane. Ist dies Jammerbild meine Theodora? Ach, meine Tochter, wie bist Du so verändert in kurzer Zeit!

Theodora. Keinen Fluch, meine Mutter, Segen, Erbarmen, und Vergebung!

Mariane. Ich will Dir nicht fluchen, uns

glückliches Mädchen; diese bleiche Wange, dies thebenblutende Auge läßt keinen Zorn auslodern. O Theodora, auch ohne den Fluch Deiner Mutter ist Dein Daseyn jammervoll. Eine Lebenszeit vermag nicht abzuwischen, was ein Augenblick besetzt hat.

Theodora. Weh mir Unglücklichen! —

Mariane. Komm an das Herz Deiner Mutter, weine Deinen Jammer aus. (Sie fallen sich ~~ein~~ ^{einander} in die Arme. Stumme Pause.) Sage mir Theodora nun das einzige noch: liebst Du den, der Dich verführt hat?

Theodora. Ich liebe ihn unaussprechlich.

Mariane. Glaubst Du glücklich mit ihm seyn zu können?

Theodora. Ohne ihn mindestens nicht.

Mariane. Nun wohl, meine Tochter, fasse Muth! Die Geseze werden Dir beistehen, und den Verführer zu seiner Pflicht rufen. Aber ich muß ich mich im Freien erholen; im Zimmer ist mir so bange. Kommt ihr beiden übrig gebliebenen Theuren in mein Gärtchen hinab, der Abendluft zu genießen.

Wagner. Jetzt erst fühle ich Ihren Werth, Mariane; das Unglück prüft die Menschen. (alle drei ab.)

Acht

Achtzehnter Auftritt.

Sings. Immer Faust. Er kommt, da, wiß und starr
mit einem Buch unter dem Arme herein, legt es auf
den Tisch, und seigt gen Himmel.

Der dort oben hat die Zügel der Weltregie-
rung aus den Händen gelassen; und sie dem Teufel
übergeben; bei diesem muß man Hülfe suchen, bel-
fenem nicht. Er mag nicht helfen. Ich habe gebe-
tet, ich habe aus der Tiefe meines Herzens laut um
Erbarms geschrien; der niedrigste Sterbliche hätte
sich erbarms; der dort oben nicht. Auf jedes Ge-
bet ist ein neuer Jammer, auf jedes Angstgeschrei
ein neuer Dolchstoß gefolgt. Nun kann ich nicht
mehr beten. — Im Himmel ist keine Rettung für
mich, ich will sie in der Hölle suchen! Es müssen
mächtige Geister sehn, die darin herrschen; denn
sie treiben ihr Werk fürchterlich auf der Erde. —
Zu euch wende ich mich, ihr der Gottheit feindlichen
Mächte, um Rettung zu findett, Rettung aus die-
sem namenlosen Grauen! Ich komme nicht von selb-
ber; der Ewige hat mich gesandt, ausgestosien aus
seinem Reich; aufgewieget durch so vielen Jam-
mer, als die menschliche Natur nicht zu ertragen
vermag. — Helfe mir, ihr gefallenen Geister, ver-

nichtet die Hölle, die in mir wüthet, durch eine andre Hölle! — (macht sich dem Tische, auf welchem das Buch liegt) Was will ich beginnen? — wohin mich stürzen? — Nirgends hin! In einen tiefern Abgrund kann ich nicht fallen, als worin ich schon liege. Rochus, Paulina, Mariane, meine Kinder, alles fordert mich mit Jammergeschrei, oder mit Hohnge-lächter auf, Hülfe, Erbarmen, Rettung zu suchen, wo ich sie zu finden vermag. Der Ewige selber will es; ich folge seinem schrecklichen Rufe. tritt an den Tisch und schlägt das Buch auf. Hier, hier ist der Scheideweg zwischen Himmel und Hölle, zwischen Zeit und Ewigkeit! — Ewigkeit? Nein, der Tausch ist jüdisch, auch in der Hölle jüdisch! So will ich's nicht! Eine Lebenszeit voll Hölle auf der Erde will ich gegen eine unter den Teufeln vertauschen. Anders nicht! — Glühende Rachsucht, glühende Liebe steht mir bei! — (liest in dem Buche) Hephata Gehenna! Ihr Pforten des Abgrunds öffnet euch! Steigt hervor ihr Mächte der Hölle; ein Eterblicher ruft euch! Hephata Gehenna!" (ein wenig laut durchschaut die Luft.) Ich zittere nicht, ich habe es angefangen, ich will es enden! (liest weiter) „Ihr Fürsten der Finsterniß, bei eurer Herrschaft in der Luft, unter den Himmeln beschwör' ich euch, erscheint mir! helft mir! Hephata Gehenna! Hephata Ge-

Hanna!" (Als Laufen wird hörbar, und mitten unter dem
Hören erscheint Satan mit einer Krone.)

Faust. Wer bist Du?

Satan. Ich bin Satan, oberster Fürst der
Hölle, siegreicher Beherrscher der Erde.

Faust. Willst Du mir dienen?

Satan. Ich will es, wofern Du es be-
gehrest.

Faust. Kannst Du des Herzens glühende
Nachsucht stillen?

Satan. Ich kann es.

Faust. Vermagst Du der Liebe Stürmgel-
st zu befriedigen, und das Mädchen meiner Sees
le mir in die Arme zu liefern?

Satan. Das vermag ich.

Faust. Kannst Du in ein empörtes Herz der
Ruhe Balsam gießen, und brennende Seelenwun-
den heilen?

Satan. Ein Fürst der Hölle vermag mehr
als dich.

Faust. Hast Du des Reichthums Fülle in
Deiner Macht, und kannst Du den Durst nach
Golde stillen?

Satan. Ich kenne alle verborgenen Schätze
der Erde, und vermag mehr zu geben, als je ein
Sterblicher bedurfte.

Kauf. Hast Du die Kraft, mich über Länder und Meere zu führen, und mir der Welt Herrlichkeiten zu zeigen?

Satan. Ich schwinge mich in Augenblicken rings um den Erdball, und nehme jeden mit mir, der meines Schutzes genießt.

Kauf. Vermagst Du Gesundheit zu verleihen?

Satan. Alle Heilkräuter der Erde kenn' ich, und kann dem Sterblichen Gesundheit und Lebenskraft bis zu dem Augenblicke seines Todes geben.

Kauf. Willst Du mit allen diesen Kräften mir dienen?

Satan. Ich bin bereit dazu.

Kauf. Was verlangst Du zum Lohne?

Satan. Sei der Meinige!

Kauf. Auf wie lange?

Satan. Auf ewig.

Kauf. Du forderst gräßlich. Ich will so lange der Deine seyn, als Du mir auf Erden gedienst hast.

Satan, (reicht ihm ein Papier) Unterschreibe!
(drückt eine von seinen Krallen in Kaufs Hand.)

Kauf. Ach! warum verwundest Du mich?

Satan. Du mußt mit Blut unterschreiben.

Kauf. Ich unterschreibe, aber nicht auf

ewig. Ich will nur auf so viel Erdenjahre der Deine seyn, als Du mir hier dienst. Genügt Dir dies?

Satan. Ja! Unterschreibe nur! (Faust unterschreibt, sieht es Satan.)

Faust. (für sich) O Ewiger, Du bist furchtbar! Du hast mich so weit gebracht, daß ich selbst vor dem Teufel nicht mehr zittere. (zu Satan) Leiste mir nun den ersten Dienst, und führe meinen Todfeind, den ich mehr als die Hölle hasse, führe den scheusslichen Kochus aus den Armen des Schlags, gebunden an Händen und Füßen, hieher!

Satan. Ich bring' ihn Dir. (verschwindet)

Faust. Erwacht in mir, ihr tobenden, Gefühle der Wuth! Lodre empor, flammende Rachsucht, durchdringe mein innerstes Wesen! Er hat meinen Zehn an Leib und Seele schändlich getödtet, er hat meine Tochter der Schmach und Schande Preis gegeben, er hat mich zum Bettler gemacht, hat meine Liebe zerstört, hat mein Herz unmenschlich zerfleischt, und mich mit Hohn Gelächter aus meinem Himmel gestoßen; komm nun Stunde der Vergeltung, Stunde der Rache! (sucht einen Dolch) Ich will deinen süßen Becher bis auf den letzten Tropfen leeren! (Satan erscheint mit Kochus, der im Nachschleide, und an Händen und Füßen gebunden ist, wirft ihn in einen Sessel, und tritt hinter ihn.) Bist Du da

mit meinem Gast? Wohl! ich will einen Sterbenschmaus halten.

Kochus. Wo bin ich? — Was ist mir geschehen? — He! Robert! Jakob! — Wo bin ich denn?

Kauf. In den Händen dessen, dem Du einen Himmel gestohlen, und eine Hölle zubereitet hast; in Kaufs Händen!

Kochus. Moriz, Paulina! helft mir!

Kauf. Für Dich ist keine Hülfe mehr; Du bist in der Gewalt Deines Todfeindes, der eher dem Teufel hülfe, als Dir!

Kochus. Weh mir! Hülfe, Hülfe! (will aus springen, Kauf stoßt ihn in den Sessel zurück.)

Kauf. (zu Satan) Kefle ihn! lähme seine Zunge, daß er nur winseln kann. (Satan ruhet ihn von hinten an.)

Kochus. Wie geschieht mir! Erbarmen, Erbarmen!

Kauf. Hast Du Dich meiner erbarmt, hast Du Barmherzigkeit gehabt mit meinen schuldlosen Kindern? hast Du meiner Liebe geschont? Abschaum der Hölle, hast Du nicht jede Grausamkeit bis zu ihrer letzten Tiefe an mir erschöpft?

Kochus. Ich will alles wieder ausgleichen, ich will Paulinens Hand, und ihr Vermögen —

Faust. Schweig Verworfener! Zu spät ist Deine Reue. Vernimm die Dinge die da kommen sollen, und bebe! Paulina geht mit mir zum Altar, und bringt mir alle Schätze zurück, die Du mir gestohlen hast. Moriz, dein Geliebter, dein Verbündeter, empfängt einen Trank, der ihn wahnsinnig macht, und vollbringt sein Leben an der Kette unter den Rasenden; Du aber stirbst hier in Verzweiflung und unter wütenden Schmerzen von meinen Händen.

Kochus. Barmherziger Gott! errette mich nur noch einmal, ich will mein ganzes Leben —

Faust. Sieh, dieser Dolch soll in Deinem Busen wühlen, jedes Angstgeschrei soll mit einem neuen Stoß, jedes Zucken mit einem neuen gräßlichen Schmerz belohnt werden. Und wenn Du dann in Verzweiflung Deine Seele ausgehaucht hast, so soll Dein Leichnam mit diesem Dolch in der Hand auf sein Lager zurückgebracht werden, damit jedermann glaube, Du habest Dich aus Gewissensangst ermordet, und Dein Leib unter dem Diablensteine verweise! So rächt sich Faust!

Kochus. O ihr ewigen Mächte des Himmels, rettet, rettet mich! Faust, gedenke an Deine Todesstunde, habe Erbarmen, Erbarmen!

Faust. Vereile Dich nun zum Tode! Nein,

bereite Dich nicht! In Deinem Meere von Sünden, mit Deiner unendlichen Schuldrechnung von Schandthaten sollst Du hinunterfahren.

Kochus. Ich will einen Beichtvater, ich will beichten.

Faust. Du sollst ihn haben. Tritt hervor Satan! (Satan deut sich vor Kochus hin) Sieh, hier ist er, hier ist der oberste Fürst der Hölle. Er wird Deine Seele zur ewigen Vergeltung in Empfang nehmen. (Kochus macht Töne des Entsetzens aus) Empfange nun Deinen Lohn! (gibt ihm einige Dolschnöcke in die Brust) So! So!

Kochus. Weh! weh! (schüttelt sich, und winselt immer leiser.)

Faust. Ich weide mich an Deiner Qual. (mehrere Striche)

Kochus. Ach, ach! — Ewig — ewig! (schreit)

Faust. Er ist dahin; meine Rache ist befriedigt. Befriedige nun auch meine Liebe, und hole mir Paulina!

Satan. Das vermag ich nicht.

Faust. Warum nicht?

Satan. Sie ist meiner Herrschaft nicht unwürdig, wie dieser Todte hier es war, der sich

mir schon durch seine Thaten geweiht hatte. Tu:
he sie selber, und sie wird die Deinige werden.

Faust. Wohlan, so will ich schlafen. Rühre
diesen hier weg, und gieb ihm den Dolch in die Hand.
(treibt Satan das Dsch.) Mir aber gieb Ruhe; ich will
schlafen.

Satan. Nimm dies, und is. (gibt ihm et:
was, verführt Mephisto, und sinkt mit ihm hinunter.)

Faust. Ich habe einen süßen Becher getrun:
ken, aber mein Herz pocht laut, und mein Blut
wallt, wie ein empörtes Meer. Laß sehn, Satan,
was Du vermagst. (ist) Schlaf mußt Du geben
können; das ist ein guter Bissen, und ich möchte
ihn oft fordern. Ja, Du kannst es, ich fühl' es!
(schläft, setzt sich hin, und schläft ein. Schreckliche Gespen:
ter kommen hervor, und tanzen um ihn herum.)

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Die Scene. Satan. Der Herold.

Satan. Ich habe vollbracht, was ich beschloß.
Der Sterbliche ist unser, wie noch nie ein Sterb-
licher unser ward. Sieh, hier ist die Unterschrift
seines Namens mit Blut.

Der Herold. Welch eine That! So lange
Du in diesen Bezirken herrschest, sah die Hölle sie nie.

Satan. Nein, wahrlich nicht! Und ich voll-
brachte noch mehr. (Nicht mit einem durchdringenden Tone
worauf der Schatten des Aodus zitternd hervortritt.) Sieh,
diesen gebrandmarkten Schatten hat mein Verbün-
deter mitten in seinen Greueln ermordet, und hie-
her gesandt.

Der Herold. Ein zwiefacher Triumph!
Aber ein so erhabner Geist, als Du bist, Satanas,
vollbringt nichts Alltäglichen.

Satan. Vernimm weiter. Der Sohn dieses Verdamnten liegt an Ketten unter den Hasen, und seine Tochter ist mit seinem Mörder vermählt.

Der Herold. Das ist entzückend anzuhören. Großer Satanas, Deine bloßen Worte sind die herrlichste Musik für die Bewohner der Hölle.

Satan. Und wähnst Du, dies sei alles? Höre, was die Blutsverwandten meines Verbündeten geworden sind. Sein ehemaliges Weib, über die keine Anfechtung etwas vermochte, schwachtet getrennt von ihm in banger Einsamkeit, und in herzgreifendem Gram. Seine Tochter ist geschändet, und sein Sohn an Leib und Seele von Wollust vergiftet.

Der Herold. O Satanas, wer vermögte Worte zu finden, Deine Thaten genug zu rühmen?

Satan. Geh nun, verkündige dies alles der Hölle, und sende mir Vog her!

Der Herold. Ich gehorche Deinen Befehlen. (fährt hinweg)

Satan. (zu dem Schatten des Kochs, der unaufmerksam sitzt.) Wehst Du nun? Du wirst noch lange leben. Die Ewigkeit ist lang. (ein Hohngeklächter) Hebe Dich hinweg aus meinem Anseh! (der Schatten versinkt mit Schreul. Vog kommt herbeigeschossen.)

Gog. Was befehlt Deine Majestät?

Satan. Du weißt, was ich jüngst den Fürsten der Hölle, und meinen übrigen Getreuen versprach. Ich habe es gehalten, ich habe einen Bund mit einem Sterblichen gemacht, und Du bist nun von mir erschen, anstatt meiner diesem Sterblichen zu dienen.

Gog. Wie glücklich machst Du mich, Satan, wie ruhmvoll ist es, in Deine Fußtapfen zu treten!

Satan. Erscheine ihm, wenn er Hephata Gehenna ruft, vollbringe seinen Willen, und schmeichle jeder seiner Launen! Du weißt, wie er einst dafür büßt. Unter meiner Würde ist es, mich einem Sterblichen allein zu widmen. Du, Gog, kannst Ruhm auf dieser Bahn erwerben.

Gog. Das will ich, Satan; alle meine Kräfte will ich versammeln, Dein würdiger Nachfolger zu seyn.

Satan. Ich kehre zur Oberfläche der Erde zurück, um mit Magog die verlöschende Flamme des Krieges wieder anzublasen, mit Belial die peinliche Gerechtigkeit noch peinlicher zu machen, mit Abdon Hunger und Elend zu erschaffen, und mein eignes Werk, die Vergiftung der Freiheit, zu voll-

führen; das sind meiner würdige Geschäfte! Die
Überlasse ich unsern Verbündeten.

Gog. Ich nehme ihn mit Freuden an, um
bis zum letzten Augenblick über ihn zu wachen.

Satan. Merke wohl auf, was ich Dir noch
gebiete. Wenn ein feuriger Strahl aus seinem
Haupte hervorbricht, wenn eine zischende Schlange
bei ihm vorüber zieht, und ein Donnerschlag dara-
uf folgt, dann ist die Stunde seines Todes nah,
dann eile, mir dies zu verkünden. Ich will ihn
selber im Triumph in den Abgrund führen.

Gog. Dein Befehl soll mir heilig seyn, und
ich schwinde mich zur Erde, mein neues Geschäft zu
beginnen. (Beide führen hinweg.)

Zweiter Austritt.

Stimmer Marianens. Mariane, Wagner treten auf.

Wagner. Seltsame Gerüchte verbreiten sich,
und die wahren heraus zu finden ist schwer.

Mariane. Sehr schwer. Es sind Dinge
unter unsern Augen vorgegangen, an die auch der
Schauende kaum zu glauben vermag.

Wagner. Kochus ermordet mitten im Schoße des Glücks sich selber, sein Sohn wird wahnsinnig und seine Tochter heirathet den Todfeind ihres Vaters.

Mariane. Ob sie glücklich zusammen leben mögen?

Wagner. Zum Glücke gehört Ruhe des Herzens, und die scheint Faust nicht zu besitzen.

Mariane. Nein, er kann sie schon darum nicht besitzen, weil er sein armes Weib so unglücklich gemacht hat.

Wagner. Und wollte der Himmel, daß es dies allein wäre! Ich muß rein vom Herzen weg sprechen; Mariane, es scheint mir, als wenn Faust etwas Großes auf seinem Gewissen hätte.

Mariane. Warum?

Wagner. Sein schneller Uebergang von der höchsten Lustigkeit zum Schmerz, sein plötzliches Auffahren, wenn er vorher tief in Gedanken saß, die Festigkeit in seinem ganzen Betragen, die Eucht nach Geräusch, nach Zerstreuung, alles dies zeigt mir, daß ein Wurm an seinem Herzen nage.

Mariane. Aber welch ein Wurm kann dies seyn?

Wagner. Das geheimnißvolle, flüsternde Gerücht sagt, er sey der Mörder des Kochus.

1. Mariane. Allmächtiger Gott! — Aber wie ist das möglich?

2. Wagner. Ich vermag es selber nicht zu fassen; denn es ist erwiesen, daß Faust in der Nacht, worin der Mord geschah, zu Hause war, und daß auch Kochus sein Zimmer nicht verließ. Aber es was schreckt mich fürchterlich bei dieser Begebenheit. Ich habe den Dolch gesehen, den Kochus Leichnam in der Hand hielt, und es war derselbe, den sonst Faust besaß.

3. Mariane. Gott erbarme sich! das ist eine schreckhafte Erscheinung.

4. Wagner. Dies alles, und der plötzliche Wahnsinn des jungen Kochus macht mich so verwirrt, daß ich nichts klar zu sehen vermag.

5. Mariane. Mich macht es noch unglücklicher, als ich schon war. O Gott, was wird aus Faust werden, und was ist schon aus ihm geworden!

6. Wagner. Wenden Sie Ihren Blick von ihm ab! Er ist auf immer für Sie verloren.

7. Mariane. Aber seitdem er wieder reich ist, hat er mich oft unterstützen wollen. Er hat mich gewiß nicht vergessen, und wohin soll ich mein Auge wenden?

8. Wagner. Auf einen andern Mann, der es werth ist, Sie glücklich zu machen.

Mariane. Eine arme und geschiedene Frau muß solche Ansprüche aufgeben.

Wagner. Dein werlich nicht! Eine Mariane verdient das glücklichste Loos in der Ehe zu haben; wollte Gott, ich vermögte Ihnen dies zu gewähren.

Mariane. Ihre Freundschaft, Wagner, bedeckt meine Schwächen, und erblickt mich in einem zu vortheilhaften Lichte.

Wagner. Mein, Mariane, Sie sind ein edles vorzügliches Weib, dessen Hand mich unendlich glücklich machen würde. Warum soll ich dies länger verhehlen? Ich habe nur wenig Einkünfte, aber sie reichen hin, eine so genügsame Frau zu erhalten. Darf ich hoffen?

Mariane. Der Antrag kommt sehr schnell.

Wagner. Aber er ward reiflich überlegt, und stammt schon aus den Zeiten her, wo Sie unglücklich wurden, und wo Sie sich in Ihrem Unglücke so groß bewiesen.

Mariane. Das ist von Ihrer Seite sehr edel, und für mich sehr schmeichelhaft.

Wagner. Lassen Sie mich nicht länger in dieser quälenden Ungewissheit! Verlängern Sie die ängstliche Zeit nicht, in welcher das Glück meines Lebens entschieden wird.

Maria

Mariane. Ich gebe mich Ihnen, Wagner, und gebe mich Ihnen mit Ruhe; denn ich kenne Sie schon lange, und weiß, was ich thun darf.

Wagner. O ich Glücklicher! — ~~umarmt sie~~ Mariane, das tugendhafte, edeldenkende Weib ist mein! Wie soll ichs fassen! Kommen Sie, Mariane! Wenn man recht glücklich oder unglücklich ist, so muß man unter der Obhut des Himmels seyn. Ihr Värtchen, dieser Freund, der Ihre stille Tugend sah, soll der Zeuge unsrer Verlobung seyn!
 (Beide ab.)

D r i t t e r A u f t r i t t .

Faust. Paulina stehn im Hintergrunde auf einem
 Sofa.

Faust. Genießen muß man, unaufhörlich fort genießen! Denken, daß noch ein Meer von Genuß vorhanden ist, und dennoch trinken, als wenn es der letzte Zug wäre.

Paulina. Aber diese Hestigkeit, dies Fort-eilen von einer Freude zur andern scheint Deine Ruhe etwas zu stören.

Faust. Das weißt Du nicht, Paulina. Die

Genüsse müssen so dicht auf einander folgen, daß sich kein Gedanke dazwischen drängen kann. Wir leben ja nicht ewig, es hört ja alles auf, und dies vergißt man dadurch. Komm, wir wollen aufs Land fahren, und jagen und fischen. Die Stadt edelt mich an.

Paulina. Ruhe doch heute. Weißt Du nicht, daß nach der Ruhe die Genüsse reizender sind?

Faust. Das ist ein wahrer und heller Gedanke. Nun wohl, so laß mich allein. Ich will ruhen!

Paulina. Halt' auch Wort, Faust. Ruhe ja!

Vierter Auftritt.

Faust allein.

Ruhen? Was bedeutet das Wort? Das hat keinen Sinn für mich. Das ist ein seltsames kleines Wort. Im Schlaf kann man wohl ruhen, aber im Wachen? Wie ist das möglich? da, muß man handeln und genießen, Ja, ich will genießen! (geht und riegelt die Thür zu) Ich habe lange meinen Wun-

des Genossen nicht gesehn. Hephata Gehenna, Hephata Gehenna! (Gog erwidert:) Wer bist Du?

Gog. Ein Genosse Satans, der künftig zu Deinem Dienste bestimmt ist.

Faust. Warum kommt Satan nicht auf meinen Ruf?

Gog. Satan beherrscht die Erde im Ganzen, und zieht jetzt von einem Pole zum andern; mich hat er an seine Stelle gesandt.

Faust. Vermagst Du meine Begehren zu erfüllen?

Gog. Prüfe mich.

Faust. Wohlan! Ich will mich an den Eckenheiten der Erde ergötzen.

Gog. Was verlangst Du von mir?

Faust. Ich will den Rheinsfall sehen; kannst Du mich in den nächsten Augenblicken an sein Gestade versetzen?

Gog. Ich kann es. Halte Dich an mein Gewand, und scheue nichts.

Faust. Dich sollte ich scheuen, da Satan mich nicht zu schrecken vermag? (Halt sich an Gog, und beide fahren unter Sausen durch die Luft.)

Erste Verwandlung.

Der Rheinfalt mit seiner umliegenden Gebirgsggend. Faust,
Hog treten auf.

Hog. Bist Du mit mir zufrieden?

Faust. Ich bin es. Eine so schnelle Reise
habe ich noch nicht gemacht.

Hog. Sieh, hier ist das berühmte Spiel Eu-
rer Natur, zu welchem von allen Seiten der Erde
die Bewohner derselben zum Anschauen herbei-
strömen.

Faust. (schaut den Sturz an) Es verdient dies
Herbeistürmen. Warlich, das ist etwas Großes,
etwas Begeistendes! Hog, fühlst Du in diesem
Augenblicke nicht, daß ein Gott ist?

Hog. Ich will es nicht fühlen.

Faust. Daran erkenne ich Dich. Du magst
es aus Neid nicht fühlen, weil er so etwas Großes
hervorbrachte. O Ihr seyd doch elende Geister, Ihr
Bewohner der Hölle! Vernichten könnt Ihr wohl,
aber könnt Ihr auch schaffen, so etwas erschaffen?

Hog. Unfre Hölle ist auch schön, und wenn
es ihr gleich an Wasserstrudeln gebricht, so prangt
sie desto reichlicher mit Feuerströmen.

Faust. Hu, hu! Du bist ein gräßlicher, scha-

denfroher Teufel, daß Du mich in diesem Augenblicke daran erinnerst. Ich möchte Dich fortschicken, um Dich auf ewig nicht wieder zu rufen.

Gog. Du verstehst mich unrecht, Faust. Unsre Hölle prangt nicht mit Feuer, um uns zu quälen, sondern um uns zu ergötzen. Sie ist prächtiger schön.

Faust. Gut verantwortet! Aber dies genügt mir nicht; ich will sie sehen!

Gog. Wie? Du wolltest es wagen —

Faust. Ja, ich will sie sehen.

Gog. Das kann nicht seyn; kein Sterblicher kann ihre Pforten betreten.

Faust. Wenn Du mir die Hölle nicht zeigst, so begehre ich Deiner nicht weiter, und vernichte unsern Bund.

Gog. Verweile hier. Ich muß höhere Mächte fragen. *(verschwindet)*

Faust. *(allein)* Ich muß den Ort sehen, der mir bestimmt ist, der Jahre hindurch mein Aufenthaltsort seyn soll. Dieser Anblick hier hat mich zu allem bereit gemacht. Ich vermag jetzt das Schreckliche zu schauen, und diesen Augenblick muß ich nutzen. Er möchte nicht wiederkommen.

Gog. *(erscheint von neuem)* Komm mit mir,

Dein Wunsch soll gewährt werden. (Verschwindet mit Faust.)

Zweite Verwandlung.

Die Hölle in ihrer gräßlichsten Gestalt. Faust und Mephistopheles treten auf.

Faust. (setzend am ganzen Leibe) Weh mir! Mich ergreift ein unnenntbares Angstgefühl; mir bebt der Geist vor Entsetzen. Wo bin ich, wo bin ich?

Mephistopheles. Du bist in der Hölle und Dein Gefühl ist ein Vorschmack von dem Gefühle der Verdammten.

Faust. Wo sind die Verdammten?

Mephistopheles. Dort in jenem Feuermeere; Du hörst ihr Geheul.

Faust. Ich will fort von hier, ich will eilend fort! Führe mich zur Erde zurück!

Mephistopheles. Komm schwacher Sterblicher. (führt ihn ab.)

Dritte Verwandlung.

Eine abstrakte Gegend. Faust und Mephistopheles treten auf.

Faust. Ewiges, Du bist fürchterlich in Deiner

nen Gerichten! Noch flarrt mir das Haar vor Entsetzen, noch erbebt meine Seele in ihren innersten Tiefen von der erlittenen Angst.

Gog. Es war Dein Wille; Du wolltest die Hölle sehen!

Faust. O Grauen, o Entsetzen! Gog, ich will vergessen, was ich gesehen, was ich empfunden habe; ich will vergessen, wo ich gewesen bin! Reiche mir einen Becher aus dem Letzthe, einen Becher der Vergessenheit! Eile, eile, Gog, wie Du je geeilt hast!

Gog. (Nimmt einen Becher hervor, und giebt ihn Faust) Nimm und trink Elender Wicht! (Faust trinkt ihn gierig aus, und giebt ihn zurück. Dann sinkt er allmählig in Betäubung und Schlaf zur Erde, und liegt wie todt da, Gog erhebt ein Hohngetächel.) Es wird die Zeit kommen, tollkühner Sünder, wo Dir kein Becher mehr gereicht werden wird! (Berührt Faust, der sich sodann bewegt und gewöhnlich zum Leben zurückkehrt.)

Faust. (steht auf) Wo bin ich?

Gog. Du bist in der Schweiz, und hast den Rheinsfall gesehen; willst Du noch länger Dich an ihm ergötzen?

Faust. Nein, ich will jetzt nichts sehen, was der Schöpfer gemacht hat. Auch die Werke der Menschen sind groß; die will ich betrachten. Füh-

re mich nach Rom, und zeige mir die Peterskirche.

Gog. Nach Rom? Da sind wir unter Tausenden von Menschen, da kann ich diese Gestalt nicht behalten.

Faust. Nimm eine andre an, verwandle Dich in einen Menschen.

Gog. Die menschliche Gestalt ist mir lästig.

Faust. Aber ich will es, ich will in Rom seyn.

Gog. Komm, Unerfättlicher! (rührt ihn hinweg)

Vierte Verwandlung.

Platz vor der Peterskirche mit seiner Colonnade, dem Obelisk, und den beiden Springbrunnen. Zur Rechten ist der Vatikan. Große Volksmenge. Auf dem Balkon an der Peterskirche erblickt man den Papst unter seinen Cardinälen und Prälaten. Auf den Balkons an beiden Seiten sind andre Vornehme. Faust und Gog treten auf; der letzte in menschlicher Gestalt.

Faust. Was bedeutet dies Gedränge, diese feierliche Versammlung, diese Stille unter so vielen?

Gog. Es ist Ostern, und wir sind in dem Augenblick angekommen, wo der Papst den Segen

sprechen will. Komm wieder hinweg, Faust, ich kann den Segen nicht anhören.

Faust. Aber ich will ihn hören.

Vog. Faust, ich bitte Dich um alles, was Dir hier und dort heilig ist, komm hinweg!

Faust. Nein! Ich will den Segen empfangen, und Du sollst ihn auch empfangen.

Vog. Das ist unmöglich! Ich muß fort von hier,

Faust. Du sollst bleiben. (halt ihn bei dem Gewande) Wird hier Dein schwacher Fleck getroffen?

Vog. Ich beschwöre Dich bei der Hölle und allen ihren Teufeln, laß mich!

(Einer von den Versammelten auf dem Seitenbalkon hält ein weißes Schnupstuch in die Höhe. In dem Augenblick erschallt entfernter Kanonendonner, Glockengeläute, und die versammelte Menge fällt auf die Knie, Faust mit ihr; aber Vog stürzt, wie vom Blitze getroffen zu Boden. Der Papst erhebt feierlich die Hände und spricht den Segen.)

Als es vorüber ist erhebt sich die Menge; es entsteht Geräusch, Unterredung und Gewimmel unter einander. Die Balkons werden leer, und die Gegenwärtigen verlieren sich allmählig. Faust rüttelt am Vog, der sich nach und nach erhebt.)

Faust. Steh auf, der Segen ist vorüber!

Gog. Ach, wo bin ich?

Faust. Elender Teufel, kannst Du den Segen eines Menschen nicht ertragen?

Gog. Martre mich nicht, Geisterquäler, und komm hinweg von hier!

Faust. Ich will die Sixtinische Capelle sehen!

Gog. Du sollst befriedigt werden; komm nur hinweg von diesem Plage. (führt ihn weg.)

Fünfte Verwandlung.

Das Innenbilde der Sixtinischen Capelle. Faust und Gog treten herein.

Faust. (sich umher sieht) Ein schöner Ort!

Gog. Hier ist das jüngste Gericht von Michel Angelo.

Faust. (Wendet sich weg) Das will ich nicht sehen; ich will etwas hören.

Gog. Was willst Du hören?

Faust. Das Miserere. Laß es anstimmen.

Gog. Nein, das kann ich nicht; das steht nicht unter meinem Gebot.

Faust. Aber ich will es, und wende mich an Deinen Beherrscher, an Satan, wosfern Du mir nicht gehorchst.

Hog. (für sich) Verdammtter Frevler! Aber Du sollst einst büßen wie je ein Sterblicher gelüßt hat! (laut) Ich brauche Gehülfen zu meinem Gesichte. Erwarte mich hier; ich komme in Augenblicken zurück. (verschwindet)

Faust. (allein) Ich will hören, was von so vielen gepriesen wird; ich will erfahren, ob die Sage verschönerte, oder schmälerte; ich will wissen, ob dieser Ruf um Erbarmen die Empfindung der Menschen so zu erschüttern vermag. O ich möchte meine Empfindung, mein Herz so gern durch etwas Sanfteres erschüttern lassen!

Hog. (erscheint wieder) Dein Wunsch soll so gleich befriedigt werden. Setze Dich nieder!

Faust setzt sich, und Hog tritt festwärts, als wollte er sich verbergen. Knaben erscheinen auf einem Chor, und begannen in leisen aber deutlichen Tönen das Miserere, ohne Begleitung von Instrumenten. Sobald es anhebt, sinkt Hog zu Boden, und erstarrt so lange, als es dauert. Faust faltet gegen das Ende desselben die Hände.)

Faust. Ja, das ist etwas Himmlisches, etwas Göttliches! O wer das hätte mit Andacht nachsprechen können! Weh mir, ich kann es nicht! (geht umher, und sieht Hog liegen) Hog was ist Dir? Wie? Kannst Du das Miserere auch nicht ertragen? Steh auf! Hast Du nichts gehört?

Gog. (steht auf) Ich will nichts hören. Wir Teufel stehen um kein Erbarmen zu dem Ewigen.

Faust. (für sich) Ach, ich kann auch nicht dars um stehen, und ich bin doch kein Teufel. Gann Gog, führe mich in mein Zimmer zurück; ich will schlafen. Ja, nun bin ich satt, nun will ich ruhen!

Gog. Komm mit ins Freie. (Beide ab)

Fünfter Auftritt.

Zimmer in Fausts Hause. Theodora, Faver treten herein. Beide sehen wieder munterer aus.

Faver. Ja, Schwester, am Körper bin ich wieder hergestellt; aber an der Seele bin ich oft sehr krank.

Theodora. Wir wollen unser Herz gegen einander ausschütten; was fehlt Dir, guter Faver?

Faver. Eben das, was Dir fehlt. Kann Deine Brust ruhig athmen, wenn Du unsern Vater siehst?

Theodora. Also auch Dir ist sein Zustand nicht entgangen? Nein, Faver, ich bin nicht ruhig, wenn ich unserm Vater ins Auge, und noch

weniger, wenn ich ihm ins Herz blicke. Er ist mir jetzt so fürchterlich.

Faver. Fürchterlich; ja, das ist das rechte Wort. Ach, er ist der gute, offene, und fröhliche Vater nicht mehr!

Theodora. Und wer kann begreifen, warum? Alle seine Wünsche sind befriedigt; er ist wie der reich; er besitzt Paulina, und auch wir suchen sein Glück zu befördern; dennoch scheint er so wild, so unstill, so gepeinigt. Was bedeutet das? Was quälte ihn? —

Faver. Ach, Schwester, das ist nicht alles; ich habe noch andere Bemerkungen gemacht, die mich in ein Labyrinth von seltsamen Gedanken führen. Wenn unser Vater schläft, so hat er fürchterliche Träume, und redet beständig mit bösen Geistern, die er Satan und Vag nennt.

Theodora. Ach, Gott, wenn er nur nicht wahnsinnig wird, wie mein unglücklicher Moriz!

Faver. Nein, es muß etwas anders seyn. Höre nur. Oft habe ich in seinem Zimmer zwei Stimmen gehört, wenn ich auch wußte, daß er allein darin war, und die eine schien mir so fürchterlich. Ein andermal, da ich ihn hatte hinfelengehen sehen, wollte ich zu ihm, fand aber die Thür verschlossen, und sie blieb es bei allem meinem Klopfen.

Ich fürchtete, daß ihm etwas zugestoßen seyn möchte, öffnete sie mit einem Hauptschlüssel, sah aber das ganze Zimmer leer. Eine Stunde darauf hörte ich es von inwendig öffnen, und sah unsern Vater daraus hervorgehen.

Theodora. Du hast Dich getäuscht, Bruder.

Kaver. Nein wahrlich nicht. Was die höchste Wachsamkeit erfordert, das habe ich angewandt, um Täuschung zu vermeiden. Das Zimmer, weißt Du, liegt im zweiten Stockwerk, und hat nur einen Eingang; diesen habe ich in der ganzen Zeit nicht aus den Augen gelassen.

Theodora. Aber wohin wollen wir dies alles deuten?

Kaver. Es ist schwerer zu deuten, als der verwickelteste Traum. Und noch eins liegt mir auf dem Herzen. Du weißt, daß ich sehr krank war, und daß die Aerzte mir nur langsame Herstellung versprochen. Mein Vater gab mir einen Trank, und wenige Tage darauf war ich zum Erstaunen der Aerzte gesund.

Theodora. Seltsam! Ich muß Dir nun auch meine Bekenntnisse machen. Du weißt meine unglückliche Liebe zu Moritz; (verschämt) ich war Mutter geworden, aber Schrecken und Schmerz idda-

ten das Pfand meiner traurigen Liebe, ehe es ans Licht kam. (weint)

Eaver. Hu, das ist schauerlich!

Theodora. Ach, ich habe Dir noch etwas zu sagen, das schauerlicher, als alles andre ist. In der Nacht, wo Kochus ermordet ward, konnte ich nicht schlafen; da hörte ich in der Mitternacht Geräusch und Klagestimmen in dem Zimmer meines Vaters, so daß mich eine halbe Todesangst überfiel; am andern Morgen aber fand ich Blutflecke in demselben an der Erde.

Eaver. Ja wohl, Theodora, das ist fürchterlicher, als alles andere. O, das Räthsel wird immer dunkler und unauslösllicher.

Theodora. Was wollen wir beginnen? Mir graut, länger in diesem Hause zu bleiben.

Eaver. Ich wüßte wohl einen Ort für uns, wo wir gut aufgehoben wären: Wagner lebt so glücklich mit unsrer Mutter, und ist so lange unser Freund gewesen, daß wir an ihm einen zweiten Vater wiederfinden würden.

Theodora. Das ist ein glücklicher Gedanke. Wir sind lange genug bei unserm Vater gewesen; wir können nun auch bei unsrer Mutter seyn. Und er wird uns gewiß nicht vermissen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Paulina.

Paulina. Ich komme, Trost und Beruhigung bei euch zu suchen, meine Kinder. Ihr kennt Euren Vater, meinen Vatten, schon länger; sagt mir, was fehlt ihm?

Beide. Wir wissen es nicht.

Paulina. Ist er immer so gewesen?

Theodora. Nein, er ist es erst geworden, seitdem er so viel Unglück mit dem Prozesse gehabt hat.

Paulina. Sonderbar! — Es ist doch alles zu seinem Vortheil ausgeschlagen, und dennoch ist er so unruhig, so tiefsinnig, so seltsam in seinem ganzen Wesen.

Kater. Wir befürchten, daß irgend ein trauriges Geheimniß sein Herz belaste.

Paulina. Ja, ein Geheimniß muß hier verborgen liegen, das alle seine und meine Freuden vergiftet.

Theodora. Suchen Sie es ihm zu entlocken, Mutter, Sie haben die größte Gewalt über ihn.

Paula

Paulina. Ja, ich will es; ich vermag nicht länger diesen Zustand zu ertragen. Weht, meine Kinder, bittet ihn, zu mir zu kommen, und laßt mich allein mit ihm!

Beide. Das wollen wir thun. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Paulina allein.

Das Leben verliert seinen Reiz, und die Freude ihre Rosenfarbe, wenn uns ein geheimnißvolles Dunkel umlagert, aus welchem mit jedem Augenblick ein Ungeheuer hervorgehen kann. Ich will es zertheilen, oder aus demselben fliehen. Ich bin zu jung und zu schön, um mein Glück so frühzeitig zum Opfer zu bringen. Faust hat mich geliebt, und liebt mich noch; ich muß nun die Geheimnisse seines Herzens wissen.

Achter Austritt.

Paulina. Faust.

Faust. Paulina hat nach mir gesandt, was begehrt sie von mir?

Paulina. Etwas Großes und Wichtiges; etwas, dessen Gewährung Du Deiner Gattin schuldig bist. Faust, Du lebst in einem unnatürlichen, unruhigen Gemüthszustande; sage mir, was die Ursache davon ist?

Faust. Warum willst Du sie wissen?

Paulina. Weil unser beider Lebensglück davon abhängt.

Faust. Unser beider? Ha, ha, ha!

Paulina. Lache nicht, Faust; die Sache ist mir sehr wichtig.

Faust. Mir auch.

Paulina. Und dennoch scheinst Du so leicht darüber hinzugehen?

Faust. Leicht? Ha, ich wollte, Du sprächest wahr.

Paulina. Öffne mir Dein Herz, Faust theile mir mit, was es belästet?

Faust. Hast Du je gehört, daß man dem

Kind ein Scheermesser, oder ein glühendes Eisen in die Hand gab?

Paulina. Ich weiß nicht, wohin das Gleichniß zielt; aber eine Gattinn hat mehr Ansprüche zu machen, als ein Kind. Faust, Deine Laune, Dein wildes Wesen, Dein ganzes Betragen machte mich unglücklich.

Faust. Wenn Du unglücklich bist, so rechte mit dem dort oben; er hat die Erde zu einer Hölleberge des Unglücks gemacht.

Paulina. Nein, Faust, Du machst sie für mich dazu! Deine unnatürliche Gemüthsstimmung verbittert mein Leben, und Du bist mir schuldig zu sagen, woher sie rührt.

Faust. Wirklich? — Ha, ha, ha!

Paulina. Begegnet man so einer Gattinn? Ich bin kein Kind, Faust, für das Du mich zu halten scheinst!

Faust. Nicht? — doch! — Was mich betrifft, bist Du ein Kind, ein neugebornes Kind. Ha, ha, ha!

Paulina. Nein, das ist zu schrecklich! Du vergißt, daß ich Dich als einen Verzweiflungsvollen geheirathet, und wieder zu einem Manne gemacht habe.

Faust. Huhu! —*) Aber ich kann ja wohl Geduld mit einem Weibe haben, das ich durch wenig Worte zu Boden zu donnern vermag.

Paulina. Durch welche Worte willst Du mich zu Boden donnern? Ich fürchte mich vor Worten nicht!

Faust. Armes Geschöpf! Ich will Dich ja schonen! — Hast Du schon eine Schlange gesehen, die als ein unförmlicher Klumpen zusammengerollt da lag?

Paulina. Ich weiß nicht, wohin die seltsame Frage deutet, und will sie nicht beantworten.

Faust. Sieh, wenn ein unvorsichtiger Wanderer mit seinem Fuß an den Klumpen stößt, so entwickelt er sich plötzlich zu einem giftigen Ungeheuer, und tödtet durch seinen Hauch. — Ein solcher Klumpen ist mein Geheimniß; willst Du es noch wissen?

Paulina. Du suchst mich durch fürchterliche Worte zu schrecken; aber ich will es wissen.

Faust. Unglückliche, wecke den schlafenden Drachen nicht auf!

*) Wer vermag einen Ton zu schreien, wie er hierher gehört? Dem Künstler bleibe alles überlassen.

Paulina. Hat er geschlafen? Ich dünkte, er hätte gewacht.

Faust. Er hat geschlafen, sag' ich Dir, tief geschlafen, betäubt da gelegen!

Paulina. Nun, so mag er erwachen! Ich bin satt, so zu leben, und will wissen, was mich unglücklich macht.

Faust. Wohl, so brich die erste Rose von meinem Geheimniß! — Daß Dein Bruder an Ketten liegt, ist mein Werk; ich habe ihm den Trank gereicht, der ihn wahnsinnig machte.

Paulina. Wie? Du? Allmächtiger! so etwas ruht auf Deinem Gewissen?

Faust. So etwas! Und noch etwas anders. — Dein Vater war ein großer Sünder; weißt Du, wer ihn gemordet hat? Ich habe ihn gemordet! Ich habe ihn mitten aus seinen Missethaten zur Hölle gesandt.

Paulina. O barmherziger Gott, Schrecken und Entsetzen ergreift mich! Welch ein Ungeheuer habe ich mit meinen Armen umschlungen?

Faust. Merkst Du was? — Siehst Du, und dies war Kinderspiel; was ich Dir noch zu sagen habe, dagegen schwinden diese armseligen Thaten wie der Hauch des Zephyrs vor dem Donnersturm. Du hast mich gereizt, Elende! So bald

Du dies letzte wissen willst, sende zu mir; ich will
Dein Herz alsobald damit erfreuen! (ab)

Neunter Auftritt.

Paulina allein.

Der Mörder meines Vaters ist mein Gatte?
Der, dessen teuflische Bosheit meinen Bruder zum
reißenden Thiere herabgewürdigt hat, ruht in mei-
nen Armen? Das ist gräßlich! Und doch sind diese
Thaten nur Kinderspiel gegen das, was er noch
weiß? Gibt es noch etwas Schrecklichers? Hat
die Hölle es aufzuweisen? Ich würde nichts sin-
den? — Und warum that ers? Ach, warum?
Es ist eine gräßliche Geschichte! Das warum liegt
fürchterlich darin begraben — Was soll ich begin-
nen? Zum Richter gehn? — Ach, daraus entslän-
de ein langer feierlicher Todtenzug bis zum Raben-
steine. Nein! Auch in seiner Mördergestalt ist er
mir zur Verwufung auf dem Hochgerichte noch zu
theuer. Ich will fliehen! — Ja, es war ein schlum-
mernder Drache, der aufgeweckt ist; ich muß fliehen.

Zehnter Auftritt.

Paulina. Theodora. Xaver.

Xaver. Unser Vater sah sehr wild aus, als er uns begegnete.

Paulina. Ich glaube es.

Theodora. Hat sein Herz sich geöffnet, haben Sie seine Geheimnisse erforscht?

Paulina. Laßt die Geheimnisse ruhen, Kinder, und betet für euren Vater; das ist alles, was ich euch zu sagen vermag.

Xaver. Es ist wenig, und sehr fürchterlich.

Paulina. Macht Euch auf, und zieht von hinnen! Ich will dasselbe thun, und gehe diesen Augenblick. (ab)

Xaver. Komm, Theodora, wir wollen zu Marianen gehen. In diesem Hause wohnt Entsetzen und Grauen. (beide ab.)

Ende des vierten Actes.

Fünfter Act.

Erster Auftritt.

Zimmer Faust. Faust kommt herein.

Faust. Ich habe meine Seele verkauft, und bin um das Kaufgeld betrogen. Das schmachhafteste Geruch an der Tafel des Lebens ist Ruhe; ich kenne sie nicht mehr. Satan kann nicht geben, was in der Hölle nicht ist, wenn er es auch verspricht. Solche Seelenladungen hat sich der Ewige vorbehalten. Wohl, so will ich wenigstens Genuß. Hephata Gehenna! Weg herbei!

Weg. (erschauend) Was begehrst Du von mir?

Faust. Dein Herr und Meister hat mich schändlich hintergangen; er hat den Balsam der Ruhe in mein Herz gießen wollen, und es tebt schrecklich darin! Ein Sturm wüthet in meinem Innern.

Weg. Du hast ihn selber erregt.

Faust. Stille ihn! Gib mir Genuß, Zerstreuung!

Gog. Was begehrt Du? Nenn es!

Faust. Zeige mir etwas, in dessen Innern es wie eine Hölle wüthet, und das sich dann zum Entsetzen aller Lebenden umher Lust macht; zeige mir mein Ebenbild!

Gog. Dein Ebenbild? Wo ist es?

Faust. Elender Teufel, kannst Du nicht raten? Zeige mir den Vesuv, wie er Flammen gen Himmel sprüht, und mit der ganzen Natur umher im Lachen liegt!

Gog. Halte Dich an mein Gewand! (Führt ihn hinweg.)

Erste Verwandlung.

Der Vesuv in der Entfernung, wie er Flammen, Rauch und Steine aufwirft. Faust und Gog erscheinen.

Faust. Sei mir gegrüßt, Du mein furchtbare's Ebenbild! O könnte ich, wie Du, das Ungewitter, das in meiner Brust wüthet, hervorbrechen lassen, und gen Himmel auslobern! — Gog, gefällt Dir das Schauspiel?

Gog. Ei, ja wohl! Vortrefflich, hinreißend!

Faust. Also auch einen Teufel kann etwas in der Natur ergötzen?

Geg. Ich seh im Geist, wie viel Städte, wie viel Gefilde dieser Blutstrom schon vernichtet hat, wie viel er noch vernichten wird. Ich höre im Geist das Jammergeschrei der vertheilgten Menschheit umher.

Faust. Herrlich! Du wirfst Dein Bild in wenigen kräftigen Zügen hin; ich will den sehen, der den Teufel nicht darin erkennt. — Sieh, ich finde keinen Gefallen an diesen Verwüstungen; kannst Du mich nicht auch zum Teufel machen?

Geg. Habe Geduld!

Faust. O Du scheußlicher Drache, triumphe nicht! Ich bin ja nur auf wenige Jahre Dein! — Aber ich mag diesen brüllenden Flammenstrom nicht mehr sehen; zeige mir das Gegentheil davon!

Geg. Was nennst Du das Gegentheil?

Faust. Schwachköpfiger, armseliger Teufel! muß man Dir alles sagen? Das stille, ruhige Meer will ich sehen, wie es gleich einem unendlichen Spiegel auf dem Erdball da liegt.

Geg. Das sollst Du in wenigen Augenblicken schauen; wir find in der Nähe desselben. Kommt.
(führt ihn ab.)

Zweite Verwandlung.

Das ruhige Meer bis zu weiter Entfernung. In der Nähe und Weite fahren Schiffe vorüber. Faust und Gog treten auf.

Faust. Der Anblick gefällt mir; er giebt Ruhe in meine stürmische Seele. Hier will ich mich lagern. (legt sich nieder) Zieh, Gog, dies weite Meer gleicht dem menschlichen Leben, und die Schiffe darauf sind die armen Sterblichen. So lange es ruhig bleibt, gleiten sie sanft dahin; aber wenn der Ewige haucht, so fahren sie fürchterlich auf und nieder.

Gog. Auch wenn wir hauchen.

Faust. Sohn des Elends, entflamme mich nicht von neuem; ich will ruhig seyn. — Sage mir, findest Du kein Vergnügen an dieser schönen Scene?

Gog. Ja, ich finde Vergnügen daran.

Faust. Wohl, das freut mich. Aber/ fühlst Du auch wie ein Mensch? Sprich, was gefällt Dir bei diesem feierlichen, majestätischen Anblick?

Gog. Das ein Abgrund darunter ist.

Faust. (wringt auf) O Du entsetzliches Wesen, Du Teufel in jedem Augenblick! —

Gog. Habe nur Geduld! Mein Genuß an

diesem Orte wird kalt beginnen. Ein Sturm wird sich erheben, und ein Schiff unter Jammergeschrei und Todesangst der Menschen an dieser Küste untergehen.

Faust. Eheusal, ich will den traurigen Anblick nicht sehen! Führe mich in einen Wald, wo ich mich sammeln kann.

Gog. Seltsamer Mensch! Nun will er mir selber meinen Genuß nicht gönnen. Komm Verändertlicher! (whet ihn hinweg.)

Dritte Verwandlung.

Ein enger dichter Wald. Faust und Gog treten auf.

Faust. Ist denn kein Geschöpf mehr auf der Erde, an das ich mich anschließen könnte? kein Geschöpf mehr, dem mein Vertrauen offen stehen dürfte? — Gog, kannst Du nicht an Leib und Seele ein Mensch werden?

Gog. Freilich kann ich das. Ich kann mich in jeder Art verstellen; ich kann Gefühl und edle Empfindungen heucheln, ich kann edle Sentenzen aussprechen.

Faust. Nein, wenn es nicht aus dem Herzen kommt, so mag ich's nicht hören. Rede aus

Deiner Seele, rede ganz, wie ein Teufel denkt.
Hörst Du?

Vog. Das kann ich wol. Sieh, wenn ich den Rheinfluss sehe, so wünsche ich, daß er auf ewig vernichtet seyn möchte, damit nie ein Sterblicher wieder Vergnügen daran finde, und wenn ich ein liebliches Gefilde von glücklichen Menschen bewohnt erblicken muß, so denke ich an das Erdbeben, das sie in den Abgrund stürzen wird.

Faust. Hu! — Findest Du denn an nichts Vergnügen?

Vog. Allerdings! An den Jammertönen des Schmerzes, an den Leuzern der unterdrückten Unschuld, an allen Krämpfen der lebenden Natur.

Faust. Und mit diesem Ungeheuer steh ich im Bunde? mit diesem Verworfenen bin ich zusammen gekettet? Abschaum der Hölle, ich werde nie ein Teufel seyn!

Vog. Desto schlimmer für Dich!

Faust. O Du sollst mich nicht schrecken. Du sollst mir durch Deine teuflischen Wink den Genuß, der hienieden noch für mich ist, nicht verbittern. Nein! Du, der am Jammer nur Vergnügen findet, Du sollst mir Genuß verschaffen! Ich will den schönsten Ort sehen, der je auf der Erde war.

Vog. Den schönsten Ort? Wo ist er?

Kaust. Ich wußte es vorher schon, dummer, seelenloser Teufel, daß Du ihn nicht kanntest; denn der Ewige hat Euren Verstand verfinstert in allem, was gut ist. — Ich will das Paradies sehen.

Wog. Das Paradies? Was forderst Du? Es ist ja nicht mehr vorhanden!

Kaust. Nenne es nach, Schwachkopf! Ich will die Gefilde sehen, aus welchen der Nison, der Sihen, und der Phrath ausfließen; ich will die ersten Menschen, ich will den Sündenfall sehen.

Wog. Nein, das kann ich Dir nicht zeigen; das vermag nur Satan, der Schöpfer des Sündenfalls.

Kaust. Fahre hin, und fordre seine Hülfe!

Wog. Ungenügsamer Forderer, wirst Du nie satt?

Kaust. Fort! ich befehle es! (Wog verschwindet) Ich will versuchen, ob nichts mehr meine Seele mit den sanften Freuden eines stillen Genusses erfüllen kann; ob ich alle menschliche Freuden durch den Bund mit der Geisterwelt verspielt habe? dann hätte ich einen schrecklichen Kauf gemacht.

Wog. (erscheint wieder) Komm, kühner Geistesbändiger, Du sollst sehen, was seit Erschaffung der Erde noch kein Sterblicher sah. (zieht ihn hinweg)

Vierte Verwandlung.

Ein weites reichendes Gefilde mit Bächen, Bäumen, Gekü-
schen und Thieren aller Art. In der Mitte steht ein
größerer Baum, als die übrigen, mit schimmerndem
Früchten. Eine Schlange liegt in seinen Zweigen. Das
Gefilde erhebt sich terrassenmäßig. Faust und Gog
treten an.

Faust. Warlich, das ist paradiesisch! In die-
sen Gefilden möchte ich mein Leben vollbringen.

Gog. Es war das Werk der Hölle, daß die
ersten Menschen es nicht thaten, und ist jezo ihr
Hohn gelächter.

Faust. Schweig. Verworfenner, und sprühe
Deinen Gift nicht im Angesichte des Paradieses aus!
Ich will diesen Anblick rein und in seiner ganzen
Kraft genießen. (setzt sich auf einen Rasenknoll. Gog
lehnt sich an einen Baum.)

Adam tritt mit dem Ausdruck der Freude und des innern
Glücks pantomimisch auf. Er schauert entzückt umher:
breitet die Arme gen Himmel, und lagert sich endlich
auf eine Rasenbank. Ein Löwe kommt, mit ihm zu
spielen, und leckt ihn. Mehrere Thiere versammeln sich
um ihn.

Eva erscheint pantomimisch mit gleichem Ausdruck
des Entzückens. Sie beginnt den Baum, worin die

Echslange sieht, in'sfern anzuschauen, und steht voll Verlangen um ihn herum. Die Echslange deutet ihr durch Zeichen an, daß sie von den Früchten nehmen soll. Eva streckt entsezt die Hände darnach aus, hebt aber immer wieder zurück. Endlich leiht die Echslange eine Frucht ab, und giebt sie ihr. Eva naht sich damit ihrem Manne, zeigt ihm, woher die Frucht sey, und bricht sie aus einander.

Kauf. Ewiger, gib es nicht zu! Eine Unendlichkeit von Jammer, von Verzweiflung hängt daran!

Adam steht auf. Sie bietet ihm die Frucht dar, vor welcher er aber zurück steht. Sie dringt stärker in ihn, und endlich nimmt er sie. Die Echslange giebt ihre Kreuze zu erkennen. Eva ist, und Adam folgt ihr. Bald darauf werden sie unruhig, schau'n voll Verwirrung umher, und schamen sich vor einander. Beide beginnen Blätter von den Bäumen zu reiß'n, und machen sich einen Gurt daraus. Sodann schen sie sich einander voll Begierde an, und umarmen sich heftig. Ein Engel erscheint mit einem flammenden Schwert, droht ihnen, und treibt sie vor sich her aus dem Paradies. Sie gehen unter Handtungen, und Zeichen der Reue ab. Ein Sturm erhebt sich, und das Paradies verwandelt sich in eine weite Wüste.

Kauf.

Faust. Trefflich vorgestellt! O ich wußte es schon: was den Sündenfall betrifft, da seyd ihr Teufel zu Hause. Es ist ja euer erstes und größtes Werk. — Nun bist du hinausgestoßen aus deinem Paradiese, unglückliches Paar, und mit dir dein ganzes Geschlecht aus seinem Himmel! — Mit diesem Gefühle will ich in meine Heimath zurückkehren. Gog, führe mich dahin! (Gog führt ihn hinweg)

Zweiter Auftritt

Zimmer in Marianens Hause. Mariane und Theodora treten herein.

Mariane. Ich habe Dir etwas Angenehmes zu sagen, meine Tochter, und führe Dich deshalb allein hieher.

Theodora. Etwas Angenehmes? O das ist mir jetzt zwiefach willkommen, nachdem ich so viel Trauriges und Unangenehmes erduldet.

Mariane. Dein Morth ist von seinem Wahnsinne hergestellt worden.

Theodora. Wäre es möglich?

Mariane. Ja, und scheint ein ganz anderes

Mensch geworden zu seyn. Die That, die er, verführt von seinem Vater, beging, reut ihn bitter.

Theodora. O das wolle der Himmel!

Mariane. Liebst Du ihn noch?

Theodora. Mein Gefühl in diesem Augenblicke sagt es mir.

Mariane. Würde es Dir angenehm seyn, wenn er auch Dich noch liebte?

Theodora. O Mutter, erwecken Sie getäuschte Hoffnungen nicht wieder in meiner Seele. Reißan Sie die Wunde, die eben benarbte, nicht wieder auf!

Mariane. Diese Grausamkeit würde ich nicht befehlen, wenn ich jene Wunde nicht zu heilen vermöchte.

Theodora. Zu heilen? Ist dies noch möglich?

Mariane. Ja, meine Tochter! Moriz ist ein andrer und besserer Mensch geworden, und will sein Verbrechen wieder gut machen. Er liebt Dich mehr, als jemals, und wirbt um Deine Hand.

Theodora. Das ist etwas zu Unerwartetes, zu Ueberraschendes, als daß ich es glauben könnte.

Mariane. Willst Du es aus seinem eignen

Munde hören? (Öfnet die Thüre des Zimmers) Kommen Sie herein, Moriz!

D r i t t e r A u f t r i t t .

Moriz blaß und schüchtern. Die Vorigen.

Moriz. Darf ich es wagen, noch einmal vor das Antlitz meiner Theodora zu treten, die ich so unendlich beleidigte?

Theodora. Er ist es; o mein Gott! (hät sich an einen Stuhl) Moriz muß mich fürchterlich behandelt haben, daß mich bei seinem Anblicke ein solcher Zittern übersällt.

Moriz. Ja wohl habe ich das! aber die schmerzlichste Reue nagt mich, und ich komme, wieder auszugleichen, was ich verschuldete.

Theodora. Am Körper ist Moriz sehr verändert: sollte er es auch an der Seele seyn?

Moriz. Wer so unbeschreiblich viel litt, als ich, der ist es auch an der Seele. Aber darf ich hoffen, daß meine Theodora nicht verändert gegen mich ist?

Theodora. Das vermag ich in diesem Augenblicke nicht zu beantworten.

Moriz. O Theodora, laß mich nicht länger

auf dieser Hölzer der Ungewissheit! Jetzt erst weiß ich zu erkennen, was ich in Dir besitze, die Du schon ehemals mein Weib warst. Sei es wieder! Ich will eine Lebenszeit anwenden, mein Vergehen gut zu machen.

Theodora. Glatten Worten traute ich einst; ich habe schrecklich dafür gebüßt. Soll ich ihnen noch einmal trauen?

Moriz. O Theodora, glatte Worte in einem geheimnißvollen Winkel gesprochen, und vor den Ohren einer Mutter, sind unendlich verschieden. Den letztern darf man trauen.

Theodora. Haben Sie den Reuigen geprüft, meine Mutter?

Mariane. Ich habe ihn geprüft.

Theodora. Was soll ich beginnen?

Mariane. Dem Antriebe Deines Herzens folgen.

Theodora. (zu Moriz) Ich gebe mich Dir zum zweitenmal; aber Fluch, ewiger Fluch über Dich, wenn Du noch einmal mich täuschen könntest!

Moriz. (kaut ihr um den Hals) Mein Theodora, da sei Gott vor! Moriz ist nicht mehr Moriz; sein schrecklicher Zustand hat ihn in einen andern Menschen verwandelt; aber wie glücklich bin ich jetzt wieder, wie glücklich! —

Vierter Auftritt.

Wagner, Xaver treten herein. Die Vorigen.

Wagner. Die Versöhnung ist eilend zu Stande gekommen. Wohl! Wer glücklich leben will, muß nicht säumen es zu werden.

Theodora. Habe ich mich nicht zu eilend hinzugegeben?

Wagner. Das erste Mal allerdings, das zweite Mal unter den Augen Deiner Mutter nicht; Moriz hat den Weg zu Dir durch uns gesucht.

Theodora. O, jetzt ist es eine ganz andere Empfindung, an dem Halse meines Moriz zu hangen, jetzt, da meine Eltern es wissen.

Moriz. Und wie glücklich fühle ich mich, da unsre Verbindung auf Tugend gegründet ist!

Wagner. Wohl, daß Ihr glücklich seyd; aber hier ist noch ein Wesen, das glücklich zu seyn wünscht; unser Xaver.

Xaver. Ich will mich an dem Glücke meiner Eltern und meiner Schwester weiden.

Wagner. Nein, Xaver, das reicht nicht hin, Dich auf immer glücklich zu machen; Du mußt eine Bestimmung suchen.

Xaver. Ich schmachte darnach; aber bestim-
men Sie für mich. Sie kennen mich.

Wagner. Gut, mein Sohn, ich will es.
Erlerne die Rechte, werde ein Verwalter der Ge-
rechtigkeit. An der Erdengerechtigkeit ist noch un-
endlich viel zu bessern; verwalte sie schnell, mensch-
lich, und nach dem Geiste der Gesetze!

Xaver. Sie haben in meiner Seele gelesen,
mein Vater; dies war immer mein Wunsch.

Mariane. Alle meine Tcheuren seh ich auf
einem glücklichen Lebenspfade. Nur ein einziges
Wesen unter denselben, geht auf einem einsamen,
traurigen Wege.

Wagner. Ich weiß, von wem Du redest.

Mariane. Von wem könnte ich reden, als
von dem unglücklichen Faust? Er ist fürchterlich ver-
ändert, und lebt, wie ein verschauchter Nachtvogel.
Ein alter Rudolph ist das einzige Wesen, das er
um sich sieht.

Wagner. Es ist ein schreckliches Schicksal,
diesen einst so glücklichen Mann in einer solchen
Tiefe des Elends zu sehen.

Mariane. Paulina hat ihr Vermögen zu-
rückgenommen, und niemand weiß, wovon er lebt.
Sollte es nicht möglich seyn, ihn zum Wege des
Glücks zurück zu führen?

Wagner. Wir wollen es versuchen. Auf, Kinder, wir wollen uns zusammen vereinigen, diesen Unglücklichen wieder glücklich zu machen, ihn wieder zu den sanften Freuden der Menschheit zurück zu führen!

Alle. Ja, das wollen wir.

Wagner. Es ist gewiß eine gute That. Laßt uns unsre Kräfte vereint aufbieten, ihm die Gefühle der Freundschaft und der Liebe wieder zu geben. Paulina wird uns beistehen.

Moritz. Das wird sie; und sie vermag viel über ihn.

Mariane. Jetzt kommt, meine Theuren; wir wollen ein kleines Mahl an einem Tage begeben, an welchem so manches Ungleiche ausgeglichen ward! Kommt, wir wollen uns mit einander freuen!

Fünfter Austritt.

Nacht. Sommer Nacht. Faust allein. Halbe Erlösung.

Einmal lebte ich, wie ein Uhu, als ich mein Weib, meine Kinder, mein Vermögen, mein Alles verlor; und glaubte, auf der niedrigsten Stufe des Elends zu stehen; ach! — es gab noch tiefere Stufen, noch einen Abgrund unter dem Abgrunde. — Wehe dem Sterblichen, der dies erfährt! Ich möchte jener Uhu seyn. Damals gehörte ich noch zu den Menschen. Und wem gehörte ich jetzt? — Hu! — Das Hinüberschwindeln in die Geisterwelt dient dem Erdbewohner nicht. Es hat nicht seine Dornen, es hat seine glühenden Dolche. Ach, es sondert, mitten unter den Menschen, von den Menschen und ihren Freuden ab! — Aber soll ich meine noch übrigen Tage hindurch wehklagen? soll ich mir hier die Hölle schon bauen? Ich habe ja einen Geist, der mir geben muß, wenn die Menschen mir nichts mehr geben. Hephata Gehenna, Hephata Gehenna! (Wog er scheint.)

Wog. Was begehrst Du?

Faust. Ruhe, Freude, Genuß!

Wog. Nenne mir, welche Genüsse Du verlangst?

Faust. Nenne Du sie mir! Kannst Du nichts erfinden?

Gog. Willst Du schöne Weiber, eine leckere Tafel, eine lockende Musik?

Faust. Deine Genüsse sind alltäglich, wie Du selber; nein, ich will ein fremdes Gestirn sehen!

Gog. Ein fremdes Gestirn? Das kann ich Dir nicht zeigen, und selbst Satan vermag es nicht.

Faust. Aber ich will es sehen, und befehle Dir, zu gehorchen.

Gog. Und wenn Du die ganze Hölle ausbistest, so vermag sie Dir dies nicht zu gewähren. Die Menschen sind von dem Ewigen mit diamantenen Ketten an die Erde gebunden, und auch unser Gebiet reicht nicht weiter.

Faust. (von dessen Haupt eine Flamme aufsteigt) Nun so führe mich zur Spitze des höchsten Berges auf der Erde, führe mich zur Spitze der Cordilleras.

Gog. Nein, das vermag ich ist nicht!

Faust. (bei dem eine zischende Schlange vorüberfährt) Wie, Elender? Du weigerst Dich, meinen Befehlen zu gehorchen? Bist Du nicht meiner Herrschaft unterworfen? (ein Donnererschlag erschallt) Was war das? Kommt ein Gewitter?

Vog. Ich muß fort. In der Hölle sehen wir uns wieder. (verschwindet)

Faust. Wie geschieht mir? Mir wird so angst. Warum verläßt Vog mich? Ist meine Herrschaft zu Ende? O nein, nein! Ich will noch nicht hinunter! Mir graut vor dem, was da kommen soll. Mir graut fürchterlich! (Satan erscheint) Was willst Du, Satan? Ich habe Dich nicht gerufen.

Satan. Ich komme ungerufen, um Dir zu verkündigen, daß das Ende Deines Lebens naht. Bereite Dich, mit mir zur Hölle zu fahren. Noch in dieser Nacht bist Du mein! (verschwindet)

Faust. Welch Entsetzen, welch Grauen überfällt mich! Welch ein Donner hat meine Seele erschüttert! Was soll ich beginnen? — He! Rudolph! Rudolph! Wo bist Du? Rudolph!

Rudolph. (der gelassen kommt) Hier bin ich!

Faust. Auf, Rudolph! Eile zu Wagnern, zu Marianen, zu Paulina, zu meinen Kindern, zu allen, die ich auf Erden mein nannte; sie sollen insgesammt hereilen, als wenn höllische Gewissensangst sie vor sich hertriebe!

Rudolph. Aber es ist ja Nacht.

Faust. Und wenn es die Nacht vor dem jüngsten Tage wäre; rüttle sie auf, wenn sie im Todesschlaf liegen, reiße sie hieher, wenn bleierne Krankheit

sie umklammert hält; sage ihnen, daß die Zeit und die Ewigkeit hier im Kampfe lägen, und daß die Ewigkeit siegen würde! Hörst Du? Weh', eil', als wenn ein böser Geist Dich verfolgte!

Rudolph. Ach das Gott erbarm! was ist das? (ab)

Kaust. (allein) Ihr ewigen Mächte dort oben, ihr seyd stärker, denn die Hölle. Als der Erzengel Michael mit dem Teufel stritt, da hat er den Sieg davon getragen. Erbarmt euch nun über einen armen Sterblichen, dessen Seele die Hölle umklammert hält, und rettet ihn! Ihr könnt es. Ich will zu dem Ewigen beten! (hebt die Hände gefaltet empor) Ich kann nicht beten! Weh mir! (geht voll Seelenangst umher) Aber es ist nicht so! Wie! Ich hätte einen Bund mit dem Teufel? Das kann nicht seyn! — Ach, es kann seyn! es ist! — O Entsetzen und Grauen, o unendliches Weh! — Wo bin ich? Bin ich schon in der Hölle? Nein, und ich will nicht hinunter, ich will hier bleiben! — Ist kein Erbarmen, kein Erbarmen, — nirgends Erbarmen? — Ihr Todten steht auf, und helft mir! Ihr Lebenden kommt herbei, und rettet euren Bruder! Ich bin von einem Weibe gebohren, wie ihr; ich habe auch an einer Mutter Brust gelegen, und mir graut vor den Qualen der Ewigkeit. —

Der Ewigkeit? Ich bin ja nicht auf ewig, ich bin ja nur auf wenig Jahre sein! Aber das Entsetzen ergreift mich mit eisernem Arme, als wär es auf ewig.

S e c h s t e r A u s t r i t t .

Gauß. Wagner, Mariane treten in Nacht-
kleidung hastig ein.

Wagner. Armer Gauß, was ist Dir zuge-
stoßen?

Gauß. Zugestoßen? Die Hölle ist mir zuge-
stoßen.

Wagner. Besinne Dich, Gauß; wir sind
Deine Freunde. Was begehrt Du von uns so tief
in der Nacht?

Gauß. Tief in der Nacht? Ja! — Ich will
Dir's sagen, aber Du mußt nicht erschrecken:
Rettung will ich; ich habe einen Bund mit dem
Teufel.

Wagner. (zu Marianen) Ach Gott, er hat den
Verstand verloren. (Kaver und Theodora treten ein.)

Gauß. Das ist brav, Wagner, daß Du

nicht erschrickst! Sieh, es giebt Dinge, vor denen die ganze Natur im Schauer zusammensöhrt, aber ich möchte doch nicht, daß Du davor erschrickst; ich habe einen Bund mit dem Teufel, und in dieser Nacht noch, will er mich in die Hölle führen. Rette mich nun, Wagner!

Wagner. Ja, er ist wahnsinnig geworden. —

Faust. Wahnsinnig? O das sind glückliche Leute, die wahnsinnig geworden sind! Ueberzeuge mich, daß ich es bin, und ich will Dich anbeten. Nein, Wagner, ich bin nicht wahnsinnig, Gott erbarme sich, ich bin nicht wahnsinnig! Es ist wahr, ewig wahr: ich bin mit dem Teufel verbündet! Rette mich, Du bist fromm, Du hast auch in guten Tagen gebetet; rette mich! —

Mariane. Unglücklicher Faust! fasse Dich; wir wollen Dich retten.

Faust. Bist Du hier, Mariane? O das ist gut! Du bist ein edles, großes Weib, und an solchen Weibern hat der Teufel keine Gewalt. Bleibe ja hier, Mariane!

Mariane. Ich bleibe bei Dir, armer Faust! sieh, hier sind auch Deine Kinder.

Faust. Kommt alle herbei, meine Lieben! Umringt euren Vater, euren Freund! Haltet nur diese einzige Nacht bei mir aus, daß sie vorüber

gehe, ohne die Ewigkeit, ohne die Hölle mit zu bringen!

Mariane. Wir wollen alle bei Dir bleiben; aber laß die irren Gedanken fahren. Schon viele haben die traurige Einbildung gehabt, daß der böse Feind ihnen nachstelle.

Faust. Einbildung? Um Gottes Barmherzigkeit willen glaube nicht, daß es Einbildung sey; sonst kämpft und betet ihr nicht mit Inbrunst! Mariane, Wagner, Ihr meine Kinder, ich schwöre euch bei der ganzen Ewigkeit mit ihren Freuden und Qualen, ich bin mit dem Teufel verbündet, und noch diese Nacht will er mich zur Hölle führen.

Paulina tritt ein, ebenfalls im Nachtkleide, ohne bemerkt zu werden.)

Paulina. Gott, was ist hier?

Mariane. Mich könnte ein Schauer überfallen!

Wagner. Rede, Faust! Woher sind diese Gedanken in Dir entstanden?

Faust. Mariane ist standhaft geblieben, als die Wellen des Unglücks über uns zusammenschlugen; ich bin gefallen, ich habe Hülfe bei einem bösen Geiste gesucht, und sie gefunden. Weh mir, weh jedem, der im Unglücke nicht fest steht!

Mariane. Das sind keine Worte eines Wahnsinnigen.

Faust. Nein, keines Wahnsinnigen! O Mariane, Mariane, hätte ich wie Du das Unglück mit Heldennuth ertragen, ich stünde jetzt nicht mit der Angst eines Verdamnten unter euch! Ich habe im Verbrechen Hülfe gesucht, und daraus ist diese entsetzliche Nacht entstanden.

Wagner. Aber wie ist es möglich, ein Bündniß mit dem Teufel zu schließen?

Faust. Als der Ewige mir nicht helfen wollte, da habe ich den bösen Feind angerufen, und er ist gekommen, mir zu dienen. Er hat mir Geld gebracht, er hat mir Paulinen in die Arme geliefert.

Paulina. Allmächtiger Gott, was hör' ich! Ist dies das schreckliche Geheimniß, das noch auf Deinem Herzen lag?

Faust. Ja, dies ist das letzte furchtbare Geheimniß, gegen das alle übrige verschwinden, wie das Kerzenlicht vor dem Brande der Hölle. Vezet nun für meine Seele; gebt es nicht zu, daß Euer Vater, Euer Vatte, Euer Freund in die Klauen Satans falle.

Mariane. Wir wollen Dich schützen! Der böse Feind hat an Dir so wenig Macht, als an uns.

Faust. Schwöre mir, daß er keine Macht
an mir habe.

Mariane. Ich schwöre Dir — (ein Säusen
ertönt.)

Faust. Weh mir, ich vernehme seine An-
funft! Umschlingt mich, Ihr meine Kinder, um-
klammert mich fest, Ihr meine Wittinnen, erbarmt
euch, und verlaßt Euren Vattern, Euren Vater in
dieser Todesangst nicht!

Alle. (umschlingend ihn von allen Seiten) O un-
ser Vater, unser Freund, niemand soll Dich uns
entreißen!

(Ein stärkeres Säusen erschalle, alle taumeln von Faust
zurück, sinken rings um ihn auf die Knie, und strei-
cken die Hände nach ihm aus.)

Faust. Weh mir, ich bin verlassen, ich stehe
erstarrt und allein in diesem gräßlichen Augenblicke!
Helft mir!

(Ein drittes Säusen ertönt, das mit einem Donnersehla-
ge endet. Mit dem Donnerchlage stürzen die Auser-
wählten zu Boden. Satan erscheint.)

Satan. Ich komme, Deine Seele von Dir
zu fordern, und sie auf ewig in die Hölle zu führen.
Hier ist Deine Verschreibung mit Blut. (hält ihm
ein Papier hin.)

Faust.

Faust. (am ganzen Leibe zitternd) Auf ewig? Ich habe mich Dir nur auf einige Jahre verschrieben; willst Du Deinen Bund brechen?

Satan. Weißt Du nicht, daß ich der Vater der Lügen bin? Wer mein ist, der ist auf ewig mein,

Faust. Allbarmherziger, wehre ihm, daß er mich nicht antaste! Er hat mich um meine Seele betrogen! — Satan, habe Erbarmen, Erbarmen! Ich bin Vater, ich bin Mutter!

Satan. (im hohngeächzten) Desto süßer schmeckst Du der Hölle!

Faust. Ihr Todten, wacht auf, helft mir, er will mich ergreifen!

Satan. Dem Fürsten der Hölle vermag kein Sterblicher zu widerstehen. Schlummert ihr! Du aber komm mit hinunter zur Hölle. Der Augenblick Deines Todes ist da. (naht sich ihm, umklammert ihn, und führt mit ihm durch die Luft. Faust stößt einen ängstlichen Schrei aus. Die Erscharrten an der Erde erschauern sich allmählig, und sehen wild umher.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Faust.

Wagner. Was ist hier geschehen?

Paulina. Wie ist mir? Mir war, als läge ich in der Hölle.

Mariane. Wo ist Faust?

Alle. Wo ist Faust?

Kaver. Er ist fort.

Theodora. Er ist nirgends.

Mariane. Allmächtiger Gott, hier sind Blutstropfen an der Erde.

Alle. Ach, Blutstropfen!

Wagner. Kommt hinweg von diesem Orte des Entsetzens und des Grauens! Kommt, laßt uns fliehen!

Alle. Ja, fliehen, fliehen! (alle eilen nach Entsetzen hinweg.)

Nachter Austritt.

Die Hölle. Teufel unter einander. Herold. Satan
erscheint mit dem Schatten Fausts.

Satan. Auf Herold, verkünde der Hölle,
daß ich einen Sieg erkämpft habe, wie er seit dem
Beginnen der Erde über keinen Sterblichen erkämpft
ward. Rufe die Fürsten der Hölle!

Herold. Ich gehorche. *(Schwingt sich auf einen
Felsen, und das Zeichen der Versammlung erhält. Die
Satane schieszen herbei.)*

Satan. Hier ist der Sterbliche, mit dem
ich einen Bund gemacht, und den ich nun im Tri-
umph hieher geführt habe. Auf, wir wollen diese
Begebenheit durch ein Fest feiern!

Die Satane. Ja das wollen wir! Es lebe
Satan, er lebe ewig, ewig!

Satan. Laßt die Musik der Hölle erschallen,
und tanzet darnach!

*(Eine wilde, mihonende, fürchterlich rauschende Musik
erschalle; und die Satane tanzen wüthend darnach zwischen
Blut und Flammen um den Schatten Fausts her.)*

Ende des fünften und letzten Acte.



72



Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

1029
VON

dem Verfasser des Natalis.

Carl Friedr. Benning

J. F. Schmidt.

Mit einem Kupfer.

Erstes Heft.

Leipzig 1862,
bey Heinrich Giese.

3. v. Langenbiller
in einer Grav. auf

der Felswandung nach der
aufwärts der Höhe

der Felswandung nach der
aufwärts der Höhe

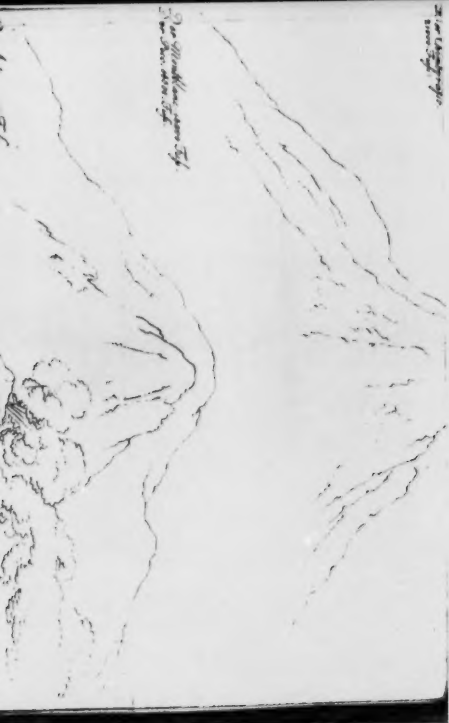
der Felswandung nach der
aufwärts der Höhe

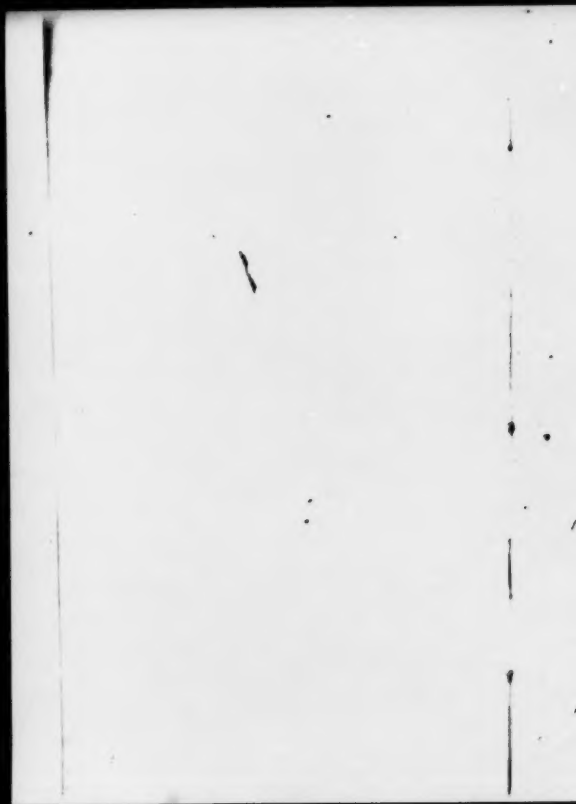
der Felswandung nach der
aufwärts der Höhe



28. 1st. 1847. 1847.
1847. 1847.

29. 1st. 1847. 1847.
1847. 1847.





V o r r e d e.

Ich biete hier meinem Vaterlande eine Zeitschrift dar, wie sie, so viel mir bekannt ist, noch nicht erschien. Sie wird in einer Entfernung von dreihundert deutschen Meilen geschrieben, und in einer Gegend, die an Sitten, an Beschaffenheit der Bewohner, an Merkwürdigkeiten noch entfernter von dort ist, als dem Raum nach.

Neapel ist eine Welt, und eine neue Welt. Sie faßt ein ungeheures Magazin von Selten-

heiten in sich, von denen vieles noch gar nicht ans Licht gezogen, vieles in einem falschen Licht aufgestellt wurde. Um diese Welt liegt eine andere, die ihren Reiz aus dem Alterthum hernimmt, und die heiligsten Gegenden mit ihren Ueberbleibseln fast aus den Zeiten der Urvölker Italiens enthält. Die beiden großen gebirgigten Erdzungen Cap Minervae und Cap Misene, mit ihren Tempeln der Götter, mit ihrer unterirdischen Welt, mit ihren seltsamen Naturerscheinungen, die kleinere Zunge Pausilippo zwischen ihnen, der Archipelagus im thyrrenischen Meer von Ischia, Procida, Nisila, Capri, der Vesuv mit den tausendjährigen Gräbern der Städte an seinem Fufs, die jetzt gleich dem Phönix aus der Asche wieder hervorgehen, Gaeta, Pozzuolo, Nola, Pastum, und tausend andere Merkwürdigkeiten bieten sich hier dar, die jedem, der nur einen Blick in die Dichter des Alter-

thums that, heilig sind, und auch dem, der ihn nicht that.

Das Wichtigste von diesen Dingen der Vorwelt, verbunden mit denen der jetzigen, in dieser Zeitschrift nach meinen geringen Kräften anschaulich zu entwickeln, die Sachen, der Wahrheit gemäß, an dem Ort ihrer Existenz aufzuzeichnen, und mit Eile in mein Vaterland zu befördern, soll mein eifrigstes Bestreben seyn, so lange mir in diesem merkwürdigen Erdstriche zu bleiben vergönnt ist.

Rom ist gekannter, als Neapel, ist öfterer und getreuer geschildert, und unterscheidet sich nicht in so hohem Grade von den Städten des Nordens. Demohngeachtet werde ich mehrere Merkwürdigkeiten aus dieser Stadt, die ich zum Theil schon gesammelt habe, zum Theil von einer fremden Feder und auf

einer neuen Reise dahin zu erhalten suchen werde, hinzufügen. Aber Neapel mit seiner umliegenden Gegend wird mein Hauptaugenmerk bleiben. Steht Rom zuerst auf dem Titel, so geschah es nur wegen des großen Rufs, den diese Stadt hat, und wegen des Glaubens, daß sie die Hauptstadt der Welt sey.

Ich nannte diese Zeitschrift: Helios den Titan, und um eines entfernten, aber ausen Grundes willen. Unter allem Schönen, das ich in Italien sah, schien mir die winterliche Sonne darin das Schönste, das Belebendste, das Erquickendste zu seyn. Sobald sie hervortritt, verschönert sich die Natur rings umher, und legt gleichsam ein Feierkleid an. Sie gießt ihre belebenden Strahlen fühlbar durch den Körper, sie erheitert mit dem größern Lichte auch zugleich den Geist, und ist gleichsam

noch in ihrer jugendlichen Schönheit, wie in der Zeit, wo sie der Titan Helios genannt ward. Einige behaupten sogar, es sey in Neapel heller, als in jeder andern Gegend der Erde. Da überdies manches in dem Fortgange dieser Schrift aus den Zeiten vorkommen wird, wo man noch an diesen Sonnenlenker glaubte, so sey es mir vergönnt, diesen schönen Namen des Alterthums zu wählen.

Indem ich jetzt den Inhalt dieses ersten Hefts durchlaufe, bemerke ich, daß darin nur wenig aus der Vorzeit aufgestellt ist. Kein Wunder! die jetzige Welt mit ihren tausend fremdartigen Erscheinungen hat mich seit meinem Eintritt in Neapel so überflügelt, daß ich das Entferntere und Stillere der Vorwelt dadurch aus dem Auge verlor. Aber in der Zukunft werde ich auch zu der schö-

nen Welt des Alterthums hinüberschweifen,
und einige Schätze derselben in mein kleines
Magazin niederlegen.

Neapel
den 15. Februar
1802.

C. F. Benkowitz.

Inhalt des ersten Hefts.

	Seite.
1 Veranlassung meiner Reise nach Italien.	1
2 Neapel und Sicilien von de Non.	10
3 Sehnsucht nach Welschlands mildem Himmel. Ein Gedicht.	14
4 Ankunft in Italien.	20
5 Die Peterskirche in Rom.	26
6 Ascese al Cielo.	39
7 Meine Wohnung.	43
8 Dreierigkeit der Italiener, mit Feuer umzugehen.	53
9 Die Höhen einiger merkwürdigen Berge auf der Erde, in Vergleichung mit einigen Werken der Menschen.	65
10 Mons Pincius in Rom.	71
11 Gerechtigkeitspflege in Neapel.	85
12 Apologie des Vesuvius, bei einer Eruption, von ihm selber. Ein Gedicht.	97

	Seite.
13 Ein Spaziergang nach Pansilippo.	109
14 Harbiere in Italien.	110
15 Kettlerwesen in Italien.	114
16 Die Almosen.	120
17 Was man in Neapel am Ufer des Meers sieht.	126
18 Das Weihnachtsfest, oder Natale.	137
19 Erziehung.	149
20 Am ersten Januar 1803.	155
21 Seltsame Gebräuche in Neapel.	169
22 Am 31. Januar.	183
23 Preis einiger Lebensmittel in Neapel.	190
24 Erinnerungen an die ehemaligen Freunde mei- nes Lebens.	200
25 Das Theater St. Carlo.	231
26 Weiterbeobachtungen in Neapel.	271
27 Geschichte des Tages in Neapel.	311

Veranlassung meiner Reise

nach

I t a l i e n.

Als das verflossene Jahrhundert unter Stürmen und Ungewittern seinem Ende sich nahte, als das neue unter Stürmen und Ungewittern erschien, und nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa von den Verwüstungen der Orkane wiederholte; als die Sonne Monathelang nicht hell aufging, und Monathelang jeder Tag unter Regen, Schnee oder Nebel dahinfließ; als die Menschen zu siechen begannen, und schaaarenweise bey tödtender Nässe und nie aufhörenden Abendwinden ins Grab sanken: da nahte auch mir die

Krankheit sich mit verderblichem Hauch, und druckte mit schwerer Hand mich allmählig nieder. Ich kämpfte, aber vermogte den Sieg nicht zu erringen, weil der ganze Luftkreis mit seinem Ungestum gegen mich kämpfte. Die Kräfte des Körpers erlagen, die Seele ward von schwarzen Bildern umflattert, der Schlaf floh das matte Auge, und todt drohende Erscheinungen zeigten sich mit ihrem Gefolge von Schmerzen und Gram. Nur mit Mühe vermogte ich dagegen zu ringen, und hoffte auf den Frühling, um es mit neuer Kraft zu thun. Er kam. Die Sonne bildete einen höhern Bogen, um mildere Lüfte zu verbreiten, und den Fremdling zu empfangen. — Aber nein! er kam nicht! Ein brennendheißer May erschien, umgeben von scharfen Winden, und die Blume der Gesundheit vermogte nicht aufzublühen; selbst die Blume des Feldes welkte nur empor. Da tröstete sich der Kranke mit dem kommenden Junius, und hoffte belebende Wärme und Himmelsluft. Aber er brachte kalte Regenschauer und Sturm, die Ge-

birge bedeckten sich mit Schnee, und verbreiteten weit umher Reif und erstarrende Luft.

Auch der July täuschte die sehnliche Hoffnung, und fuhr ungestüm auf Regenschwangern Wolken daher, goß verderbliche Nässe auf die Saaten herab, und der April schien in seiner ganzen Wuth zurückzukehren *). Nur wenige

*) Der Professor Fülleborn in Breslau, der auch von des Wetters böartigen Launen angegriffen ward, sang in dieser Zeit folgendes Gedicht im Breslauer Erzähler:

An den Monat Julius

Gesungen den 18ten.

Wie? was? Er wäre Julius?

Das glaube, wer da will;

So tobt ja nicht Herr Blasius

Im greulichsten April.

Wie hängt die Nacht so grau und schwer

Den ganzen Tag herein!

Man sieht kein blaues Streifchen mehr,

Und keinen Sonnenschein.

Tage wandelte die Sonne durch einen heitern
Himmel, und goß einen sanfteren Hauch über

Vielleicht, so heißt es Tag für Tag,
Wird's morgen wieder klar;
Doch wie man sich zergucken mag,
Es bleibt, wie's lange war.

O weh um unsern Sommer, weh!
Drey kleine Mäuden nur,
So deckt schon wieder Eis und Schnee
Uns Wald und Strom und Flur.

O weh um unsre schöne Saat!
Da liegt sie nun zerweicht:
Indeß der Landmann früh und spät
Betrübt das Feld umschleicht.

Und immer umet der feuchte Nord
Aus seinem Winkel her,
Und schenkt des Waldes Sänger fort,
Und legt die Klänge leer.

Medardus, sagt man sich ins Ohr,
Der habe Schuld daran,
Der bringe solche Wetter vor,
Der böse, böse Mann!

die Erde aus; dann sank plötzlich wieder ein Meer von Regen aus den Wolken.

Endlich kam der August, und verkündigte durch kalte Morgen- und Abend-Läfte schon den kommenden Herbst, verkündigte das Herannahn des neuen Winters, ehe noch die Spuren des alten ganz verwischt waren. Welche Aussicht für den, der Schnee und Schlagregen, und

Allein ich glaub' es nicht; so grob
Kann nie ein Heil'ger seyn.
Was hält er denn für Lust und Lob
Von diesen Stürmereyen?

Noch habe, wer da will, die Schuld,
Das macht es drum nicht gut.
Wir müssen warten in Geduld,
Wie man zu Nürnberg thut.

Da dies Lied ganz in Claudius Manier ist, und in einem Blättchen steht, das minder, als es verdient, außer Schlesien bekannt wird, so habe ich es gern hier aufgenommen.

Nebel, und geheiste, dampfende Zimmer, als Furien für Geist und Körper betrachten muß! Und wie viel Tausende müssen dies nicht! Wie viel Tausende mögen mit mir über die traurige Verwandlung der Monate geseufzt haben!

Als der Winter also, der das neue Jahrhundert brachte, in seiner scheußlichsten Gestalt, als der Frühling ohne Frühling, der Sommer ohne Sommer, vorüberging, und die erschütterte Körperkraft in den wenigen milden Tagen auch nur wenig sich zu erholen vermogte, da begann allmählig der Gedanke in mir aufzukeimen, ein anderes Land zu suchen, wo die zarte Pflanze der Gesundheit besser gedeihen, wo der verlorne Sommer von neuem gefunden werden konnte. Wem aber, in welchem ein ähnlicher Wunsch aufsteigt, heutzutage nicht das Land dar, das hier der Garten, dort, höher noch, das Paradies von Europa genannt wird? — Wem fällt nicht Italien ein, wenn er nach einer reinen und milden Himmelsluft sich sehnt? Seit Jahren schon hatte mein Herz nach diesem schönen Erd-

streich verlangt; Kränklichkeit, und ein langes, ungestümes, schreckliches Jahr machten dies Verlangen zur unüberwindlichen Sehnsucht.

Ich ergriff die Schriften, worin dies reizende Land geschildert war, um zu suchen, was ich so innig wünschte, um zu suchen, wo ich meinem Feinde, dem schauerlichen Winter, entfliehen konnte; da las ich:

Gorani's geheime Nachrichten von
Italien. Tom. I. S. 258.

Die Luft in Sorrento ist dem Körper viel erträglicher, als in Neapel, da sie dort nicht von Salmiak-Theilchen verdorben wird, wie in der Hauptstadt und der umliegenden Gegend. Man hat dort mehreremals Beobachtungen mit dem Aerometer (Eudiometer?) angestellt, welche bewiesen haben, daß nur an sehr wenigen Orten in Europa die Luft so rein ist, wie in die-
m angenehmen Aufenthalt.

Sorrento liegt auf Klippen, welche die Bay umgeben, und zwar so malerisch, daß ich kei-

nen Ort wußte, der mehr zur Dichtkunst begeistern konnte. Indefs hatte es, als ich da war, auch nicht einen einzigen Dichter aufzuweisen. Es enthält vierzehn tausend Einwohner, ist aber nicht schön, weil die Straßen zu enge sind; daß es eine gesunde Luft hat, habe ich schon gesagt.

Sorrento wurde der reizendste Aufenthalt seyn, wenn man auch Gesellschaft darin fände, Vortrefflichere Spaziergänge, als hier, kann man nirgends sehen. Sie sind alle beschattet, und zeigen überraschend schöne Aussichten. Das Wasser zu Sorrento ist so gesund, wie man es nur irgendwo haben kann. An diesem einzigen Orte im ganzen Königreiche findet man auch Milchwerk, das sich mit dem Schweizerischen vergleichen laßt; das Kalbfleisch ist daselbst vortrefflich und wird sehr gesucht. Die Wiesen sind voll Kuhe, die bey einer vortrefflichen Weide auch vortreffliche Milch geben, woraus man vortreffliche Sahne und Butter macht. Wein und Obst sind hier von der besten Beschaffenheit. Diese glückliche Gegend besitzt die Pro-

dukte mehrerer Himmelsstriche vereinigt. Die Berge, von denen sie umgeben ist, sichern sie vor der unbequemen Hitze, die man in Neapel empfindet, und machen ihre Temperatur zur einzigen in ihrer Art.

Sorrento oder Soriento hat seinen Namen von den Sirenen. Tasso ward hier geböhrt, und man darf sich gar nicht wundern, daß er bey einer lebhaften Imagination, da ihm noch überdies der Anblick dieser reizenden Gegenden begeisterte, die Lust Italiens ward, die Bewunderung anderer Nationen, so wie späterer Jahrhunderte verdiente, und mit seinem Werke eine Klippe ist, woran seine schwachen Nachahmer scheitern.

Nie sieht der Reisende in den Gegenden dieser Stadt den trüben Anblick des Winters, oder einer von glühender Hitze verursachten Dürre.

Neapel und Sicilien von de Non.

Auszug S. 117. Tom. VI.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Gärten von Sorrento der Kochengarten für die Hauptstadt seyn, so wie der Marktplatz daselbst das Magazin aller Eßwaaren ist. Alles ist hier im Ueberfluß, und von dem besten Geschmack zu haben, sowohl, was das Pflanzenreich, als was das Thierreich liefert. Die Sorrentischen Kälber sind berühmt, das Federvieh von der besten Güte, und unter den Erderzeugnissen verdient besonders der Wein das vorzüglichste Lob; er ist so vortreflich, daß ihn die alten ihrem Falernerwein gleich schätzten.

So unglaublich thätig bezeugt sich die Natur in dieser ganzen Gegend, daß man Säugam-

men von 14 jährigem Alter findet, so wie es auch dergleichen von fünf und funfzig Jahren giebt, die, wie man sagt, den Fluß der Milch gar nicht zu stillen wissen. Die Bäume grünen da beständig, und den Winter kennt man nicht. Getreide wächst zwischen den Weinstöcken, und diese schlingen sich an den Fruchtbäumen empor. Eine unzählbare Menge Pflanzen erhöht den Anblick dieser ohnedies herrlichen Felder durch die Schattirungen ihres mannichfachen Grüns zwischen den Bäumen, und erfrischt ihn unendlich. Wir besuchten die Gegend um Weihnachten, und die Vegetation war noch so stark, daß Blätter und Zweige der Bäume die Aussicht überall deckten. Selbst Gräben und Steinklippen liefern hier Orangenbäume.

Diese Beschreibungen entschieden in mir den Ort, wo ich meinen Aufenthalt wahlen wollte. Sorrento schwebte mir von nun an in lieblichen Bildern vor Augen, und eine unbe-

schreibliche Sehnsucht erwachte in mir, nach diesem Paradiese zu kommen. Alle Schriftsteller stimmten in dessen Lobe überein; auch einen Deutschen fand ich, in dessen Urtheil ich ein großes Vertrauen setzte, und der nicht minder von Sorrento begeistert war. Hier ist, was Moritz, der empfindende Beobachter, darüber schreibt. Reisen, Tom. II. S. 55.

„Die Gegenden um Sorrent übertreffen
 „doch noch alles, was ich bis jetzt an reizenden
 „Landschaften in Italien gesehen habe, und die
 „unabsehblichen Orangenwälder mit ihren gold-
 „nen Früchten, welche von diesen Anhöhen sich
 „dem Auge darstellen, übertreffen alles, was die
 „Einbildungskraft sich vorstellt.“

Es war weniger nothig, als dies, um mich zur Begeisterung zu bringen, und ich schaute nach jenem Lande jenseits der Alpen hin, wie einst die kranken Israeliten nach der ehernen Schlange, von der sie Heilung erwarteten. Aber ich schaute, und dachte nicht allein, ich handelte und spannte alle meine Kräfte an, um zur

That zu bringen, was als Wunsch meine ganze Seele erfüllte.

Hier lege ich die Feder in Deutschland nieder; denn ich weiß nicht, ob ich zu vollbringen vermag, was ich beschloß. Vermag ich es, so ergreife ich sie in Italien von neuem, und dann werden mehrere Bilder meinen Geist umschweben, dann werde ich durch eignes Anschauen prüfen können, ob Wahrheit in jenen Schilderungen redet, und ob Vorliebe für Welschlands gepriesenen Himmel ihnen nicht die Farben zu ihrem Gemälde lieh.

S e h n s u c h t

nach

Welschlands mildem Himmel.

Nein, länger mag ich nicht auf deinen Fluren weilen,
Erglimmerter Himmel, unwirthbares Land!
Wo ewige Stürme ewig heulen,
Wo irzo Schnee sich thürmt, ist glühend heißer Sand.
Nein, länger soll der ungestüme Norden
Mein Leben nicht, nicht meine Freude morden!
Ich zieh hin zu jener holden Trift,
Wo um der Schönheit Preis sich Erd' und Himmel streiten:
Wo, nach den Sängern aller Zeiten,
Durch einen ewgen Lenz der Lebensnachen schift.
Empfange mich in deinen Schooß,
Sorrento, reizendes Gefilde!
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Ich komme her von Deutschlands fernen Auen,
Wo man den Lenz nur wenig kennt,
Und tief wird dir im Innern grauen,
Wenn dir mein Mund des Winters Schrecken nennt.

Noch sitzt er dort auf einem Throne,
Von nackten Felsen aufgebaut,
Von welchen er, dem saften Lenz zum Hohne,
Weitherrschend in die Thäler schaut.
Aus seiner Rechten sinkt ein Meer von Schnee hernieder,
Die Linke thürmt ein Eisgebirg' empor,
Und aus dem Munde dringt auf rasselndem Gefieder
Ein fürchterlicher Hauch hervor,
Vor dem, wie vor Medusas Haupte,
Die schöne Trift erstarrt, der Pflanzen schöne Welt;
Vor dem, was einst der Lenz belaubte,
Entfärbt und roth zu Boden fällt.
Von Wolken ist sein graues Haupt umgeben,
Aus seinem Bart steigt Nebel auf,
Sein Fußtritt hemmt der Flüsse Lauf,
Sein Odem nimmt dem Lebenden das Leben.

Dies ist der Fürst, der jenes Land regiert,
Der wie ein Nero dort den strengen Zepter führt.
O weh dem Kranken, der in seinem Reiche
Vergebens an Bethesda's Teiche
Mit sehnsuchtsvollen Blicken liegt,
Und ewig sich mit falscher Hoffnung trägt!

Sech's Monath ist ein Ofen seine Sonne,
Drey Monath ist's ein ruhiges Camin,
Und fühlt er dann des Frühlings Wonne
In den drey übrigen durch seinen Busen glühn?
O nein! die sanften Frühlingstage
Kennt jenes Land nicht mehr, seitdem des Richters Waage
Kalabrien aus seinen Angeln hob,
Und unsre Welt, wie einen Ball, verschob.
Seitdem vermischten sich die Zonen;
Weh denen, die im Norden wohnen!

Der West, der einstens Zephyr hieß,
Der, wie der Liebe Hauch, auf Blumenauen blieb,
Fahrt jetzt mit rauschendem Getümmel
Auf ehernen Flügeln durch den Himmel,
Und ewig, ewig weht der West.

Der hochgepriesne Mai, der Flora stolzes Fest,
Der auf belebenden, auf stillen, sanften Schwingen
Soll Frühlingslüfte zu der Erde bringen,
Bringt scharfen Hauch, und Öden, dürren Graus.
Die Sonne trinkt die See'n aus,
Und glühend wird die Luft, als füb'r' in unsern Tagen
Noch einmal Phaeton den irren Himmelswagen.
Die Pflanze stirbt, die Saaten welken hin.
Dies ist der Mai, und dies ist sein Gewinn.

Nun bildet Helios den größern Himmelsbogen,
Der Jun erscheint. O Weh! die Hoffnung ist betrogen.
Er ist so feucht, so rauh, so kalt,
Als wäre schon das Jahr zehn volle Monath alt,
Und brächte den November wieder.
Verstummt dem Mai verstummt dem Jun, ihr Lieder!
Vergiftet wird durch sie das Land, die Frucht, die Saat,
Und Theurung folgt ihrem Fied.

Soll ich den Jul, und den August besingen?
Wo nähm' ich doch die Farben her,
Wenn sie bald Sturm, bald Frost, bald Hitze, bald ein

Meer

Von schweren Regenschauern bringen!
O nein, seit Jahren ist kein Mond des Liedes werth,
Seit Jahren haben wir die Frühlingsluft entbehrt.
Der goldne Mittelweg ist längst für uns verloren,
Heiß oder kalt wird jeder Tag gehoren,
Und keiner gleicht dem andern mehr,
Der Morgen ist von Reiz, von Lust der Abend leer.
Oft will der Mittag selbst uns keine Wärme geben,
Die Nacht ist heiter nur — wer will zur Nachtzeit
leben?

Und ist dann der August entflohn,
Erhebt allmählig sich der Winter auf den Thron.

Kann man dies Leben Leben nennen?
Woran soll man den Tod erkennen?

Erstarrten wir, wie unsre Flur,
Und könnten uns, gleich Bären, Marmelühern,
Die öde Winterzeit in tiefen Schlaf verliehren,
Wohl uns! wir sollten der Natur,
Und würden neu hervor im holden Frühling gehn.
Doch dieses Glück ist uns versagt;
Wir müssen die Verwesung sehen,
Wenn sie der Schöpfung Keine nagt;
Wir müssen wachen, rings mit Schlaf umgeben,
Wir müssen die Verwesung überleben,
Und schauen rings umher das weißgeflüchte Grab,
Das die Natur der holden Schöpfung gab.

Rühmt nicht das Spiel, und nicht die Anembleen,
Rühmt Ball' und Schlittenfahrten nicht!
Es giebt etwas, das lauter spricht:
Die Sonne oft lange nicht, und nicht den Mond zu sehen,
Ein halbes Jahr bey einem heißen Stein
In einem engen Raum zu seyn,
Und unerwärmet von der Sonne Strahlen
Den Frühling nur auf Wände hinaumahlen,
Das kann kein Spiel, kein Schlitten je bezahlen.

Allein, soll ich dem edlen Deutschen Mann
Das edle Vaterland verleiden?

O nein, das wollt' ich nicht, und kann es leicht ver-
meiden;

Ach, den Gesunden lacht ein jeder Himmel an,
Er sey im Süden oder Norden.
Ihm ist von der Natur ein hohes Glück geworden,
Das trösten nicht bezahlen kann:
Heil dem gesunden Deutschen Mann!

Ich wollte hier nur mit dem Kranken klagen,
Ergießen nur das innere Gefühl,
Und jedem Leidenden es sagen:
Ich war, wie er, des Ungewitters Spiel.

O Schicksal! höre du mein Flehen,
Und laß mich Welschlands Eden sehen.
Führ aus Germanien die armen Kranken fort,
Und laß die Gesunden dort!

Ankunft in Italien.

Ich habe zu vollbringen vermocht, was ich beschloß, ich habe erreicht, was mein Herz ersehnte, ich bin weit jenseits der Mitte von Italien, ich bin in Neapel. Eine Laufbahn von dreyhundert Meilen ist zurückgelegt, eine große, weite Laufbahn von Norden nach Süden.

Ich habe die fruchtbaren Ebenen Schlesiens durchschnitten, ich bin durch die schönen Gebirge in Oesterreich und Steiermark gedrungen, ich habe die Ufer des adriatischen Meers, und die paradiesische Lombardey, dies ungeheure Gartenmeer, gesehen, ich habe die fürchterlichen Apenninen zwischen Bologna und Florenz über-

stiegen, ich habe Radicofani in den Wolken erblickt, und Rom an den Ebenen der Tiber, ich bin den merkwürdigen Weg gekommen, den einst Horaz vor zwey Jahrtausenden durchlief, und befinde mich jetzt am Gestade des mittelländischen Meeres, am Fulse des Vesuv. Rom liegt mir gegen Norden, und Deutschland jenseits der hohen Alpen.

Was mir auf einer so weiten Reise begegnete, was ich sah, was ich hörte, was ich empfand, das vermag ich in eine Zeitschrift nicht zusammen zu drängen, die nur mit dem südlichen Theil Italiens, und vor allen mit den beiden erhabensten Städten desselben, mit Rom und Neapel, sich beschäftigen soll; aber an einem andern Ort werde ich es aufstellen *).

*) Unter dem Titel: Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Florenz, Rom und Neapel, wird in kurzem ein Buch in einigen Theilen bey Herrn W. G. Korn in Breslau erscheinen.

Hier darf ich nur die Fragen beantworten, ob ich fand, was ich erwartete, ob Italien ein Paradies ist, ob es mir meine Gesundheit wiedergab? Warlich, Italien heut viel dar, wenn man auch viel erwartete. Der Himmel bildet ein Paradies, und die Erde bildet eins, aber es laßt sich unmöglich zusammen fassen, wodurch. Minder noch kann sogleich bestimmt werden, was die Menschen sind; das Urtheil würde höchst einseitig ausfallen. Alles dies soll die Folge dieses Journals entwickeln, und so weit meine Kräfte reichen, mit Wahrheit und Anschaulichkeit; es soll die Natur, die Kunst, das Menschenleben im südlichen Italien darstellen, es soll die Tagsgeschichte dieser fernen Gegend enthalten.

Vielleicht liegt manchem, besonders dem Kränklichen, daran, zu wissen, welchen Einfluß der Himmel Italiens auf meine Gesundheit hatte. Ich kann mit Wahrheit und Ueberzeugung antworten: bis jetzt einen guten; und ich habe keinen andern Wunsch, als dafs dies fortdauern

möge. Ich leide nicht mehr, was ich in Deutschland litt. Seit den ersten Tagen meines Eintritts in die schöne und milde Lombardey hat sich mein Uebel gemindert. Die Beängstigungen sind verschwunden, ich esse ohne Furcht nach meinem Gefallen, und nur die krampfartigen Schmerzen in den Schultern und im Kopf kehren zu Zeiten zurück. Aber ich darf hier nicht vergessen, zu erwähnen, daß jetzt, im December, auch in Neapel eine ungünstige Jahreszeit ist, daß fast beständig Meerwinde mit vielem Regen, und vieler Feuchtigkeit, die hier vorzüglich schädlich ist, wehen; vielleicht verlihren sich meine Uebel mehr noch, wenn die schöne trockne Jahreszeit eintritt.

Sey mir also tausendmal gegrüßt, holdes Land, wo die Erde so fruchtbar, der Himmel so mild ist. Empfange meinen heißen Dank für die Linderung, die du mir bis itzt gabst, und behalte mich so lange in deinem Schoos, bis ich ganz zu der beglückenden Gesundheit wiedergekehrt bin!

Ich habe noch eine Frage zu beantworten: warum ich nicht nach Sorrent gegangen bin? — Es war mein fester Entschluß, und tausend angenehme Vorstellungen verbanden sich seit langer Zeit damit in meiner Seele; aber in einer Entfernung von dreyhundert Meilen nehmen die Dinge oft eine ganz andere Gestalt an. So auch hier.

Schon in Rom hörte ich vom Lord Bristol, daß zur Winterszeit fast ein beständiger Nebel und Regen in Sorrent herrsche. Dies begann meinen Entschluß wankend zu machen. Zu Neapel sagte man mir: In Sorrento sey zwar im Frühling und Sommer ein Paradies, aber im Winter herrsche dort einiger Mangel. Ueberdies wäre ich daselbst abgeschnitten von allen Beschäftigungen des Geistes gewesen, hatte keine Empfehlungen gehabt, keinen Bekannten, keinen Deutschen, der mich mit der Lage der Dinge, mit dem, was zu einer Einrichtung erforderlich ist, hatte bekannt machen können. Ich wäre,

wie ein fremder Vogel in einem fremden Lande,
~~ohne~~ Zuflucht, ohne Zirkel gewesen.

Dergleichen Umstände können auch den festesten Entschluß ändern. Aber sobald sie aufhören, sobald der Frühling eintritt, und ich die Reise mit einem Freunde machen kann, werde ich sie sogleich möglich zu machen suchen, und das vorgemahlte Paradies wenigstens eine Zeitlang genießen.

Die
Peters - Kirche von aussen.

Ich habe gesehen, was man für das schönste, das prächtigste, das erhabenste Gebäude in der Welt halt, ich habe es nach tausend Beschreibungen, nach tausend in der Ferne vernommenen Sagen, von Antlitz zu Antlitz gesehen, und stehe nun nicht mehr in der Reihe derer, die nur hören, ich darf reden.

Ich weifs, daß schon unzählige Beobachter vor mir geredet haben; aber jeder hat sein eigenes Gefühl, seine eigne Art, einen Gegenstand, und besonders einen so großen Gegenstand, zu betrachten. Vielleicht leitete mich meine Wahr-

nehmung auf manches, worauf andere nicht geleitet wurden, und dies mindestens darf ich entwickeln. Hier ist, was ich sah, was ich empfand.

Man geht, wenn man vom spanischen Platz an zur Peters-Kirche eilt, die lange StraÙe *irrada dei condossi* gerade hinunter, wendet sich dann rechts, und geht über die Engelsbrücke. Hier erblickt man die Engelsburg, oder das ehemalige Grabmahl Adrians, in seiner Majestät, und dann kömmt man von neuem in enge, schlechtbebaute StraÙen, worin man einen Theil der Peters-Kirche erblickt. Endlich tritt man aus den engen Gassen hinaus, steht sich auf einem weiten Platz, und erblickt das Ganze des Gebäudes mit allen seinen Umgebungen.

Soll ich sagen, wie es mir erschien? — Kleiner, als ich je geglaubt, als mir je meine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte. So viel ich mich besinne, sagen andere Beschreibungen nur, daß dies Gebäude kleiner erscheint, wenn man in das Innere hineintritt; mir erschien auch das

Aeußere unverhältnißmäßig klein: die Kirche selber, die Treppe vor derselben, die Colonnade an beyden Seiten, der Obelisk in der Mitte, und die beyden Fontainen. Alles erschien mir wie ein Gemahld, das durch seine Größe auf keine Weise Wirkung macht. Aber es war ein schönes Gemahld, das dem Auge gefiel, ohne die Seele in Erstaunen zu setzen. Der ägyptische Obelisk in der Mitte der Colonnade strebt ohne weiter den Blick auf sich zu lenken, empor, die beyden Springbrunnen verliehren sich ebenfalls in der Größe des Platzes, und die Säulen in der Colonnade, so wie an der Vorderseite der Kirche scheinen nur gewöhnliche Säulen, wie man sie schon oft gesehen hat. Kurz, alles erscheint klein, und unendlich kleiner, als es ist.

Fragt man, ob dies eine Vollkommenheit sey, so darf man, glaube ich, geradezu nein antworten. Das scheint mir eine Vollkommenheit zu seyn, wenn ein Werk der Kunst in der wahren Größe, die es hat, sich dem Auge darstellt; soll es aber in einem falschen Licht erscheinen,

so erscheint es besser in einem größern, als in einem kleinern. Unter den vielen Vollkommenheiten dieses erhabenen Werks der Baukunst hebt sich also gleich anfangs eine Unvollkommenheit, und, wie es mir scheint, eine wichtige Unvollkommenheit dar.

Aber woher kommt sie? Sind die Erbauer Schuld daran? Man wäre vielleicht ungerecht, wenn man dies bejahen wollte. Sie haben ein großes Werk in allen seinen Theilen groß aufgeführt, und die schärfste Untersuchung des Einzelnen wird vielleicht dem Tadel nichts Wesentliches darbieten. Aber was ist es denn? Woher erwächst denn dem Ganzen diese Unvollkommenheit?

Moritz findet den Grund in der großen Regelmäßigkeit des Werks, in der Symmetrie, in der vollkommenen Uebereinstimmung aller seiner Theile. Alles ist groß, nichts kann sich vor dem andern auszeichnen, und eine Größe macht die andere klein.

Der Grund klingt schön; aber warum soll

dean das, was in allen seinen Theilen groß ist, nicht auch im Ganzen groß und colossalisch erscheinen, warum soll eins das andere klein machen, warum nicht eins das andre groß, warum nicht alles in seiner wahren Größe erscheinen?

Es sind hier der Fragen viel, und eine mögte schon schwer zu beantworten seyn. Aber ich will den Versuch dazu machen; ein jeder darf ja seine Meinung sagen.

Mir scheint der Grund dieser Unvollkommenheit nicht sowohl in dem Gebäude selber zu liegen, als vielmehr in einigen Nebenumständen. Hier sind sie.

Wenn man aus den engen Straßen, die zur Peterskirche führen, herauskommt, so sieht man einen Platz vor sich, der 127½ Fufs lang ist, und am Ende desselben erhebt sich die Vorderseite der Peterskirche. Diese Entfernung ist nach den Regeln der Optik vollkommen hinlänglich, um ein großes Gebäude klein erscheinen zu lassen. Aber dies ist es nicht allein. Vorher hat man in den engen Straßen alles in der Nahe gese-

hen: Häuser, Kirchen, Säulen vor den Kirchen u. s. w. Jetzt sieht man auf einmal in einer beträchtlichen Entfernung ein Gebäude vor sich, von dem uns alle Reisebeschreiber die höchste Vorstellung eingefloßt haben, und von dem man längst ein großes Bild in der Seele mit sich herumtrug. Muß dies nicht allein dem ersten Eindruck nachtheilig seyn?

Der große Raum ferner, den man zwischen sich und der Kirche erblickt, ist ein leerer Raum; es ist nichts darauf vorhanden, als der Obelisk, und die beyden Springbrunnen, und die Gegenstände, nach welchen das Auge die Entfernung messen könnte, fehlen ganz. Man hält den Platz wegen der ununterbrochenen Ebene für kleiner, als er ist, und natürlich auch das Gebäude am Ende desselben. Es geht der Peterskirche, wie dem Monde, wenn er mitten am Himmel steht: er erscheint weit kleiner, als wenn er aufgeht, und mit Bäumen, Häusern u. s. w. verglichen, oder seine Entfernung auf irgend eine Art berechnet werden kann. Könnte

man auf den verschiedenen Plätzen vor der Peterskirche Reihen von Gegenständen anbringen, ohne dem Ganzen zu schaden, so würde dies allein schon die Größe des Werks heben.

Drittens hat man, ehe man zu demselben kommt, die ungeheure Engelsburg gesehen, die durch ihr weites Rund eine große Wirkung macht, man hat das Bild davon noch in der Seele, und die Peterskirche kann durch die Vergleichung nicht gewinnen. Eben so bringt ihr die Nähe des vaticanischen Pallasts Nachtheil, der zwar nicht über die Kuppel, aber doch weit über das eigentliche Hauptgebäude der Kirche, und über ihre Vorderseite hervortragt.

Viertens liegt dies große Werk der Baukunst auf einem Berge, und man muß, wenn man über den Petersplatz geht, merklich aufwärts steigen. Sollte dies nicht auch den Eindruck vermindern? Bauverständige müssen entscheiden können, ob nicht jedes Gebäude, das auf einem Berge liegt, kleiner erscheint. Es sey

so groß es wolle, der Berg unter demselben nimmt doch immer einen weitem Raum ein.

Die Kuppel endlich kann von dieser Seite nie in ihrer wahren Größe gesehen werden; denn da, wo man sie, oder wenigstens den obern Theil davon, übersieht, ist man zu weit entfernt, um den Eindruck des Großen zu empfangen, nähert man sich aber, so verliert man sie durch die Vorderseite der Kirche ganz aus den Augen.

Wenn man alle diese Umstände zusammenfaßt, so kann man sich, dünkt mir, leicht erklären, warum das Aeußere der Peterskirche so klein erscheint; es bräuchte derselben vielleicht nicht so viel, um diese Wirkung hervorzubringen.

Niemand denke, mir soll nicht geschehen, was andern geschah; ich will die Gegenstände in ihrer wahren Größe sehen, die Einbildungskraft soll mir kein zu großes Bild vormahlen, und ich will durch Hinwegdenken jedes Nebenumstandes das Wahre erblicken. Mit allen die-

sen Vorbereitungen wird er sich getäuscht finden, wird etwas sehen, wie er es schon oft gesehen zu haben glaubt, und am Ende doch sagen: nein, von dem Gebäude, das man als das erhabenste und schönste in der Welt schildert, habe ich eine größere Vorstellung gehabt.

Wie groß es aber dennoch sey, davon will ich nur wenige Merkmale anführen. Jede von den Säulen in der Colonnade, deren 234 sind, hat einen solchen Umfang, daß drey Menschen sie nur umspannen können. Die Säulen an dem Eingange der Kirche aber haben fünftehalb Klafter im Umfange. Auf der Colonnade erblickt man 192 Statuen von Heiligen aus der Schule Bernini's. Sie erscheinen wie Kinder, sind aber kolossalisch, und haben eine Höhe von zehntehalb Fuß. Es ist kaum glaublich, daß dies alles so klein erscheint, aber es ist wahr.

Ich sagte oben, es würde ungerecht seyn, den Erbauern der Peterskirche das Kleinersichenen derselben zuzuschreiben, ich sagte dies, obwohl mein Gefühl nicht ganz damit überein-

stimmte. Ich wagte nicht, ein Werk anzutasten, das einen so großen Ruf hat. Jetzt habe ich es öfter gesehen, geprüft, geforscht, gehört; und nun wage ich, trotz so vielen Autoritäten, zu behaupten, daß besonders die Vorderseite der Peterskirche beträchtliche Fehler hat, und daß diese viel dazu beytragen, den Eindruck des Großen zu vermindern.

Dies ist warlich kein Wunder. Man hat ein etwas gemeines Sprichwort von einem Gericht, woran viele Köche arbeiteten. Dies gilt noch weit mehr von Werken der Baukunst. An der Peterskirche aber haben so viele Baumeister *successiv* und zu gleicher Zeit gebaut, daß ihre Namen ein kleines Register ausmachen. Rosellini, Alberti, Bramante, Sangallo, Joconde, Domenico, der große Raphael, Peruzzi, Antonius Sangallo, Michel Angelo, Vignola, Ligorio, de la Porta, Maderne, Bernini, alle diese Männer haben bey diesem großen Bau gewirkt. Wer erschrickt nicht vor so vielen Namen? Aber das Schlimmste ist, daß die meisten von diesen

Künstlern etwas wichtiges zu dem Bau hinzusetzen wollten, um ihr Gedächtniß daran zu verewigen. Darf man sich wundern, wenn das Ganze überladen, und so mit kleinen Theilen bedeckt ward, daß die Größe desselben ihre Wirkung verlor?

Dies Unglück hat besonders die Vorderseite der Kirche betroffen, wo ein Schmuck den andern, ein Balkon den andern drängt, und mancher von ihnen gleichsam zwischen zwey Säulen eingedrängt ist. Michel Angelo hatte den Gedanken, sie nach der Façade des Pantheons in Rom anzulegen. Wäre dies ausgeführt worden, so besäße Rom umstreitig ein Gebäude, das sich in jeder Rücksicht mit den Werken der Alten vergleichen ließe, und in manchem sie übertreffen würde. Aber Pius V. befolgte einen andern Plan, und so ist etwas entstanden, das weder einem alten Griechen, noch einem alten Römer gefallen würde.

Man traue nicht auf die Zeichnungen und Kupferstiche von diesem Gebäude. Sie sind mei-

stens falsch und unrichtig. Die Künstler stellen leider die Sachen nicht immer so dar, wie sie sind, sondern wie sie sich in ihrer Abbildung gut ausnehmen. Sie lassen das Fehlerhafte und Anstößige weg, denn dies würde ja auch in ihrer Darstellung keinen guten Eindruck machen, und suchen alles recht malerisch nachzubilden. So machen sie es nicht allein mit Gegenständen aus der Kunst, sondern auch aus der Natur. Sie verändern einen Berg, einen Wald, ein Thal, je nachdem es für ihre Nachahmung sich am besten schickt.

Dies ist denn auch der Peterskirche häufig wiederfahren. Ich habe einen sehr eleganten und feinen Kupferstich davon vor mir, worin sie mit ihren Umgebungen gleichsam zum Ideal erhoben wird. Es ist ein Standpunkt angenommen, wie er in ganz Rom nicht zu finden ist, man müßte denn gerade gegen der Kirche über in einem Luftball emporsteigen, und in einer gewissen Höhe sich schwebend erhalten. Die Balkons, von denen einige größer, einige kleiner in der

Wirklichkeit sind, werden hier alle in gleicher Größe dargestellt, um den Eindruck des Einfachen nicht zu vernichten; der Vatican aber, der über die Vorderseite der Kirche hervorragt, ist weit niedriger abgebildet, und muß nur dazu dienen, die Größe derselben zu erheben. Kurz, der Künstler hat sich eine Peterskirche auf dem Papier erbaut, wie sie sich recht schön ausnimmt; aber von einer solchen papiernen Kirche ist hier die Rede nicht.

Ich habe meine Urtheile aus der Wirklichkeit, aus unmittelbarem Anschau, und aus vielen Unterredungen mit andern hergenommen; wer dasselbe thut, der wird es wahrscheinlich mit mir unterschreiben, daß die Peterskirche, ihrer Aussenseite nach, auf keine Weise als das schönste Gebäude in der Welt gepriesen werden darf.

Von dem Inwendigen derselben, das verhältnißmäßig auch nur klein erscheint, aber nach meiner Meinung unendlich schöner, als das Aeussere ist, werde ich in der Zukunft reden.

Astrico al Cielo.

Es giebt in Italien vieles, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat; hierzu gehört auch ein Astrico al Cielo. Unter diesem Ausdruck versteht man eigentlich die Decke der obersten Zimmer, die weiter kein Dach über sich hat, sondern mit ihrer Fläche gegen den offenen Himmel liegt. In Neapel sind nemlich die Häuser fast ohne Ausnahme mit flachen Dächern erbauet, auf denen man, wie in einem Zimmer, lustwandeln kann. Diese Decken bestehen aus einer kalkartigen Composition, die sich in einen festen Stein verwandelt. Sie sind abschüssig angelegt, doch fast unmerklich, um den Regen abfließen zu lassen.

Aber man nennt auch noch etwas anders *Astrico al Cielo*, das man noch weniger in Deutschland kennt. Mitten auf diesen flachen Dächern nemlich sind meistens noch einige Zimmer angelegt, die ebenfalls ein flaches Dach über sich haben, und diese nennt man vorzüglich *Astrico al Cielo*. Eine solche Anlage ist etwas sehr Seltsames für den, der aus Norden kommt. Sie ist ein Haus in der Luft. Oben auf einem Hause ist ein andres Haus erbauet. Tritt man aus demselben heraus, so tritt man auf ein Dach, und befindet sich auf einem ebenen Bezirk mit einem Geländer umgeben, von welchem man tief in die Straßen, wie in einen Hohlweg hinabschaut. Man befindet sich gleichsam auf der Höhe eines Berges, auf welchem man seine Wohnung angelegt hat. Man erinnert sich dabey beständig an den König David, der auf der Zinne seines Hauses lustwandelt, und wähnt dem Morgenlande näher zu seyn.

Ich darf kaum bemerken, daß eine solche Wohnung sehr viel Reizendes hat. Aus seinem

Zimmer gleich auf eine sonnige Ebene in eine reine Luft hinzutreten, über Staub und Getümmel der Straßen erhaben zu seyn, und weit umher auf Gebirge, auf Ebenen und auf das Meer hinausschauen, das reißt gleich beym ersten Augenblick hin.

Aber auch ein *Astrico al Cielo* ist eine sub-lunarische Rose, die ihre Dornen hat. Ich hatte mich zuerst entschlossen, eine solche Wohnung zu beziehen, aber man widerrieth es mir. Da der Regen sie von oben und von allen Seiten treffen kann, so ist sie gewöhnlich sehr feucht, und nichts hält man in Neapel für schädlicher, als eine feuchte Luft. Ich that also Verzicht auf die Reize des *Astrico al Cielo*, und nahm eine andere Wohnung.

Auf Pallästen und den Häusern reicher Einwohner hat man gewöhnlich dem *Astrico al Cielo* noch mehr Schönheit gegeben. Hier tritt man aus dem Zimmer desselben auf einen Platz mit allerhand Gewächsen, mit Bildsäulen, mit kleinen Gartenhäusern. Oft mehr als hundert Fuß hoch

findet man plötzlich einen Garten, der, gleich den babylonischen Garten, in der Luft hängt, und eben dadurch unendlich mehr Reiz bekommt, als wenn er in der Tiefe bey den Häusern liegt.

Auch in Deutschland würde man einen *Astrico al Cielo* mit einem Garten umher so gut anlegen können, wie in Neapel, und in großen, volkreichen Städten, wo es an Raum gebricht, mußte dies aufserst angenehm seyn. Aber ich habe nirgends auch nur etwas ähnliches gefunden. Vielleicht nimmt man sich nicht die Mühe zu solchen Anlagen, weil man sich dort so wenig in freyer Luft aufhalten kann; aber sie würden sich schon dadurch bezahlen, daß sie fast jede Feuersgefahr, die von aussen sich nahen will, abwenden.

M e i n e W o h n u n g .

In Neapel werden die Wohnungen von einem Mai bis zum andern, oder wenigstens auf sechs Monath vom Mai bis zum November vermiihet. Zwischen diesen Zeitpunkten ist es schwer, eine gute Wohnung zu finden, weil die besten besetzt sind. Auch ich mußte mir viele Mühe geben, ehe ich einige zuträgliche Zimmer für mich erhalten konnte, zumal da ich um meiner Gesundheit willen nach Neapel gekommen war, und nicht jeden Aufenthalt wählen durfte.

Es sind nemlich in Neapel einige Erfordernisse nothwendig, die an andern Orten weniger bedeutend erscheinen. Da die Sonne hier sehr

belebend und erquickend ist, besonders im Winter, auch die Feuchtigkeiten in dieser Jahreszeit vermieden werden müssen, so sucht man Zimmer, die etwas hoch, und gegen die Mittagsseite liegen. Es gelang mir endlich ganz durch ein Ohngefähr, sie zu finden.

Nachdem ich schon viele Wohnungen gesehen hatte, ohne dafs mir eine gefallen hatte, fuhr ich eines Morgens aufs Gerathewohl durch den Theil der Stadt, der *Kiaja* heifst, wo ich vorzüglich zu wohnen wünschte, und suchte Annoncen an den Häusern. Ich war in der Strafsse *Rocella* abgestiegen, und sah um mich her, als mich ein bepluter Mann fragte, was ich suchte. Ich sagte es ihm, und er war sogleich bereit, mir Hilfe zu leisten. Nach einigem Wortwechsel fand es sich, dafs er auch ein Deutscher sey. Er hatte viele Jahre als Unterofficier und Feldwebel im neapolitanischen Dienst gestanden, und war jetzt Portier bey dem Prinzen *Rocella*.

Er zeigte mir sogleich eine Wohnung, die mir aber nicht gefiel, weil eine Menge Wasche-

rinnen in der Nähe wohnten, und die ganze StraÙe mit Wäsche behangen war. Indefs versprach er, eine andere zu suchen, und war wirklich unermüdet in seinem Nachforschen. Gleich nach Tische kam er wieder zu mir, und sagte, er habe eine gefunden. Ich lieÙ mich zu derselben hinführen, sie gefiel mir, und ich nahm sie zur großen Zufriedenheit meines Begleiters.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich hier ganz unbefangen den Diensteifer dieses Mannes loben, und sein Betragen als warme Theilnahme an dem Schicksal eines Deutschen schildern könnte; allein die Wahrheit fodert etwas anders von mir. Es kann seyn, dafs er einige Neigung fühlte, einem Landsmann zu dienen, aber Eigennutz hatte gewifs den meisten Theil daran. Denn leider nehmen die Deutschen, die ohne feste Grundsätze und gebildeten Geist hieherkommen, gewöhnlich in diesem Betracht die Denkungsart der gemeinen Italiener an, und übertreffen sie noch oft darin. Er lieÙ sich von dem bezahlen, der die Wohnung vermiethte, und

obwohl ich längst beschlossen hatte, ihn ebenfalls für seine Mühe zu belohnen, so ließ er sich doch bald so deutlich merken, was er erwartete, daß ich eilen mußte, ihn zu befriedigen.

Indessen er hat mir eine Wohnung verschafft, und ich bin ihm Dank schuldig, sein Diensteifer mag aus einer reinen oder unreinen Quelle entspringen seyn.

Ich wohne in der Nähe des Pallasts del Vasto am Fuß, oder vielmehr schon am Abhange des Berges, worauf St. Elmo liegt, in dem sogenannten Schweizerquartier. Gegen mir über sind keine Häuser, sondern ich sehe über eine niedrige Mauer in einen Garten hinein, der wieder an andere Gärten grenzt, die sich links terrassenmäßig erheben.

Dies war es eigentlich, was mir diese Wohnung so angenehm machte; denn in einer so volkreichen Stadt, wie Neapel, ist es zwiefach erwünscht, einen weiten Platz um sich zu haben, wo man eine reinete Luft athmen kann.

Der Garten gegen mir über, der nur weni-

ge Schritte von mir entfernt ist, hat eine ganz andere Gestalt, als die Gärten im December in Deutschland zu haben pflegen. Er ist dicht mit Citronen- Pommeranzen- Feigen- und Mandelbäumen bedeckt, die ihm auch in dieser winterlichen Jahreszeit ein reizendes Ansehen geben. Die Feigenbäume haben ihr Laub bey nahe verloren, denn die Zeit der Feigen ist vorüber; aber die Citronen- und Pommeranzenbäume sind dickbelaubt, und so mit schimmernden Früchten angefüllt, daß die Zweige sich unter der Last tief neigen.

Für ein Auge, das dergleichen Baume nur in Treibhäusern oder in Gefäßen zu sehen gewohnt ist, gewährt dies einen reizenden Anblick. Besonders schön ist der Pommeranzenbaum, zwischen dessen dunkeln und saftigen Laube die Früchte gleichsam hervorbrengen. Es ist fast unmöglich zu zweifeln, daß diese Früchte nicht die berühmten goldenen Aepfel in den Gärten der Hesperiden seyn sollten. Gleich bey dem ersten Anblick dieses Baums entsteht dieser Gedanke in

uns, und ein kleiner Umstand giebt ihm viel Wahrscheinlichkeit. Diese Früchte heißen hier gewöhnlich nicht Pomeranzen, sondern *Portugalli*.

Sie sind, wie die Citronen, gleich vor und nach Weihnachten reif, also jetzt in ihrer größten Schönheit.

Die Mandelbäume allein sind entlaubt, und stehen nackt da; aber man sagt mir, daß sie im Januar zu blühen anfangen.

Fast nicht minder schön, wie die Baumfrüchte, sind die Erdfrüchte in diesem Garten. Ich sehe darin eine Menge Blumenkohl von einer Größe, wie man ihn nie in Deutschland sieht, Salat, Procoli und andere Arten von Kohl, nächst einer Menge Blumentöpfe, worin die Nelken jetzt aufblühen wollen. Kurz, der Garten sieht im December aus, wie die deutschen Gärten im beginnenden Herbst, wo alle Früchte darin in der größten Kraft sind.

Meine Wohnung hat, fast wie jede Wohnung in Neapel, den Vortheil, daß man aus den Fenstern

Fenstern derselben auf einen kleinen Balcon mit einem eisernen Geländer umgeben, hintreten kann. Aus dem Fenster sehen ist hier nicht im Gebrauch; man geht gleich ganz aus demselben hinaus in die freye Luft.

Wenn ich mich auf einem von meinen Balcons befinde, so schwebe ich gleichsam über dem oben beschriebenen Garten, und in dem lieblichen Sonnenschein, der hier bey gutem Wetter herrscht, hat dies etwas Erquickendes. Leider ist jetzt die Regenzeit in Neapel, und von den schönen Tagen erscheinen wöchentlich nur höchstens zwey. Die übrigen sind halb heiter oder regnet.

Sehe ich zur Rechten aus meiner Wohnung, so erblicke ich in der Nähe den Pallast del Vasto mit einem großen Platz vor demselben, worauf die Soldaten geübt werden, in der Entfernung aber einen großen Theil von dem schönen Bergrücken Pauslippo, wie er sich allmählich gegen das Meer zu versenkt. Zur Linken geht es gleich beträchtlich bergauf nach St. Elmo, und in einer

geringen Entfernung befindet man sich schon auf einer Höhe, von der man eine der schönsten Aussichten hat. Im Vordergrunde sieht man von dort den ganzen Theil der Stadt, der Kiaja heißt, bis nach Pausilippo. Dicht hinter demselben breitet das Meer seine unabsehbliche Fläche mit allen seinen prachtvollen Umgebungen aus, und die Felseninsel Capri steigt ernst und dunkel aus den Fluthen herauf. Schiffe und kleine Fahrzeuge bedecken den weiten Golf, und an der Spitze von Pausilippo sieht man das Meer schäumende Wogen emporsprützen.

Das Meer ist ohngefähr fünfhundert Schritt von meiner Wohnung entfernt, aber ich höre das Sausen davon fast ununterbrochen. Anfangs glaubte ich immer, es sey ein Sturm; aber wenn ich auf den Balcon hinaustrat, fand ich die Luft ruhig. Das Meer scheint eine selbstständige Kraft zu besitzen, Wellen emporzuthürmen.

Des Morgens mit Anbruch des Tages kommt eilend ein Volk von Ziegen mit Glocken am Halse von St. Elmo herunter, um sich in die

Straßen der Stadt zu verbreiten; von Pausilippo her aber kommen langsam am Ufer des Meers Kühe mit ihren Kälbern, und gehen ernst und bedächtig nach der Mitte der Stadt. Warum hier Kühe und Ziegen in die Stadt eilen, anstatt daß sie an andern Orten aufs Feld getrieben werden, das wird sich späterhin entwickeln.

Ich besitze zwey Zimmer, die gerade gegen Mittag liegen, und eine Küche, alles eine Treppe hoch. Vor mir wohnte ein Capellano vom Regiment, oder ein Feldprediger hier; weil die Wohnung einige Zeit leer gestanden hat, so habe ich sie als ein Fremder um einen ziemlich wohlfeilen Preis für Neapel bekommen. Ich bezahle monatlich 36 Carlin, welches ohngefähr 4½ Thaler ausmacht.

Im Winter ist diese Wohnung gut, aber im Sommer muß man nothwendig auch ein Zimmer gegen Norden haben. Ich werde sie also bis dahin verändern.

Neben mir wohnt ein deutscher Instrumentenmacher, der eine Pension vom König hat, und

zu der andern Seite ein deutscher Arbeiter in der königlichen Porcellänfabrik, der ebenfalls diesen Vortheil genießt. Noch ein andrer deutscher Claviermacher, der für den ersten in Neapel gehalten wird, befindet sich hier, und hat eine Pension von monatlich 50 neapolitanischen Dukaten (ohngefähr 37½ Thlr.). Ueberhaupt hat der König geschickte Deutsche in mechanischen Arbeiten ins Land zu ziehen gesucht, und viele wohnen davon in meiner Gegend. Dies ist ein kleiner Trost, wenn man von seinem Vaterlande so weit entfernt ist.

Dreistigkeit der Italiener,
mit Feuer umzugehen.

Vielleicht herrscht in keinem Lande eine solche Kühnheit, dies gefährliche Element zu behandeln, als in Italien. An den meisten Orten in diesem Lande giebt es wenig Policey in andern Dingen, in Absicht des Feuers scheint es gar keine zu geben.

Schon in Venedig sah ich hie und da Feuer auf den Strassen angemacht, und des öffentlichen Kochens und Bratens war kein Ende. Allein bey dem vielen Neuen und Auffallenden, das ich erblickte, achtete ich nicht darauf. In Florenz ward ich zuerst aufmerksam auf diese Art von Keckheit, die in Deutschland das Auge der Po-

licey so scharf auf sich richtet. Dort sah ich oft ganze Kohlenbecken voll brennender Kohlen auf die Straße hingeworfen, die der Wind umherfuhrte, und hoch in die Luft die Funken verstreute. In Rom trieb man die Dreistigkeit noch weiter, und ward dadurch sogar beschwerlich.

Eines Morgens, als ich an meinem Schreibtisch saß, und gerade die Peterskirche beschrieb, fiel ein starker Schuß ohnweit von meinem Fenster. Ich fuhr vor dem ungewöhnlichen Knall hoch in die Höhe, und da er in andern Städten nichts Gutes zu bedeuten pflegt, so forschte ich sogleich nach, was vorgefallen sey. Aber man sagte mir gleichgültig, es würde jemand seyn, der Vogel schos. Wie? darf man hier in der Stadt Vogel schießen? rief ich. Man bejahete mir dies als etwas gewöhnliches, und setzte hinzu, daß vorzüglich auf die Tauben Jagd gemacht wurde.

Ich hörte gleich darauf noch mehrere Schüsse fallen, aber da ich nunmehr wufte, daß nur das Leben der Vögel dabey in Gefahr sey, so

erschreck ich mindestens nicht mehr. Wenn man indessen von Jugend auf in Deutschland gewesen ist, wenn man die dortigen Einrichtungen kennt, so ist dies Jagdgetöse dicht bey den Häusern etwas sehr auffallendes, und man wird nicht wenig darüber betroffen.

Da die Armuth in Rom sehr groß ist, und auch die Staatseinkünfte nicht von großem Belang seyn können, seitdem der Freiheitsbaum auf dem Capitol stand, und Marc Aurel die dreyfarbige Cocarde trug, so möchte ich der römischen Policy, wenn es eine giebt, den Rath geben, Rom in Jagdquartiere zu vertheilen, und gehörig an die Liebhaber zu verpachten, um mit dem Ertrag Armenhäuser anzulegen, oder den öffentlichen Cassen etwas unter die Arme zu greifen. Da die Felder um Rom her so wenig angebaut sind, daß sich kaum ein Vogel darauf ernähren kann, in der Stadt sich aber hier und da noch etwas für sie findet, so würde das Gewild den Jägern gleichsam in die Hände laufen. Auch in andern Rücksichten könnte diese städtische Jagd-

gerechtigkeit ihren Nutzen haben; denn sollte Rom noch mehr verfallen, und noch mehr leere Häuser darin entstehen, so würden die Jagdbefugten am Ende die schreckhaften Uhu's und Nachteulen wegschießen können.

Man wundere sich über diese Bitterkeit nicht. Wenn man die herrlichen Felder um Rom in Wüsteneien verwandelt, wenn man dabey Tausende von Bettlern in der Stadt müßig stehen und liegen gesehen hat, so wird das Herz zu dieser Bitterkeit gleichsam mit Gewalt empor.

Aber genug davon! Ich werde Gelegenheit finden, in meiner Reisebeschreibung diesen Punkt noch einmal zu berühren.

Dieselbe Sorglosigkeit mit Feuer fand ich auch beym Tobackrauchen. Man setzte sich mit der brennenden Pfeife in offene Wagen, und fuhr damit in der ganzen Stadt umher; eben so schmauchten die Fußgänger in allen Straßen ihr Pfeifchen, und niemand gab darauf Acht. Sobald auch nur das geringste kalte Lüftchen wehte,

auf das wir in Deutschland gar nicht achten, liefen die Römer mit einem kleinen Kohlentopfchen in der Hand, überall umher. Dies war nicht sowohl kühn, als vielmehr lächerlich. Es schien, als lägen von allen Theilen des Körpers ihnen die Finger am meisten am Herzen, und als wäre mit ihnen alles gedeckt; denn Arme und Beine, die doch nicht an dem Kohlentopfe Theil nahmen, waren bloß.

Auch in Absicht der Kleidung fand ich eine große Freiheit in Rom. Man erlaubt sich im tiefsten Nachtkleide über die Straßen zu gehen, ohne daß es jemandem auffällt. Ich stand auf dem Berge Pincius des Morgens vor meiner Thür; ich will mich anziehen, sagte ich, und zu jenem Eckhause gehen. Warum nicht im Nachtzeuge? fragte man mich; hier sind wir in einer Stadt der Freiheit. *Romae domus eris et caeter.*, dacht' ich, und ging im Nachtkleide durch die Straße. Niemand sah mich an.

Aber ich wollte von der Sorglosigkeit, mit Feuer umzugehen, schreiben. Je näher ich nach

Neapel kam, um so größer wurde sie. In Velletri traf ich spät des Abends bey einem großen Sturmwind ein. Indem ich durch die Straße fuhr, sah ich vor mir ein großes Feuer, mit dem der Wind spielte, und die Funken weit umherfuhrte. Ich hatte auf den Gedanken gerathen können, daß ein Haus in Brand stände. Nichts weniger! — Man brist Kastanien.

Bald darauf ging ein Kerl durch die Straßen, der statt der Laterne einen großen Feuerbrand in der Hand trug. Da die Flamme verlöscht war, so schwenkte er das glühende Holz immer hin und her, damit es mehr Licht verbreiten sollte.

In Fondi trieb man die Sache noch weiter. Um sich zu wärmen, hatten eine Menge Kerls ein großes Feuer im Pferdestall mitten unter Stroh angezündet, und saßen rings umher, ohne an Gefahr zu denken.

In Neapel endlich ist man in dieser Art Tapferkeit auch nicht zurückgeblieben, und ich habe von mehreren Seiten Gelegenheit gehabt,

zu beobachten, daß man das Feuer für kein fürchterliches Element halt. Man hat hier sehr viele große Kohlenbecken, die man nicht allein in die Zimmer stellt, um sich dabey zu wärmen, sondern in denen man auch kocht. Die gewöhnliche Art, das Feuer in diesen Behältnissen anzublasen, ist, sie vor die Thür oder auf einen Balkon vor den Fenstern hinauszusetzen, besonders wenn ein starker Wind ist. Man ist dabey im geringsten nicht besorgt, wenn die Funken und brennenden Reiser auch durch eine ganze Straße verstreut werden.

Jeder Knabe erlaubt sich, öffentlich mit Pulver zu spielen, und in den Straßen seine Schwärmer und Kanonenschläge abzubrennen, ohne darauf zu achten, ob jemand vorbeigeht, den er durch sein knallendes Spielzeug erschrecken könnte. Das glimmende Papier bleibt in der Gasse liegen, und wird vom Winde weggeführt.

Oft habe ich bemerkt, daß man auf dem Dach eines Hauses ein Feuerwerk machte, und das Feuer wie vom Himmel regnen ließ. Nie-

mand giebt sich die Mühe, darauf zu achten; es ist in der Regel, der Kutscher geht hier auf der Straße mit der brennenden Pfeife bey dem vornehmsten Herrn vorüber, und laßt sich nicht einfallen, daß dies unschicklich oder gefährlich ist.

Auch mit dem Schießen ist man hier nicht sparsam. Mein Nachbar geht mit der Flinte auf den *Atrio al Cielo* meines Hauses, und lauert auf die Vogel in dem Garten gegen mir über. Ich war erstaunt, als ich dies das erstemal sah. Indessen hat er seine Flinte noch nicht abgebrannt, und ich werde auch einige Einwendungen machen, wenn es geschehen sollte.

Ich weiß, daß die meisten von denen, die dies lesen, schon längst die Frage aufgeworfen haben: ob denn bey diesem Grade der Unvorsichtigkeit keine Unglücksfälle geschehen, ob nicht beständige Feuersbrünste eintreten? Ich kann mit vieler Zuversicht: Nein, antworten. Man hört hier von keinem Gera, von keinem Ruppin, kaum von einem abgebrannten Hause.

Fragt man weiter: wodurch dies Wunder geschieht? so bitte ich meine Landsleute sehr, auf die Antwort zu achten: weil man in Italien den Feuersbrünsten, dieser Geißel der Menschheit, gleich aus dem Grunde entgegen gearbeitet, weil man überall mit Steinen gebauet hat.

O, warum nimmt mein Vaterland doch hierin nicht Italien zum Muster! Warum erlauben dort die Obrigkeiten jedem, zu bauen, wie er will? Warum ist es dem Baulustigen vergönnt, selbst in den ansehnlichsten Städten einen großen Scheiterhaufen hinzusetzen, den das Feuer bey der ersten Gelegenheit ergreift? Warum ist nicht das allgemeine heilsame Gesetz gemacht: wer bauen will, der erbaue keine Speise für das Feuer, er baue von Stein!

Ich weiß sehr wohl, daß dies kostbarer, aber ich weiß auch, daß es dauerhafter, und im Ganzen für den Besitzer vortheilhafter ist. Mir ist sehr wohl bekannt, daß die Steine an manchen Orten sehr selten sind; aber es ist besser,

sie Meilenweit herzuholen, als in ewiger Besorgniß vor Feuersgefahr zu schweben, und bald eine Stadt, bald ein Dorf in der Asche liegen zu sehen. Die Gefahr, daß in wenigen Stunden die Frucht ganzer Erndten verzehrt, ganze Heerden vernichtet, und viele tausend Menschen hilflos unter freyem Himmel seyn können, überwiegt die kostbarste Bauart. Man kann es nicht theuer genug bezahlen, vor so etwas gesichert zu seyn.

Man hat in vielen Städten Deutschlands die trefflichsten Anstalten bey Feuersgefahr, man hat eine Menge Spritzen, eine Menge Menschen, die bey dem ersten Ausbruch der Flamme herbeyeilen müssen, man hat die strengsten Gesetze gegen Unvorsichtigkeit, und erhält die Menschen in steter Wachsamkeit vor der Gefahr. Aber man hat das Schwerdt bey der Schneide gefaßt, um sich zu vertheidigen. Man handelt, wie in einem Staat, worin man sich vor der Pest schützen will, aber keinen Cordon an der Grenze zieht. Man laßt sie ins Land, hat aber die trefflichsten Aerzte, die bequemsten Krankenhäuser,

und eine zahllose Menge Wärter. Wozu das alles? Wenn sie einmal da ist, so rafft sie, trotz aller Anstalten, Tausende hinweg. Man ziehe einen Cordon, und alle jene weisen Einrichtungen sind unnöthig. Der Cordon aber bey Feuerbrünsten ist die steinerne Bauart.

In Neapel ist eine einzige Sprütze, in Rom gar keine; in ganz Italien kennt man unsere Feueranstalten nicht, und es brennt kaum ein Haus ab. Warum? Man hat diesem wutenden Element keine Speise bingesetzt, und wenn es auch seine furchterliche Zunge ausstreckt, so findet es nirgends einen Raub, den es verschlingen könnte. In Deutschland aber steigt in jedem Jahr die Flamme von brennenden Städten gen Himmel. Wird man bey dieser hellen Flamme nie sehen lernen?

Es giebt tausend Einwendungen und Schwierigkeiten bey der steinernen Bauart in Deutschland, aber eine rauchende Stadt, deren Einwohner nakt und bloß als Bettler da stehen, und sich die Haare ausreißen, schlägt alle diese

Schwierigkeiten zu Boden. Auch ist das Bauen aus Holz oft nur eine Art von Wahsinn. Ich bin durch Gegenden gekommen, wo die Felsenstücke in Haufen von den Höhen herabrollten, aber demohngeachtet hatte man die Häuser aus dicken eichenen Bohlen erbauet.

Man sage nicht, daß viele Stellen unbebaut liegen bleiben würden, weil viele nicht reich genug sind, aus Stein zu bauen. Mögen sie liegen bleiben! Es ist besser, daß eine Stelle wüst sey, als daß sie Gelegenheit gebe, hundert andere zu zerstören. Es ist besser, daß's hier und da jemand nicht nach seinem Gefallen bauen könne, und daß Einer leide, als daß Viele unglücklich durch ihn werden. Ist nur einmal erst das Gesetz gegeben: Niemand darf von jetzt an anders bauen, als aus Stein; so wird sich allmählig jeder daran gewöhnen, und es wird ein Ünding werden, aus Holz zu bauen, wie es jetzt ein Ünding ist, einen hölzernen Feuerheerd zu machen: In zwanzig Jahren wird man von keinen Feuerbrünsten mehr hören, und zehnfach wird es wieder

wieder eingebracht seyn, was das Bauen aus Stein kostbarer war.

Ich habe mit Bedacht die große Sorglosigkeit, die man überall in Italien gegen Feuergefahr findet, geschildert, um zu zeigen, wie weit man in dieser Rücksicht gehen kann, wenn man dem Uebel von Grund aus vorgebeugt hat, und ich wünsche sehr, daß mein Vaterland, welches in so vielen Rücksichten verdient, von Italien nachgeahmt zu werden, hierin dies Land nachahmen möge.

Die Höhen.
einiger
merkwürdigen **Berge** auf der Erde,
in Vergleichung
mit einigen Werken der Menschen.

Wenn man eine Reise von Deutschland durch Italien macht, so ist man fast ununterbrochen mit nahen oder fernen Gebirgen umgeben, auf Hohen oder in Thalern, und die Ebenen machen nur die Ausnahmen. So wie die Geschichte des Menschengeschlechts fast nur die Geschichte ihrer Kriege ist, so sind die Reisen auf der Erde beinahe nur Reisen durch Gebirge, und diese machen dem Pilger auch gleichsam den Krieg; denn nichts erschwert das Reisen mehr, als das Uebersteigen der Gebirge.

Von der Grenze Schlesiens an bis nach Neapel ist die Lombardey der einzige große Strich Landes, wo man auf einer Ebne fährt; übrigenst bemerken, wenn man die Kaiserstraße wählt, die österreichischen, die steiermärkischen, die krainschen, und die penninischen Gebirge, nebst tausend kleinern Erhöhungen den Pfad des Reisenden. Die Alpen aber sieht man in ihrer ganzen Majestät von weitem daherprangen.

Das ewige Fahren in Gebirgen lenkt natürlich die Aufmerksamkeit auf diese Auswüchse der Erde. Man fängt an, sie als große Gebäude zu betrachten, welche die Hand des Schöpfers erbaut hat, und ihre Größe setzt vorzüglich dann in Erstaunen, wenn man sie mit den Werken der Menschen vergleicht. Dies wird sich dem Auge in der beygefügtten Zeichnung anschaulich darstellen. Hier ist das, was die Menschen erbauten, mit dem, was Gott erbaute, in Vergleichung gebracht.

Die größten Werke, welche Menschen anführten, sind die ägyptischen Pyramiden, die

Peterskirche in Rom, und der Straßburger Münster. Man schaue sie an, und vergleiche sie mit dem, was der Schöpfer aufthürmte. Wie verschwinden sie dagegen in nichts, in kleine Puppenspiele! Demolirgeachtet sind sie in ihrer verhältnißmäßigen Höhe nach dem verjüngten Maafstab gezeichnet, und die Peterskirche ist zu 450, die Pyramide zu 600, und der Straßburger Münster zu 775 Fuß angenommen.

Der Vesuv und der Somma sind die ersten Berge, welche sich über diese berühmten Gebäude erheben, und zwar gerade in der Gestalt, wie sie sich jetzt dem Auge darbieten, nachdem sie dieselbe mindestens mit jedem Jahrhundert durch die großen Eruptionen merklich geändert haben. Der Vesuv brennt jetzt nicht; nur zu Zeiten steigen kleine Rauchsäulen daraus hervor, wie sie in der Zeichnung abgebildet sind. Aber meistens erblickt man auch diese nicht, und entdeckt nur die Hohlung des Kraters, die, weil der jenseitige Rand derselben höher ist, sehr deutlich von Neapel aus entdeckt wird.

Obwohl der Vesuv höher als der Brocken, und die meisten Berge in Deutschland ist, so gehört er dennoch nur zu den gewöhnlichen und mittlern Bergen auf der Erde; aber wie verlihren sich die höchsten Gebäude der Menschen dagegen! Er ist mit ihnen auf der Fläche des Meers angenommen, so wie auch die übrigen bezeichneten Berge, und ihr senkrechtes Hervorragen über dieselbe ist nach dem beygefügten verjüngten Maasstabe genau angegeben.

So wie die höchsten menschlichen Werke von dem Vesuv gedemüthigt werden, so, und noch weit mehr demüthigen ihn die Berge, die über ihm herbeistragen. Der erste von ihnen ist der Montevelino, der höchste von den Apenninen. Er liegt bey Rini, 46 Meilen weit nordöstlich von Rom aus, und enthält, genau gemessen, 6577 Fufs.

Der nächste, der sich über ihn erhebt, ist der Canigou, die höchste Spitze der Pyrenäen, die 9300 Fufs über der Oberfläche des Meers liegt.

Auf ihn folgt der weltberühmte Aetna, dieser feuerspeiende Riese von Sicilien, an welchem alle Jahreszeiten und Climata der Erde zugleich vereint sind, und auf dessen Gipfel die beyden feindlichsten Elemente in ewigem Kampfe mit einander liegen. Der Vesuv scheint nur ein unmündiges Kind von ihm zu seyn, und liegt ganz in seiner *Zona torrida*. Er ist in dem Zeitpunkt abgebildet, worin etwas Lava von seinem Gipfel herabfließt. Seine genaue Höhe beträgt 10954 Fufs.

Weit über ihn steigt der steilste Felsen auf der Erde hervor, der Pico auf Teneriffa, den die Geographen zu einer natürlichen Grenzsäule des ersten Meridians bestimmt haben. Er ist gleichsam ein Pfahl, den die Natur in die Erde einschlug.

Hoher noch, als er, ist die höchste Spitze der Alpen, der Montblanc in Savoyen, dieser Colofa der alten Welt. Nur Saussüre vermogte seine Höhe zu ersteigen, die mit Schnee und Eis so alt, wie die Erde, bedeckt ist.

Aber ungeheuer über alle Gebirge der Erde erhebt sich der Chimborasso in Amerika. Dieser größte Welttheil, der die größten Flüsse, den größten Wasserfall, und die größten Menschen hat, besitzt auch die höchsten Gebirge, die Cordilleras, und vor allen erhebt der Chimborasso sein Haupt. Kein Sterblicher ist zu seinem Gipfel hinaufgedrungen, der sich 21000 Fuß hoch in die Luft erhebt, und unter dem Aequator Meilenweit vom Gipfel herunter mit unvergänglichem Schnee bedeckt ist. Er ist weit über fünfmal so hoch, als der Vesuv, dessen Gipfel auch im Winter von Schnee schimmert. Welche Eismasse mögen auf seinem Gipfel seit Jahrtausenden ruhen! Ein neuer Pol liegt hier unter dem Aequator.

Er hat seinen Namen wahrscheinlich von *Cima* und *rosso*, die rothe Höhe, von dem Anblick, den er am Abend und Morgen gewährt. Wenn nemlich auf der übrigen Erde schon lange die Schatten der Nacht ruhen, ist sein Gipfel noch immer von den Strahlen der Sonne gefärbt,

und lange vorher, ehe sie in den Thälern und auf dem Meer aufgeht, wird er schon wieder von ihr beschienen. Dies bemerkten wahrscheinlich die ersten Entdecker, und gaben ihm den Namen von dieser Erscheinung. Er genießt am Aequator einen so langen Tag, wie die Gebirge zwischen den Wendezirkeln, und dennoch verliert die Sonne ihre Kraft an ihm. Er ist fast noch einmal so hoch, als der Actua, dessen Gipfel schon mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Und nun schaue man zurück auf die Höhen, welche Menschen aufführten. Wo bleiben die weltberühmten Pyramiden, wo bleibt die ungeheure Petruskirche, wo der höchste Thurm auf der Erde? Sie gleichen den kleinen Früchten, die von der erhabenen, weitverbreiteten Eiche herabfielen, und unbemerkt da liegen.

Mons Pincius in Rom.

Rom ist auf Hügeln erbaut; man glaubt auf sieben, aber es sind mindestens siebenzehn. Die vielen Ruinen, die übereinander liegen, haben die großen Hügel vermindert und die kleinen erhöht. Unter diesen strebt der Berg Pincius, jetzt Trinità del Monte genannt, vorzüglich empor, und besitzt manches, das genannt zu werden verdient.

Einst wohnte der Senator Pincius auf diesem Berge, und davon trägt er seinen Namen; bey meinem Aufenthalt in Rom wohnten zwey andere Personen auf demselben, die für jetzt bekannter sind, als jener Senator: die Angelika Kaufmann, und der Lord Bristol.

Ich besuchte die erste, und fand in ihr bey weitem keine so alte Künstlerin, als ich geglaubt hatte; sie kann noch lange die Cabinette mit ihren schönen Werken zieren. Warum ich sie für so alt hielt? — Man glaubt oft etwas, wovon man keinen Grund hat; aber hier hatte ich einen. Einst, als Klopstock seinen *Messias* schrieb, übersandte er ihr ein Exemplar. Zur Dankbarkeit entwarf sie ein Gemälde von der Scene im zweiten Gesange, wo Sanna, der Besessene, am Grabe seines Sohnes jammert, und schickte es dem Dichter. Dies wußte ich, und eine Künstlerin, die schon in der Zeit, als der *Messias* entstand, berühmt war, mußte nach meiner Meinung sehr alt seyn. Aber sie ist frühzeitig berühmt geworden, und scheint jetzt zwischen fünfzig und sechzig Jahren zu seyn. Sie erinnerte sich jenes Gemäldes sehr gut, und sagte mir, daß es in England wäre in Kupfer gestochen worden; aber sie besaß nichts mehr davon.

In Rom ist so viel anzuschauen, daß man selbst für das Merkwürdige nur wenig Zeit behält. Es war gegen Abend, als ich zu der Künstlerin kam. Sie befand sich mit zwey Männern in einem Zimmer, die Dame spielten. Die Gemähde des Zimmers waren mit Vorhängen bedeckt. Ich bat, einige zu sehen, und einer von den Männern führte mich in ein anderes Zimmer. Indem ich hineintrat, schien es mir, als käme mir eine geistige Gestalt entgegen, die aber zu schön war, als daß ich hätte davor erschrecken können. Im ersten Augenblick ward ich getäuscht, und wußte nicht, was ich erblickte; aber bald bemerkte ich, was mir so erscheinungsmafsig vorkam. Die Künstlerin hatte gegen der Thür über einen Spiegel angebracht, worin sich die Hauptfigur eines Gemahldes darstellte, das sie eben vollendet hatte. Dies Gemähde war gut gedacht, und reizend ausgeführt. In der Mitte desselben erblickte man die Religion in weifsem Gewande und hellem Lichte, ringum mit den christlichen Tugenden umgeben.

Rechts zu ihren Füßen saß die Hoffnung auf ihren Anker gelehnt, links die Wohlthätigkeit, indem sie zwey nackte Kinder in ihren Schooß aufnahm. Stehend zur Linken sah man die niedergebeugte Reue, hinter sich den Frieden mit seinem Lorbeerkranz, und die Freude. Zur Rechten war der Glaube und die Demuth.

Die hellleuchtende Religion war es, die ich so geistig in dem Spiegel erblickte. Ein Engländer hatte das Gemälde bestellt, und es war nach seinem Vaterlande bestimmt. Wer bloß Liebhaber, und nicht ganz Kenner ist, dem wird ein solches Gemälde weit besser gefallen, als eins von Raphael, oder von einem andern alten Meister, weil man hier den Schmuck der Farben in seinem ganzen Reiz erblickt.

Man behauptet, die Angelika Kaufmann könnte nur weibliche Figuren mahlen, und die männlichen trugen immer etwas von diesem Charakter an sich. Sollte dies gegründet seyn, so ließe sich die Ursache erathen. Die Künstlerin konnte nicht den nackten männlichen Körper

zum Muster nehmen, wie die Künstler sehr häufig thun; die Umrisse desselben enthielten sich ihr nur in bewegungslosen Bildsäulen.

Ich sah noch einige Gemälde von ihr: den Achilles, wie er vom Ulysses in seiner weiblichen Kleidung erkannt wird, einige Portraits u. s. w. In dem Vorzimmer waren Bildsäulen, und unter diesen der vaticanische Apoll, den man häufig in Rom nach sehr guten Abdrücken und in einer ganzen Größe findet.

Die Künstlerin hat etwas Bescheidenes und Besinnungsvolles in ihrem Umgange, weshalb man ihn näher wünscht. Ich hoffe, ihn bey einer andern Anwesenheit in Rom zu genießen.

An den Lord Bristol hatte ich Empfehlungsschreiben. Dieser Mann hat Ruf in Deutschland und Italien als eine Art von Maecenas, und er beschäftigt wirklich viele Künstler, hat sie mindestens ehemals beschäftigt. Jetzt sollen seine ökonomischen Umstände sehr verschlimmert seyn, und Alter, Unglücksfälle, erlittenes Gefängniß von den Franzosen, Wein, Lucht u. s. w.

scheinen auch seinen Karakter sehr verändert zu haben. Die heftigste Streitsucht, sehr starke Ausdrücke, vermischt mit manchem treffenden Gedanken, mit Verstand, aber besonders mit vielen Paradoxen, bezeichnen seinen Umgang. Hier sind einige von seinen Aussprüchen.

In Rom, sagte er, herrscht eben so viel Aberglauben in der Kunst, als in der Religion. Raphael ist ein äußerst elender Mahler, der ~~von~~ Colorit gar nichts, und bloß nur zu zeichnen versteht. Sehen Sie, das ist gemahlt, rief er, indem er auf ein Gemahle in seinem Zimmer wies. Es war ein *cce homo*, ich glaube nach Correggio, von einem neuern Künstler, und eine recht gute Copie; aber Raphael — man muß seinen Schatten gleichsam wieder vernähren, wenn so etwas von ihm gesagt ist.

Indessen gehört eine gewisse Kühnheit und ein gewisser Geist dazu, um von der herrschenden Meinung in diesem Grade abzuweichen, und dergleichen Sachen zu erfinden, wenn sie auch noch so übertrieben sind.

Nach Bristols Meinung kann man übrigens die Deutschen in Weintrinker und Biertrinker eintheilen; jene sind Schelme, und diese dumm. Die deutschen Mädchen aber sind ohne Ausnahme etwas, das ich unmöglich ~~nach~~ nur mit dem ersten Buchstaben hinschreiben kann, *Thoren*.

In Gegenwart von zweyen Deutschen so etwas zu sagen, dazu gehört unstreitig noch mehr Kühnheit, als Raphael anzutasten; aber das Ende der Mahlzeit, ein von Alter und Wein un-
wirdtes Gehirn, die Art, womit er über andere Personen urtheilt, bieten wenigstens etwas Entschuldigung für dergleichen Dinge dar.

Er ist weit über siebenzig Jahr, reitet aber alle Tage aus, und das zweite Geschlecht ist ihm noch auf keine Weise gleichgültig geworden. In Absicht der Kunst hat er den Ruf einer geringen Kenntniß; aber gewiß ist es, daß er nicht unerfahren darin ist. Eine so lange Beschäftigung muß nothwendig zu etwas führen.

Ich fand in seinem Zimmer zwey große Gemälde von Rubens, mehrere Gemälde von

neuern Mahlern, und besonders ein neues marmornes Basrelief, das zwar etwas geleck, aber im Ganzen schön war. Es stellte den Castor und Pollux mit einem Genius in der Mitte vor.

In seiner Wohnung hat man eine Ansicht über einen großen Theil von Rom, und eine gesunde Luft, die überhaupt dem Berge Pincius eigen ist.

Ich hatte alles obige nicht über Briano geschrieben, wenn ich nicht geru alles Merkwürdige, was mir in Italien vorkommt, in seinem wahren Lichte darstellen wollte, wenn ich nicht wüßte, daß er über dergleichen Dinge hinweg ist, und auch schwerlich je etwas davon erfahren wird. Er mag es nicht wissen, daß die deutschen Zeitungen so oft von ihm reden.

Es wohnen noch zwey Deutsche auf dem Berge Pincius, der preussische Agent Uden, der ein unterrichteter und angesehener Mann ist, und ein geschickter Landschaftsmaler, Namens Reinhard aus Schwaben. Dieser letzte correspondirt mit Schiller, und von ihm hörte ich, daß dieser

berühmte

berühmte Schriftsteller auch um seiner Gesundheit willen vielleicht eine Reise nach Italien machen wird ?).

Man steigt vom spanischen Platz auf 135 Stufen, zu dem Berge Pincius hinauf, und hieraus schon kann man seine ansehnliche Höhe abschließen. Oben hinter der breiten Treppe ist ein großer ebener Platz, von dem man eine herrliche Aussicht über Rom hat. Ich bin hier oft in den Novembertagen, von denen viele den schönsten Frühlingsdagen glichen, mit innigem Wohlbehagen umhergegangen, und habe die Hauptstadt der Welt mit ihren emporstrebenden Kuppeln und Pallästen mit wenigen Blicken

? Ich kann hier nicht unterlassen zu erwähnen, daß ich bis jetzt mit den Folgen meiner Reise zufrieden seyn darf. Fast von dem Augenblick an, wo ich Italien betrat, habe ich mich besser befunden, und wünsche nichts, als die Fortdauer davon. Selbst das dauernde Regenwetter in Neapel schadet mir bis jetzt nichts, und ich kann also mit einiger Zuversicht unsere vaterländischen Dichter an dieser Reise ermuntern.

überschauen können. Es ist wirklich so viel Erhabenes und Großes, was man von hier entdeckt, daß man ganze Werke darüber schreiben könnte.

Dicht neben sich sieht man einen schönen ägyptischen Obelisk, der sich vor der Kirche Trinita del Monte erhebt, und ringsum mit Hieroglyphen bedeckt ist. Er ist von röthlichem Granit, und ohne das Piedestal 44 Fuß hoch. Ehnals stand er in den Gärten des Salustius.

Zur Rechten erblickt man die Villa Medici mit ihren Gärten, und links beschränkt der weite päbstliche Pallast auf Monte Cavallo den Blick. In diesem wohnt der jetzige Papst Pius VII., nicht im Vatican, wie der vorige.

Vor sich sieht man Rom, hört man Rom. Ein dumpfes Geräusch ~~wird~~ vom Winde daher getragen, und darunter erschallt das Summen der Glocken, und das Geschrei der Verkaufenden. Im Hintergrunde liegen unzählige Landhäuser auf Bergen, im Vordergrunde die Stadt mit den prächtigen Kuppeln; unter ihnen ist die Kuppel der Peterskirche am entferntesten. Aber sie un-

terscheidet sich dennoch von allen andern. So steht eine erhabene Mutter unter ihren Töchtern, die ihr Nachbild sind, so Niobe unter der holden Schaar ihrer Kinder.

Aber nur wenig Worte kann ich hier von dem sagen, was man erblickt, es nur nennen. Man sieht die Porta del Popolo mit ihrem Obelisk, die Colonna Antonina, die Engelsburg, den Vatican, das Pantheon, man sieht die Hauptstadt der Welt, mit ihren tausend Straßen, unter seinen Füßen. Jedes Einzelne darin ist so merkwürdig, daß man stumm wird, wenn man von dem Ganzen reden will.

So schön die Erde hier ist, so schön ist auch der Himmel, und die holde Luft, die mich hier anwehte, ergötete mich nicht minder, als die Aussicht. Wer in Rom war, wird sich mit Freuden an diesen reizenden Berg erinnern. Auch ich hatte Gelegenheit gefunden, darauf zu wohnen, und sah die Peterskirche aus meinem Fenster. Aber wegen ihrer Entfernung konnte ich ihre Größe nur schliessen. Sie lag minde-

stens eine italienische Meile von mir, die St. Carlskirche aber nur den vierten Theil so weit; dennoch erschienen beide Kuppeln in gleicher Größe.

Die höchste Spitze des Berges Pincius macht die Kirche Trinita del Monte. Sie hat bei der Anwesenheit der Franzosen mit ihren trefflichen Gemälden viel gelitten, und die Gräuel der Verwüstung, die Italien erfuhr, stiegen auch bis hierher. Aber ich schweige davon. Noch ist es zu früh, zu reden. Die Nachwelt wird reden, wird richten.

Rom hat unendlich viel verloren, aber unendlich viel behalten. Auch der Berg Pincius konnte nicht versetzt werden, und er allein ist ein so reizender Ort, daß man halb Europa durchreisen kann, ohne etwas ähnliches zu finden.

Gerechtigkeitspflege in Neapel.

Es war den ersten December 1801, als ich des Morgens in Neapel meine Wohnung verließ, um einen deutschen Mahler, der am Kai bey Pausilippo wohnte, aufzusuchen. Indem ich in der StraÙe St. Giuseppe zum Largo di Castello hinunterging, sah ich unweit der Fontaine einen kleinen Galgen aufgerichtet, an den eine Leiter gelehnt war, und den man ringsumher mit einer niedrigen Wand von Brettern umgeben hatte. In dem Verschlage saßen einige Menschen mit Gewehren, und eine Menge Volks hatte sich in der Nähe versammelt.

Es war leicht einzusehen, daß hier irgend eine Gerechtigkeitspflege vor sich gieng, aber ich

konnte nicht errathen, welche, und fragen wollte ich nicht, denn seitdem mich die Neugierde der Italiener während meiner Reise so unerhört geplagt hatte, war ich diesem Laster höchst gram geworden. Ich ging weiter.

Am Kai bey der Villa am Meer sah ich einen Menschen, der eine kleine Büchse in der Hand trug, und dabey unaufhörlich rief: *due o tre cavalli per le anime!* Bald darauf begegnete mir ein Wesen, das eine weiße Kappe über den Kopf hatte, die bis zum Gürtel hinabging, und in welcher blos zwey Löcher waren, aus denen die Augen hervorblickten. Die Figur sah furchterlich aus, und ich konnte nicht erkennen, ob sie männlich oder weiblich war.

Ich fand den deutschen Mahler, hatte aber viele andre Dinge mit ihm zu reden, und vergaß, was ich gesehen hatte. Gegen 1 Uhr kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Ich fand den Galgen noch, und die Anzahl der Menschen umher hatte sich sehr vermehrt; ich sah viele Tausende. Ueberdies standen längs der Straße

hinauf mehrere hundert Soldaten unter dem Gewehr, und eine Menge Reuter schloss einen Kreis um den Verschlag. Jetzt fragte ich jemanden, was hier vorgehen würde; aber ich konnte seine Antwort nicht verstehen, denn er redete die Sprache der Lazzari, und blos das Wort *forchetta* fiel mir darin auf.

Ich verweilte einige Zeit, aber da die Wartenden hier schon seit 9 Uhr versammelt waren, so hatte ich nicht Lust, ihrem Beispiel zu folgen. Ich ging zum Mittagessen.

Nach Tische lockte mich jedoch die Neugierde noch einmal zu dem Versammlungsplatz, und jetzt sah ich, dafs nothwendig hier etwas wichtiges vorgehen müsse. Alles war mit Menschen bedeckt: die Strafsse, die Erkner, die Fenster, die Dächer, die Thürme des Castel nuovo, kurz, jede Erhöhung in der Nähe und Ferne. Ich glaube, dafs die Anzahl der Zuschauer sich mindestens auf 50000 belief. In diesem Gewühl wurden Melonen, süsse Pommeranzen, (Apfelsinen) Granatäpfel, Pfannenkuchen, Rosoli, Nüsse,

Kastanien, *pane forte*, und viele andere Dinge, die keinen deutschen Namen haben, feil geboten. Auch sammelten einige Personen wieder Almosen für die Seelen.

Es ist ein seltsamer und merkwürdiger Anblick, so viel tausend Menschen auf der Erde und in der Luft zu sehen; es ist ein Gemähle, das nur der Schöpfer entwerfen kann. Raphael, Michel Angelo, Corregio können Tausende von Figuren in ihren Gemälden anbringen; aber die Scene bleibt unverändert, die Gestalten sind unbeweglich, und die Gesichter bleiben dieselben, behalten denselben Ausdruck. Hier veränderte sich dies in jedem Augenblick, und eine ewige Folge von menschlichen Bildungen mit zum Theil sehr ausdrucksvollen Physiognomien ging vor dem Blick vorüber.

Besonders auffallend war die Scene auf einem weiten runden Thurm des Castel nuovo, dessen Brustwehr ganz mit Menschen besetzt war, und auf einer breiten Treppe, die ebenfalls gedrängt voll von Zuschauern stand, und über

der sich also auch eine Treppe von unzähligen Köpfen bildete. Eine dunkle Vorstellung, wie vom jüngsten Gericht erwachte in mir, und es sollte auch wirklich eine Art von jüngster Tag für zwey Personen statt finden.

Ich wußte noch immer nicht, was vorgehen sollte, als sich mir ein Bedienter des Marchese Tuffo, an dessen Haus ich empfohlen war, näherte. Von diesem erfuhr ich, dals zwey Menschen würden aufgehangen werden. Ich hätte dies gleich anfangs errathen, wäre die Scene nicht in der Stadt gewesen; aber wer vermuthet eine so ernste Gerechtigkeitspflege mitten in einer so bevölkerten Stadt?

Endlich um 3 Uhr Nachmittags näherte sich die Procession mit den armen Sündern. Zuerst erschien eine rothe Fahne, die von einem Menschen zu Pferde getragen wurde; ich glaubte, es würde ügend ein angesehener Mann sie führen, aber nein, ein schlechtgekleideter Mensch mit einer weissen Mutze trug sie, und man sagte mir, es sey der Unterscharfrichter. Eine Taube mit

einer Wagschale im Schnabel war daran abgebildet, und man nannte sie *Ginistria del Re*.

Hinter der Fahne kam ein Trupp Reuter, dann das Crucifix in einer schwarzen Nische oben an einer Stange, und dann folgte etwas, das sehr furchterlich aussah: eine Menge solcher Wesen mit weißen Kappen, aus denen bloß die Augen hervorschimmerten, wie ich schon eins am Morgen gesehen hatte. Sie waren bis auf die Füße weiß gekleidet, und man sagte mir, es waren lauter vornehme Herren vom geistlichen Stande. Niemand konnte sie in dieser Verkleidung erkennen; aber sie hatten ein schreckhaftes Ansehen. Sie trugen Bücher in der Hand, und zwey von ihnen führten den Missethäter, unter beständigem Zurufen, in der Mitte. Er war gleichsam hier schon mit Gespenstern umgeben.

Ihm selber waren die Augen verbunden, und er ging sehr langsam. Eine braune Jacke mit bunten Flecken, mit sehr schlechten Unterkleidern dazu, bezeichneten ihn mehr wie einen herumziehenden Lazzaroni, als wie einen zum

Tode Bestimmten. Unterdeß man ihn zu dem Richtplatz führte, brachte man den andern Missethäter in einen kleinen Verschlag, der ringsum mit alten Gewändern behangen war, wahrscheinlich, damit er von der Scene um ihn her nichts wahrnehmen sollte.

Als der erste die Leiter hinaufstieg, hörte ich die Worte neben mir ausrufen: *la scala al Paradiso*. Aber er mußte auf dieser Himmelsleiter etwas lange stehen, selbst, als ihm der Nachrichter, der vor ihm hinaufgestiegen war, schon den Strick um den Hals gelegt hatte. Er befestigte diesen ganz gemächlich an einen Haken, und schürzte drey oder vier Knoten. Es war auch für die Zuschauer ein fürchterlicher Augenblick, unterdeß der Missethäter auf der Leiter stand, und den Tod erwartete. Endlich stieß man ihn von der Leiter herunter, und der Nachrichter trat ihm auf den Kopf, um die Schwere zu vermehren, und das Ersticken zu beschleunigen. Nach einer Weile ließ er sich am Körper des Hingerichteten zur Erde herunter.

Ich war der Ohnmacht nahe, als dies alles vorging, und wurde mich um vieles nicht entschliessen, noch einmal Zeuge von solchen Auftritten zu seyn. Es hat etwas so furchterliches, ein Wesen seines eignen Geschlechts im Angesicht vieler Tausende vom Leben zum Tode gebracht zu sehen, daß es einen tiefen schauerhaften Eindruck hinterläßt.

Der zweite Missethäter wurde auf dieselbe Art hingerichtet. Er hatte ein Crucifix in der Hand, als er die Leiter hinaufstieg, und redete noch einige Worte. Es war ein ganz junger Mensch von zwanzig Jahren, auch schmutzig und zerrissen gekleidet.

Sobald er todt neben seinem Genossen hing, hub das Meer von Menschen, das bis jetzt ruhig gewesen war, an zu brausen, und wogte unordentlich empor, die Dächer und Bastionen wurden leer, und die Fluthen strömten allmählig in die Nebenstraßen hinein.

Indem ich bey dem Richtplatz vorbeying, bemerkte ich, daß der eine Aufgehogene ganz

braun im Gesicht war, der andere aber Leichenblafs aussah. Ich wunderte mich über diese Verschiedenheit, entdeckte aber, dafs der zuerst Hingerichtete einen Schnitt in den Hals bekommen hatte, aus welchem das Blut geströmt war. Ihm sollte nemlich der Kopf und eine Hand abgehauen, und an der Landstrafse in einem eisernen Bande zur Warnung aufgehangen werden; denn er war der gröfste von den Verbrechern.

Fragt man, was sie gethan hatten? — Etwas sehr Böses. Hier ist die Geschichte. Ein Bedienter sieht, dafs sein Herr Geld bekommt, und der Glanz desselben erweckt in ihm den Wunsch, es zu besitzen. Er äußert dies gegen einen Soldaten, mit dem er Wein trinkt, und dieser sagt: wir wollen ihn todt machen, und es nehmen. Dies scheint dem Bedienten doch zu bedenklich, und er willigt nicht ein.

Aber der böse Same war ausgestreut. Am andern Tage kömmt der Bediente zu seinem Cameraden, und sagt: er habe die Sache näher

überlegt, und er ware übereinstimmend mit ihm. Sie theilen das Verbrechen ab.

In der Nacht also schlichen sich die beiden Bosewichter in das Zimmer des unglücklichen Herrn, der im ersten Schlaf lag, warfen ihm einen Strick um den Hals, und erwürgten ihn. Aber ihre That war gleich von bösen Umständen begleitet, und ihre Beute entwischte ihnen in demselben Augenblick, in welchem sie sich ihrer bemächtigen wollten. Der Herr hatte das Geld den Tag vorher ausgegeben, und die Frucht ihres Mordes war verlohren. Sie konnten nichts nehmen, als silberne Schnallen, silberne Löffel und andere Kleinigkeiten.

Die That war vollbracht, und ihre Folgen hoben nun das schreckliche Haupt empor. Von Angst und Gewissensbissen gepeinigt, ging der Bediente hin, und gab an, sein Herr sey plötzlich gestorben, er wisse nicht woran. Man nahm ihn sogleich gefangen, und in kurzer Zeit war alles ans Licht gebracht.

Warlich, es gehört nicht allein ein gewisser

Grad von Bosheit, sondern auch ein eben so hoher Grad von Dummheit dazu, um eine solche That zu begehen. Die Menschen wollen ihr Glück suchen, indem sie einen Mord üben, und wissen nicht, daß sie das ganze Glück ihres Lebens in demselben Augenblick hingeben, in welchem sie es befördern wollen. Alle Schätze der Erde können ihnen nicht so viel Genuß geben, als ihnen das gebrandmarkte Gewissen Pein verursacht.

Als ich am Abend des Hinrichtungstages über den Richtplatz ging, war alles hinweg, Galgen und Missethäter, und ihres Gedenkens nicht mehr. Aber von mehrern Seiten hörte ich den Ausspruch, man sollte vier Wochen hintereinander alle Tage wenigstens zwanzig Menschen aufhängen, um die Anzahl der vorhandenen Bösewichter zu vermindern. Ich bin viel zu kurze Zeit in Neapel, um über die Wahrheit dieses Ausspruches urtheilen zu können. Alles scheint noch voll Schrecken zu seyn von dem, was zur Zeit der Revolution vorfiel, und es sind wirklich

von dem Fabel Greuel verübt worden, vor denen jedem Fühlenden das Herz erbebt.

Es wird sich mir die Gelegenheit darbieten, von dieser merkwürdigen Begebenheit, von der noch so wenig in Deutschland bekannt ist, zu einer andern Zeit mehr zu reden, und ich werde die Spur der Wahrheit, die so schwer zu finden ist, mit unermüdetem Eifer aufsuchen. Es gehört viel Forschen, viel Lesen, viel Beobachtung und Untersuchung dazu, um hierin mit Zuversicht zu reden. Jetzt nur kann ich das erzählen, was ich selber sehe, selber höre, und dazu gehört die obige Gerechtigkeitspflege, die mindestens von den Gebräuchen der Neapolitaner bey einer so ernsten Handlung einen Begriff giebt.

Apologie des Vesuvs,

bey einer Eruption, von ihm selber.

Ein Gedicht.

Das große Brüderpaar, der Somna und Vesuv,
Erlieben ein Gespräch zusammen.
Was, rief der Somna aus, was sollen deine Flammen,
Was deines Innern Donnerruf?
Schon seit Jahrtausenden bist du der Menschen Schrecken;
Mit Beben sehen sie den grausenvollen Dampf,
Die Flammen, die gen Himmel lecken,
Der Elemente Riesenkampf.
Von deinem Glutstrom ist Stabia schon begraben,
Pompeji liegt zerstört, zerstört Herculani;
Willst du noch mehr der Opfer haben?
Was hat dir Wütherich dies schöne Land gethan?
Ich muß den Blick von der Verwüstung wenden;
Die schönen Fluren sind verheert,
Und Torre noch einmal von wilder Glut verzehrt.

Fuß endlich ab, Zerstörung zu versenden,
Und schaue, wütender Tyrann,
Mich deinen Zwillingbruder an.

Mein Haupt erhebt sich ruhig in die Lüfte,
Es gehen keine Todtengrüfte
Durch mich an unserm Fuß hervor.
Ich bin von Saaten rings umflossen,
Und weit umher an meinem Anhang sprossen
Die schlanken Reben hoch empor.
Von tausend Sterblichen umgeben
Seh ich noch keinen vor mir beben:
Denn ich erschaffe Gutes nur.
O suche mich, du Wüthich, nachzuahmen,
Und tilg' in dir der grausn Flamm' Samen,
Das lange Schrecken der Natur.

Noch sprach der weise Somna so,
Als plötzlich, wie in wilden Schlachten,
Die Tiefen des Vesuv' von tausend Donner'n kachten,
Und vor des Abgrunds Dampf der Sonne Glanz entfloß.
Ein Meer von Asche stieg mit gräßlichem Getümmel
Aus seinem Krater auf gen Himmel,
Und lagerte, wie ein unendlich Heer,
Sich auf Gebirg' und Thal und Meer.
Dann that sich auf an seinem Hango
Ein ungeheures Höllenthor;
Die Menschen bebten laut, es ward den Thieren bange,

Und schlichtern sich der Vögel Chor.
O Grausen! — Aus dem weiten Rachen
Ergoß lautbrüllend sich ein Strom vom Höllenglut,
Und zu den Wolken stieg wie Blut
Der Flammendampf mit nie gehörtem Krachen.

Die Erde bebte rings umher,
Die Finsterniß ward hell von seinem grauen Strahle,
Wohin er floß, da füllten sich die Thal
Und wurden schnell ein Feuermeer.
Die Hügel hückten sich zur Erde,
Die Fluren schwellen hoch empor,
Laut rief er der Zerstörung: Werde!
Und die Zerstörung ging hervor.

So stürzt er mit schrecklichem Gefieder
Sich an des Berges Abhang nieder,
Und nistet sich dem Ocean.
Der Menschen Wohnungen vergehn vor seinen Flammen,
Die Wälder sinken schnell, wie dürre Spren zusammen,
Und Grottel zeichnen seine Bahn.

Ist ist er am dem weiten Meere,
Das schäumend ihm entgegen brüllt.
So nahen sich zwey allmächtige Heere
Mit Rachaucht und mit Wut erfüllt.
Der Kampf beginnt; aus tausend Feuerschlünden
Hört man die Schlacht, hört man den Tod verkünden.

Der Glutstrom wälzt sich fort, und schießt in
die Wogen,

Die Wogen schäumen himmelauf;
Die Fluten wellen sich zu tausend schwarzen Bogen,
Und überflügeln schnell des Feindes stolzen Lauf.
Er wüthet fort, die Elemente mischen
Mit wildem Toben sich, das laut gen Himmel brüllt.
Wenn alle Hölendrachen rischen,
Wird so die Untrwelt mit Stimmen angefüllt.

Das Wasser lüht die Glut. Ringsum in weiten
Flumen

Beginnt es, sich emporzubäumen,
Und stürzt wieder auf den Feind.
Umsonst! die Wasser müssen fliehen,
In seinen Tiefen muß das wilde Meer erglühn,
Die ew'ge Zwietracht wird vereint.
Die Menschen sehn von weit entlegnen Fluren
Die Schlacht der feindlichen Naturen,
Des Meeres Wuth, der Lohs schwarzen Dampf,
Und unter ihnen liegt die Erd' in bangem Krampf.

Der Glutstrom siegt, das Meer muß sich zerknien,
Die heißen Schwefelströme drängen
In seine Tiefen sich hinab,
Und seinen Söhnen wird das Meer ein weites Grab.

So lagert eine Myriade

Von Kriegern mordend sich in eines Feindes Land.

Was Meer ist, wird zum glühenden Gerade,

Und weit zurück die stolze Flut verbannt.

Wen war des Bergen Wut verglommen,

Er hob das Haupt empor, und sprach im Donnerton:

Ich habe, Thor, dein Schmach vernommen,

Und du vernahmst auch halb die Antwort schon.

Vernimm sie ganz: als du mit Beben

Ein Aschenmeer gen Himmel sich erheben

Und weit umher den Tag verlöschen sahst;

Da rief ich laut der künft'gen Schöpfung: Werde!

Dies Aschenmeer, das in den Lüften ruht,

Befruchtet weit umher die Erde,

Und schafftet da, wo es Verächtung droht.

Mein innerer Sturm macht köstlicher die Beben,

Mein Wüten läßt die Saat sich segensreicher heben,

Ich bringe Heil durch Schrecken und durch Tod.

Der Blutstrom, der voll Wut aus meiner Seite dringet,

Baut Menschen Häuser auf, und ebnet ihren Pfad,

Der heiße Felsenkloß, der sich gen Himmel schwinget,

Zeigt meines Schöpfers Allmachtthat.

Und hab' ich einst der Städte viel begraben,

Muß jetzt ihr Aufstehn dem Geist der Menschen leben.

Jahrhunderts vom Heil giebt Eine Schreckensmacht,

Du selbst, Verwegner, bist durch mich hervorgebracht,

Dein Haupt erhebt sich durch mein Toben,

Um deinem Fuße laß' ich den Traubenkranz gewoben;
Denn trille nicht so kühn, was nicht dein Geist durch-
schaut!
So sprach der Berg, und seufzte dreimal laut.

Man sagt, es habe drauf der Somme sich beschieden,
Und also laßt das Brüderpaar in Frieden.

Wenn uns des Erdballs Uebel kränken,
Wenn uns das große Wehe schreckt,
Daß rings umher die schöne Welt bedeckt;
Dann laßt an den Jesuv uns denken.

Fin

Spaziergang nach Pausilippo.

Heute Morgen kam ein deutscher Landschaftsmaler, mit dem ich in Neapel Bekanntschaft gemacht hatte, zu mir, um einen Spaziergang mit mir nach Pausilippo zu machen. Ich hatte diesen schönen und hochberühmten Bergrücken, der dicht an dem schauenden Meer emporsteigt, schon oft von weitem bewundert, und es war mir sehr willkommen, ihn auch in der Nähe zu sehen.

Wir hätten am Ufer des Meers hinauf gehen können, aber mein Begleiter führte mich durch mehrere enge Nebenstraßen. Ich fragte ihn endlich, warum wir nicht am Kai gingen,

wo es angenehmer wäre? Wir haben hier mehr Schatten, antwortete er. Aus diesen wenigen Worten kann man schließen, welch ein Klima in Neapel ist, denn wir hatten heute den roten December. Wer es nicht empfindet, der vermag es kaum sich vorzustellen, daß eine so milde Himmelsluft in dieser Jahreszeit herrschen kann. Ich besinne mich den letzten Frühling und Sommer hindurch in Deutschland fast auf keinen einzigen Tag, der eine so gemäßigte Wärme und einen so lieblichen Sonnenschein gehabt hätte, als nun schon mehrere Tage im December gewesen sind, und wie auch heute einer war.

Das reamursche Thermometer stand auf fünfzehn bis sechzehn Grad, und man befand sich auch in der Sonne, besonders wenn man stillstand, in einer so temperirten Atmosphäre, daß man nicht die kleinste Unbequemlichkeit, weder von Hitze noch von kalter Luft, fühlte. Auch sah man Jung und Alt von der untern Classe barfuß, oder wenigstens in bloßen Armen.

Ehe ich nach Neapel kam, hatte ich einen falschen Begriff von Pausilippo; ich glaubte nemlich, daß dieser Berg in einiger Entfernung von der Stadt läge. Aber gerade da, wo die Stadt aufhört, fängt er an; wo die künstlichen Erhöhungen sich verlieren, da erhebt die Natur ihr Gebäude, und es ragt weit über die geringern Werke der Menschen hervor.

Es ist schwer, über einen so reichhaltigen Gegenstand bestimmt und anschaulich zu reden. Ich glaube, daß in der obigen Beschreibung noch etwas irriges ist. Neapel hört am Pausilippo nicht auf, es verliert sich hier nur in Landhäusern, die dicht am Fuße des Bergrückens und dicht am Meer liegen.

Kiaja ist eine ungeheuer lange Halbstraße, die nur an einer Seite Häuser, und an der andern das Meer hat. Wenn man diese hinuntergeht, so sieht man Pausilippo als einen prächtigen Bergrücken, der sich links tief ins Meer erstreckt, und mit der Straße einen fast rechten Winkel macht, gerade vor sich.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß einst ein Engländer eine Wette machte, er wollte am Mittage in der größten Sommerhitze aus der Stadt die ganze Kiaja hinauf nach Pausilippo gehen, und wieder zurückkehren. Ich hatte damals keinen deutlichen Begriff von der Schwierigkeit dieses Unternehmens; jetzt weiß ich näher, was damit gesagt ist. Die Häuser an der Kiaja liegen gerade gegen Mittag, und dicht hinter ihnen erhebt sich der hohe Vommero, auf welchem St. Elmo liegt. Die Sonne wirkt hier also zwiefach, unmittelbar, und durch Zurückprallen der Strahlen. Wenn man nun am roten December hier den Schatten sucht, welche Hitze mag im Julius statt finden!

Je mehr man sich Pausilippo nähert, um so reizender wird es; die einzelnen Theile treten deutlicher hervor, und die Landhäuser erhalten ein schöneres Ansehen. Endlich verwaandelt sich die Kai wieder in eine ordentliche Straße, und man geht zwischen zwey Reihen von Häusern; aber nicht lange, so dreht sich der Weg

links, und die Straſſe hat ein Ende. Statt derſelben ſieht man dicht vor ſich hohe Felsenwände, mit groſſen Höhlen, aus welchen man Steine zum Bauen gebrochen hat. An dieſe Felsen lehnt ſich ein Denkmal mit einer Tafel, welche bezeugt, daſs hier das Grabmal Virgils ſey. Obwohl die Anſicht beſchränkt iſt, ſo iſt ſie doch ſehr malheriſch.

Bey dem Denkmal wendet man ſich wieder rechts, und ſieht dann ganz nahe die berühmte Grotte vor ſich, die wie ein ungeheures Thor durch den Berg führt, und über deren Eingang das Grabmal Virgils iſt.

Ich hatte in vielen Schriftſtellern gefunden, daſs es mit Lorbeerbäumen bedeckt ſey, und ich erblickte wirklich auf den Felsenabhängen über dem Eingang der Höhle viel grünes Geſträuch, das ſehr malheriſch an der Felsenwand herabhängt; aber ich konnte nicht unterſcheiden, ob es Lorbeergeſträuch war. Bey einem andern Beſuch dieſes ſchönen Orts werde ich den Berg

selber besteigen, und dann genau erzählen, was ich fand.

Der Weg durch Pausilippo ist nicht etwa ein einsamer Pfad, der nur von Liebhabern besucht wird; es ist eine Landstrasse, die nach Puzuolo, nach Cuma und nach andern Orten jenseits des Berges führt. Als ich mich demselben näherte, sah ich im Eingange desselben einen Wagen, mit zwey weißen Ochsen bespannt, halten, und dies machte in dem dunkeln Grau der Höhle eine sehr angenehme Wirkung. Uebrigens reisten noch viele Menschen zu Wagen und zu Fuß durch diese Grotte.

Sie ist sehr lang, aber weil sie völlig gerade fortläuft, so erblickt man, ehe man hineintritt, schon den Ausgang; so liegt ein heller Fleck am Himmel zwischen düstern Wolken. Das Gewölbe der Höhle besteht aus Felsen, und der Fußboden ist ebenfalls mit großen Quadersteinen gepflastert. Schon in einiger Entfernung spürt man die kühle Luft derselben, und selbst der Geruch wie von einem kalten Staube, kündigt sie an.

Da der Boden nie vom Regen, vielleicht auch nicht vom Thau benetzt werden kann, so muß man hier auch bey der nassesten Witterung Staub finden.

Ich wagte mich heute nicht tief hinein, weil ich vom Gehen zu erhitzt war; aber ich freue mich auf den nächsten Besuch, wo ich in Wagen dies Gebirgsthör durchreisen werde. Die andere Seite desselben, in die ich nur, wie durch ein ungeheures Fernglas hingeschaut habe, spannt meine Neugierde hoch, und ich glaube, sie wird dieselbe nicht unbelohnt lassen.

Barbiere in Italien.

In Deutschland haben die Barbieri nur das Recht, ihre Kunden an die Nase zu fassen; in Italien dürfen sie weiter gehen. Außer jener allgemeinen Freiheit der Barbieri haben sie hier die Erlaubniß, die Wangen zusammen zu kneipen, die Lippen auszuspannen, und den Kopf auf eine so unsanfte Art zu drehen und zu wenden, als wäre er ganzlich ihrer Willkuhr überlassen worden. Da sie hier zugleich Friseurs sind, so glaube ich, sie dehnen ihre Herrschaft über das menschliche Haupt so weit aus, weil sie auf zweyerley Art Ansprüche darauf haben. Vielleicht aber hat dies unsanfte Verfahren auch einen politischen Grund; sie suchen nämlich

den Kopf und das Haar durch vieles Betaaten in einen Zustand gänzlicher Unordnung zu versetzen, so daß sie, wenn sie das Barbiermesser angelegt haben, sogleich den Kamm ergreifen, und ihre Kunden auf zweyerley Art benutzen können.

Dies letzte ist mir, nach meiner Kenntniß von dem Karakter der gemeinen Italiener, noch wahrscheinlicher, denn eine bloße Herrschaft ohne weitem Vortheil würde sie nicht reizen.

Ich erfuhr das unsanfte Verfahren der Barbiers zuerst in Triest, sodann in Mestre bey Venedig, aber vorzüglich in Bologna, wo ich meine ganze Fassung zusammennehmen mußte, um mich nicht laut zornend den Händen meines Verfolgers zu entreissen. Denn bey allen andern Gewaltthatigkeiten, die sie an dem Kopf, der ihnen in die Hände fällt, üben, haben sie auch noch stumpfe Messer.

Ich hatte viel von den Messern der Italiener gehört; aber weder die Taschmesser, noch die Raschmesser sind so furchtbar; vor den Barbiermessern ist es eigentlich, daß man sich zu

hachten hat; nicht, weil sie so scharf, sondern, weil sie so stumpf sind.

Mir fiel bey'm Barbieren immer die Geschichte ein, die von einem französischen Dichter in dieser Art unter dem Titel: *Le chat rasé par miséricorde*, erzählt wird.

In Frankreich nemlich hatten die Ordensgeistlichen, bey andern wichtigern Vorzügen, einst auch den Vortheil, daß sie unentgeltlich in den Badestuben barbiert wurden. Damit sie aber doch diese Wohlthat nicht ganz umsonst gemessen, so nahm man gewöhnlich die stumpfsten Messer zu dieser Operation. Ein Abbe nun, der eben unter einem solchen Messer duldete, horte einen Kater ganz erbarmlieh schreien; was mag dem Kater geschehen? fragte jemand. Ach, rief der Abbe seufzend, er wird umsonst barbiert werden.

Ich ward nicht umsonst barbiert, aber mir hatte etwas ähnliches einfallen können, wenn ich einen Kater hatte schreien hören. Kurz:

Paron-

*Parentis olim quis impiis membra
Scaila potius fregit.*

Wer Vater und Mutter erschlagen hat, wer mit
feindlicher Hand heilige Gefäße vom Altar raub-
te, der gehe nach Bologna, und lasse sich bar-
bieren; da wird er für alles büßen, was er be-
ging.

Ich habe scherzend über diesen Gegenstand
geschrieben, aber es ist viel Ernst damit verbun-
den. Ich rathe allen Reisenden, die nach Italien
gehen wollen, vorher barbieren zu lernen. Sie
werden es mir danken, daß ich Ihnen diesen
Rath gab. Ich selber habe diese Kunst, die ich
einst auf der Universität verstand, in Italien wie-
der hervorgesucht, und so entgehe ich der Herr-
schaft der Barbieri, die hier so drückend und
despotisch ist.

Bettlerwesen in Italien.

In Italien ist es sehr leicht, und zugleich sehr schwer, Almosen zu geben; leicht, weil sich uns überall Hände entgegenstrecken, die etwas begehren, schwer, weil das Almosen auf eine so zudringliche Art gefodert wird, weil, wenn man eine Hand befriedigt hat, zehn andere sich darbieten, die befriedigt seyn wollen, weil man auf eine so künstliche Art unser Mitleid rege zu machen sucht, und uns dadurch das Almosengeben gleichsam verleidet.

Vielleicht sind in keinem Lande so viel Bettler, als in Italien, und besonders in Rom. Hier fallen sie nicht allein beschwerlich, sie verbittern auch den Genuß, den man in dieser

Stadt haben kann. Man betrachtet in der Petterskirche ein Gemahle, und will sich dem Eindruck desselben ganz überlassen, aber indem man sich umdreht, hält uns ein Bettler seine Hand entgegen; man steht auf einer Anhöhe, um Rom zu überschauen, aber ein Bettler muß erst befriedigt werden, ehe man dies ruhig thun kann; man tritt auf seinen Balkon hinaus, um frische Luft zu schöpfen, sogleich steht eine arme Frau mit ihren Kindern da, und begehrt Almosen; man sitzt in einem Caffeehause, um etwas zu genießen, aber vor der Thor versammelt sich sogleich eine Menge Bettler, die uns gleichsam anfallen, wenn man fortgeht; man will etwas kaufen, sogleich steht ein Bettler neben uns, und begehrt noch eher Geld, als der Kaufmann. Kurz, wie man sagt, daß der Bischof Hatto einst von Mäusen verfolgt ward, so wird man hier überall von Bettlern umringt, und dadurch gleichsam mißmüthig und verdrossen gemacht, etwas zu geben. Welche trüfliche Einrichtungen sind

gegen dies Uebel im preussischen Staat, und in manchen andern deutschen Ländern!

Carità ist das Lieblingswort der italienischen Bettler, und man hört es immer unter ihren Phrasen hervorschallen; aber dies schöne Wort wird, so wie das Wort Freiheit, durch den Mißbrauch gleichsam entstellt und entheiligt. Ich habe oft, besonders in Rom, wo das Vaterland des Mißganges ist, den Bettlern voll Verdrufs zugerufen: *niente di carità, molto di labora!*

Die Armuth zeigt sich in Italien unter jeder Gestalt: nackend, halbnackend, mit seidenen Lumpen behangen, und endlich auch sehr anständig in schwarze Seide gekleidet, so daß man in kleinen Stalten vor einer solchen Bettlerin höflich den Hut abziehen würde. Die Nackenden und Halbnackenden haben gewöhnlich etwas an ihrem Körper, einen Schaden, eine Wunde, eine Verstümmelung, vor der man erschrickt, und recht erschuttert wird. Das Abscheulichste, was an dem menschlichen Leibe statt finden kann, wird hier öffentlich zur Schau gestellt, und

ist ein kleines Kapital, um damit zu wuchern. Dies ist nicht nur für die Empfindung erschrecklich, es hat zugleich auf den moralischen Charakter den nachtheiligsten Einfluß. Man gewohnt sich zuletzt, bey dem höchsten menschlichen Elende ohne Rührung vorüberzugehen, und muß sich daran gewöhnen; denn es ist nicht möglich, alle zu befriedigen. Ich habe oft und viel gegeben, aber ich müßte ein sehr reicher Mann seyn, wenn ich allen, die mich ansprechen, auch nur eine kleine Gabe reichen wollte. Ich muß mein Gefühl stählen, ich muß oft mit verwundeten Herzen bey dem Jammer meiner Nebenmenschen vorübergehen.

In Neapel ist das Betteln nicht so häufig, als in Rom, aber es scheint mir, als verstünde man hier noch auf eine künstlichere Art zu betteln, als dort. Die Armen suchen nicht durch Worte allein das Mitleid zu erregen; sondern auch durch Pantomime. Sie machen gleichsam ein Tableau, um an unser Herz zu dringen. Hier trägt ein Vater an der nackten harigten Brust

ein kleines nacktes Kind, und führt an der Hand ein halbnacktes; dort sitzt eine blinde Frau am Wege, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Antlitz; neben ihr liegt ein Gebetbuch, und aus ihrem Munde dringen Seufzer mit Bitten vermischt, unaufhörlich hervor. Dort steht ein gebuckter alter Mann; zu seiner Linken kniet ein weinendes Kind, und mit der Rechten hat er einen andern bittenden Knaben angefaßt; hier sitzt eine betende Mutter, und vor ihr eine Gruppe von beinahe unmündigen Kindern, die ihre kleinen Hände nach der Gabe ausstrecken. Dort liegt auf einer Brücke ein beinahe nackter Mensch, überall mit Schwären bedeckt, und bildet einen vollkommenen Lazarus nach; hier liegen zwey Kinder an der feuchten Erde, und wimmern unaufhörlich, so daß man von Schauder recht durchdrungen wird.

Ich könnte viele Seiten voll schreiben, wenn ich alle Scenen mahlen wollte, die hier die Armuth täglich darbietet, denn dies sind nur einige Parthien aus dem großen Bettlergemahle, die

einzelnen Figuren darin sind unzählig; aber was in der Beschreibung ganz erträglich ist, und besonders in der Malerei eine sehr gute Wirkung macht, ist in der Wirklichkeit etwas sehr Verhalstes und Unangenehmes. Man sieht hier keine idealischen Figuren, keinen edlen hinreißenden Ausdruck, sondern das menschliche Elend in seiner ganzen Blöße schamlos aufgestellt.

Nichts hat einen widrigern Eindruck auf mich gemacht, als diese gesuchte Art unser Mitleiden zu erregen, und die gleichsam theatralischen Kunste, die man dazu anwendet. Alle Theilnahme, die man bey dem Elende seiner Nebenmenschen empfindet, wird allmählig dadurch verwischt, alles Vergnügen, das durch Wohlthun verursacht wird, geht verlohren, und ein sehr reiner und schöner Genuß wird uns entzogen. Es ist unglaublich, daß die Policy den unbeschreiblichen Unfug dulden kann, den die Bettelei treibt, besonders da die reichsten Armenanstalten und Hospitäl vorhanden sind.

D a s A l m o s e n .

Es ist eine äußerst angenehme Empfindung für mich, wenn irgend ein stilles Leiden meiner Nebenmenschen mein Herz rührt, und ich dann den süßen Trieb zu helfen befriedigen kann. Die italienischen Bettler haben diese sanfte Ruhrgung noch nicht in mir hervorzubringen vermocht, aber ein anderes Wesen hat dies gethan, das zwar nicht bettelte, aber durch sein ganzes Aeufsern laut um Mitleid flehte.

Ich ging vor einigen Tagen durch Toledo. Unter den mancherlei Scenen, welche diese Hauptstrasse von Neapel darbietet, sah ich in einem Korbe eine große braune Hündin, an deren Brust sechs oder sieben Junge saßen.

Diese Hündin war das Bild des Elends, des Hungers und der höchsten Magerkeit. Mitten unter dem unendlichen Ueberflusse, der in dieser Strafe herrscht, war dies Thier durch Mangel bis auf den Tod abgezehrt. Dennochgeachtet erfüllte es die mütterlichen Pflichten mit großer Sorgfalt, leckte die Jungen zärtlich, und bemühte sich, ihnen die ausgetrockneten Brüste so bequem als möglich darzureichen.

Neben dem Korbe stand ein in Lampen gekleidetes Frauenzimmer, wahrscheinlich, um diese ganze Thierfamilie zum Verkauf auszubieten; denn in Neapel bietet man an öffentlichen Orten tausend Dinge feil, von denen man sich dies in andern Städten nicht einfallen läßt.

Als die hungrigen Jungen nichts mehr in den welken Brüsten fanden, stand das Jammerbild von Mutter auf, um etwas Nahrung in der Strafe zu suchen, stiefs aber vorher die Kleinen bequem auf einen Haufen zusammen.

Ich wurde durch diesen Anblick äußerst gerührt, und wußte dennoch nicht, auf welche

Art ich dem armen Thier heyspringen sollte. Geld konnte ich ihm nicht geben, und gab ich es dem Weibsbilde, so wußte ich immer nicht, ob es Theil daran nehmen würde. Aber wenn man gerne helfen will, so weiß man bald die Mittel dazu zu finden. Ich ging zu dem ersten besten Tisch, wo man Brod feil bot, kaufte eins, und lockte meine hungrige Hundin mit mir unter die Einfahrt in einen Pallast, wo ich sie nach Herzenslust fütterte. Noch sah ich die Begierde, womit das arme Thier fraß; denn da das Brod hier sehr theuer ist, und selber die geringe Classe von Menschen nur wenig davon genießen kann, so mochte es lange nicht mit dieser Nahrung gesättigt seyn.

Ich erinnere mich kaum, daß mir ein Almosen so viel Vergnügen gemacht hätte, als diese kleine Gabe. Wie gern würde ich sie wiederholen, wenn ich das arme Thier wiederfinden könnte! Ich habe schon einigemal vergebens danach gesucht.

Warum ich diese geringfügige Sache hier

erzähle? — Ich habe einen sehr wichtigen Grund dazu: um Mitleiden mit Thieren zu erwecken. Leider hat sich mir auf einer Reise durch so mancherlei Länder überall die Bemerkung aufgedrungen, daß die armen vernunftlosen Geschöpfe auf unserer Erde, die keinen Vertheidiger haben, und der Willkühr der Menschen überlassen sind, nutzlosen und grausamen Mißhandlungen ausgesetzt werden. Jeder Fühlende, der es weiß, wie die unglücklichen Thiere, die zur Arbeit oder zur Speise bestimmt sind, oft von rohen Menschen gemartert werden, muß es wünschen, daß sich endlich jemand der armen Unterdrückten annehmen, und die Pflichten gegen die Thierwelt einscharfen möge.

Hier in Neapel sind es vorzüglich die unglücklichen Lastthiere, die der Grausamkeit eines tyrannischen Beherrschers Preis gegeben sind; aber ich werde Gelegenheit finden, hiervon an einem andern Orte zu reden. Hier will ich nur noch von einem Aublick reden, der auch zu einem Almosen gleichsam erschüttert, aber auf

keine Weise eine angenehme Rührung verursacht.

Ich ging kurz vor Weihnachten an einem Sonntage auf dem Molo lustwandeln. Ein scharfer Nordwind blies vom Lande her, und man fühlte sich auch in Winterkleidung nicht zu warm. Ich war in ein Gespräch vertieft, als ich plötzlich eine vor Frost heulende Stimme hörte, und dicht vor mir mitten auf dem Steinpflaster einen nackenden Menschen zusammengekrümmt sitzen sah, der nur eben so viel Lumpen hatte, um seine Scham zu bedecken, und übrigens ganz bloß war. Bey dieser fürchterlichen Gestalt, die oberdies einen langen Bart hatte, gingen Tausende und aber Tausende vorüber, ohne weiter darauf zu achten.

Ich erschrak heftig bey dem Aublick, denn ich hatte im Sommer noch keinen nackenden Menschen auf öffentlicher Straßse gesehen, und weit weniger im Winter. Mit der widrigsten Empfindung reichte ich ihm eine Gabe, und wandte mein Auge schnell von einem Wesen

weg, das um des Geldes willen alles Gefühl von Scham erstickte, und sich einer empfindlichen Kälte vorsetzlich Preis gab. Denn, nachdem ich die italienische Bettelei kenne, ist es mir nicht glaublich, daß dieser Mensch nicht einige Kleidung besitzen sollte, und blos eine Rolle in seiner nackenden Gestalt spielt. Wahrscheinlich duldet er den Sonntag hindurch Frost, um die übrige Woche sich recht gut erwärmen zu können.

Ich habe ihn nachher öfter in seiner Rolle gesehen, und werde vielleicht eine Probe machen, ob sie freiwillig, oder wirklich aus Noth gedungen übernommen wird.

Man sieht indessen aus dieser Scene, wie weit hier die Kunst des Bettelns getrieben wird. Aber welcher Nachtheil entsteht dadurch für die Menschheit! Wie muß jede sanfte Empfindung des Mitleids allmählich abgestumpft werden, wenn man sich gewöhnt, bey einem solchen Anblick ohne Rührung vorüberzugehen!

Was man sieht, wenn man in Neapel
am Ufer des Meers lustwandelt.

Der Molo in Neapel hat großen Ruf, und ist als ein Ort bekannt, von dem man die reizendste Aussicht genießt. Es kann seyn, daß dies ehemals so war, aber seitdem die Franzosen sich hier befanden, hat der Molo eine etwas andere Gestalt angenommen. An der Spitze desselben sind nemlich einige Mauern aufgeführt, um von dort aus den Golf mit Kanonen zu bestreichen, und diese Mauern bedecken den größten Theil von der freien Aussicht.

Es giebt jetzt Gegenden am Meer, wo sich diese weit schöner darbietet. Schon auf dem Molo piccolo, ferner in der Gegend bey dem königlichen Schloß, bey Pice Falcone, in der Villa,

und besonders bey Pausilippo ist man auf einem weit bessern Standpunkt. Das Nähere von allen diesen Oertern wird die Folge entwickeln.

Neapel steht in dem Ruf, daß es nächst Constantinopel die schönste Lage in der Welt hat. Wer ist nicht neugierig zu wissen, wodurch sie hervorgebracht wird, und was man in dieser prachtvollen Stadt sieht?

Man erblickt viel, wenn man sich in einer freien Gegend befindet, und die freien Gegenden in der Ebne sind nur am Meer. Die Hauptmassen, welche hier die große Scene bilden, sind prächtige Berge in der Nähe und in der Ferne, eine **Felsen-Insel**, das **Meer**, das sich zwischen der Insel und den Vorgebirgen unabsehblich fortwälzt, eine Menge von Seeschiffen, und die ungeheure Stadt, die sich gegen St. Elmo gleichsam terrassenmäsig erhebt, und neben den Werken des Schöpfers auch ein großes Menschenwerk aufstellt.

Untersucht man diese Hauptmassen näher, so hat jede ihre eigene Merkwürdigkeit und

Schönheit. Unter den Bergen erhebt sich der Vomero am nächsten, und aus allen Theilen der Stadt erblickt man diese prächtige Höhe mit ihrer Festung, mit dem Karthäuser-Kloster, und einer Menge von Landhäusern, worunter der Pallast Belvedere, und die Villa Patrici die reizendste Lage haben. Dieser Berg ist nicht nur der Stadt am nächsten, er trägt einen großen Theil derselben an seinem Abhange, und zwischen Straßen steigt man über die Hälfte zu demselben hinauf.

Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, über die ein so schöner Berg hervortragt, und sich dem Auge aus so vielen Standpunkten darheut. Selbst aus den engsten Straßen sieht man oft seinen Gipfel zwischen den Häusern hoch daherschimmern. Das Fort St. Elmo ist seine Krone, und das Karthäuser-Kloster St. Martin legt sich, wie ein prächtiges Diadem, um seine Stirne herum. Von dem Platz vor dem königlichen Pallast sieht man diese bekränzte Höhe, an deren Abhang ewig grüne Baume prangen, in einer vorzüglich

zöglich reizenden Gestalt; aber überall ist der Vommero schön, und gleichsam die Kuppel von den prächtigen Gebäuden der Stadt. Er liegt gerade gegen Norden, und beschränkt von dieser Seite die Aussicht.

Gegen Westen erblickt man an der Grenze der Stadt den schönen Pausilippo, der mit dem Vommero zusammenhängt, und nur durch seine Richtung sich von ihm unterscheidet. Der Vommero nemlich läuft von Morgen gegen Abend, der Pausilippo aber von Norden nach Süden. Beides ist im Grunde ein Bergrücken, der zwey Namen hat. Bis an die letzte Spitze im Meer ist der Pausilippo am Fuß, an den Seiten, und oben mit Landhäusern bedeckt; er ist gleichsam ein langes zerstreut liegendes Dorf von lauter Pallästen. Alle diese Palläste haben eine der herrlichsten Aussichten auf die Stadt, auf das Meer, auf die Gebirge, und gewahren zugleich eine schöne Aussicht. So weidet ein Monarch sich an dem ringsum jauchzenden Volk, und ist zugleich die Bewunderung des jauchzenden Volks.

Gegen Paestlippe über, an der andern Seite des Golfs erheben sich im Vordergrunde die beiden prächtvollen Berge: der Vesuv und der Somaus. Ich erinnere mich nicht, je Berge gesehen zu haben, die einen so erhabenen Eindruck machten. Wie ein großes Brüderpaar strecken sie dicht neben einander ihre Gipfel gegen die Wolken empor, und liegen oft so heiter, so majestätisch nahe da, als wenn man sie abreichen könnte.

Wer es nicht wußte, daß der Vesuv ein feuerpeiender Berg ist, der würde es jetzt nicht bemerken können. Man entdeckt zwar den Krater deutlich, aber da kein Feuer und auch nur selten etwas Rauch aus demselben aufsteigt, so halt man ihn für eine gewöhnliche Vertiefung, und unterscheidet nicht, welcher von beiden Bergen der Vesuv ist.

So ist ein Jachzorniger heiter, und sanft, und ruhig, bis sein Zorn gereizt wird; dann bricht seine wahre Gemüthsart mit schäumender

Wut hervor, und er zertrümmert alles rings um sich her.

Der Fuß beider Berge, der gleichsam gebadet aus den Fluten heraufsteigt, ist mit unzähligen Landhäusern bedeckt, und zwischen diesen entdeckt man deutlich größere Massen von Gebäuden. Man sieht die Oerter St. Giovanni a Teduccio, Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w., die alle zwischen dem Meer und dem Vesuv zusammengedrängt sind. Selbst die Wohnung des Einsiedlers entdeckt man obungefähr an der Mitte des Berges.

Ich habe mich oft gewundert, warum die Menschen an einem so gefährlichen Ort wohnen, warum sie auf der Asche zertrümmerter Städte immer neue Städte erbauen, da ein so drohendes Gewitter über ihnen hängt. Jetzt wundere ich mich nicht mehr: die Gegenden sind so reizend, daß sie die Gefahr aufwiegen; die Erde ist so fruchtbar, und lockt mit den herrlichsten Früchten so lieblich zu sich hin, daß alle Furcht dadurch verscheucht wird; der gegenwärtige Au-

genblick ist so schön, daß man an den künftigen nicht denken kann. Und man wird ja durch nichts daran erinnert, der Vesuv liegt ja so ruhig da, als wenn er nie jemandem das Wasser gestruht hätte.

Die Schlange, die im Grase liegt, wird vergessen über die vielen Blumen, womit sie bedeckt ist; und ich glaube, sie muß vergessen werden. Ein Jahr in diesen glücklichen Gegenden hat so vielen Werth, als zwey Jahre in einem andern Lande, der Genuß steht mit der Gefahr unterbrochen zu werden, in Verhältniß, und die Möglichkeit eines Ausbruchs vom Vesuv, der doch nur selten statt findet, darf das Andenken an eine Reihe von glücklichen Jahren nicht verdrängen. Es hat Zeiträume von mehr als hundert Jahren gegeben, in denen der Vesuv ruhig blieb; sollen in dieser ganzen Zeit keine Menschen an seinem wohlthätigen Busen ruhen, aus welchem Wein und Milch und Oel in Strömen hervorquillt?

Nein, in der Nahe bekommen die Dinge

eine andere Gestalt, und ich selber würde mich nicht besinnen, am Fufs des Vesuv zu wohnen, wenn ich dort eine Besizung hätte. Die Gefahr, in einer ungesunden Gegend zu leben, ist unendlich gröfser, und auf dem Gipfel des drohenden Berges schwebt das Leben und das Glück der Menschen in keiner so grofsen Gefahr, als in den pontinischen Sümpfen, in den Bergwerken und in den engen dunstigen Stuben der Norilländer.

Der Vesuv streckt gegen Süden eine lange Zunge ins Meer hinein, und diese ganze Zunge ist so bewohnt, als wenn es nur eine etwas weitläufig gebaute Stadt wäre. Auf ihr liegt auch Torre del Greco, und St. Annunciata.

Hinter dem Somma und dem Vesuv, die wie ein Paar Riesen auf das Meer und auf Neapel hinabschauen, erstreckt sich eine lange Kette von Bergen, die bis ans Cap der Minerva fortlaufen, und nach der Morgenseite den Golf einschliessen. Der höchste Gipfel derselben ist der Monte Auroo oder Gauro, der wieder auf den Vesuv hinabschaut, und von dem man in seinen

Krater Lincinsicht. Der Gauro ist das große Schneemagazin von Neapel, wo man in tiefen Gruben das ganze Jahr hindurch diese Erquickung der Einwohner aufbewahrt.

Der Fuß dieser Bergkette ist wieder mit Städten und Landhäusern bedeckt. Man unterscheidet bey hellem Wetter Castel a Mare, Vietri, Sorrento, Massa. Welch eine Menge Städte ist hier zusammengedrängt! Und in ihrer Mitte das ungeheure Neapel. Wie fruchtbar muß die Erde seyn, um auf einem so kleinen Raum so viele Menschen zu ernähren!

Die Insel Capri erhebt sich in noch größerer Entfernung, als die sorrentinischen Berge. Sie liegt zwischen den beiden Vorgebirgen Paesilippo und Cap der Minerva, und gleicht einem Ball, den sich diese beiden großen Hände einander zuwerfen. Auf dem Lande gewährt ein emporstrebender Felsen einen majestätischen Anblick, aber im Wasser noch weit mehr. Hier hat er nichts um sich her, was ihn demüthigen kann.

Wenn man sich also mit dem Gesicht gegen das Meer wendet, so hat man zur Rechten Pausilippo, zur Linken den Vesuv und das weit hervorspringende Capo di Minerva, vor sich die Insel Capri, und im Rücken die Stadt mit dem emporstrebenden St. Elmo. Alles dies sieht man mit seinen Umgebungen, wenn die Luft rein und heiter ist; ist sie trübe, so sieht man von dem Entfernten nichts. Das Haupt des Vesuvs und des Somma hüllt sich in Wolken, das Capo di Minerva schwindet mit der Insel Capri in Nebel, und man sieht höchstens Pausilippo und den Vommero.

Wenn es heisst, dafs Neapel eine der schönsten Lagen in der Welt hat, so erweckt dies eine sehr grofse Vorstellung. Aber man glaube nicht, dafs man den Reiz dieser Lage gleich anfangs in vollen Zügen geniessen, dafs man bey einer flüchtigen Durchreise gleich fühlen wird, es sey eine der schönsten Lagen. Dies mufs man erst allmählig fühlen lernen; man mufs hier seyn, man mufs bey heiterm Himmel oft die

großen Gegenstände anschauen, und nach und nach mit diesem großen Gemälde der Natur bekannt werden; man muß mit einem Freunde sich an den Schönheiten desselben weiden, und das Ergötzens daran aufsuchen, kurz, man muß erst die erhabenen Gegenstände studiren, ehe man den Umfang ihres Werths empfinden kann. Der erste Eindruck wird bey den meisten nur ganz gewöhnlich seyn.

Jedes große Gedicht hat seine tiefen und verborgenen Schönheiten, die man nicht mit der ersten Uebersicht faßt; jedes schöne Landschaftsbild hat seine verborgenen Reize im Ganzen und in den einzelnen Theilen, die der Kenner nur entdeckt. Die Natur aber ist der größte Landschaftsmaler, und nicht jeder vermag den Schleier von ihren Schönheiten aufzuheben. Der Lazzaroni geht hier am Gestade des Meers, ohne nur daran zu denken, daß die Natur um ihn her schon ist. Es gehört Auge und Geist dazu, um in Neapel Neapel zu finden.

Das Weihnachtsfest

oder

N a t a l e i n N e a p e l .

Dies schöne Fest, das uns in der kältesten, der trübsten und dunkelsten Jahreszeit gleichsam zum Licht und zur Erheiterung gegeben ist, pflegt sich an allen Orten schon einige Zeit vorher anzukündigen, und in Jung und Alt erwacht dann eine gewisse begeisternde Freude, die in der Rückerinnerung an vergangene Freuden, die eben wiederkehren wollen, ihren Grund hat. Nichts kann der Entzückung gleichen, die man in der Kindheit bey dem Herannahen dieses Festes empfindet, wenn man gewohnt ist, die angenehmen mysteriösen Geschenke an denselben zu er-

halten, und sie verliert sich auch das künftige Leben hindurch nie ganz. Eltern und Erzieher sollten daher nie unterlassen, ihren Zöglingen dies Fest so freudig, als ihnen möglich ist, zu machen. Sie pflanzen dadurch einen Baum, welcher das ganze Leben hindurch seine jährliche Frucht trägt. Wer in der Jugend auf eine angenehme Art Weihnachtsgeschenke empfing, hat in spätern Jahren einen Genuß mehr, und wenn man selber nicht mehr beschenkt wird, so sucht man wenigstens Andern diesen Genuß zu machen.

In Neapel muß diese Freude noch lebhafter seyn, denn die Zubereitungen zu diesem Fest, und die Feier desselben ist größer, als an andern Orten. Hier kündigt es sich auf zweierley Art an: auf eine geräuschvolle und auf eine stille, bescheidene.

Die geräuschvolle Art verbreitet sich über die ganze Stadt. Gleich mit dem Anfange der Adventszeit hört man von allen Seiten ein gewisses Schießen, welches das Herannahen des großen Festes verkündigt, und von Menschen

eller Art verursacht wird. Kanonen haben die Privatpersonen in Neapel nicht, so wenig wie an andern Orten; sie bedienen sich also der Kanonenschläge, und der Schwärmer, um ihre Freunde zu beweisen. Da ihnen die metallenen Feuer-schlünde nicht zu Gebot stehen, so müssen die papiernen ihre Stelle vertreten, und auch die machen Geräusch genug. Bis zu den fernsten Winkeln von Neapel dringt dies bewillkommende Knallen, und gießt die Erinnerung an das nahe Fest in die Herzen.

So wie ein längersehntes Schiff, das endlich mit günstigem Winde dahersegelt, vom Ufer mit Freudenschüssen begrüßt, wie ein geliebter Monarch, der nach langer Abwesenheit sich seiner Residenz naht, von donnerndem Geschütz empfangen wird, so bewillkommet man hier durch lautes festliches Getöse die hohe Weihnachtsfeier.

In allen Straßen, von allen Dächern und Balconen erschallt dies religiöse und zugleich freudige Geräusch. Der ärmste Lazzaro legt seine

wenigen übrigen Kreuzer zu diesem Geschloß an, und der vornehmste Knabe sucht seine Lust darin, es von seinem Balcon in die StraÙe hinunterzuwerfen.

Dies dauert die ganze Adventszeit hindurch, und erreicht am heiligen Abend, und die darauf folgende Nacht gleichsam seinen Gipfel. In diesem Zeitpunkt ist es, ^x als wenn man Victoria schreie, daß der langsterwartete Gast nun da ist. Es würde vielleicht keine Secunde die ganze Nacht hindurch vergehen, worin man nicht einen oder mehrere Schüsse hörte, wenn das Ohr auch nur über die Hälfte der Stadt reichte. Es scheint dann, als wenn in Neapel eine Schlacht geliefert würde, worin das kleine Gewehrfeuer unaufhörlich fortdauerte.

Am folgenden Morgen aber, wenn man nichts mehr hört, sieht man, was geschehen ist. Eine dicke Wolke schwebt über Neapel, wie über London, und wenn man ins Freie hinaustritt, merkt man einen starken Pulverdampf, der sich bey stillem Wetter nur allmählich verliert.

Ich sollte glauben, man müßte in Somma und Portici, wenn der Wind danach stülzt, riechen, daß es Weihnachten ist.

Dies ist die geräuschvolle Art, wodurch sich dies Fest hier ankündigt; sodann giebt es noch eine stille, die mit der in andern Städten mehr Aehnlichkeit hat. Was es Reizendes und Schönes giebt, wird in Laden, auf Tischen, in Buden, unter freiem Himmel feilgeboten. Eine zahllose Menge von Christuskindern, von Engeln, von Hirten, von hundert andern ländlichen Figuren bevölkern diesen Laden, in jenem weiden Kuhe, Esel, Lämmer, Schafe, ja, man will sogar schon Schweine unter diesen Weihnachtsfiguren gefunden haben. Hier sieht man eine Felsengrotte, worin Maria und Joseph in häuslicher Stille über die noch leere Krippe des Christuskindes sich hinneigen, dort eine andere, worin eine Menge Thiere in gewölbten Gängen auf- und absteigen. Hier wird Moos, Farnzweige, Stangen, Felsenstücke, und allerhand Laubwerk verkauft, dort trägt man, statt der Tannenbäume

in Deutschland, Aufsätze, dick mit Weintrauben, Apfelsinen, Melonen u. s. w. behangen.

Alles dies ist zum Schmuck der sogenannten Krippen bestimmt. Was zum Schmuck der Tafel oder zu Naschereien bestimmt ist, nimmt wieder eine andere Gestalt an. In allen großen Straßen, besonders in Toledo, sind eine Menge Buden auf die künstlichste Art ausgeschmückt. Die Pfosten derselben bestehen entweder aus Lorbeerbäumen, wie man in Deutschland die Maie zu Pfingsten aufzustellen pflegt, oder sie sind ringsum mit Myrthen umwunden. Zwischen denselben hängen Guirlanden auch von grünen Zweigen, die mit allerhand Bandern ausgeschmückt sind.

In den Buden selber ist eine ungeheure Menge von Feigen, Rosinen, Nüssen, Kastanien, Citronen, Pomeranzen, Melonen, getrocknetem Obst u. s. w. Alles dies ist theils in Haufen oder Tonnen aufgethürmt, theils auf eine künstliche Art zum Schmuck der Buden angebracht. Im Hintergrunde derselben sieht man zwei gros-

se Tafeln, die in eine Menge viereckigte Fächer abgetheilt sind. Jedes Fach ist wieder durch zwei Diagonallinien in Triangel eingetheilt, und diese sind symmetrisch mit Waaren ausgefüllt.

Hier ist ein solches Fach:



In a a z. B. sind die schönfarbigen dunkeln Rosinen, in b b die weißlichten Feigen regelmäßig eingefügt. Da dies außerdem alles mit Myrthenzweigen, mit Goldschaum und Bandern ausgeziert ist, so giebt es, wenn auch keinen malerischen, doch gewiß einen sehr geschmückten Anblick. Ueberflufs gefällt immer, er mag sich in einer Gestalt zeigen, in welcher er will.

Ich erstaunte besonders über die außerordentliche Menge Melonen, die man feilbot. Sie sind in einem Kreuzband von Binsen aufgehangen, und überall angebracht, wo man nur ein Plätzchen findet. Ich habe viele Tausende davon kurz vor Weihnachten gesehen. Die Buden sind gleichsam Bäume, welche Melonen tragen.

Auch alles übrige sucht man zum Verkauf erst zu schmücken, und das Leblose legt ein Kleid zur Verschönerung an. Das roth- und weissschimmernde Fleisch des kraftvollen Stiers ist mit Goldschafum erhöht, und um den schwärzlichen Schinken aus Calabrien winden sich grüne Zweige. Vor dem ungeheuren sorrentinischen Kasse brennt hier eine Schale voll hellen Feuers, gleich einem Opferfeuer, und dort hängen hundert Lämpgen in künstlichen Reihen zwischen grünem Laube.

Aber vorzüglich muß das Wasser seine Schätze zu dem heiligen Abend hergeben. Apulien sendet Aale, Taranto Austern, und aus den Tiefen des Golfs von Neapel steigen alle Seeungeheuer herauf, um in der Mitternacht auf den Tischen der Großen zu prangen.

Was übrigens an Zuckerwerk, an Zeugen, an Fabrikwaaren, an Kunstsachen und an tausend andern Dingen feilgeboten wird, das vermöge ich nicht zu nennen.

*Non, mild si linguae centum elut, oraque centum
Ferreæ vox.*

Das heißt hier mit andern Worten: Das vermögte ich nicht, wenn ich die Bredsamkeit eines florentinischen Improvisatore, oder noch höher hinauf, die Zunge eines neapolitanischen Zahnarztes hätte. Wer einen Begriff davon haben will, muß Toledo und die daran stoßenden Straßen vor Weihnachten durchwandern.

Toledo und die daran stoßenden Straßen, sage ich? Ich muß hinzufügen, daß dies nur höchstens ein Drittel von der ungeheuren Stadt ist. In den eigentlichen Abgrund derselben bin ich noch gar nicht hineingekommen, selbst noch nicht zu dem großen Platz al Mercato. Wer weiß, wie sich dort Weihnachten ankündigt!

Den Tag vor diesem Fest hat man einen Fasttag, und auch die Nacht darauf ißt man kein Fleisch; aber demohngeachtet müßte ich dies kein Fasten nennen. Denn was die Erde und das Meer übrigens an Schätzen besitzt, das

müssen beide zu dem Tisch der Neapolitaner hergehen.

Aber ehe das Schmausen beginnt, geht noch eine feierliche und wichtige Ceremonie vorher. Wenn nemlich alle Vorbereitungen zu dem Fest gemacht sind, wenn die Krippe mit ihrem ganzen Schmuck erbauet ist, und die beiden Ehegatten Maria und Joseph, sammt allen ihren Umgebungen, in der Felsenkluft vertraulich da stehen, dann erwartet man den Zeitpunkt, in welchem man glaubt, daß Christus geboren ward. Sobald er eintritt, werden die Lichter angezündet, ein Priester trägt feierlich in Begleitung der Familie des Hauses ein Christuskind, und legt es in die noch leere Krippe, in welche Maria mütterlich hinabschaut. Nun ist das Kind geboren, der Priester liest eine Messe, und so dann beginnt die nächtliche Tafel.

In Häusern, worin kein Priester zugegen ist, verrichtet der Hausvater die Ceremonie mit dem Christuskinde.

Noch lange nach Weihnachten sieht man

hie und da die Krippen, In den Behaltnissen des untern Stockwerks, worin die Leute von der geringern Classe wohnen, aufgebaut, und sie gewahren keinen unangenehmen Anblick. Sie stellen gewöhnlich Felsengrotten, statt des Stalles, vor, weil hier die Hirten sich in Grotten sammt ihrem Vieh aufhalten; man glaubt, dafs es in einem Clima, wie bey Bethlehem, eben so war.

Der Felsen ist oft so hoch, wie das ganze Zimmer, und in den Bäumen, welche aus demselben hervorwachsen, schweben überall Engel, wahrscheinlich, um die Menge der himmlischen Heerschaaren vorzustellen. Es sind mehrere Grotten in dem Felsen, schön mit Moos und Laubwerk ausgeschmückt, und in der Hauptgrotte erblickt man immer die beiden Eltern Christi mit dem neugebohrnen Kinde. Die Bigotterie laßt noch lange nach Weihnachten am hellen Tage eine Lampe vor diesem Præsepio brennen, und für eine fromme Einbildungskraft hat die Sache wirklich viel Anziehendes.

Ehmals verwandten große Häuser viele

tausend Dukaten zu' Erbauung einer solchen Krippe, und man legte sie gewöhnlich auf dem *Astrico al Cielo* an. Alles, was die Natur schönes hat, war hier im Kleinen nachgebildet, und selbst die wirkliche Natur nahm man oft zur Vermehrung des Effects zu Hülfe, indem man die Felsengrotten so erbaute, daß man die Spitze des Vesuvs im Fernpunkt hatte. Jetzt findet auch dieser unschuldige und vielleicht lobenswerthe Aufwand nicht mehr statt, und die letzte Revolution in Neapel scheint dazu beygetragen zu haben, die letzten Spuren davon wegzuschwemmen.

Erziehung.

Die Erziehung in Neapel ist vortreflich. Man kann es nicht glauben, mit welchem Fleiße die Pferde, die Esel, die Hunde u. a. w. gebildet werden.

Die Pferde stehen wie Lämmer, lassen vom dem Kutacher sich mit der Peitsche nach Gefallen hauen, und rühren sich kaum. Sobald sie aber merken, daß sie laufen sollen, gehen sie in dem stärksten Trapp, worin nicht leicht ein deutsches Pferd es mit ihnen aushalten würde. Sie drängen sich mit Gewandtheit durch die dicksten Menschenhaufen, und daß bey dem äußerst schnellen Fahren in Neapel nicht täglich eine Anzahl Fußgänger gerädert werden, daran, glaube

ich, sind mehr die Pferde, als die Menschen Schuld.

Sie fressen aus der Hand ihres Fuhrers eine gelbe Rube und etwas Lupinenkraut mit großer Begierde, sie steigen Treppen, sie gleiten die Quadersteine an den beträchtlichen Anhöhen in den Straßen hinunter, und klammern sich gleichsam an, wenn sie dieselben hinaufsteigen sollen; sie lassen sich zu Acteurs auf dem Theater gebrauchen, und nahren sich wie Ziegen, wie Rube, wie Lämmer.

Wahrlich man muß eine sehr gute Erziehung haben, wenn man als Pferd dies alles leisten soll.

Der Esel? — Wer hat gesagt, daß der Esel ein verächtliches Thier sey? Und wenn es Aesop ist, so hat er Unrecht. Der Esel ist der Vater, die Mutter, der Bruder, der größte Wohlthäter des armen Italieners; er arbeitet für ihn, und verdient ihm das Brod. Eine ganze Familie lebt oft von einem kleinen Stück Erde, und ei-

Dies äußerst brauchbare Thier trägt und zieht die größten Lasten; es hat das ganze Geschirr eines Töpfers auf dem Rücken, der zu Markt zieht, und thut keinen Fehltritt damit; es führt Dünger in die Gärten, und Früchte aus denselben auf den Marktplatz; es läßt sich ohne Zaum und Gebiß lenken, bloß durch einen kleinen Stab, und klettert die steilsten Anhöhen hinauf; es steht auf den Ruf seines Treibers sogleich unbeweglich, und ruht sich nicht, so lange seine Geschäfte ihn aufhalten, sucht höchstens ein wenig Nahrung auf der Straße; er zieht die größten Quaderstücke zu den Gebäuden herbei, und erhält die Reinlichkeit auf den Straßen von Neapel, die sonst mit Unrath bedeckt seyn würden. Ein armer Neapolitaner, der gar nichts zu verdienen weiß, sucht einen Esel zu bekommen; mit diesem durchzieht er die Straßen, ladet den Abgang und den Dünger, den er findet, auf denselben, und verkauft ihn an die Gärtner. Nun hat er einen Ernährer, einen Versorger.

Ist es möglich, daß man ein solches Thier verächtlich nennt? Wer hat nur gesagt, daß es kein schönes Thier sey? Der regelmässige Bau seines Körpers, die Bescheidenheit, die in den Ohren und dem Blick liegt, die äußerst zarten Füße, die dennoch so viel tragen können, alles dies macht den Esel zu einem vorzüglichen Geschöpf. Hat denn noch niemand die Apologie des Esels geschrieben? Ich verdanke es keinem, der unter allen Thieren den Esel sich zum Favoriten wählt.

Nicht minder gelchrig ist hier der Hund, besonders der Pudel. Er läuft vor seinem Herrn her, und trägt die Laterne, er holt Lebensmittel in einem Tuche, und vertheidigt sie mit der größten Tapferkeit, er trägt Körbe, und holt den Stock seines Herrn ohne Furcht aus dem schäumenden Meer.

Dieselbe Gelchrigkeit erstreckt sich bis auf die Ziegen, die Kühe, die Schweine, und ich glaube, man kann im Ganzen behaupten, daß Thiere hier einen höhern Grad von Cultur an-

nehmen, als in kältern Gegenden. Vielleicht rührt dies von der Menge Menschen her, mit der sie stets umgeben sind.

Die Ziegen kennen die Stimme ihres Treibers genau, und rühren sich nicht, so lange eine von ihnen gemolken wird. Regnet es, so treten sie so lange unter ein Hausthor, oder in eine offene Thür, und kommen auf den Ruf des Herrn sogleich wieder hervor. Die Ziegen sind hier nicht allein possierlich, sie haben auch Erziehung und Erfahrung.

Die Kühe geben ihnen an Folgsamkeit und Klugheit nichts nach. Unter dem dicksten Menschenhaufen werden sie nicht scheu, sie lassen sich vor jeder Thür für einige Gran Milch abmelken, und gehen dann wie in ihrem Pater weiter.

Die Schweine endlich nähren sich friedlich auf den Straßen, und verlieren sich nie von dem Hause, dem sie angehören. Diese Thiere haben hier außerdem eine sonderbare Eigenschaft; sie sind am ganzen Leibe kahl, und haben eine

schwarzgraue Farbe, so daß sie beinahe das Ansehen der amerikanischen Hunde bekommen. Ich erinnere mich nicht, je in Deutschland Schweine dieser Art gesehen zu haben. Uebrigens haben sie noch den Verstand, daß sie unglaublich fett werden.

Was die Erziehung der Lazzari betrifft — Aber wo gerathe ich hin? Ich wollte hier nur von der Erziehung der Thiere reden, und komme auf einmal zu den Menschen. Das geht nicht. Die Erziehung der Menschen ist schwerer zu beobachten, und ich werde sie mir auf eine andere Zeit ersparen.

Am ersten Januar 1802.

Es ist Neujahr. In meinem Vaterlande sind die Gefilde mit Schnee bedeckt, die Flüsse und Seen haben einen Harnisch angezogen, die Natur ist erstarrt, und die Menschen leben in eingeschlossenen Zimmern ohnweit von einem heißen Stein.

O wie ganz anders ist es hier, am Gestade des thyrrenischen Meers, wo die Sybilla von Cuma ihre Behausung hatte, wo die Trümmer von den Tempeln des Merkur, des Apollo, der Diana, und des Serapis liegen, wo die elisaischen Felder verbreitet sind, und der Eingang zum Schattenreich sich öffnet! Hier zieht die Erde nicht jenes weite, weiße Gewand an, und wenn sie sich damit bekleidet, so wirft sie es in wenigen Stunden wieder von sich; hier dient jene

erstarrende Decke der Flüsse nur zur Erquickung der Menschen, und der Schnee erheitert den Blick, von fernen Gebirgen hetschimmernd, ohne das Gefühl zu verletzen.

Ja wirklich, es ist hier eine andre Welt, und jeder Blick, den man auf die Natur und die Menschen wirft, verkündigt uns dies. Die Natur kennt kein Erstarren, keinen Tod; sie ist gleichsam in einem ewigen Leben, in einer ewigen Thätigkeit. Nicht die schöne Punic allein gewährt uns ihr Grün und ihre Frucht, auch der Citronenbaum und der Pommeransenbaum steht in seiner Pracht da, und mit jedem Tage wird die Citrone angenehmer, die Pommeranze safter; auch der Lorbeerbaum, der Oelbaum, und die Cypresse prangt mit dunkeln Laube.

In Deutschland heutzutage nur der winterliche Kohl dem Tisch dar, hier auch die liebliche grüne Schotenerbse, die heilbringende gelbe Rube, wie sie eben aus dem mütterlichen Boden kommt, der erfrischende Salat in seinen mannigfachen Gattungen, das reinliche Radieschen, und

viele andere Erdfrüchte, die wie ein großes Gemälde mit allen Nüancen von weiß, grün, roth und gelb, an den öffentlichen Plätzen mahlerisch zusammengeordnet sind, und schon den Blick ergötzen, ehe sie noch für den Geschmack bereitet werden.

Die Armen gehen in dieser Mitte des Winters barfuß, und die Reichen in leichter Kleidung. Die Erwachsenen spielen auf öffentlichen Plätzen mit Kugeln und Karten, die Knaben mit Nüssen. Nichts kündigt den Winter mit seinem eisernen Zepter an, und ein geheiztes Zimmer ist hier ein Unding, wie in kalten Ländern ein Frühlingstag im Januar.

Die Sonne ist hier das ganze Jahr Sonne, und der Schoofs der Erde das ganze Jahr hindurch mütterlich. Nichts unterbricht sein ewiges Keimen, und unaufhörlich sproßt Fülle aus ihm hervor. Die Felder sind mit Saaten, die uns nähren, bedeckt, und der schöngrüne Flachs, der uns kleidet, dringt kraus und dicht aus dem Boden hervor. Heute wird das Haupt des schim-

meruden Blumenkohls, der jetzt in seiner vollen Pracht ist, heruntergehauen, morgen schon vertraut man dem schnellumwühlten Schoofs der Erde zahllose andere Kinder an, die sie erziehen muß; und keine Mutter hat je ihre Kinder unermüdet gepflegt, als sie.

O herrliches, o glückliches Land! Waren die Menschen gleich vollkommen mit dem Boden, der sie trägt, warlich man würde glauben, das Eden, das einst in Armenien lag, sey jetzt zwischen den Fluten des adriatischen und mittelländischen Meers zusammengedrängt. Aber — doch, wie könnt' ich wagen, jetzt schon über die Menschen dieses Himmelstrichs zu urtheilen, da ich sie erst so wenige Wochen sah!

Genug, die Erde ist hier himmlisch schön, und die Sonne so lieblich, wie man sie sich am Morgen der Schöpfung denkt. Und wenn auch heute mit dem Anfange des Jahrs diese Himmelskönigin den Schleier nicht abwerfen will, wenn auch ein fast ununterbrochener Regen aus den Wolken strömt, so weiß

ich doch, daß sie in Kurzem sich enthüllen, und vielleicht morgen schon belebende Wärme und Heiterkeit von neuem herunterstrahlen wird.

Aber obwohl man hier mit Recht rufen kann: Frost, wo ist dein Stachel, Winter, wo ist dein Sieg! so hat er doch einst schon seine Herrschaft mindestens abnden lassen.

Als er im Jahr 1708 seinen furchtbaren Zep-ter über ganz Europa ausstreckte, und lange aus-gestreckt hielt, als im Norden Menschen und Thiere zu Tausenden vor Frost umkamen, da hauchte er auch hieher, und auf den Flügeln seines Hauchs flogen Schneeflocken mit dichtem Gewimmel über den hohen Vommero hernieder. Vierzehn Tage lang blieb dieser Freundling, vier-zehn Tage lang schreckte er die Bewohner die-ses milden Himmelstrichs, und wich keinen Gebe-ten, keinen Processionen, keinen Gelubden den Heiligen dargebracht.

Der riesenförmige Jupiter terminalis am Pal-last des Königs schaut auf ein beschneites Feld hernieder, und an seinem Bart hing ein Eiszap-

fen; um die Tempel der alten Götter thürmte sich Schnee auf, und die Gestade des Acheron lagen erstarrt da. Die Menschen waren erstaunt, und die Vögel, ungewohnt des Schneegewimmels in den Lüften, kamen in die Stadt, um Schutz und Wärme zu suchen. Aber sie fielen ermattet nieder, und in allen Straßen machte man Jagd auf die erstarrten Thierchen.

So rettet sich der fliegende Fisch aus dem Meet vor dem Rachen seiner Verfolger; aber kaum ist er ihnen entgangen, so verschlingt ihn ein Raubvogel in der Luft.

Selten indessen verbreitet der Winter seine Schrecken über diese reizenden Gegenden, so selten, wie der Vesuv seine Feuerströme ergießt; Begründeter ist die Furcht, daß Apoll mit seinem Sonnenwagen sich zu sehr der Erde nähern möge.

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, kann ich mich nicht enthalten, noch einige Worte aus meinem Herzen zu reden. Es ist heute Neujahr. In meinem Vaterlande strömt alles von Wuns-
schen

sehen über; die Kanzeln, die Vorsäle, die Zimmer, die öffentlichen Plätze sind damit angefüllt. Auch ich muß meinem Gefühl Luft machen, und meinen entfernten vaterländischen Genossen Glück zum neuen Jahr wünschen.

In Deutschland sind Millionen edle Menschen, die es verdient hätten, in einem so reizenden Himmelsstriche zu leben, als Welschland ist, sind viele Tausende, die es bedürften; o wie gern möchte ich ihnen dies wünschen! Aber die Völkerwanderungen finden bey gebildeten Nationen nicht statt, und nur einzelne von ihnen werde ich unter diesem Himmel erblicken. Ich will ihnen etwas anders wünschen, das unter jedem Himmel gedeihet, und das ich für das größte Glück des Lebens halte.

Das beginnende Jahr schenke allen edlen Deutschen Gesundheit, diese Tochter des Himmels, die jedem, zu dem sie herabsteigt, Heil bringt; es gehe ihnen wahre, herzliche Freunde, mit denen sie die Freude des Lebens zwiefach empfinden; es sende ihnen endlich ein sorgen-

freies, von häuslichem Kummer entferntes Leben,
und tiefen Frieden im Staat!

Unter diesen herzlichen Wünschen, die ich
mit erhöhtem Gefühl für die Freunde meines Le-
bens zum Himmel schicke, will ich mich heute
von der Unterhaltung mit meinem theuren Va-
terlande trennen; aber meine Gedanken sollen
vor andern Tagen lebhaft dahin gerichtet seyn.

Nein, ich kann mich noch nicht von mei-
nem Vaterlande trennen; ich habe noch vieles
auf dem Herzen, das vorzüglich zum Glück der
Menschen beiträgt, und dies muß ich herunter-
reden. Ich wende mich zuerst mit meinen Wün-
schen an die, welche so unendlich viel zum
Glück des Menschengeschlechts, besonders des
künftigen, beitragen können: an die Erzieher der
Jugend. Wenn es besser auf der Erde werden
soll, so muß es hier beginnen. O mögten die
Erzieher, mögten die Lehrer der Religion, die
das Herz der Kinder in einem so wichtigen Zeit-

punkt in Händen haben, dies nie aus dem Blick verlieren, mögten sie nur das eine große Tagewerk vollbringen: ihren Zöglingen wahre Religion einzuflößen.

Aber was ist wahre Religion? O, sie läßt mit wenigen Worten sich nennen: Liebe für die Menschheit, ein mitleidiges Herz gegen jedes lebende Wesen, gegen Menschen und Thiere, und hoher Abscheu, irgend einem fühlenden Geschöpf das mindeste Leid zuzufügen; dies sind Wünsche, die nie oft genug wiederholt werden können, und wenn das Herz des Kindes darnach gebildet, wenn ihm dies so heilig gemacht wird, wie Messe, Predigt, Abendmahl, dann ist ein großer Schritt zum Heil der Menschheit gethan.

Auch für die, deren Geist mit Staatsveränderungen sich beschäftigt, deren Herz mit der großen Geschichte der letzten zwölf Jahre erfüllt ist, trage ich einen Wunsch in mir, den mir der Anblick so mancherley Länder einge-
flößt hat: mögten sie ein einziges Wort ihrer

Sprache in ein andres verwandeln, mögten sie, statt Freiheit, Glück setzen!

Ein Volk kann frei seyn, und höchst elend dabei: in blutige Zwietracht verwickelt, ganze Familien, ganze Corporationen gegen einander emport, Unruhe in den Herzen der einzelnen Menschen, Mangel, alles dies kann im Gefolge der Freiheit dahertreten, und warlich so geschah es bis izt.

Ich habe die cisalpinische Republik gesehen, wo die Freiheitsbäume noch prangen, ich habe Rom und Neapel gesehen, wo sie umgehauen sind, und die Augen wurden mir aufgethan. Man lese nicht, man komme, und schaue; man bewundere nicht die schönen Grundsätze, wodurch Freiheit von Südwest her gepredigt wird, auf dem Papier; man prüfe mit eigenem Blick, wie sie angewandt wurden, und dem größten Freiheitsprediger werden die Augen aufgethan werden.

Ich kann hier nur wenige Worte sagen: die freie cisalpinische Republik hat dreimal mehr

französische Truppen in ihrem Gebiet, als vaterländische, und bezahlt jährlich sechs Millionen Thaler Tribut an Frankreich — eine Republik, worin keine Münze geschlagen wird. — Florenz jammert laut über den tausendfachen Verlust, den es duldete. Rom ist ärmer wie je, es muß sein Brod mit dem wenigen übriggebliebenen Gelde beinahe aufwiegen, und hunderte von Staatsbeamten sind unglücklich geworden. Neapel ist gleichsam noch in sich zurückgeschreckt von der zwiefachen Umwälzung, die es erfuhr, die Herzen bluten noch über die Schlachtopfer, die hingeopfert wurden, der Geist erbebt noch vor den Greueln, die geschahen.

Sind dies die Früchte, die von den Freiheitsbäumen heruntersinken? O wahrlich, es ist eine neue Frucht des Erkenntnisses Gutes und Böses! Man frage die Nationen, die davon gekostet haben.

Buonaparten, diesem bewunderten Idol Europas, fehlt zum großen Mann etwas Großes: er ist kein Weltbürger. Seine Größe umfaßt

nur das Heil Frankreichs, für das Heil andrer Nationen scheint, sein Herz nicht zu schlagen. Und die Deutschen, die Bewohner Welschlands sind doch auch seine Bruder.

Einen, einem zu bereichern

Muß die schöne Güterwelt vergehn.

Frankreich ist ein Colofs, der mit einem Fuß auf den leeren Schatzkammern der Fürsten Europas, mit dem andern auf den Gebeinen von einer Million Erschlagenen steht; und noch ist die große Frage: wird dieser Colofs fest stehen, wenn einst seine Stütze Buonaparte hinwegtritt? Wird er nicht von neuem zusammenstürzen, und vielleicht alle den hohen Schmuck zertrümmern, womit er sich aus Süden und Norden bekleidete? Wenn hebt nicht das Herz bei diesem Gedanken?

Der dort oben weiß, daß mir das Herz warm für das Heil der Menschheit schlägt, und die Freiheit würde mein Gotze seyn, wenn sie es bewirkte; aber nach dem, was ich sah, was ich vernahm, was ich zu erforschen vermogte,

hat die Freiheit in der Gestalt, worin sie sich zeigte, großes Verderben über die Völker gebracht. Sie ist eine Wissenschaft, für jeden Einzelnen sehr schwer zu lernen; wie soll ein ganzes Volk sie auf einmal begreifen, ohne in die schrecklichsten Irrwege zu gerathen?

Darum noch einmal den herzlichen Wunsch beim Beginn dieses Jahrs, daß alle Theilnehmer an Staatsachen in meinem Vaterlande, alle Denkende darüber, das unbestimmte Wort Freiheit dahinten lassen, und nur an das Glück der Menschen denken mögen. Dies kann in einer Republik, in einer Monarchie und einer Oligarchie aufblühen; aber das Schrecklichste für einen Staat ist, wenn der große Volkshaufe den Zep-ter ergreift. Dies ist der wütendste, der grausamste, der ungerechteste Richter, der herrschen kann; gegen diesen verschwinden alle einzelne Tyrannen, die je auf Erden waren.

Noch ein Wunsch schwebt vor meiner Seele, der mein ganzes Innere mit Wohlgefallen überströmt: mögten doch alle Gewalthaber in

meinem Vaterlande allmählich den Stab Wehe bei Beherrschung ihrer Untergebenen zurücklegen, und den Stab Sanft ergreifen, um die Menschen dadurch aus Zuchtlingen zu gutgearteten Kindern zu bilden.

Mit diesem weitgreifenden und großen Wunsch will ich mein heutiges Tagewerk, das ich für mein Vaterland übernahm, schließen, und es ist ein süßer Gedanke für mich, daß es nach einigen Monaten vielleicht Viele lesen, und in meine Empfindungen einstimmen werden.

Seltsame Gebräuche in Neapel.

Eine Stadt, die so weit von Deutschland entfernt, deren Himmel, deren Erde, deren Nahrung so verschieden von dem dortigen ist, deren Bewohner eine so fremdartige Sprache, einen so ganz andern Ursprung haben, die überdies an einem Meer liegt, aus welchem alle Nationen der Erde in dieselbe zusammenströmen, eine solche Stadt muß nothwendig in vielen Dingen von den Städten Deutschlands sich unterscheiden.

Hier ist einiges von dem, was ich bis jetzt in dieser Art zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die erste Wohnung, die ich in Neapel bezog, bestand in einem Zimmer, eine Treppe hoch, neben welchem eine kleine Küche war. In die-

ser bemerkte ich an der Wand einen großen Deckel, wie über einem eingemauerten Kessel. Ich hielt es für einen Ausgufs, und untersuchte die Sache nicht genauer; aber am andern Morgen kam der Aufwarter des Hauses, um Wasser aus meiner Küche zu holen, und nun sah ich mit Verwunderung, dafs der Deckel über einem tiefen Brunnen angebracht war. Indem ich noch gleichsam betroffen da stand, ein solches Verlies in meiner Küche zu finden, ward ein Eimer aus dem höchsten Stockwerk, vier Treppen hoch, herunter gelassen, um ebenfalls Wasser in diesem Brunnen zu schöpfen. Ich bemerkte mit Erstaunen, dafs der Canal des Brunnens mit dem ganzen Hause in Verbindung stand, und dafs man in der höchsten Küche desselben Wasser achtzig bis hundert Fuß hoch hinaufziehen konnte. Seit der Zeit habe ich gefunden, dafs fast in jedem Hause und in jedem Stockwerk ein Brunnen ist. Dies ist unstreitig sehr bequem, aber man findet hie und da in den Küchen noch eine andere Bequemlichkeit, die ich nicht nen-

nen kann, und die am wenigsten in der Küche seyn sollte. Dies ist etwas zu bequem. Der Brunnen war die Grenze; hier hatte es aufhören müssen.

Die Menschen führen ein anderes Leben in Neapel, aber nicht minder die Thiere, und besonders die Pferde. Ich hatte meine Pferde aus Deutschland mitgebracht, und suchte einen Stall für sie. Ich fand ihn, aber nicht, wie ich geglaubt hatte, über der Erde, sondern unter der Erde, und recht tief unter der Erde. Sie mußten viele Stufen, mindestens ein beträchtliches Stockwerk hinabsteigen, und kamen dann in einen geräumigen Keller, worin wieder alle Bequemlichkeit, selbst ein Brunnen, ja sogar ein Camin zum Kochen für die Kutscher, war, und nur eine einzige fehlte, nemlich das Licht. Ich sah noch zwei andere Pferde in diesem Keller, und man sagte mir, daß im Ganzen alle Pferde in Neapel eine solche Behausung hätten. Der

Dunger wird in einen Winkel geworfen, und sodann an Landleute verkauft, die ihn auf Eseln herausführen.

Da meine Pferde an eine unterirdische Stallung nicht gewohnt waren, so mußten ihnen anfangs immer die Augen verbunden werden, ehe sie sich zu diesem Treppensteigen bequemen. Die Stufen sind drei Fuß breit, aber ziemlich hoch, so daß für ein ungeübtes Pferd immer einige Gefahr übrig bleibt.

Die Nahrung der Pferde ist nicht weniger seltsam, als ihr Stall. Sie bekommen zwar auch Haber, aber außerdem noch folgende Sachen: ungeschüttetes Weizenstroh, Quecken, Cichorien, Salat, gelbe Rüben, und viele andere Kräuter, die sich niemand in Deutschland einfallen laßt, als Pferdefutter zu gebrauchen. Dies klingt auffallend, aber es ist buchstäblich wahr. Auch meine Pferde haben Weizenstroh, Salat, Blätter vom Blumenkohl u. s. w. fressen müssen.

Die Quecken werden gebundweise und auch nach dem Gewicht verkauft. Wenn ich mich

noch recht besinne, so kostet ein Cantar, oder ohngefähr 250 Pfund nach unserm Gewicht 1 Thlr. 12 Ggr.

Ich erinnere mich in einer deutschen ökonomischen Schrift die Frage gefunden zu haben: Warum der liebe Gott wohl die Quecken erschaffen habe? Der Fragende mußte nicht wissen, daß sie in Deutschland, so wie überall, officinell sind; und hier in Neapel würde er vollends sehen, wozu sie gebraucht werden können.

Man behauptet hier, daß die Pferde Stärke dadurch bekommen, und giebt sie ihnen statt des Habers; hinterher sodann Salat, und nur wenig Heu, das man hier für hitzig hält. So viel ich weiß, verbrennt man in Deutschland die Quecken als unnütz auf dem Felde; aber wäre es nicht nützlicher, sie auch dort als Pferdefutter zu gebrauchen? Sie werden zuerst gewaschen, und dann naß den Pferden gegeben. Die meiningen wollten anfangs diese Nahrung nicht zu sich nehmen, aber in wenigen Tagen waren sie daran gewöhnt, und fraßen sie mit Begierde.

Die gelben Rüben giebt man den Pferden mit dem Kraute, und zwar, wie man behauptet, um sie dadurch zu reinigen, und gesund zu erhalten. Sie fressen sie sehr gerne; aber das Futter ist etwas kostbar. Die Rüben werden gebundweise verkauft, und zwei Gebund, worin im Ganzen ohngefähr fünfzehn Stück sind, kosten zwei Gran ($\frac{2}{3}$ Pf.)

Der Salat, der nicht der eigentliche Kopfsalat, sondern ein Stengelsalat mit langen Blättern ist, wird auch gebundweise verkauft, und zwar kosten drei Gebund einen Gran (beinahe $\frac{1}{4}$ Pf.). Das Gebund mag ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Pfund wiegen. Dies ist die Hauptnahrung der Pferde. Die Cichorien giebt man ihnen vom Monat Mai an den Sommer hindurch.

Haber bekommen sie gewöhnlich nur in vornehmen Ställen, und nur zweimal des Tages, Morgens und Abends. Die Uebrigen erhalten nur dann Haber, wenn sie ausfahren sollen.

Man sieht hieraus, daß die Pferde hier fast nach Art des Rindviehes gefüttert werden, und

diese Nahrungsart muß ihnen auf keine Weise schädlich seyn. Sie sind zwar im Ganzen klein, haben aber einen sehr leichten und äußerst starken Trapp; auch scheinen sie sehr geschweidig und geschickt zum Abrichten zu seyn.

Fast noch auffallender, als die Wohnung und Nahrung der Pferde, ist in manchen Stücken ihre übrige Behandlung. Wenn sie eben schweißtriefend zu Hause kommen, so läßt man sie sogleich nach Gefallen saufen; damit sie sich aber dadurch nicht zu schnell abkühlen, macht man gleich darauf Feuer von Stroh unter ihnen an, und fährt ihnen mit brennenden Büscheln überall am Leibe herum. Die deutschen Pferde würden versweifelte Sprünge machen, wenn sie sich auf diese Art mit Feuer umgeben sähen; die neapolitanischen sind daran gewöhnt, und zucken höchstens etwas mit der Haut, wenn es ihnen zu heiß wird.

Ich glaube nicht, daß sich alles von dieser Behandlungsart auf unsere Pferde anwenden ließe; aber gewiß würde es nicht unvortheilhaft

seyn, in Absicht ihrer Nahrung die Neapolitaner hie und da nachzuahmen. In Deutschland verzehren die Pferde eine ungeheure Menge Getraide, und alles, wodurch der Preis dieses so unentbehrlichen menschlichen Nahrungsmittels vermindert werden kann, muß dem Denkenden wichtig seyn.

Die Milch ist theuer in Neapel; aber nirgends kann man auch überzeugter seyn, daß man sie unverfälscht erhält, als hier. Die Kühe nehmen nicht im Stall gemolken, sondern in der Stadt herumgeführt, und vor jedem Hause, worin man Milch nimmt, melkt man ihnen so viel aus, als begehrt wird. Auch laßt man sie an einem Platze stehen; die Käufer kommen, und lassen sich einmelken.

Eben so verfährt man mit den Ziegen, wovon des Morgens und Abends eine Menge kleiner Heerden durch die Stadt getrieben werden. Diese Thiere sind schon so abgerichtet, daß,

wenn

wenn ein Käufer kommt, und eine gemolken werden soll, die übrigen sogleich auf den Zuruf ihres Treibers still stehen.

Dieser Gebrauch ist nicht übel, und würde besonders in Schlesien, wo das Landvolk eine so große Betrügerei mit der Milch treibt, von großem Nutzen seyn. Aber man würde zufrieden seyn müssen, wenn die deutschen Kühe sich an einem Ort öffentlich melken liessen; unter so vielen Absätzen würden sie schwerlich die Milch hergeben. Hier bedient man sich der Kalber bei schwer-melkenden Kühen, um sie zum Melken zu bringen.

Die Milch wird nach Caraffen, halben und viertel Caraffen verkauft, und ist weit theurer, wie der Wein, besonders die Kuhmilch. Eine Caraffe, die etwas mehr wie ein Schlesisches Quart, und etwas weniger, wie eine Berlinische Maassbouteille, also ohngefähr zehn gewöhnliche Caffetassen enthält, gilt 4 Ggr. Die Ziegenmilch ist wohlfeiler, kostet aber doch 2 bis 3 Ggr. Von dem gewöhnlichen Wein hingegen kostet

die Catalfe nur 1 Ggr. und von dem sehr guten
Lacrima ohngefehr $2\frac{1}{2}$ Ggr.

In Neapel und auch im übrigen Italien bedient man sich, statt der Stopfel auf Weinflaschen, häufig des Oels. Dies wird oben auf den Wein in dem Halse der Flasche gegossen, und dann setzt man sie ohne weitere Bedeckung, als höchstens mit einem Stopfel von etwas Werg, hin, bis sie getrunken wird. Ich glaube, daß man dadurch den gesuchten Endzweck sehr gut erreicht; denn das Oel läßt gewifs noch weniger Luft durch, als ein Kork. Will man sich des Weins bedienen, so nimmt man das Oel mit etwas Werg herunter.

Die vornehmsten Personen wohnen in Neapel oft zwei bis drei Treppen hoch, und selbst mancher angesehenene Mann hat vier Treppen zu steigen. Man kann also errathen, daß die ho-

hen Wohnungen vorzüglich an den Mittelstand und an die geringere Volksklasse kommen. Diese letzten wohnen entweder, gleich den Adlern, in der Luft, oder sie haben ihr Nest, gleich den Grasmücken, an der Erde, in dunkeln und feuchten Strafen. Es giebt freilich noch ein anderes Häuflein, das gar kein Nest hat; aber dies sind einige Lazzari, und von diesen rede ich hier nicht.

Um sich das hohe Wohnen etwas zu erleichtern, und die Communication, besonders mit dem Nachbar gegenüber zu befördern, hat man hier ein sehr einfaches Mittel erfunden. Will man ihm nemlich etwas zustellen, so wird es in einem Korbe heruntergelassen; der Nachbar läßt ebenfalls einen Korb herunter, und nun bitten sie einen Vorübergehenden, die Sache aus einem Korbe in den andern zu legen. Diese wissen schon, was die beiden Körbe sagen wollen, und thun es oft ungebeten.

Statt der Menschen müssen also die Körbe hier hinauf und hinabsteigen. Oft ist auch dies

nicht einmal nothig. In einigen Strafsen habe ich bemerkt, dafs ein Seil von einem Hause zum andern gezogen war, an welchem ein beweglicher Korb hing. Dadurch wird die Communication noch mehr erleichtert, und die Nachbarn, wenn gleich hoch in der Luft, sind dadurch wirklich so nahe bei einander, als sie zu seyn scheinen.

In Italien winkt man jemandem nicht mit der Hand nach oben zu, sondern nach unten zu, so dafs es beinahe aussieht, als wollte man ihn sich entfernen heifsen. Anfangs ist dies auffallend, und ich bin wirklich oft im Begriff gewesen fortzugehen, anstatt mich zu nähern; aber im Grunde ist dies Zeichen nicht unrichtig. Denn wenn man sich nähern soll, mufs es mit den Fufsen geschehen, und auf diese deutet man durch das Winken hin.

Ich erinnere mich aus meinen Kindertagen, wie mein Lehrer in der Geographie mir sorgfältig

tig einprägte, daß die Butter in Spanien ellenweise verkauft würde, nemlich in Gedärme von Schweinen gestopft. Dies war mir damals sehr wunderbar und merkwürdig zu vernehmen. Hier sehe ich etwas ähnliches, ohne daß es mir im geringsten wunderbar erscheint; denn man sieht in einer so weiten Entfernung von seinem Lande so viele fremdartige Dinge, daß eins das andre verdunkelt.

Es giebt hier sehr viele schöne und fette Schweine; aber das Fett von ihnen bewahrt man nicht in gläsernen oder thönernen Gefäßen auf, sondern in Blasen. In jedem Materialladen sah ich eine Menge solcher Blasen hängen, ohne anfangs zu wissen, was darin war. Endlich sah ich in der Straßse Toledo auch einige Lazzari stehen, die mit dergleichen Blasen handelten, und sie von einander geschnitten hatten.

Das Fett erhält sich darin sehr gut, und ist auf diese Art leicht fortzubringen. Auch erhält man dadurch zugleich das Gefäß mit, worin man es verbrauchen kann.

In Italien, und besonders in Neapel, hat man die Gewohnheit, viele Dinge zu wiegen, die an andern Orten nicht gewogen werden. Hier wiegt man nicht allein Fleisch, Mehl, Zucker, Caffee, sondern auch Aepfel, Weintrauben, Kartoffeln, Gebackenes, ja sogar Kohlen, Holz, Stroh, Quecken u. s. w. Dagegen misst man die Kastanien.

Die kleinen Sachen, z. B. Rosinen, Feigen, Aepfel, Weintrauben werden nach einem Gewicht, das Rottolo heißt, und ohngefähr 2½ Pf. von unserm Gewicht ausmacht, verkauft; die großen Sachen aber, als Holz, Stroh, u. s. w. nach Cantare, wovon einer hundert Rottoli schwer ist.

Meistens wiegt man die Sachen auf Schnellwagen, auf welchen man große Lasten mit einem kleinen Gewicht wiegen kann. Aber die Lazzari, die etwas zu verkaufen haben, betrügen gewöhnlich mit diesen Wagen, und man erhält selten das wahre Gewicht.

Am 21sten Januar.

Nach langem Unwetter, das Neapolitaner und Fremde beinahe zur Verzweiflung gebracht hat, ist heute wieder ein schöner Tag. Die Sonne scheint unbeschreiblich heiter, und eine sanfte Frühlingsluft gießt sich durch die Adern.

Um dies reizende Wetter in Gesellschaft zu genießen, eilte ich zu einem Freunde, der an der Khisja wohnt, und setzte mich auf seinem Balcon in die Sonne, um das Gewimmel unter mir auf der StraÙe zu sehen. Was sah ich alles! Warlich vieles war darunter, was man in deutschen Städten nie sieht, und deshalb erlaube ich mir, das Gewohnliche und Ungewohnliche zu erzählen.

Nicht weit von mir saß eine Frau fast mitten auf der Straße, und wand Seide von einem Haspel. Um bei dieser Beschäftigung aber auch einen kleinen Genuß zu haben, ließ sie sich auf neapolitanische Art manipuliren, das heißt, eine andere stand neben ihr, und suchte etwas auf ihrem Kopfe, das ich nicht nennen will. Ob dies andern Leuten nicht auffiel? — Nichts weniger! Dies ist hier etwas so gewöhnliches, daß man es in allen Thüren, wo geringe Leute wohnen, sehen kann. Man muß gestehen, daß die Neapolitaner sehr reinliche Leute sind. —

Dicht bei diesen beschäftigten Beiden saß eine andere Frau, und strickte ein Fischnetz, und ohnweit von dieser standen wieder drei Weibsbilder mit Rocken und Spindel in der Hand, und spannen fleißig. Denn in Neapel spinnt man immer stehend oder im Gehen. Der Rocken wird mit der linken Hand umspannt, und die Finger reichen dann so weit herum, daß sie noch den Faden können bilden helfen.

Damit auch die Scene etwas belebt würde,

zankte sich eine Frau heftig mit einem Mann, und schlug dabei ihren Sohn; aber die Vorbeigehenden gaben so wenig Acht darauf, wie auf jenes Manipuliren.

Gegen mir über hing auf dem weiten Platz am Ufer des Meers eine unbeschreibliche Menge Wäsche; mitten darunter standen Waschweiber an steinernen Trögen, und schlugen die Wäsche unaufhörlich auf die Steine, um sie zu reinigen. Es mag auch meiner Wäsche nicht anders gehen.

Weiter herunter nach der Villa exercirte ein Bataillon vom Regiment *Corpo Palatino*, das die Wache immer am königlichen Schloß hat. Dies Regiment, das schönste in Neapel, ist roth gekleidet, trägt dabei blaue ungarische Hosen und ungarische Stiefeln. Es gewährt in der Nähe und Ferne einen prächtigen Anblick, und exercirt beinahe so gut, als ein preussisches Regiment.

Die Wogen des Meers brausten schäumend an das Ufer, obwohl der Wind vom Lande wehte, und den sprützenden Schaum zurückwarf.

Vom Gestade glühten Schifferbarken, und arbeiteten lange in der Brandung, von der sie gewaltig zurückgeworfen wurden; endlich tanzten sie hinüber, und gesellten sich zu den andern Barken, die schon in dem weiten Golf umherschwammen, und die Bewohner der Tiefe für den morgenden Fasttag heraufholten. Ein Schiff lief aus dem Hafen und segelte langsam nach der Oefnung des Golfs zwischen Fausilippo und Capri.

Mit weichen Hauptern ragten der Vetuv und Somma über Pizza Falcone hervor, und die Gebirgskette vom Cap Minervae war ebenfalls mit Schnee bedeckt. In silbernem Sonnenschein lag Fausilippo, und vor dem fernen Capri webte sich ein Flor von weißlichem Duft.

Die majestätische Scene in der Ferne blieb, aber die wimmelnde Scene in der Nähe veränderte sich mit jedem Augenblick. In den einspännigen Caleschen der Stadt-Vetturini's liefen die kleinen neapolitanischen Pferde mit unglaublich schnellem Trabe vorbei; ein zweiradriger Holzwagen mit großen weißen Ochsen bespannt,

kam von Pausilippo her, verfolgt von einigen Knaben der Lazzari, welche vor aller Menschen Augen Holz von dem Wagen stahlen, und mit ihrer Beute triumphirend davon gingen.

Dies scheint etwas ganz Recipitres in Neapel zu seyn, und nicht allein die kleinen, auch die großen Lazzari stehlen auf diese Art ohne Scham. Ich habe gesehen, daß ein solcher Kerl vor dem königlichen Pallast einem Bauer ein Gebund Holz vom Wagen stahl, und zwar unter den Augen von vielen hundert Menschen. Der Bauer wurde es gewahr, und lief ihm nach, mußte sich aber eine lange Zeit mit ihm zanken, ehe er sein Holz wiederbekam. Ich begreife nicht, wie man dies rechtfertigen will. Selbst in Sparta ging es ja nicht so weit, und wer bei dem Diebstahl entdeckt ward, wurde mindestens bestraft; hier ist der Bestohlene froh, wenn er seine Sache wiederbekommt, und der Dieb geht voll Unwillen fort, daß der Streich nicht gelang.

Aber zurück zu der Klisja! Ein geschmücktes Weib vom Lande ritt queer auf einem Esel in ruhiger Stellung sitzend nach Pausilippo, und

der Mann trich den Esel. Es war eine Flucht nach Aegypten. Auf einem alten Pferde kam ein Dominicanermönch auch in der Queere sitzend geritten, und an der andern Seite des Pferdes hingen eine Menge Körbe mit Waaren, die er entweder erbettelt, oder für sein Kloster eingekauft hatte. Gleich darauf kam ein *Lazzaro*, der Stücke von zerschnittenen Melonen, das Stück um zwey Pfenninge, feilbot, hinter ihm folgte ein Esel mit Äpfeln aus Genua, die ringsum mit Rosmarinstengeln besteckt waren, beladen, und hinter diesem wieder ein Knabe, der Stücke gezogenen Honigs um einen Pfennig austief. Die übrigen Figuren, die vorbeigingen, standen, saßen, schrien, spielten, gästen, sind unzählig.

Alles dies eilte in wenigen Minuten vor meinen Blicken vorüber, mindestens in so viel Zeit, als man es lesen kann. Es ist nichts Grosses und Wichtiges, aber etwas Neapolitanisches, und wer diese Stadt kennt, wird hier ein kleines abgerissenes Stück aus dem großen Gemahldo wiederfinden.

Preis einiger Lebensmittel in Neapel.

In den letzten zehn Jahren sind die Preise der Lebensmittel, und anderer Sachen, deren Werth durch sie bestimmt wird, in den meisten Gegenden von Europa um die Hälfte gesiegen. Mit Schrecken habe ich auf meiner Reise die unerhörte Theuerung bemerkt, die auf dem ganzen Strich von Ollmütz bis Neapel, von Mähren bis Terra di Lavoro, herrscht. An einigen Orten noch in Deutschland mußte ich den schlesischen Scheffel Haber mit acht bis zehn Thaler bezahlen, an manchen war gar keiner zu bekommen, und ich mußte die Pferde mit Kleyen füttern lassen; auch fand sich oft für die Menschen in den Wirthshäusern nichts, als etwas Wein und Brod. Besonders war dies der Fall in den öster-

reichlichen Ländern, so weit der Krieg durch Kryn und Steyermark seinen schrecklichen Arm ausgestreckt hatte. In Wien und Florenz fand ich die Lebensmittel, besonders aber im letzten Ort Heu und Stroh am wohlfeilsten.

Auch bis Neapel hat sich dies allgemeine Steigen der Preise verbreitet. Vor zehn Jahren waren hier die meisten Dinge um die Hälfte von dem zu bekommen, was sie jetzt gelten. Indessen scheint es hier auch jetzt noch wohlfeiler, als in andern Gegenden Italiens zu seyn.

In Ganzen kann man von Neapel, so wie leider von ganz Italien sagen, daß die meisten Dinge, die zum Luxus gehören, wohlfeil, daß hingegen mehrere unentbehrliche Lebensbedürfnisse theuer sind. In Rom bezahlte man im November 1801 vierzehn Loth Brod ungefähr mit einem Groschen, dagegen bekam man Feigen, Rosinen, Citronen, Wein um geringes Geld. Hier sind einige Bemerkungen über die Beschaffenheit und den Preis der Lebensmittel in Neapel.

Man ist hier kein andres Brod, als aus

Waizen gebacken, und die beste Sorte davon ist so weils, wie ich es an keinem andern Ort gesehen habe. Es ist aus der Blume des Getraides, (il fiore) wie man es hier nennt, gebacken, und sieht auch auswendig so weils, fast wie gebackener Gips, aus. Von diesem feinsten Brod, bis zu dem herunter, in welchem Mehl und Kleyen untereinander gebacken werden, sind mehrere Abstufungen in Absicht der Weisse und Feinheit; aber von Roggenbrod weils man hier gar nichts.

Zwei Bagnotten (Losen, aneinanderhängende Semmeln,) von dem feinsten Brod (wie ohngefahr ½ Pf. wiegen, kosten jetzt 14 Kreuzer; das gröbere Brod ist verhältnissmässig wohlfeiler, doch immer noch sehr theuer.

Das Fleisch wird hier, wie viele andere Sachen, nach einem Gewicht, das Rottolo heilst, und ohngefahr zwei Wiener, auch Berliner Pfund ausmacht, verkauft. Ein Rottolo Rindfleisch kostet 19 Gr. (Kreuzer) oder beinahe 6 Ggr., Schweinefleisch 17 Gr. das Hammelfleisch 16 Gr.,

das Lammfleisch aber ist etwas wohlfeiler, so wie das gewöhnliche Kalbfleisch, und wird stückweise bezahlt. Unter allen ist das sorrentinische Kalbfleisch am theuersten. Das Rottolo davon kostet fünf Carlin oder 15 Ggr. Dies Fleisch ist nicht eigentlich Kalbfleisch, sondern nach dem Fett und der Größe der Kälber vielmehr junges Rindfleisch. Die Kälber sind nemlich schon viele Monate alt, wenn man sie schlachtet, und werden, wenn sie recht delicat seyn sollen, mit Milch und Reils aufgefutert.

Vor einiger Zeit hat ein vornehmer Cavalier sechs solcher Kälber auf diese Art mästen lassen, und sie mit nach Palermo zum Geschenk für den König genommen. Man sagt, daß sie alles übertroffen haben, was man bis jetzt von solchen Kälbern gesehen hat.

Auch das Fleisch der gewöhnlichen sorrentinischen Kälber ist unbeschreiblich fett, und man laßt Stücke daraus, die mit dem englischen Roastbeef es zur Noth aufnehmen könnten.

Zu bemerken ist, daß die hiesigen Fleischer die geschlachteten Thiere auf eine Art zu zerhacken verstehen, daß jedes Stück ein besonders gutes Ansehen bekommt. Die Knochen liegen immer so versteckt, daß der Käufer sie nicht bemerkt. Indessen glaube ich auch, daß man hier überhaupt das Fleisch mehr ohne Knochen verkauft.

Die Hühner, Tauben, welschen Hühner, Enten u. s. w. sind ebenfalls sehr theuer. Ein gutes Huhn wird mit drei Carlin, und ein Paar Tauben eben so theuer bezahlt. Das Federvieh hat aber von dem türkischen Waizen, womit es gemästet wird, einen trefflichen Geschmack, und das Fett ist ganz gelb davon. Ueberhaupt scheint es mir, als hätte alles Fleisch einen weit bessern Geschmack, als in Deutschland, und dies würde sich leicht von dem beständig grünen Futter, welches das Vieh genießt, herleiten lassen.

Ein welscher Hahn kostet 15 Carlin, oder nahe an zwei Thaler, und eine Ente 4 Carlin. Das Federvieh wird hier aber auch stückweise

verkauft, und man kann einen Flügel, eine Brust, eine Keule u. s. w. einzeln bekommen. Zu Hunderten hängt das geschlachtete Geflügel, gerupft und ausgenommen, in den Boden, und Hunderte werden in jedem Augenblick auf der Straße von den Verkäufern geschlachtet.

Das Gewild ist hier nicht minder theuer. Für einen Hasen wird 1 Thlr., oder 8 Carlin, gefodert.

Auch die Butter wird hier theuer bezahlt, besonders die sorrentinische. Das Rottolo davon wird in Toledo um 6 Carlin verkauft, und der Geschmack ist zwar gut, unterscheidet sich aber nicht hinlauglich nach diesem Preise. Mir bringt ein Bauer sie aus Portici, und ich bezahle ihm für das Rottolo 3 Carlin, also ohngefähr zu dem Preise, wie an wohlfeilen Orten in Deutschland. Dieser Mann bringt mir gewöhnlich auch frischen Kase von Buffelkuhen, der einen weit angenehmen Geschmack, als bei uns der sogenannte weiche Kase hat, auch etwas anders aussieht, und ganz süß ist. Ich mögte ihn Kaselab nennen.

Das Rottolo Schweineschmalz wird mit 2½ Carlin bezahlt. Wie theuer die Milch sey, habe ich an einem andern Ort schon erwähnt; aber mit dem Frühjahr wird sie wohlfeiler werden. Der Genuß der Milch war hier ehemals sehr wenig im Gebrauch; die Fremden haben dies Nahrungsmittel den Neapolitanern gleichsam erst bekannt gemacht, und dies mag der Grund seyn, warum es noch so selten ist.

Die Eier sind jetzt auch im Preise. Das Stück gilt in Toledo 2 Gran, bekommt man sie aber aus der ersten Hand, 1½ Grn.

Dies ohngefehr sind die theuern Artikel, und man wird finden, daß sie mit zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören. Was minder sättigt, und mehr die Zunge kitzelt, ist wohlfeiler. Indessen sind auch die Gartengewächse zu geringen Preisen zu bekommen.

Der Blumenkohl, der hier von einer Größe ist, daß man in Deutschland kaum einen Begriff davon hat, kostet wenig. Vor Weibachten kaufte man um 3 Gran so viel, daß zwei Personen

hinlänglich genug daran hatten; nach Weihnachten ist er etwas theurer, und man kauft ohngefähr um 4 Gran so viel. Es würde nicht schwer seyn, Blumen zu finden, von denen eine 8 bis 10 Pf. wiegt. Ich lasse immer nur eine von der kleinern Gattung einkaufen, und sie reicht gewöhnlich auf zwei Mahlzeiten.

Die Kartoffeln hingegen sind schlechter, als in Deutschland, und, was man kaum glauben sollte, auch bei weitem theurer, als der Blumenkohl. Schon der Umstand, daß sie nach dem Gewicht verkauft werden, vermehrt ihren Preis, weil sie specifisch schwer sind. Das Rottolo kostet jetzt 5 Gran, und der gemeine Mann kann sie deshalb nicht, wie in dem größten Theil von Deutschland, zu seiner Hauptnahrung machen. Es scheint, als wenn ein böses Ohngefähr es hier recht darauf angelegt hätte, den Armen die Sättigung zu erschweren; darf man sich wundern, wenn die Bettelei überhand genommen hat?

Der Procoli, eine Art Kohl mit kleinen Knospchen und von sehr zartem Geschmack, so

wie auch der gewöhnliche grüne Kohl, ist ohngefähr in gleichem Preise mit dem Blumenkohl. Er wird gebundweise verkauft, und das Stück davon kostet $\frac{1}{2}$ Gran. Die Radiese sind besonders wohlfeil; für einen Gran bekommt man jetzt vier Gebund, und im Sommer acht. Die gelben Rüben, die weißen Wasserrüben, die Kürbisse, sind ohngefähr in demselben Preise, aber besonders wohlfeil sind die mancherlei Arten von Salat, und für $\frac{1}{2}$ Gran ist ziemlich hinlänglich für eine Person. Alles dies übertrifft an Wohlfeilheit die junge Zichorie, die man hier in Suppen ißt; für 1 Gran bekommt man 20 Gebund.

Die Rosinen und Feigen werden hier nicht von Kaufleuten, sondern von Bodenbesitzern, die mit Äpfeln, Nüssen, Kastanien u. s. w. handeln, verkauft. Das Rottolo Stengelrosinen kostet 2 Carlin, und die Feigen eben so viel. Die Mandeln sind jetzt sehr theuer, denn die Franzosen haben eine ungeheure Menge davon mit nach Frankreich genommen; das Rottolo kostet daher 4 Carlin.

Daß Citronen, Pommeranzen u. dgl. hier wohlfeil sind, darf ich dem Deutschen nicht sagen, aber den eigentlichen Preis dieser Früchte wissen doch Wenige. Zwei oder drei Citronen gelten einen Gran; die Pommeranzen sind wohlfeiler. Man erhält drei bis sechs Stück um eben so viel Geld. Seit Weihnachten haben diese letzten einen sehr schönen Geschmack, wie ich ihn nie in Deutschland, wo sie so theuer sind, gefunden habe. Dort nennt man sie gewöhnlich Apfelsinen, hier heißen sie Portugalli, oder süße Pommeranzen.

Die Aepfel sind verhältnißmäßig theurer; das Rottolo davon kostete vor Weihnachten 2 Gran, nachher 3 bis 5 Gran. Sie gehören unter die wenigen Dinge, die hier keinen so guten Geschmack haben, als in Deutschland; auch habe ich die edelsten Arten davon hier noch nicht bemerkt. Der Borstorfer-Apfel, der Stettiner, die Goldrenette, der Pepin u. s. w. werden hier nicht gefunden. Dagegen hat man Genueser-Aepfel, Limoncelli, und viele andre Arten, die man in Deutschland nicht kennt.

Es scheint, als wenn die Natur hier in allen Dingen einen höhern Schwung nahm, wie in kältern Gegenden, und nur das Felle ganz ausbildete. Kartoffeln und Aepfel schmecken hier nicht so gut, aber die Weintrauben, die Melonen, die Pommerauzen u. s. w. sind vortreflich. Man sagt mir zwar, daß das minder Schmackhafte der Aepfel darin seinen Grund hätte, weil man sie nicht reif werden ließe; aber sie dauern doch, und schrumpfen nicht zusammen. Ich glaube vielmehr, daß dies Klima zu warm für Aepfel ist.

Man verkauft hier auch eine Art sehr wohl-schmeckender Haselnüsse, das Schock um 2 Gran. Der Kern davon ist groß und fest. Um ihn noch pikanter im Geschmack zu machen, dörst man sie scharf in einem Ofen.

Die Kastanien werden gemessen, und sind verhältnißmäßig theurer. Es kommen nur 12 bis 16 auf einen Gran. Seltsam! Auch diese Frucht könnte zur Sättigung dienen.

Erinnerungen
an
die Freunde meines Lebens,
von den Jahren meiner Kindheit an.

Wenn man einige hundert Meilen von seinem Vaterlande entfernt ist, wenn alles um uns her eine veränderte Gestalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menschen, die Sitten sich verwandelt, wenn man nur selten einen vaterländischen Genossen findet, der nicht mit verwandelt ist, dann wird uns das, was uns ehemals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, sein Vaterland und die Menschen darin mehr zu lieben, wie je, dann steigen, besonders unsere ehemaligen Freunde, in einem sehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kind-

heit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele sich hinneigte, ist fern, sehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menschen, von denen ich nie etwas wufste, nie etwas vernahm. Noch hat sich mein Herz nur wenig zu neuen Freundschaftsbündnissen geöffnet; aber um so theurer sind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht versagen, sie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzutufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiedersehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigstens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden, ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europa's, und vom Gestade des mittelländischen Meers her ans Herz rufen, daß ihr Aendenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erste Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hause war, hieß

Pape. Kaum, daß noch ein Schatten von seinem Bilde vor mir aufsteigen will; aber das entsinne ich mich noch genau, daß die Blättern einst sein Gesicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen rosenfarbenen Knabenjahren, und weiß nur das noch von unsrer Freundschaft, daß ich ihn sehr lieb hatte, und daß der erste Seelenschmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, sich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen mußte. Er ward in meiner Vaterstadt, in Uelzen im Lüneburgischen, bei seinen Verwandten erzogen, und kam dann, ohngefähr im zehnten Jahr, zu seiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieser Zeit habe ich ihn nie wieder gesehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich bloß, daß ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftsteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiß nicht, ob es mein Freund ist.

Wenn du noch auf Erden wallest, erster Freund meiner Kindheit, wenn du dreißig Le-

bensjahre zurückzudenken vermagst, so wirst du dich erinnern, wie ich meine ganze kindische Beredsamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umsonst war. Ich weiß es noch, daß ich tief traurig über deinen Verlust war, aber ich zweifle, daß dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht so viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem sind unsere Lebensbäche in verschiedenen Richtungen dahin geflossen, und haben sich nie wieder berührt; aber ich sehne mich, zu wissen, ob der Deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüsche sich durchdrängen mußte? Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menschen, das jedem seine Blumen und seine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen seyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundschaft gefühlt, und nicht ihn allein: tausend reizende Dornen habe ich unter den Blumen des

Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem letzten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, soll jetzt bei mir vorübergehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich fest an einem treuen Freund,
Du aber schlugst in seine Brust die Klauen,
Und rissst ihn, mit heissem Schmerz beweint,
Oft in das Grab, oft hin zu fernem Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit ist nicht mir allein, sondern auch vielen andern bekannt, mindestens dem Namen nach. Es ist Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, so wie durch manche andere Schriften so bekannt geworden ist. Aber er heisst nicht Veit Weber. Dies ist nur sein schriftstellerischer Name; sein wahrer Name ist Philipp Leonhard Wachter, und unter dem Namen Philipp war er der Freund meiner Kindheit, so wie ich der seinige unter dem Namen Fritz.

Sein Vater war Prediger in meiner Vater-

stadt, und wolinte nur ein Haus von dem Hause meiner Eltern. Wir sahen uns alle Tage, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft der beiden Maulbeerbäume in seinem Hofe, zwischen denen wir eine Schaukel angebracht hatten, noch sehr lebhaft der Hagedornschen Fabel, die wir pantomimisch zusammen aufführten.

Zu unserer Knabenlectüre nehmlich gehörte auch die Fabel von Hagedorn: der Adler, die wilde Katze und die wilde Sau, und diese hatte einen so tiefen Eindruck auf unsere Einbildungskraft gemacht, daß wir sie dramatisch darstellten. Von einem Schriftsteller, wie Wächter, sind auch kleine Züge aus den Jahren der Kindheit anziehend, und ich erlaube mir deshalb die Erzählung von diesem unsern kindischen Spiel. Die Fabel fängt *) so an:

Es hat auf einem hohen Baum

Der Vögel Königin den Obersitz genommen,

*) Ich würde den Anfang dieser Fabel hier nicht hersetzen können, (denn ich habe die Hagedornschen Ge-

Die Katze wählte sich der Eiche mildern Stamm,
Den untersten hatt' eine Sau bekommen;
Die hielten gute Nachbarschaft u. s. w.

Die wilde Katze aber, die listern auf die Jungen ihrer Nachbarn ist, überredet die Sau, daß der Adler ihre Ferkel fressen will, wenn sie ausgeht, und dem Adler macht sie ebenfalls bange für seine kleine Brut, wenn er nach Futter ausliegen sollte. Beide bleiben zu Hause, verhungern, und werden von der wilden Katze gefressen.

Dies ist das Drama, das wir aufführten. Unser Baum war eine Treppe in meinem vater-

dicke nicht bei mir, und in Neapel sind die deutschen Bücher sehr rar) wenn nicht ein Obungefähr sie mir in die Hände geführt hatte. Indem mir hier nelmlich das Herz voll von meinen Jugendfreunden ist, und ich unsere Spiele einem hiesigen Freunde, dem Mähter Knap, erzähle, frage ich ihn zugleich, ob er die Fabel kenne? Da liegt sie auf dem Tisch, sagte er. Ich war nicht wenig überrascht, sie in diesem Augenblick zu finden, und habe dies alte Stück unserer kindischen Schauspielerei mit großem Vergnügen wieder durchgelesen.

lichen Hause, die in der Mitte einen Absatz hatte; an dieser bauten wir unsre Nester auf. Oben hatte der Adler, auf dem Absatz die wilde Katze, und unten die Sau ihren Sitz. Unser dritter Schauspieler war mein anderer Jugendfreund Pape. In den Rollen wechselten wir ab, aber Veit Weber machte gewöhnlich die wilde Katze, also den Hauptacteur.

Wenn wir dann unsere Nester in Besitz genommen hatten, so kam die wilde Katze zuerst zur Sau gekrochen, und hub vertraulich an: Liebe Frau Nachbarin, ich habe ihr mit schwerem Herzen etwas zu entdecken, aber sie muß mich ja nicht verrathen; ach ich unglückliche Frau, wie würde es mir gehen!

Die Sau gelobte feierlich an, nichts zu verrathen, und nun fuhr die Katze fort: Denke sie sich, liebe, liebe Frau Nachbarin, was der böse Adler im Schilde fuhr; wenn sie das erstemal wieder ausgeht, um Futter zu holen, will er ihre Jungen fressen. Die Sau fing gewaltig an zu grollen, und ereiferte sich heftig über den feind-

seligen Adler. Still, still, rief die Katze, damit er es nicht hört; aber weiß sie, liebe Frau Gervatterin, wie sie ihn anführen kann? Bleibe sie fein zu Hause, und verlasse sie ihre Jungen nicht; ich will es eben so machen.

Die Sau versprach auch dies fest, und nun ergossen sich beide über den, boshafte Nachbar in bittere Schmähungen. Sodann nahm die Katze einen zärtlichen mütterlichen Abschied, und kroch zum Adler, wo dieselbe Scene wiederholt ward.

Wir hatten nun unsere Jungen viel zu lieb, und huteten das Nest unaufhörlich. Endlich kam der Hunger; wir fingen an zu ächzen und starben. Sogleich kam die Katze, und fraß uns auf. Ich weiß, daß die Katze mich bei dieser Gelegenheit oft weidlich hin und her gerissen hat.

So endigte unser kleines Drama. Wer dies alles für Kleinigkeit hält, dem will ich es gern erlauben; aber es wird auch manchen geben, der es nicht dafür hält, oder vielmehr, der es weiß, daß fast das ganze menschliche Leben aus Kleinigkeiten besteht, und daß manches davon et-

was Großes für unser Herz seyn kann. Es gab niemand auf unsere Spiele Acht; aber mir scheint, daß wenigstens der Erfinder dieses kleinen Drama etwas Kopf verrathen hat. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Sollte jener Pape, den ich in den öffentlichen Blättern fand, mein Freund seyn, so wäre es merkwürdig, daß diese drei kleinen Schauspieler drei Schriftsteller geworden wären.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daß Veit Weber eine Menge alter Bücher aus der Kirchenbibliothek, die sein Vater unter sich hatte, begierig las, und schon damals viele romantische Vorstellungen in seiner Seele herumtrug. Seine Leserei bestand, wenn ich mich noch recht besinne, in der Geschichte eines alten Helden. Er erzählte mir oft davon, und mir schien damals alles sehr wunderbar.

Diesen Freund verlor ich ebenfalls frühzeitig. Sein Vater ward als Prediger nach Hamburg berufen, und mein Philipp folgte ihm mit Freunden nach dieser großen Stadt. Ich weiß, daß

ich am Morgen der Abreise viele Thränen vergoß. Seit dieser Zeit habe ich auch diesen Jugendfreund nicht wieder gesehen; aber gehört habe ich oft von ihm, und unser Leben hat sich in einigen kleinen Punkten berührt. Als ich die Universität Göttingen bezog, hatte er sie eben verlassen, und ich traf noch Bekannte von ihm. Der Verleger seiner Sagen der Vorzeit ist Herr Maurer in Berlin; derselbe Buchhändler hat auch einige von meinen unwichtigen Sachen verlegt.

Wenn du dich meiner noch erinnerst, Freund meiner Jugend, so rufe noch einmal die goldenen Jahre der Kindheit in dein Herz zurück, wo unsere Seele einem Spiegel gleicht, in welchem die großen Leiden des Lebens sich noch nicht abgebildet haben, der noch ungetrübt ist, und alle kleinen Freuden des Daseyns in dem reinsten Lichte zeigt. Wir haben mehrere von diesen Jahren zusammen verlebt, worin Unschuld und Natur unsere Begleiterin war, und wir wären ohnstreitig die glücklichsten Menschen gewesen,

hätten alle unsere Lebensjahre denselben Stempel getragen.

Der dritte Freund, den ich in meiner Vaterstadt hatte, hieß Meyer. Er kam aus einem fremden Ort nach Uelzen auf die Schule, und wohnte bei dem damaligen bekannten Probst Zimmermann daselbst. Unsere Freundschaft entspann sich auf eine sehr einfache und ungekünstelte Art. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander bekannt gewesen waren, sagte er mir einst, daß er so gern in meiner Gesellschaft wäre; ich gestand ihm aus vollem Herzen dasselbe, (denn in dieser Lebenszeit spricht die Zunge noch nicht allein,) und seitdem waren wir unzertrennlich.

Wir mochten damals ohngefähr zwölf Jahr alt seyn, und unser beständiges Beieinanderseyn wurde unsern andern Gespielen schon auffallend. Ich glaube selbst, daß man uns einen Namen gegeben hatte; aber dies störte uns keinen Augenblick, und wir schlossen uns um so fester an einander. Es war ein sehr süßer Augenblick für mich, als mir einst jemand sagte: ich müßte

einen recht wahren Freund an Meyern (denn meine Freunde hießen nun schon nach ihrem väterlichen Namen, und ich schon Benkowitz) haben, denn er hätte sich meiner in der Abwesenheit mit der größten Hefigkeit angenommen. O ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie wohl das meinem Herzen that.

O Freundschaft, erstgebohrnes Kind
Des liebevollsten der Wesen;
Süß, wie die Träume vom Genesen
Dem hoffnungslosen Kranken sind!

Es war damals, daß ich diese Süßigkeit zuerst mit einigem Nachdenken empfand. Wenn mich nach Meyern verlangte, gab ich ohnweit von seinem Fenster ein Zeichen, und sogleich kam er zu mir herunter. Wir verlebten dann auf Spaziergängen unter fast unabgerissnen Gesprächen sehr süße Stunden.

Alles ist mir aus dieser Freundschaft ein angenehmes Andenken, nur etwas hat mich nachher oft Errothen gemacht. Meyer hatte mehr Taschengeld, als ich, und eine gewisse Nasch-

haftigkeit überwand meine damals sonst große Bescheidenheit; ich litt nicht nur, daß er oft mit mir theilte, ich gab selbst Gelegenheit dazu, und seine Gutmüthigkeit bequeme sich immer willig. Dies hat mir noch lange nachher Beschämung verursacht, und noch jetzt wundere ich mich über diese Eigennützigkeit, da ich sonst nicht dazu geneigt bin. Es war in dieser Rücksicht gut, daß ich nach wenigen Jahren von ihm entfernt ward; ich hätte ein eigennütziger Freund werden können.

Er war der erste von meinen Freunden, den ich verließ, und ich fühlte dabei recht lebhaft, daß das Verlassen bei weitem nicht so schwer sey, als das Zurückbleiben. Ich erinnere mich nicht, daß ich über unsere Trennung geweint hätte, ob ich ihn gleich herzlich liebte.

In meiner Vaterstadt hatte ich noch mehr Gespielen, die mir theuer waren, und mit denen ich sehr viel Vergnügen genoß. Ernst, Hartwig, Wilhelm, euer Bild und euer Name steht noch lebendig in meinem Herzen. Noch erinnere ich

mich mit Vergnügen, wie wir des Sonntags nach dem kleinem Dorfe Fersen gingen, wie wir da frohen Muthes unsern Zwieback aßen, und unser süßes Bier tranken, wie wir in dem schönen Tannenwäldchen zu dem Quell eilten, wie wir uns in der Wipperrau badeten, und neugierig die Papiermühle besuchten. O es waren sehr unschuldige und süße Freuden, die wir genossen; denn sie haben auf immer einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Von Uelzen kam ich, als ich vierzehn Jahr alt war, nach Stendal auf eine größere Schule. Mein Herz war nun schon daran gewöhnt, immer jemanden zu haben, an den es sich vorzüglich hing, und ich fand bald, was ich, ohne es zu wissen, suchte. Ein feingebildeter Knabe, mit einem eben so feinen und angenehmen Wesen, zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; aber es war nicht sowohl seine Bildung und sein Wesen, als, ich muß es nur gesehn, vielmehr seine Kleidung, die ich so modisch und niedlich noch nicht bei meinen Gespielen gesehen hatte,

Dies machte mich etwas schüchtern, und ich wagte kaum, seine Freundschaft zu suchen. Er war mir übrigens an Geistesbildung weit überlegen. Ich sprach über Gegenstände, nach dem ersten Eindruck, den sie auf mich machten, er machte Bemerkungen; ich war ganz natürlich aufgewachsen, er hatte eine gewisse Welt; ich redete, wie mir der Augenblick eingab, er wählte die Worte, und hatte Wendungen in seiner Sprache. Dies alles unterschied uns, aber da wir in einer Classe waren, so fanden wir uns dennoch bald, und wurden sehr innige Freunde. Er war der Sohn eines Hofraths und hieß Schröckh.

Viele Jahre sind es schon, daß er hinübergegangen ist zu jenem Lande, aus dem keine Nachrichten mehr zu uns kommen; aber sein Bild lebt in meiner Seele, und wird nie darin verläßt werden. Er hatte viele Vorzüge vor andern, und bei einem äußerst zarten und schwachen Körper that sich immer sein Geist hervor. Noch seh ich ihn, wie er bei unsern kleinen Redübungen da stand, und mit einem rührenden

Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch hore ich, wie schön er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommen, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie hölzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und liefs ich die Arme sinken, und sagte dabei monotonisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — Ist, bitter ist doch von Geliebten,
Limmervoll ist die Scheidung, der keine Stunde ge-
setzt ward,
Ach, zum Wiedersehen u. s. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdies durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei

einem Rede-Actus, daß man ungewiß war, wer am besten declamirt hätte, Schröckh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten; aber ich besinne mich nicht, daß je sich deshalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohngeachtet hob die Zwietracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daß du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwietracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt,

Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch hore ich, wie schon er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommen, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie holzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und liefs ich die Arme sinken, und sagte dabei monotönisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — *Ja, bitter ist doch von Geliebten,*

Limmervoll ist die Scheidung, der keine Stunde ge-
setzt ward,

Ach, um Wiedersehen u. s. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdies durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei

einem Redo-Actus, daß man ungewiß war, wer am besten declamirt hätte, Schrockh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten: aber ich besinne mich nicht, daß je sich deshalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohngeachtet hob die Zwiestracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daß du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gelilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwiestracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt.

und mit ausgebreiteten Armen werde ich dir entgegen gehen, wenn ich in jenen Gefilden dich wiederfinde, wo keine Zwietracht mehr ihr scheußliches Panier zwischen Freunden aufsteckt.

Er bezog ein Jahr früher, als ich, die Akademie, und am Morgen seiner Abreise söhnten wir uns aus, ach, um uns nachher noch einmal auf dieser spätern Laufbahn bitter zu entzweien. Ich wende meinen Blick davon hinweg, denn ich faste noch nicht, wie ich mit einem für mich so passenden und alten Freunde in Zwietracht leben konnte. Aber je älter die Freundschaft ist, um so zarter wird sie oft, um so leichter ist sie zu verletzen.

Ich erinnere mich aus der Zeit meiner Schuljahre, daß ich eine lebhaftc Dankbarkeit gegen die Lehrer empfand, von denen ich etwas Neues oder Vortzügliches lernte. Besonders wandte sich meine Achtung gegen den damaligen Rector, Namens Brohm, der einen trefflichen Vortrag, einen edlen Karakter, und überhaupt alles besaß, was zu einem guten Lehrer gehört. Von ihm em-

pfing ich das erste Licht, die erste Abndung von dem, was es Gutes und Schönes im Reich der Wissenschaften gäbe, und meine Achtung wäre in die zärtlichste Freundschaft übergegangen, wenn die Verhältnisse des Lehrers und Schülers es erlaubt hätten. Noch sehnt sich mein Herz nach diesem Manne.

Es ist wahr, daß er die wenigen Anlagen, die ich hatte, nicht ermunterte; im Gegentheil scheint es mir noch jetzt, daß er meine Arbeiten zu tief herabsetzte. Aber er hatte gewiß seine Gründe dazu, und es geschah vielleicht, um kein Selbstgefühl in mir emporkommen zu lassen.

Ich hatte damals ein Gedicht gemacht, über Religion und Freigeisterei, das sich so anfang:

O du, vom Himmel nur gesandt,
Religion, der Gottheit größte Gabe,
Wie selig der, der einmal dich erkannt,
Dich, eingingen Treu im Leben und am Grabe.

In diesem Gedicht kamen auch folgende Stellen vor:

Du bist es, die in trüben Stunden,
Wenn auf dem Leidenden die Last des Elends sinkt,

Wenn nun der letzte Trost verschwunden,
Und seine Seele ganz dem Kelch der Leiden trinkt,
Die dann ihr Antlitz zu ihm wendet,
Und Linderung und Seelenruh ihm sendet u. s. w.

Ferner:

Und wenn von dieser schwarzen Lehte *)
Dein eignes Herz auch überzeugt wäre,
So brauchst 's ein Fünkchen Edelmoth
Und Menschenliebe nur, es andern zu verhehlen,
Und ihnen nicht das höchste Gut
Mit Tigergrausamkeit zu verhehlen.
Dies ist die schwärzeste der Thaten, die geschehn,
Verzweiflung kann durch sie in einer Welt entstehn.

Wie grausam ist der Mensch, der dies System er-
findet,

Und seinen Brüdern es zu ihrer Qual verkündet!
Der Mörder ist ein Bösewicht,
Der seiner Brüder Herr, die täglich vor ihm stehen,
Und um Erbarmung thun, und um ihr Leben flehen,
In diesem Angeschrei mit kaltem Blut durchdringt
Ein Bösewicht! . . . Allein du quälst vor ihm erziehen,
Er tödtet nur den Leib, du willst die Seele tödten;
Er quält nur einen Augenblick!

*) Das Unglauben an Unsterblichkeit der Seele.

Du raubst dem Schwachen oft in allen Lebenstagen
Die innre Ruh, des Lebens größtes Glück,
Denn nur ein Bösewicht kann den Gedanken tragen:
Ich gehe nun in Nichts zurück.

O unausprechlich dumm ist diese Lehre,
Dass ich für diese Welt allein geschaffen wäre,
Dass Gott, der sonst so liebreich sich bewies,
Mir diesen heißen Trieb zum Leben,
Und die Vernunft allein zur Qual gegeben.
Wird der, der diesen Durst in mir entstehen ließ,
Die Zunge nur mit einem Tropfen kühlen! u. s. w.

An einer andern Stelle heisst es von dem
practischen Freigeist:

Kommt, laßt uns ihn von andern Seiten sehn,
Und mit in seine Wohnung gehn.
Er, der vorher als Vater und als Gatte,
Der Kinder frohe Schaar mit Firnis ernogen hatte,
Entfernt sie nun von sich, blickt sie mit Unmuth an;
Das Weib umarmt mit Lust den ihr so theuren Mann,
Und küßt ein fremd Geschöpf, das ihrem Arm entflohet,
Weil ist sein Feuer nur für Bühlerinnen glühet.
Ach! der, mit welchem sie auf immer sich verband,
Mit welchem sie so oft das stille Glück empfand,
Das Liebenden sich heutz, ist ihm ein Verbrecher,
Verhöhnt nun alles das, was Menschen heilig ist,

Ist nun ein Bösewicht, der jede Pflicht vergißt,
Scheut keine That nun mehr, und fürchtet keinen Rächer.

Und ist dann kurze Zeit in trunkner Lust verlebt,
Der Freudenbecher leer, der Körper abgezehrt,
Und das Gewissen nun mit jeder Schuld beschweret,
Sieht, wie der Frevler dann beim nahen Grab erhebt!
Dann breitest du, mit fürchterlichen Schwingen,
Verwünschung, dich über ihn;
Sieh den verworfnen Geist mit jeder Marter ringen,
Sieh seine Freunde zaghaft fliehen,
Sieh ihn in Todesangst sich winden,
Und in der Todesangst nun einen Rächer finden!
Ist starr der Mund, das wilde Auge bricht,
Der Geist entflieht, und tritt nun vor Gericht.

Ein Schauer dringt, bei dem Gedanken,
Durch mein erzitterndes Gebein;
O Freigeist, willst du nicht in deinen Lehren wanken?
Sieh, dieses Nicht darans, sieh, dieses Werk ist dein u. s. w.

Das Gedicht schloß mit den Worten:

Wer uns den Glauben raubt, dem uns die Bibel
schenket,
Dass unser Geist noch nach dem Tode danket,
Der raubet uns mit ihm das Lebens ganzes Glück!

Wer mit dem Ruf uns schreckt: Du gehst in Nichts zu-
rück!

Der list ein schneidend Schwerdt nach unserm Herzen
zielen,

Und uns in jedem Nu des Todes Schauer fühlen.

Für einen Primaner ist dies Gedicht immer
etwas; aber ich entsinne mich nicht der klein-
sten Aufmunterung, in diesem Fach fortzufahren.

Derjenige von meinen Mitschülern, dem es
schriftlich zu kritisiren gegeben war, wie die Go-
wohnheit in Stendal sehr nachahmungswürdig
mit sich brachte, hatte manches daran ausgesetzt,
und unter andern auch die Stelle:

O unansprechlich dumm ist diese Lehre,

als zu unedel und niedrig getadelt, und sie da-
hin abgeändert:

Wie wenig überlegt ist diese Lehre.

Der Tadel mag richtig seyn, aber die Ver-
besserung taugt nichts. Uebrigens erlebte ich
nicht viele Freude an dem Gedicht. Nur bei
einem andern, das in Hexametern gemacht war,

erinnere ich eine kleine Aufmunterung erhalten zu haben. Es fing so an:

Welche Gottheit kommt in besessendem, lieblichem
Lichte

Aus den Hügeln herauf? Sie leuchtet, schnell fliehet von
den Hügeln

Traubenblut. Ihr Fuß ruht auf den öden Gehäuden,
Und die Gefilde wehen von sinkenden Helmen. Sie weilet
Am Gestade des Meers; da steigen schwimmende Sciden
Aus den Fluten. Wer bist du, schaffende Gottheit? Dein
Kam' ist: Friede u. v. w.*)

Dies Gedicht las der Lehrer mit einem gewissen Pathos vor, und sagte darauf: Nun, das geht schon an. Diese Beifallsworte sind das einzige, dessen ich mich als Aufmunterung bei meinem Versmachen erinnere. Vielleicht wußte der Mann, wie hochst undankbar dies Fach ist, und wollte meine Neigung dazu auf immer niederschla-

*) Beide Gedichte sind nachher unter meinen Erzählungen und Gedichten, die im Jahr 1758 als mein erstes literarisches Product bei Dietrich in Göttingen herauskamen, abgedruckt worden.

schlagen. Er hatte Recht. Es ist gewiß, daß der zehnte Theil von dem Talent, das zu einem guten Gedicht gehört, hinlänglich ist, im Geschäftsfach Ehre und Brod zu geben, dagegen oft selbst der vorzügliche Dichter darben muß. Wo ist jetzt ein Kaiser, ein König, ein Fürst, der einen Dichter hervorzieht? Mindestens sind sie gleich zu überzählen. Das Publikum muß seine Sänger lohnen, und das Publikum hat hunderttausend Köpfe, von denen fast jeder eine andre Rede führt.

Darum ist auch nachher nie der kleinste Unwille in mir entstanden, daß mein Lehrer die *Neigung zum Dichten* in mir niederschlug. Ich liebe und ehre diesen Mann noch, und wurde es für ein Glück halten, wenn ich seines Umgangs genießen könnte. Aber er ist jetzt Inspector in Seehausen in der Altmark, und ich lebe in Neapel in Terra di Lavoro.

Noch gegen einen Lehrer empfand ich in den Zeiten meiner Schuljahre die höchste Dankbarkeit. Es war der verstorbene General-Super-

intendant Silberschlag, der Ephorus der Schule in Stendal. Er erschien nur einmal die Woche, um eine Stunde lang Unterricht zu geben; aber es war allemal eine Stunde sehr erweiterter Kenntnisse und Einsichten. In dieser Stunde zeigte er durch Berechnungen an der Tafel, wie viel Wasser erforderlich gewesen sey, um, nach Mosis Beschreibung, die höchsten Berge in der Sundfluth zu bedecken, und bewies durch anschauliche Zeichnungen und Berechnungen, daß, nach dem Cubic-Inhalt der Erde, noch weit mehr Wasser in ihren Hohlen Raum haben könne; in einer andern antwortete er uns, wie viel Kraft der menschliche Arm anwenden müsse, um mit dem Ellenbogen nur ein Gewicht von wenigen Pfunden aufzuheben, oder welche ein künstlicher und kraftvoller Mechanismus es sey, wenn der menschliche Körper nur einen Fuß fortsetzen wolle; in einer dritten erklärte er uns die Entstehung der Erde, und zeigte, wie die Folge von den Tagewerken mit den Grundsätzen einer gelauterten Physik übereinstimme.

Alle diese Gegenstände, die an sich schon so anziehend sind, entwickelte er durch den deutlichsten und hinreissendsten Vortrag, wie ich ihn kaum so schön auf zweien Akademien nachher wiedergehört habe. Ich hatte den Mann auf den Händen tragen mögen, wenn er so viel Licht in einer kurzen Zeit über unsere Seelen gleichsam ausgegossen hatte.

Er ist jetzt, sammt seinem Bruder in Berlin, längst hingebgegangen zu jenen Gefilden, wo ihr kenntnißvoller Geist noch tiefer aus der Quelle des Wissens schöpfen, und alles Irrende ablegen wird, das sich hier so gern der menschlichen Seele mittheilt.

Aber ich wollte nur von den Freunden meines Lebens reden, nicht von denen, welchen ich Dankbarkeit schuldig bin.

In Stendal hatte ich noch viele Genossen, an die sich mein Herz mit Vergnügen und Freundschaft erinnert. Cuno, Vogt, Goring, Beneke, Frohne, von Wulknitz, Meineke, Köppen jun., Hahn, Bornemann, Schröder, euer Andenken ist

noch unverlocht in meiner Seele, und mit herrlicher Freude würde ich jedem von euch entgegen gehen, wenn ich ihn auf dem Wege des Lebens noch einmal finden sollte. Es ist etwas höchst reizendes um einen Freund, mit dem man sich an alte Zeiten erinnern kann. Wenn ich mindestens wüßte, wo alle diese Freunde meiner Jugend hingekommen sind! Aber nur von einigen weiß ich es.

Von Stendal ging ich auf die Universität meines Vaterlandes, nach Göttingen. Hier fand ich keinen einzigen von den genannten Schulfreunden, und dies war nicht wenig drückend für mich, da andere Schuldgenossen auf der Universität gleichsam ein neues Freundschaftsleben anfangen. Dagegen fand ich einen Freund aus meinem Knabenalter, jenen Meyer, der mir im zwölften Jahr so theuer war. Ich freute mich herzlich. Aber seltsam! Wir, die wir uns als Kinder so liebten, waren uns als Junglinge gleichgültig. Wir sahen uns einigemal, ohne uns zu nähern, und sahen uns nicht wieder. Den Grund

davon begreife ich noch nicht; aber wer fühlt nicht, welch eine Veränderung ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren in der Denkungsart und den Empfindungen heranwachsender Knaben hervorbringen kann. Wir hatten uns als Kinder der Natur verlassen, und fanden uns als cultivirte Menschen wieder, deren Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hatte.

Dagegen steigt dein Bild, guter Wieseler, in einem angenehmen Lichte vor mir auf, und der trauliche Umgang, den wir genossen, unsere wechselseitigen Einladungen, unsere Unterhaltungen dabei, alles dies ist mir noch theuer, und mit Freuden würde ich es noch einmal genießen. Wo du auch seyst, wo auch das Schicksal dir deinen Standpunkt angewiesen hat, erinnere dich deines Universitätsfreundes, erinnere dich an unsere Spaziergänge auf dem schönen Wall in Göttingen, an unser abendliches Lustwandeln in den schönerleuchteten Straßen, an unsere kleinen Nachereien in den Zuckerladen; erinnere dich auch, daß ich, im Scherz über deinen Namen, dich oft

bat, meinen Freund Hahn zu verschonen, wenn du nach Halle kommen solltest. Nicht allein das Andenken an überstandene Leiden, auch das Andenken an die Freuden des Lebens, selbst an ganz kleine, bat etwas sehr Süßes, besonders, wenn sie so unschuldig waren, als die, welche wir zusammen genossen.

Ich blieb nur ein Jahr in Göttingen, und schloß wenig andere Freundschaften, weil es mir schien, als wäre der Umgang unter den Studenten etwas zu steif, und verlöre dadurch das Herzliche. Dagegen hatte ich Gelegenheit, hohe Bewunderung und Achtung für die großen Männer zu fassen, deren Hörer ich war. Noch sehe ich den trefflichen Schlozer, bey dem ich die Weltgeschichte hörte, in seiner feinen Weltmanier auf dem Katheder stehen, und mit großem Nachdruck hohe Gedanken sagen. So kraftvoll seine Schreibart ist, so kraftvoll ist auch sein Vortrag, und ich freute mich auf seine Vorlesungen, wie man sich auf irgend ein großes Schauspiel freut. Auch war sein Beifall ausgezeichnet.

net, und in einem Publikum, das er über die Geschichte Carls des Großen las, lagerten sich die Hörer auf Holtauben vor den Fenstern, und standen tief hin auf dem Flur, weil im Horsaal kein Platz mehr war. O diesem Manne verdanke ich viel Gedanken, viel Licht.

Nicht minder reizend waren mir die Vorlesungen des großen Heyne über die Satyren des Horaz, deren Schönheit und Sinn dieser lebenskluge Mann mit so vieler Leichtigkeit entwickelte, und wovon er so oft eine schwierige Stelle durch ein Paar Winke, durch ein kleines Hindeuten auf unsere Zeiten, erläuterte.

Mit großem Vergnügen erinere ich mich auch noch an den Unterricht in der Experimental-Physik bei dem verstorbenen trefflichen Lichtenberg. Dieser Gelehrte war in seinem Vortrage so witzig wie in seiner Schreibart, und überall leuchtete der feine hochgebildete Mann hervor. Als Voltaire durch Göttingen kam, als er bei Lichtenberg. Am Tische fragte ihn der Deutsche, ob er wohl ein Glas in einem Augen-

blick luftleer machen konnte, und Voltaire verneinte es. Sogleich goß Lichtenberg es voll Wasser, und Voltaire gestand, daß dies die leichteste Mauer dazu sey.

Einmal als er in einem gläsernen Cylinder gezeigt hatte, daß in einem luftleeren Raum eine Feder so schnell zu Boden fällt, als ein Dukaten, waren die Dukaten schlüpfrig von dem Oel an der Luftpumpe geworden; die werden recht leicht aus der Hand gehen, sagte er ganz trocken. Ueberhaupt machte er gewiß seinen Zuhörern so viel Freude durch seinen mündlichen Vortrag, als dem auswärtigen Publikum durch seine Schriften. Wenn doch solche Männer unsterblich waren! — Mindestens so unsterblich, als ihr Name.

Aber auch dieser lichtverbreitende Denker ist schon von hinnen gegangen. Einmal äußerte er den Gedanken, daß vielleicht im Saturn, wegen seiner Entfernung von der Sonne, das Eis und das Quecksilber ein beständig fester Körper wäre, der nur, wie bei uns das Metall, durch

Feuer zum Schmelzen gebracht würde; daß im Gegentheil im Mercur, (wegen seiner Nähe bei jenem erwärmenden Gestirne, das Gold und Silber flüssig wäre, wie bey uns das Wasser, und nur durch eine dortige große Kälte zum Gerinnen gebracht werden könnte. Jetzt wird er es wissen, ob seine geistreiche Vermuthung Grund hatte.

In Göttingen leben viele große Männer, und aus dem großen Magazin des menschlichen Wissens ist hier vieles zusammengedrängt. Höchst wahrscheinlich sind an keinem Ort von diesem geringen Umfange in Europa, und also auch in der ganzen Welt, so viel große Männer vorhanden, als in Göttingen. Schon viele Sterne der ersten Größe sind untergegangen; Kästner, Lichtenberg, Michaelis, Less, Miller u. s. w. sind schon zu höhern Kenntnissen abgerufen, aber noch immer leuchtet dieser gestirnte Himmel hell.

Ich verließ nach einem Jahre Göttingen, um nach Halle zu gehen. Der Umstand, daß ich

keinen einzigen Schulfreund in Göttingen gefunden hatte, trug viel zu diesem Entschlusse bei. Ich blieb drei Jahr in Halle, und aus dieser Zeit steigt eine ganze Reihe von Jünglingen vor mir auf, die meinem Herzen nahe verwandt sind, die noch nach zwölf verflossenen Jahren oft meine Sehnsucht rege machen. Geht vorüber vor meinem Blick, wie ich euch fand, ihr Theuren, gleich einer Reihe von Gemahlden, von denen ich einst das Original besaß.

Du warst mir sehr theuer, braver, jachzorniger Buntebart, und bist es noch. Ich war so gern in deiner Gesellschaft, und es machte mir eine herrliche Freude, als du mir einst sagtest: wir unterhielten uns immer so gut, wenn wir zusammen waren. Erinnerst du dich dessen noch? Ich weiß selber die Stelle vor dem Galgthore noch, wo du es mir sagtest.

Jachzornig nannte ich dich? Aber warum? Ich entsinne mich in der ganzen Zeit unserer Freundschaft nicht, daß ich die Erfahrung davon gemacht hätte. Und wenn dein Feuer bei

einer andern Gelegenheit aufwallte, so sah ich es oft recht gern; der Sturm ging so eilend vorüber, und hatte etwas Unterhaltendes.

Ich weiß nicht, auf welchen Pfaden des Lebens du itzt wallest, nicht, zu welcher Bestimmung dein Schicksal dich hinführte; ich weiß nur, daß du zum Gestade des balthischen Meeres zurückkehrtest, und seitdem ward mir keine Nachricht mehr von deinem Leben. O möchte es doch ruhig und glücklich seyn!

Auch du vom Ufer der Ostsee mir Gegebener, theurer Odebrecht, auch du hast noch eine große Stelle in meinem Herzen. Wie oft habe ich mit Sehnsucht deiner gedacht, und dich mir zurückgewünscht! Unsere Freundschaft muß sehr rein gewesen seyn, denn sie hat beim Zurückdenken nie auch nur die kleinste unangenehme Erinnerung in mir erweckt.

Ich weiß, wo du bist, und welche Bestimmung du hast, wenigstens, welche du hastest, als ich das letzte Schreiben von dir empfing. Du warst als Rector in deiner Vater-

stadt Wolgast angesetzt, wandeltest an der Hand einer Gattin, und erziehst jetzt vielleicht schon Knaben zu den schönen Jahren der Academie. Sage ihnen, daß sie bieder und brav werden sollen, lehre sie, nachatdem, wozu sie einst im Staat bestimmt sind, auch Menschen zu seyn; dies ist so selten.

Noch danke ich es dir, daß du mich einst zu dir ziehen, und mir in deinem Geburtsort eine Laufbahn öffnen wolltest. Ich wurde so glücklich in deinem Umgange gewesen seyn; aber ich war nicht bestimmt, die Gestade des balthischen Meeres zu betreten, ich sollte an der andern Grenze von Europa, an dem mittelländischen Meer umherwallen.

Einst veränderte ich meine Wohnung in Halle. In der neu bezogenen machte ich eine neue Bekanntschaft, die sich bald in die särtlichste Freundschaft verwandelte. Thilo, ein mir theurer und unvergeßlicher Name, und ein mir werther, noch immer werther Freund. Ich verdanke dir viele Freuden in den Jahren der

Academie; da bist es, den ich unter allen Freunden am meisten sah, auf dessen Besuch ich mich immer freute, und mit dem mir überall, zu Hause, und auf Spaziergängen wohl war. Du nahmst warmen Antheil an meinem Schicksal, und ich warlich auch an dem deinnigen.

Als ich das letztmal Nachricht von diesem Freunde erhielt, war er Referendarius in Halberstadt; seitdem vernahm ich nichts weiter von ihm. Aber ich sehne mich oft danach, und nie wird sein Andenken in mir erloschen.

Während meines Aufenthalts in Halle schloß ich auch Freundschaft mit einem Griechen, Namens Polizo. Ich suchte ihn, um Uebung in der französischen Sprache zu haben, die er fertig sprach, und wir wurden vertraute Freunde. Er war einer der ersten im Constantistenorden, und ein tapferer Champion. Aber obwohl ich nie Geschmack an den Ordensgeschichten finden konnte, so lebten wir doch viel miteinander, und ich war gerne bei ihm.

Er hatte als Schläger vielen Ruf, und den Grund dazu durch ein Duell gelegt, in welchem er, nach der Sitte seines Vaterlandes, mit großem Geschrei auf seinen Gegner eingedrungen war, und ihm gleich bei den ersten Ausfällen eine starke Wunde beigebracht hatte. In Halle muß sein Andenken unvergessen seyn.

Durch ihn wurde ich mit noch andern Griechen bekannt; die Namen Gregorin, Athanasius, Moschos, sind noch in frischem Andenken bei mir. Ich erinnere mich an eine angenehme Scene, der ich einst bei diesen Griechen mit beiwohnte. Ich war mit andern Deutschen zu ihnen eingeladen; zum Nachtschisch brachte der junge Thessalier Moschos, in dessen Bildung sich ganz die Milde seines Himmels abgedruckt hatte, eine kleine Schüssel auf den Tisch, und sagte dabei, daß er uns jetzt mit Früchten aus seinem Vaterlande bewirthen wollte. Es lagen Datteln darin, die er ganz frisch mitgebracht hatte, und wir aßen mit großem Vergnügen von dieser seltenen Frucht. Es war mir damals

sehr merkwürdig, aus der Gegend des Thales Tempe Früchte zu essen; jetzt bin ich diesen Gefilden näher, und lebe fast unter demselben Himmel.

Ich habe nie erfahren können, ob diese Griechen in Deutschland geblieben, oder ob sie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind; nur das Schicksal des jungen Thessaliers Moschos kenne ich. Er ward wie der Prinz Libu von der schrecklichen Blatternkrankheit weggerafft.

Eine Zeit hindurch genoss ich auch eines sehr genauen Umganges mit dem Grafen von Carmer jun., dem Sohn des berühmten Großkanzlers. Seine feine Welt, seine große Fertigkeit im Clavierspielen, sein treffliches Französischreden, und überhaupt seine angenehme Unterhaltungsart machten mir seine Freundschaft sehr anziehend, und ich genoss viele Freude darin.

Minder oft sah ich den Grafen von Dyhern; aber sein richtiger Verstand, seine scharfe

Beurtheilungskraft hätten mich diesen Umgang weit mehr wünschen lassen.

Ich komme zu dir, theurer, talentvoller Manufrost! du, der einzige von meinen akademischen Freunden, den ich nachher noch wieder fand, und mit dem ich in einem engen Bündniß blieb.

Diesen wahren und theilnehmenden Freund lernte ich durch den Griechen Polizo kennen, wir schlossen uns fest aneinander, und waren seitdem unzertrennlich. Als ich ihn fand, beschäftigte er sich mit Philosophie, und unsere Unterhaltung lautete oft über diesen Gegenstand. Ich ahndete damals nicht, daß noch ein anderes sehr wichtiges Talent in ihm wohnte, und entdeckte dies erst, als ich ihn nach den Jahren der Academie einst auf der Kanzel sah. Mit inniger Freude fand ich eine vorzügliche Beredsamkeit, und eine außerordentliche Gabe ans Herz zu dringen in seinem Vortrage, und ich vetliefs nie seine Predigt, ohne Thränen vergossen zu haben. Dies ist bei ei-

nem

nem Universitätsfreunde, den man so genau kennt, etwas sehr seltenes.

Er befindet sich jetzt ohnweß Haynau in Schlesien auf dem Dorfe Algenau als Prediger in einer günstigen Lage; aber seine Nebenmenschen verlieren, daß er nicht einer großen Gemeinde vorsteht.

Dich, braver Schulze sen. hätte ich früher nennen sollen, denn ich fand dich früher, hatte schon manchen angenehmen und freundschaftlichen Abend mit dir verlebt, als ich viele von den genannten Freunden noch nicht kannte. Unsere vertraulichen Bewirthungen, unsere uneigennütigen Spiele sind unvergessen bei mir, und jetzt nach zwölf Jahren sähe ich alles dies gern noch einmal wiederkehren; aber du lebst in Küstrin, so viel ich erforschen konnte, und mich hat Parthenope mit ihren weiten Armen umschlungen.

Wie könnte ich dich vergessen, mir sehr werther und theurer Klebe, der so oft durch seine fröhlichen Scherze mich erheitert hat. Wir

haben uns nicht lange genossen, aber auch in weniger Zeit kann man fühlen, mit wem uns wohl ist. Meine Empfindung sagte mir dies damals, und die Erinnerung, die sich dich mir zurückwünscht, sagt es mir noch. Ich weiß, daß du nachher als Schriftsteller aufgetreten bist, und erinnere mich noch sehr gut an die kleinen gefallenden Gedichte, die du mir ehemals mittheiltest.

Keine Zeit des Lebens, glaube ich, ist mehr zu wahrer Freundschaft gemacht, als die Zeit der Academie. Hier wird dies Gefühl von keinem Eigennutz, von keinen Verhältnissen, von keinem Mangel an Gegenständen geleitet. Man sucht nur den, der uns gefällt, denn man hat unter vielen die Wahl. Die Blüthe des Landes ist hier vereint, der Jüngling ist frei, sein Geist fließt von froher Unbefangenheit über; wie sollte nicht wahre Freundschaft entstehen? Unter den hundert Bruderschaften, die man oft in einem Abend mit dem Munde macht, wählt sich

das Herz immer einige zu wahren Brüdern
zue.

Ich sang damals ein wehmüthiges Lied
über die Trennung, als ein Freund nach dem
andern mich verließ, und ich endlich selbst
Halle verlassen mußte; es kamen folgende Ver-
se darin vor:

Bald nimmst du auch, ich seh dein Schreckenbild
Von weitem schon, die traulichen Gespielen
Der Jünglingslehre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint;
Ein Hauch wird ihn wie herbstlich Laub verwachen.
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie oft zahllos fließen sehen.

Wahrlich die Trennung von meinen acade-
mischen Freunden hat mich viel Thränen geko-
stet, und noch lange nachher ein melancholi-
sches Gefühl in mir zurückgelassen.

Ich komme zu den spätern Jahren meines
Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und

sogleich steigt dein Bild, Theodor Viathum von Ekstadt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genossen, aber die Trennung von dir ist mir unbeschreiblich schwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichsam ein Familiengeschenk ist, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schicksal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Gesprächigkeit, alles dies hat dich mir so theuer gemacht, obwohl wir an Jahren sehr verschieden sind, daß ich dich nie vergessen werde.

Ich gestehe gern, daß ich mit diesem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen möchte; aber dies ist ein vergeblicher Wunsch. Wer weiß, ob ich ihn je nur wiedersehen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Universität in Erlangen, und wird wahrscheinlich in der Mitte von Deutschland seine Bestimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenschule in Breslau, be-

kannt, und seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine richtigen Urtheile in der Kunst, seine angenehmen gesellschaftlichen Talente fesselten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine große Vorliebe für Malerei und Bildbauerkunst gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torso mit einander verbanden, so ward unser Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde groß seyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunst, die in Neapel sind, genießen; denn er besitzt ein äußerst lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieser Art, und ist in den Geist derselben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt sehr bekannt ist, meinen Freund zu nennen, den Professor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen schönen Morgen habe ich in seiner angenehmen Gesellschaft genossen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitschauenden

Geist, den man versteht, und von dem man verstanden wird, über die Dinge der sublunarschen Welt zu urtheilen, über das Große und das Kleine, das Wahre und Falsche, das Gute und den Unfug. Es bot sich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergießen; und in Neapel, in dieser neuen Welt, wie weit mehr würde sich darbieten! O diesem Freunde, der auch durch lange Geistesarbeiten viel gelitten hat, wünschte ich herzlich, daß er unter Welschlands reinerm Himmel sich zu erholen vermögte. Er ist dessen in vielen Rücksichten so würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biederer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, daß wir für einander stimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lächelten uns an, und mußten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindestens in mir einen bleibenden Eindruck zurückgelassen, und

unter den vielen Theuren, die ich in Deutschland betraure, ist auch dein Andenken sehr lebendig in mir.

Ich darf den Litteratoren nicht sagen, daß dieser Mann sich durch die Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, und durch einige andere statistische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächsten sind. Aber von einem so neu verflossenen Zeitraum, von noch ungesendigten Verhältnissen laßt sich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht versagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieser Stadt an, fand ich eine so freundschaftliche Aufnahme in dem Hause des Canaledirectors Kuhn, daß das Andenken davon mir immer noch angenehm vorschwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wissen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern desselben seyn kann.

Von Biberstein, unsre Laufbahn war weit entfernt, aber unsre Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es ist wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundschaft ist auch in der Entfernung unversehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienstvolle Schauspieler Nagel, der in den meisten Städten Schlesiens bekannt seyn muß. Er zog mich zuerst durch sein ruhrendes und überhaupt vorzügliches Spiel an sich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein fröhliches Lachen entlockt, wer stundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiß Anspruch auf unsere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauspieler, sondern auch den denkenden und angenehmen Gesellschafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Könnte er so gut in der italienischen Sprache declamiren, wie in der deutschen, seine Laufbahn sollte bald unter einem mildern Himmel

beginnen, zu welchem er sich so oft hinwünschte.

Mit Vergnügen habe ich diese wenigen Worte einem Talent gezollt; das immer saltner in Deutschland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth sind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich, an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genießen können, und drängte mich in mich selbst zurück. Ich suchte keinen Genuß mehr; mein höchster Wunsch beschränkte sich dahin, ohne Schmerz oder Beängstigung zu seyn. Wer diesen Zustand kennt, wird es wissen, wie sehr er von aller Gesellschaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch schloß sich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin solche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden

Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweise wahrer Freundschaft und Theilnahme! Auch in Neapel ist ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegs erst entdeckte, sehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich sage nichts mehr von meinen freundschaftlichen Verhältnissen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung steigt in mir auf: meine Dienstverhältnisse. Wenn man große Reisen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man selbst durch die Lage des Reisenden manches von dem öffentlichen Geschäftsgange erfahren muß, dann fangt man an, Vergleichen anzustellen mit dem, was man ehemals davon kannte, und nach diesem kann meine Zurerinnerung nicht anders als angenehm seyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit und Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienstverhältnisses an der Spitze steht, die Präcision, womit dort die Geschäfte getrieben werden, ist

mir oft eingefallen, wenn ich unterwegs oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerstreungen so viel sich darbieten, meine Dienstgeschäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dies um so mehr, da mein Körper mir hier gleichsam etwas mehr Luft laßt.

Nach dem überhaupte, was ich sah, was ich erfuhr, und daraus zu schliessen vermogte, hat der König von Preussen die beste Armee, und die besten Staatsbedienten. Diels muß jeden, auch den geringsten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man so etwas sagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Gestalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln sich selber eine Gestalt giebt, das kann man in Deutschland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das große Buth der Länder hineinblickt. Aber man

mufs nicht von weitem lesen, man mufs an Ort und Stelle seyn, wo so etwas geschah. .

Ich bin von meinem Gegenstand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Neapel handeln soll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entschuldigung dafür: alles übrige in diesem Buch habe ich für andere geschrieben, dieses wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dies; sie sind ja so leicht zu überschlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundschaft nicht häufig zu haben scheint; ich bin losgerissen von allen Verbindungen, die ehemals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum sollte ich nicht in der Erinnerung an dieselben einige angenehme Stunden suchen?

Auch wünscht man den zu kennen, von dem man etwas liest; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heisst: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Dies könnte ich ebenfalls zu meiner Entschuldigung anführen; aber auch ohne sie hoffe ich bei denen, welche Freundschaft kennen, entschuldigt zu seyn.

Ich betrachte diesen Aufsatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde schreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weifs, dafs bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloschen seyn wird. Ich gestehe am Ende gern, dafs es mir eine heraliche Freude seyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das spätere Schicksal derer kennen zu lernen, mit denen ich einst so genau verbunden war. Vermögten meine Wünsche über die Winke der Vorsehung etwas, so würde es so glücklich seyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich gewesen ist.

Das Theater St. Carlo.

Ein sehr merkwürdiger Ort in Neapel ist das Königl. St. Carlo-Theater. Wer hat von diesem Schauspielhause, das, nächst dem Mailändischen, das größte in der Welt seyn soll, nicht gehört, nicht gelesen? Und welcher Reisende, der nach Neapel kommt, geht nicht mit großer Erwartung hinein?

Auch ich that dies. Ich fand es groß und prächtig; aber noch weit größer und prächtiger wurde ich es gefunden haben, hätte ich nicht von dem größten in der Welt gehört. Dies giebt der Einbildungskraft zu viel Spielraum; auch wenn man die Theater in Wien, in Venedig, in Florenz gesehen hat, so ist man nicht

ganz neu in diesen Dingen, und das *admirari* wird etwas seltner.

Indessen muß ich der Wahrheit zur Steuer bekennen, daß ich es gleich das *erstmal* mit in-nigem Vergnügen sah, und es seit der Zeit fast immer mit größerm Vergnügen gesehen habe; denn die Schönheiten und Vorzüge eines großen Werks, weder in der Malerei, noch in der Bild-hauerkunst, noch in der Architectur, lassen sich mit dem ersten Blick umfassen: man muß sie studiren, um sie kennen zu lernen.

Das St. Carlstheater wurde im Jahr 1773 von dem Könige Carl Bourbon III. gegründet, und in 270 Tagen so weit fertig, daß die erste Vorstel-lung darauf gegeben werden konnte. Man scheint im Ganzen mit dem Bau der Schaubühnen zu ei-len; die Neugierde und der Trieb zum Vergnü- gen beschleunigen das Werk. So wurde das neu-erbaute merkwürdige Schikanedersche Theater in Wien, dies ungeheure Werk, in einem Jahr und fünf Tagen aufgeführt.

Warum ich hier das unberühmte Schikane-

dersche Theater in Wien mit dem berühmten St. Carlstheater in Neapel in Vergleichung bringe, wird niemand fragen, der beide Bühnen kennt. Sie gehören nebeneinander. Was die Schikanesdersche in ihrer alten Gestalt war, weiß ich nicht, aber daß sie in ihrer jetzigen unter allen Bühnen in Deutschland und Italien in Pracht, Größe, und Bequemlichkeit gleich auf das St. Carlstheater folgt, das glaube ich behaupten zu dürfen. Da sie 700 Menschen faßt, so kann man schon daraus auf ihre Größe schließen *).

Das Carlstheater liegt dicht am königlichen Pallast, und zwar im sogenannten *Pallazo vecchio*, ohnweit von der Straß: Toledo, ohnweit von der Strada Chiaja, ohnweit dem Meer, und in der Gegend, wo die großen Plätze bis hin zum Molo dicht auf einander folgen, also an einem sehr

*) In meiner Reisebeschreibung habe ich umständlicher von dieser Bühne und ihren Vorzügen gesprochen. Dies ist eine Art von Pflicht für den Reisenden, da sie in Deutschland keinen so ausgebreiteten Ruf hat, als sie an sich, allen andern beiseite gesetzt, verdient.

sehr vortheilhaften Ort. Dennoch haben Tausende von den Einwohnern Neapels gleichsam eine Reise dahin zu machen, weil es in einer Ecke der Stadt liegt, und die Entfernung bis zum entlegensten andern Theile derselben wohl eine deutsche Meile austragen könnte.

Es hat drei Eingänge und über dem Hauptthor die Inschrift:

*Carolus, utriusque Siciliae Rex,
Pulvis hostibus, constitutis legibus magistratibus,
Gravata litteris, artibus excitata, orbo perorata,
Theatrum, quo se populus oblectaret,
Edendum censuit
Anno Regni IV. Ch. A. MDCCXXXVII.*

Ich muß gestehen, daß mir die einfache Inschrift an dem Opernhause in Berlin: *Apollini et Musis Fridericus II. Rex*, weit besser gefällt. Auch ist das St. Carlstheater mit jenem in Absicht der äußern Bauart gar in keine Vergleichung zu bringen. Das Opernhaus ist in einem einfachen griechischen Styl aufgeführt; dies letzte hat gar keine Architectur von außen, es ist vielmehr, da es in einem alten Gebäude angelegt

wurde, an der Vorderseite ganz unregelmäßig, und gleicht einem großen Wohnhause, in welchem die Fenster hoch und niedrig angebracht sind, wie es die Bequemlichkeit foderte.

So ist es von außen. Aber wenn man hineintritt, löst sich alles in Schönheit, Harmonie und Größe auf. Das Parterre bildet ein großes langlichtes Rund, mit sechsfachen Lagenreihen umgeben. Es hat 76 Schritt in der größten Breite, und die Länge von der Thür bis zum Orchester enthält 35 Schritt. Die eigentliche Bühne mag ohngefähr eben so groß seyn. Von der Geschichte des Theaters, von den genauern Maßen, von den Decorationen, von der innern Architectur u. s. w. werde ich künftig reden.

Als ich am Ende des November 1791 in Neapel eintraf, waren die Theater verschlossen, weil alles über den Tod der Kronprinzessin sich in Trauer befand. Als sie nach vierzehn Tagen geöffnet wurden, sah ich zuerst eine Oper unter dem Titel: *Scipione in Cartagena*. Dies war nemlich die bestimmte Oper auf mehrere Monate.

Was mich gleich anfangs bei der Vorstellung überraschte, war die Gestalt des ersten Sängers, oder des Castraten. Dieser Mann, oder wie ich ihn nennen soll, zeichnete sich vor allen durch einen riesenhaften Körper, auf welchem ein kleiner wirklicher Engelskopf saß, aus. Er war dabei in alter Heldenkleidung, und dies vermehrte den Eindruck, besonders da ich mich in einer Loge nahe am Theater befand, und ihn immer etwas von oben sah. Kurz, er schien mir diesen ersten Abend dem Engel Michael zu gleichen, wenn er mit dem Teufel einen langen Kampf beginnen will.

Drei Dinge waren mir bis jetzt auf den italienischen Bühnen besonders vollkommen erschienen: die Bewegungen einer Tänzerin in Triest, die einen unglaublichen Zauber hatten, und nach meiner Meinung die Bewegungen der auch dort gegenwärtigen Vigano übertrafen; ferner die Nachtigallenstimme und das liebevolle Minenspiel einer Sängerin in Florenz, der in Italien wohlbekannten Vesta, die ich noch immer sehr

und hore, und endlich die Gestalt dieses Kastraten in Neapel.

Bodmer nannte Klopstock, als er die ersten Gesänge seines *Messias* geschrieben hatte, einen jungen Seraph. Dies fiel mir lebhaft ein, als ich diesen Sänger zum erstenmal sah. So mußte der aussehen, der den *Messias* schrieb, wenn die Gestalt mit dem Gedicht übereinstimmen sollte.

Die Empfindung, womit man ein schönes Frauenzimmer auf der Bühne sieht, kann, nach meiner Meinung, nie so rein seyn, als die, womit man die Vollkommenheiten eines Mannes betrachtet. Bei jener wird immer eine verlangende Theilnahme sich einmischen, bei dieser ist es ruhige Bewunderung, die, wenn man eine solche Engelsingstalt vor sich sieht, wie mir dieser Sänger den ersten Abend erschien, sich in Ehrfurcht gegen den Schöpfer auflöst, daß er so etwas schönes erschuf, und eine gewisse Ruhung hervorbringt. Vielleicht trug zu diesem Eindruck der Umstand bei, daß ich vorher viele Engel in Gemälden von Raphael, Guido Reni,

Domenichino u. s. w. gesehen hatte, und jetzt etwas ähnliches im Leben vor mir sah.

Die Vorstellung hatte die bekannte Geschichte des Scipio Africanus zum Grunde, nach welcher bei der Eroberung von Carthago ein junges schönes Mädchen als Gefangene zu ihm gebracht wird, die er endlich ihrem Geliebten zurückgibt. Scipio war hier freilich etwas verkleidet vorgestellt, um seinen Kampf und seine Tugend bei Zurückgabe der Schönen desto heller erscheinen zu lassen; aber da auch Polybius lib. X. zu dieser Freiheit berechtigt, so war sie dem Dichter um so erlaubter. Er heißt Paolo Ferretti, und der Componist der Oper Domenico Cercià.

Der Castrat stellt in diesem Stück den Alucio, oder den Geliebten der gefangenen Schöne vor, und die ersten Worte, womit er erscheint, sind:

Oh avversa sorte!

Oh sorpresa fatale! Oh me infelice!

Oh Patria, in un tal dì presa, e distrutta!

Ah, perchè un ferro ostil non giunge il petto,
A trapassarmi nel più fiero assalto?
Ch' io non esisterei per mio tortore
Tra vil catene avvinto e tra l' orrore.

Er trat also in voller Verzweiflung auf, und hatte dabei Gelegenheit, sich in sehr vortheilhaftem Licht zu zeigen. Auch seine Stimme ist hold, wenn gleich nicht von der ersten Klarheit und Schönheit. Nachdem, als ich ihn von dem Pasterre, wo man alles mit sicherem Blick prüfen kann, sah, habe ich leider bemerkt, daß dieser Engel etwas steif in seinen Bewegungen ist, und sehr menschliche Beine hat. Er muß in römischem Gewande seyn, um in seinem größten Vorthail zu erscheinen; aber der Kopf mit dem braunen gelockten Haar bleibt zu allen Zeiten englisch, und man wird ihn vielleicht nirgends so schön auf einer Bühne finden. Schade, daß der Mensch einen Rumpf hat! Er heist Francesco Fasciotti.

Die erste Sangerin in diesem Stuck hieß Cecilia Bolognesi; aber nach meiner Meinung wäre

sie auch als die zweite nicht gut genug gewesen. Sie sang gewöhnlich, und ihre Gestalt war noch unter dem gewöhnlichen. Die Billington, von deren Lobe noch alles voll ist, befindet sich durch Buonaparte's Vermittelung in Paris, und wird nicht leicht wieder ersetzt werden. Dieser Held hat nicht allein die vorzüglichsten Gemahle und Bildsäulen, sondern auch die vorzüglichsten Menschen nach Paris gezogen, und unser großer Componist Paisiello ist auch im Begriff, auf seine Veranstaltung dahin abzureisen. Wie gut, daß er den Kopf Fasciotti's nicht gesehen hat! Er hätte ihn abschlagen und nach Paris bringen lassen.

Die Opern in St. Carlo werden immer von zwei Balletten begleitet, von einem heroisch-tragischen, und von einem komischen. Die Oper ist in zwei Acte abgetheilt, und zwischen denselben wird das ernsthafte Ballet gegeben; am Ende des zweiten Acts aber kommt das komische, um zuletzt noch Lachen zu erwecken,

wenn man die ganze Zeit über einsthaft gewesen ist.

Das tragische Ballet hieß diesmal: *Leiblos und Selimantes*, oder die heroische Freundschaft, und stellte nichts anders vor, als die bekannte Geschichte des Damon und Pythias, welche *Valerius Maximus* erzählt, und nach welcher ein Freund für den andern im Gefangnis bleibt, um hingerichtet zu werden, wenn der andere nicht zurückkommt. Dieser aber eilt in dem Augenblick der Hinrichtung herbei, und rettet seinen Freund, wodurch der Beherrscher von Syracus, wo die Scene vorfällt, so gerührt wird, daß er auch dem andern das Leben schenkt.

Diese Geschichte ist ohnstreitig zu einer pantomimischen Vorstellung ganz gemacht, und sie wurde auch mit aller Pracht und Schönheit dargestellt. Die erste Tänzerin *Giovanna Campilli* hat eine Leichtigkeit, und eine Süßigkeit in den Bewegungen, die sie gleich von den andern unterscheidet. Sie ist eine *Diana* in der *Caccia della Diana* von *Dominichino*, wenn sie Freude an-

deuten will; im Schmerz, in der Verzweiflung sinkt sie, wie eine trauernde Magdalena hin. Dabei hat sie einen zarten, schöugebauten Körper, und eine reizende Gesichtsbildung.

Der erste Tänzer Giovanni Marsigli ist zugleich der Erfinder der Ballette, und sie machen seinem Geschmack Ehre. Aber der Kopf dieses Mannes ist besser, als seine Füße; er tanzt nur mittelmafsig, und hat in seinen pantomimischen Bewegungen keine sonderliche Grazie. In beiden wird er ohnstreitig von dem zweiten Tänzer Innocenzio Buzzani, der einen trefflichen Anstand, eine sehr reizende Gewandheit, und in seinem ganzen Wesen etwas Gefallendes hat, übertroffen. Er ist wie ein jugendliches Reh, wenn er erscheint.

Aufser diesen Tänzern vom ersten Range sind noch zwölf vom zweiten und dritten Range vorhanden, worunter sich die Springer befinden, und 24 Figuranten. Es ist leicht einzusehen, dafs durch so viele Personen etwas Großes vorgestellt werden kann, zumal da die Figuranten oft so

tauten, daß sie auf manchem deutschen Theater vorzüglich seyn würden:

Das komische Ballet zu dieser Oper hieß: *il Mulin magno*, und stellte Farcen im grotesken Geschmack vor.

Die zweite Oper, die ich in St. Carlo vorstellen sah, hieß: *Ginevra ed Ariodante*. Sie war nur ein Einschubspiel, weil sie schon vom 13ten Aug. 1791. an, als dem Geburtstage der Königin, an der Reihe gewesen war, und wurde jetzt nur umgekehrt zehn Tage hindurch gegeben. Sie ist von Domenico Puccini, und hat in der Fabel einige Vorzüge. Hier ist sie.

Ein König von Schottland, dessen Name nicht genannt ist, und den man sich wohl in der ältesten Zeit gedacht hat, sandte einen italienischen Cavalier, Ariodante genannt, gegen seine Feinde. Dieser überwand den riesenformigen Usnor, kehrte mit dessen ungeheuren Waffen triumphirend zurück, und ward von dem Könige mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, womit die Oper anfängt. Ariodante hatte schon längst mit

der schönen Ginevra, der Tochter des Königs, ein Liebesverständniß, und jetzt wurde sie ihm zum Dank für seine Thaten feierlich zur Gattin versprochen. Aber nach derselben Verbindung trachtete der Herzog Polinesso, und da er öffentlich und mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, suchte er seinen Zweck durch List zu erreichen. Er erweckte Verdacht in Ariodanten, und brachte die Dalinda, eine seiner Liebchaften, und zugleich die Freundin der Ginevra, dahin, daß sie ihn in der Nacht in der Kleidung der Prinzessin eine Zusammenkunft an dem königlichen Pallast gab. Diese liefs er den Ariodanten sehen, täuschte dadurch diesen feurigen Liebhaber, sammt dessen Bruder Lurcanio, und brachte den ersten zur Verzweiflung. Man glaubt, daß er sich in einen Fluß gestürzt hat.

Lurcanio sucht seinen Bruder zu rächen, und klagt die Prinzessin dieser Verrätherei wegen an. Die Gesetze verdammen sie zum Scheiterhaufen, wenn nicht ein Ritter im Kampf mit dem Ankläger ihre Unschuld beweist. Es findet sich nie-

mand, und Ginevra wird zum Tode geführt. Endlich erscheint ein vermunter Ritter in schwarzer Kleidung, und will ihre Unschuld gegen den Larcanio beweisen. Es ist der unerkannte Ariodante, und sein innerer Kampf ist groß, weil er gegen seinen Bruder streiten soll. Aber ehe der Kampf beginnt, eilt Dalinda herbei, welche unterdessen vom Polinesso auf die Seite geschafft war, und enthüllt den abscheulichen Betrug. Polinesso wird entlarvt, und die beiden Liebenden werden vermählt; denn natürlich muß die Geschichte sich mit einer Hochzeit endigen.

Re. A tanto Gioia

Troppo angusto è il mio core.

Ginevra. Sporo . . .

Ariod. Sporo . . .

Re. Si stringon gli innesti,

E in questo luogo istesso,

Che testimone fu di altri tormenti,

Ecceggin liete voci or di contenti.

Im Ganzen sehn sich die Opern auf dem St. Carls-Theater so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Sie enthalten eine angespannene Liebe,

Schwierigkeiten, die sich dagegen aufthürmen, aber überwunden werden, und eine Heirath. Dies ist gleichsam das Universal-Recept dazu. Wollte man den Inhalt derselben durch einen allegorischen Zug vorstellen, so müßte Amor mit seinem Bogen darin voraufmarschiren, sodann das Mißgeschick mit einigen drohenden Blicken folgen, hinter demselben eine Victoria oder ein *Deus ex machina* dahereilen, und Hymen mit seiner Fackel den Beschluß machen. *Tout comme chez nous.*

Wird man denn nie einsehen, daß es noch bessere Gegenstände giebt, als die abgedroschene Liebe, und besonders für heroische Opern?

Die Oper, die jetzt 1802, seit dem 12. Jan. als dem Geburtstage des Königs, das Carneval hindurch bis zur Fastenzeit, gegeben wird, heißt: *Sesostris*. Was erwartet man von einem so großen Namen, von einem so berühmten Helden? Hier ist die Begebenheit, die sich mit ihm auf dem St. Carls-Theater zuträgt.

Sesostris erklärt feierlich, daß er sich ver-

heirathen will, und seine Wahl fällt auf Azema, die Großpriesterin der Isis. Aber zum Unglück hat diese vorher schon eine Wahl getroffen, und ist in den General des Sesostriß, den Atamaro, verliebt. Sie macht also Einwendungen gegen eine Heirath mit dem König, und besonders die, daß er kein Eingeweihter (*initiato*) ist. Das fehlte meinem Ruhm noch, sagt Sesostriß, und beschließt, sich einweihen zu lassen; wahrscheinlich in die Geheimnisse der Isis. Um die Probe zu bestehen, muß er in eine Pyramide hineintreten, und hier sieht er auf der einen Seite das Elysium mit allen seinen Reizen, auf der andern den Orcus mit Flammen, mit Drachen, mit Furiën. Alles lockt ihn auf die Seite des Elysiums; sogar den Schatten seiner Geliebten erblickt er dort. Nichts! Er eilt nach der Seite des Orcus, drängt sich durch die tanzenden Furiën, und besteht so die Probe. Aber o weh! Indem er kommt, den Lohn davon bei seiner geliebten Azema einzuerndten, findet er sie in den Armen seines Generals.

Man kann denken, welcher Lärm entsteht.

Azem. O vita amara!

Sesost. (zu Atamaro). Un rege a rispettar, perfido,
impara!

Va superbo alle catene!

Finirò quel folle ardore.

(zu Azema) Godi pur del mio dolore,

Godi pur del mio dolor!

Azem. Ah Signor . . .

Sesost. Va, non ti ascolto . . .

Azem. Se m'ascolti . . .

Sesost. Va, parti indegno!

Fermo, oh Dio! di rabbia, e sdegno.

Non ha freno il mio furor.

So spricht Sesostriß, so seine Geliebte. Kurz, Atamaro wird in einen unterirdischen Kerker geworfen, und um ihn zu retten, erbietet sich Azema, den König zu heirathen. Aber o Wonne! Auch dies ist nicht einmal nöthig. Es findet sich am Ende, daß Azema die Tochter des Sesostriß ist, und nun kann sie mit voller Ruhe dem geliebten Atamaro als Gattin in die Arme sinken.

Azem. O avventurate istante!

Padre . . . bell' idol mio . . .

Ah, questa gioia, oh Dio!

Tutto inonda il cor.

SESTO. Vivete in dolci affetti,

Inen la luce accenda!

Da ist der erschte Hymen, und die Oper
hat ein Ende. Aber ist hier nur eine Spur von
Sesostris zu finden? Könnte das Stück nicht
eben so gut Ramses, Amasis, Etearchus heißen,
oder von irgend einem andern König den Na-
men tragen? Vielleicht am passendsten vom
Coeur-König.

So steckt unter einer Heldenkleidung mit
Panzer, Helm und Federbusch, ein Affe; so
wohnt in einem Hause, das einen Löwen zum
Schilde hat, ein Schneider.

Wenn der Verfasser nichts anders vom Se-
sostris zu sagen wufte, als dafs er sich in die
Oberpriesterin der Isis verliebt, so hätte er
seine Finger davon lassen sollen, denn Finger
gehören beinahe nur zu einem solchen Mach-
werk. Ein großer Name erregt Erwartung, und
man will von einem Welteroberer etwas mehr
wissen

wissen, als eine Liebesgeschichte, man will ihn von andern Seiten kennen, als von der, in welcher er mit allen übrigen Sterblichen Aehnlichkeit hat.

Zu dieser talentlosen Behandlung im Ganzen kommen noch einige einzelne auffallende Fehler. Ich besitze hier keine Bücher, und kann über nichts etwas nachschlagen; aber wenn mein Gedächtniß mich nicht ganz täuscht, so gab es zu der Zeit des Sesostriß noch gar keine Pyramiden, worin hier die Hauptscene ist, sondern blos Obeliskcn, und die Pyramiden wurden erst lange nachher erbaut. Ferner waren die Aegypter nach Herodot in weiß gekleidet, und selbst in der Bibel findet man dies. Des Pharaos, unter dem Joseph zum Großsiegelbewahrer ernannt wurde, befiehlt, ihn in weißer Seide zu kleiden, und so durch die Stadt zu führen. Im Sesostriß hingegen sind die vornehmsten Personen schon blau und roth gekleidet. Aber möge das hingehen, denn die Pracht

verlangt auch etwas; wenn nur die Hauptsachen mit Geist behandelt wären.

Was die Musik betrifft, so getraue ich mir nicht, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fallen; aber mir scheint sie gut und passend zu seyn. Besonders kunstreich ist die Stelle, wo Sesostris am Scheidewege zwischen Elysium und dem Orcus steht, und die Worte singt:

— — — — Da questa spira
 Un soave pacer, e a lei m'invita
 Dolce simonia . . . Questa di Averno
 E del pianto la arde . . . Ah, mi spavento
 Tristo suono di morte!

Die Nachahmung dieser beiden entgegengesetzten Erscheinungen durch Töne ist dem Componisten trefflich gelungen.

Der erste Tenorist, der den Sesostris macht, heißt Domenico Mombelli. Er singt mit großer Kunst und vielem Ausdruck; aber seiner Stimme fehlt viel zur Vollkommenheit. Sie reicht an Helle und Klarheit bei weitem nicht

an die Stimme des Herrn Simoni in Wien; auch hat dieser letzte eine schönere Figur und bessern Anstand.

Die Azema wird von der Bolognesi gespielt, und den Atamaro macht Fasciotti. Die zweite Sängerin heist Albertini.

Das heroische Ballet in dieser Oper hat viel Schönes und Praechtvolles, ist aber etwas zu verwickelt, um durch die Bewegungen der pantomimischen Personen verstanden zu werden. Das Söjet ist aus England genommen, und zwar aus der Zeit, als die Angelsachsen dort hausten.

Rovenna, ein britisches Fräulein, die in einem Tempel der Diana erzogen wurde, war mit einem brittischen Edlen Namens Etevolt verlobt; aber in einem Gewitter, worin sie aus dem zusammenstürzenden Tempel flüchtet, und von ihrem Geliebten hinweggeführt wird, werden beide von den Sachsen gefangen genommen. Ein Herzog derselben Namens Octa verliebt sich in die schöne Gefangene, laßt ihr die Ketten

abnehmen, und setzt auch den Etelvolt in Freiheit, oder vielmehr er jagt ihn von sich, um die Schöne ungestört zu besitzen. Sie ist in Verzweiflung, und er verkleidet sich in einen sachsischen Krieger, um in dieser Gestalt in seines Feindes Zelt einzudringen. Es gelingt ihm. Er findet den Octa schlafend, und ein Kampf beginnt in seiner Seele, ob er den wehrlosen Schlafenden umbringen, oder ihm das Leben schenken soll. Er entschließt sich zu dem letzten, und weckt bloß seinen Feind auf, um ihm zu zeigen, daß er in seiner Gewalt war, und auch ihn dadurch zum Edelmuth zu reizen. Aber dieser ist wüthend über seine Kühnheit, laßt ihn von neuem gefangen nehmen, und verurtheilt ihn zum Tode. In dieser Zeit erhalten die Britten Hülfsstruppen von ihren Nachbarn, machen einen Angriff auf ihre Feinde, schlagen sie, und nehmen den Octa gefangen. Etelvolt wird gerettet, und mit Rovenna vermählt.

Dies ist die Fabel des Ballets, die aber in der Darstellung weit ausgelehnt ist. Es fängt damit an, daß die Britten am Tempel der Diana den Mond um Hülfe flehen, trauren, wenn er sich hinter Wolken verbirgt, und ihre Freude zu erkennen geben, wenn er wieder erscheint. Aber endlich verdunkelt er sich ganz, ein Blitz stürzt den Tempel nieder, und nun erscheint Rovenna fliehend mit ihren Gespielen.

Es hat etwas sehr reizendes, wenn aus einem schönen Körper durch Bewegungen alle Leidenschaften sprechen, wenn er Schmerz, Furcht, Angst, Freude, Verzweiflung, selbst Gedanken, mit einer bewundernswürdigen Gewandheit und Grazie ausdrückt, wenn man gleichsam ein geflügeltes Menschengeschlecht vor sich sieht, das sich von der natürlichen Schwere der Sterblichen losgemacht hat, und über die höchste Anstrengung mit Leichtigkeit gebietet. Unter allen theatralischen Künsten bewundert man diese am meisten, weil man am

weitesten entfernt ist, etwas ähnliches nachzunehmen.

Im vierten Act des Ballets ist die Hauptszene, nemlich die Schlacht zwischen den Sachsen und Britten, und hier erscheint etwas auf dem Theater, das man nicht darauf erwartet: eine Anzahl von 15 bis 20 Pferden, die zum Theil im Galopp herumsprengen. Unter Schlachtengetümmel, unter wilder Musik, und blendendem Lichterglanz kommen sie, und werden dennoch nicht scheu. Im Vordergrunde kämpfen die Fußgänger mit großer Gewandheit gegen einander, im Hintergrunde hauen die Reuter auf einander ein, und alles ist im höchsten Aufruhr. Warlich man muß ein neapolitanisches Pferd seyn, um bei allem diesem Getöse nicht über Orchester und Parterre wegzusetzen.

Gothe sagt irgendwo: die Wagenräder in Neapel hatten Menschenverstand; eigentlich sind es die Pferde. Sie ordnen sich gleich nach dem wilden Schlachtengetümmel von neuem, stehen wie Bildsäulen, und machen bei den Be-

schlufstänzen die Gruppen im Hintergrunde
Mich wundert, daß sie nicht am Ende selbst
mittanzen.

Das letzte komische Ballet heißt diesmal:
la fiera d'Aversa, und der Jahrmarkt in dieser
Stadt, oder vielmehr die Menschen auf demsel-
ben, werden darin lächerlich gemacht. Mir
that dies in gewisser Rücksicht wohl, denn ich
hatte auf der Reise sehr eigennützige, widrige,
und ungefällige Menschen dort angetroffen.
Unter den lächerlichen Italienern erscheint auch
ein lächerlicher Franzose, und da diese Herren
hier nicht beliebt sind, so kann man denken,
wie er erscheint: Er hat kein Halstuch um,
sondern vielmehr ein Bettuch, aus welchem der
Kopf nur hervorguckt, und in das er sich wie
eine Schnecke in ihr Haus zurückziehen kann.
Seine Beinkleider reichen bis unter die Arme
hinauf, und hier begegnen sie sich mit der We-
ste, denn diese reicht nur so weit hinunter. In
der Hand hält er einen kurzen ungeheuer dicken
Knotenstab — kurz, er macht eine lächerliche

Caricatur. Und nun sein Wesen dabei! Man muß ihn sehen, wie er mit allen Verkäuferinnen einen Liebeshandel anfangen will. Endlich macht er es so arg, daß die Schürren erscheinen, und ihn fortbringen.

Da es Carneval ist, so hat auch der Pulcinell seine Rolle in dem letzten Ballet. Aber dies ist ein Wesen, das einen eignen Abschnitt verdient, und ich werde seiner an einem andern Ort gedenken.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im December 1801.

Da es dem Naturforscher, dem Oeconomen, und manchem andern Beobachter angenehm seyn könnte, die Temperatur der Luft in Neapel, und die Veränderung des Wetters daselbst kennen zu lernen, so werde ich die Grade der Wärme, nach einem guten englischen Thermometer, die Beschaffenheit des Himmels, und die Richtung der Winde, in einem Tagebuche, genau angeben.

Den 12. Decbr. 14 Grad nach Reaumur
64 Grad nach Fahrenheit.

Den 13. Decbr. Morgens um sieben Uhr
12 Grad nach R. 59 Grad nach F. Halb heit-
rer Himmel, stille Luft, Südwestwind. Mit-

tags um ein Uhr 18 Grad R., 75 Grad F. Sonnenschein, Südwestwind.

Es ist fast unglaublich, daß in dieser Jahreszeit in einem Theil Europa's eine solche Temperatur der Luft, eine solche Sommerwärme seyn sollte; aber ich empfinde sie, und muß es glauben. Meine Fenster stehen offen, und fast ist mir zu warm in meinem Zimmer.

Abends um 10 Uhr 12½ Grad R. 61 Grad Fahrenheit, halb heit'rer Himmel.

Den 14. Decbr. Morgens um 6 Uhr 12½ Grad R. 61 Grad F. Trübe und Staubregen. Mittags um 1 Uhr 15½ Grad R. 63 Grad F. Trübes Wetter und Südwestwind. Abends um 8 Uhr 13 Grad R. Starker Wind, ~~stille~~ ^{stille} Luft, das Meer sehr empor.

Den 15. Decbr. Morgens um 5 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. Ganz trübes Wetter. Mittags um 12 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. regnigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 9½ Grad R. 53 Grad F. Heit'rer Himmel.

Den 16. Decbr. Morgens um 6 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heitrer Himmel. Um 8 Uhr ebenfalls 6 Grad R. Beinahe heitrer Nordwind. Mittags um 12 Uhr 13½ Grad R. 63 Grad F. Schöner heitrer Himmel und Sonnenschein. Nordwind. Nachmittag um 3 Uhr 14½ Grad R. 65 Grad F. Nordwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. R. 30 Grad F. Sehr klarer Himmel.

Den 17. Decbr. Morgens um 8 Uhr 12 Grad R. 60 Grad F. Sturmwind und Regengüsse mit Blitzen untermischt. Südwind. Mittags um 12 Uhr 11½ Grad R. 58 Grad F. Heftige Regengüsse mit Sturm. Südwind. Abends um 9 Uhr 8½ Grad R. 51 Grad F. halb heiter, Westwind.

Den 18. Decbr. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad Fahrenheit. Sturm und Regen. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Starker Westwind mit Regenschauern.

Heute ist bei weitem der kälteste Tag, den bis jetzt der Winter gehabt hat. Der Vesuv teilt seinem Genossen, dem Somna, ist mit

Schnee oben bedeckt, so wie die Gebürge links von demselben und an der Küste von Sorrento. Da ich noch keinen Ofen habe bekommen können, so ist mir die Kälte etwas empfindlich.

Den 19. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 47 Grad F. Regnigt. Nordwestwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 41 Grad R. 42 Grad F. Heitere und stille Luft.

Den 20. Decbr. Morgens um 6 Uhr beinahe 4 Grad R. 41 Grad F. Trübe. Um 10 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Halbheiter. Nordwind.

Der Vesuv ist noch mehr mit Schnee bedeckt, so wie die Gipfel fast aller Berge an der sorrentinischen Küste. Den Neapolitanern sind also die Winterlandschaften nicht fremd, und sie gewahren hier ein sehr reizendes Schauspiel. Der Vesuv war nie schöner, wie jetzt.

Mittags um 1 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Sonnenschimmer. Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R.

Den 21. Decbr. Morgens um 6 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Beinahe heiter. Nordwind. Um 8 Uhr eben so. Mittags um 11 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Heitres Wetter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Trübe Luft.

Den 22. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 47 Grad F. Halbtrübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12½ Grad R. 60 Grad F. Heiter, Nordwind. Heute ist der erste angenehme und warme Tag wieder, nachdem es vier Tage unangenehm kalt gewesen ist. Indessen haben die Neapolitaner fortgefahren, bei offenen Thüren zu arbeiten, und die Lazzari sind fast ohne Ausnahme in dieser für Neapel empfindlichen Kalte barfuß gegangen. Dies an Hitze gewöhnte Volk zeigt sich bei kaltem Wetter beinahe stärker als die Nordländer. Ein Tag wie heute beseelt von neuem, wenn die Kälte, der man ohne Ofen und Camin widerstehen muß, fast unthätig gemacht hat. Die Sonne ist dann gleichsam wieder Helios der Titan. Auch nutze

ich sie recht begierig; denn ich setze mich auf meinen Balkon recht mitten in ihre Strahlen. Abends um 6 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 23. Decbr. Morgens um 5 Uhr 4½ Grad R. 32 Grad F. Halbsternklar. Stille Luft, und stilles Meer. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Sonnenschein, Wind Nord-Nordwest. Abends um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Sternklar.

Den 24. Decbr. Morgens um 6 Uhr 3½ Grad R. 40 Grad F. Klarer Himmel, stille Luft. Um 8 Uhr beinahe 5 Grad R. 43 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 12 Uhr über 9 Grad R. 55 Grad F. Regnigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Sternklar.

Den 25. Decbr. Morgens um 6 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe. Um 9 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Heiter und stilles angenehmes Wetter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 62 Grad F. Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr 10½ Grad R. 56 Grad F. Einige Sterne sichtbar.

Kaum habe ich in Deutschland einen so schönen und warmen Pfingsttag erlebt, als dieser erste Weihnachtstag war. Auch der Abend ist so mild wie ein Abend im Junius. Indem ich so eben durch die Strada Khisja ging, hörte ich stark schnarchen, und sah einen Menschen, der vor einer Kirche auf den Steinen lag und schlief. Der Vesuv ist frei von Schnee, aber auf dem höhern Monte Gauro sieht man noch welchen.

Den 26. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heitres, schönes Wetter. Südwestwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft.

Den 27. Decbr. Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. R. 59 Grad F. Trübe Luft. Starker Südwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Regnigt, Nordwestwind. Abends um 11 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Stetuklar.

Den 28. Decbr. Morgens um 7 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Regnigt. Nachmittag um 2 Uhr

beinahe 10 Grad R. 55 Grad F. Abwechselnd Regen und Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 10 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Der 29. Decbr. Morgens um 8 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Heitre Luft, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Gr. F. Sonnenschein, Nordwestwind.

Den 30. Decbr. Morgens um 5 Uhr 8 Grad R. 51 Grad F. Sternklar. Um 8 Uhr 9 Grad R. 53 Grad F. Beinahe trübe, Südwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Regnet, Westwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Gr. F. Trübe und regnet.

Den 31. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Halbheiter, Südsüdwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 15 Grad R. 66 Gr. F. Sonnenschein, Westwind. Abends um 5 Uhr beinahe 11 Grad R. 58 Grad F. Trübe, Westwind. Im Ganzen ein angenehmer Tag bis auf den Abend, wo es regnet, und nach der Gegend von Sicilien blitzt.

Den

Das Jahr 1802.

Den 1. Jan.: Morgens um 8 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe und regnet, Westwind. Abends um 8 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe. Im Ganzen ein sehr regnigter Tag.

Den 2. Jan.: Morgens um 9 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Regnet, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 8½ Grad R. 51 Grad F. Regnet, Ostwind. Seitdem ich hier bin, ist heute das erstemal, daß dieser Wind bläst. Der Vesuv, der gestern samt dem ganzen Vorgebuge in Wolken verhüllt war, ist heute mit Schnee bedeckt wieder zum Vorschein gekommen. Selbst in dem Krater, in den man etwas hineinsehen kann, weil

der Rand jenseits höher ist, liegt etwas Schnee. Auch die Berge vom Cap der Minerva sind bis zum Monte Gauro oben mit Schnee bedeckt; aber weiter hin bis zur Spitze des Caps bemerkt man keinen. Die Seeluft ist dort zu weich.

Abends um 9 Uhr $6\frac{1}{2}$ Grad R. 46 Grad F. Trübe; überhaupt ein regnigter Tag.

Den 7. Jan.: Morgens um 7 Uhr $7\frac{1}{2}$ Grad R. 49 Grad F. Wolkigt. Nordwind, aber die Wolken ziehen aus Süden. Mittags um 12 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft, Nordwind. Abends um 5 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. Trübe, Südostwind, oder Sirocco. Ein so leiser Wind, wie dieser, ist in Deutschland gar nicht gekannt; aber er hat jetzt im Winter nichts unangenehmes, und zu meinem Trist sagt man mir, daß er im Sommer in den heißen Monaten fast nie eintritt. Um 9 Uhr Abends 14 Grad R. 64 Grad F. Großer Sturm, und ein laut brüllendes Meer; abwechselnd sternklar und wolkigt. Im Ganzen ein sehr nobliger Tag.

Den 8. Jan.: Morgens um 9 Uhr 9 Grad R.

52 Grad F. Unaufhörlicher Regen, Südostwind. Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Noch immer fort starker Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halb sternklar. Bis um 3 Uhr Nachmittags unaufhörlicher Regen, und überhaupt ein unfreundlicher Tag. Abends Sturm.

Den 5. Jan.: Morgens um 8 Uhr 5 Grad R. 44 Grad F. Halbheiter, Nordwind.

Bei diesem Grad der Kälte sehe ich Kinder in bloßem Hemde, barfuß, und ohne die mindeste weitere Bekleidung, bei meiner Thür vorübergehen.

Mittags um 12 Uhr 9½ Grad R. 57 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt. Stille Luft. Im Ganzen den Tag über Aprilwetter.

Den 6. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Von 7 Uhr bis um 10 beständiger Regen mit immer abwechselndem Winde, der bald aus Norden, bald aus Süden, bald aus Westen kam. Um 10 Uhr bloß wol-

ligt; aber gegen 12 Uhr ein starkes Gewitter von Pausilippo her, welches mit Regen bis 1 Uhr anhielt. Um 1 Uhr $9\frac{1}{2}$ Grad R. 57 Grad F. Wolkigt, Südwestwind. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Grad $5\frac{1}{2}$ Grad F. Sterklar.

Bei dem Gewitter zwischen 12 und 1 Uhr hat man einen Wasserwirbel im Meer gesehen von ungefehr 30 Fufs Höhe und eben so viel im Durchmesser, der aus der Gegend zwischen Capri und Pausilippo kam, mitten durch den Golf ging, und sich an der Villa in Neapel brach.

Den 7. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 57 Grad F. Beinahe heiter, Südwestwind. Mittags um 12 Uhr $15\frac{1}{2}$ Grad R. 62 Grad F. Abwechselnd Sonnenschein und wolkigt. Südwind. Abends um 11 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Wolkigt. Der Tag im Ganzen etwas windig, aber nicht unangenehm.

Den 8. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Regnigt, Südostwind. Abends um 8 Uhr 8 Grad R. 50

Grad F. Ein stiller, halbheitrer Abend, aber der Tag überhaupt regnet und windig.

Man fängt an, über die fortdauernde Nässe, die in dieser Jahreszeit nicht gewöhnlich ist, zu murren. Man verlangt sehr nach dem Nordwinde, der dem Regen ein Ende machen soll, da er nun schon monathelang hier gedauert hat. In Kalabrien hingegen soll eine große Dürre seyn.

Den 9. Jan.: Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr ein Gewitter mit Regen. Um 1 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Regen, Südwind. Abends um 9 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Regen.

Den 10. Jan.: Morgens um 6 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trübe. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. R. 49 Gr. F. Halbheiter, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Gr. R. 50 Gr. F. Regnet. Nur einige Stunden am Mittage schien die Sonne; aber gegen Abend ist wieder ein fortdauernder Regen eingetreten.

Den 11. Jan. Morgens um 8 Uhr 11½ Gr. R. 50 Grad F. Wolkigt, Südwind. Mittags um 12

Uhr 12 Gr. R. 59 Gr. F. Trübe, starker Südostwind. Abends um 11 Uhr über 12 Gr. R. 60 Gr. F. Sternklar, Sturm. Ueberhaupt ein stürmischer und veränderlicher Tag.*

Den 12. Jan.: Morgens um 6 Uhr 11 Gr. R. 57 Gr. F. Trübe. Mittags um 1 Uhr über 13 Gr. R. 62 Gr. F. Halbheiter, Südwind. Abends um 11 Uhr 12 Gr. R. 60 Gr. F. Trübe.

Den 13. Jan.: Morgens um 9 Uhr 10 Gr. R. 51 Gr. F. Trübe, Westwind. Nachmittags um 2 Uhr 10 Gr. R. 54 Gr. F. Regnigt, Südwestwind.

Die Neapolitaner wollen bei diesem fortwährenden Regen fast in Verzweiflung fallen, und er ist wirklich unerträglich. Das Gleichgewicht in dem Luftkreis scheint durch irgend einen Umstand gehoben zu seyn, und zum Unglück leiden gewöhnlich zwei Gegenden durch ein solches Unwetter. Als im Sommer 1801 so viel Regen in Deutschland fiel, daß das Getraide vor Nässe zu Grunde ging, fiel monathelang in Ungarn kein Tropfen, so daß alles Getraide ver-

braunte. Jetzt findet hier etwas ähnliches statt. Unterdeß es in Neapel unaufhörlich regnet, ist seit vielen Monaten in Apulien und Calabrien die größte Dürre gewesen. Es wäre kein unwichtiger Gegenstand für die Naturforscher, zu untersuchen, worin wohl der Grund zu der veränderten und seltsamen Witterung, die wir seit einigen Jahren gehabt haben, liegen möge.

Abends um 9 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F.

* Regen.

Den 14. Jan. Morgens um 7 Uhr 11½ Grad R. 50 Gr. F. Trübe, starker Südwind. Mittags um 12 Uhr 12½ Grad R. über 60 Grad F. Trübe, starker Südwind. Abends um 8 Uhr 10 Grad R. 55 Grad F. Regnigt.

Den 15. Jan. Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Ueberhaupt ein trüber aber stiller Tag. Man hofft mit dem Vollmond, der den 18. Jan. eintritt, eine Aenderung dieses ewigen trüben oder

regnigten Wetters, das uns so lange die schöne Sonne entzieht.

Den 16. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 3 Grad R. 42 Grad F. Regen, Nordwind. Dieser Grad von Kalte ist bei Regenwetter ungewöhnlich; vielleicht deutet er endlich auf dauernden Nordwind hin. Mittags um 1 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trube, Nordwind. Abends um 3 Uhr 4¹ Grad R. beinahe 42 Grad F. Regnigt. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daß die Russen, die hier sind, sich bei diesem Wetter in kaltem Wasser baden. Die Neapolitaner sehen dies Schauspiel bestürzt an, sprechen mit sich selber darüber, und gehen weiter.

Den 17. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 4 Grad R. zwischen 40 und 41 Grad F. Heiterer Himmel, bis auf einige Wolken am Horizont gegen Mittag und Abend. Nordwind. Endlich scheint dieser Wind siegen zu wollen. Mittags um 1 Uhr 5¹ Grad R. 41 Grad F. Trube, Nordwind. Abends um 3 Uhr 5¹ Grad R. 59 Grad F. Regnigt. Noch hat der Nordwind nicht herr-

schend werden können. Er weht, und bringt Kälte, aber die Wolken ziehen aus andern Gegenden. Alles hofft auf den Vollmond, der morgen früh um 7 Uhr eintritt.

Den 18. Jan. Morgens um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Halbheiter, Nordwind. Es ist noch zweideutig, was der Vollmond bringen wird. Mittags um 1 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Nordwind. In diesem Augenblick fangt es wieder an zu regnen; die Hoffnung auf den Vollmond ist also getauscht. Es scheint nun schon seit mehreren Wochen, als wenn ein guter und ein böser Genius mit einander um das Wetter kämpften, und als wenn der böse immer den Sieg davon trüge. Schon fängt man an, in den Kirchen um besseres Wetter zu bitten, und auf den Straßen bittet man nicht, man flucht. Ich bin sehr neugierig, zu wissen, welcher Winter in Deutschland herrscht. Wahrscheinlich ein guter; denn im vorigen Jahr, wo er dort so ungesund, so veränderlich und stürmisch war, hatte man hier eine höchst angenehme Zeit.

Vielleicht ist es dies Jahr umgekehrt. Abends um 11 Uhr 5 Grad R. 42 Grad F. Zweideutig. Der Krater des Vesuvs ist mit einem Kranz umgeben, aber nicht von Lorbeeren oder Oelzweigen, sondern von Schnee; dies macht indessen um die schwarze Vertiefung eine schonere Wirkung, als irgend eine Umgebung von grünen Bäumen thun könnte.

Den 19. Jan. Morgens um 8 Uhr 41 Grad R. 42 Grad F. Regenigt, Nord-Nordwestwind. Es ist auferst schmerzlich, wenn man einmal die winterliche schöne Sonne genossen hat, und muß sie dann auf so Lange Zeit entbehren. Alle Prophecedungen werden zu Schanden; der Nordwind scheint seine Kraft verlohren zu haben; er bringt Kalte, ohne heitre Luft. Aber alle stimmen dahin überein, daß dies Wetter eine ausserordentliche und höchst seltene Erscheinung ist. Man sagt mir, daß einst Engländer hicher kamen, um den nahlen Winter zu genießen, und ebenfalls eine unaufhörliche Regenzeit trafen; sie

setzten sich also endlich wieder in ihren Wagen, und reisten in voller Furie ab.

Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halbheiter, Nord-Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 4½ Grad R. 42 Grad F. Sternklar.

Den 20. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 5 Grad R. 38 Grad F. Sternklar. Um 9 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Heitrer Himmel, Nord-Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 9½ Grad R. 55 Gr. F. Wolkigt und zweideutig. West-West-Nordwind. Abends um 9 Uhr 3 Grad R. 50 Grad F. Regnigt. Der böse Genius hat wieder gesiegt, nachdem der gute einen kleinen Vortheil errungen zu haben schien. Der Nordwind ist vorübergegangen, ohne heitern Himmel zu bringen, und die Neapolitaner sind voll Verzweiflung über das schadenfrohe und hartnackige Regenwetter.

Den 21. Jan.: Morgens um 6 Uhr 4½ Grad R. 42½ Grad F. Ganz heitrer Himmer. Mittags um 1 Uhr 13½ Grad R. 62 Grad F. Heitres, sehr schönes Wetter, Nordwind. Wenn das Wetter so bleibt, so hat endlich doch der gute Genius,

oder vielmehr der Nordwind den Sieg davon getragen. Abends um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Grad R. 49 Grad F. Heiter.

Den 22. Jan. Morgens um 8 Uhr 10 Grad R. 51 Grad F. Zweideutig, hatte in der Nacht geregnet, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar.

Den 23. Jan. Morgens um 7 Uhr 3 Grad R. 39 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 11 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Heitrer Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Man behauptet, daß heute Morgen etwas Eis auf den freien Plätzen gewesen ist, und der Stand des Thermometers hatte dies wohl erlaubt.

Den 24. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 36 Grad F. Heiter, und scharfer Nordwind, der alle Straßen in wenigen Stunden trocken macht, und der den Neapolitanern fast unerträglich ist.

Um 10 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heiter, starker Nordwind. Abends um 8 Uhr etwas über 2 Grad R. beinahe 37 Grad F. Sternklar. Heute Mittag um 11 Uhr sah ich in einer StraÙe, wohin die Sonne nicht scheinen konnte, Eis, so dick, wie ein dünner Pappdeckel. Um 12 Uhr fielen einige Schneeflocken. Die Neapolitaner, von denen viele sich gar nicht so anziehen, wie dieser Kälte gemäß ist, gehen halb erfroren auf der StraÙe, und sagen, sie wüßten nicht mehr, ob sie in Siberien, oder in Neapel wären. Es ist dies wirklich ein äußerst rauher und unfreundlicher Winter für diese Gegend, und ich begreife nicht, wie die Citronen und Pomeranzen. Bäume, die noch so voll von Früchten sind, daß die Zweige unter der Last brechen, diesen Grad von Kälte aushalten können.

Ich muß hier bemerken, daß mein Thermometer gegen die Mittagsseite hängt, ohne jedoch von der Sonne beschienen zu werden.

Den 25. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 36 Grad F. Heitrer Himmel, Nord. Nordwest.

wind. Mittags um 1 Uhr über 12 Grad R. 60 Grad F. Nordwind, heittrer Sonnenschein. Aus diesem Zunehmen der Wärme kann man sehen, was die Sonne hier für eine Gewalt hat. Abends um 8 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Heute Mittag war wieder noch Eis in den engen Strafsen, und ich sah noch etwas anders, das hier selten ist: einen Sperling. Er war in der Villa am Meer, und die Kalte hatte ihn wahrscheinlich in die Stadt getrieben.

Den 26. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 5 Grad R. 30 Grad F. Heittrer Himmel, Nordwind. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Nachmittags um 4 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Heit- ter, Nordwind. Abends um 11 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Es ist gewöhnlich stille Luft, und das heitre Wetter scheint fort dauern zu wollen.

Den 27. Jan. Morgens um 7 Uhr 3 Grad R. beinahe 39 Grad F. Heittrer Himmel, und stille Luft. Nordwind. Nachmittags um 5 Uhr 14 Grad R. 64 Grad F. Heittrer Himmel, Nord-

Wind. Abends nm 8 Uhr $6\frac{1}{2}$ Grad R. 46 Grad F. Sternklar. Es ist heute fast ein Sommertag gewesen.

Den 28. Jan. Morgens um 6 Uhr $5\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es reift jetzt alle Morgen, und der Erdboden ist etwas gefroren; so weit aber Citronen und Pomeranzenbäume, oder selbst nur die entlaubten Feigenbäume stehen, bemerke ich nichts von Reif und Frost. Es ist kaum zu glauben, daß diese zarten Bäume einen solchen Grad von Kälte aushalten könnten, wie wir bis jetzt in der Nacht gehabt haben. Sie müssen durchaus mit ihrer größern Stärke und Höhe auch mehr Kraft bekommen, der Kälte zu widerstehen. Man macht zwar gegen Morgen einen starken Rauch in den Gärten, der dem Frost entgegenwirkt, aber in Deutschland würden sie dennoch in einer Nacht zu Grunde gehen. Um 9 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Dies Zunehmen der Wärme in 3 Stunden findet, so viel ich beobachten konnte, nie in Deutschland statt. Um

12 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Um 2 Uhr 16½ Grad R. 69 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Um vier Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwind. Abends um 11 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Den 29. Jan. Morgens um 7 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Heiter, und starker Wind. Nachmittags um 3 Uhr 11 Grad R. 64 Grad F. Heiter, Nordwind. *Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 47 Grad F. Sternklar. Der Nordwind hat nun schon alles so trocken gemacht, daß vom Vesuv und Somma, die doch beide lange mit Schnee bedeckt waren, die Asche bis nach Sorrento und Capri fliegt. Es ist nemlich heute ein heftiger Wind, und der Staub von beiden Bergen zieht, wie ein grauer Nebel, weit über Land und Meer dahin, mindestens 10 deutsche Meilen weit.

Den 30. Jan. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Hei-

trer Himmel, etwas windig aus Norden. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Aus dem Winter, der hier statt findet, zu schließen, muß es in Deutschland sehr kalt seyn.

Den 31. Jan. Morgens um 7 Uhr $3\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es scheint, als wenn dies Jahr ein vorzüglich starker und dauernder Winter wäre. Es friert beinahe jede Nacht Eis, mindestens ist der Erdboden stark gefroren; demolingeachtet säen und pflanzen sie in dem Garten gegen mir über, und die Gewächse wachsen auch ohne Schaden zu nehmen fort. Die Blätter des Salats, der Radiese bleiben unter Reif und Frost grün, welches eine wirklich wunderbare Erscheinung ist. Ich vermag sie bis jetzt nicht zu erklären. Nachmittags um 2 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Im Ganzen ein stiller, angenehmer Tag.

F e b r u a r 1802.

Den 1. Morgens um 6 Uhr etwas über 3 Grad R. 39 Grad F. Sternklar. Mittags um 1 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Sternklar.

Den 2. Morgens um 6 Uhr 3½ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel. Nachmittags um 1 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwestwind. Man wird bemerken, daß es zwar in der Nacht Winter oder Herbst ist, aber am Tage ein wirklicher Sommer wird. Abends um 11 Uhr 5½ Grad R. 44 Grad F. Sternklar.

Den 3. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Beinahe heiter, Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 15 Grad R. 65 Grad F. Nord-

westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe.

Den 4. Morgens um 9 Uhr über 8 Grad R. 51 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Wolkigt, aber stilles angenehmes Wetter. Nordwestwind. Abends um 10 Uhr etwas über 5 Grad R. 41 Grad F. Sternklar.

Den 5. Morgens um 8 Uhr über 7 Grad R. beinahe 49 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 10 Grad R. 56 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe. So wie es sich allmählich zum guten Wetter verändert hat, so scheint es jetzt sich wieder zum schlechten verändern zu wollen.

Den 6. Morgens um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nordwind. Mittags um 11 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nord.

Den 7. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Heiter, hatte aber die ganze Nacht

geregnet. Westwest - Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heiter, Westwest - Nordwind. Abends um 10 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt. Es blitzt über Paussilippo.

Den 8. Morgens um 8 Uhr beinahe 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr beinahe 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten regnet. Südwind.

Den 9. Morgens um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Wolkigt, Südostwind. Mittags um 1 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Sonnenschimmer, Südostwind. Abends um 9 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Regnet.

Den 10. Morgens um 9 Uhr über 10 Grad R. 55 Grad F. Heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 68 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Sternklar. Es ist heute ein so schöner stiller Frühlingstag gewesen, wie vielleicht in Deutschland seit zwei Jahren nicht.

Den 11. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Trübe, Nordwind. Abends um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Regnigt.

Den 12. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Etwas regnigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Windig und zweideutig. Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 13. Morgens um 9 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Regnigt und unfreundlich, Nordwind. Nachmittags um 2 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Aprilwetter, Westwind. Abends um 9 Uhr über 6 Grad R. 47 Grad F. Windig und trübes Wetter.

Den 14. Morgens um 9 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe und unfreundlich, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt, Nordwinde. Um 2 Uhr über 15 Grad R. 66 Grad F. Sonnenschein. Man sieht, daß hier die Sonne auch im Winter sogleich

über den Sommer gebietet. Nachts um 12 Uhr
in Grad R. 7; Grad F. Trübe.

In Ganzen ist dies Jahr ein kalter, unfreundlicher, und nasser Winter, und obwohl nur an einem Mittage einige Schneeflocken umhergefliegen sind, so hat es doch die Nächte oft Eis gefroren.

Die Fortsetzung künſtig.

Witterungsbeobachtungen in Leipzig im December 1801, verglichen mit den gleichzeitigen zu Neapel.

Angenommen daß Leipzig unter einer nördlichen Breite von $51^{\circ}, 20', 12\frac{1}{2}"$, und einer Länge von $30^{\circ}, 0', 15"$, in einer völlig ebenen Gegend, 116, 6 alte Toisen über der Meeresfläche gelegen sey, auf dessen Grundfläche von 95,500 Rheinländischen Quadratschuhen innerhalb der Ringmauer, jährlich im Mittel gerechnet, beinahe 191,953,000 Pfund Luft drücken, wenn die aus zusammengenommenen mittlern Barometerhöhen allgemein gefundene mittlere Luftschwere 27 Zoll, 7 Lin. 96 Skrup. paris. Maasses beträgt: Neapel liegt in einer nördlichen Breite, von $40^{\circ}, 50', 15'', 26$ Fufs über der Meeresfläche erhaben, 123 Meilen von Leipzig entfernt, und der Unterschied der Mittagskreise beider Städte beträgt, $1^{\circ}, 52', 30"$ östlich. Aus diesen Umständen beider so entfernter Standpunkte auf der Erdoberfläche, zusammengenommen, glauben wir nichts unschickliches unternommen zu haben, diese Witterungsbeobachtungen gegeneinander zu halten und zu vergleichen. Die mittlere Höhe des Barometers ist nach der Erhabenheit Neapels über die Meeresfläche beinahe 28 paris. Zolle, und gegen 2 Linien.

Morgen - Mittags- und Abendbemerkungen zu Leipzig

I 8 0 1.

Decemb. Tage	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	Mitt.	Ab.	M.	M.	A.	M.	Mitt.	Ab.
12.	30.5	30.6	31.4	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Schnee.	Klar.
13.	31.	30.	31.7	—	—	—	Klar.	Trübe.	Klar.
14.	31.4	32.	32.4	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
15.	31.	31.	33.	—	—	—	Schnee.	Klar.	Trübe.
16.	31.5	32.	35.	—	—	—	Schnee.	Schnee.	Schnee.
17.	31.	32.7	37.5	—	—	—	Trübe.	Schnee.	Schnee.
18.	33.	35.7	37.5	NwN.	NwN.	NwN.	Klar.	Schnee.	Trübe.
19.	37.	39.	40.5	—	—	—	Klar.	Klar.	Trübe.
20.	37.	39.5	40.5	—	—	—	Klar.	Klar.	Klar.
21.	40.1	39.	42.4	—	—	—	Klar.	Klar.	Klar.
22.	43.5	36.	37.	—	—	—	Schogw.	Schogw.	Schogw.
23.	41.	27.	26.	NwW.	WSw.	WS.	Schogw.	Klar.	Trübe.
24.	31.5	36.	36.	WSw.	—	—	Schnee.	Thwett.	Thwett.
25.	31.	45.	38.	—	—	—	Nebel.	Nebel.	Regen.
26.	31.	46.6	40.	—	—	—	Trübe.	Regen.	Regen.
27.	32.	45.5	51.5	—	—	—	Trübe.	Klar.	Regen.
28.	33.7	41.	37.4	—	—	—	Regen.	Hoffe.	Trübe.
29.	33.	41.	37.6	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
30.	33.	33.5	34	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Klar.	Trübe.
31.	34.	38.4	27.6	NwN.	NwN.	WnW.	Schnee.	Schnee.	Schnee.

Anmerkung.

Halten wir die Witterung des Christmonats in Neapel und Leipzig sorgfältig gegen einander, so finden wir selbige in ihrem Gange, (die lokalen Umstände, und die physischen Differenzen der Klimate beider Städte abgerechnet) ziemlich gleichförmig in den Veränderungen. Der so, war bey uns der kalteste Tag, vom Morgen an, bis Abends, der 18. hingegen in Neapel, dieser kleine Unterschied in der Zeit liegt bloß in der verschiedenen Lage und dem verschiedenen Windgange. Von da an änderte sich die Witterung an beiden Orten zur wärmeren, und für unser Klima, beinahe Frühlings-Temperatur; in Neapel war sie in Verhältniß der Jahreszeit fast mehr als Frühlingsmässig. Wie auffallend übereinstimmend findet nicht der Meteorologe die Resultate der beiden Beobachtungen, und welche physische Schlüsse sind nicht möglich aus selbigen zu ziehen!

Das Jahr 1802.

Januar.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	16 ⁵ 2.	23 ¹	25 ¹	WSw.	WSw.	WSw.	Klar.	Klar.	Klar.
2.	16.	25.	26.	—	SwW.	SwW.	—	—	—
3.	16 ⁴ 4.	24.	26.	NoO.	NO.	NO.	Schnee.	Schnee.	Schnee.
4.	—	25 ⁵ 5.	26.	—	—	—	—	—	—
5.	16.	27 ⁵ 5.	25 ⁴ 4.	NWw.	WwW.	WwW.	Schnee.	Schnee.	Klar.
6.	16 ⁴ 4.	26 ⁴ 4.	25 ⁴ 4.	—	NON.	NON.	Klar.	Klar.	—
7.	16 ⁴ 4.	26 ⁵ 5.	21.	NON.	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
8.	21.	24 ⁷ 7.	24.	—	—	—	Schnee.	Schnee.	Nebel.
9.	20 ⁴ 4.	23.	22.	NuW.	WN.	WN.	Nebel.	—	Schnee.
10.	20.	24 ⁵ 5.	22.	WN.	WN.	—	Schnee.	Trübe.	—
11.	20 ⁴ 4.	22 ⁵ 5.	15.	NuN.	NuN.	NuN.	—	—	Klar.
12.	6.	14 ⁴ 4.	11 ⁴ 4.	—	WwW.	WwW.	—	Klar.	—
13.	7 ⁴ 4.	10.	9.	(NO.)	NO.	NO.	Nebel.	Nebel.	Trübe.
14.	20 ⁴ 4.	14.	10 ⁵ 5.	NoO.	NoO.	—	Klar.	Trübe.	Schnee.
15.	2.	6.	4.	NWw.	NuN.	NuN.	Trübe.	Klar.	Klar.
16.	0 ⁵ 5.	4.	6.	—	—	—	Klar.	—	—
17.	14.	24.	15.	WwW.	WNw.	WwW.	Trübe.	Trübe.	Schnee.
18.	14.	22.	20.	—	—	—	Nebel.	Schnee.	Trübe.
19.	14.	22.	20.	—	—	—	Trübe.	Regen.	Thawett.
20.	14.	23 ⁵ 5.	21 ⁷ 7.	—	—	—	Klar.	Thawett.	—
21.	14 ⁵ 5.	22.	17.	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
22.	15 ⁴ 4.	22 ⁵ 5.	20.	—	—	—	—	Schnee.	Schnee.
23.	20.	26.	26.	NuW.	NuW.	NuW.	Klar.	Klar.	Klar.
24.	20 ⁴ 4.	27.	25.	WSw.	WwW.	WwW.	Trübe.	Schnee.	Regen.
25.	22.	26.	25 ⁵ 5.	—	WSw.	—	—	Klar.	Klar.
26.	20 ⁴ 4.	27.	29.	—	—	—	Klar.	—	—
27.	14 ⁵ 5.	24.	24.	WwW.	WwW.	WwW.	Klar.	Klar.	Klar.
28.	15 ⁴ 4.	27 ⁵ 5.	31.	—	—	—	Nebel.	Nebel.	Nebel.
29.	2.	26.	24.	NW.	NW.	NW.	Klar.	Klar.	Klar.
30.	20.	29 ⁴ 4.	25.	WN.	WwW.	WwW.	—	Trübe.	—
31.	20 ⁴ 4.	24.	27.	WwW.	—	—	—	Klar.	—

größte Kälte im Jenner, den 16., 0, 5 Fahrenh.
 größte Wärme — — den 31. 21, 0 —
 3 klare, 4 gemischte, 7 trübe, 8 schneeyige, und
 4 nebelichte Tage: den 19 bis 21sten Sturmwind
 vom 3ten Grade, den 21. 22sten zur Nacht dgl.
 vom 4ten Grade, bey einer Barometerhöhe von
 26¹, 103 Skrupel.

H o n n u n g 1802.

Honnung Tage.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	70°	45°	36°	WSw.	WSw.	WSw.	Klar.	Klar.	Trube.
2.	72.6	45.7	40.	—	—	—	Trube.	Trube.	Nebel.
3.	51.5	44.	38.	SW.	SW.	SW.	Klar.	Klar.	Klar.
4.	70.4	41.	33.4.	—	WSw.	WSw.	—	—	—
5.	29	40.	35.	WSw.	—	—	—	—	Schnee.
6.	72.	38.	34.	—	—	—	—	—	Klar.
7.	72.	37.	—	OSO.	OSO.	OSO.	Trube.	Trube.	Nebel.
8.	71.	33.5.	32.	N'Va.	NwN.	NwN.	Nebel.	Nebel.	Klar.
9.	71.	37.	34.	WSw.	WSw.	WSw.	Nebel.	Trube.	Klar.
10.	70.	41.	30.5.	—	—	—	Klar.	Klar.	—
11.	72.	31.5.	23.	—	NwW.	NwW.	Nebel.	Nebel.	Schnee
12.	72.	27.	21.	NwW.	—	—	Schnee.	Schnee.	—
13.	72.	—	—	—	NW.	NW.	—	—	—
14.	67.	22.	20.	NO.	NO.	NO.	Schnee.	Schnee.	Heile.

So mittelmäßig sich die Mittags-Temperatur auch zum Anfange des Honnungs zeigte, und so sehr die Winde in ihrem Gange abwechselten, so fiel dennoch vom 11ten Abends bis mit dem 16ten unterbrochen ein häufiger Schnee, dabey sich die kalte Temperatur vermehrte.

Die Fortsetzung künftig, wobey die Urtheile über den heurigen Winter für unsere Gegend folgen sollen.

Dr. G. B. Schmiedlein.
in Leipzig.

Geschichte des Tages in Neapel 1801.

In einer Stadt, wie Neapel, müssen täglich Dinge vorgefallen, die merkwürdig und des Aufzeichnens werth sind; das läßt sich leicht einsehen. Aber etwas sehr Schweres ist es, diese Dinge zu erfahren. Weit eher vernimmt man in einer kleinen Stadt, was in einer andern kleinen Stadt, wenn sie auch meilenweit entfernt ist, vorgeht, als was in einer großen oft wenige Straßen von uns sich zutragt. Die ungeheure Menge Menschen, die sich unter einander nicht kennen, und die großen Massen von Häusern sind gleichsam Dämme, die den Strom der Neuigkeiten aufhalten:

In Neapel können an einem Ende der Stadt Menschen getödtet, geköpft, und erschossen

werden, ohne daß man es am andern weiß, auch vielleicht nur erfährt. Wer vorbeigeht, wenn etwas merkwürdiges vorfällt, erkundigt sich, und vernimmt es; aber man geht nicht überall vorüber, und so wie man selber in einer großen Stadt unbemerkt bleibt, so bleibt auch für uns sehr vieles unbemerkt.

Demohingeachtet werde ich suchen, das merkwürdigste, was in Neapel vorgeht, zu erfahren, und es in einem Tagebuche aufzeichnen. Ich werde mich dabei bemühen, wenn auch nicht immer etwas merkwürdiges, doch wenigstens etwas zu erzählen, wodurch irgend ein Gebrauch, eine Sitte, ein Charakterzug der Italiener berührt wird.

In der Nacht vor dem 17. Decbr., in welcher ein Sturm aus Süden war, verunglückte hier ein Schiff im Hafen. Es war mit noch einem andern aus Boston gekommen, hatte Kaffe

und Zucker geladen, und scheiterte gerade am Ziel, nachdem es sich auf einem offenen Meer durch diese stürmische Jahreszeit durchgewunden hatte. Es war eine Brigantine, also zweimastig, und führte nur 16 Menschen, aber für 100000 neapolitanische Ducaten, also für 125000 Rthlr. Waare; diese versank in den salzigen Golf, aber die Menschen wurden gerettet. Es ist hart, im Hafen zu scheitern. So stirbt der Jüngling, wenn er eben von der academischen Laufbahn, reich mit Kenntnissen ausgerüstet, in das väterliche Haus zurückgekehrt ist, und nun dem Staat sich widmen will; so stirbt er, und mit ihm die Hoffnung der Eltern.

Den 21. Decbr. sah ich, indem ich durch die Strada Khiaja ging, einen Engel vor mir her schweben. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ein kniender Jüngling dem Engel einen Fisch überreichte. Die Gruppe wurde hochgetragen, und vorher gingen in Procession viele anständige Frauenzimmer, nonnenmä ßig in schwarz und weiß gekleidet, und mit einem

Schleier verhüllt. Neben ihnen gingen Männer, die Geld einsammelten. Man sagte mir, es wären die Nonnen von St. Raphael, die ihren Schutzensel mit dem jungen Tobias herumführten, um für ihr Stift zu sammeln. Wer vorbei ging, hielt den Hut in der Hand.

Den 22. Decbr. sah ich bei dem St. Carlstheater etwas, das ich in Neapel nicht zu finden geglaubt hätte: einen Bären, der mit einem Affen herumgeführt wurde, und seine Künste machen mußte. Tief aus den Wäldern des Nordens, vielleicht vom Gestade des weißen Meers, hatte man dies respectable Thier hergeholt, um am Gestade des mittelländischen dem neapolitanischen Pöbel zum Gespött zu dienen. Nicht die südlichen Thiere allein, auch die nördlichen müssen dem Italiener Geld verdienen; denn er laßt gar zu gern andere für sich arbeiten.

Heute den 23. Decbr. wohnte ich den Exequien bei, die wegen der verstorbenen Kronprinzessin Maria, Clementina in dem Oratorio

einer Gesellschaft, die aus lauter vornehmen Edelleuten besteht, gehalten wurden. Diese Exequien sind nun schon in vielen Kirchen, wenigstens zehnmal begangen worden, und es dauert immer damit noch fort. Die verbrüderete Gesellschaft, die sie heute feierte, nennt sich *Articonfraternitas*; aber ihren Zweck kenne ich noch nicht. Sie ist weiß und himmelblau gekleidet, mit einem gestickten Schilde auf dem linken Arm, und besteht aus lauter vornehmen Edelleuten.

Ihre Versammlung war heute in einer Kapelle auf dem Monte calvario, die man mit vielen Gewändern verhangen, und inwendig stark erleuchtet hatte. Um das Trauermonument, das in der Mitte errichtet war, brannten alleig mehr als sechzig Wachskerzen, und in der ganzen Capelle weit über hundert. Oben auf dem Monument sah man das Bild der entschlafenen Princessin, von Engeln getragen. Unten am Piedestal desselben waren lateinische Inschriften an jeder Seite. Hier ist eine davon.

In coelum expta

Populi sui

Calamitates, angustias

Audit, deumque precatur.

Ad eam accedito,

Ipsa ad nos pia, felix, clement.

Es scheint nach dieser Inschrift, als könnte man sie auch zur Fürsprecherin erwählen.

An einem Altar wurden viel Ceremonien von den Cavalieren gemacht, und von einem Chor erscholl eine rührende Trauermusik, mit den Stimmen einiger Castraten begleitet. Die Feierlichkeit dauerte über zwei Stunden.

Ich war ganz von ohngefahr zu derselben gekommen, und noch in Morgenkleidung. Einige Priester in der Vorhalle der Kapelle machten deshalb Schwierigkeit, mich einzulassen, aber das Wort *Prunco* öffnete mir sogleich die Thür.

Den 28. Decbr. Man hatte geglaubt, daß auf dem Schiff, welches in der Nacht vom 17. Decbr. scheiterte, keiner umgekommen sei; aber

heute ward der todte Körper eines Vermißten an der Kai ohnweit Pausilippo vom Meer ans Land geworfen. Es war ein junger Engländer von 22 Jahren, und man fand noch eine goldene Uhr so wie einen Beutel mit Geld in seiner Tasche.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

J a n u a r.

Den 2. Jan. ward hier ein Franzose von einem Russen erstochen; aber ich habe noch nicht erfahren können, wodurch sie Händel bekommen hatten.

Den 3. fand ich des Abends einen Menschen auf der StraÙe, den ein Polizeiaufseher angehalten hatte, weil er bewaffnet gewesen war. Er zeigte zwar einen Erlaubnißschein vor,

vermoge dessen er hinter Pausilippo auf die Jagd gehen konnte, aber weil es schon sehr dunkel und spät war, so liefs sich der Polizeiaufseher nicht damit begnügen, und der Bewaffnete wurde ins Gefängniß geführt.

Den 6. Es ist hier ein Schiff mit französischen Soldaten eingelaufen, die von Taranto kommen, und nach Marseille zurückgeführt werden. Die vielen Stürme, die hier jetzt herrschen, haben ihr Schiff beschädigt, und sie bessern es im Hafen aus. Man sieht die Soldaten häufig auf der Strafsse gehen; demohngeachtet stehen die Neapolitaner haufenweise bei ihrem Quartier, welches neben dem Königlichen Palais in der Marine ist, still, und betrachten die angekommenen Fremdlinge. Diese Gäste sind ihnen noch von vorigen Zeiten her sehr merkwürdig; sie erinnern sich an die furchtbaren Zeiten der Republik.

Die Franzosen sind ganz blau gekleidet, bis auf die Fulse, an denen sie weisse und ziemlich schmutzige und abgerissene Stiefeletten tra-

gen. Auf dem Kopf haben sie eine große schwarze Bärenmütze, vorn mit einem Schilde von gelben Messing; auf dem blauen Rock ist ein rother Kragen, und sie sehen übrigens oben wie Soldaten aus, unten wie Bettler.

Den 12. Heute ist der Geburtstag des Königs. Auf allen Castellen wehen die Fahnen, und gegen Abend wird von denselben das große Geschütz abgebrannt. Auch ohne diesen Donner würde man es wissen, daß heute ein merkwürdiger Tag ist. Die Bedienten und Portiers sind in größter Galla, und so mit goldnen Tressen bedeckt, daß sie unter der Last fast erliegen. * Zur Feier des Tages wird immer in St. Carlo eine neue Oper bei hocherleuchtetem Hause gegeben, wobei die vornehmen Neapolitaner sich in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen, und besonders die Damen mit Diamanten gleichsam gestirnt sind. Die neue Oper heisst Sesostris, und wird von zweien Balletten begleitet.

Den 16ten. Eine sonderbare Sage verbreitet sich hier von einer scharfen Execution, welche die Russen gehalten haben. Ein decapolitanischer Becker, der Brod für ihr Regiment backt, hatte das Mehl verfälscht, und allerhand Unrath darunter gemischt, so daß mehrere Soldaten krank davon geworden waren. Um ihn für diesen beschaften Eigennutz zu bestrafen, ließen sie ihn durch ein Paar Mann Wache aus seinem Hause abführen, und des Morgens zwei Stunden vor Tage bis auf den Tod Spießruthen laufen.

So erzählt man; aber es ist schwer, die Wahrheit zu erforschen, und ich glaube nicht ganz an die Sage. Etwas ist indessen höchst wahrscheinlich daran, denn die Russen erlauben sich manches in diesem Lande, das man nicht erwartet. Es ist wahr, sie haben ehemals viel dazu beigetragen, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; aber jetzt scheinen die strengen Maasregeln nicht mehr nötig zu seyn.

Sollte die Sache gegründet seyn, so mußte es den Souverain des Landes schmerzen, einen

von seinen Unterthanen nach fremden Gesetzen gerichtet zu sehen.

Den 19. Ich sah heute einen gedruckten königlichen Befehl an der Ecke des alten Palastes befestigt, neben welchem ein russischer Soldat Schildwacht stand, und jeden, der hinzutrat, ihn zu lesen, nöthigte, den Hut während der Zeit abzunehmen. Da dies hier sonst nicht der Gebrauch ist, so war es den Neapolitanern sehr auffallend, und zu gleicher Zeit auch unangenehm. Denn es regnete, und die Feuchtigkeit ist in Neapel so ungesund, daß man selbst den Pferden im Regen den Kopf und Hals mit einer ledernen Decke verhüllt. Die Russen scheinen ihre Sitten aus dem tiefen Norden hieher verpflanzen zu wollen, und dies mag die Ursache seyn, warum sie hier gehaßt werden. Moscovit ist eine Art von Schimpfzunge, den man jemandem beilegt.

Den 24. Gestern, heute und morgen wird hier das Venerabile in der Kirche des heiligen Januarius ausgesetzt, und alle Theater sind auf

diese drei Tage verschlossen, weil das unangenehme und schadhafte Regenwetter diesen Winter mit ganz ungewöhnlicher Hartnäckigkeit angehalten hat. Das heitere Wetter ist wirklich in dieser Zeit eingetreten, aber ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß es auch eingetreten seyn würde, wenn man das Venerabile nicht ausgesetzt, und die Theater nicht verschlossen hätte. Der Monat Januarius pflegt überall sein Reddy durch Nordwind und Kälte zu behaupten, auch wenn der heilige Januarius sich nicht dazwischen mischt.

Den 30. Sonnabends. Ich kam heute von ohngefähr nach St. Giuseppe am Largo di Castello, und fand daselbst eine ungewöhnliche Menge Menschen versammelt, die geschäftlos, aber mit Erwartung dazustehen schienen. Auf meine Erkundigung hörte ich, daß heute die Zahlen des Lotto gezogen, und hieher in eine Druckerei gebracht würden, daß man also hier die Nachrichten aus der ersten Hand haben könnte. Alle Straßen, durch welche der Ueberbringer kommen mußte, waren mit erwartenden Menschen

angefüllt, welche die Gabe hatten, aus fünf Zahlen unglaublich viel Heil oder Unheil herauszulesen.

So fliegt ein Eilbote durch eine Provinz, die auf Krieg oder Frieden wartet, und wird überall von einem lautforschenden Volk umgeben.

Das Lotto ist auch hier eine Krankheit, an der das gemeine Volk daniederliegt, und noch mehr, als an andern Orten. Man hat ganze Bücher über die Wahl der Nummern geschrieben, und besonders hat sich ein venetianischer Cabballist, Namens Casamia, in dieser Art verdient gemacht. Auch finde ich ein Buch in Neapel von 1801. unter dem Titel: *Facilissimo modo di poter vincere — nel lotto di Napoli*. Zwischen den Worten *vincere* und *nel* ist mit ganz kleinen Buchstaben abgedruckt: *per chi sa indovinare cinque numeri, che dovranno estrarri*; hier ist weislich mit der linken Hand genommen, was die Rechte gab. Aber der Pöbel sieht nicht, und kauft das Buch mit den wunderbaren Zauberfiguren.

Den 31. Heute sah ich die kleine Prinzen-

sin, die Tochter des Kronprinzen, wie sie aus
der Villa fuhr. Vorauf ritten zwei Reuter mit
bloßen Degen, dann kam der Wagen der Prin-
zessin mit Cavalieren zu Pferde, und vielen
dienten umgeben, hierauf folgten wieder eine
Anzahl Reuter mit gezogenem Gewehr, und
letzt kamen noch zwei Wagen mit Hoffleuten
angefüllt. So fährt die Prinzessin immer,
dies Kind noch sehr jung ist, so muß diese
ke Begleitung in irgend einem spanischen Et
ihren Grund haben.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

Februar.

Den 3. Heute wurde bei der Villa am Meer die Revue über die Artillerie des Königs von Neapel gehalten. Sie ist schön, beinahe prächtig gekleidet, und man sagt mir, daß sie noch den Vorzug vor der französischen Artillerie haben soll. Die Stückknechte, oder der Train, ritten theils auf Mauleseln, theils auf Pferden, und jeder hatte noch eins von diesen Thieren an der Hand. An ihrem Anzuge, der aus himmelblau mit schwarzen Aufschlägen besteht, ist viel Gold, und auf dem Hut haben sie eine rothe Feder. Die eigentlichen Artilleristen sind noch schöner gekleidet. Zum Abzeichen haben sie an ihrem Helm vorn 6 Kugeln pyramidenförmig von Messing, und auf jedem Knopf dasselbe. Ich werde

bei einer andern Gelegenheit weitläufiger von dem hiesigen Militär reden.

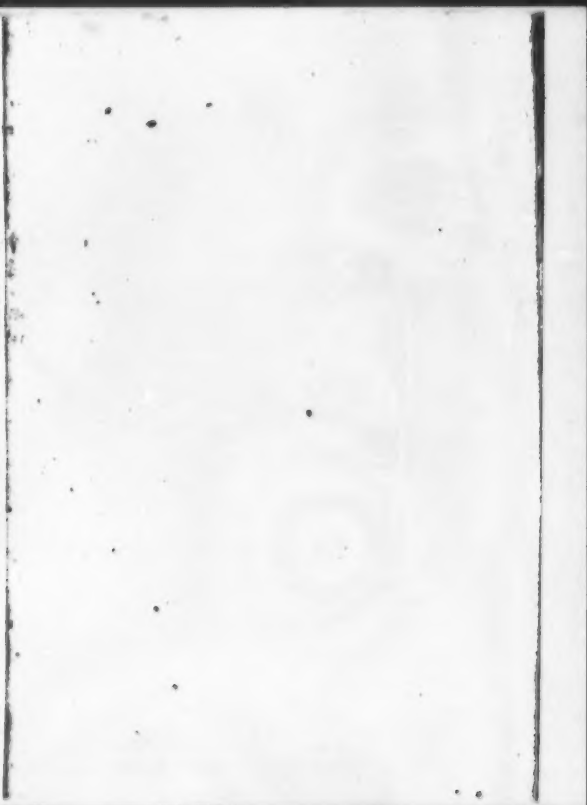
Den 10. Ein Schüler des Chevalier Pinetti, der in Deutschland bekannt ist, hat sich hier mit seinen Kunststücken angekündigt.

Die Fortsetzung künftig.

N a c h t r a g.

Da vielleicht mancher von meinen Landsleuten Anfragen in Neapel haben könnte, oder Erkundigungen irgend einer Art einzuziehen wünschte, so bin ich bereit, ihm die möglichste Auskunft zu geben, und es wird mir ein Vergnügen seyn, den Bewohnern meines Vaterlandes zu dienen. Ich bitte, die diesfallsigen Briefe mit Mundlack zu versiegeln, und in einem Umschlage an Herrn Heinrich Gräff in Leipzig frankirt einzusenden.

Ende des ersten Hefts.



Helios der Titan,

oder

R o m u n d N e a p e l .

Zwայtes Heft.



Folgende Bücher haben und werden bis Oster-
messe 1803 die Presse verlassen:

Grades, C. W., Reisen durch einen Theil Deutschlands,
Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 1799,
erster Theil, oder:

Desen Reisebuch aus einer Reise durch einen Theil Frank-
reichs, im Frühling und Sommer 1799. 2ter Theil, 8.
1 Thlr. 8 gr.

Zusätze aus dem Tagebuch einer trauernden
Wittwe. Nebst einer kurzen Biographie der Verfas-
serin. 8r. 8. auf sehr französisch Druckpapier, mit 1
Kupfer. 1 Thlr. 12 gr., auf ord. 8. Druckpapier 1 Thlr.
Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkom-
mung sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode. — El-
tern und Erziehern gewidmet. — Herausgegeben von
Christian Weisk, Prof. der Philosophie. und M. Ernst Lil-
lich, von Paderborn dieses Stuck. 8.

Gräff, Ein literar. Magazin der deutschen und nor-
dischen Gelehr. Herausgegeben von Gräff, 7ten Bd
25 St.

Histoire de la morale des femmes. Roman moral traduit
de l'allemand par la dixième édition originale pr.
Coul. la troisième Edition revue et corrigée Avec
des gravures. 12.
1 Kthlr.

Fischer, G. H., Gemälde von Valencia, 2 Theile, 8.

Günther, R. W., Medicinischer Extract von dem Ge-
brauche der so heilsamen Medicamente, welche sowohl
in neuen, als schon alternaewurzelten Krankheiten die er-
wünschte Hilfe leisten. Zweite Auflage. 8.
4 gr.

Helios der Etrur, oder Rom und Neapel. Eine Reise-
skizze aus Asien. (Von Venturini.) Zweites Heft.
Mit 1 Kupfer. 8r. 2.
1 Thlr. 8 Gr.

Herrmann, G. H., Chemische Farbenlehre oder aus-
führlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen
Arten der Malerei. Erster Theil. Dritte, vermehrte
Ausgabe, herausgegeben von M. J. C. Hoffmann. 8.
1 Kthlr.

Kattus, J. H., Choresographie oder vollständige und leicht-
verständliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heutz
zu Tage beliebtesten Tänze für Tanzliebhaber, Vortänzer
und Tanzmeister. Zweiter Theil. Mit Kupfern. 8. ge-
bunden 1 Kthlr. 4 Gr. roh 1 Kthlr.

Kunhardt, H., de philosophiae studio scholasticum docto-
ribus perquam utile. Oratio solennis, quam pro mu-
nitione docentis in gymnasio Lubecensi iste impetran-
do iussu Magistrorum scholae illustris Praefecto-
rum publicae. 8. maj.
4 gr.

Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

Von

dem Verfasser des Natalis.

1629

J. F. Schmidt.

Zweites Heft.

Leipzig 1803.
bey Heinrich Gräfe.

Folgende Bücher haben und werden bis Oster-
messe 1803 die Presse verlassen:

Mendel, E. W., Reisen durch einen Theil Deutschlands,
Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 1799,
4ter Theil, oder:

Deffen Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Frank-
reichs, im Frühling und Sommer 1799. 3ter Theil, 8.
1 Thlr. 8 gr.

Auszüge aus dem Tagebuch einer trauernden
Wittwe. Nebst einer kurzen Biographie der Verfasser-
in. 8. auf groß französisch Druckpapier, mit 1
Kupfer. 1 Thlr. 12 gr., auf ord. 8. Druckpapier 1 Thlr.

Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkommu-
nung sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode. — Ei-
tern und Erziehern gewidmet. — Herausgegeben von
Christian Weis, Prof. der Philosoph. und M. Ernst Lil-
lich, 1ten Landes ihres Stuck. 8.

Vraunt, Ein literar. Magazin der deutschen und nor-
dischen Vorzeit. Herausgegeben von Schäfer, 7ten Bd
25 St.

Elle ou le modèle des femmes, Roman moral traduit
de l'allemand sur la sixième édition originale pr.
Cotel. la troisième Edition, revus et corrigé Avec
six gravures 12. 1 Rthlr.

Fischer, E. W., Gemälde von Valencia, 2 Theile, 8.

Gaunisch, J. W., Medicinischer Extract von dem Ge-
brauche der so heilsamen Medicamente, welche sowohl
in neuen, als schon alleingewurzelten Krankheiten die er-
wünschte Hilfe leisten. Zweyte Auflage. 8. 4 St.

Helios der Frau, oder Kom und Neapel. Eine Zeit-
schrift aus Neapel. (Von Bentowiq.) Zweites Heft.
Mit 1 Kupfer. 8r. 3. 1 Thlr. 8 Gr.

Hemheimers, E. J., Chemische Farbentheorie oder aus-
führlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu all.
Arten der Malerey. Erster Theil. Dritte, vermehrte:
Aufgabe, herausgegeben von M. J. E. Hoffmann. 8.
1 Rthlr.

Kattink, J. H. Chorographie oder vollständige und leicht-
fassliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der Tanz-
in Four betheiligten Tänze für Tanzliebhaber, Wortdäner
und Tanzmeister. Zweiter Theil. Mit Kupfern. 8. ge-
bunden 1 Rthlr. 4 Gr. roh 1 Rthlr.

Kunhardt, H., de philosophiae studio scholarum docer-
ibus perquam utili. Oratio solemnis, quam pro mu-
nere docentis in Gymnasio Lubecensi rite impetran-
du jussu Magnificorum scholae illustris Praesectio-
rum publico. 8 maj. 4 St.

Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Journal

von

dem

Verfasser

des

Natalis.

Eine Zeitschrift aus Italien

VON

dem Verfasser des Natalis.

1029

J. F. Schmidt.

1842.

Zweites Heft.

Leipzig 1843.

bei Heinrich Grätz.

1811-1812

1813-1814

1815-1816

1817-1818

1819-1820

V o r r e d e.

Ich biete hier meinem Vaterlande das zweite Heft vom Helios dem Titan dar; später, als ich es wünschte, aber ich vermogte nicht über die Umstände zu gebieten, welche die Zügerung desselben veranlaßten. Sie waren schmerzlich genug für mich, wie man in den folgenden Blättern selber sehen wird.

In der Vorrede zum ersten Heft bemerkte ich, daß die winterliche Sonne das schönste

sey, was man in Italien finde, aber dafs sie vielleicht den Zungen des Aesop gliche, und im Sommer das schlimmste in diesem Lande sey. Dieser Vergleich hat sich bewährt. Die Sonne verursacht im Sommer nicht nur eine brennende Hitze, sie dörft nicht allein alles aus, sie ist auch der Gesundheit höchst schädlich, und bringt in vielen Gegenden gefährliche Fieber hervor.

Demohngeachtet habe ich keine Gründe gefunden, den Titel dieser Zeitschrift zu verändern. Im Sommer ist hier der Titan nicht der sanfte Helios mit dem lieblichen Strahlenkranze, es ist der wütende Titan, der seinen Bruder Saturn aus dem Himmel jagt, und ihn einkerkt, der die ungeheuern Giganten zu

Kindern hat, der, was er auf der Erde erzeugte, gleich seinem Bruder, wieder verschlingt; dieser Titan herrscht hier im Sommer. Hätte Blumauer sein Gedicht an die Sonne in Italien gemacht, er würde noch lauter gegen sie gesprochen haben.

Uebrigens zürne niemand, daß in diesem Hefte nur so wenig von Rom vorkömmt. Die Sache selber bringt dies mit sich, und er mögte vielleicht künftig Ursache zu zürnen bekommen, daß zu viel von Rom in einem Hefte sey.

Mit vollem Herzen sende ich dies Heft an mein Vaterland ab, das ich nicht kannte, so lange ich darin war, das ich erst kennen lernte, als es zweihundert Meilen von mir

entfernt lag, und ich es mit dem Süden von Europa vergleichen konnte. Wer sein Vaterland nicht liebt, der komme, um diese Vergleichung anzustellen, und er wird es lieben lernen.

* Inhalt des zweiten Hefts.

	Seite.
1) Das unsichtbare Mädchen	1
2) Die Musik.	8
3) Ein Nachmittag in Neapel.	19
4) Was sind die Lazzaroni?	33
5) Lutherische Nachtmahlfeier in Neapel.	41
6) Neapel in Licht und Schatten. Ein Gedicht.	51
7) Zusätze zu Neapel in Licht und Schatten.	62
8) Seltsame Gebräuche in Neapel. Fortsetzung.	83
9) Eine Fahrt nach Ischia.	91
10) Preis und Beschaffenheit einiger Lebensmittel in Neapel. Fortsetzung.	119
11) Das Innere der Peterskirche.	135
12) Feierliche Ankunft und Empfang des Königs in Neapel.	153
13) Etwas für Kranke, die nach Neapel kommen.	177

	Seite.
14) Theatralische Nachrichten:	
1) <i>Saulle.</i>	195
2) <i>Socrate immaginario.</i>	210
3) <i>Sifaco e Sofonisba.</i>	225
4) <i>Chi dell' altrui si veste presto si spuglia.</i>	292
5) Einige andere Stücke auf den Bühnen zu Neapel.	298
15) Geschichte des Tages in Neapel 1802.	500
16) Wetterbeobachtungen in Neapel 1808.	550
17) Einige Fragen.	575

Das
unsichtbare Mädchen.

Seit einiger Zeit ist hier *la fille invisible* aus Paris angekommen, und ihr Daseyn an allen Haupt-
ecken der Stadt angekündigt worden.

Da man in deutschen und französischen Zeitungen viel von diesem Wesen geschrieben, und es auch in Paris vorzügliches Aufsehen erregt hat, so war ich neugierig, es kennen zu lernen. Ich ging den 16. März hin, es zu sehen, oder eigentlicher zu reden, es nicht zu sehen, wofür man zwey Carlin bezahlt.

Der Besitzer dieses unsichtbaren Schatzes hatte seine Wohnung in der Straße d' Afflitto, ohnweit von der Straße Toledo. Ein Schild mit

den Worten: *La Figlia invisibile*, zeigte das Haus an. Ich hatte noch einen Freund bey mir. Wir stiegen eine Treppe hinauf, und fanden einen jungen artigen Mann, der französisch sprach, und uns in ein Logis von geringem Umfange führte, das ein Zimmer nach der Straſse, und eins gegenüber nach dem innern Hofe hatte. Obwohl weit von dem Fenster nach dem Hofe zu hing an vier messingnen Ketten von der Decke herunter ein viereckigter Kasten, oder vielmehr ein Parallelepipedum, das ohngefähr zwey Fuß lang, anderthalb Fuß hoch und eben so tief seyn mochte. An der Vorder- und Hinterseite desselben war eine groſse Glasscheibe, so dafs man durch den Kasten, wie durch eine Laterne hindurchsehen, und die Tapete der gegenüberstehenden Wand bemerken konnte. An den beyden kleinern Seiten des Kastens war kein Glas, sondern ein huetternes Behältnifs, das nach vorne zu ohngefähr eine Hand breit seyn mochte, und durch die Tiefe des Kastens sich erstreckte.

Es liefs sich gleich beym ersten Anblick überschauen, dafs in diesem Kasten kein menschl-

ches Wesen, weder ein sichtbares noch ein unsichtbares seyn konnte. Er war im Ganzen kaum groß genug, um ein kleines Kind zu fassen; da man nun obendrein durch den bey weitem größten Theil desselben hindurchsehen konnte, so hätte man in den kleinen ^{er} bretternen Räumen an den Seiten kaum eine ganz kleine Katze verbergen können.

An etway menschliches in dem Kasten war also gar nicht zu denken. Dagegen sah man etwas anderes darin, das wenigstens etwas menschliches abhand lassen sollte: das Mundstück von einem Sprachrohr, welches aus der bretternen Seite hervorkam, auswendig aber ein Knie machte, und mit der weitem Öffnung zu den Zuschauern hinlief, um hinein reden zu können. Der Kasten hing frey, ohne weitere Communication mit dem Zimmer, als durch die vier an der Decke befestigten ziemlich dünnen Ketten. Auf demselben stand ein kleiner Toilettenspiegel, unter dem gewöhnlichen Winkel aufgerichtet. Übrigens konnte man sich dem Kasten nur bis auf zwey Schritte nähern, weil eine kleine Gallerie ihn umgab.

Der Mann zeigte uns die äußere Öffnung des Sprachrohrs, als das Werkzeug, wodurch man mit dem unsichtbaren Wesen reden könnte. Ich sprach einige leise Worte hinein, erhielt aber keine Antwort; ich mußte wenigstens so laut reden, wie man gewöhnlich spricht, um von ihr verstanden zu werden. Hier sind einige von ihren Antworten:

Quel âge avez Vous? Eine weibliche Stimme antwortete: *donze ans.*

Comment Vous appelez Vous?

Caroline Masquieu.

Avez- Vous encore des parens?

Oui, Monsieur, mon père se trouve à Paris, mais ma mère est morte.

Connoissez- Vous Buonaparte?

Oui, Monsieur, je le connois fort bien; je lui ai parlé plusieurs fois.

Man sieht, daß diese Unsichtbare nicht bloß ein Ja- oder Nein-Fräulein ist; gewöhnlich antwortete sie mit mehreren Worten, wenn sie auch hatte mit *oui* oder *non* abkommen können.

Racontez moi, s'il est fort, quelque chose de ce grand homme.

Je suis trop petit, (mir dünkt, das redende Wesen sagte petit, und dies würde ein Beweis seyn, daß es kein Mädchen, sondern ein Knabe sey, der sich vergaß,) pour Vous pouvoir parler de ses victoires.

Die Antwort war für ein zwölfjähriges Kind, wenn es anders damit seine Richtigkeit hat, nicht übel.

Je Vous prie, sagte ich weiter, de me décrire un peu sa Personne.

Son Physique ne répond pas à son Moral.

Die Antwort war wieder fein genug, und verrieth eine gebildete Sprache.

Je suis bien curieux, de savoir autre chose de lui

Il est plus petit comme Vous, et porte les cheveux au visage.

Nach einigen andern gewechselten Worten sagte ich:

Vous êtes à présent jeune, mais quand Vous atteindrez l'âge de Vous marier, ce sera bien mauvais, Vous ne trouverez pas un autre invisible.

Ah, Monsieur, alors je serai visible.

Dafs hier ein Mensch redet, das leuchtet wohl jedem ein, und es bleibt nur die Frage, zu untersuchen, auf welche Art er die Stimme aus dem Ort, wo er verborgen ist, zu unserm Ohr bringt? Der Kasten hat, wie schon erwähnt ist, keine andere Communication mit dem Zimmer, als vermittelt der vier Ketten, und des Sprachrohrs, das auf der Gallerie ruht, welche die Schranken um den Kasten her ausmacht. Man geräth also gleich auf den Gedanken, dafs das Sprachrohr mit irgend einem hohlen Stabe der Gallerie communicirt. Aber man tauscht sich. Die Entdeckung lage zu nahe, und man überzeugt sich gleich, dafs es hier nicht steckt: man kann mit einem Messer zwischen der Gallerie und dem Sprachrohr hindurchfahren, und es ruht bloß auf dem Holze. Es bleibt bey der ersten Beobachtung nichts anders zu glauben übrig, als dafs in irgend einer von den vier Ketten, oder in allen vierten die Glieder hohl sind, und dafs durch dieselben der Ton in das Sprachrohr kommt. Ist es aber auch dies nicht, so ist es

gewiss etwas anders eben so nahe liegendes, und man sieht durchaus nicht ein, wie man in Paris so viel Aufhebens davon machen konnte. Der Ton pflanzt sich oft noch auf eine weit wunderbare Art fort, wie das Ohr des Dionysius, und manche Gewölbe in Kirchen und Häusern be-
weisen,

Es waren keine andern Zuschauer da, als wir beyden; indessen sagte der Mann, daß schon an 6000 Personen in Neapel ihn beehrt hätten. Die Unsichtbare sprach übrigens italienisch, englisch, türkisch, arabisch, nur kein deutsch. Ich konnte mich nicht enthalten, darüber einige bittere Bemerkungen gegen den Mann zu machen. Indessen er hat Recht; er wird weit eher in der Turkey und in Arabien mit dem unsichtbaren Mädchen sein Glück machen, als in dem helleren Deutschland.

D i e M u s i k.

Ich ward von einem Duca, dessen Bekanntschaft ich ganz von ohngefähr machte, zu einer Musik eingeladen; so drückte er sich aus. Da in Neapel, so wie in vielen andern Dingen, auch in Gesellschaften eine ganz fremdartige Welt ist, so erlaube ich mir, die Beschreibung dieser Musik hier heraussetzen.

Derjenige, der mit mir zugleich eingeladen war, sagte mir, daß sie um 1 Uhr in der Nacht anginge, das ist nach der deutschen Uhr im März ohngefähr um 7 Uhr Abends. Wir stellten uns ein, und fanden ein großes Zimmer, mit Herren und Damen angefüllt, die in mehreren Reihen langs dem Zimmer herunter saßen, und

sich unterhielten. Man trat unter sie, ohne zu grüßen, und machte bloß dem Duca eine leichte Verbeugung.

Was die Aufmerksamkeit gleich bey dem Eintritt in das Zimmer auf sich zog, war an der Spiegelwand gegen der Thür über. Hier sah man keinen Spiegel, sondern etwas, das ich am wenigsten bey einer Musik erwartet hätte: einen Altar, worauf an zwanzig große und kleine Wachskerzen brannten. Zwischen denselben standen Blumengefäße mit künstlichen Blumen, mir däucht von Silber, wie man auf Altären zu sehen gewohnt ist. Vor dem Altar lag ein Teppich, und oben auf demselben stand ein Heiliger, der ein Kind auf den Händen trug.

Mein Begleiter hatte mir entdeckt, der Duca habe eine Geliebte, die auch zugegen wäre. Beym Anblick des Altars konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, es würde hinter der Musik noch etwas anders verborgen seyn; der Duca würde uns seine Geliebte als Braut vorstellen, und sich gleich mit ihr trauen lassen.

Wir hatten uns auch noch nicht lange unter die

Reihen der Gegenwärtigen gesetzt, als etwas geschah, das sehr leicht in dieser Vermuthung hätte bestärken können. Es ward ein Tisch mit einer rothen Decke neben den Altar hingesezt, und bald darauf erschien ein Priester in völligem Ornat, der sich hinter denselben hinstellte. Wer hatte noch zweifeln können, daß hier eine Trauung vor sich gehen sollte?

Nichts weniger! Der Priester schlug das Kreuz vor sich, welches ihm alle Gegenwärtigen nachmachten, und fing darauf an, mit gellender Stimme eine Lobrede auf den heiligen Joseph zu halten. Nun entwickelte sich, warum ein Altar da stand, und auf demselben ein Heiliger mit einem Kinde. Es war der heilige Joseph, dessen Namensfest wenige Tage vorher eingetroffen war, dessen Feier man aber, weil sie aufgehoben ist, bis auf den nächsten Sonntag verspart, und mit der Musik verbunden hatte.

Das war auch alles recht schön, wenn nur der Priester etwas mehr Anstand, mehr Würde, und eine bessere Deklamation gehabt hätte. Aber dies alles war gleich elend mit den Gedanken

selber, die er vortrug. Sie bestanden aus Lobeserhebungen des heiligen Josephs, wie er ein so guter Hausvater gewesen sey, wie er das Christuskind nach ermüdender Arbeit so väterlich gewartet und gepflegt habe, wie man ihm nachfolgen müsse u. s. w. Endlich foderte er die Gesellschaft auf, den heiligen Joseph mit ihm zu verehren, und sogleich fielen die meisten von den gegenwärtigen Damen auf die Knie, die Männer aber beugten sich nur etwas nieder, und einer stand ganz auf, wahrscheinlich um seine Nichttheilnahme an dieser Anbetung zu beweisen.

Nach einem kurzen Gebet hatte diese religiöse Feierlichkeit ein Ende. Mir schien es, als wäre die Gesellschaft nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen, und hatte dies auf eine merkliche Art geäußert. Im Anfang seiner Rede nemlich hatte er nach zehn Minuten eine Pause gemacht, um zu räuspern, und der Gesellschaft Zeit dazu zu lassen. Diese that dies im Ganzen so stark, reinigte die Kehle so heftig und wiederholt, daß man es sehr leicht auf einen Unwillen über die

Rede hatte hindeuten können. Mir ward ganz warm dabey.

Diese Religionsceremonie fiel also nur schlecht aus, aber man könnte einen sehr guten Gedanken daraus hernehmen. Man sollte einen Calendar machen, worin statt der Heiligen, die Namen großer, merkwürdiger Männer und Weiber, die vom Anfang der Geschichte an bis jetzt gelebt haben, auf die Tage des Jahrs vertheilt wären, und Gesellschaften von unterrichteten Personen stiften, welche jährlich die Namenstage von einer Anzahl dieser berühmten Menschen feierten. Bey diesen Festen könnte eine Rede auf das Andenken des Verstorbenen gehalten, sein Leben, seine Verdienste kurz erzählt, und der Beschluß mit einer passenden Musik gemacht werden. Nur müßte man sie zuletzt nicht anbeten, wie den heiligen Joseph. Da man unter einer Anzahl von 365 Weisen oder Edlen, jährlich immer andre zum Gegenstande des Festes wählen kann, so würde man eine lange Reihe von Jahren immer frische Namenstage zu begehen haben. Durch solche Gesellschaften, wenn ihrer

viele wären, würde ohnstreitig die Geschichtskunde sehr befördert werden.

Auch brauchten es nicht einmal Gesellschaften zu seyn. Kurz, wer ein Fest geben will, giebt es an dem Namenstage eines großen Mannes, der ihm vorzüglich theuer ist, stellt sein Bildniß auf, wenn er es besitzt, und sucht sein Andenken auf alle mögliche Art zu ehren.

Ein solcher Zweck der Gesellschaften wäre ohnstreitig besser und lehrreicher, als die gewöhnlichen Versammlungen zum Kartenspiel. Wenn ich Muße und Gesundheit habe, so mache ich vielleicht künftig selber den Entwurf zu einem Calendar berühmter Menschen, und zur Feier ihrer Namenstage.

Als die Rede auf den heiligen Joseph geendigt war, brachte man Musikalien, und der Duca setzte sich an einen im Zimmer befindlichen Flügel, auf welchem schon verschiedene andere Instrumente lagen. Nach wenigen Minuten ging das Concert an, und man spielte zuerst eine Symphonie, die der Duca, der noch ein ganz junger Mann war, selber komponirt hatte. Sie hatte

nach mehreren Stücken viel angesehener, obwohl auch mehrere schon bekannte Gedanken.

Am Ende derselben hatte ich wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie die Neapolitaner gleich von Jugend auf in einer außerordentlichen Dreistigkeit aufwachsen. Man klatschte Beyfall, aber dies war einem Knaben, der zur Gesellschaft gehörte, nicht genug; er rief ganz laut: *è viva il Duca*, ohne im mindesten zu befürchten, daß er dadurch auffallen mögte, und er fiel wirklich nicht auf.

Nach der Symphonie sang ein junger Mann mit leiser aber schöner Stimme eine ernsthafte Arie. Hierauf trat ein kleiner Mann an den Flügel, aus welchem aber eine sehr große Stimme herauskam. Er hatte eine komische Arie zu singen, und that dies mit einer Gewandheit, mit einem Minenspiel und einer Pantomime, wie man dergleichen nur auf dem Theater zu sehen gewohnt ist. Ich hielt ihn für den ersten oder zweyten Buffo von irgend einer Bühne, und auf meine Erkundigung sagte man mir wirklich, daß er bey dem ersten Buffo vom *Theatro nuovo*

Unterricht im Singen habe. In dergleichen Dingen lassen die Italiener, glaube ich, jede andere Nation zurück.

Nach ihm liefs sich eine Dame hören, die ehemals als Sängerin beym Theater gestanden hatte, aber davon abgegangen war. Sie sang mit vieler Kunst, und hatte eine sehr starke, aber nicht ganz holde Stimme. Indessen war sie weit über dem mittelmässigen, so wie alles, was gespielt oder gesungen wurde. Ein kleines Mädchen, ihre Tochter, mußte hierauf sich zeigen, und sie sang zwar nicht sonderlich, hatte auch noch keine entwickelte Stimme, aber dagegen eine sehr schöne griechische Gesichtsbildung.

Es schien, als wollte man das ganz gute bis zuletzt sparen. Es trat jetzt ein junger Römer auf, und sang eine rührende Arie, mit einer so helltönenden und schönen Stimme, dafs er alle übertraf, die sich vor ihm hatten hören lassen. Ich erinnere mich, auf meiner Reise eine ähnliche Stimme gehört zu haben, nemlich die des Herrn Simoni in Wien, ersten Sängers im Schikanederschen Theater, den ich umständlicher in

meiner Reisebeschreibung erwähnt habe. Dieser Roman glich ihm sehr in Stimme und Vortrag, nur daß jener noch tönender und rührender sang. Außerdem erinnere ich mich nicht, einen so schönen Tenor gehört zu haben, und bin überzeugt, daß er auf einem deutschen Theater großen Beifall erhalten würde.

Nachdem ohngefähr anderthalb Stunden gespielt und gesungen war, kamen Bediente und präsentirten kleine Kränzchen Gebackenes, in der Art wie Zwieback, herum. Hiesu wurde kein inländischer Wein, sondern Malaga gegeben, und zwar in Weingläsern, da man sonst, besonders den inländischen Wein, aus Biergläsern trinkt. Das Gebackene hatte wenig Geschmack, und für einen deutschen Gaumen gar keinen Reiz; aber das Clima von Neapel macht es auch nothwendig, daß man des Abends nur sehr leichte Sachen ißt.

Nach Tische wurde von neuem mit einer Symphonie vom Duca das Concert angefangen, und darauf sang der kleine Buffo eine komische Arie aus der satyrischen Operette des berühmten Abbate und königl. Raths Galiani: *Il Socrate ima-*

gina-

ginario. Dies Stück ist schon seit geraumer Zeit geschrieben, denn der geistreiche Verfasser starb den 30. October 1787. Aber es hat vieles Aufsehen gemacht, und ward anfangs verboten, weil es eine bittere Satyre auf einen vornehmen Neapolitaner war, der die Manier hatte, den Sokrates nachahmen zu wollen; nach dem Tode desselben wurde es wieder erlaubt, und man gab es gerade, als ich in Neapel eintraf, zu wiederholtenmalen. Vielleicht rede ich einst unständlicher von dieser Operette; sie verdient es.

Die Arie, die heute daraus gesungen wurde, heißt so:

*Mia figlia, il mondo dice,
Che con' io il tuo Padre,
Per la forte ragione,
Ch' io giammai non poteva esser Madre,
Ora dando per vero,
Che mi sei figlia, voglio, che distingui,
Qual differenza ci è tra Padre, e Padre,
Molti fanno morire
Disperate le figlie,
Per non darle un marito: Io per l'opposto
Con saggio avvedimento
Due mariti in un punto ti presento.*

*Spetali dunque entrambi, e il mondo impari,
Come i Saggi condrono gli affari.*

Man sieht, daß das Lächerliche bey dem Helden nicht gespart ist, besonders läßt der Dichter ihn oft nach dem Glück, oder vielmehr Unglück verlangen, das Socrates zu Theil wurde, indem Xantippe etwas, das ich nicht nennen will, über ihn ausgoß, um dem alten Weisen immer ähnlicher zu werden.

Ich kehre zu der Gesellschaft zurück. Nachdem noch eine Zeit lang gespielt und gesungen war, verlußt sich einer nach dem andern ohne Abschied zu nehmen, es mochte elf Uhr in der Nacht seyn.

Diese Gesellschaft hatte ohnstreitig in Absicht der geistigen Unterhaltung und der Ungewohnenheit viele Vorzüge vor deutschen Gesellschaften, und man kann sie, wenn man sie durch die Erfahrung geprüft hat, mit gutem Gewissen zur Nachahmung aufstellen.

Ein
Nachmittag in Neapel.

Es war Sonntags den 28. März d. J., als ich nach Tische ausging, um einige Freunde zu besuchen. Ich hatte das Unglück, worüber der rechtschaffne Garve in Breslau sich oft soll beklagt haben, daß ich niemanden zu Hause fand. Das schöne Frühlingswetter hatte sie schon zum Genuß desselben irgendwo hingelockt.

Um es auch zu genießen, wandelte ich langsam nach dem Meer zu, las an der Ecke vom Theater St. Carlo die Comödienzettel, wurde von einem Pferde gestreift, indem ich weiter gieng, und mußte mich sehr hüten, als ich nicht unter das Kutschengedränge kam, denn es war ge-

nade sehr groß; erschrock gleich darauf vor einem wassersüchtigen Bettler, und kam übrigens ohne Unfälle auf dem Molo an.

Indem ich denselben hinunter ging, bemerkte ich einen alten Priester mit einer Glocke in der Hand, dem ein Haufen Volks nachfolgte. Er stellte sich auf etwas Schiffbauholz, das auf dem Molo lag, nahm seine Priestermitze ab, und sagte, seine Obern hätten ihn abgeschickt, hier eine Predigt zu halten. Das Volk nahm Mützen und Hüte ab, setzte sich auf das Bauholz um ihn herum, und er machte sich zu seiner Rede bereit.

Ich hatte schon oft einen solchen Straßenspredner beobachtet, aber zugehört hatte ich noch keinem. Jetzt war ich gerade nach einer solchen Predigt lustern. Ich nahm meinen Hut ab, setzte mich auf einen Mastbaum und hörte. Aber ich hörte etwas so elendes, daß sich kaum davon schreiben läßt. Ein Theil der Rede war gerichtet gegen — wer kann rathen? — Aber wer auch sehr gut rathen könnte, der würde doch nicht darauf kommen: gegen die Türken.

Diese könnten, sagte der Redner, singen, sie könnten tanzen, aber das *Ave Maria* oder das *Pater noster* zu beten, davon wußten sie nichts. Wie erschrecklich!

Das war schon ein giftiger Zug, der sich gleich dem Blute und Herzen gleichsam mittheilt; denn wenn der unwissende Pöbel so etwas hört, muß er nicht glauben, daß die wahre Religion im *Ave Maria*- und *Pater noster*-Beten besteht?

— — *Hic nigrae succus heliginis, haec est
Aerugo vera.*

Nach Verschwärzung der Türken kam er auf das Zeichen des heiligen Kreuzes, und fing an, dasselbe anzupreisen. *Ah che bello, bello segno*, rief er einmal über das andere aus, und machte seinen Zuhörern dies Zeichen wieder so heilig, als wenn ihr zeitliches und ewiges Glück davon abhinge. Ist es nicht jammervoll, wenn das arme Menschengeschlecht so irre geführt wird?

Um seine Lobrede auf das heilige Kreuz zu verstärken, machte er ein Gleichniß. Jeder Soldat, sagte er, hätte sein Zeichen, wir aber wären die Soldaten Gottes, sollten wir kein Zei-

chen haben? Aber nein, so kurz sagte er es nicht; er kleidete es in einen großen Schwall von abscheulicher altweiblicher Betedsamkeit ein, welche aber gerade auf einen Haufen, wie er ihn vor sich hatte, Eindruck machte.

Bald darauf kam er auf die Kaffeehäuser, verschrie sie, und stellte sie als Örter vor, wohin der Teufel die Menschen locke, um sie von Anhörung einer Predigt abzuhalten. Unter dem ganzen Haufen war, so viel ich bemerken konnte, keiner, der solche Häuser besuchte; wozu solches Geschwätz? Aber es ist, als wenn die Pfaffen recht darauf ausgingen, die Menschen auf Nebendinge in der Religion hinzulenken. Am Ende halt sich ein solcher Pöbel für heilig, wenn er auf kein Kaffeehaus geht.

Die Rede war ohngefehr in der Manier, wie im nördlichen Deutschland vor hundert Jahren, als Martin Scriver blühte, gepredigt wurde. So weit scheint man hier zurück zu seyn. Indessen will ich von diesem Stralsenpriester durchaus nicht auf alle Prediger in Neapel schließen, ich erzähle blos, was ich auf dem Molo horte.

Ich würde ihm vielleicht noch einige Zeit zugehört haben, wenn nicht die Sonne, die sich bis jetzt hinter einer Wolke verborgen hatte, wieder hervorgekommen wäre. Ihr wollte ich mich mit entblößtem Haupte nicht aussetzen, setzte meinen Hut auf und ging fort. Gegen dem Priester über, auf dem Molo, stand ein Quacksalber, der auf einer Tafel schriftlich und auch mündlich seine Wzaren anpries. So wenig der Charlatan indessen auch von der Medicin verstehen mochte, so bin ich doch überzeugt, daß seine körperlichen Arzneien heilsamer waren, als die geistlichen des Pfaffen.

Ich ging den Molo weiter hinunter, und bemerkte am Ende der Quermauer, die ihn vom Meer abschneidet, ein Kriegsschiff im Hafen. Dies Schiff hatte ich schon einigemal von weitem über die andern hervortragen sehen, und man hatte das Gerücht ausgesprengt, es sey bestimmt, den König nach Barcellona zu führen, um mit seinem Bruder zu reden, und mit der spanischen Prinzessin, die zur Gattin des Kronprinzen bestimmt ist, nach Neapel zurückzukehren.

Ich stieg dicht an der Quermauer, welche an einer Seite den Hafen einschloß, an das Meer hinunter, und ging langs der Mauer fort auf einem Wege von Quadersteinen, auf welchem ich eine Menge von Schifferath und Mastbäume, viele metallene und eiserne Kanonen mit ihren Lavetten, Chaluppen, die man aufs Trockne gezogen hatte, Scilo u. s. w. Besonders fielen mir einige Schiffsanker von ungeheurer Größe auf. Der Stiel davon war mindestens sechzehn Fuß lang, und unten, wo die Haken daran sind, einen Fuß dick. Dies ist ein sehr ansehnlicher Balken, besonders wenn er von Eisen gearbeitet wurde, wo alles noch weit größer erscheint. Die beyden dreyeckigten Flügel zu dem Bogen des Ankers waren so groß, wie Tische, und die Sehne dieses Bogens enthielt gewiß zehn Fuß.

Ich mochte eine Hoffnung sehen, die zu diesem Anker paßte; sie mußte mindestens so groß seyn, wie der Coloss zu Rhodus.

Indem ich unten an dem Hafen fortging, riefen mir viele Marinaro's zu, ob ich nicht auf

dem Meer spazieren fahren wollte; andere luden mich ein, mit nach St. Lucia, (einem entfernten Theil der Stadt am Meer) und noch andere, an das Kriegsschiff zu fahren. Ich hatte zu nichts von allem diesem Lust, und begnügte mich für heute bloß, dies letzte von außen zu betrachten. Auch dieser Anblick war der Mühe werth.

Das Schiff, das man erst frisch mit schwarz und blaßgelb angestrichen hatte, schien völlig neu und eben aus der Hand des Erbauers hervorgegangen zu seyn. Selbst die Stopfel auf den Mündungen der Kanonen hatte man angefaßt. Diese Neuheit war das erste, das bey dem Schiffe auffiel, und es vor allen andern im Hafen auszeichnete. Nachst dem liefs es dieselben an Gröfse, an Höhe, an Zierathen und an Zahl der Kanonen zurück.

Da es mit der Quermauer des Molo parallel lag, so konnte man die Gröfse desselben bequem überschauen. Es giebt wenig Häuser auf dem Lande, die eine so breite Vorderseite haben, als die Flanke des Schiffs darbot. Drey Reihen Kanonen waren darin über einander an-

gebracht, wovon die beyden untersten aus geöffneten viereckigten Klappen hervorsahen, die oberste Reihe aber lag auf dem Verdeck. Das Schiff ragte obengefähr so weit aus dem Wasser hervor, als ein Haus von zwey Stockwerken bis an das Dach Höhe enthält, und die Gröfse desselben liefs sich vorzüglich dann bemerken, wenn man die Menschen, die daran herumfuhren oder hinaufstiegen, mit der ungeheuren Masse des Gebäudes verglich.

Es war bis auf die Segel ganz aufgetakelt, und jeder Mast hatte also drey Bäume über einander, wie gewöhnlich grölse Schiffe haben; dadurch bekam es eine Thurmhöhe. Der Leuchthurm auf dem Molo ist bey weitem nicht so hoch, welches man besonders in der Entfernung bemerken kann.

In der mittelsten Reihe waren 15 Kanonen, also 30 um das ganze Schiff her, aufer die in der obersten und untersten Reihe. An der Hinterseite stand der Name des Schiffs: *Archimede*; am Vordertheil aber sah man eine kolossalische Figur in weißem Gewande und mit einem großen

Bart, die wahrscheinlich den Archimedes vorstellen soll. Am Hintermast wehte eine große neapolitanische Fahne.

Indem ich noch mit Betrachtung dieses schönen Gebäudes beschäftigt war, sah ein französisches Schiff, das ich an der rothen, weissen und blauen Flagge erkannte, und das außerhalb des eigentlichen Hafens lag, drey Schüsse. Es mußte im Begriff seyn, abzusegeln, denn es wimmelte eine Menge von Boten um dasselbe herum, man horte Musik; und alles schien lebendig auf dem Vordeck zu seyn.

Bey diesem Spaziergange entdeckte ich übrigens etwas, das ich noch nicht gewußt hatte, daß man nemlich unten am Molo rings um denselben herumgehen kann. Dieser Weg ist freilich beschwerlich, denn nach der Seite des offenen Meers zu liegen große Felsenstücke, an welchen sich die Wut des Meers brechen muß, um den Damm nicht zu beschädigen, und auf diesen muß man herumklettern; aber man wird dafür durch die freye Aussicht auf den Veauv, auf das Vorgebirge der Minerva, auf die Insel

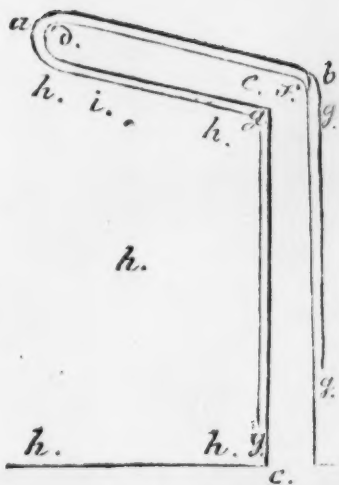
Capri u. a. w., die auf dem Molo selber durch die Quermauer unterbrochen ist, entschädigt.

Um eine etwas deutlichere Übersicht des Ganzen zu haben, füge ich eine Zeichnung vom Molo bey, so weit sie sich mit Linien und Buchstaben angeben läßt.

In *a*, *b*, *c* ist der ganze Molo, der einen etwas stumpfen Winkel bildet. Man stelle sich ihn rings um mit Wasser umgeben vor, außer in *c*, wo er mit der Stadt zusammenhängt. Auf *d*, *e* ist die Quermauer, welche die Aussicht beschränkt; in *f* ist der Leuchthurm, der ohngefähr 130 Fuß hoch seyn mag; *g* *g* ist der Weg unten am Molo, worauf die vielen Kanonen und Anker lagen; in *h* ist der eigentliche Hafen, der beständig dicht mit Schiffen bedeckt ist; in *i* ohngefähr lag das Kriegsschiff; nach der Richtung von *h* sieht man den Vesuv und Somma, jenseits des Meers in einer Entfernung von ohngefähr einer deutschen Meile; in *l* ist die Spitze vom Vorgebirge Minervae, in einer Entfernung von 5 deutschen Meilen; in *m* die Insel Capri, 7 Meilen entfernt.

ℓ. m.

κ



Ich glaube, daß man nun eine ziemlich anschauliche Vorstellung von der Lage des Molo hat.

Als ich mich hinlänglich an dem Kriegsschiffe und an der schönen Aussicht gesättigt hatte, kehrte ich oben auf den Molo zurück. Was mußte ich erblicken? Der Pfaffe predigte noch, oder vielmehr, der Soldat Christi war noch unter den Waffen, um gegen die Turken, gegen den Teufel und gegen die Caffechäuser zu streiten. Hat man je einen ärgern geistlichen Donquichot gesehen? Wenn er doch lieber gegen eine Windmühle gekämpft hätte!

Ich ging geschwind vorüber, um die wirkliche Irreligion, die dieser Mann predigte, nicht mehr zu hören, und befand mich bald auf dem Largo di Castello. Von ohngefähr bemerkte ich, daß das Schauspiel im Theatro St. Carlino, das hier in einem Winkel verborgen ist, anfing, und giog l'incin. Es wurde ein Stück gegeben unter dem Titel: *Lo sbarco degl' Austri-
liani nell Africa, con la presa di Centa.*

In diesem Stück war viel militärischer

Prunk, und hatte ich eben einen geistlichen Soldaten gesehen, so sah ich hier eine Menge weltlicher, bis zu den Zimmerleuten herab. Übrigens kam in dem Stück vor: eine Landung, und zwar mit einem Schiffe, auf welchem ich nicht bis zum Pausilippo hätte fahren mögen, ferner zwey Gefechte, die Einnahme einer Festung, einige bedrängte christliche und türkische Schönen, ein Muselmann, der im Begriff ist, gespießt zu werden, ein Cadi, der am Ende der Sündenbock seyn muß, eine Procession von gefangenen und siegenden Kriegern, alles dies, und noch weit mehr, kömmt darin vor; demohingeachtet waren meine Nachbarn unzufrieden, daß nicht auch der Pulcinell darin vorkam, denn dieser ist ihnen gleichsam das Salz bey einem theatralischen Gericht.

Zu meiner Bewunderung bemerkte ich, daß in dem Stück die Religion, so wie die Sitten der Türken, recht *con amore* lächerlich gemacht wurden, und daß die Schauspieler es mit Fleiß darauf anlegten, mehr noch, als der Dichter ihnen an die Hand gab. Besonders arg machten

sie es bey den religiösen Ceremonien, wo sie die Turken den Mond auf eine höchst übertriebene Art anbeten ließen. Ich mag in keinem türkischen Schauspiel seyn, wo man Repressalien gebraucht.

In Deutschland vertragen wir uns besser mit den Turken. Iffland hat ein Schauspiel mit Gesang geschrieben, Achmet und Zenide, worin die Turken im Gegentheil recht edel und groß erscheinen. Hier hat man diese Gäste näher, und versäumt keine Gelegenheit, ihnen etwas anzuhängen. Aber in unserm sublimarischen Europa soll es immer so gehen; man soll sich darin besser mit den Huronen, mit den Hottentotten und Otaheiten, als mit seinen Nachbarn vertragen.

Vor dem letzten Act ward das Stück *Socrate imageraire* angekündigt, und zwar mit Bitte um Nachsicht.

Als ich nach der Einnahme von Ceuta, und nachdem Hymen seine Fackel geschwungen hatte, wieder an die freye Luft kam, brach eben
die

die Nacht an, und ich ging zu Hause. Ich glaube, meine Leser werden nicht unzufrieden damit seyn, nachdem sie einen so langen Weg mit mir gemacht haben. Indessen werden sie daraus sehen, wie man sich in Neapel gleichsam nur seinem Genius zu überlassen braucht, um durch die mannichfachen Gegenstände, die sich hier darbieten, Unterhaltung zu finden.

Was sind die Lazzaroni?

Ich möchte auf diese Frage eine ganz kurze Antwort geben: es sind die brüllenden Löwen von Neapel. — Die brüllenden Löwen? — Allerdings! Sie gehen auf den Straßen von Neapel brüllend, gleich Stieren, Löwen und Bären umher, und suchen zugleich, wo etwas zu verschlingen ist.

Aber ich muß mich deutlicher erklären. Die Lazzaroni oder Lazzari sind nichts anders.

als ein roher, unwissender, wild aufgewachsener Volkshaufe, der sich auf irgend eine Art zu nähren sucht: durch Verkaufen, durch Lasttragen, durch Betrogen, durch Botenlaufen, durch irgend einen Dienst, den sie jemandem erweisen.

In Deutschland hat man in mehreren Rücksichten einen ganz falschen Begriff von ihnen, und vorzüglich, wenn man glaubt, daß es Müßiggänger sind, die an den Straßen herumliegen, und sich mit nichts beschäftigen. Dies ist nur ein sehr kleiner Theil von ihnen, denn sie haben einen guten Lehrmeister, der ihnen Anweisung giebt, sich mit etwas zu beschäftigen, und dies ist ihr Magen; dieser fodert das Seinige so gut in Neapel, wie in irgend einem andern Theile der Welt.

Der größte Theil von ihnen beschäftigt sich damit, Lebensmittel in der Stadt umher zu tragen und zu verkaufen. Sie tragen einen großen Korb mit Waaren allerhand Art auf dem Kopfe, und zu denselben kommen die Neapolitaner, wie die Vögel zu den Körben des Beckers vom Tharao, um daraus zu essen. Man findet darin Fi-

sehe aller Art, Fleisch, aber nur von der schlechtesten Gattung, z. T. Caldaunen, Schweinsohren, Ochsenlebern, ferner nach der jedesmaligen Jahreszeit, Äpfel, Birnen, Feigen, Kirschen, Erdbeeren, Pomeranzen, Citronen, Maulbeeren, Weintrauben, Kohl, Salat, Rüben, Bohnen, Schoterbsen, kurz alle Arten von Früchten und Gartengewächsen, auch wohl Brod und Rosinen. Alles dies holen sie aus den Gärten, Fleischbänken, oder vom Meer, und suchen ihren Gewinn beym Verkauf.

Dies sind die eigentlichen brüllenden Löwen, deren Stimme in hundertfacher Art durch die Straßen erschallt, und die durch die lange Übung gleichsam eisern geworden ist. Sie überschreien das Getöse der Stadt, und würden den Donner überschreien. Vor meiner Wohnung ging im letzten Winter gewöhnlich des Morgens ein Kerl vorbey, der gekochte Kastanien zum Frühstück ausrief. In meinem Leben habe ich keine so schmetternde, eiserne Stimme vernommen. Hätte Homer diesen Kerl seine Kastanien ausrufen hören, er hätte den schreienden Ares nicht mit

zehntausend andern schreienden Männern, er hatte ihn mit diesem einzigen verglichen. Ich habe diesen Kerl einigemal darauf angesehen, und seine Brust ganz braunschwarz und mit Haaren bewachsen gefunden.

Eine andere Art von Lazzaroni's sind die Fachini. Diese tragen auch einen Korb mit allerhand Lebensmitteln auf dem Kopfe, aber sie gehören nicht ihnen. Wenn nemlich jemand einzukaufen durch die Strafsen geht, so bieten sich ihm die Fachini mit ihren Körben an; er wählt einen davon und läßt seinen Einkauf von ihm zu Hause tragen. Besonders thun dies die Köche in großen Häusern. Auch wenn man übrigens was zu tragen hat, etwa Möbeln, Koffer, Reisegepäck, so sind die Fachini die eigentlichen kompetenten Zunftgenossen dazu. Sie halten sich gewöhnlich an irgend einer Straßenecke auf, die sie gleichsam in Besitz nehmen, und hier kann man denn immer den bekannten Kerl wiederfinden.

Eine dritte Art der berühmten Lazzaroni nennt man Mondezari. Diese finden in dem Un-

Unrath auf den Strafsen ihren Lebensunterhalt, indem sie denselben zusammenkehren, auf Esel laden und an die Gärtner als Dünger verkaufen. Sie sind eine große Wohlthat für Neapel, weil bey den jetzigen Polizeyanstalten die Stadt ohne sie in Unrath untergeben würde; so aber wird eine beständige Reinlichkeit unterhalten. Diese Mopdenari kommen auch in die Häuser, und holen den Kehrriht nebst anderm Abgang von Speisen und Früchten ab.

Eine vierte Art dieses Strafsenpöbels nährt sich auf allerhand Wegen, so gut es gehen will. Einige sitzen an irgend einer Strafsenecke und flicken Schuh, andere laufen umher und kaufen altes Leder ein, denn hier geht kein Stück Schuhsole verlohren; noch andere sammeln Lathen, wofür sie das sogenannte Mannabrod geben.

So beschäftigen sich diese bekannten Menschenkinder, von denen man in Deutschland sehr irrig glaubt, daß sie den ganzen Tag müßig an den Strafsen liegen. Die dies thun, machen nur den niedrigsten und kleinsten Theil von ihnen aus. Sie wollen essen, sie wollen trinken, und

niemand bringt ihnen dies, wenn sie müßig da liegen.

Wenn man ferner in Deutschland den Wahn hat, wenn er fast in allen Schriften über Neapel verbreitet ist, als lebten diese Menachen unter freiem Himmel, als hätten sie keine Wohnung, und schliefen bey schlechtem Wetter in den Catacomben an Capo di Monte u. s. w., so ist dies noch weit irriger. Bloß der, der schnell durch Neapel reist, der eilend hintereinander das Merkwürdige dieses Orts kennen zu lernen sucht, der nicht Zeit hat, zu prüfen, der dem ersten Anblick nach oder von einzelнем Hörensagen urtheilt, kann so etwas verbreiten. Es ist durchaus falsch, und man braucht nur einen Blick auf die Wetterbeobachtungen des letzten Winters zu werfen, um es als falsch zu erkennen. In einem Klima, wo es oft ganze Wochen hinter einander regnet, und wo die Nässe sehr schädlich ist, wo es monathe-lang so kalt werden kann, daß man recht gut Caminfeuer, und selbst einen Ofen trägt, wo es fast jeden Winter schneiet, und der Schnee schon einmal vierzehn Tage liegen ge-

blieben ist, wo man oft des Morgens auf den Straßen einen Finger dick Eis findet, wo sich übrigens der Körper so gewöhnt, daß man bey 20 Gr. Reaumur sich ziemlich behaglich im Schatten befindet, und wo 2 Gr. über dem Eispunkt schon eine heftige Kälte scheint; in einem solchen Klima können die Menschen nicht das Jahr hindurch unter freiem Himmel bleiben, ohne zu erstarren, oder auf andere Art umzukommen.

Auch lehrt der Augenschein, daß dies nicht geschieht. Man gehe in der Nacht durch die Straßen von Neapel; wo liegen denn die *Lazzaroni*, wo ~~haben~~ sie denn ihre Lagerstätten? Dreyßig tausend Menschen, wie man ihre Zahl gewöhnlich angiebt, brauchen Platz, und es müßten in jeder Straße eine ganze Menge von ihnen liegen. Man kann lange danach suchen. In einer der volkreichsten Straßen habe ich wohl zu Zeiten einen schlafenden Menschen auf der Schwelle einer Kirchthüre liegen sehen, aber nur einen, und dies möchte wohl in London, Paris, Berlin auch kein Wunder seyn. Ich will selber zugeben, daß bey gutem Wetter einige hundert

arme Menschen die Nacht in Neapel auf den Straßen zubringen, aber mehr nicht.

Alle beobachtende Deutsche, alle unterrichtete Italiener, mit denen ich darüber gesprochen habe, betrachten die Sache als eine Fabel, und lachen darüber. Wer sechs Monathe in Neapel ist, lacht mit ihnen, nur müssen es keine sechs Tage seyn. Neapel ist ein sehr großes Buch; wer den Inhalt davon etwas kennen lernen will, muß lange darin studiren. Er darf es nicht schnell hinter einander durchblättern, und dann frisch weg seine Recension darüber niederschreiben. Das geht zur Noth mit einem Roman, aber nicht mit einer so ungeheuren Stadt, zumal, wenn viele Seiten in dem Werke geheim gehalten werden, und vieles nur nach einer langen Beobachtung entdeckt werden kann.

Es haben viel respectable Männer, und einige unter ihnen mit Scharfsinn und Kenntnissen, von Neapel geschrieben; aber ich habe auch nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, schon so viel irrige Meinungen in den Schriften über diese Stadt entdeckt, daß ich ein Buch

schreiben könnte, wenn ich sie alle berühren und widerlegen wollte. Um zu wissen, wie man in Neapel lebt, muß man hier leben, und nicht durchreisen; man muß hören, sehen, schmecken und fühlen, und alles dies sehr oft wiederholt, ehe man etwas Genaueres und Wahres bestimmen kann.

Was die Zahl der Lazzaroni betrifft, so laßt sie sich unmöglich genau angeben. Wer mag zählen, wie viel Straßenpöbel in einer so ungeheuren Stadt ist? Auch haben sie ihre Abstufungen, wie man aus ihren oben angeführten Geschäften sehen kann, und die höchsten von ihnen schließen sich unmittelbar an den Handwerkstand, oder fließen vielmehr mit demselben schon zusammen. Wer will hier eine Grenzlinie ziehen? Indessen mögen wohl 30000 Ketts in Neapel seyn, die kein Eigenthum und kein bestimmtes Geschäft haben.

Von ihrer Kleidung scheinen sie den Namen zu haben. Sie ist zerrissen, schmutzig, voll Ungeziefer, das sie sich ohne Scheu auf den Straßen absuchen, und keinen Anstand nehmen, sich

dabey zu entbloßen. Gewöhnlich gehen sie barfuß, auch im Winter.

Ob sie ein Oberhaupt, oder gar einen König haben? Mit eignen Augen laßt sich in Neapel nichts davon entdecken, und man hört auch von einer solchen Majestät nichts. Sie machen keinen Staat im Staate aus, denn sie bestehen aus einem zerstreuten Volk, das keine Verbindung unter einander hat. Indessen kann esseyn, daß in manchem District der Stadt einer von ihnen allmählig mehr Ansehen bekömmt, als die andern, und daß dann ein Theil von ihnen, wenn etwas auszumachen ist, zu ihm seine Zullucht nimmt. So, sagt man, habe ein Capo der Lazzaroni in Palermo den König angetreten, habe ihm die außerordentliche Kleinheit des Brods gezeigt, und um Herabsetzung der Getraidepreise gebeten.

Was den Character dieser Menschen betrifft, so kann er unmöglich gut seyn. Ein Volk, das ganz in der Wildheit, ohne die mindeste Erziehung, ohne den kleinsten Unterricht, aufwächst, das in der Jugend, wenn die Eltern es strafen wollen, sogleich die Flucht nimmt, und sodann

mit Steinwürfen von ihnen verfolgt wird, das bey reifern Jahren nur an Erwerb, an Ueberschuldung, an Schacher denkt, das überdies statt aller Religion, einen dunkeln Aberglauben, und einige äußere Ceremonien hat, ein solches Volk kann sich ohnmöglich nur zu dem ersten Grade von Herzensgüte oder Edelmuth erheben, es muß, bey aller Anlage, roh, ohne Gefühl, ohne Menschlichkeit bleiben.

Dies ist geschehen, und die guten Züge möchten sehr sparsam bey ihnen zu finden seyn. Wenn man vollends sich von den Abscheulichkeiten erzählt läßt, die sie in den Zeiten der Revolution begangen haben, so erscheinen sie in dem schwärzesten und scheußlichsten Lichte. Sie tragen Körbe auf dem Kopfe, wie jener Mundbäcker des Pharao im Traum that, und es ist gewiß, daß viele von ihnen verdient haben, auch in seinem nachherigen Schicksal ihm ähnlich zu werden.

Lutherische Nachtmahlsfeier

in

Neapel.

Der erste May d. J. war für viele hier befindliche lutherische Einwohner ein merkwürdiger Tag, und besonders für die, welche schon seit langer Zeit hier sind. Ein schwedisches Kriegsschiff, worauf ein lutherischer Prediger sich befand, war in den Hafen eingelaufen. Dies scheint nichts besondres zu seyn, und ist es im Grunde nicht; aber die Umstände machten es hier dazu.

In dem großen Neapel nemlich, das nach den neuesten Zählungen 60000 Menschen enthält, ist keine evangelische Kirche, kein evangelischer Prediger, keine freie Religionsübung für

die Protestanten. Man erstaunt, aber es ist wahr. In Madrid, in Lissabon, in Rom, wo einst doch das Inquisitionsgericht herrschte, findet sich jetzt ein evangelischer Gottesdienst, in Amerika, in Asia, in Afrika, in allen Welttheilen steigen evangelische Kirchen empor, nur an dieser Spitze des cultivirtesten Welttheils ist keine zu finden.

Unter diesen Umständen läßt sich errathen, daß die Ankunft eines protestantischen Geistlichen hier von Wichtigkeit sey. Ich hatte den evangelischen Gottesdienst noch nicht lange entbehrt, und auch vor meiner Abreise noch einmal Theil an der erhabnen Gedächtnisfeier Christi genommen; aber es befanden sich evangelische Religionsbekenner hier, die in zwölf, in sechzehn, in zwanzig Jahren nicht hatten zum Abendmahl gehen können, und für diese war die Sache noch wichtiger.

Die erste Nachricht von der Ankunft des Geistlichen erfuhr ich von einem russischen Officier, erfuhr zugleich, daß die evangelischen Russen einen Tag bestimmen wollten, im stillen bey ihm zum Abendmahl zu gehen. Ich erbot

nich sogleich zur Theilnahme, und machte auch meinen evangelischen Freunden die Nachricht bekannt. Alle, die davon hörten, waren dazu bereit, und ein Sonnabend, der erste May, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt.

Da wir uns in keiner Kapelle oder Kirche versammeln konnten, so geschah es in dem Zimmer eines russischen Majors. Dies war auch deshalb gut, weil der Pöbel, der sehr abergläubisch und unduldsam ist, Unruhen hätte erregen können, wenn die Sache bekannt geworden wäre; unter dem Schutz der Russen, die um Erhaltung der Ordnung und Sicherheit willen hier sind, konnten diese desto leichter verhindert werden.

Um neun Uhr Morgens kamen wir zusammen, und bald nachher wurde der Prediger in einem Wagen von dem Schiffe geholt; denn die Entfernung vom Molo bis zu dem Hause des Majors betrug über eine italienische Meile. Er war ein Schwede von Geburt, und sprach nur sehr gebrochen deutsch; demohngeachtet hatte er eine deutsche Rede aufgesetzt.

Ein Tisch war unser Altar, ein längliches Zimmer unsre Kirche, und ein Sopha mit Stühlen unsere Logen. Der Prediger brachte Oblaten und Kelch vom Schiffe mit; zum Wein aber wurde Malaga gegeben, als der gewöhnlichste ausländische Wein. Da das Zimmer an der Straßenseite lag, so wurde nicht gesungen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und der Prediger begann die Feierlichkeit gleich mit einer Rede.

Höchst selten spricht ein Ausländer das Deutsche rein und wohlklingend aus; dies war also auch in dieser Abendspredigt nicht der Fall, und besonders verwandelte der Redende, wie gewöhnlich geschieht, das Ich am Ende in du. Demohngeachtet machte sie Eindruck, denn es war vieles darin zusammengetragen, wodurch das Abendmahl von einer würdigen Seite dargestellt wird, und ein rührender langsamer Vortrag gleich das Fremdartige der Aussprache wieder aus-

Ich mußte mehreremale meine Thränen zurückhalten, wenn mir einfiel, daß ein kleines Häuflein Protestanten, die alle einige hundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren,

hier im Stillen sich vereinigt hatten, ihre Andacht zu halten. Dies gab der Sache nach meiner Meinung mehr Rührendes, als wenn alles in einer großen lutherischen Gemeinde vor sich gegangen wäre.

Nachdem die Rede geendigt und Brod und Wein eingesegnet war, traten wir in einen Halbkreis zusammen, und der Prediger ging in demselben herum, um das Abendmahl zu verreichen. Er sprach dabey nicht ganz die Worte, die in deutschen lutherischen Kirchen gebräuchlich sind, sondern umgekehrt so: dieser Leib Jesu Christi, der für euch gegeben ward, gereiche eurem Leibe zur ewigen Seligkeit. Wahrscheinlich sind diese Worte in Schweden gebräuchlich.

Die Begehung dieses Abendmahls war mit uns so feierlicher, da ich auf meiner Reise häufige Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt hatte, daß das evangelische Christenthum die Menschen wirklich besser mache, indem es nicht so viel Anlaß giebt, durch äußere Dinge, durch mechanische Religionsübungen, durch Ceremo-

nien u. s. w. seinen Gottesdienst zu halten, sondern mehr auf das Wesentliche hinführt.

Es waren ohngefähr zwanzig Personen, die an der Feierlichkeit Theil nahmen: ein russischer Oberstlieutenant, ein Major, ein Hauptmann, einige Lieutenants und eine Anzahl Gemeiner. Vom Civil waren unserer nur vier, und zwar alle aus den nördlichen Gegenden von Deutschland, nemlich Kniep, ein Landschaftsmaler aus Hildesheim, Küster, ein junger Musiker aus Lappe-Bückeburg, Gustadt, ein Instrumentenmacher aus Braunschweig, und ich. Auch der dänische Consul Heipplin würde Theil daran genommen haben, wenn er die Nachricht davon nicht zu spät erhalten hätte.

Ich darf hier nicht unterlassen, meinen deutschen Religionsverwandten bekannt zu machen, daß es in Neapel viel evangelische Glaubensgenossen giebt, die nach einem lutherischen Gottesdienst verlangt, und die einen Geistlichen ihres Glaubens mit offenen Armen empfangen würden.

Die Gemeinde hieselbst ist freilich zu klein, um ihm hinlänglichen Unterhalt und Belohnung

für seine wichtige Pflicht zu geben; aber da das Schicksal so viele Deutsche nach Neapel führt, so ist zu hoffen, daß vielleicht auch ein ordinirter lutherischer Prediger von den erforderlichen Talenten, so wie von einigen Mitteln darunter seyn werde; bey seiner Anwesenheit würde sich dann alles besser einrichten lassen. Auf freie Wohnung, auf häufiges Speisen außer dem Hause, und manche andere Vortheile würde er gewiß rechnen können, und dabey die Beruhigung haben, ein sehr verdienstliches Werk für seine entfernten Glaubensgenossen zu stiften.

Neapel

in

Licht und Schatten.

Eine Epistel.

Du forschest, Freund, wie mir die neue Welt
 Am Pausilipp und am Vesuv gefällt?
 Welch Leben man, vom Cap Misen' umgrenzet
 Und von Minervens Bergen, führt?
 Wie hier am schönen Golf der milde Himmel glänzet,
 Und welchen Reiz der Erde Schoofs gebietet?
 Welch eine Farb' in diesem fernen Süden
 Der Erdensöhne Schicksal trägt,
 Welch Glück uns ward an Elmo's Fufs beschieden,
 Und welcher Schmerz uns niederschlägt?

Du fragst viel, o Freund! Von einer Sonne Strahlen
 Kann man die Wärme nicht, und nicht das Blendende mahlen
 Doch will ich dir, so viel ich es vermag,
 Farthasops in schwachen Zügen schildern.

Schon wird's in meiner Seele Tag,
 Schon seh ich mich umringt von mannichfachen Bildern,
 Die sich in dieser Welt in bunten Wirbeln drehn,
 Izt kommen und izt untergehn.
 Is, nenn' es eine Welt! Strapel heischt den Namen,
 Es trägt in sich zu einer Welt den Samen.

Das Höchste, Niedrigste, was gut und schlecht erscheint,
 Das Edle, Schändliche, das Gräßliche, das Schöne,
 Kurz, Höl und Himmel sind in dieser Welt vereint.
 Sechshundert tausend Erdensöhne
 Umklimmen Elmo's Felsenhang,
 Und sind die Spieler hier auf dieser weltten Scene
 Von Menschensturm und Menschendrang.
 Ein dumpfer Donner steigt mit Lachen, Weinen, Stöhnen,
 Mit Jammern, Aechzen, Flehn und jubelvollen Tönen,
 Am Vommero und Fauslipp empor,
 Und schlägt im wilden Sturm ins Ohr.
 Und niemand merkt darauf, daß dieser lachend stohet,
 Und jener mit Geheul um eine Gabe flehet,
 Daß dieser hier in grausen Wirbeln liegt,
 Und jener mit dem Stern auf stolzem Roste liegt.

Des Menschen Leben gilt hier einen blinden Heller.
 Ein Sterbender liegt vor dem Soller
 Des Marmorhauses da, und keinem gilt es ein,
 Sein Trost im letzten Schweiß zu seyn.
 Der Herr des Hauses geht mit Hunderten vorüber,

Der Sterbende bleibt in dem Fieber
Der Todesangst mit sich allein,
Und stirbt im hellen Sonnenschein.
Man trägt ihn fort zu einem weiten Grabe
Und stürzt ihn mit einer letzten Gabe
Von scharfem Kalk hißein, wie es mein Auge sah,
Und morgen sind von ihm nur noch die Knochen da.

Erhebet uns die dichtungswürdige Mine,
Komm, Freund, mit mir zu Carlo's großer Bühne!
Erholung brauchet Herr und Siam,
Komm zu Thaliens Tempel hin!
Zum erstenmal wird Scipio gegeben,
Und tausend Kerzen haben in der Nacht
Den Sonnenschein zurückgebracht:
Wir können hier den zweyten Tag verleben.

Bings um uns prangt der Menschen frohe Zahl,
Zum stolzen Fest geschmückt, in schimmernden Gewändern,
Und Scenen, die sich ewig ändern,
Euthüllen sich dem Blick im hellen Kerzenstrahl.
Der Welber Haupt ist ein gestirnter Himmel,
Die Diamanten glühn dicht in des Haars Nacht,
Und Saphir, Amethyst, Rubinen und Smaragd
Umwittern unsern Blick in feurigem Gewimmel.
Doch weit noch überstrahlt der Augen mildes Glanz
Das blinkende Geschmeid', und in dem Rund bis oben
Ist rings umher ein heller Sternenkranz
Von Schönheit und von Reiz gewoben.

Die Harmonie beginnt, der Vorhang rauscht empor,
 Es thut sich auf ein schimmerndes Gehirde,
 Rom oder Griechenland im Bilde
 Geht schnell vor unserm Blick hervor.
 Ein Held erscheint, fassiellos Töne,
 Vermählt mit menschlichem Gesang,
 Erfüllen die erhabne Scene
 Mit Melodie und Zauberklang.
 Und eine große That, die einst die Vorwelt schaute,
 Geschiehet noch einmal, zum Ideal erhöht,
 Und Tempel gehn hervor, die einst Athen erbaute,
 Mit ihrer Götter Majestät.

Das Ohr ist satt vom Nachtigallenstimmen,
 Und von der Saiten Harmonie;
 Ein Weib beginnt im Tanz daher zu schwimmen,
 Der Venus ihren Gürtel lich.
 Ein schimmernd Heer von Männern und vom Weibern
 Schwebt rings um sie, wie Blüthenduft,
 Die Seele spricht in ihren schönen Leibern,
 Wo Hand, und Fuß, und Blick entzückt Gedanken ruft.
 Vom Himmel ist herab ein reizend Volk gestiegen,
 Das von der Ketten Last, die uns am Boden band,
 Mit Zauberkraften los sich wand,
 In seelenvollem Tanz auf Erden sich zu wiegen,
 Das Auge wird berauscht, die Lippen werden stumm,
 Die Seele führt Elysium.

Bist du genug gestärkt? Nun Freund, nun komm

von hinnen,

Ein neuer Pfad ist zu beginnen:

Wir müssen durch Nothpeil gehn,

Und mit dem Licht zugleich die Nacht des Schattens sehn.

Siehst du dies Weib, mit bleichen Zügen,

Wie nur der Tod sie hat, am feuchten Boden liegen?

Siehst du den Strom von Blut, der aus dem Munde fließt,

Und purpurn über Wang' und Busen sich ergießt?

Siehst du der Kinder Schaar mit jammervollem Flehen

Um die entseelte Mutter stehen?

Du bebest, Freund? Warum? Sieh doch die an-

dern an!

Wer achtet auf das Weib, wo ist der edle Mann?

Schau auf die Sterbende! Du mußt es alles wissen,

Dein Herz zerrißt ich gern, denn meines ward zerrissen:

In meinen Adern quoll die Bitterkeit empor,

Und strömt durch Worte nun voll Vermuthasinn hervor.

Du darfst den Blick nicht von dem Weibe wenden,

Viel lernest du von dieser Scene hier,

Denn sieh, ein Räthsel zeigt sich dir.

Schau hin, und laß mich ganz vollenden!

Das Weib ist jammervoll, doch dieses Angstgeschrei

Der Kinder um sie her, und diese blut'ge Quelle,

Und dieser nahe Tod ist schwarze Gaukelei.
Oft liegt sie sterbend da an eines Hauses Schwelle,
Und blüht und erblicht, und stirbt allm'lig hin.
Warum? Sie sucht der Bettelei Gewinn.
O weh, wie tief sind wir gefallen,
Beginnt uns hier das Herz vor Mitleid erst zu wallen.

Sprich, was ist schrecklicher, ob's schwarze Gaukelei,
Ach, oder bange Wahrheit sey?
O, schrecklicher ist die erfundene Scene;
Sie härtet das verletzte Herz
Selbst für die jammervollsten Töne,
Und für des Bruders tiefsten Schmerz.
Du kennst die Folgen bald von dieser Lehre sehen:
Beim wirklich Sterbenden lernt man vorübergehen,
Der Nichte bindet kein Gewand,
Der Halbverhungerte verschilt das Herz von Eisen.
Er liegt bey einem Berg von Speisen
Dicht an des Hungertodes Rand,
Mit dürrn Schalen in dem Munde,
Und stirbt dahin in einer bangen Stunde.

Das Schrecklichste, das nur zu finden ist,
Von Krankheit, Wunden, Schmerz, von Aussatz, Elter-
beulen,
Von Schiden, die kein Arzt mag heilen,
Das siehet täglich hier der glaubenvolle Christ.
Was thut er? Seht, er kniet vor einem Heiligen nieder,

Und schenket Kerzen ihm, und ehrt ihn in der Nacht
Durch theurer Feuerwerke Fracht,
Und hülflos blieben seine Brüder.
Religion ist hier ein züfres Schattenspiel,
Durch Pfaffen weit verrückt von dem erhabnen Ziel,

Komm, Freund, wir müssen uns erholen,
Bind' Hermes Flügel an die Sohlen,
Und sang mit mir zu Elmo's Hoh'n,
Um die Natur und Kunst in ihrer Fracht zu sehn.

Wir stehen da. Erhebre die Gehehrde!
Wir sind am schönsten Ort der Erde,
Und was die Welt Erhabnes, Großes hat,
Das liegt verbreitet hier um diese Königstadt.
Auf dieser Zinne steigt kein sterbend Winkeln,
Kein banger Flehn zu unserm Ohr,
Es geben Berg', und Meer, und Felsen, Eben, Inseln,
Und Vorgebirg' und Wald vor unserm Blick her vor.
Hier schwillt die Brust von reinen Lüften,
Wir fühlen uns dem Himmel nah,
Und im verschönenden ätherisch blauen Düften
Liegt weit umher die Muttererde da.

Hoch steigt Ischia zur Rechten aus den Fluten,
Ein steiler Gipfel ist, doch seine Höhen bluten
Den reinsten Nectar aus, und Ceres giebt im Thal,
Fomona giebt mit ihr ein reiches Göttermahl,

Siehst du an ihrem Fuße den Arm ins Meer sich
grecken?

Siehst du Misenens Cap am großen Wasserbecken?
Das Land ist heilig dort, der hochbesungne Mann
Aeneas kam allda mit den Gefährten an.
Hier ist Elysium, hier schwimmt Charons Fachen,
Hier öfnet Cerberus den weissen Höllenrachen,
Hier wohnt die Sybill, hier ist Misenus Grab,
Hier stieg Anchises Sohn zur Unterwelt hinsab.

Doch wende deinen Blick von diesen heiligen Auen,
Ringe um sie her ist noch des Großen viel zu schauen.
Es bent sich Procida und Nisida uns dar,
Die weissen Flecken dort sind jene Solfatar,
Sind jener ausgebrannte Krater,
Der Fruchtbarkeit und der Verwüstung Vater.

Uns näher ist des Auges Ziel,
Der Fauslipp mit freundlichem Gesichte,
Ein Stück, nach Sannazars Gedichte,
Vom Himmel, das zur Erde fiel.

Dicht vor uns sehen wir die Stadt den Berg er-
klimmen,
Und fast erklimm sie ihn bis zu dem Gipfel schon.
Hier hört man jenes Meer von Stimmen,
Von Weh und lauchzen nur im dumpfen Donnerton;

Freund, sieh die Riesen an, auf Ebenen und auf Höhen!
Nein, solche Stadt hat nie dein trunkner Blick gesehen!

Nun blicke weiter noch hinaus,
Und schau nach Süden hin in das unendlich Leere.
Doch nein, es steigt aus dem Meere
Die Insel Capri auf des Golfes Felsenhaus,
Und überall sieht man das große Wasserbecken
Mit hochgeflügelten Fallästen sich bedecken.
Das Meer ist hier bewohnt, wie eine weite Flur,
Die Häuser schwimmen drauf und blau ist die Natur.

Wir wenden jetzt den Blick zu dem erhabnen
Bilde,

Das uns zur Linken prangt. Was ist die Ebene hier?
Ein lichter Wald; o nein! Ein weites Fruchtefeld?
Auch nicht! — So ist's des Weinstocks Lustrevier! —
Auch dieses ist es nicht, und doch hast du gerathen;
Freund, es ist alles dies, es werden große Thaten
Durch die Natur gethan. Am Boden sproßt die Frucht,
Und darüber steigt empor in abgemessnen Räumen
Ein schlankes Heer von Pappelbäumen,
Das seinen Sitz hoch in den Lüften sucht.
Dazwischen ziehet man von einem Baum zum andern
Des Weinstocks schöne Reben wandern,
Und dreifach spendet die Natur
Hier ihre Gaben aus auf stark ein'gen Flus.

Reich sind die Ebenen, und prachtvoll sind die Höhen;
Sich jene beyden Rinsen strecken,
Und sprich, ob unser Blick was Größers schauen kann!
In jenem, der den weiten Eichen
Am Golf erhebt, als brüllte er laut den Himmel an,
Erlickst du den Vesuv, den feuerpröden Drachen.
Doch schallt der Löwe fort, und aus dem weiten

Rauch

Erheben sich nur schmale weißen Rauch.
Wird seine Wut von neuem einst beginnen,
Dann flucht, ihr Sterblichen, wie scheues Wild, von
Hängen!
Schon lange sammelt er sich eine Hölle ein,
Und schrecklich wird sein Ausbruch seyn.

Zu seiner Rechten steht der Somma, rings von
Felsen,
Von Wald, von goldner Saat und stillem Meere um-
geben,
Gleich einem Berg, i sonstrer Art;
Einen Frieden und den Krieg hat die Natur gepaart.

Und hinter diesen Bergen schon
Wir jene weitherrichten Höhen,
Auf denen steht Minervens Tempel Wand,
Und wo Sorrento liegt, es ist ein heilig Land.
Die Städte ist leicht der Fuß von diesen Bergen;
Sie schlammern hell daher, doch gleichen sie den Zwergen,

Die unter Niesen stehn. Vor allen trägt die Spitze
Der Gauro stolz empor, und von dem hohen Sitze
Schaut man zum Krater selbst, in das weit offne Grab
Des schrecklichen Vesuva hinab.

Hoch sind die Berge hier, doch höher sind die
Spitzen,

Die dort von weitem her im Sonnenstrahle blitzen;
Bis in den schönen Lenz sind sie mit Schnee bedeckt,
Weil sich ihr graues Haupt bis zu den Wolken streckt,
Es ist die Kettenreih' der stolzen Apenninen,
An deren Stirn nur seltne Krater grünen;
Doch mildern sie die Glut, die hier der Sommer schafft,
Und des Scirocco's wilde Kraft.

Ist noch ein Ort auf unsrer welten Erde,
Wo man so viel Erhabnes schaut,
Trägt die Natur noch sonst die reizende Gebährde,
In welcher hier der Morgen thaut?
Nein, Freund, nur selten ist ein solcher Kranz zu finden,
Wie hier ringum das Meer, und Berg' und Thäler
winden.

Hast du genug geschwelgt? O schwelge dich recht
satt,

Denn gleich mußt du mit mir hinuntersteigen
Zum Abgrund unsrer Königstadt.
O dürft' ich doch den Abgrund dir nicht zeigen!

Hast du Gefühl auch für der Thierwelt Fein,
So flieg, als wollt' auf schönen Triften
Ein Natternheer dir deine Luft vergiften,
Und geh nicht in Neapel ein.
Dort sind der Menschen viel, die sich an Martern laben,
Die in der Brust kein Herz und kein Erbarmen haben.

Sieh dieses Ross, einst seines Reiters Lust,
Vor dem beladenen Karren stehen:
Hast du was Schrecklichers gesehen?
Erhebe dein Herz nicht tief in deiner Brust?
Bedeckt ist dies Geripp mit tausend frischen Wunden,
Die schimmern blutig roth im schwarzen Haar daher,
Ein Maras der Thierwelt ist gefunden,
Ein Jammerbild, ein Martyrer.
Zerissen ist die Brust, zerfleischt der ganze Rücken,
Am Körper ist kein Glied, das keine Wunden hat;
Und solche Greuel muß die fromme Christenstadt
In ihrem weiten Schooß erblicken?
Ist denn kein Richter da, ist kein Erbarmter mehr?
Nicht Alles bis zum jüngsten Tage
Für jenes letzten Richters Wage,
Und ist der Menschen Brust denn ganz von Mitleid leer?

Erschein', o Tod, mit deiner scharfen Spitze,
Und führe schnell dies wandelnde Gerippe
Zur Klage vor des Richters Thron!
Seit Jahren blutete, seit Jahren starb es schon.

Und solcher Wesen sind hier tausende zu finden,
Die unter Mattern sich vor ihren Treibern winden.
Sieh jenes Saumroß an: entkräftet liegt es da,
Zerschmettert von der Last, und scheint dem Tode nah.
Doch martern sie es noch mit ungeheuren Schlägen,
Und sehn erbarmungslos sein Blut am Boden kichen.
Es mühet sich umsonst, es will sein Helfer sehn,
Und runder wird das Knie, und größer seine Pein.

Auf, Freund, auf! Riehn wir schnell von hinnen!
Allein wohin? Was seh' ich dort beginnen?
Ein Metzger hängt eine Zahl
Von Ziegenlammern auf an einen scharfen Stahl.
Er laßt mit kaltem Blut ihn durch die Sehnen dringen,
Er sieht gedankenlos den Quell von Blut entspringen;
So hängen sie verwundet nun,
Bis er die Zeit gewinnt, bequem sie abzuthun.
Kann unser Herz, kann dies der Blick ertragen?
Wir eilen schnell von diesem Henker fort;
Allein welch Schreien tönet dort?
Sieh, eine Henne wird erschlagen.
Erschlagen? Nein, so schnell erdödet man hier nicht,
Die Thiere trifft ein härteres Gericht.
Ein Schlag, ein kleiner Schnitt, dann rupft man ohne
Erbarmen
Das Thier lebendig ab, und hört das Schreyn der Armen
Gelassen an. Es ist schon Brast und Rücken bloß,
Und noch empfängt das Thier nicht seinen Todestof.

Nun sprich dem Henker von Erbarmen,
Von Mitleid gegen Thiere vor.
Er weiß nicht, was du meinst, und leiht dir kaum sein
Ohr;
Kein Mitleid kann sein Herz, nur Geld kann es er-
warmen.

Hinweg aus dieser Strafen Grab!
Wir wollen hin zu offenen Plätzen eilen.
Sieh, eine Heerde kömmt am Strande dort herab,
Bei diesem Anblick kann das Auge froh verweilen.
O weh! Ein Lamm verirrt sich schern von seinem Ort;
Der Treiber schlägt es hart, es irrt noch weiter fort.
Er folgt. Wir möchten gern dem Treiber bittend sagen,
Das arme Lamm nicht mehr so hart zu schlagen.
Er aber wird vor Zorn im ganzen Antlitz roth,
Er schlägt's voll Wut, er schlägt's vor unsern Augen
tode.
Es sinkt entseelt zur Erde nieder,
Er hebt's empor, es soll von neuem aufrecht stehen;
Allein das Haupt ist schlaff, und blutig sind die Glieder,
Es wird nicht mehr mit seiner Heerde gehn *).

Gefähr

*) Ich glaube zur Ehre meiner deutschen Leser,
daß viele von ihnen die obigen Züge für übertrieben
halten, und sich nicht davon überzeugen werden; aber
ich muß ihnen diesen edlen Irrthum rauben. Alles
obige

Gefällt dir dieses Volk im Sünden?

Was man so oft von einem Volk begehrt,
Ist ihm in vollem Maße beschieden.

Sieh, Freund! es ist unangeklärt,

Es ist unwissend, roh, es kennt nicht seine Pflichten,

Es kann nicht gegen Gott, noch Menschen sie ent-
richten,

Nicht gegen das verlaßne Thier,

Die Menschen sind das Vieh, das Vieh ist menschlich
hier.

Voll Reiz ist die Natur, doch sind die Menschen Sünder,

Die beste Mutter sieht sehr oft die schlimmsten Kinder;

Den Teufeln ward ein Paradies gewährt,

Erscheint kein Engel mit dem Schwert?

obige ist buchstäblich und hundertfach wahr; nur we-
nige Stunden brauchte ich, einen von ihnen durch Nea-
pel zu führen, und er würde schon einen großen Theil
davon mit eigenen Augen entdecken. Auch in Deutsch-
land ist viel Böses, viel Grausames, viel Empörendes;
aber ein so tiefes Versinken in Fühllosigkeit, in erbar-
mungslose Kälte, in Mangel an aller wahren Religion ist
dort nicht zu finden, und meine Nation erscheint mir
immer in einer edlen Gestalt, wenn ich sie mit dem ge-
meinen Schlage der Italiener vergleiche. Selbst die Ge-
bildeten sind hier von Jugend auf so sehr an solche
Szenen der Grausamkeit gewöhnt, daß sie wenig Ein-
druck mehr auf sie machen.

IL. Hef.

F.

Hier, Freund, hier wollt' ich also schließen,
Allein zu dunkel ist das Bild,
Das ich zuletzt vor deinem Blick enthüllte.
Es würde mich bey allem Schmerz verdriessen,
Ließ ich zu schwarze Nacht in deinem Geist zurück;
Viel Schreckliches ist hier, allein auch vieles Glück.
Dabey wirst du, und niemand wird es wähen,
Dass jenes Schreckliche vom ganzen Haufen gilt;
Ich konnte das verhasste Bild
Vom Fabel nur der schönen Stadt entlehnen.

Jetzt wollen wir zurück zum Drang der Straßen gehn,
Um auch das Reisende zu sehn.

Hier haben einen Tisch herſetzt
Pomona, Ceres, Faun, von tausend Gaben schwer,
Und zwischen diesen Gaben schreiten
Gott Bacchus mit dem Kelch daher.
Hier ist der Schatz der Hesperiden,
Der goldenen Äpfel Last zu Bergen aufgehäuft,
Dort ist dem Blick ein andrer Reiz beschieden,
Wenn er umher auf tausend Früchte schweift,
Auf Trauben, Feigen und Melonen,
Auf Ananas mit ihren Kronen,
Auf Mandeln ohne Zahl, auf rother Pflaumen Glanz;
Allein wie nennt' ich je Pomonens Kinder ganz!

Dort sehen wir Neptuns Geschenke liegen;
Des Meers Bewohner sind in tausendfacher Art

Des Golfo's tiefem Schlund' entliegen,
Und Wunder sind mit Wundern dicht gepaart.
Was Linné lehrt, was wir im Buffon lesen,
Das zeigt hier die Natur, wie die Gestalt erscheint;
Wo sah man so viel seltsame Wesen,
Und Ungeheuer je versteht?

Unüberschbar sind der fetten Heerden Gaben,
Sogar eine Fülle hat das Auge nie gekannt;
Sorrento, Puglien, und die Campagna haben
Uns ihre Schätze angedrängt.
Hier sieht man den Gott der Gärten stehen
In seiner lieblichsten Gestalt,
Dort sehen wir die Blumengöttin gehen,
Wie unger ihrem Schritt empor der Frühling wallt.
Und was vielleicht dem schaffenden Gefilde
An Gaben noch gebracht, das tragen Schiffe her,
Und unaufhörlich fließt vom Meer
In dieses Magazin der fremden Länder Milde.
Neapel ist ein ungeheures Haus,
Die Erde leert darin ihr großes Füllhorn aus.

Hier, Freund, hier können wir uns trennen,
Und uns mit leichtem Sinn die holde Ruhe gönnen.
Bald lad' ich dich zur neuen Wandrung ein,
Zu neuer Lust, zu neuer Fein.

Z u s ä t z e

211

Neapel im Licht und Schatten.

Es werden vielleicht manche über das erstaunen, was in dem Licht und Schatten von Neapel gesagt ist, besonders in dem letzten; vielleicht manche Züge darin für erfunden oder für übertrieben halten. Leider ist keins von beyden der Fall; es ist alles nach eigener Wahrnehmung und in dem Grade der Wahrheit geschildert, den es hat. Demohngeachtet sind einige hinzugefügte Bemerkungen, besonders über das Nachtheilige, hier nicht am unrechten Ort.

Es schmerzt gleichsam recht im Innern, in einer Stadt, die so viel Vorzüge hat, so viel Bö-

ses, und so viel dem Anscheine nach zu heben-
des Böse wahrzunehmen. Hierunter fällt zuerst
die fast allgemeine, unerhörte und empörende
Bettelei in die Augen. Schon in dem ersten Heft
habe ich davon gesprochen; aber von einer so
widrigen Sache kann man nicht oft genug reden,
und sie ist hier so verbreitet, daß sich immer
neue Züge davon darbieten.

Das gemeine Volk in Italien treibt das Betteln gleichsam handwerksmäßig, und als eine Beschäftigung, die immer neben ihrer gewöhnlichen Beschäftigung hergeht. Sobald sie jemanden erblicken, von dem etwas zu hoffen steht, fangen sie sogleich ihr Nebengeschäft auf eine unverschämte Art an zu treiben, und sind besonders gegen einen Fremden äußerst zudringlich. Sie scheinen gar kein Gefühl für das unanständige und erniedrigende des Bettelns zu haben, im Gegentheil betrachten sie es als einen gewöhnlichen Erwerb.

Man geht vor einigen Weibern vorbei, die in der Haushüre sitzen und arbeiten; plötzlich fangen sie in einem kläglichen Ton an zu bet-

teln, und setzen dann gleich hinterher ihr Gespräch in gewöhnlichem Ton fort. Sie werden es nie unterlassen den Versuch zu machen, ob nicht etwas zu erhalten ist.

Die Art, womit gebettelt wird, ist mindestens für einen Deutschen höchst beleidigend und empörend. Signor ist gewöhnlich das erste Wort, womit sie anfangen, und dies Signor wird in einem so dreisten und gleichsam befehlenden Tone gerufen, als wenn ein Oberer mit seinem Untergebenen zu reden anfängt, oder ihn etwa aus dem Fenster anruft. Sieht man sich auf diesen Ruf um, so halt uns ein Bettler seine Hand entgegen. Ein andrer tritt uns in den Weg, halt uns auf, und wir müssen um ihn heram, vielleicht in Schmutz und Wasser gehen, um bey ihm vorbeý zu kommen. Ein Dritter tritt geheimnißvoll zu uns heran, als hätte er uns etwas wichtiges zu sagen; man wundert sich über das Vertrauliche eines Unbekannten, er sagt uns was ins Ohr, und es ist eine Bettelei. Die meisten begehren im Namen der Mutter Gottes, irgend eines Heiligen, den man verachtet, oder um der

armen Seelen im Fegfeuer willen, ein Almosen. Ist es möglich, wenn man auch gern giebt, daß man hier mit gutem Herzen geben kann.

Vorzüglich aber wird man durch jene erkünstelte Art des Bettelns empört, wodurch zu dem wahren Elend noch ein schauspielerischer Zusatz, der es übertrieben und abscheulich macht, hinzukommt. Dieser erstickt sogleich alles Mitleid, und ist gänzlich dem Vortheil der Bettelnden entgegen, ohne daß sie es je merken; der Italiener zeigt sich hier, wie in vielen andern Rücksichten.

Was kann es daüben, wenn jemand eine Blöße des Körpers geflissentlich noch mehr entblößt, wenn er eine klagende Stimme in eine unnüßig heulende verwandelt, oder wie ein weinender Knabe schluchzt, wenn er sich lang am Boden hinwirft, und die fürchterlichsten Grimassen macht, wenn Kinder abgerichtet sind, unaufhörlich zu weinen und zu schreien, wenn die Mütter absichtlich die Schamtheile ihrer Kinder entblößen, um die Nackenden zu spielen, die ihre Scham nicht bedecken können, wer kann so

etwas dulden? Und doch ist man unaufhörlich mit solchen Pantomimen und Gaukeleien umgeben. Selbst in seinem Zimmer kann man nicht in Ruhe vor ihnen bleiben, und da es den Bettlern verboten ist, in die Häuser zu gehen, so verfolgen sie uns wenigstens darin mit ihrer Stimme, indem sie unter großem Geheul durch die Straßen schleichen, und selbst in der Nacht noch ihre abscheulichen übertriebenen Klage töne erschallen lassen.

Und nicht Neapel allein, alle umliegende, selbst die heiligsten Gegenden sind mit diesem Ungeziefer, wie mit Heuschrecken bedeckt. Man geht auf Cap Misene, und will sich seinen Empfindungen überlassen; man will an den Aeneas, an den Palinurus, an die Landung der Trojaner denken; aber in jedem Augenblick stört uns ein Bettler. Man befindet sich an dem Ort, wo die alte Stadt Bauli stand, und will die Überbleibsel davon aufsuchen, aber vor jeder neugebauten Hütte steht ein bettelndes Weib, und sendet überdies schreiende Kinder hinter uns her. Es ist hier ein ganzes bettelndes Volk. In den ely-

säischen Feldern sieht man keine Schatten, sondern Bettler, und am todten Meer schleichen zerlumpte Landstreicher herum.

Wie sehr dies den Genuß dieser merkwürdigen Gegenden verbittert und herabsetzt, leuchtet von selber ein. Und ein so reiches Land, wo der Boden vier-, fünf-, sechs-, ja achtmal das Jahr hindurch trägt, wo nie ein Stillstand in der Natur ist, wo das Getreide, wie man behauptet, das zwanzigste Korn giebt, sollte diesem Übel nicht abhelfen können? Das ist gar nicht denkbar.

Es ist daher nicht, daß man in meiner kleinen nicht reichen Vaterstadt dem Betteln auf eine ganz einfache Art in einem Tage ein Ende machte. Es wurde des Sonntags eine Predigt über eine zweckmäßige Wohlthätigkeit, und über die Vorteile einer Armenkasse gehalten, denselben Montag gingen die Prediger des Orts in der ganzen Stadt umher, fragten jeden Einwohner, wie viel er nach seinen Kräften wöchentlich zur Unterstützung der Armen geben wolle und könne, schrieben die Summe auf und sammelten sie

nachher alle Sonntage ein. Die unvermögenden Armen wurden unterstützt, die vermögenden zu einer zweckmäßigen Arbeit angehalten, und das verderbliche Übel des Bettelns hatte plötzlich ein Ende.

Sind denn die Pfaffen hier bloß da, um die Menschen auf Irrwege in der Religion zu führen, um ihnen das Nichttheilige heilig zu machen, und das wahre Große, Erhabne und Heikame der Religion ins Dunkel zu stellen? Kann man sie denn nicht zu irgend etwas wesentlich Gutem gebrauchen?

Indem ich dies niederschreibe, geschieht etwas, das alles obige unnöthig gemacht hätte, wenn es früher geschehen wäre. Die Ankunft des Königs aus Palermo ist nahe, und auf einen Befehl desselben werden plötzlich alle Arme zusammengebracht und in Arbeits- oder Armenhäuser geführt. Verschwunden ist auf einmal ein großer Theil dieser ungestümen Fordrer, und nur hier und da sieht man noch in schwarzen Flor-kappen Frauenzimmer, die sich von der gemeinen Klasse von Bettlern unterscheiden, und im

Stillen etwas begehren. Unter diesen sind viele Unglückliche aus gutem Stande, die durch die Revolution verarmt sind.

Welch eine Wohlthat dies schnelle Aufhören der Bettelei für die Bewohner von Neapel sey, das kann man leicht errathen, wenn man das obige gelesen hat. Man ist gleichsam von einer Art Verfolgung befreit, die nicht allein den Geldbeutel, sondern, was schlimmer ist, auch das Herz angreift. Überhaupt macht der König vor seiner Ankunft viel heilsame Einrichtungen, und er wird mit großem Jubel empfangen werden.

Ich komme auf einen zweiten Punkt, der in Neapel jeden Menschen von Empfindung empört, auf die grausame Behandlung der Thiere. Es ist unglaublich, wie man diese unglücklichen Geschöpfe, von denen der größte Theil ganz der Willkühr eines rohen Haufens überlassen ist, martert; und wie weit mehr man ihnen auflegt, als sie ihren Kräften nach tragen können. Unsere deutschen Lastthiere würden unter der Last von Steinen, von Erde, von Holz, die man hier den Pferden und Eseln aufbürdet, gleich zusam-

menbrechen, würden niederstürzen, und nicht wieder aufstehen können. Hier bewirken Gewohnheit von Jugend auf und der Stab des Treibers, daß die Thiere unter unmäßigen Lasten dahinschleichen, und allmählig mehr leisten lernen, als sie ihrer Natur nach können. Freilich ist es ein ganz gewöhnlicher Anblick auf den Straßen, daß sie blutig zu Boden stürzen, und sich unter allen mörderischen Schlägen nicht wieder erheben können. Aber man packt sodann die Last ab, und legt sie ihnen gleich wieder auf, wenn sie aufgestanden sind.

Damit auch die Thiere ihre letzten Kräfte bey der Arbeit anwenden, so hat man gewisse künstliche Mittel erfunden, sie in der Anstrengung zu erhalten. Den Pferden und Eseln zieht man bey'm Lasttragen den Kopf scharf zurück, so daß sie denselben stets hoch tragen, und in einer beständigen Spannung seyn müssen. Man sieht daher bey diesen Thieren gewöhnlich einen Streifen rings um das Maul, der blutig und dick geschwollen ist. Hierin schneidet sich das Band, das den Kopf zurückhält, tief ein.

Bey dieser Überladung der Thiere findet noch der augenblickliche Vortheil statt, daß der Transport größer ist, aber bey dem martervollen Abschachten der Thiere sieht man weder einen nahen noch einen entfernten Nutzen. Es ist ein trauriger Anblick, ein junges Lamm an einem Haken, der ihm durch den Hinterfuß gestochen ist, hängen, und stumm zappeln zu sehen, bis der Metzger kömmt, ihm langsam die Kehle abzuschneiden. Es ist eine schmerzhaft Scene, ein blutendes, halbtodtes Huhn zu sehen, das schon am ganzen Leibe gerupft ist, aber noch immer sucht und schreiet. Und dergleichen sieht man doch bey jedem Schritt, den man bey der Boutique eines Pollajots oder Hühnerhändlers thut.

Selbst die gebildeten Stände bekümmern sich um diese Grausamkeit nicht, und gehen gelassen vorüber. Ich sprach einst mit einer Dame darüber, die man schon zu den vorzüglich Gebildeten rechnen konnte, und äußerte, wie sehr man sich in Neapel gegen die Thiorwelt versündigte. Sie antwortete mir aber, dies wäre keine Sünde, sondern nur *una certa inhumanità*.

Die Unmenschlichkeit ist also keine Sünde. Will man dagegen wissen, was Sünde ist, und was die Priester den Schafen ihrer Gemeinde hoch anrechnen? Wenn sie die Messe nicht gehört, wenn sie das Ave Maria nicht gebetet, wenn sie den Hut vor einem Heiligenbilde nicht abgenommen haben, wenn sie bey Vorbeytragen des Hochwürdigen nicht niedergekniet sind, u. s. w. Beobachtet ein katholischer Christ diese und andere Gebräuche seines Glaubens, so hat er seine Religion erfüllt und ist hoch zufrieden mit sich selber. Den letzten Gebrauch muß man sorgfältig mitmachen; kniet man etwa vor dem Hochwürdigen nicht nieder, oder nimmt den Hut nicht lange Zeit in die Hand, so kann man die Worte hören: warum schlägt man den Hund nicht gleich todt? Was macht man Umstände mit dem Spitzbuben?

So zeigt hier der fromme Christ seinen Eifer in Religionssachen, so beweist er, wie fest er an Glauben hängt, und wie er alles thut, um ihn zu schützen. Dabey denkt er nicht an die Pflichten, die ihm gegen Gott, gegen die Men-

sehen, gegen die Thiere obliegen, und verletzt sie, sobald sich ihm die Gelegenheit darbietet, mit dem leichtesten Herzen. Er verehrt das todtte Symbol Christi, die Hostie, auf den Knien, aber das lebendige Symbol desselben, das Lamm, womit er so oft in der Bibel verglichen wird, martert er langsam zu Tode. Er brennt Tag und Nacht seine Lampe vor dem Madonnenbilde; aber gegen seine Nebenmenschen erlaubt er sich jeden Betrug, jede Übervortheilung, jedes Böse, wenn er Nutzen davon hat. Er verehrt die Heiligen und ruft unaufhörlich ihren Namen an, aber den Gedanken an den allwissenden Gott, der die Herzen prüft, und sein Inneres erforscht, verbannt er sorgfältig; denn dieser möchte es genauer nehmen, als die Heiligen, die selber sündhafte Menschen waren.

Die Religion hat hier beynahe gar keinen Zusammenhang mit Menschenliebe, mit Rechtchaffenheit, mit Sanftmuth, mit Gerechtigkeit, mit Erbarmen, mit allen den Tugenden, woraus sie besteht; es ist durchaus keine biblische Religion mehr zu finden, sondern ein bloßes Pfaf-

fensystem, das aus Ceremonien, häufigem gedankenlosem Beten, Messe hören, Beichten und allenfalls einiger Wohlthatigkeit durch Almosen besteht. Wenn Christus und die Apostel in die Welt zurückkehrten, wenn sie untersuchen wollten, welche Früchte der ausgestreute Samen getragen hätte, und sie hörten dann vom Fegfeuer, von Messe, von Verehrung der Heiligen u. s. w. reden, hörten die Worte erschallen *ora pro nobis*, oder bitt für uns, und ein ewiges *ave Maria*-Geplapper, sahen die Christen vor den Bildern der Heiligen knien, sahen statt des Jupiters den heiligen Januarius, statt des Vulkan den heiligen Florian, statt des Hercules den heiligen Christoph, statt der Juno die heilige Maria zur Anbetung aufgestellt, sahen nur Ceremonien statt Tugend, nur gedankenlose Bußungen und Prozessionen, statt christlicher Frömmigkeit und Rechtschaffenheit — würden sie ihre eigne Religion wieder erkennen? Unmöglich! Sie würden fast keine Spur davon zu entdecken vermögen; sie würden glauben, daß ein neues Heidenthum mit veränderten Namen der Götter entstanden wäre. Die

Apostel

Apostel würden den Staub von den Füßen schütteln, und Christus würde sagen: hinweg von mir, ihr Verruchten, ich habe euch nie erkannt!

Ich kehre zu der grausamen Behandlung der Thiere zurück. Die Bettelei vermogte der König abzuschaffen, aber die Grausamkeit gegen die Thiere zu vernichten, so weit reicht sein Arm nicht. Und wenn auch in alle Straßen Shirren hingestellt würden, die jeden, der ein Lastthier übermäßig belastete oder mißhandelte, jeden, der ein Lamm lebendig an einen Nagel hänge, oder ein Huhn lebendig rupfte, sogleich in Strafe setzten; wie viel Gelegenheit würden die Unmenschen dennoch übrig behalten, im Stillen Grausamkeiten zu verüben, und zwiefach ihre Wut auszulassen. Hier müssen die Priester, die Erzieher, die Religion wirken; und jene ersten vermögten besonders so viel. O machten sie es dem Neapolitaner nur den zehnten Theil so heilig, kein Thier unnütz zu martern, als vor dem Hochwürdigen zu knien, die Messe zu hören und das Kreuz zu machen, so würden plötzlich

alle jene Scenen der Grausamkeit verschwunden seyn.

Die Fortsetzung künftig.

Seltene Gebräuche

in

Neapel.

Fortsetzung.

In gewisser Rücksicht kann man behaupten, daß in dieser Stadt Freiheit und Gleichheit Statt findet. Die Freiheit besteht darin, daß man in seinem Hause und auf der Straße sich nicht den mindesten Zwang auflegen darf, sondern sich ganz seinem Hange überlassen kann. Man geht, man steht, man redet laut, man zankt sich, man umarmt sich, man kauft, man ißt, man trinkt, kleidet sich wie man will, und thut viele andere Dinge, die in andern Städten wenigstens beob-

achtet werden, ohne daß es jemandem einfällt, danach hinzusehen. Mitten unter Tausenden ist man unbemerkt, wie in einem einsamen Walde. Die Ströme von Menschen, die in den Straßen fließen, die Hunderttausende, die hier in gedrängten Schaaeren umher wallen, verhindern alle Aufmerksamkeit, die einem einzelnen zufallen könnte, und wenn Freiheit mit Ungezwungenheit verglichen werden kann, so herrscht sie hier.

Die Gleichheit wird durch einen andern auffallenden Gebrauch verursacht; man nennt hier ~~niemanden~~ niemanden bey seinem väterlichen, oder bey dem Familiennamen, sondern immer bey dem Taufnamen. Stellt die Person irgend etwas vor, so wird das Don zu dem Namen hinzugesetzt, und so heist es Don Carlo, Don Christiano, Don Giovanni, Don Federigo u. s. w. Dies fängt bey dem Prinzen an, und geht durch alle Stände bis zu dem Kaufmannsburschen und Schulknaben herunter; alle haben denselben Titel, und es entsteht also natürlich eine gewisse Art von Gleichheit daraus. Will man jedoch jemanden vorzüglich ehren, so setzt man noch das

Signore hinzu, und bey vertrauten Freunden auch das *mie*, so daß es dann in der Anrede heist: *Signore don Carlo mie*, welches gar nicht übel klingt. Dieser Gebrauch hat übrigens die große Bequemlichkeit, daß man um den Titel nicht verlegen zu seyn braucht, sondern mit dem Don und dem Taufnamen gleich fertig ist.

Durch die große Anzahl von Menschen wird ebenfalls die Gleichheit sehr befördert. Es schtet niemand darauf, ob ein Prinz, oder ein Marchese, oder irgend ein besternter Ritter auf der StraÙe geht oder fährt; er verliert sich unter dem großen Haufen als ein höchst unwichtiges Wesen, so wichtig er seyn mag, und es geht ihm kein Mensch aus dem Wege. Die Sache hat ihr angenehmes, aber auch ihr unangenehmes; sie befördert die Frechheit, die Insolenz und Grobheit der gemeinen Italiener sehr, und der Gebildete darf nicht darauf rechnen, nur einen geringen Grad von Achtung zu finden. Nur dann, wenn ein gemeiner Kerl Geld haben will, wird er geschmeidig.

Die Katzen sind hier in einer Rücksicht übel daran, indem ein gewisser Aberglauben ihnen sehr nachtheilig wird. Man bemerkt nemlich mit Verwunderung, daß fast allen Katzen ein Stück vom Schwanz abgehackt ist. Als ich mich nach der Ursache dieser Verstümmelung erkundigte, sagte man mir: die Katzen hätten in der Spitze des Schwanzes einen Wurm; diesen müßte man weghacken, weil sie dann besser gediehen und größer würden.

Ich bin kein Buffon, kein Bonnet und kein Linné; aber die Sache kommt mir verdächtig vor, und ich kann mir nicht einbilden, daß ein Thier vollkommen werden könne, wenn man ihm ein Stückchen vom Körper abhackt. Die Neapolitaner werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier sage, daß ihr Aberglaube bis zu den Katzen herabsteigt.

So viel ist indess gewiß, daß es hier ungeheuer große Katzen giebt, wie ich sie an keinem andern Ort gesehen habe; aber dies hat einen andern Grund. Das Kastriren nemlich ist hier sehr im Gebrauch, und nicht allein die

Menschen, sondern auch die Katzen sind diesem Schicksal unterworfen. Die Menschen kastriert man, damit sie schön singen, und die Katzen, damit sie groß werden. Auch läßt sich dies letzte eher hören, weil dann die ganze Kraft der Thiere beysammen bleibt.

Der Cubicinhalt, oder der Umfang einer solchen Katze beträgt mindestens noch einmal so viel, als einer gewöhnlichen deutschen Katze, und man scheint einen gewissen Staat damit zu treiben. Sie liegen gewöhnlich in den Laden an der Straße, und ich habe sogar einige abgeschlossen gesehen. Dabey sind sie sehr schön und fett, und dienen gleichsam zum Prunk. Kurz, wer sich keine Pferde halten kann, der hält sich große Katzen, und der Eigenthümer eines solchen Katzenwallachs würde ihn oft um vieles Geld nicht verkaufen.

Mögen die Katzen indessen so groß seyn, wie sie wollen, so bin ich doch geneigt zu glauben, daß man deshalb weder das Recht hat, ihnen den Schwanz abzuhacken, noch auch, sie zu kastriren.

In Deutschland wünscht man sich eine gute Nacht, wenn man sich des Abends von einander trennt; hier in Neapel geschieht, dies noch zu einer andern Zeit, nemlich, wenn Licht angezündet wird. Sobald dies geschieht, hört man das *felice notte* von allen Seiten erschallen. Dieser Gebrauch hat nichts widersinniges, im Gegentheil einigen Grund für sich. Wenn nemlich das Licht angezündet wird, so ist dies ein Beweis, daß die Nacht angebrochen ist, und man wünscht sich also gleich im Anfang derselben, daß sie gut hingehen möge.

Das Kopfschütteln bedeutet an andern Orten so viel als nein; hier hat man eine andere Manier, nein zu sagen. Man hebt den Kopf in die Höhe, als wollte man ihn in den Nacken legen, und macht dabey eine gewisse Bewegung mit dem Munde, oder schnalzt wohl gar etwas dabey, als gäbe man seine Mißbilligung über die Frage zu erkennen. Dies scheint anfangs unan-

ständig und beleidigend zu seyn, macht auch in der Folge einen widrigen Eindruck. Indessen läßt sich doch etwas dafür sagen. Unsere pantomimische Bejahung ist; ein Kopfnicken, das Verneinen hier ist das Gegentheil davon, ein Kopfaufheben.

Die Fleischer haben hier eine große Geschicklichkeit, das Fleisch so zu hauen, daß es ein gutes Ansehen bekommt, und die Knochen verborgen werden. Um aber die Haut des Schlachtviehes leicht abzuziehen, bedienen sie sich eines sonderbaren Mittels. Sie stecken nämlich eine Foderspule oder eine andere kleine Rohre zwischen Haut und Fleisch hinein, etwa am Schenkel, und blasen sodann das Thier auf. Dadurch bekommt es ein ungeheures Ansehen, und gleicht gänzlich einem Thier, das ertrunken und hernach aufgeschwollen ist. Sodann nehmen sie große Stäbe und schlagen aus allen Kräften auf das Thier über den ganzen Körper, welches

bey der ausgespannten Haut ein großes Geräusch macht, und ziehen es darauf ab. Wahrscheinlich löst sich durch das Aufblasen und Schlagen die Haut von dem Fleisch von selber ab, und verursacht hernach bey dem Abziehen nur noch eine geringe Mühe. Ich glaube, daß man diese Gewohnheit als nachahmungswürdig empfehlen kann.

Das Aderlassen geschieht hier nicht mit dem Schnapper, wie in Deutschland, sondern mit der Lanzette, wodurch man bloß die Ader ritzt oder aufsticht. Diese Methode scheint sicherer zu seyn, und hat nicht das widrige und ängstliche des Zugschnappens.

Wenn die Fasten begonnen haben, so berechnet man hier die Dauer derselben auf eine besondere Weise. Jeder Materialist hängt vor

seinem Laden eine Pomeranze auf, und steckt darin sieben Federn, weil die Fasten sieben Wochen währen. Jeden Sonntag ziehen sie eine davon heraus, und so kann man vor jedem Laden sehen, wie lange der fromme Katholik noch die Fleischspeisen entbehren muß. In einigen Läden hängt über der Pomeranze noch ein altes Weib von Lappen gemacht, und mit einer Spindel in der Hand, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß jetzt nicht die Zeit des Vergnügens, sondern der Arbeit und der Bußung sey. Ich habe am Ende der Fasten ein kleines Feuerwerk um das alte Weib bemerkt. Man schießt sie also wahrscheinlich am Ende der traurigen Zeit voll Freuden in die Luft.

Die Fortsetzung künftig

Eine

Fahrt nach Ischia.

Ein Freund von mir, ein deutscher Officier, hatte den May 1802 hindurch die Wache auf dem Kastell der Insel Ischia. Ich wollte diese Gelegenheit nicht versäumen, die Insel zu sehen, und machte die Anstalten zur Reise.

Gewöhnlich geht im Sommer Abends um 8. Uhr ein Boot vom Molo piccolo dahin ab. Ich schiffte mich zur bestimmten Zeit unter großem Geschrei der Schiffleute ein, denn noch jetzt ist es gerade so, wie es Horaz vor zwey tausend Jahren beschreibt, noch jetzt rufen, und schelten, und zapfen diese Menschen bey ihren Geschäften wie zu den Zeiten Augusts und Mäcen's.

Wir fahren bey dem großen Molo mit seinem Leuchthurm, bey dem Castell nuovo, bey dem königlichen Palais, bey dem Castell dell' Uovo, bey Khiaja, also bey einem großen Theil der Stadt vorbey, und naherten uns der Spitze vom Pausilipp. Es waren einige Bauerweiber auf dem Schiff und einige gemeine Männer, die alle das niedrige Neapolitanische sprachen, und mit denen ich also nicht reden konnte. Ich konnte nichts als sehen.

Einige Fremde, die auf dem Golf spazieren gefahren waren, kamen unter schnellem Rudern zurück, einige Boote mit Fackeln schwammen auf dem Wasser zum Fischen herum, und aus der Stadt tönte ein dumpfes Getöse über das Meer. Die vielen Lichter in den Häusern an Khiaja und am Pausilipp gewährten einen schönen Anblick.

Es war Nacht, und mit Verwunderung bemerkte ich auf einmal, daß rings um das Fahrzeug her Feuerfunken sprühten, und daß das Wasser, so wie es von den Rudern geschlagen wurde, ganz feurig schimmerte. Das Meer hat

nemlich an einigen Orten die Eigenschaft, gleichsam Feuer auszuspeien, wenn es bewegt wird, und wie einen hellen electrischen Glanz zu verbreiten.

Indem ich mich im Stillen an dieser Erscheinung ergötzte, begegnete mir etwas, das mir noch nicht begegnet war: ich wurde allmählich seekrank. Ich war nach Venedig, ich war von Fuzzuolo nach Baja gefahren, ohne dadurch zu leiden; hier empfand ich auf einmal eine immer zunehmende Übelkeit, die alles Vergnügen an der Fahrt vernichtete. Es wehte kein Wind, und das Meer war, besonders am Ufer, ganz ruhig; aber tiefer im Golf hinein spürte man Wellen, und das Boot nahm eine wankende Bewegung nach der jedesmaligen Richtung der Wellen an.

Ich aß einige süßen Pomeranzen und wollte mich stark machen; aber das Übel wurde schlimmer, und noch ehe wir die Spitze vom Pausilipp erreichten, kam es zum Ausbruch.

Man verzeihe mir, daß ich so etwas erzähle; es ist nichts angenehmes, aber es ist etwas

menschliches, und ich berufe mich hier auf das *homo sum caet.* Auch habe ich, wenn ich Autoritäten anführen darf, zwey sehr wichtige: Homer und Virgil haben dasselbe, und zwar sehr umständlich beschrieben. Kura, ich muß hier um der Umstände willen etwas erzählen, das man sonst nicht zu erzählen pflegt, und noch einen Augenblick dabey verweilen.

Es ereignete sich nemlich bey dieser Seekrankheit etwas, das mit der Beschaffenheit des Meers in Verbindung stand, und mir bey allen übeln Empfindungen lächerlich vorkam. Indem der unangenehme Erguß das Meer berührte, verwandelte er sich gleichsam in Feuer, und es schien, als wenn besonders viele Funken dadurch hervorgebracht wurden. Mir fielen dabey einige komische Bilder ein, und ich hätte überlauft lachen müssen, wäre es Spas mit der Seekrankheit. In meinem Leben hatte ich keine Ähnlichkeit zwischen mir und einem feuerspeienden Drachen gefunden, hier konnte ich sie beynahe nicht verkennen; zugleich fiel mir der nahe Vesuv, als das große Muster alles Feuerspeiens ein.

Die ganze Gegend ist hier dazu eingerichtet, dachte ich, warum sollten die Menschen ausgeschlossen seyn? Kurz, die ganze Natur ist hier schwanger von Feuer. Auf dem ganzen Erdboden werfen die Menschen nur Speichel oder Wasser aus; wer das Vergnügen haben will, Feuer zu speien, der fahre in der Nacht nach Ischia.

Die Seekrankheit scheint aus zwey Ursachen zu entstehen, aus der wankenden Bewegung des Schiffs, und aus der Meerluft. Die Empfindung, die durch das Wanken des Schiffs hervorgebracht wird, hat viel Ähnliches mit der, wenn man sich in einer Schaukel hin und her werfen laßt, und diese Bewegung nicht vertragen kann. Das eigentliche Wiegen des Schiffs ist nicht so empfindlich, als vielmehr die Bewegung, wenn eine Welle es vorne hebt, und sodann die Spitze wieder hinunterfährt, unterdeß das Hintertheil wieder emporsteigt. Es ist, als wenn der Magen diese Bewegung mitmache.

Die Meerluft aber, die sich wegen ihres Salzes und wegen ihrer Feinheit ganz von der

Landluft unterscheidet, vermehrt die übeln Empfindungen. Eins von beyden wäre schon genug, sehr krank zu machen. Als unser berühmter vaterländische Dichter und Schriftsteller, Göthe, auf seiner Reise durch Italien von Neapel nach Palermo reiste, ward er vorzüglich heftig von der Seekrankheit angegriffen. Sie brachte ihn so weit, daß er alle Besinnung verlor, und wie in einem hitzigen Fieber lag. In diesem Delirio hielt er das Getöse des Schiffsvolks für das Zanken eines Frauenzimmers, und ereiferte sich über sie. Keine Vorstellungen halfen. Seinen Begleiter, der ihm mit vieler Mühe zu beweisen suchte, daß die Schiffsleute den Lärm um ihn her machten, sah er groß an und sagte: nun sehe ich, daß auch Sie mich hintergehen wollen; das hatte ich nicht gedacht. Ich verliere alles Vertrauen zu Ihnen.

Ich habe dies aus dem Munde seines Begleiters, der dagegen nicht im geringsten von der Seekrankheit litt. Göthe ward nicht eher hergestellt, als bis sie sich Sicilien näherten, und Landluft einzuathmen anfangen. Sobald dies geschah,

sah, kam er zu sich selber, stand auf, und be-
gehrte was zu essen.

Die Meerluft muß also einen sehr großen
Einfluß haben, und auf manche Naturen noch
mehr wirken, als die Bewegung des Schiffes. So
weit kam es mit mir nicht; ich hatte aber auch
nur ohngefähr vier Meilen zu reisen, unterdeß
von Neapel bis Palermo über vierzig sind. In-
dessen litt ich auch in den sechs Stunden, die ich
auf dem Wasser zubrachte, schon viel, und sie
schienen mir sechs Tage zu seyn; denn eine so
geraume Zeit in einer beständigen und heftigen
Übelkeit zuzubringen, das gleicht einer angreifenden
Krankheit.

Unterdeß ich litt, zogen die Schiffer Fino-
chi hervor, eine Art Fenchel, den man hier roh
ißt, genossen Käse dazu, und tranken Wein aus
den Flaschen. Wie beneidete ich sie!

Die Nacht war dunkel, und ich konnte we-
nig von den Gegenständen umher sehen; ich
mogte auch nichts sehen. Die Küste ließ sich
rechts beobachten, aber nichts darauf unterschei-
den. Endlich näherten wir uns einem Lande,

und ich freute mich, das Ende meines Duldens kommen zu sehen. Ich konnte kaum reden, fragte jedoch, ob es Ischia sey; allein ich hörte zu meinem Schrecken, wir wären erst bey Procida. Noch eine ganze Stunde mußte ich aushalten, dann fuhren wir bey hohen Felsen vorbey, die fürchterlich über uns hingen, und landeten endlich bey der kleinen Stadt Ischia nuova. Ich taumelte ans Land, und liefs meine Sachen in ein Wirthshaus tragen, in welchem ich eine gute Aufnahme und ein erträgliches Nachtlager fand.

Am andern Morgen sah ich auf einen kleinen Marktplatz, auf welchem Weiskraut, das das Boot mit aus Neapel gebracht hatte, Brod, Fenchel, Pommeranzen, Nüsse, und sehr schönes Fleisch feil geboten wurden. Auch einen Aquajol oder einen Menschen, der mit Eiswasser handelt, bemerkte ich.

Aus der Stadt führt ein langer schmaler Damm durch das Meer zu dem Felsen, auf welchem das Castell liegt. Dieser Felsen ist an allen andern Seiten unzugänglich, und erhebt sich

senkrecht aus dem Meere. Das Ausgebrannte, Schwarze der Steine, woraus er besteht, zeigt deutlich, daß er vulkanischen Ursprungs sey. Vielleicht entstand er in Zeiten, von denen die Geschichte nicht redet, wie der Monte nuovo, in einer Nacht, vielleicht sind alle Inseln und Berge, die in dieser Gegend liegen, Kinder von Ausbrüchen unterirdischen Feuers. Man glaubt gemeinlich, die Erde wird in Feuer untergehen; hier entstand sie aus Feuer.

Man steigt auf das Castell durch einen einzigen Weg, der durch viele Thüren und Gewölbe führt, hinauf. Oben wohnt der Commandant, der wachthabende Officier aus Neapel, der Adjutant des Commandanten u. s. w. Auch ist der Ort zu einem Aufenthalt für Gefangene vornehmer und gemeiner Personen bestimmt.

Die Aussicht von dem Castell, das nach dem Augenschein ohngefähr 300 Fufs hoch über der Meersfläche liegt, ist so schön, wie vielleicht wenig Aussichten in der Welt. Um eine Insel zu sehen, besonders eine Insel, wie Ischia, muß man nicht auf derselben seyn, sondern einen vor-

theilhaftigen Standpunkt außer ihr haben. Diesen hat man auf dem Castell, wo man sie gegen sich über in ihrer ganzen Pracht emporsteigen sieht. Die beyden höchsten Berge derselben St. Nicole und Campagnano ragen an beyden Seiten mit einem unbeschreiblichen Reiz hervor, und zwischen ihnen versenkt sich ein Thal, das aber im Vergleich mit dem Ufer des Meers auch ein Berg ist. In der größten Tiefe desselben ist eine Thurmspitze von einem kleinen Städtchen der Insel. Zu seinen Füßen sieht man die Hauptstadt der Insel Ischia nuova sich am Ufer des Meers hinstretchen, die aber nur eine StraÙe zu haben scheint.

Indem ich mich an dem schönen Anblick der Gebirgsinsel weidete, entdeckte ich auf einmal einen Strich Landes, der sich an Farbe und Gestalt gänzlich von dem andern Boden unterschied. Er nahm seinen Anfang an dem höchsten Berge der Insel, am St. Nicole, ohngefähr am dritten Theil der Höhe desselben, und erstreckte sich dann dicht hinter der Stadt bis ans Meer hinunter. Die Farbe war braun, und die Gestalt so

rauh und wild, wie ich noch keine Gegend gesehen hatte. Ich rieth, was es seyn würde, und errieth es; es gehörte kein großer Scharfsinn dazu. Es war eine Lava, die gerade vor fünfhundert Jahren sich aus dem Berge ergossen, und ihren Lauf nach dem Meer genommen hatte. Diese Begebenheit ereignete sich unter Carl II. von Anjou im Jahr 1301. Damals brach ein heftiges Feuer aus der Erde hervor, welches zwey Monathe brannte, und eine Stadt, die auf dem Wege der Lava lag, gänzlich zu Grunde richtete.

Der Ort, aus welchem die Lava hervorgequollen war, liefs sich selbst vom Castell aus noch deutlich unterscheiden, indem er einen weiten Krater bildete. Seltsam schien es mir, daß der Strom nicht an dem steilsten Abhange des Berges herabgeflossen war, sondern seine Richtung gegen das Meer über ein weit weniger abschüssiges Land genommen hatte. Da dies ganz den Gesetzen der Schwere entgegen ist, so muß die Gegend seit der Zeit eine Veränderung erlitten haben, und der Ort, wo der Strom dem jetzigen

Anscheine nach hätte hinfließen sollen, ist vielleicht allmählig tiefer versunken, welches in fünf-hundert Jahren sehr leicht geschehen kann, und selbst bey der damaligen plötzlichen Revolution schon geschehen konnte.

Ich hatte bis jetzt einen unrichtigen Begriff von dem Strom einer Lava gehabt. Ich glaubte, er flüsse, wie geschmolzenes Metall, mit einer ebenen Oberfläche fort. So ist es nicht. Auf dem Strom schwimmt etwas, und zwar eine Menge glühender Felsklumpen, die seine ganze Straße bezeichnen, und nach der Erstarrung wild unter einander liegen bleiben. Da der eigentliche Glutstrom unten ist und allmählich verwittert, so bemerkt man zuletzt nur diese großen und kleinen ausgebrannten Schlacken, die das Bild der furchterlichsten Verwüstung aufstellen. Die Natur bekommt dadurch eine Wunde, wovon die Narben erst nach Jahrtausenden abheilen.

Der nächste große Gegenstand also, wenn man gegen Abend schaut, ist Lachia; gegen Morgen ist die Scene mannigfaltiger und prächtiger. Man sieht von dieser Seite Procida mit der klei-

nen Felsinsel vor derselben, Cap Misene, die Küste Italiens bis Gaeta, vielleicht bis Terracina, wo der Kirchenstaat anfangt, St. Elmo, die Casaldoli, den Vesuv und Somma, das Cap Minervae, den Pausilipp, die Insel Capri, und tiefer im Lande die lange Bergkette der Apenninen. Auf einem Theil dieser letzten sah man noch eine Menge Schnee. In einem so warmen Lande ist es angenehm, auch im Sommer Schnee zu sehen. Gegen Mittag blickt man in das weite Meer hinaus, so wie auch gegen Mitternacht, wo einige Inseln darin liegen.

Da es oben auf dem Castell einen Fleck, einen Astrico, giebt, von welchem man dies Alles übersehen kann, so ist dieser Aufenthalt obnstreitig sehr reizend, und ich glaube, daß manche meiner Landsleute sich gern entschließen würden, einige Tage hier Festungsgefangene zu seyn, um die schöne Aussicht zu genießen.

Ich fand hier eine Anzahl Staats- und auch Baugesangene, bey denen dies nicht der Fall schien; sie waren freilich auf längere Zeit für diese schöne Aussicht bestimmt. Unter den

Staatsgefangenen befanden sich, welches mir sehr seltsam schien, vier oder fünf junge Leute, welche ihre Vater hieher hatten setzen lassen. Der eine hatte gegen den Willen seines Vaters geheirathet, der andere wollte gegen den Willen desselben heirathen, ein dritter hatte mit der Gemahlinn eines Franzosen Liebschaft gemacht, und das französische System angenommen, ein vierter hatte seinem Vater Unterschleif gemacht u. s. w. Unschuldig mochte wohl keines von den Vögeln seyn, die hier im Käfig eingesperrt waren; indessen schien es mir doch auffallend, daß die väterliche Gewalt so weit ging. In Deutschland ist dies, so viel ich weiß, nicht der Fall; dennoch besinne ich mich, daß ein solcher Zeisig auf väterliche Veranstaltung in Glogau auf der Festung saß.

Der die Liebschaft mit der Französin gehabt hatte, war ein Marchese, und nach dem Tode seines Vaters ein Principe. Er ging gekleidet, wie man auf den hiesigen Theatern die Franzosen vorzustellen pflegt: mit Pantalons, die bis über die Brust reichten, mit einer zweyhand-

breiten Weste u. s. w. Denn es giebt Menschen, die das Wesentliche der republikanischen Grundsätze in folgende Dinge zu setzen scheinen: in einen kurzen Knotenstab, in abgeschnittene Haare, in ein Betttuch um den Hals, in ungeheuer weite und lange Hosen, und, was schlimmer als alles dieses ist, in ein unverschämtes Wesen, das keinen Wohlstand und keine Bescheidenheit kennt.

Indessen sollte man in Staaten, wo man keine Freiheitsgrundsätze entstehen lassen will, dergleichen republikanische Popanze durchaus nicht verdrängen, sondern sie vielmehr auf alle mögliche Art öffentlich zu produciren suchen. Sie sind das beste Arzneimittel gegen alle übertriebene Freiheitssysteme, und können gleichsam zu Schreckmännern gebraucht werden. Welche Sache kann Männer von Einsicht und Einfluß auf ihre Seite bringen, wenn ihre Anhänger sich auf eine so widerliche Art charakterisiren.

Der Marchese, der hier in einer Höhe von 800 Fufs, und hinter zwanzig verschlossenen Thüren, durch seinen Anzug die Freiheit predigte,

war ohngefahr 18 Jahr alt, aus einer der vornehmsten Familien in Neapol, hatte aber keine gesittete, noch weniger eine wissenschaftliche Erziehung, und redete beynahe die Sprache der *Lazzari*, worin man das *aggio* und *saccio* statt *e* und *io* immer hört.

Ich muß gestehen, mir kamen mehrere von diesen jungen Leuten nicht *santi* genug vor, um auf die Festung gesetzt zu werden, und es hätte wohl noch eine andere Art, sie zu bestrafen, gegeben. Einer von ihnen hinkte; dafür schien er aber die meisten Kenntnisse zu haben. Diesen letzten besuchte ich einst in seinem Zimmer, fand ihn aber nicht, sondern einen andern schlechtgekleideten Gefangenen, der Weiskraut und Speck zum Mittagsessen zubereitete. Ich fragte ihn, weshalb er sich hier befand, und horte mit Verwunderung von ihm, er habe seinen Kammerdiener erstochen. Der Mann also, der einst selber seinen Bedienten hatte, machte hier jetzt denselben. Aber dies Schicksal trifft ja oft Menschen, die vorher den ibrigen nicht umgebracht haben. Er war aus Palermo, und

ein kurzer dicker Mann, bey denen man gewöhnlich viel Jachzorn antrifft.

Da ich weder einen Kammerdiener umgebracht, noch eine Mißheirath gethan, noch auch jakobinische Grundsätze angenommen hatte, so thaten sich vor mir die Thore des Castells auf, wenn ich ausgehen wollte, und ich bediente mich dieses Vortheils. Denn wenn man eine reizende Gegend vor sich sieht, so erwacht die Lust, darin herumzuwandeln. Wir stiegen das Castell herab, gingen über die lange steinerne Brücke, die es mit der Insel verbindet, sodann durch die Stadt, und stiegen in einem tiefen beschatteten Wege an dem Berg Campagnano hinauf. An einer beträchtlichen Höhe schlängelte sich der Weg links ziemlich horizontal um den Berg herum, und von diesem Wege hatten wir bald eine so reizende Aussicht, wie sie sehr selten in der Welt ist. Der Landschaftsmahler ist hier gleichsam in seinem Element, oder vielmehr auf der Akademie, und von allen Seiten bieten sich ihm Scenen dar, welche auch in der Nachahmung die reizendste Wirkung machen.

Es ist wahr, man sieht in diesen Gegenden immer dieselben Gegenstände, die nemlichen Berge, Inseln, Vorgebirge, Städte u. s. w.; aber sie erscheinen auch immer wieder in einer andern Gestalt. Der Vesuv und Somma, die bey Neapel einen erhabnen und majestätischen Anblick gewähren, erscheinen hier, wie ein reizendes Miniaturgemälde; die Insel Capri hebt ihr Haupt mit einer ganz andern Physiognomie aus dem Meere, und der Pausilipp hat eine ganz fremdartige Gestalt an dieser Seite. Bey dem beständigen Einerlei ist eine beständige Verschiedenheit zu entdecken. Auch gewährt hier das Castell, auf welchem die Häuser terrassenmäsig über einander liegen, einen sehr schönen Anblick.

Als wir durch den hohlen Weg wieder herabstiegen, bemerkte ich an den Seiten einige Höhlen in dem Felsen, worin Menschen wohnten. Sie hatten sich eine Thür in dem Eingange gemacht, und auch eine andere Öffnung zum Abziehen des Rauches. Dies Klima erlaubt es, daß die Menschen, gleich wilden Thieren, in Höhlen wohnen. In einer Höhe von dreisig

Fuß hoch, über ihnen wuchsen Bäume und Getreide, und Weinreben. Die Menschen aber bettelten.

Wir hatten eine beträchtliche Tiefe hinab zu steigen, und am Castell mindestens eben so hoch wieder hinauf, unser Spaziergang betrug vielleicht $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile, und ich war ziemlich ermüdet; demohngeachtet konnte ich die Nacht nicht schlafen. Man sagte mir, dies rühre von der feinen Meer- und Bergluft her, die gewöhnlich nur starken und fetten Personen bekäme, für eine magere Constitution aber nicht nährend genug wäre. Ich habe nachher überhaupt bemerkt, daß, ganz wider die Meinung, welche man hie und da in Deutschland hat, die Meerluft viel zu subtil und scharf für eine schwache Brust ist, und daß ihr vielmehr eine dickere Land- oder Gartenluft bekommt.

Am andern Tage machte ich eine Wallfahrt nach dem Lavastrom, den ich nun schon so oft von weitem bewundert hatte, und auf den sich immer mein Auge von neuem richtete. Je mehr ich mich demselben näherte, um so fürchterlicher

ward sein Ansehen, um so größer erschienen die Felsklumpen, die er fortgewälzt hatte, um so rauhier ward seine Bahn. Sehr viele von den ausgebrannten Schlacken hatten mehr als Mannshöhe, und waren dabey noch ganz kahl. Ein Feuerstrom, wie dieser, ist ganz dazu gemacht, das fruchtbarste Gefilde zu verwüsten, und nicht auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende.

Lielse der Strom eine ebne Oberfläche zurück, so wurde sich in kurzer Zeit wieder Erde darauf sammeln, oder dahin gebracht werden können; jetzt ist alle Cultur unmöglich. Wessen Acker auf solche Art überschwemmt wird, der sieht ihn dadurch gleichsam auf ewig aus dem Hypothekenbuche der Natur ausgelöscht. Dennoch hatte man hie und da in dem Strome Häuser gelaut, und hinter denselben ganz kleine Gärten angelegt. Vielleicht hatte hier der Strom milder raue Plätze gelassen, oder die Schlacken waren allmählich verwittert; sie hinwegzuschaffen, würde mehr kosten, als ein ebnes Gefilde zu kaufen.

Ehimals schlängelte sich nur ein schmaler Fußsteig durch die Breite der Lava, jetzt hat man eine ebne geraume Fahrstraße durch dieselbe angelegt, denn der König hat an jener Seite desselben ein Lusthaus, worin er sich gewöhnlich vierzehn Tage im Jahr aufhält, und sich mit Fischfang belustigt. Denn ohnweit von demselben ist ein Teich, der mit dem Meer Communication hat, und worin viele Fische sind.

In dieser Gegend liegen nahe am Meer einige Bäder mit heißem Wasser. Es sind schlechte Häuser ohne Fenster, ohne Bequemlichkeit, darüber gebauet. Hier baden sich die Gäste in einem Zimmer; doch kann man auch das Wasser holen lassen.

Indem wir an den Häusern herumgingen, machte mich mein Begleiter auf kleine Bäche aufmerksam, die aus denselben hervor kamen. Sie waren klar und hell, aber so heiß, daß ich kaum die Hand darin halten konnte. Der Geschmack schien mir sehr salpeterartig und mineralisch. In der Nähe war der Erdboden eben weiß von Salpeter.

Es sind eine große Menge Bader auf der Insel, nemlich 34, und es ist fast keine menschliche Krankheit, gegen welche sie nach der Angabe nicht helfen sollten. Sie heilen das Fieber, den Kopfschmerz, den Stein, die Lungen-, Leber- und Magenkrankheiten, das Podagra und Chiragra, das Blutspeien, die Krätze, die Epilepsie, die Lahmungen, u. s. w.; 54 Bader müssen freilich etwas leisten. Doch kann es wohl mit allen nicht so ganz richtig seyn, sonst müßte man sich wundern, daß in dieser Gegend noch Menschen starben.

Unter den Bädern sind auch Sandbader, und diese helfen vorzüglich gelähmten Personen; ihre Wirkung soll außerordentlich seyn.

Auf der ganzen Insel umher sind Landhäuser, wozu sich die Badegäste einmieten. Mein Begleiter wies mir ein kleines sehr angenehm gelegenes, welches er für mich mieten wollte, wenn ich ein Bad der Insel nöthig hatte. Aber die Ärzte hielten die Luft der Insel mir nicht für zuträglich. So viel ist gewiß, daß sich viele

Nea

Menschen Leben und Gesundheit von dieser Insel holen.

Sie hat achtzehn italienische Meilen im Umfange, 18000 Bewohner, und führt jährlich 18000 Botten (à 12 Baril) Wein aus. Das Gedächtniß hat mit der Zahl 18 eine große Hülfe. Sie besteht aus Bergen, und Thälern, und Vorbergen. Auf der ganzen Insel ist keine einzige Kuh, aber eine Menge Ziegen. Doch verkauft man schönes junges Rindfleisch, nur nicht alle Tage.

Ich fand einige Theuerung auf der Insel, denn es waren genuesische Schiffe da gewesen, und hatten vielerley Sachen eingekauft, besonders Weine. Die übriggebliebenen Sorten waren nur schlecht.

Zwey Commandanten auf dem Castell in Ischia haben ein etwas merkwürdiges Schicksal gehabt. Vor ohngefähr fünfzig Jahren lebte hier ein Commandant, der keine Frau hatte, wohl aber eine Freundin, in deren Armen er sich schadlos hielt. Nachdem er eine geraume Zeit mit ihr gelebt hatte, kam einst in der Nacht ein

starkes Gewitter herauf, und stand fürchterlich über dem Castell. Nachdem es eine lange Zeit unter Donner und Blitz getobt hatte, fuhr endlich ein Blitz in das Zimmer des Commandanten, schlug an seinem Bette herunter, und lief durch das ganze Haus, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sogleich beschloß, sich dem heiligen Nicolaus, den er in der Noth angerufen hatte, und dem er seine Errettung zuschrieb, zu widmen. Er ließ sogleich Anstalt machen, auf dem höchsten Berge der Insel St. Nicole ein Kloster zu erbauen, bezog es mit einigen Mönchen, und brachte sein Leben darin zu.

Vor ohngefähr dreißig Jahren starb er; aber noch jetzt leben einige Mönche in dem Kloster, und sind die Zeugen von der Wahrheit der Geschichte. Wenn übrigens ihr Genuß auch nicht groß seyn kann, so haben sie wenigstens eine der schönsten Aussichten in der Welt.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß bey dem Commandanten der Eindruck über die Errettung des heiligen Nicolaus nicht so groß ge-

wesen wäre, wenn er nicht schon eine so geraume Zeit mit seiner Freundin gelebt hätte. Ob sie auch ein Kloster bezogen hat, weiß ich nicht.

Der jetzige Commandant ist ein artiger, kenntnißreicher, und angenehmer Mann. Er zeigte viel Achtung für den preussischen Staat, und sprach besonders von Friedrich dem Zweyten mit Begeisterung. Ich mußte ihm viel von der Einrichtung des preussischen Staats erzählen, und da ich die Vorzüge dieses Landes besonders habe fühlen lernen, nachdem mir so viel andere Länder bekannt geworden sind, so machte mir die Beschreibung viel Vergnügen. Es war ihm sehr interessant zu hören, daß man den jetzigen König und Königin von Preussen für das schönste Paar im Lande hielte.

Zu meiner Verwunderung hatte dieser Commandant einen Anverwandten in Schlesien, nemlich den Prinzen Fignatelli, der vor einiger Zeit die Tochter des Herzogs von Curland zu Sagan geheirathet hat. Ich hatte bei der Kammer in Glogau über diese Heirath selbst etwas unter Händen gehabt, und es war mir merkwürdig,

hier in Ischia auf einmal von dieser Verbindung sprechen zu hören.

Auch in dem Leben dieses Commandanten ist etwas merkwürdiges. Er wollte sich in jüngern Jahren gegen den Willen seines Vaters verheirathen, und kam darüber drey Jahre auf das Castell in Ischia. Als er späterhin dennoch seinen Wunsch erreichte, und im Dienst befördert ward, sagte einst der König zu ihm: Sie sind drey Jahre auf dem Castell in Ischia gewesen, Sie müssen alles genau daria kennen, ich will Sie noch einmal dahinschicken, und Sie zum Commandanten daselbst machen. So geschah, was vielleicht, seitdem das Castell existirt, noch nicht geschehen ist, dafs ein ehemaliger Gefangener desselben der Commandant davon ward.

Von diesem Manne erhielt ich übrigens einige interessante Aufschlüsse über den *Socrate immaginario*, (den man späterhin kennen lernen wird) und die Beziehungen desselben.

Nachdem ich drey Tage in Ischia gewesen war, dachte ich mit Grauen an die Rückreise. Es hat etwas äugstliches, wenn man das Seerei-

sen nicht vertragen kann, sich auf einer Insel zu befinden. Man hat dann immer einen bittern Gegenstand vor sich.

Ich eilte, ihn zu überwinden, und setzte mich an einem windigen Tage gegen Mittag in ein großes Boot, das allerhand Waaren nach Nespel brachte. Ich selber nahm aus dreym Elementen etwas mit mir, aus der Luft, dem Wasser, und von der Erde; nemlich eine Anzahl Wachteln, einen Fisch, und ein Faß Wein.

Nachdem die Schiffer sich ein wenig gezankt und geschlagen hatten, fuhren wir ab, und hatten guten Wind. Indem wir um das Castell herumsegelten, bewunderte ich den senkrechten Felsen, worauf es liegt, und der nur einen einzigen Zugang hat, jenen oben erwähnten Damm. Er scheint ganz aus vulkanischen Produkten entstanden zu seyn, und gleicht ausgebrannten Steinen und Schlacken.

Ich hatte nicht lange Zeit zur Bewunderung, als sich der unangenehme Gast, die Seekrankheit, schon wieder einstellte. Sie war Schuld, daß ich das interessante Gestade, daß ich Pro-

cida mit seiner Stadt, die sich von der Meerseite vortrefflich ausnimmt, daß ich Misene, Puzzolo, den Monte nuovo, die Solfatara, die kleinen Felseninseln, den Pausilipp, kurz, daß ich alles mit gleichgültigen Augen ansah. Wenn dem Aeneas nicht besser zu Muth gewesen wäre, als er in diesen Gegenden landete, er hätte keine Spiele aufgestellt.

Nach einer fünfständigen Fahrt ließ ich mich endlich bey St. Lucia ans Land setzen, und dankte Gott, als ich die mütterliche Erde wieder betreten konnte.

Preis und Beschaffenheit

einiger

Lebensmittel in Neapel.

Fortsetzung.

Der Zucker, der ein so wichtiger Punkt in der Wirthschaft ist, hat hier einen etwas geringern Preis, als in Deutschland. Man verkauft gewöhnlich zwey Gattungen davon, nemlich den sogenannten Puderzucker, und den Zucker in Hüten. Der erste ist bey weitem wohlfeiler, und das Rottolo davon, oder ohngefähr zwey Berliner Pfund, kostet 16 Ggr., oder 5 Carlin und einige Gran. Aber er ist auch nicht ganz weiß und rein, läßt sich jedoch zum Caffee und zu andern Sachen sehr gut gebrauchen. Die feste Gattung

ist weißer und reiner, aber das Rottolo kostet auch 3 Carlin, oder einen preussischen Thaler.

Der Caffee kostet das Rottolo 3 bis 9 Carlin, und ist gewöhnlich von einer guten Art. In den Caffeehäusern aber wird er meistens schlecht bereitet, indem man ihn zu lange kochen laßt, oder auch mit andern Sachen vermischt; dafür kann man aber auch eine große Tasse voll für einen Gran oder Kreuzer bekommen. Gewöhnlich kostet die Tasse mit Zucker und ohne Milch zwey Gran. Milch trinkt man selten dazu, weil man sie für schwer verdaulich hält.

Der Wein ist nach meiner Meinung das wohlfeilste, was man hier verkauft. Ein Baril sehr guter rother Wein, oder ohngefähr 48 Berliner Flaschen, bekommt man um 24 bis 30 Carlin; aber der gewöhnliche Tischwein wird auch das Baril um 16 bis 18 Carlin verkauft. Dagegen ist der ausländische Wein bey weitem theurer, und eine Flasche Malaga z. B. kostet 5 Carlin. Durch die Wohlfeilheit des Weins werden die gemeinen Deutschen, die hier kommen, gewöhnlich Trinker; für die Ita-

liener, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, hat er nicht so vielen Reiz.

Das Öl, wovon hier sehr verschiedene Sorten sind, ist auch um billigen Preis zu bekommen. Die Berliner Flasche davon mögte ohngefähr 8 Ggr. kosten. Das gute hat einen sehr angenehmen Geschmack. Es muß mit dem Schweineschmalz die Stelle der Butter vertreten, und wird an vielen warmen Speisen gebraucht. Butter wird sehr wenig gegessen, und kann auch, wegen ihres hohen Preises, nur auf die vornehmsten Tafeln kommen. Sie ist im Ganzen sehr schlecht, und nur die torrentinische läßt sich mit der Butter in andern Ländern vergleichen.

Auch der Käse ist zu hohem Preise, und, nach meiner Meinung, sehr schlecht. Er hat gewöhnlich etwas Brennendes und Beißendes, und mancher sieht eckelhaft weiß aus. Es scheint, als wenn die Neapolitaner in Zubereitung solcher Produkte, die von Viehzucht herkommen, durchaus eine falsche Manier erwählt hätten. Es werden vielfache Sorten von Käse gemacht,

und fast keine einzige hat einen guten Geschmack. Eine Art davon wird geräuchert, (hat man je dergleichen gehört?) eine andere Art ist ganz blätterigt und schwammigt, eine dritte heisst *cascio cavallo* u. s. w., aber keine einzige Art ist für einen deutschen Gaumen schmackhaft. Was eigentlich fetter Käse sey, davon scheint man hier wenig zu wissen; der erträglichste ist noch der ganz frische, süsse Käse, wovon eine Art *Ricotta*, und eine andere *Muzzarelle* heisst. Die *Ricotta* oder der weiche Käse wird in 'das Gebäckene, etwa in Blätterteig gemacht, und bey allen Pastetenbackern, die hier sehr elende Waare führen, verkauft. Diese Pastetenbäcker bieten zugleich gebratene Hühner und anderes gebratenes Fleisch feil.

Es hat etwas sehr widerstehendes, Käse, statt eingemachter Früchte in dem Gebäckenen zu essen, zumal da dies letzte mit Schweine- oder Rindsfett statt der Butter gemacht ist.

Die *Muzzarelle*, die kleine blätterige Klumpchen sind, haben einen süssen und ziemlich angenehmen Geschmack; aber ihre Zubereitung ist

sehr seltsam. Man bratet sie an einem kleinen Spieß über Kohlen; wer hat je in Deutschland Käse gegessen? Auch bratet man sie mit ~~etwas~~ in einer Pfanne, wo sie sich denn mit der Gabel lang in die Höhe ziehen lassen. Dies gilt bey Tische, selbst auf vornehmen Tafeln statt der sogenannten Fasten- oder Mehlspeise. Wenn man es zum erstenmal ißt, so widersteht es sehr,

Der beste Käse, den man hier jetzt bekommt, ist der holländische. Man bezahlt das *Bottolo* davon mit 4 Carlin; der inländische Käse gilt 2, 3, bis 4 Carlin, je nachdem er besser oder schlechter ist.

Die Milch ist so theuer, daß der gemeine Mann sie sich ganz versagen muß. Die Kuhmilch wird sogar nach Unzen (2 Loth) verkauft, und jede Unze kostet 14 Kreuzer (6 Pf.). Das ist wirklich ungerührt. Wie viel entbehrt der Arme, wenn er sich die nährende und wohlschmeckende Speise der Milch versagen muß, die er meistens in Deutschland um den wohlfeilsten Preis findet.

Ich erinnere mich, daß ich im vorigen Sommer mich einige Zeit auf dem Landg. Geheimeuraths von Seidl bey Glogau befand, um die sogenannte Buttermilch zu trinken, die mir vortrefliche Dienste that. Hier wurden vier schlesische Quart (ohngefehr drey Berliner Flaschen) von der dicken oder geronnenen Milch um einen Kreuzer verkauft, und zu ganzen Tournen für arme Landleute abgeholt. Das Quart, oder anderthalb Pfund Butter, die ich mit Freuden gegen die sorrentinische vertauschen würde, galt damals 6 Ggr., und das Quart Buttermilch ohngefehr einen Pfennig.

Welch eine Wohlthat ist der niedrige Preis eines so schönen Produkts für den Armen, und wie glücklich würden die gemeinen Neapolitaner seyn, wenn sie daran Theil nehmen könnten! Jetzt kaufen sie sich, wenn sie etwas recht lekkeres genießen wollen, um einen Kreuzer zwey Bissen geronnene Milch oder etwas Ricotte, und schlurfen es mit Begierde hinunter.

Es ist wahr, daß hier viele Arten schöne Früchte sind, aber sie nähren und sättigen bey

weitest nicht, wie die Milch. Melonen, Feigen, Pomeranzen, sind keine Nahrung für den, der arbeiten soll, und auch der Preis davon ist noch immer zu hoch für den Armen. Ich sehe oft Menschen in den Eisbuden stehen, und die ausgedrückten Citronenschalen essen, von denen Gefrorenes gemacht ist.

Die Theuerung der Milch kommt von der geringen Anzahl Kühe her, die in Neapel sind, und die sich vielleicht nicht höher, als auf 100 Stück belaufen. Was ist dies für eine Stadt von 600000 Menschen? Ziegen sieht man dagegen häufig, und für drey Kreuzer bekommt man ein mittleres Bierglas voll Milch; aber man hält sie nicht für so gesund, wie die Kuhmilch.

Der König hatte ehemals eine sehr schöne Holländerei in Caserta von 600 Kühen, und es wurde dort vortreffliche Butter, auch Käse nach Schweizer Art gemacht. Aber die Franzosen haben die Kühe geschlachtet, und alles zu Grunde gerichtet. Es ist unglaublich, was dieser unselige Krieg überall im Großen und Kleinen für

Unheil angerichtet hat. Fast alles ist schlimmer dadurch geworden.

Das Eis, oder das Gefrorne ist ein sehr wichtiger Artikel für Neapel, und besonders im Sommer. Es ist unglaublich, in welcher Menge es genossen wird, vorzüglich in heißen Tagen. Kaum sollte man glauben, daß ein solcher Vorrath von Schnee, der dazu gehört, im Winter konnte gesammelt werden. Aber die Berge vom Cap Minervae müssen ihn hergeben, und besonders der Monte Gauro, auf welchem er, als auf dem höchsten davon, am meisten liegt. Hier wird er zur Winterzeit in ungeheure Gruben eingestampft, und von dort, in Laub und große Matten eingewickelt, zu Wasser nach Neapel gebracht.

An keinem Ort in der Welt wird vielleicht so gutes Eis gemacht, wie hier. Man hat es von allen Arten nach der Jahreszeit und den jedesmaligen Früchten: von Pommeranzen, Citronen, Milch, Erdbeeren, Kirschen, Melonen, Apricosen, Pistazien, Zimmt, Orgeade, Caffee, Choccolade u. s. w. Es wird auf zweyerley Art berei-

tet, entweder in der Weichheit wie Butter, oder in fester Consistenz und in runden Stücken, doch so, daß sie sich mit einem Löffel abstechen lassen. Die erste Art wird aus einem kleinen Becher oder Glase gegessen, die andere von einem Teller.

Zum Glück für Neapel ist das Gefrorene zu wohlfeilem Preise zu bekommen; ein gutes halbes Bierglas voll von der weichen Sorte gilt 6 Gran, und ein festeres Stück von der Größe eines halben Tellers, zwey Finger dick, einen Carlin.

Die Eishäuser sind bey heißem Wetter gedrängt voll, und der größte Zufluß ist des Abends um neun Uhr. Ein ewiges Kommen und Gehen findet dann statt. Ein Eiswirth an der Strada Khisja hatte an dem Tage, an welchem der König kam, allein 3000 Stück festes Eis, also für 300 neapolitanische Dukaten (à 1 Thlr. 6 Ggr.) verkauft; rechnet man das übrige eben so viel, so war in seinem Hause an einem einzigen Tage für 750 Thaler Eis verzehrt. Hieraus kann man auf den ungeheuren Absatz des

Gefrorenen schliefsen. Indefs war damals gerade ein sehr heißer Tag, und die Stadt noch gedrängter voll von Menschen, wie sonst. Sind die Tage kühler, oder regnet, so ist dieser Absatz weit geringer; doch glaube ich, daß der Eiswirth in der Strada Khiaja im Durchschnitt des Sommers wohl für 100 Dukaten Eis absetzt.

Man halt den Genuß des Gefrorenen für gesund, und besonders der Verdauung für zuträglich. Auch giebt man dasselbe fast allen Kranken ohne Ausnahme, in Brustkrankheiten, im hitzigen Fieber, in Schwäche des Unterleibes u. s. w. So viel ist gewiß, daß das Eis eine der größten Wohlthaten für Neapel ist, und daß die Sommerhitze ohne dasselbe fast unträglich seyn würde.

Ein ebenfalls sehr wichtiger Handlungsartikel ist hier der Schnee. Die Schneehäuser sind von den Eishäusern unterschieden. In jenen ersten verkauft man bloß den Schnee, wie er aus den Eisgruben kömmt, in den letzten das kunstlich zubereitete Gefrorene. Da auch der Schnee in Krankheiten häufig gebraucht wird, so ist ein

schar-

scharfer Befehl da, daß es nie an Schnee mangeln darf, und der Pächter des Ganzen muß fast mit seinem Leben dafür stehen. Auch müssen die Schneeverkäufer ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht feil haben.

Man bedient sich dieses Schnee's vorzüglich, um das Wasser und den Wein abzukühlen, wozu man eigene kleine hölzerne Gefäße mit Flaschen darin hat. In diese wird das Wasser, oder der Wein gegossen, der Schnee umgelegt, und das Gefäß geschüttelt, wo sich dann gleich das Getränk stark abkühlt. Man kauft den Schnee wohlfeil, nemlich das Rottolo um 3 Gran.

Ein ganz allgemeiner Genuß im Sommer ist das Eiswasser, und hievon ist der Absatz noch bey weitem größer, als von den beyden vorigen Artikeln, weil auch der Ärmste Theil daran nimmt. In allen bevölkerten Straßen stehen die Wasserverkäufer, und sind fast unaufhörlich mit Trinkenden umgeben. Man trinkt dies Wasser ganz rein, auch mit Citronen, Pomeranzen, weißem Syrup u. s. w. vermischt. Es wird in kupfernen verzinneten Gefäßen aufbewahrt. Diese

sind mit einer andern holzernen Hülle umgeben, zwischen welcher und dem kupfernen Gefäße der Schnee liegt.

Ein großes Glas Eiswasser kostet $\frac{1}{2}$ Gran, oder beynah einen Pfennig. Läßt man es vermischen, so kann man es zu 1, 2 und 3 Gran trinken. Aus allen Ständen gehen die Menschen an diese Wasserhändler heran, und trinken auf der StraÙe.

Man sollte glauben, bey der großen Hitze, und bey der Kälte des Eiswassers, oder des Gefrorenen, müßten viele Lungenkrankheiten entstehen, zumal da man sich hier vor dem Genuß desselben nicht abkühlt, sondern unmittelbar das Eiskalte ißt und trinkt, wenn man in das Eishaus kömmt; aber man bemerkt keine schlimme Folgen von diesem Genuß, und selbst sehr erhitzte Personen essen Eis. Ich kann den Grund davon nicht bestimmt angeben, aber es scheint mir, als wären in diesem weichen Clima die Nerven nicht thätig oder angespannt genug, um eine plötzliche Erstarrung zu leiden; auch hin-

dert vielleicht die fortdauernde Hitze, die den ganzen Körper umgiebt, eine gefährliche Stockung.

Auch habe ich bemerkt, daß man sich hier bey Erhitzungen ohne Gefahr der Zugluft aussetzt, indem gewöhnlich die Fenster und Thüren im Sommer offen stehen. Die mindere Vorsicht, die dies Clima in Absicht der Brust nöthig macht, muß dagegen zwiefach auf den Magen gewandt werden.

Vom Reisa giebt es hier verschiedene Gattungen, unter denen der salernitanische Reisa am weißesten und besten ist. Die übrigen Arten sind oft grau und schwärzlich, auch wohl mit kleinen Salpeterstückchen vermischt. Das Rottolo von dem besten kostet zwey Carlin, welches in einem Lande, wo er wächst, sehr theuer scheint.

Von der sogenannten Buchweizen- oder Heide-Grütze, so wie von Habergrütze weiß man hier gar nichts. Das einzige dieser Art, was hier kommt, ist die Perlgräupe, die hier unter dem Namen *farro di Germania* bekannt und sehr beliebt ist; sie wird das Rottolo zu dem hohen

Preise von 5 Catlin verkauft. Ehemals ist hier ein Mann aus Baiern gewesen, der sie verfertigt und stark abgesetzt hat. Seitdem er todt ist, kann man sie nur zu Zeiten bekommen. Man hat hier versucht, sie nachzumachen, es aber nicht gekonnt, so wie man oft die gemeinsten Dinge den Deutschen nicht nachmachen kann. Sie kommt jetzt zu Schiffe von Triest.

Die frischen Feigen, die seit dem Junius feil geboten werden, sind zu einem Preise, der nach meiner Meinung ebenfalls hoch ist. Das Rottolo der ganz gemeinen Feigen kostet 4 Gran, der besten Art aber, die man Paradiesfeigen nennt, 8 auch 12 Gran. Auch dies also ist eine Speise, die für den Armen zu theuer ist. Man sagt mir indessen, daß die zweite Art Feigen (denn sie kommen den Sommer hindurch dreimal) wohlfeiler werde. Sie haben einen sehr angenehmen und weit bessern Geschmack, wie in Deutschland. Die Farbe ist schwarzbraun, oder grün, oder gelblich. Man hält sie für hitzig und darf keinen Wein darauf trinken, sondern blos Wasser. Man verkauft und ißt sie gewöhnlich des

Morgens. Des Abends hält man sie für schädlich. Zugleich hat man den Glauben, daß sie mit dem Thau, der die Nacht hindurch darauf gefallen ist, am gesunden sind.

Die Arten der Fische, die es hier giebt, sind fast unzählig. Von dem Schwerdtfisch an bis zum kleinsten Meerinsect wird alles für den Gaumen aus den Fluten heraufgeholt. Demohngeachtet ist der Preis der Fische im Ganzen hoch, besonders der frischen. Die wohlfeilste Art ist der Stockfisch, wovon das Rottolo gewöhnlich um 8 Gran verkauft wird. Zu diesem nehmen die gemeinen Leute an Fasttagen ihre Zuflucht. Der Preis der übrigen ist äußerst verschieden, je nachdem viel oder wenig gefangen sind. Die Alici, eine Art kleiner Heringe oder frischer Sardellen, kosten bald 3 Carlin das Rottolo, und mehr, bald nur halb so viel. Die gesalznen Sardellen kauft man um 2 Carlin. Eigentliche gute Heringe habe ich hier noch nicht gefunden. Das Stück davon kostet einen Gran, aber sie sind auch elend, und scheinen halb Hering, halb Bückling zu seyn.

Karpfen und Hechte giebt es hier nicht, denn Neapel hat wohl das Meer, aber keine Flüsse. In Caserta hat jedoch der König Teiche mit Karpfen.

Der Thunfisch ist ein großer Fisch ohne Schuppen, der oft an zweyhundert Pfund wiegt. Sein röthliches Fleisch ist sehr wohlschmeckend und kaum von dem Fleisch vierfüßiger Thiere zu unterscheiden. Er wird gewöhnlich abgessotten, und mit Öl und Essig gegessen. Das Rottolo kostet 3 bis 4 Carlin. Überhaupt kann man rechnen, daß man nicht leicht gute Fische unter diesem Preise in Neapel kaufen kann. Die Tage, wo sie am theuersten sind, sind die Fasttage, nemlich Freitags und Sonnabends.

Die Triglien, eine Art Barben, hält man für die delikatesten, besonders diejenigen, welche am Pausilippo, wo der König seine Fischerei hat, gefangen werden; nächst diesen aber den großen Schwendfisch, der an der Küste von Sicilien gefangen wird.

Das
Innere der Peterskirche.

Wenn man aus den engen Straßen auf den St. Petersplatz tritt, um die Außenseite der berühmten Kirche anzuschauen, so ist die Erwartung sehr hoch gespannt; aber bey weitem höher steigt sie noch, wenn man nun die Reise über den merkwürdigen Platz zwischen der herrlichen Colonnade und den bewundernswürdig schönen Springbrunnen gemacht hat, wenn man dicht an dem egyptischen Obelisk vorbegegangen, wenn man die breiten Stufen hinangestiegen ist, und nun in das innere Heiligthum hineintreten will — dann, dann zittert man gleichsam vor Erwartung.

Wie könnte es anders seyn? Wie viel hat man von diesem Tempel gelesen, wie viel vernommen, wie oft ihn als das prächtigste und schönste Gebäude in der Welt preisen hören? Es wäre ein Wunder, wenn die Erwartung nicht einen so hohen Grad erreichte.

Man biegt den Vorhang hinter der Thür zurück, und tritt hinein. Was erblickt man? — Einen eingeschlossenen leeren Raum mit einem Altar gegen sich über, an welchem die gewundenen Säulen auffallen. Warlich, weiter ist es nichts, was man anfangs sieht; kann der Eindruck groß seyn?

Und dieser leere Raum scheint überdies so klein, als man sich ihn nie einbildete, auch wenn man zehnmal gelesen und gehört hat, daß die Peterskirche weit kleiner erscheint, wie sie ist. Man bringt immer die Vorstellung von der größten Kirche in der Welt mit, und hat das Recht, sie mit zu bringen; denn die Peterskirche ist es. Wie kann man glauben, daß man eine Kirche erblicken wird, wie man sie schon oft gesehen zu haben glaubt? ja, die man schon

größer und schöner gesehen zu haben glaubt? Und dies muß dennoch der Fall bey jedem seyn, der zum erstenmal hineintritt. Der Dom in Magdeburg, und die Stephanskirche in Wien sind mir mindestens eben so groß bey dem ersten Eintritt vorgekommen, wie die Peterskirche, wo nicht größer, die Nicolai-Kirche in Leipzig aber erscheint ohnstrittig angleich prachtvoller und schöner, wenn man hineintritt. Kurz, man glaubt gar nichts Außerordentliches zu sehen, wenn man zum erstenmal die Peterskirche sieht, und ist uns die Außenseite klein vorgekommen, so ist dies mit dem Innern noch bey weitem mehr der Fall.

Woher diese Seltsamkeit, woher dies Kleinerscheinen? Ich möchte antworten: von der Größe. Die Peterskirche hat so ungeheure einzelne Theile, daß das Ganze dadurch gleichsam gedemüthigt wird. Und dieser Haupttheile sind so wenig, daß sie den Eindruck noch mehr vermindern. An den Seiten des mittelsten Schiffs der Kirche stehen nicht awanzig, nicht dreyßig Säulen, die das Gewölbe unterstützen, und einen

perspectivischen Anblick gewähren; nein, an jeder Seite sieht man bis zum Ende der Kirche nicht mehr, als vier ungeheure Pfeiler, zwischen denen immer ein großer Bogen ist; wie können diese wenigen Gegenstände die Vorstellung von einer großen Ausdehnung erwecken?

Von dem Thor der Kirche an bis zum großen Altar ist ferner nichts, gar nichts, als ein leerer Fußboden, ein Meer, das wieder keine Perspective gewährt. Dieser große Altar schneidet überdies einen großen Theil von der Kirche ab, und bildet weit vor dem Ende derselben einen Endpunkt. Ist es Wunder, wenn die Kirche klein erscheint, wenn dieser große leere Raum, an dem man keinen Maßstab anlegen kann, sich verengt?

Man fülle den Raum zwischen dem Thor und dem Altar mit Stühlen, mit Bildsäulen, mit andern Gegenständen aus, und die Peterskirche wird sich sogleich um mehrere hundert Fuß weiter ausdehnen. Ich selber habe sie einst an einem Fest sehr groß gesehen. Ich fand nemlich viele Menschen auf dem leeren Fußboden, und

das Auge lernte seine Weite messen. Die Kleinheit der Wesen, die darauf wimmelten, lehrte die Größe der Umgebung kennen.

Es ist durchaus kein Räthsel, warum die Peterskirche so klein bey dem ersten Anblick erscheint. Man sieht Tauben an den Pfeilern in Marmor, und sie erscheinen dem Auge nicht größer, wie Tauben, aber in der Nähe sind es Adler, Reiher, Habichte; man sieht Kinder, die das Becken zum Weihwasser halten, aber in der Nähe sind es Riesen. Dies alles weiß man nicht, wenigstens weiß es das Auge nicht, und mißt das übrige Unbekannte nach dem Bekannten ab. Eine Größe verdunkelt die andere, und der hohe und weite Raum, der alles in sich hält, erlaubt selbst dem Ungeheuren nicht, sich auszuzeichnen. So erscheint die große Peterskirche unverhältnißmäßig klein, und alles erscheint klein, was darin ist, selbst der große Altar.

Wer in Neapel am Ufer des Meers steht, und die Insel Capri ansieht, ohne ihre Entfernung zu kennen, der hält sie gewiß für weit näher und kleiner, als sie ist; denn die weite

Fläche des Meers zwischen ihm und der Insel engt sich in eine geringe Breite zusammen, weil sie keine Reihe von Gegenständen hat. Das Meer und die Insel scheint kleiner. So ist es mit dem Hauptaltar in der Peterskirche und dem Raum vor demselben.

Auch der Schmuck der Kirche ist für den ersten Anblick ganz verloren. Das Gewölbe ist zu hoch, um ihn daran wahrzunehmen, und auch die übrigen Zierden zu entfernt, um sie zu bemerken. Hundert andere Kirchen in Deutschland und Italien erscheinen prächtiger beym Eintritt.

Aus dem Gesagten könnte man schließen, die Peterskirche sey nur ein gewöhnlicher Ort, ohne sonderlichen Reiz für das Auge. Nein, so ist es nicht gemeint. Es war nur von dem ersten Eindruck die Rede. Die Peterskirche gleicht einem Menschen, der anfangs ganz einfach und glanzlos erscheint, bey dem sich aber allmählich immer mehr schöne Eigenschaften entwickeln, und den man am Ende aus vollem Herzen lieben lernt.

Man muß vom Ganzen zum Einzelnen übergehen, um diesen prachtvollen Bau nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wer könnte wähen, daß ein Gebäude, woran Bramante, Michael Angelo, Raphael, Vignola, Carl Maderne und viele andre als Baumeister sich verewigten, worin wiederum Michael Angelo, Bernini, de la Porte, Algardi und andere ihre Werke als Bildhauer aufstellten, worin ferner Raphael, Guido Reni, Bernini, Carl Maratti, Dominichino, Lanfranco, d'Arpino, u. s. w. als Mahler glänzten, wer könnte wähen, daß ein solches Gebäude nicht ganz was außerordentliches in sich fasse?

Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alles dies Außerordentliche herausheben und schildern wollte; hier also vermag ich nur das Merkwürdige hie und da zu berühren.

Die Kirche ist 362 Fufs lang, und 400 Fufs breit, nemlich da, wo unter der Kuppel das Kreuzschiff das Hauptschiff durchschneidet. Diese Kuppel hat vom Pflaster der Kirche bis zum Gipfel 385 Fufs Höhe, und der inwendige Durch-

messer derselben beträgt 130 Fufs, aber der ganze Durchmesser mit der Dicke der Mauern 145 Fufs. Hier schwebt also ein Pantheon hoch in der Luft, denn das Pantheon in Rom hat beynahe dieselbe Gröfse. Die vier Pfeiler, die sie tragen, sind so ungeheuer dick, dafs man einen beträchtlichen Raum durchwandern mufs, um sie zu umgehen. Sie sind ringsumher mit Pilastern und einigen Nischen geschmückt, worin Bildsäulen stehen.

Unter dieser Kuppel steht etwas sehr Merkwürdiges: der grofse Altar, und unter diesem Altar ist noch etwas Merkwürdigeres: das Grabmal des Apostels Petrus.

Der Altar steht ganz frei, so dafs man rings um ihn herumgehen kann. Nur der Pabst liefs vor ihm die Messe. Über dem Altar ist ein prächtiger Thronbimmel von vergoldeter Bronze, den vier bronzene gewundene Säulen von gemischter Ordnung tragen. Man kann denken, welcher Schatz von Bronze hier angebracht ist, da der Thronbimmel eine Höhe von 84 Fufs hat, und also die Säulen auch von ungeheurer Höhe

seyn müssen. Das Gewicht dieser Bronze beträgt 106,392 Pfund, und die Unkosten der Arbeit über 100,000 Thaler, indem die Vergoldung allein 40000 Thaler kostete. Und dies nur ein einziger Altar.

Wahrscheinlich hätte man so viel Bronze nicht verschwendet, wenn man nicht eine ergiebige Erzgrube gehabt hätte. Man nahm nemlich das Metall von den Balken des Pantheons, man plünderte den Tempel aller heidnischen Götter, um einen christlichen Altar zu bereichern.

Vor diesem Altar ist ein eisernes rundes Gitter, das einen beträchtlichen Raum umgiebt, und in welchem rings umher 112 Lampen brennen; vielleicht haben sie ohne zu verlöschen schon einige Jahrhunderte gebrannt. Sie geben eine ganz kleine runde Flamme, und erscheinen wie helle Pünktchen in einiger Entfernung. Ehemals waren diese Lampen von Silber, aber seitdem eine Republik in Rom gewesen ist, sind sie von Metall. Die Franzosen, die bekanntlich kein Silber und Gold im Auslande leiden können, führten die Lampen des heiligen Petrus nach

Paris, wo man sie wahrscheinlich nicht mehr zum Brennen gebraucht.

In der Mitte des Gegitters steigt man in das Grabmahl selber hinunter, dessen Vorhalle mit Engeln, mit Festons und mit den Statuen des heiligen Petrus und Paulus geschmückt ist. Durch ein Gegitter von vergoldeter Bronze sieht man dann in das eigentliche Heiligthum hinein, wo in einer Nische die Gebeine des Apostels beygesetzt sind.

Vielleicht liegt es manchem am Herzen, zu erfahren, wodurch man denn eigentlich weiß, daß wirklich die Gebeine des Apostels Petrus in diesem Begrabnisse ruhen. Hier sind einige Nachrichten hierüber.

• Zu den Zeiten der römischen Kaiser war an dem Ort, wo jetzt die Peterkirche mit ihren Umgebungen steht, der Circus des Nero. Constantin der Große aber erbaute hier eine weite Kirche, und zwar, weil der Apostel Petrus hier begraben war. Dies ist die Nachricht, auf der die Ächtheit des apostolischen Grabmahls beruht. Constantin konnte als Kaiser, als großer Freund
der

der christlichen Religion sehr gut wissen, wo die Gebeine des Apostels lagen, und da er eine Kirche über dem Grabmahl erbaute, so konnte sich die Spur davon auch nicht wieder verlieren. Denn diese Kirche stand elf Jahrhunderte, und als sie dann in Trümmern zerfallen wollte, liefs der Papst Nicolaus V. gegen das Jahr 1450 den Grund zu der neuen Kirche legen, die noch jetzt dasteht, und allmählich die Bewunderung der Welt ward. Die folgenden Papste liefsen den Bau bald liegen, bald wurde er fortgesetzt, bis er endlich nach drey Jahrhunderten unter Paul V. vplendet ward.

So viel also kann man, glaube ich, mit Gewifsheit annehmen, dafs die Asche des Apostels unter der Peterskirche ruht. Ohnstreitig ist dies eine Merkwürdigkeit, die dem Gebäude einen gewissen heiligen Werth giebt. Selbst der Umstand, dafs Constantin schon hier dem Apostel Petrus zu Ehren eine Kirche erbauen liefs, ist für das christliche Alterthum merkwürdig.

Über dem Grabmahl rings in dem Gesimse der Kuppel umher steht ein Spruch aus der Bi-

bel, den man nicht besser hätte auswählen können, und der für die päpstliche Herrschaft sehr bedeutend ist, nemlich die Worte: *Tu es Petrus, et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo Claves Regni Coelorum.* Man kann denken, daß dies mit sehr großen Buchstaben geschrieben ist.

Christus spricht ohnstreitig von der Ausbreitung der christlichen Religion hier auf der Erde, und giebt dem Apostel die freie Gewalt, so wie auch die Kraft, sie verbreiten zu können, als den Weg zur Glückseligkeit, oder als das Himmelreich; aber so verstehen die Nachfolger des heiligen Petrus es nicht. Sie glauben den Schlüssel zu besitzen, der die Thore des Himmels in jenem andern Leben aufschließt, und hineinlassen oder zurückweisen zu können, wenn sie wollen. Ohe! Sollten sie es aber auch nicht glauben? so haben sie wenigstens danach gehandelt.

Am Ende der Kirche erblickt man wieder einen Altar, und über demselben etwas, das von innen und außen merkwürdig ist. Es ist eine

Art von Kanzel aus vergoldeter Bronze von Berrini, die von vier bronzenen Riesen getragen wird, nemlich von vier berühmten Kirchenvätern aus der römischen und griechischen Kirche: dem heiligen Ambrosius und Augustinus, und dem heiligen Athanasius und Chrysostomus.

Es ist ein gutes Symbol, daß diese den Stuhl des heiligen Petrus tragen; denn dieser soll in der bronzenen Kanzel verschlossen, und der nemliche seyn, dessen sich Petrus und die Päpste, seine Nachfolger, bey ihren öffentlichen Religionshandlungen bedienen. Von der Authenticität dieses Stuhls weiß ich keinen einzigen Beweis; hier muß man glauben, was die heilige Kirche glaubt.

Außer dem Grabmahl des heiligen Petrus sind noch neunzehn andere Grabmäler in der Peterskirche, und keine von den geringsten Zierden derselben. Auch an beyden Seiten dieses hintersten Altars ist das Grabmahl von zweyen Päpsten, von Paul III, und von Urban VIII. Auf dem Grabmahl Pauls III. ist die berühmte Statue der Gerechtigkeit von la Porte, die ein

Spanier einst zum Ziel seiner Lüste soll erschen haben. Es ist wahr, sie ist wunderschön; aber ich halte die Sache dennoch für eine Fabel. Sie bleibt immer kalter Marmor, und kann zwar Bewunderung und Vergnügen, aber keine Liebe einflößen. Wahrscheinlich gab irgend eine Stellung oder ein anderer Umstand Gelegenheit zu dieser Sage, und man ergriff sie mit Begierde, um der Statue Ruf zu geben; denn so etwas ergreifen die Römer gern. Sollte die Sache aber auch wirklich gegründet seyn, so ist es dennoch äußerst thöricht, die schöne Statue deshalb mit einer Decke von Blech zu verunstalten. Soll denn, weil ein wollüstiger Spanier hier einen Frevel beging, deshalb allen andern die Schönheit der Bildsäule entzogen, und der Eindruck derselben durch fein häßliches Blech widrig gemacht werden? Das ist doch wahrlich unzumuthig und seltsam, zumal, da vielleicht jener Fall, so lange die Peterskirche steht, nicht wieder vorkömmt.

Bernini ließ diese Decke anbringen, und da das Grabmahl auf der andern Seite des Altars

von ihm ist, aber keine Bildsäule von so hoher Schönheit hat, so könnte man auf den Gedanken gerathen, der Neid hätte etwas bey Bedeckung der Statue gewirkt. Dafs man aber die Bedeckung noch immer liegen läfst, daran scheint mir ein anderer Umstand Schuld zu seyn. Man nimmt sie nemlich weg, wenn jemand eine Zechine, oder einen Dukaten bezahlt, und läfst sie für Geld in ihrer ganzen Nudität sehen. Weifs man nun noch nicht genug, so musz ich hinzufügen, dafs es unmöglich ist, die Italiener sollten eine solche Gelegenheit, Geld durch nichts zu verdienen, aus den Händen lassen. Wenn kein Befehl von oben dies garstige Schurzfell wegschaft, so wird es ewig liegen bleiben. Aus dieser blechnen Decke prägen die Römer Gold, und da sie auf keine edle Art Geld aus dem Auslande zu gewinnen verstehen, so verschmähen sie auch die niedrigste nicht, es zu thun. Mich wundert, dafs man nicht die ganze Peterskirche zu einer solchen Fundgrube gemacht hat. Könnte man über ihre Schönheit eine Decke legen, man thäte es gewifs.

Das letzte Grabmahl, das hier angelegt ist, ward dem Papst Rezzonico erbauet. Der scharfsinnige Archenholz macht in seinem schönen Werke über England und Italien die Bemerkung, daß die Dankbarkeit ein solches Grabmahl von seinen Angehörigen fordert. Jetzt ist es errichtet, und zwar durch den großen Künstler Canova, an der rechten Seite der Peterkirche. Auf der einen Seite liegt ein Genius mit einer umgekehrten Fackel, und auf der andern steht die sehr schöne Statue der Religion. Der ganz weiße Marmor hat etwas höchst reizendes, besonders, wenn er zu Bildsäulen verarbeitet ist.

Unter den vielen andern Grabmählern, wovon einige 24,000 Scudi, oder 36,000 Thaler gekostet haben, ist auch das Grabmahl der Königin Christina von Schweden, das Innocentius XII. ihr durch Carl Fontana errichten ließ. Aber es gereicht ihr nicht zur Ehre, denn es ist ihre Abschwörung des evangelischen Glaubens darauf abgebildet.

Die Gemälde in der Peterkirche sind, wie bekannt, keine eigentliche Gemälde mehr, son-

dern in farbigen Steinen nach den Gemälden großer Meister zusammengesetzt, welche Arbeit man Mosaik nennt. Man könnte sich wundern, wie man die feinen Nuancen des Pinsels durch Zusammensetzung von Steinen hervorzubringen vermöge; aber die Größe der Gemälde und die verhältnißmäßige Kleinheit der Steine erlaubt dies sehr gut. Nur ganz in der Nähe entdeckt man die Zusammensetzung, und sie sehen übrigens aus, wie die frischesten, schönsten Ölgemälde. Niemand, der nicht vorher unterrichtet wäre, würde auf den Gedanken gerathen, daß er Steine sähe.

Es sind 29 solcher Altargemälde vorhanden, ohne die Gemälde an den Kuppeln, den Vorkapellen u. s. w. Von den größern kostet jedes 30,000 Thaler. Man denke, welch ein Schatz hier von Gemälden sey. Diese Gemälde haben etwas Erhebendes, etwas Rubeeinflößendes, etwas Überirdisches. Da auf den meisten die Figuren in übermenschlicher Größe sind, so vermehrt dies den Eindruck, und man erblickt hier den Adel der menschlichen Natur in seiner höch-

sten Würde. Man sieht ein ganz anderes Menschengeschlecht in Gestalt, in Handlung, in Gewand, in Ausdruck, als man sonst zu sehen gewohnt ist, und ein Künstler muß beym bloßen Anschau dieser Gemälde seinen Styl edler und schöner bilden. Hier ist nichts Kleinliches; alles ist groß, erhaben, edel, gottlich, ruhig. Man kann ganze Stunden zubringen, um ein solches Gemälde anzuschauen, und man wird bey jedem neuen Besuch neues Vergnügen finden, vorzüglich dann, wenn man sich in die Schönheiten der Darstellung erst recht einstudirt hat.

Es ist ein erhebender Gedanke, daß diese Gemälde durch die Nachahmung in Stein eine Art von Ewigkeit erhalten haben, bey der kein Veralten, kein Verlöschen der Farben, und keine Veränderung statt findet, sondern wo eine ewige Jugend, eine ewige Frischheit, als wären sie eben aus dem Pinsel geflossen, frühlingsmäßig schimmert. Wie würden Raphael, wie würden die übrigen Künstler der vorigen Jahrhunderte staunen, wenn sie ihre Gemälde zum zweiten-

mal in Stein geschaffen erblickten, und sie nun unvergänglicher sehen, als sie je hoffen durften.

Das schönste Gemälde in der Peterskirche ist die Transfiguration von Raphael, an einem Altar befindlich. Das Original in Öl war sonst zu St. Pietro Montorio, jetzt ist es sammt den andern schönsten Kunstwerken von Rom ausgewandert, und befindet sich in Paris. Hatte man die ganze Peterskirche, gleich dem Laocoon und dem vatikanischen Apoll, in einen Kasten packen und nach Paris schicken können, sie stünde nicht mehr an der Tiber, sondern an der Seine.

Ein anderes sehr schönes Gemälde von Mosaiik ist der heilige Hieronymus von Dominichino, wie er das letzte Abendmahl empfängt, so wie ein anderes von Guido Reni: der Erzengel Michael.

Aber die vollständige Beschreibung der Gemälde allein würde ein Buch fodern, und ich trenne mich jetzt bey diesen schönen Gegenständen von der Peterskirche. Niemand wird hoffentlich wännen, daß hier eine ausführliche Beschreibung von dem Innern derselben hat gelie-

fert werden sollen. Hier ist nur so viel, als man bey dem ersten Besuch derselben flüchtig übersieht, was ich aber nach vielen Besuchen, nach vielem Lesen, Vergleichen und Hören niederschrieb. Ich werde noch oft dahin zurückkehren, und halte es selbst für den Leser für angenehm, nicht alles auf einmal zu finden, sondern diesen großen Gegenstand allmählich kennen zu lernen, und zwar so, wie jemand, der sich in Rom befindet, ihn kennen lernt. Er geht sehr oft hin, sieht, vergleicht, hört, prüft, überläßt sich ruhig seinen Empfindungen, bringt immer neue Schätze mit, und dringt endlich in das Ganze des erhabenen Werks ein.

Feierliche Ankunft
und
Empfang des Königs
in Neapel.

Lange schon hatte man die Rückkehr' des Königs aus Palermo erwartet, hatte zu verschiedenenmalen die Zeit dazu schon bestimmt, selbst das Schiff, auf welchem er kommen sollte, und immer täuschte sich die Hoffnung. Es verflossen Monate unter diesen Vorhersagungen, und niemand wußte, woher diese Zögerung kam. Wahrscheinlich wollte der König erst die vielen Hilfsbedürftigen, die es durch die Revolution geworden waren, befriedigen, rückständige Gelder auszahlen lassen, die Cassen in Ordnung bringen u. s. w., ehe er in seine Hauptstadt zurück-

kehrte, um hier nicht von zu vielen Seiten angefallen und supplicirt zu werden.

Dieser Zeitpunkt erschien im Juni, und auf einmal sah man die Anstalten zu dem Empfange des Königs gemacht; die Rückkehr, woran bis jetzt noch Viele zweifelten, wurde gewiß. Auf Largo di Castello, so wie gegen dem königlichen Pallast über, begannen sich große Gerüste zu erheben, und bald geschah dies auf dem ganzen Wege, der von Portici aus durch die Stadt zum Pallast führt. Selbst an Orten der Stadt, die nicht an dem Wege lagen, wurden Ehrenzeichen errichtet, und einige tausend Menschen waren beschäftigt, an dem feierlichen Empfange des Königs zu arbeiten.

Diese Gebäude stiegen mit einer Schnelligkeit empor, daß man darüber erstaunte, und in wenigen Wochen entstanden aus leichten Balken, aus Stangen, aus Brettern, aus Leinwand ungeheure Werke, die das Ansehen hatten, aus Steinen oder Marmor, und für Jahrhunderte erbaut zu seyn. Es war, als wenn Feepalläste aus der Erde hervorgingen.

Die Italiener, die in so vielen Rücksichten hinter andern Nationen zurückgeblieben sind, zeigten sich hier von einer Seite, von welcher sie wahrscheinlich durch keine andere Nation erreicht werden. Es scheint, als sey es eine eigene Wissenschaft, für das Auge zu bauen, und aus allerhand leichten Stoffen Gebäude zu errichten, die für die Ewigkeit zu seyn scheinen. In dieser Wissenschaft, die uns ganz neu ist, und die man zum erstenmal in Italien kennen lernt, haben die Architecten dieses Landes, und die ihnen untergeordneten Arbeiter, es so weit gebracht, daß man sich recht freut, diese Nation auch einmal den Vorzug vor andern erringen zu sehen.

Diese schnell errichteten Gebäude haben aber nicht allein das Ansehen der Dauer und Festigkeit, sie sind auch in dem edelsten antiken Styl erbauet, wie man sehr selten Werke der Architectur findet.

Vielleicht ist seit langen Zeiten kein Monarch mit so vieler Pracht, mit so vielem Aufwande von Kunst, in seiner Hauptstadt empfan-

gen worden, als jetzt der König von Neapel nach einer Entfernung von vier Jahren. Zu seiner Ankunft sind mehr als vierzehn ansehnliche architectonische Werke aufgeführt, ohne die vielen andern kleinern Verzierungen und den Schmuck der Häuser.

Die vorzüglichsten Gebäude sah man gegen das Ende des Weges, den der König machen mußte. Vor dem Castell nuovo, das unweit dem Molo liegt, hatte das Königliche Corps der Artillerie eine neue Art von Befestigung aufgeführt, mit vielen wirklichen und gemahlten Kanonen, die vielleicht einst zum Muster dienen könnte. In der Mitte desselben, über dem Eingang des Castells, steht die Statue des Königs in kolossaler Größe, und man sieht überhaupt viele militärische Verzierungen und Trophäen an demselben. Da aber die Befestigung, wegen der daran liegenden Straße, eine gerade Linie bilden muß, so kann nicht viel Vertheidigungskunst darin angebracht seyn. Sie ist mehrere hundert Schritte lang.

Gegen diesem Gebäude über an der Post sieht man einen Arcus errichtet, unter welchem der König auf einer Biga steht, und vom Siege und andern allegorischen Statuen begleitet wird. Oben an dem Bogen sind sehr schöne Bas-reliefs, welche Bezug auf Schiffahrt, auf Handlung u. a. w. haben.

Von dieser Gegend, bis zum Largo di Castello, sind einige hundert Schritte, und hier ist ein Gebäude aufgeführt, das die Aufmerksamkeit des Kenners und des Liebhabers verdient. Es ist großer Halbkreis, oder ein halbes Amphitheater, in welchem oben 28 freistehende dorische Säulen angebracht sind. Da diese in dem großen halben Rund regelmäßig herumstehen, so machen sie eine außerordentliche Wirkung. Auf dem Gesimse, das sie tragen, stehen eine Menge Statuen, ebenfalls nach der Krümmung des Bogens, und bilden die größte Höhe des Werks. Zu den Säulen führt eine große Treppe, auf deren Stufen eine Menge Zuschauer sitzen können, und vor derselben sind Sitze mit Lehnen, wie in einem wirklichen Amphitheater. Basreliefs, Ge-

nähle, kolossalische Statuen, u. s. w. bilden die übrigen Verzierungen des Werks.

Das Ganze hat ein so edles, ganz antikes Ansehen, daß man bey'm Anschauen desselben in das Alterthum versetzt zu seyn glaubt. Bey Gebäuden, die zu wirklichem Gebrauch aufgeführt werden, muß der Baumeister oft die Schönheit der Bequemlichkeit aufopfern; hier konnte er sich ganz seiner Einbildungskraft und den besten Mustern aus dem Alterthum überlassen. Darum glaube ich nicht, daß in irgend einem Ort ein neueres Gebäude dieser Art anzutreffen ist.

Ich darf nicht vergessen, daß an jeder Seite vor dem Amphitheater eine Biga steht; auf der einen sieht man den König, auf der andern die Königin stehen. Statuen, und Wagen, und Pferde sind wie in Bronze gemacht. Auch liegen innerhalb des Halbzirkels an beyden Seiten die beyden Flüsse, die in der Nähe der Hauptstadt sind, mit ihren Urnen: der Sibetus.

Ohnweit von dem Largo di Castello ist die Porcelainfabrik, dicht an dem St. Carlstheater.

Vor derselben ist die *Paçade* des berühmten Tempels in Pästum aufgeführt, kleiner zwar, wie er in der Wirklichkeit ist, aber doch nach einem richtigen Verhältnisse. Die *Simplicität* der Bauart macht einen seltsamen Eindruck. Sie scheint aus dem Anfange der Architectur zu seyn, aber das Ganze ist in einem hohen Styl, der große Kunst verräth. In diesem Tempel ist eine sehr schöne Gruppe angebracht. Der König steht auf einem Piedestal mit ausgestrecktem Zepter, und zu seiner Rechten eine äußerst zarte und edle Figur, die *Parthenope*, welche ihm eine Schale mit Weinreich darbietet; zur Linken sieht man den Genius der Künste in einer sanften bescheidenen Stellung, wie er seine Kränze überreichen will.

Diese Gruppe verdiente ohnstreitig durch Marmor verewigt zu werden, und sie würde ein treffliches Denkmahl für irgend einen großen König seyn. An dem Piedestal, worauf der König steht, liest man die schöne und passende Inschrift: *Optime Princeps, hic ames dici pater*. Dies bezieht sich ohnstreitig auf die Besorgniß, daß er in Palermo seine Residenz wählen könnte.

Die Säulen des Tempels sind mit Guirlanden von Rosen umwunden, um an die Rosen vom Pastum zu erinnern, die im Alterthum so beehrt waren.

Von hier bis zum königlichen Palast ist nur noch ein kleiner Weg. Gegen denselben über ist ein Tempel zum Ruhm gerechter und wohlthätiger Monarchen erbauet. Dieser Tempel ist so schön, so erhaben, daß er ein stilles Vergnügen einflößt, und als Muster des edelsten Tempels dienen kann. Er wetteifert mit dem Amphitheater auf Largo di Castello, und man weiß nicht, welchem Werk man den Vorzug geben soll. Nur in dem alten Athen oder Rom konnte man Gebäude ähnlicher Art finden; aus der neuern Architectur sind sie gänzlich verschwunden.

Dieser Tempel des Ruhms hat ein Frontispiz mit sechs freistehenden korinthischen Säulen, und zwey Seitenflügel, jeden mit sieben eben solchen Säulen, so daß die ganze Vorderseite zwanzig freistehende Säulen enthält, einige Säulen in der Vertiefung des Frontispizes nicht ge-

rechnet. In dem Giebelfelde sieht man in Basrelief das Bild des Königs und der Königin kolossalisch, getragen von zwey fliegenden Famen. Zu den Säulen, unter deren Gebälk man wie in einer Vorhalle frei herumgehen kann, führt eine hohe Treppe, in der Breite des ganzen Frontispizes, und oben an derselben stehen sechs Bildsäulen von so schöner Arbeit, daß sie aus den Zeiten, wo die Niobe mit ihren Kindern entstand, hergeholt zu seyn scheinen. Die Bildung dieser Statuen ist so rein antik, daß ihr Anblick Ruhe und Zufriedenheit einflößt. Sie stellen die Länder der beiden Königreiche vor, und tragen die Namen: Sicilia, Campania, Lucania, Japigia, Messapia und Sannio.

Hätte die Peterskirche, die für viele Jahrhunderte erbaut ist, in der verhältnißmäßigen Größe eine Fassade, wie dieser Tempel, der nur Monate stehen soll, sie würde mit Recht die Bewunderung und das Studium der Kenner seyn, sie würde Einheit, Erhabenheit, und ein antikes Ansehen haben, ohne, wie jetzt, durch viele

Balkons, und Fenster, und halbe Säulen, und Pilaster, und Zifferblätter kleinlicht zu werden.

Es ist offenbar, daß die Neapolitaner, die sonst bey der ersten Prüfung als sehr weit zurück erscheinen, sich bey den Zurüstungen zum Empfang des Königs sehr groß gezeigt haben. Man konnte sich darüber wundern, aber die Sache ist zu erklären. Was in Italien noch blüht, ist die Kunst. Die sich ihr widmen, haben von Jugend auf, hatten wenigstens ehemals in der Architectur die besten Muster vor sich, sehen schöne Gebäude in der Wirklichkeit und auch in den Darstellungen ihrer großen Mahler. Wenn man ihre besondere Fertigkeit in Errichtung solcher Ehrengebäude hiemit verbindet, so bleibt es nicht wunderbar, daß sie gerade h^{ier}in so viel leisten, zumal wenn die besten Künstler in Neapel und Rom dazu gebraucht werden. Hatte man die Dichter und Gelehrten dieser Städte aufgefodert, die Ankunft des Königs durch literarische Produkte zu feiern, die Sache würde sehr mittelmäßig ausgefallen seyn. Auch ist

kein einziges Produkt dieser Art, so viel mir bekannt ist, erschienen.

Es würde zu viel Raum fodern, wenn ich alle übrigen Gebäude und Tempel beschreiben wollte, die auf dem Castell del Carmine, auf den Plätzen del Spirito santo, al Mercato, an der Dogane, auf der Gewehrfabrik u. s. w. errichtet waren, und ich eile zur Ankunft des Königs selber fort.

Im letzten Drittel des Junius kam ein kleines Fahrzeug aus Sicilien mit der Nachricht an, daß der König von Palermo abgegangen sey. Die verdoppelte Eile bey Errichtung der Gebäude, die noch nicht ganz fertig waren, und manche andere Anstalten zeigten, daß diese Nachricht gegründet sey.

Den 25ten Jun. gab St. Elmo Nachmittags um 4 Uhr Signale durch Kanonenschüsse, und steckte Fahnen aus, wodurch man sah, daß der König sich näherte. Man sah links von Capri einige Schiffe, die aber wieder verschwanden, weil der Wind ungünstig war. Am andern Morgen erblickte man diese Schiffe an der andern

Seite von Capri, und mit der Murette oder mit dem Meerwinde, der sich gegen Mittag einzustellen pflegt, kamen sie der Stadt näher, und nun begann eine sehr feierliche Scene. Das Fort St. Elmo begann die Schiffe mit Kanonenschüssen zu begrüßen, welche tobend über die Stadt hinwegdonnerten, die Schiffe aber gaben in ihrer weiten Entfernung Antwort, und die Schüsse schallten dumpf über das Meer daher. Es war ein erhabenes Gespräch, welches das Geschütz unter einander hielt.

Man erblickte an 20 Schiffe, und zwischen diesen schwamm das Schiff des Königs, das man durch seine Größe unterschied, in der Mitte. Die übrigen Schiffe, unter denen auch einige englische waren, dienten zur Bedeckung; denn hier hat man die barbarischen Küsten zu nahe, um vor Caperei sicher zu seyn.

Unterdess fuhr der Kronprinz, begleitet von dem lauten Donner der Kanonen, dem König entgegen, und stieg an sein Schiff. Aber der Meerwind ließ vorher nach, und die Schiffe

So nahe am Lande zu seyn, und es nicht erreichen zu können, das muß etwas sehr Unangenehmes haben, und ein König setzt sich demselben nicht aus, wenn es zu vermeiden ist. Es dauerte wirklich nicht lange, so stieg der König aus seinem Schiff, das wegen Größe nicht rudern konnte, sammt dem Kronprinzen in ein kleineres Ruderschiff, und fuhr nach Portici zu seinem Lustschloß Favorite. Der verdoppelte Donner der Kanonen auf den Castellen und auf den Schiffen verkündigte diesen Entschluß.

Der 27te Jun. 1802 war der Tag, an welchem der König, nach so langer Abwesenheit, nach so vielen vorgefallenen traurigen und schrecklichen Begebenheiten, wieder in seine Residenz einzog. Schon bey seinem Anlanden hatte sich ihm eine Ehrenbezeugung dargeboten, denn es war eine sehr große Brücke erbauet, um das Betreten des Landes desto bequemer zu machen. Sie ist nach Art der uralten sublicischen Brücke in Rom angelegt, welche Ancus Martius über die Tiber erbauete, und welches dieselbe ist, auf der Horatio Cocles die Armeen des Porcennius

aufstellt. Eine solche Brücke ist von Holz und ohne Nagel, so daß sie leicht zusammengesetzt und auseinander genommen werden kann. Die bey Portici war 230 Palmen lang, und 4½ Palmen breit, und bey der Ankunft des Königs sehr prächtig ausgeschmückt.

Am Tage des Einzugs drängten sich die Ehrenbezeugungen gleichsam um den König. Schon am Mittage versammelte sich alles Militär, das in Neapel liegt, und besetzte die Straßen, durch welche der Zug gehen sollte. Sie bildeten zwey Reihen, um in der Mitte einen freien Durchgang zu lassen. Alles Fahren in diesen Straßen war verboten, bis auf die Wagen der Personen, die nothwendig nach Portici und zurück mußten, diese wurden von einem Cavalieristen begleitet. Außerhalb der Stadt bis Portici stand die Cavallerie. Dies starke Besetzen der Straßen war sehr nothwendig, denn das Gedränge der Menschen hatte keine Grenzen. Neapel ist immer gedrängt voll, aber an diesem Tage waren vielleicht noch 100,000 Personen mehr darin.

Es mochte ohngefehr 5 Uhr Nachmittags seyn, als der Kanonendonner von St. Elmo sich zu verdoppeln begann, und auch die übrigen Castelle ihr Geschofs erschallen ließen. Zugleich fingen alle Glocken an zu läuten, und dies bewies, daß der König unterwegs sey.

Die Scene hatte etwas sehr feierliches. Das geordnete Militär, die Hunderttausende von Menschen in den Straßen, auf den Balkons und auf den Dächern, die von den Balkons herunterhängenden farbigen seidenen Decken, die man zum Schmuck der Häuser angebracht hatte, das abwechselnde Donnern des Geschützes und Läutens der Glocken, alles dies verkündigte etwas Großes. Wer nicht von der Sache unterrichtet gewesen wäre, der hätte den Triumphauzug irgend eines siegreichen römischen Feldherren erwartet können.

Der König hielt zu Pferde seinen Einzug, und stieg zwischen 5 und 6 Uhr auf. Begleitet von allen Generalen, Marschällen, Brigadiern, der Blüthe des Adels, und einer unzählbaren Menge Volks, kam er bey der Magdalenen-Brük-

ke an, die an dieser Seite den Anfang der Stadt bezeichnet. In ihrer Nähe war ein Dom erbauet, in welchem sich das Tribunal des Adels, der Senat, und alle Magistratspersonen von Neapel versammelt hatten, um dem Monarchen ihre Huldigungen zu beweisen. Von hier fingen die Verzierungen der Stadt an, und dauerten in verschiedener Art bis zum Palast fort.

Obwohl alles Militär versammelt war, die Ordnung zu erhalten, so vermogte es dennoch nicht, die stromende Menge zu bezwingen. Sie drängte sich an den König heran, umgab ihn in dichten Haufen, und dies war die Ursache, daß der Einzug nur mit der größten Langsamkeit vor sich gehen konnte.

Von der Magdalenen-Brücke an sah der König ununterbrochen Festons, und Tropheen, und Statuen, und Tempel, und künstliche Felsen mit seiner eignen Statue, und Pyramiden u. s. w. Als er bey dem Castell nuovo ankam, wo die künstliche Befestigung angelegt war, gab es von einem Ende bis zum andern eine große Salve,

denn unter den vielen gemahlten Kanonen waren auch viele wirkliche.

Auf diese kriegerische Scene folgte ein anderer minder geräuschvoller, aber sinnreicherer Auftritt. Auf dem *Largo di Castello* stand vor dem Amphitheater, also an dem Ort, wo die Arena ist, die Göttin der Zwietracht auf einem Piedestal. Als sich der König demselben näherte, ward sie von einem Blitz heruntergeschlagen, verschwand, und an ihrer Stelle erschien der Genius des Friedens mit Palinzweigen, und bekränzte die Büste des Königs. Dieser Gedanke ist wegen der deutlichen und einfachen Allegorie, die darin liegt, sehr einnehmend.

Unterdeß dies alles vorging, warteten die Zuschauer, die sich in der Nähe des königlichen Palastes aufhielten, mit großem Verlangen auf die Ankunft desselben. Ich befand mich unter diesen, und zwar auf einem halberbauten Hause, von dem man die Straße vor dem Carlstheater hinuntersehen, und zugleich den königlichen Palast überschauen konnte. Ich befand mich also auf einem vortheilhaften Standpunkt, und hätte

den König einen Raum von mehr als hundert Schritten gerade daherkommen sehen. Aber die Ankunft desselben zögerte, und zögerte immer länger. Die Russen, die ~~vor~~ dem Palast und dem Carlstheater die beyden Reihen formirten, ermüdeten sichtbar, und die Officiers setzten sich auf die Trommeln zum Ausruhen. Die Hitze stieg an diesem Tage, glaube ich, auf den höchsten Grad, gewifs auf 27 oder 28 R. An diesem einzigen Nachmittage wurden sicher viele hunderttausend Gläser Eiswasser, und viele Myriaden Becher mit Eis verzehrt.

Der König kam noch immer nicht, obgleich der Abend schon anbrach. Statt dessen ereignete sich eine andere für Neapel sehr charakteristische Scene. Bis jetzt hatte ich zwischen der geschlossenen Reihe Soldaten nur einige Engländer, die mit dem Könige gekommen waren, sehr wenig andere Personen, und nur einige Wagen von Hollenten gesehen. Auf einmal sah man von weitem einen großen Haufen Volks unter Staub und Getöse mitten in der Reihe daherlaufen, welche jauchzten, sprangen, die Tarantelle tanz-

ten, Hüte und Schnupftücher in die Höhe warfen, lachten, sangen, tobten, kurz, ganz ausgelassen waren. Es schien, als wenn ein Heer zerlumpter Bachanten daherstürmte. Es waren die liebenswürdigen Lazzaroni, die uns diesen Auftritt gaben, und wahrscheinlich hatte sich dieser Haufe von dem großen Haufen, der den König umgab, losgerissen, um gleichsam die Vorläufer davon zu seyn — So reißt, wenn ein Gewitter heraufzieht, eine Wolke von dem Ganzen sich los, und fliegt unter Blitz und Donner durch den Himmel daher — welch eine erhabnere Scene sich näherte.

Die Russen waren ganz versteinert, die Ordnung auf einmal so unterbrochen, und mitten in ihrer Reihe, wo niemand gehen durfte, einen großen Haufen wilden Pöbels zu sehen. Dieser Pöbel stürmte bey dem Palast vorbey bis zum Ende der geschlossenen Reihe, und dachte hier sein Wesen zu treiben; aber die Russen wollten den Spas nicht verstehen, und unter Stockschlägen und Kolbens öffen ward er aus seinen Exuberungen herausgedrängt. Die Freude war von

kurzer Dauer. Einen Buben bemerkte ich unter andern, der, gleich den übrigen, springend und tanzend gekommen war, der aber jetzt ganz langsam wieder zurückhinkte, laut weinte, und sich den Kopf hielt. Kopf und Fuß hatten bey ihm gelitten. Es dauerte nicht lange, so kam eine zweite Wolke dieser Art daher, wüthete und tobte vorbey, wie die erste, und wurde auch, wie jene, aus ihren Besitzungen herauskomplimentirt.

Unterdess brach der Abend mit Macht heran, und noch immer erschien der König nicht. Es war leicht einzusehen, daß diese lange Zögerung durch den ihn umgebenden Pöbel verursacht würde; denn wahrscheinlich wollte er nicht, daß dieser jauchzende Pöbel aus einander getrieben werden sollte, obwohl ihm jeder Schritt dadurch erschwert wurde.

Endlich, nachdem es schon ganz dunkel war und sich nichts mehr erkennen ließ, sah man einen dichten, zahllosen Haufen langsam dahertreiben. Es war der König mit seiner Begleitung, und dem ihn umgebenden Volk. Aber kaum un-

terschied man in der Dunkelheit, wer zu Pferde und wer zu Fuß war; denn man hatte die unglaubliche Unvorsichtigkeit, bey der eintretenden Dunkelheit weder Fackeln, noch Lichter, noch Lampen anzuzünden, und der König kam in dicker Finsterniß vor dem St. Carlstheater vorbey.

Da ich nun nichts gesehen habe, so wird man es mir vergeben, wenn ich nichts zu erzählen weifs.

Aber nicht lange nachher eröffnete sich eine andere Scene, die ganz für das Auge gemacht war. Die Tempel und andern aufgeführten Gebäude wurden erleuchtet, und was am Tage den griechischen Gottheiten geweiht zu seyn schien, das verwandelte sich die Nacht in Feenpaläste. Der Eindruck ist unglaublich, den diese Gebäude mit ihren Tausenden von Lampen machten. Sie glichen großen Zauberpalästen, in welchen irgend ein großer Zauberer ein Fest beging. Auch die Straßen und Balkons waren überall erleuchtet. Vor allen aber unterschied sich das Karthäuserkloster auf St. Elmo. Dies ungeheure Gebäude war ringsum mit zahllosen Lampen

nach den Verzierungen der Architectur sehr geschmackvoll erleuchtet, und glich einem Feenschloß, das in der Luft schwebte. Da man in der Dunkelheit den Berg nicht sah, so schien diesen Palast in den Wolken erbauet zu seyn. Man denke sich ein solch feuriges Gebäude, das in einer Höhe von vier- bis funfhundert Fuß gleichsam über Neapel schwebt, und man wird fühlen, daß die Einbildungskraft sonst nur in Feenmärchen erblickt, was man hier in der Wirklichkeit sah.

Dieser Tag würde mir einen sehr reizenden Genuß gewährt haben, wäre die Hitze nicht so unerhört, und wäre ich dabey nicht zum Sterben krank gewesen. Inneres Leiden verscheucht jeden äußern Genuß.

Auch die beyden folgenden Abende war Neapel erleuchtet, und stand gleichsam in Feuer. Der Anblick aus einer gewissen Entfernung im Meer muß alles übertroffen haben, was man sich Prachtvolles denken kann.

Etwas für Kranke,

die

nach Neapel kommen.

Da viele Personen aus den europäischen Ländern, besonders aus den nördlich gelegenen, um ihrer Gesundheit willen nach Neapel gehen, aber, so viel mir bekannt ist, keine Verhaltensregeln für sie bekannt sind, so kann die folgende Krankheitsgeschichte als ein kleiner Beitrag dazu dienen.

Ich besog im Anfange des May eine neue Wohnung, in der Straße St. Therese in Khisja. Ohngefähr vierhundert Schritte von mir sah ich das Meer aus den Vorderzimmern, und hinten erhob sich in einer Entfernung von ohngefähr

dreyhundert Schritten der Vommero. Dicht vor mir sah ich einige große Gärten mit wenigen Bäumen, und jenseits derselben war nur eine Reihe Häuser zwischen mir und dem Meer. Hinter mir hatte ich ebenfalls Garten dick mit Citronen- und Pomeranzenbäumen besetzt.

Ich bin sehr umständlich in Beschreibung der Lage, und die Gründe davon wird man künftig finden.

Man hätte glauben sollen, es liefse sich keine gesündere Wohnung finden. Ich wohnte zwey Treppen hoch, hatte Meerluft, Landluft, und Bergluft, genoß einen freien Zug derselben, und hatte zugleich die Mittagssonne. Demohngeachtet bemerkte ich gleich in der ersten Nacht, daß mir die Luft nicht wohlthat, und bemerkte dies auch in der Folge. Man sagte mir, daß dies oft in Neapel der Fall sey, daß eine Luft, die anfangs nicht gut anschlüge, in der Folge oft desto heilsamer wäre; man müsse erst vierzig Tage abwarten, ehe man richtig von der Wirkung der Luft urtheilen könne.

Ich blieb in der neuen Wohnung. Die erste wesentliche Unbequemlichkeit, die ich empfand, war eine gewisse häufig eintretende Unverdaulichkeit, welche ich vorher nicht empfunden hatte. Bald darauf spürte ich, daß ich bey weitem nicht so gut schlief, wie sonst, und nicht lange hernach stellte sich auch eine häufige Übelkeit, besonders nach dem Essen ein.

In dieser Zeit, am Ende des May, reiste ich nach Ischia. Die Seekrankheit griff mich heftig an, und ich schlief auch auf dieser Insel sehr unruhig. Ein Freund von mir, und ein Chirurgus in Ischia redeten mir stark zu, eine gehörige Cur anzufangen, da ich einmal in Neapel sey, und nicht allein das Clima wirken zu lassen. Ich weigerte mich, denn ich wußte schon, daß mit der Cur gewöhnlich auch die Krankheit beginne, und hatte eine geheime Ahndung davon; aber ich ließ mich leider überwinden, besonders da mein Übelbefinden mich erinnerte, daß ich Hülfe gebrauchte.

Ich nahm den insularischen Chirurgus zur Assistenz mit nach Neapel, und einer der besten

Ärzte daselbst ward consultirt. Er untersuchte meinen Zustand, meinen Körperbau, so wie meine Respiration, und erklärte, daß mein Übel vorzüglich im Unterleibe sich befände, und in Trockenheit der Gedärme bestünde, daß man alles thun müsse, diese zu erweichen, auch wo möglich die Hämorrhoiden hervorzubringen, um alles von der Brust zu entfernen. Da der berühmte Doctor Reich in Berlin, mit dem ich über meine Krankheit correspondirt hatte, in dem letzten Punct derselben Meinung war, so bekam ich Zutrauen, und merkte genau auf das, was er mir vorschrieb. Dies bestand erulich in einem lauen Bade, welches man hier das Bad *a semi-cupi* nennt, weil es nicht den ganzen Körper betrifft, sondern nur den Unterleib bis an die Brust, und einen Theil der Schenkel. Man setzt sich nemlich in eine kleine dazu bestimmte Badwanne, so daß die Beine heraushängen, und der obere Theil des Körpers ebenfalls hervorragt. Dies sollte ich alle Abend nehmen, und eine Viertelstunde darin bleiben. Ferner verordnete er mir die Milchkur, die hier sehr häufig gebraucht

wird, und in nichts anderm besteht, als daß man statt des Frühstück und Abendbrods eine bestimmte Quantität frischer Ziegen- oder Kuhmilch genießt.

Zu gleicher Zeit rieth er mir, die Luft zu verändern, und nach Foria zu ziehen, um mehr der Landluft als der Seeluft zu genießen. Aber diese Straße liegt ganz am andern Theile der Stadt, wo ich niemanden kannte, wo ich von allen meinen Freunden wäre gänzlich abgesondert gewesen, und hey nahe eine deutsche Meile bis zu ihnen hätte reisen müssen; dazu konnte ich mich unmöglich entschließen.

Unterdessen begann ich die Kur, und es schien mir, als wenn das laue Bad dem Unterleibe wohlthat. Aber es schien auch nur so. Meine Schlaflosigkeit wuchs von Zeit zu Zeit, die Unverdaulichkeit wurde stärker, und eine fast beständige Übelkeit quälte mich. Ich schob die Schuld davon auf die veränderte Luft, auf das scharfe Salz des Meers, und bemühte mich um eine andere Wohnung. Zum Unglück war in der Gegend, wo ich gewohnt hatte, keine of-

fen, und zu dieser hatte ich das meiste Zutrauen, denn ihren Einfluß auf meine Gesundheit kannte ich schon, und sie wird überdies als gesund in ganz Neapel betrachtet.

Bey diesen Nachforschungen hörte ich etwas, das mir sehr auffiel, und das meinen Lesern nicht minder auffallen wird. Aus einer Straße nemlich, welche dicht an meine ehemalige Wohnung stieß, ließ man mir sagen: auf der einen Seite der Straße wäre die Luft recht gut, auf der andern taugte sie nichts.

Dies könnte in Deutschland seltsam und ungereimt scheinen, in Neapel ist dies nicht der Fall. Hier ist wirklich oft auf eine kleine Strecke eine ganz veränderte Luft, wie ich an meinem eignen Beispiel erfahren habe; und bey diesen Häusern fand etwas statt, wodurch die obige Nachricht wahrscheinlich ward. Auf der einen Seite nemlich waren die Häuser zwey Stockwerk hoch, hatten die Hinterzimmer gegen die Morgensonne und gegen Garten, die Vorderzimmer aber genossen der Mittags- und Abendsonne. Auf der andern Seite hatten die

Häuser nur Ein Stockwerk, hatten keine Morgen-, keine Mittagssonne, und keinen freien Durchzug. Diese und ähnliche Umstände können dergleichen Seltsamkeiten erklären.

Unterdeß ich eine andere Wohnung suchte, verschlimmerte sich mein Übel beynahe mit jedem Tage. Die große Hitze trat jetzt ein, und auch sie that ihre Wirkung. Der Schlaf floh mich beynahe ganz, die Übelkeit verlief mich höchst selten, und war besonders des Nachmittags kaum erträglich, die Unverdaulichkeit wuchs, und ich sah mich kaum mehr ähnlich. Jetzt merkte ich, daß mir eine falsche Kur verordnet war, und unterließ zuerst den Genuß der Milch. Bald darauf unterließ ich auch den Gebrauch der Bader, und zugleich fand ich eine andere Wohnung in der Gegend, wo ich zuerst gewohnt hatte.

Aber alles dies war zu spät. Mein Übel verwandelte sich in eine Art von hitzigem Fieber, das zuerst einen Tag um den andern, und sodann alle Tage kam. Ich verlor alle Eßlust, der Wein eckelte mich an, ich genoß in vielen Ta-

gen nicht das geringste, und vermochte kaum einige Theelöffel mit Gefrorenen hinunterzubringen. Dies war am Ende des Juni.

Unterdeß hatte ich einen andern Doctor angenommen, und von ihm hörte ich die Bestätigung dessen, was ich schon längst empfunden hatte; er sagte mir, daß man eine ganz verkehrte Kur bey mir eingeschlagen habe, und daß nur eine entgegengesetzte mich retten könnte. Die Milch nemlich ist hier unverdaulicher, wie an irgend einem andern Orte, und indem man mir Morgens und Abends etwas sehr Unverdauliches gab, raubte man mir zugleich durch die lauen Bäder die Kraft, demselben zu widerstehen. Dann anstatt meine Eingeweide zu stärken, wurden sie durch das Erweichende erschlaßt, und zur Verdauung unfähig gemacht.

Es kam jetzt ein merkwürdiger Zeitpunkt in meinem Leben: ich glaubte, dem Tode nahe zu seyn. Das Fieber griff mich mit seiner ganzen Wut an, ich hatte nicht die mindeste Kraft mehr, demselben zu widerstehen, und da ich in vielen Tagen nichts genossen hatte, so schien es

mir, als wenn mein Magen, und mein Eingeweide gänzlich zusammengeschrumpft wären, und sich gleichsam in eine feste Masse verwandelt hätten. Meine Empfindungen dabey waren so entsetzlich, daß ich durchaus keine Hoffnung zum Leben schöpfen konnte. Ich schlich zwar noch zu Zeiten umher, aber in einem Zustande, gegen den die Phantasie im hitzigen Fieber Wohlthat gewesen wäre. So weit hatte mich eine unglückliche Combination der Umstände und eine falsche Kurart gebracht. Ich war vorher hey nahe völlig wieder hergestellt gewesen, und befand mich jetzt am Rande des Grabes. Ein Chirurgus, der dem Arzt zum Assistenten diente, sagte mir gerade ins Gesicht: wenn ich nicht mit der äußersten Sorgfalt und Geschicklichkeit behandelt würde, so müßte ich nothwendig darauf gehen.

Ich fühlte dies selber, und suchte mich zu dem großen Schritt, den ich vor mir hatte, zuzubereiten. Mich verlangte nach einem Geistlichen; aber in ganz Neapel ist kein evangelischer Prediger, wie schon an einem andern Ort er-

wahnt ward, zu finden, und einen katholischen wollte ich nicht kommen lassen, aus Furcht, er möchte mich mit Annahme seiner Religion bestürmen, und mir die Ceremonien derselben aufdringen. Demohingeachtet sehnte ich mich sehr nach Vorbereitung, nach einer gewissen Beruhigung, so viel sie in meinen Kräften stände. Ich wollte noch gern etwas Gutes thun, und dies mit hinübernehmen. Mein Kopf war zu Zeiten frei, und ich konnte also hell über meinen Zustand nachdenken. Ich suchte daher mindestens allen Haß, alle Feindschaft, allen Unwillen, den ich gegen irgend jemand hatte, aus meinem Herzen zu verschleichen. Zu diesem Endzweck erinnerte ich mich an alle Beleidigungen, an alle Kränkungen, die ich von Jugend auf von meinen Nebenmenschen empfangen hatte, und vergab allen meinen Beleidigern aus vollem Herzen. Es blieb auch nicht ein Fünkchen von Feindseligkeit oder Unwillen in mir zurück; denn bey der Annäherung des Todes schwindet alles Irdische sehr klein dahin, und die bitterste Beleidigung wird gleichsam zu einem Undinge. Wo bleibt

Stand, wo Verbindungen, wo Kenntnisse, wo alle Beziehungen auf dies Leben? Was haben wir in dasselbe mitgebracht, und was können wir mit hinwegnehmen!

Dies Verbannen alles Feindseligen aus meinem Herzen war also meine Vorbereitung, und ich fand eine gewisse Beruhigung darin. Vielleicht wird jemand fragen, ob ich den Tod fürchtete? Ich sah ihn ohne Schrecken kommen, und mein Wunsch dabey war: nur bald, nur bald! Wenn es mir einfiel, daß ich in meinen besten Jahren hinübergehen sollte, so rief ich sogleich den Gedanken in mir hervor, daß dies vielen Millionen geschehen wäre, daß alle Menschen vor mir gestorben wären, daß so viele große und erhabene Wesen, ein Socrates, ein Rousseau, ein Friedrich II. den Tod geschmeckt hätten; warum sollte ich Unwichtiger, ich Entbehrlicher, ich Wirkungsloser mich dagegen sträuben?

Die traurigste Empfindung war dann in mir, wenn ich an mein Vaterland gedachte, an manche Pflichten, die ich noch zu erfüllen hätte, an meine Freunde; wenn ich mich erinnerte, daß

ich nun keinen von allen wiederschen würde, keinen zum Abschiede die Hand drücken könnte. Aber auch dies Schmerzliche wurde ich durch Resignation und den Gedanken an mein Unvermögen überwunden haben. Ich wollte noch thun, noch einrichten, was ich konnte, und mich dann meinem Schicksal überlassen.

Aber noch war es nicht beschlossen, daß die Riegel des dunkeln Thores, das sich nur zum Eingang, und nie zum Ausgange öffnet, sich vor mir aufthun sollten. Die veränderte Wohnung, eine neue Kurart, und eine eintretende Abkühlung der brennenden Luft, gaben mir etwas Linderung, und führten mich allmählich auf den Weg zum Leben zurück. Der neue Arzt fing seine Kur damit an, daß er mir des Morgens ein Decoct von China, vermischt mit einigen Unzen Molken von Eselsmilch verordnete. Diese Molken haben die Eigenschaft, daß sie sich in wenig Minuten verdauen, und ich bemerkte dies besonders am ersten Morgen. Des Abends um 6 Uhr mußte ich wieder ein halbes Glas Decoct von China trinken, und eine Stunde dar-

auf einen Becher mit Gefrorenen, das mit Zimmt
verfertigt ist, und hier *Candelle blanche* heißt, es-
sen. Übrigens untersagte er mir alle andere Spei-
sen. Diese Entsagung wurde mir leicht, denn
mich eckelte alles an.

Die China that eine unerwartete Wirkung.
In wenigen Tagen ließ das Fieber nach, ein we-
nig Schlaf stellte sich ein, und ein Schatten von
Elstlust kehrte zurück. Um diese Zeit trat, gegen
die Gewohnheit des neapolitanischen Clima, ein
erfrischender Regen ein, und auch dieser schien
mich etwas zu stärken. Der Arzt erlaubte mir
den Genuß von etwas Fleischbrühe, und einigem
Obste, und sobald das Fieber sich nicht mehr
spüren ließ, mußte ich alle Abend ein ganzes
Bad von süßem Wasser nehmen, das durch hin-
zugegossenes warmes Wasser etwas gemildert
war, um den Körper nicht zu sehr zu erschüt-
tern. Eine Stunde vorher mußte ich die China
nehmen, und eine Stunde nachher das Eis. Durch
diese einfache Kur kehrten allmählich meine ge-
sunkenen Kräfte zurück, ich konnte wieder, wie
wohl mit Behutsamkeit, einige Speisen genießen,

und nur zu Zeiten noch kehrte Mißbehagen und Übelkeit zurück.

Auch der Schlaf würde mich jetzt sehr gestärkt haben, wenn ich mich ihm ruhig hätte überlassen können. Aber wie viel Übel drohen dem armen Kranken zur Sommerzeit in Neapel! Der ungewöhnliche Regen, der einige Tage eintrat, hatte eine Menge kleiner Insecten hervor gebracht, die man in Deutschland gar nicht kennt, und die hier eine Geißel für die Menschheit werden können. Sie sind ganz klein, beynahe wie die sogenannten Schnaken, ganz weiß und so leicht, daß man sie gar nicht fühlt. Aber ihr Stich ist so brennend, daß ein Mückenstich nicht damit verglichen werden kann, und wenn man den verletzten Ort kratzt, besonders so, daß die Haut verwundet wird, so entsteht sogleich ein kleines Geschwür, welches schwer heilt.

Diese Insecten fielen über mich her, und quälten mich in dem Grade, daß ich oft vor Anbruch des Tages nicht einschlafen konnte, gerade wie mitten in meiner Krankheit. Alle Mit-

tel, die ich dagegen zu erfinden suchte, waren umsonst.

Es ist wahr, daß es sehr vieles auf der Erde giebt, wovon man nicht den kleinsten Nutzen sieht, und dessen Daseyn Quaal für die Menschheit ist. Dazu scheinen mir auch diese kleinen Insecten zu gehören, die hier am Ufer des mittelländischen Meers in der größten Hitze erscheinen, den Menschen den Schlaf rauben, und bey dem ersten rauhen Luftchen wieder verschwinden. Wenn ich diese kleinen, fast unmerklichen Thierchen am Tage ansah, so konnte ich mich kaum überzeugen, daß sie so vielen Einfluß auf meine Gesundheit und mein Glück haben sollten. Der Schlaf ist so etwas Balsamisches, Stärkendes und Heilendes für den Kranken, daß er oft mit großen Summen Geldes verkauft werden würde; hier rauben unmerkliche Punkte in der Schöpfung dies so unentbehrliche Lobaal.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie abzuhalten, ließ ich endlich mein ganzes Bette mit der sogenannten *vela per i savani*, die man hier

eigends zu diesem Gebrauch macht, umgeben, und erkaufte, durch Erdulung von etwas mehr Hitze, Schutz vor den Stichen der Insecten.

Um allen diesen Unbequemlichkeiten zu entgehen, rathe ich jedem, der um seiner Gesundheit willen nach Neapel kommt, und in Gegenden, wo Garten sind, wohnt, sich wo möglich ein Schlafzimmer zu wahlen, worin er die Fenster mit dünner Leinwand ausfüllen kann, so daß zugleich der Luftzug nicht verhindert wird, und die Thür so wenig als möglich öffnen zu lassen. Durch dies kleine einfache Mittel wird er große Beschwerlichkeiten vermeiden.

Übrigens, glaube ich, sind die gesündesten Gegenden in Neapel die *Calate di Brancaccio*, wo ich jetzt wohne, besonders für die, denen etwas Meerluft zuträglich ist, und die andere Seite der Stadt, wo die Straße *Foria* liegt. Neapel ist ein so fremdartiger Ort, daß alle Erfahrung aus andern Gegenden hier nichts hilft, und daß man gleichsam in die Jahre der Kindheit zurückkehren und von neuem zu lernen anfangen muß.

Der

Der Arzt hatte mir zwanzig Bäder in süßem Wasser verordnet, und zehn andere sodann in Meerwasser; aber als ich drey oder vier von den letzten genommen hatte, bemerkte ich, daß sie meiner Brust nicht zuträglich waren, und unterließ sie. Einen kleinen Fieberanfall, der sich nachher noch spüren ließ, überwand ich sogleich durch China, und überhaupt habe ich diese Arzeneey hier in Neapel äußerst wirksam für den Magen, gegen die Übelkeit, und gegen das Fieber gefunden. Sie hat mir den Glauben an Kraft officineller Arzneimittel wiedergegeben.

Übrigens giebt es eine Arznei für mich, die mehr anschlagen würde, als alle China, und alle andere Arznei in der Welt; aber ich kann sie nicht nehmen. Sie heißt: Entfernung von aller Geistesarbeit einige Jahre hindurch, und so viel Anstrengung des Körpers in dieser Zeit, als ich bis jetzt meine Seele angestrengt habe. Aber das Loos eines Jeden ist gezogen; ich vermag nicht über die Umstände zu gebieten, und kehre im Frühjahr 1803 zu meinen Berufsarbeiten zurück. Ich bringe einen kleinen Schatz von Erfahrung.

gen, von Bemerkungen und Kenntnissen, die ich erst in Deutschland nutzen kann, mit; gebe der Himmel, daß ich auch einen Schatz von Gesundheit mitbringen möge, nachdem ich so vieles that, um sie mir zu erwerben.

Theatralische Nachrichten.

1) *Saulle*.

Die Vorstellungen auf den Theatern in Neapel werden oft ausgesetzt. Der Eintritt eines grossen Festes, die Fasten, u. s. w. sind Schuld an dergleichen Unterbrechungen. Besonders haben diesmal die Opern auf dem St. Carlstheater einen langen Zwischenraum gehabt. Seit Anfang der Fastenzeit, also vom dritten März an bis zum May sind keine gegeben worden. Gewöhnlich wird sonst in der Fastenzeit eine grosse biblische Oper aufgeführt; die Abwesenheit des Hofes hat wahrscheinlich diesen Ausfall verursacht.

Dagegen hat das Theater del Fondo eine geistliche Oper unter dem Titel *Saulle* gegeben, und diese scheint die Stellvertreterin von der in

St. Carlo gewesen zu seyn, denn die meisten Sänger von diesem letzten Theater waren dazu engagirt.

Ich habe sie wiederholt mit Vergnügen gesehen, und da es das erstemal war, daß ich ein geistliches theatralisches Stück sah, so richtete sich um so mehr meine Aufmerksamkeit darauf. Seit langer Zeit hatte ich durch mündliche und schriftliche Kritiken ein Vorurtheil gegen biblische theatralische Stücke eingesogen, und glaubte, daß sie nicht statt finden dürften; dies Vorurtheil sollte in einem Abend einen großen Stofs bekommen. Ich fand, oder ahndete vielmehr, daß biblische Stücke einen großen und erhabenen Karakter an sich tragen können. Saul schien mir nichts Außerordentliches zu leisten, aber ich fühlte mindestens dabey, daß in diesem Fach etwas Außerordentliches geleistet werden konnte.

Die Religion ist ohnstreitig das Erhabenste, was es auf der Erde giebt, weil es auf das größte in unserm Gedankensystem Bezug hat, auf Gott, auf Ewigkeit, auf eine selige Zukunft u. s. w. Wenn nun etwas auf eine würdige Art

daraus vorgestellt wird, so muß es nothwendig Wirkung machen. Es ist etwas ganz anders, die Tempel der griechischen Götter mit ihren Gottheiten zu sehen, als den Tempel Jehovah's, wenn er von ihm mit Herrlichkeit erfüllt wird; es macht einen ganz andern Eindruck, die einfachen Geschichten der Bibel, die uns mindestens einmal in unserm Leben heilig waren, vor Augen zu haben, als die fabelhaften Bilder der Mythologie, an die man weder in den Kinderjahren, noch bey reiferem Alter geglaubt hat.

Die Wirkung einer biblischen Darstellung hat etwas ganz eignes und erschütterndes, und ich glaube, daß die Oper, welche die stärksten Empfindungen rege machen sollte, mit der Religion in Verbindung stehen mußte.

Man hat die Erfahrung davon auf dem St. Carlstheater gemacht. Hier wurde ehemals die Leidensgeschichte Christi in einer großen Oper nach Metastasio gegeben, und der Eindruck davon war so heftig, daß viele ihn nicht ertragen konnten, sondern in Thränen zerfließend fortliefen; so mindestens hat man mir gesagt. Denn

übergebet glaube ich, daß diese erhabene Leidengeschichte nicht für eine theatralische Darstellung gemacht sey, und nur das Genie eines Metastasio, verbunden mit den großen Sängern Italiens, konnte hier siegen.

Ich kehre zum Saul zurück. Dieser Gegenstand hat ohnstreitig vieles, das ihn zu einer Oper, und selbst zu einem Schauspiel würdig macht. Die Unruhe des mißtrauischen Königs, seine Begebenheiten mit seinem Thronfolger David, seine Kriege mit den Philistern, seine Scene mit der Zauberin in Endor, sein tragischer Tod, die Freundschaft Davids mit Jonathan, alles dies kann der Handlung sehr viel Anziehendes geben, selbst wenn die Religion sich nicht darein mischt.

Die spielenden Personen in diesem Stück sind: Saul, David, seine Gattinn Abigail, die hier Nicole genannt ist, Jonathan, der Hohepriester Achimelech, der Feilherr Abner, Volk, Leviten, Philister, ebräische Soldaten, die Zauberin in Endor, und der Schatten Samuels. Schon diese Personen erwecken wegen ihres biblischen

Karakters Theilnahme, und man ist begierig zu sehen, wie sie erscheinen, wie sie handeln werden. Der Dichter und der Erfinder des Kostüms haben hier beyde ein großes Feld.

Ob beyde hier dies Feld genützt haben, will ich nicht entscheiden; eine biblische Vorstellung ist mir zu neu, um darüber mit Überzeugung urtheilen zu können.

Der Inhalt des Stücks ist aus den Büchern der Könige genommen, und der Zeitpunkt gewählt, wo Saul sich von Gott verlassen glaubt, wo er von den Philistern gedrängt wird, und den David, den Archimelech, samt seinem Volk, für Aufrührer hält. Die erste Scene stellt den innern Hof des königl. Pallasts vor, wo Micole, Jonathan, Archimelech, Leviten und Volk versammelt sind. Jonathan und Micole, die beyden Kinder Sauls beginnen den Gesang mit folgenden Worten:

Deh, mira, gran Dio,

L' afflittó Israele;

Del popol fesele

Ti move pietà.

*Mi senti la voce,
E' ank'io me senti,
Il padre difendi,
Che calma non a.*

„Schau, großer Gott, auf das traurende
Israel herab; dich rühre der Kummer deines
treuen Volks. Gieb mir den Gatten, gieb mir
den Freund wieder; schütze unsern Vater, der
keine Ruhe hat.“

Sie reden darauf von dem traurigen Zustan-
de Sauls, von seinem Hafs gegen David, von sei-
ner Unruhe, von einem rachenden Gott, bis er
selber erscheint. Seine Kinder sagen ihm, daß
sie für ihn beten, und seine Antwort ist:

*E che sperate or più? Gli affanni vostri
No più non merta un padre, un re, del cielo
Giustamente dannato . . . Ohimè! Fu tempo,
Ch' era Saul Famoso
Del gran Dio d' Israele! Or più non regna
Meco con me. Ne m'arpa io tresta il trono
Malgrado tuo. Maligna spira invece
Mi persegue e spaventa. Ognor la pare
Sospira invano, e mi risponde guerra
La terra, il Ciel! Veggio dovunque intorno
Perigli, insidie, morte . . . Ah ti, nimici*

*Tutti vi temo, e tali oppien vi merto.
Ecco il mio stato! ecco la vita oscura
Di un infelice re!*

„Was holt ihr jetzt noch? Nein, euren Kummer verdient ein Vater, ein König nicht mehr, den der Himmel mit Recht verwarf . . . Ach, es gab eine Zeit, wo Saul die Liebe von Israels großem Gott war! Jetzt herrscht er nicht mehr mit mir. Wider seinen Willen nehme ich den Thron ein. Statt seiner verfolgt und schreckt ein böser Geist mich. Vergebens seufze ich nach Frieden; Erde und Himmel kündigen mir Krieg an! Rings um mich her sehe ich Gefahr, Nachtstellung, Tod . . . Ja, Feinde, ich fürchte euch alle, und kaum bin ich eurer werth. Das ist mein Zustand! dies ist das schreckliche Leben eines unglücklichen Königs!“

Man sieht, daß er von einer sehr schwarz-melancholischen Seite dargestellt ist. Er glaubt sich von seinem Volke, von seinen Kindern von David verrathen. *Ognun m'invidia il trono, e m'insidia la vita.* Dies ist der Gedanke, der ihn quält. Umsonst versucht der Hohepriester, um-

sonst versuchen seine Kinder, ihn zu beruhigen, umsonst demüthigt sich David vor ihm, und beweist ihm die zuthlichste Liebe und Anhänglichkeit. Sein schwarzes Blut macht ihn immer von neuem müthrausch, und wenn David ihn eben überwunden hat, so reizt ihn Abner wieder zum Zorn und Argwohn, indem er ihm denselben als einen heimlichen Anhänger der Philister aufstellt.

Ich weiß, sagt er, daß einst der ungerechte Samuel deinen Knecht zu deinem Nachfolger wähle, daß das empörte Volk deinen Arm un-
kriegerisch nennt, und zu deiner Schmach nur den David als Held ausruft. O bedenke, daß David von den Philistern, die ihn aufnahmen, höher kommt, daß hinter ihm die ganze Macht deines kühnen Feindes sich nehet. Und du willst dich diesem trügerischen Herzen anvertrauen?

So wird der unglückliche Saul wie auf dem Wogen eines empörten Meeres herumgeworfen, und die Unruhe, von innen und außen ange-
facht, siegt immer von neuem. Aber vorzüglich erschüttern drey Dinge sein Herz, und bringen

sein Schicksal der traurigen Entscheidung näher. Ehe er die Schlacht gegen die anrückenden Philister zu beginnen wagt, beschließt er, in den Tempel zu eilen, und die Antwort des großen Gottes zu vernehmen. Er giebt den Befehl zu der Feierlichkeit, und die Ausrüsten werden gemacht. Man erblickt das Inwendige eines Tempels mit der Stiftshütte, und der Bundeslade darunter; auf der einen Seite derselben steht ein Altar mit Rauchgefäßen, auf der andern der große Leuchter. Dieser war nach dem gemacht, den man auf dem Triumphbogen des Titus in Rom auf dem Campo vaccino sieht, und gleich zu erkennen.

Auf der Bundeslade ruhte eine große Wolke zum Zeichen der Gegenwart Gottes. Noch andere Zierrathen waren vorhanden, die ich mir nicht mehr zurückrufen kann, und eine Menge Volks voll Andacht und Ehrfurcht machte das Tableau. Während einer passenden Symphonie trat sodann David auf, und vor ihm her die Leibwache mit dem Fahnlein Israels. Ihm folgten Archimelech, Jonathan, Nicols, Leviten u. s. w.

Der Hohepriester hielt hierauf eine Anrede an das Volk, und verkündigte demselben, daß Gott hier das Schicksal Sauls entdecken wurde.

Bald darauf erschien der König, und der Hohepriester näherte sich dem Altar, unterdeß das Volk anbetete. Sogleich erscholl ein lauter Donner, Blitze durchkreuzten sich, und die Wolke stieg schnell von der Bundeslade empor. Alles zitterte, es entstand eine allgemeine Verwirrung, denn Jehovah hatte im Zorn geantwortet, und voll Schrecken floh das Volk.

Diese Scene machte große Wirkung, obwohl sie nicht mit aller der Würde, welche sie forderte, vorgestellt war. Geschahe dies, so mußte sie einen tiefen und erschütternden Eindruck zurücklassen.

Der Zorn Jehovah's schlägt den unglücklichen Saul noch mehr nieder, und er eilt, geleitet von Abner, dem zweyten erschütternden Schlage entgegen.

„In den Waldern hier, sagt dieser verführerische Feldherr, am Fusse des Berges Gelboa, verbirgt ein Weib sich, das mit mächtigen Zau-

bersprüchen die Schatten unter dem kalten Marmor hervorruft, und die Schicksale der Menschen enthüllt. Du, mein König, verbanntest jeden fremden Gebrauch aus deinem Reich; darum verbirgt sie ihre Zaubereien zwischen einsamen und unterirdischen Kluften. Diese können wir zu deinem Vortheil befragen.“

Saul entschliefst sich dazu, und nicht lange nachher sieht man ihn in einer furchterlichen Höhle, wo das Bildniß der Hecate steht. Die Zauberin tritt pantomimisch und wild hervor. Sie hat einen nackenden Fuß, und in der linken Hand schwingt sie eine Fackel. Nach einigen bedeutungsvollen Gebehrden ruft sie unter heiligen Bewegungen den Entschlafenen hervor, und der Geist des alten Propheten erscheint in bleicher furchterlicher Gestalt. Sie fragt ihn durch Zeichen um das Schicksal Sauls, er wendet sich mit drohenden Gebehrden gegen den König, und kündigt ihm den unvermeidlichen Tod an. Saul stürzt voll Entsetzen zu Boden und die Zauberin flieht eilend hinweg.

Dies ist der zweyte große Schlag, der den unglücklichen König trifft, und der ihn der Verzweiflung näher bringt.

„Wo flieh ich hin? rufe er. Was habe ich gesehen! Welche schreckliche Drohung! . . . Noch umgeben mich die Töne des Todes . . . Furchtbarer Schatten, höre auf, mich zu schrecken! Ich selbst, ich selbst will dir gehorchen! . . . Ach! Nur schliesse mir die Hand meiner geliebten Kinder die sterbenden Augen!“

Seine Kinder nahen sich ihm, um ihn zu trösten, und David erscheint mit der Harfe, läßt sich auf ein Knie nieder, und sucht durch schmelzende Töne seine Angst zu verscheuchen. Er singt zum Spiel der Harfe:

*Pietoso Dio, che allora,
Che vedi i nostri affanni
La tua pietade imploro,
Rendi la pace al re!*

*Tu ristorar sol puoi
I nostri antichi danni:
Senti pietà di noi,
Rendi la pace al re. cant.*

„Schau, erbarmender Gott, den ich anbedeh,
auf unsere Angst; dein Mitleid flehe ich an, gib
dem Könige den Frieden! Du allein kannst un-
ser altes Elend tilgen; habe Mitleid mit uns,
gib dem Könige den Frieden.“ Die letzten
Worte sind Refrain.

Saul hört; aber plötzlich fährt er wieder
auf, und will David umbringen. Sein Geist ist
serrüttet. Jetzt erscheint Abner, und verkündigt,
dass der Feind den hohen Gelbois hinaufzieht.
Die Schlacht beginnt, und ein Theil davon geht
auf der Bühne vor. Die Israeliten werden be-
siegt, sie fliehen verwirrt, und Saul unter ihnen
ohne Waffen.

Dies ist der letzte und entscheidende Schlag,
und diesen, erträgt der unglückliche König nicht.
Er reißt Jonathan das Schwerdt aus der Hand,
als wollte er sich damit vertheidigen, und eilt
in sein Zelt.

Unterdes sammelt David das fliehende Heer
Sauls von neuem, ein zweytes Treffen beginnt,
und hierin siegen die Israeliten. Aber Saul kann
nicht mehr Theil an der Freude des Sieges nehm.

men; er hat sich in der Verzweiflung der Flucht ermordet, und man sieht ihn bald nachher bleich und blutig in seinem Zelt liegen. David erscheint darauf an der Spitze der Truppen, und wird zum Könige ausgerufen.

Ich darf nun nicht hinzusetzen, daß diese Oper von großer Wirkung seyn kann. Das Feierliche, das Religiöse, das Tragische, das Altisraelitische und das Biblische darin muß nothwendig Eindruck machen. Demohingeachtet war die Wirkung auf dem Theater del Fondo nicht außerordentlich, und das Stuck wurde selbst hie und da langweilig. Aber dies lag nicht in der Sache selbst, sondern in einigen Nebenumständen. Die Darstellung war nicht präcise genug, und die Illusion wurde an mehreren Orten gröblich unterbrochen. Damit verbindet sich das ewige Singen, von dem man das wenigste versteht, und dadurch kann die beste Sache verdorben werden.

Übrigens waren die Rollen gut besetzt, und zwar meistens mit Sängern vom St. Carlstheater. Mombelli machte den Saul, und da dieser König

nichts Liebenswürdigen, sondern nur etwas Wildes und Drohendes an sich zu haben braucht, so gelang sie ihm. Den Abner machte der zweyte Sanger vom St. Carlstheater, aber dieser ist nicht vorzüglich, er mag auf einer Bühne erscheinen, auf welcher er will. David und Jonathan wurden von zwey Frauenzimmern gespielt, und zwar der letzte von der Albertini, der zweyten Sangerin auf dem St. Carlstheater.

Bey dieser Gelegenheit bemerkte ich, welchen Einfluss die GröÙe der Bühne auf eine Stimme hat. Die Stimme der Albertini scheint in St. Carlo nur schwach zu seyn, in del Fondo war sie durchdringend hell.

Am liebenswürdigsten wurde die Rolle Davids gespielt. Die Sangerin hatte einen schönen Körper, eine schöne Stimme, und eine treffliche Pantomime. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte Saul etwas angenehmeres in seinem Wesen gehabt, als David, das Stück würde auÙerst gelitten haben; denn das Interesse mußte sich für David erklären. Dies ward durch das lebenswürdige Spiel der Sangerin sehr befördert, und

besonders reizend erschien sie bey dem Spielen der Harfe.

Nicole wurde von der ersten Sängerin in del Fondo gespielt. Sie singt mit vieler Kunst, und hat eine schöne, aber etwas zu schwache Stimme.

Diese drey Frauenzimmer wetteiferten in ihrem Spiel mit einander. Mein Gefühl entschied sich für die, welche den David machte.

Die Musik des Stücks ist von dem hiesigen Kapellmeister Andreozzi. Ich würde mich bemühen, es in mein Vaterland zu verpflanzen, wenn mich nicht das Vorurtheil, das man dort gegen geistliche Stücke hat, zurückschreckte. Dieser Widerwille hat vielleicht keinen hinlänglichen Grund, und ich warte auf das Urtheil einsichtsvoller Kunstrichter, um mich zu entscheiden.

2) *Socrate immaginario.*

Schon vor mehr als zwey tausend Jahren hat der berühmteste Weise Griechenlands das Schicksal gehabt, auf der Bühne in einem lächerlichen

Lichte aufgestellt zu werden. Aristophanes liefs seinen Witz an dem Socrates aus, und die Wolken, worin dieser erhabene Sterbliche im Angesicht von Athen als der abgeschmackteste Thor aufgestellt wird, sind dem Sachkundigen bekannt. Jetzt, nachdem die Asche des Aristophanes und des Socrates längst in den Luftzen stäubt, ist in Neapel etwas ähnliches geschehen, und ein neuer Socrates auf die Bühne gebracht, wo möglich noch mit stärkern, grellern und witzigern Zügen, als jener erste.

Als ich am Ende des Novembers 1801 nach Neapel kam, bemerkte ich unter den Anschlagzetteln der Komödien auch einen mit der Ankündigung: *Socrate immaginario, comedia per musica*, und dieser Titel fiel mir unter allen andern am meisten auf. Aber ich ward von zu vielen neuen Gegenständen bestürmt, um mein Augenmerk darauf zu richten, und ich vergafs selbst die Bühne zu besuchen, wo es gegeben wurde.

Dies in vielen Rücksichten merkwürdige Stück wurde schon vor geraumer Zeit in Neapel aufgeführt, aber auch sogleich verboten.

Jetzt mußten sich die Umstände verändert haben; es wurde auf dem *Theatro nuovo* von neuem gegeben, und drey Monathe hintereinander aufgeführt. Es war die Wut der Neapolitaner.

Ich darf nur die Verfasser dieser Oper nennen, und man wird sich darüber nicht wundern. Der Text ist von dem berühmten Abbate Galiani, von diesem letzten großen Stern Italiens, und die Musik von Paisiello, dessen Talent, mindestens für Opernmusik, entschieden ist. Es verdroß mich, als die Oper nicht mehr gegeben ward, daß ich die Zeit versäumt hatte, sie zu sehen, besonders da mich viele auf das Satyrische und Witzige darin aufmerksam machten. Ich wurde indets nach einiger Zeit etwas entschädigt, denn man hatte das Stück in Prosa bearbeitet, und gab es in dieser Gestalt im *Theatro Carluo*. Hier sah ich es, und bewunderte die Wirkung, die es machte, obgleich die Darstellung weit hinter ihrem Gegenstande blieb. Der Socrates schrie heftig, der Plato war außerst roh, die Xantippe wurde von einer Schauspielerin gemacht, die gegen die Anlage der Ita-

liener weit stärker im Tragi-schen als im Komischen ist, und die Sophrosyne hatte durchaus nichts Liebenswürdiges an sich. Dennoch,achtet erregte das Stück lebhaftes Sensation, und ein beynahe fortdaurendes Lachen.

Es hat das Vorzügliche, daß es durch grotesk-komische Züge den großen Haufen belustigt, und zugleich durch feines attisches Salz, so wie durch treffende Auspielungen auf ältere und neuere Zeit, auch den Gebildeten und selbst den Gelehrten ergötzt.

Während der Vorstellung desselben fiel mir unser neues Sonntagskind, unser Alte überall und nirgends, und andere tolle Produkte ähnlicher Art ein, und es that mir gleichsam in der Seele meines Vaterlandes weh, daß man sich dort zu solchen abgeschmackten Nichtswürdigkeiten herablassen muß, um lachen zu können, und daß sich nicht witzige Köpfe mit guten Componisten verbinden, ihr Vaterland auch in diesem Fach auf eine edlere und belehrendere Art zu unterhalten.

Deutschland hat in Kenntnissen und Litteratur so viele Vorzüge, besonders vor Italien, hat eine so weit höhere Cultur, eine im Ganzen so weit edlere Menschenklasse, vorzüglich im nördlichen Theil desselben, und überhaupt so viel weise Einrichtungen, daß es recht schmerzt, es in irgend einer Art zurückbleiben zu sehen. Dies geschieht ohnstreitig jetzt in den sogenannten komischen Operetten, worin man sich jeden Unsinn, jede abgeschmackte Thorheit erlaubt, um nur Lachen zu erregen.

Einige Betrachtungen darüber brachten mich auf den Gedanken, den *Socrate immaginario* für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Es boten sich mir, als ich nachher diese Unternehmung reiflicher erwog, manche Schwierigkeiten dar, besonders die Übersetzung der Verse nach Paisiello's Musik, das Schwerverständliche vieler Localumstände, das Lascive des italienischen Witzes u. s. w. Aber die Vorzüglichkeit des Stücks gab mir den Muth, den Versuch zu machen, sie zu überwinden. Vielleicht wird es mir möglich, es meinem Vaterlande darzubieten; mindestens

will ich hier eine Probe davon liefern, die ohngefähr den Ton desselben angiebt. Nur glaube man nicht, aus dieser Probe den Werth des Ganzen beurtheilen zu können. Wo die Melodie Paisiello's, wo die Action, die vorzüglich lebendig in dem Stück ist, und das Interesse des Kunstens noch fehlt, da darf man auf keinen starken Eindruck hoffen.

Es beginnt damit, daß der neue Socrates von seiner Frau aus dem Hause geprügelt wird. Er kommt ganz gravitatisch heraus, laßt sich ruhig schlagen, und rechnet sich's zur Ehre. Sie ist außer sich darüber, sie schmäht, sie droht, ihm die Augen auszukratzen, und er antwortet ganz gelassen:

Hier sind die Augen, hier ist die Stirne,
Immer noch bleibt mir das Aug' im Gehirne;
Mit diesem dritten Auge dann
seh ich dich an

Ihre Wut steigt, aber er bleibt in einer eisernen Kälte. Endlich fängt das Gespräch an.

Calandrin. (Der Kellermeister.) Ei, meine gnädige Herrschaft, Mann und Frau müssen sich schnell wieder aussöhnen.

Rosa. (Zu des Tammaro.) Ich weiß es, aber wie ist es möglich? Solche Tollheiten, solche banische Reden —

Calandrin. Ich bitt' um Vergebung; Socrates hat mit dem dritten Auge Sie nicht beleidigt. So nennt man das Auge des Geistes.

Rosa. Mein superkluger Herr Doctor, sey er so gut, und scheere er sich in den Keller, wo er hingehört.

Calandrin. Auch in die Küche, wenn Sie es befehlen.

Tammaro. Was redet ihr? Calandrin habe ich zu meinem Bibliothekar ernannt, und mein Bibliothekar muß in der Bibliothek bibliotheciren, nicht zwischen den Küchengöttern und Penaten.

Rosa. Ich weiß nicht, welche Tollheiten du von neuem vorbringst, aber wir wollen zur Sache kommen. Die Frage ist, ob du noch immer den unsinnigen Gedanken hast, deine Toch-

ter mit deinem Barbier, mit dem Meister Anton, zu verheirathen?

Emilie. (Tochter des Tammaro aus der ersten Ehe.) Wie? Was sagten Sie?

Rosa. Ja, Mansell! Dein Vater will dich mit dem verrückten Barbier verheirathen.

Emilie. Ist es möglich? O dann bin ich das unglücklichste Geschöpf auf der Erde.

Rosa (zu Tammaro.) Sprich, hast du noch den tollen Gedanken?

Calandrin (heimlich zu Tammaro.) (Bleiben Sie bey Fassung, und ertragen Sie allen Schimpf. Socrates war ein Muster von Geduld; das sagt Diogenes Laertius deutlich).

Tammaro. (Und was kann der Herr Diogenes Laertius mir etwa vorwerfen?

R e c i t.

Laß ich mich, ohn' ein Wort zu sagen,

Nicht spät und früh von meinem Weibe schlagen?)

Calandrin. (Gewiß! Auch hat die Welt erkannt,
Und Socrates den zweyten Sie genannt.)

Rosa. Wirds kein Ende? Was hast du beschlossen?

Tammaro. Hore mich, du geschwätzige Elster, und merke wohl auf! Dieser Meister Anton ist nicht mehr der Meister Anton, der er sonst war. Sieh, unter der Erde liegt die wohlriechende Truffel verborgen, bis das unsaubere Schwein kommt, und sie mit seinem Rüssel herauswühlt; dann wird eine Speise für Damen und große Herren daraus. So lag die Truffel Meister Anton vergraben; ich war das Schwein, das ihn ausgrub. Ich nahm ihn in meine Schule, und in sieben Tagen war Meister Anton ein Philosoph.

R e c i t.

Waf Seif und Meiser weg, den ganzen Badetorden,
Zog eine Toga an, und ist zum Plato worden. 1)

Rosa. Aber sage mir, du unter allen Narren der Erznarr, wie willst du andre in der Philosophie unterrichten, wenn du selber nicht weißt, was du sprichst?

Tammaro. Das ist es eben, mein Kind, darin liegt das ganze Geheimniß. Man muß sprechen, was man selber nicht, und was auch keinander versteht, dann ist man ein Philosoph.

Rosa. O dann bist du ein großer Philosoph, wenn es der Unverstand macht —

Tammaro. Und was anders? — Wer war Socrates? Ein Ignorant, ein Exignotant; das sagte er selber, und ich will dir's beweisen. Nie sprach er etwas aus eigenem Verstande, sondern er fragte immer, und hielt dies oben-drein für schwer. Das ist ein deutliches Zeichen, daß er ein dummer Hans war, und nichts wußte. Ich bin ein größerer Philosoph, als er. Wenn ich ihn nachahmen will, so weiß ich gleich, was ich zu fragen habe.

Rosa. Genug, kein Wort mehr! Höre mich, Tammaro —

Tammaro. Ich bitte dich, mein Kind, erschüttere mein Trommelfell nicht mit diesem gemeinen Namen! Nenne mich Socrates, und du sollst von diesem Augenblick an Nautippe heißen, so hieß jenes verheufelte Weib des ersten Socrates. Du, meine Tochter, sollst dich Sophrosyne nennen, und du, Calandrin, Simia.

Rosa. Gott, gieb mir Geduld! Der Kopf steht mir schon —

Tammaro. Ich suche Griechen nur allein;

R e c i t.

Mein ganzes Haus soll ein Gräcismus seyn,
Und selbst mein Hund soll sich mit Kog und Krigen
Nach griechischem Gebrauche tragen.

Rosa. Ich kann's nicht aushalten! — Tam-
maro, sey vernünftig, rede mir nicht so viele
Tollheiten vor, laß mir den Meister Anton weg,
oder ich sage dir —

Tammaro. Liebe Nautippe, meine Toch-
ter wird mit dem Plato vernahlt, und mein Rük-
ken steht dir zu Dienst. Ich habe mir eine phi-
losophische Hornhaut zugelegt.

R e c i t.

Kein Schimpf, kein Schmälen kann mich rühren,
Und selbst den Stab kannst du ganz nach Belieben
führen. a)

(Während des Singens geht Tammaro gravitätisch,
von Calandrin begleitet, ab. Die Uebrigen
sehen ihm nach.)

Zweyter Auftritt.

Rosa, Emilie, Hyppolyt, Geliebter der Emilie, ohne daß Tammare es weiß, kömmt zum Vorschein.

Hyppolyt. O Gott, was habe ich gehört!

Emilie. Sind Sie hier, Hyppolyt!

Hyppolyt. Ja, meine theure Emilie; dort im Verborgenen habe ich mein Todesurtheil angehört.

Emilie. Wir sind sehr unglücklich.

Rosa. Muth, Muth, Kinder! Nur der kann uns retten.

Hyppolyt. Und welche Hoffnung bleibt uns, wenn ein Vater so fest entschlossen ist? Die Hoffnung hat mir den Rücken gewandt.

Rosa. Und ich wende mich zu ihnen, ich, die Entschlossenheit. Wissen Sie, ich liebe das Mädchen, wie meine eigene Tochter, und ich will sie nicht ins Verderben stürzen lassen.

Hyppolyt. Aber wie können Sie sich einem Vater, der das Recht für sich hat, widersetzen?

Rosa. Ich werde mich mit Hand und Mund widersetzen; und wenn alles schief geht, wenn der Himmel ganz einfällt, so weiß ich noch ein Mittel: ich werde euch den Weg zur Flucht öffnen. Geht, heirathet euch, und kehrt zurück; dann kann sich der Barbier den Mund wischen.

Emilie. Welch ein Gedanke! Mir erstarrt das Herz dabey.

Rosa. Und was soll das heißen, Mamsell?

Emilie. Lieber will ich sterben, als meinen Ruf durch eine solche Handlung beslecken.

Rosa. Seht doch, das sitzsame Puppchen, die keusche Penelope von Ithaka.

Hyppolyt. O schonen Sie! Die Liebe giebt mir in diesem Augenblick ein Mittel ein, Emilie zu erhalten, ohne ihren Ruf zu beslecken. Wenn sie dann nur einwilligt, die meinige zu werden.

Rosa. Ich hoffe, sie wird vernünftig seyn. Aber worin besteht Ihr Mittel?

Hyppolyt. Sie wissen, Tannmaro kennt mich noch nicht; ich habe mein Glück ganz in

Ihre Hände gelegt. Darauf, und auf seine Man-
nie für Griechenland habe ich meinen Entwurf
gegründet. Ich will mich in einen Griechen ver-
kleiden, ich will sagen, daß ich von Athen
komme, und seiner Thorheit volle Nahrung ge-
ben; sodann will ich ihn als ein Verehrer des
Socrates um seine Tochter bitten. Ist Emilie
damit zufrieden.

Rosa. Sie soll es seyn. Mädchen, willst
du denn den verrückten Barbier heirathen? Wie
schickst du dich zu diesem? Sich nur! (sie
pflückt Blumen ab.)

A r i a.

Ros' und Hyacinthe bindet
Schön vereint in einem Strauß,
Welch ein süßes Dufte windet
Aus den Blumen sich heraus!
Aber wird ein Strauß gebunden
Von der Ros' und Tulpe hier,
Seht, es ist der Duft verschwunden.
Und der Rose schönste Zier.
Jungfer Tochter, kannst es glauben,
Willst du deinen Schmuck dir rauben,
Nimm den Meister Anton dir.

Nun, was sagst du, Mädchen?

Emilie. Ich weiß nicht, was ich beginnen soll; ich werde auf einem unruhigen Meer herumgeworfen.

Aria.

In meinem Innern kämpfet
Die Ehrfurcht und die Liebe,
Und über diese Triebe
Entscheider noch kein Sieg.
Oft hat der Tugend Stärke
Den schönen Sieg errungen,
Dann spricht mit hundert Zungen
Die Liebe gegen sie.

Rosa. So oder so muß es gehen; wir wollen diesen Weg noch einschlagen, und bringt er uns nicht zum Ziel, so soll es zu Feuer und Schwerdt kommen *). (Alle ab.)

Dritter

*) Der muthwillige Italiener hat hier den Ausdruck *al taglio, e al fofo*, und verbindet damit eine etwas un-
sinnbare Zweydeutigkeit. Die Krankheit nemlich, die von
Neapel und von Frankreich, vielleicht von beyden nicht
mit Unrecht den Namen hat, ist hier besonders sehr hin-
52. Ein Zweig derselben wird auf eine schamlose, und
wie

Dritter Auftritt.

Zimmer im Hause des Tammaro. TAMMARO: Calandrin.

Tammaro. Simia, rede mir nicht dawider! Du weißt es selber, wie wichtig mir die Sache ist. Seit vierzehn Tagen bin ich in kein Bette gekommen, und immer quält mich der Gedanke, daß meine Geschichte noch nicht gedruckt ist. Nun habe ich einen Entschluß gefaßt: Du sollst nach Griechenland reisen.

Calandrin. Nach Griechenland?

Tammaro. Ja, mein Herr, und das gleich. Dort suche den Diogenes Laertius auf, küß' ihm das Dintefafs in meinem Namen, und sag' ihm, daß er eilen mögte, mein Leben zu schreiben;

wie es scheint, schreckliche Art geheilt. Man öffnet nemlich die Geshwürre mit einem glühenden Eisen, und dies nennt man *ornare al taglio e al foco*. In das Deutsche kann diese Zweideutigkeit nicht übertragen werden, weil man dort, so viel mir bewußt ist, diese Kurart nicht hat. Ich denke, der Verlust einer solchen Zweideutigkeit ist Gewinn.

H. Heft.

auch ich will eine Rolle unter den Rollen werden, die man zu Portici abwickelt.

Calandrin. Und wo soll ich ihn finden?

Tammaro. Du kannst ihn Nachmittags um drey Viertel auf fünfe im Porticus zu Athen finden.

Reit.

Um diese Zeit, so spricht die Feme,

Zieht er daselbst mit Xenophon die Dame.

Calandrin. Aber auf einmal nach Griechenland zu reisen, ich muß es Ihnen gestehen, theurer Socrates, das will mir nicht recht in den Kopf.

Tammaro. Bey der Göttin Ceres, du erschreckst mich. Sage mir, unweiser Simis, was treibt die Fabel?

Calandrin. Der Stab.

Tammaro. Gut geantwortet! Wer aber ist der, der die Schüler zur Tugend antreibt?

Calandrin. Der Meister.

Tammaro. Vortreflich! Da nun der Meister und der Stab hier einetley sind, wer sind denn die Schüler?

Calandrin. Die Esel.

Tammaro. Folglich mußt du abreisen.
Wenn ich der Meister oder der Stab bin, bist
du nicht der Esel?

Calandrin. Ich bin überzeugt, ich ge-
horche.

Tammaro. Simia, mein Bibliothekar, hast
du bemerkt, daß ich dich durch Fragen über-
führt habe?

Recit.

Sag' an, wer will dawider seyn,

Der zweyte Socrates sey ich in Fleisch und Bein?

Calandrin. Niemand kann es leugnen.

Tammaro. Und doch that's Nantipp,
mein Weib, und nennt mich Tammaro. Aber
was willst du? Uns Socrates geht es nicht an-
ders; wir haben immer böse Weiber.

Calandrin. Beym Hercules, das ist wahr!
Was hat nicht jener erste Socrates um seiner
Tochter willen gelitten? Schmahungen, Schimpf,
Verachtung . . .

Tammaro. Prügel . . .

Calandrin. Von Prügeln redet nun eigentlich Diogenes Laertius nicht.

Tammaro. So soll er in meinem Leben davon reden.

Calandrin. Das sagt er wohl, daß seine Frau eines Tages in einem Anfall von ihrer bösen Laune ihrem Mann ein Nachtgeschirr über den Kopf goß.

Tammaro. Ein Nachtgeschirr? Ist das gewiß? Ja, ich erinnere mich. Heute soll Xantippe mir vier und zwanzig über den Kopf gießen.

R e c i t.

Kessel soll zu meiner Ehre stehen

Mich ganz in Wasser untergehen.

Calandrin. Ich werde also meine Reise aufschieben, bis die Sache geschehen ist, um dem Diogenes Laertius sogleich Nachricht davon zu geben.

Tammaro. Nein, ich will nicht, daß meine Lebensbeschreibung Verzug leide. Reiss jetzt ab!

R e c i t.

Und wird mir dann das Bad des Socrates beschieden,
So schreib' ich's dir; zieh hin in Frieden!

Calandrin. (Ich soll also abreisen, ohne
meine geliebte Cilla zu sehen? Das Ding wird
mir doch zu arg.)

Tammaro. Simia, was murmelet du da?

Calandrin. Ich dachte nur, wie viel Geld
Sie mir würden zur Reise mitgeben müssen.

Tammaro. Geld? Was redest du?

R e c i t.

Im Reich der Weisheit ist der Ausdruck Ketzerth,
Denn nackt und bloß ist die Philosophie.

Calandrin. Allein was soll ich denn auf mei-
ner Wandrung essen?
Den Punkt, den darf man nicht
vergessen.

Tammaro. Am Elchbaum wächst Frucht, der
Bich ist hell und rein.

Calandrin. Dagegen wendet sich nichts ein,
Doch Menschen essen Fleisch, und
Eicheln ißt das Schwein.

Tammaro. Kein Wort weiter! Schweig
und gehorche! Du mußt gleich abreisen! —

Simis, umarme mich! (Sie umarmen sich.) Lebe wohl!

Calandrin. Leben Sie wohl! (Theure Cilla, lebe wohl!)

A r i a.

(Ach, das Horn will mir entspringen.

Cilla, dies hier ist mein Grab.

Ich muß reizen Gieb, o Himmel,

kein Begehren diesem Lärmel!

Jeder schreie! Fröget, Fröget!

Und der Stab bekomme Stügel

Wohl den Rücken auf und ab.

Dann giehe die Geschlechter ihr Siegel

Seinem Ruhme durch den Stab.)

Ia, mein Herr, ich schlinke bittet.

So sag ich das Ungewitter

Aus dem bangen Herzen fort,

Und die Ruhe fähr ich dort. (ab.)

V i e r t e r A u f t r i t t .

Tammaro allein.

Tammaro. Hier in deinem einsamen Zimmer überlege reiflich, Socrates, wie Xantippe dir heute noch jenen Regen nach dem Donnerwetter über den Kopf giesen, und dich unsterblich

schöner kenne. Wie fehlt mir, zum Socrates weiter? Ich habe die griechische Weisheit eingegeben, ich habe Schüler, die sie von meinen Lippen gehöret. Plato ist mein Freund, und Diogenes Laertius wird meinen Lebenslauf schreiben. O glorreiches Nachtgeschier, wenn wirst du mich beglücken!

Aber ich muß auf die Weisheit sinnen, die ich meinen Schülern vortragen will. Die Götter können mir auf meine Fragen nicht antworten, und ich muß selber reden. Wovon werde ich reden? Wovon spricht ein Socrates? Wodurch wird man berühmt? Ich weiß es. Der Weg zum Ruhm ist dunkel zu seyn. Ich will da werden; ich will es dahin bringen, daß niemand versteht, nicht, was er spricht, nicht, was er hört. Wie groß wird mein Ruhm seyn!

Fünfter Auftritt.

Calandrin schnell zurückkommend, und hinter ihm Meister Antonio in einer Toga mit seiner Tochter Cilla. Tanquaro.

Calandrin. Lustig, lustig! Plato ist mit seiner Tochter angekommen. (Sie treten ein.)

TIMARCH. O mein Plato! Reiche Quelle,
aus der die Weisen schöpfen.

ANTONIO. O mein Socrates, ich bin nur
das Mundstück von deinen Wasserleitungen; du
best sie mit dem Reichtum der Quelle ange-
füllt. Meine Tochter Aspasia, geh, und küß
dem Socrates die Hand!

CLILLA. Nur die Hand?

ANTONIO. Und was willst du ihm denn
können?

CLILLA. Was Weils ich? Papa, mit meiner
Großmutter küß ich mich immer auf den Mund.

ANTONIO. Aber mit einer Mannsperson
schickt sich das nicht, närrisches Ding!

CLILLA. Warum nicht?

TIMARCH. Reizende Unschuld, die mich
bezaubert!

ANTONIO. Socrates, laß uns jetzt zur Sa-
che kommen! Ich habe deinen Befehl erfüllt,
ich bin in der Grotte, die du kennst, gewesen,
um das Orakel zu befragen, wer der größte
Weise in Griechenland wäre? Aber weißt du,
was mir geschehen ist? Einige Viehhirten haben

mir gesagt, sie wären die Priester des Gottes Apollo; darauf haben sie mir die Hunde auf den Hals gehetzt, und mich sodann ein wenig gesteinigt.

Tammaro. Das haben sie in der Begeisterung gethan, in der Wut, die vom Dreifuß zu Delphos ausgeht.

Recit.

Von Priesterinnen ward auch Orpheus einst betrogen;
So haben Priester hier mit Steinen dich geschmissen.

Antonio. Endlich hat mir der Hauptsteiner, oder der Hauptpriester im Namen des großen Gottes den Orakelspruch gesagt, und hier hat er ihn mit Kohlen aufgeschrieben. (Zieht ein altes Stück Papier hervor.)

Tammaro. Welch ein beschmutztes Papier!

Antonio. Ich glaube dir's! Wenn die Priester vier Stück alten Käse darin eingewickelt hatten!

Tammaro. Käse? Was sagst du? Aber warum nicht?

Recit.

Die Käse sind von Gott Apollo's Hand,

Da er bey dem Admet als Knecht im Dienste stand;

Er wuif die Leyer weg, der holden Tonkunst Mäurer,
Ergriß den Hirtenstab, und machte Käs' und Butter.

Antonio. Groß ist, o Socrates, was izt dein
Geist erdacht;

Die Käs hat Apoll mit eigener Hand
gemacht.

Tammaro. Aber lies! Ich bin begierig,
den Orakelspruch zu hören.

Antonio. Ja, wann ichs lesen könnte!
Sieh nur, was das für eine Klause ist!

Tammaro. Es ist die Hand der Begeiste-
rung, die von der Gottheit erfüllt war. Lesen
wir zusammen! (lesen.)

Sa, chs sa, se sa, chl sa,

Chs se sa, se sa, chl sa,

Wer es weiß, daß er nicht weiß,

Der weiß mehr, als wer's nicht weiß.

Tammaro. Potz Blitz, in diesem Orakel
ist das Hundegehetz und der Steinregen ausge-
drückt. Siehst du, was in einem Orakelspruch
steckt?

Antonio. Du kannst denken, wie sie mich
zugerichtet haben. (Sie lesen und sprechen darüber.)

Calandrin (zu Cilla.) Du bist mir also gut, liebes Mädchen?

Cilla. Und wie? Ich bin meiner Katze Mugnello so gut, und du siehst gerade so aus, wie sie. Laß einmal sehen! (Dorachtet ihn.)

Calandrin. Das verdank' ich meiner Frau Mutter. Du machst mir ein ganz artiges Compliment.

Tammaro. In diesem Papier ist noch ein anderes Geheimniß verborgen, ein großes Geheimniß; aber das will Überlegung, und wir wollen es künftig zu erforschen suchen. Du, mein Flatz, bleibe bey mir, ich habe mit dir zu reden. Du, Sämis, führe Aspasia in ihre Zimmer!

Calandria. Komm, Aspasia!

Cilla. Ich komme — aber Meister Socrates, ich hätte wohl eine Bitte —

Tammaro. Fedre, schöne Aspasia!

Cilla. Ich schäme mich — Ich wollte mir eine Puppe machen, so eine Docke, einen Hansemann, und dazu brauche ich einen alten

Hader — verstehen Sie mich — ich habe so
mein Vergnügen —

Tammaro. Einen alten Hader? Du sollst
ihn haben, Aspasia!

Cilla. O herrlich! Ich empfehle mich.
Papa, wollen Sie noch was von mir?

Antonio. Mehr Kopf, mehr Kopf, meine
Tochter! (Calandria und Cilla ab.)

Sechster Auftritt.

Tammaro. Antonio.

Tammaro. Ein liebes, liebes Mädchen!
Aber setze dich, Plato, und thue die Ohren weit
auf; ich will Schule halten. (Sie setzen sich.)

Antonio. Hebe an!

Tammaro. Sage mir, wer sind die Bürger?

Antonio. Schweine.

Tammaro. Ei, ich rede nicht von den
Bürgern zu Sorrento, von Menschen rede ich. 3)

Antonio. Nimms nicht übel, ich habe dich
nicht recht verstanden.

Tammaro. Weiter! Wodurch besteht das
Vaterland?

Antonie. Durch List und Trug.

Tammare. Zum Teufel, ich frage das nicht!

Antonie. Aber du weißt ja, daß man sich durch Lügen und Trügen, und allerhand Spitzbübereien durchhilft.

Tammare. Davon wollte ich jetzt nicht sprechen.

Antonie. Aber wie du mich mit deinen Reden auch ganz konfus macht! Sprich mit mir, ohne mich zu fragen.

Tammare. Der weise Socrates fragte immer, und du wirst bald erfahren, wohin meine Fragen führen; jetzt will ich mich bestimmter erklären: Die Bürger sind Söhne des Vaterlandes, und dies besteht in den Söhnen der Söhne, gebohren von den Söhnen seiner Söhne. Ich bin Bürger, deshalb bin ich meinem Vaterlande Söhne schuldig; ich bin durch dasselbe da, und durch mich ist dasselbe da.

Antonie. Es lebe Socrates hoch! Ich verstehe nun wohl nicht, was du sprichst, aber es ist vortrefflich.

Tammaro. Ich denke es; darin besteht die höchste Weisheit, wenn sie niemand versteht. Aber nun merke wohl auf, wohin ich durch alle meine Fragen komme. Sage mir, wie halt es deine Tochter mit dem männlichen Geschlecht?

Antonio. Sie wußt so zu Zeiten ein Auge darauf.

Tammaro. Gut, ich werde sie heirathen. Ich bin meinem Vaterlande Schone schuldig, und ich will als Bürger meine Pflicht erfüllen.

Antonio. Aber hast du nicht schon ein Weib?

Tammaro. Socrates hatte zwey.

Antonio. Wenn das ist, Glück an, und Glück auf, und fetten Speck in die Erbsen!

Tammaro. Jetzt gehe ich zu meinem Hauptweibe, um von dieser wichtigen Sache mit ihr zu sprechen. Du kannst mich hier erwarten.

Antonio. Fahre wohl.

Tammaro. O glücklicher Socrates, was fehlt dir jetzt noch? Nichts, als Aspasia, und das Nachtgeschirr.

Recit.

Kantippe muß mich, wie du weißt, begießen. (ab.)

Antonio. O diese Mühe wird Kantippe nicht
verdrissen.

Siebenter Auftritt.

Antonio allein. Hernach Emilie mit einem Bedienten, sodann Rosa und Hyppolyt als eine Griechin gekleidet.

Antonio. Es ist wahr, Socrates ist ein großer Mann; aber Plato darf sich auch nicht verkriechen. Fünfmal habe ich den Merkur von Frankreich durchgelesen, und nun, denke ich, habe ich Weisheit genug im Leibe.

Emilie (die mit dem Bedienten auftritt.)
Du, verbirg dich hier in einem Winkel, und wenn ich dir ein Zeichen gebe, so überreiche meinem Vater diesen Brief. (Bedienter ab.) Ich habe meine Pflichten als Tochter, und ich will sie erfüllen. Mein Vater war sonst ein vernünftiger und edler Mann; ich darf ihn im Unglück nicht verlassen.

(Rosa und Hyppolyt treten auf, unterdeß Antonio im Hintergrunde steht.)

Hyppolyt. Emilie, hier ist Ihr Grieche.

Emilie. O Hyppolyt, vermehren Sie meinen Kummer nicht! Fodern Sie mich von meinem Vater, aber ohne Betrug, ohne Verstellung.

Rosa. Mädchen, du hast dir's in den Kopf gesetzt, heute noch meine Hand zu fühlen.

Emilie. Aber meine Mutter —

Rosa. Schweig, und predige nicht mehr, oder —

Emilie. (Ich will schweigen, aber mein Brief wird reden, und meine Pflicht erfüllen.)

Antonio (der etwas vortritt.) (Götter der Unterwelt, da ist meine Lais, meine Sappho, meine Gottin. Ich muß mich an sie machen.)

Hyppolyt. (Da ist ja Meister Anton.)

Rosa. (Dieser Schurke? Den will ich anrechtführen.)

Antonio. Seyd gegrüßt, schöne Griechinnen, und lasse Zevs vom Himmel Perlen auf euch herabregnen, jede ein Pfund schwer.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Wie? Man lacht mir ins Gesicht? Das ist eine Beschimpfung.

Rosa.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Noch einmal? Was untersteht man sich?

Rosa. O Himmel! Ich muß ersticken.
(schmeißt Hyppolyt aus allen Kräften.)

Antonio. O Hercules, und Pluto, und all' ihr Götter im Pantheon! Glaubt ihr, daß ich eine Pagode bin, die man auf den Camin setzt und auslacht?

Hyppolyt. Und wer bist denn du?

Antonio. Plato.

Rosa. Wer?

Antonio. Plato! Wißt ihr nicht, Plato der Philosoph?

Rosa. Du ein Philosoph?

Antonio. Ja, ich!

Rosa. Und worin besteht denn deine Philosophie?

Antonio. Was weiß ich? Ich müßte euch was vorlegen. Fragt den Socrates, der weiß es.

Hyppolyt. Freund, du scheinst mir vor lauter Philosophie ein Narr geworden zu seyn.

Rosa. Mein Herr Philosoph aus der Badestube, was er fadisch vernünftig, wenn er bey heuchelten Feinden ist, sonst werde ich ihm zeigen, wo er hingehört.

Antonio. O Cbele, Mutter der Götter, o Zeus, Kronion, Allvater! einem griechischen Weisen so zu begegnen! Das schreit zum Olymp empor.

Hyppolyt und Rosa (lachen laut.)

Antonio. Und ihr lacht immer fort?

R e c i t.

O wüßte man's im schönen Griechenlande;

Der hier gereicht Erbath, und selbst Athen zur Schande!

Rosa. Die Schande für Athen soll bald noch
mehr sich schärfen,
Ich werde dich zogleich hinaus zum Hay-
se werfen.

(Nicht ihm mit Hyppolyt ins Gesicht.)

A r i a.

Antonio. Was heißt das? Und was gallt man?

Ihr lacht im Antlitz mir?

Bist du etwa ein Kriemann,

Gewandt von Fuchspapier?

Esß Weiter, ich bin Philosoph,

Und setz mit Wut und Toben,

Geladen wohl bis oben,
Gleich einem Feuertmörser,
Bald bricht der Knall hervor.
Dann mögt ihr Spotter sehen,
Was es für Folgen bringt;
Solch einen Spas verzeihen,
Kann auch ein Plato nicht.

R e c i t.

Allein ein Plato muß sich auch als Weiser zeigen,
Ich eile fort, dem Unglück vorzubeugen. (ab.)

Achter Auftritt.

Rosa. Emilie. Hyppolyt.

Rosa. Kann man einen größern Narren
finden, als diesen Menschen?

Hyppolyt. Nein, wahrlich nicht! Und die-
ser ist mein Nebenbuhler. Welch eine Rolle
muß ich spielen!

Rosa. Stille! Ich sehe meinen Mann kom-
men. Machen Sie nur zuerst ihre Sache mit ihm
ab; wir wollen uns hier so lange verstecken.

Emilie. Aber warum soll mein Vater so
betrogen werden?

Rosa. Nicht so viel Einwendungen, Jung-
fer Wahrheit! Meine Hände jucken mir schon.

Hyppolyt. O meine Emilie, nicht zu zart,
nicht zu gewissenhaft!

Neunter Auftritt.

Rosa und Emilie versteckt, Hyppolyt im Hintergrunde. Tammaro.

Tammaro. Versteufelte Nantippe! Gerade wenn ich sie suche, ist sie nirgends; sonst überall. Wie ist mir das Herz so voll! Ich denke an nichts, als an die zukünftigen Söhne, an das Nachtgeschirr, und an die Heirath Plato's mit Sophrosynen. Aber wo ist denn Plato geblieben? (Sieht sich um und erblickt den Hyppolyt.)

Hyppolyt. Socrates, Zierde der Menschen!
Democrates entbietet dir seinen Gruß.

Tammaro. Und wer bist du?

Hyppolyt. Ein Grieche, Verehrer deines großen Namens.

Tammaro. Ein Grieche? Sie ein Grieche?

Hyppolyt. Ich ward in Athen geboren.

Tammaro. Ein Grieche von Athen?
O mein hochzuverehrender Herr, welch Glück genieße ich! Umarmen wir uns! Für Athen

würde ich mich aufhängen lassen . . . Sie wissen also von mir?

Hyppolyt. Von Ihrem erhabnen Namen hallt ganz Athen wieder:

Tammaro. Athen? (Ach, wo bist du jetzt, besessene Xantippe, daß du nicht hörst, wie Athen wiederhallt! Die Thörin, die Erzthörin!) Mein Herr Grieche, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?

Hyppolyt. Ich begehre von dem erhabnen Socrates nichts, als daß er einige Seltenheiten Griechenlands von mir zum Geschenk annehme.

Tammaro. O mein Herr, wie kann ich —

Hyppolyt. Zuerst überreiche ich Ihnen in diesem Kästchen zwey einbalsamirte Fledermäuse von Athen.

Tammaro. Zwey Fledermäuse von Athen? Hochzuverehrender Herr, wie soll ich mich je dankbar gegen ein so erhabenes Geschenk beweisen!

Hyppolyt. Ich bitte sehr, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Kleinigkeiten? Ich nenne dies einen Schatz. Zwey Fledermäuse von Athen, das ist was großes.

Hyppolyt. Diese drey Flaschen sind angefüllt mit Wasser aus den drey Flüssen, die in Griechenland so berühmt sind; aus dem großen Meander, dem Simois, und dem Xanthus; diese gehören Ihnen.

Tammaro. Mir? Ich bin vor Verwirrung und Freude außer mir.

Hyppolyt. Ich bitte noch einmal, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Und Sie nennen drey Flüsse Kleinigkeiten? Dies ist ein Geschenk, das in die Hände des römischen Kaisers Caracalla gelegt werden kann.

Hyppolyt. Diese Blumen hier sind von dem Berge Hymettus; sie sind es, aus welchen die griechischen Bienen den köstlichen Honig bereiten, und aus denen sie ihn einst in den Mund des schlafenden Plato trugen.

Tammaro. Hoch- und Wohlgebohrner

Herr, Sie machen mich zu dem glücklichsten Sterblichen. (Beseht und bewundert die Geschenke.)

Hyppolyt. (Ich möchte bersten vor lachen.)

Emilie. (Ich kann es nicht länger ausbalten.)

Rosa. (Sey ruhig, oder —)

Emilie. (Soll ich denn alle Achtung gegen meinen Vater verlieren? Das hoffen Sie nie.) Mein Vater!

Tammaro. Ei, seyd ihr hier? Sophrosyne, Xantippe, freut euch, wir haben einen Schatz! (Apropos, sage mir, sind die Nachtopfe voll?)

Rosa. (Schweinygel, wornach fragst du mich?)

Tammaro. (Ja, Madam, Sie sollen mir einen über den Kopf gießen; aber genug für jetzt! Wir werden weiter davon reden.) Vergeben Sie, mein Herr, Grieche!

Hyppolyt. O ich bitte, lassen Sie sich nicht stören!

(Der Bediente übergibt dem Tammaro Emilien Brief.)

Emilie. (Himmel, steh mir bey, der Augenblick ist da.)

Tammaro. Da erhalte ich einen Brief. Wer sendet ihn? Vielleicht gab ihn dir mein Bibliothekar? Nicht doch! Ich weiß schon, wer schreibt. Es ist Plutarch, der mir über gewisse Angelegenheiten berichtet.

Rosa. Gib mir den Brief, ich will ihn lesen.

Tammaro. Ha, ha, ha! O ihr Götter! Welch eine Thorin! Ein Brief vom Herrn Plutarch, ein Brief in griechischer Sprache ist keine Speise für einen blinden Maulwurf in Neapel. Lesen Sie, würdiger Sproßling aus Athen! (gibt Hyppolyt den Brief.)

Rosa. Aber wenn die Aufschrift an dich in italienischer Sprache ist.

Tammaro. Was italienisch! Der Brief ist geschrieben mit Alpha, Beta, Zeta, Jota.

Hyppolyt. Verzeihen Sie, er ist geschrieben, wie die Madam sagt.

Tammaro. Mit *a b c*?

Hyppolyt. So ist's.

Tammaro. Ich schliesse also, daß es eine

Übersetzung ist von einem Übersetzer aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Rosa. Kann ich ihn also lesen?

Tammaro. Nein, Madam, sage ich!

Rosa. Und ich sage, ja, mein Herr!

Hyppolyt. Wir wollen alle befriedigen, wir wollen ihn zusammen lesen. „Dieser aufrichtige Brief — hm, hm“

Rosa. „Eine Tochter voll kindlicher Liebe.“

Tammaro. „Kann ihr Herz nicht beruhigen.“

Rosa. Was ist das? Gieb mir den Brief!
(will ihn nehmen, aber Tammaro reißt ihn wieder an sich.)

Hyppolyt (zu Emilie. Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht?)

Rosa. (Mädchen, bist du rasend?)

Emilie. (Ich kann, ich darf diesen Betrug nicht verhehlen!)

Hyppolyt. (Mein Gott, was haben Sie denn geschrieben?)

Tammaro. Was bedeutet das? „Eine blinde Liebe, die in verstellter Tracht kömmt, ein

vertheideter Götter?“ — O entweiltes Athen,
o gelastetes Heiligthum der Griechen!

Hypolyt. Grausame Emilie, ist dies Ihre
Treue?

Rosa. Mädchen. unverschämtes Geschöpf,
ich bringe dich um!

Emilie. Thun Sie es, aber fordern Sie nicht,
daß ich meinen Vater verlassen soll!

Tammaro. O mein Plato, meine Aspasia,
mein Simia, wenn ihr es wüßtet! — Alles, was
atheniensisches Blut hat, wird gen Himmel
schreien.

Rosa. Laß es schreien! Der griechische
Himmel wird davon nicht einfallen.

Recit.

Tammaro. O böse Welt, mußt selbst von seinen
Höhen

Ein Socrates verlacht sich sehen?

Rosa. Gieb dich zufrieden, lieber Mann!

Ein Socrates ist nur, wer alles fragen kann.
Vom Aristophanes läßt er sich gern verlachen;
Der Stab und Nachtopf kann nicht bloß dem
Weisen machen.

Darum zeige dich auch jetzt als Sociatus.
Wo bleibt sonst die Ähnlichkeit?

Tammarò. Du hast Recht.

R e c i t.

Ich will ein Weiser seyn, ein Puderkopf, ein Stock;
Doch sühet die Götter aus, und opfert einen Bock!
(ab.)

Rosa (zu Emilien.) Geh aus meinen Augen,
du boshafte Mädchen! Fort! Gleich, sag' ich
dir, gleich auf dein Zimmer! Ich will dich leh-
ren, geheime Briefe zu schreiben. (Emilie ab.)
Bleiben Sie bey uns, Hyppolyt! ich gehe, die
Sache wieder einzulenken. (ab.)

Z e h n t e r A u f t r i t t .

Hyppolyt allein.

Ein Ungewitter stieg an meinem Himmel
herauf; ich wollte es verscheuchen, und habe
es näher herbeygezogen. Die Liebe, die schon
so viele unglücklich gemacht hat, ach, sie wird
auch mich unglücklich machen.

A r i a .

Ihr meine hangen Thränen,
Ihr Sauser meiner Brust,

Erzählt mein heißes Sehnen.
 Bejammert den Verlust.
 Allein was hilft mein Klagen,
 Mein Weinen, und mein Schmerz?
 Es dringet mein Verzagen
 Nicht an ihr Felsenherz.
 Sah sie denn von Medusen
 Das grause Schlangenkaupt?
 Und ist ihr Marmorbusen
 Des Mitleids ganz beraubt? (ab)

Eilfter Auftritt.

Rosa von einer andern Seite, hernach Tammaro.

Rosa. Ich weiß nicht, wo ich bin, nicht,
 wo mir der Kopf steht. Die tolle Emilie, ich
 möchte sie mit Füßen treten. Da kommt mein
 Mann; ich will ihn aus dem Wege gehen.

Tammaro. Wohin, wohin? Ich habe mit
 dir zu reden.

Rosa. (Gut! Ich will einmal gelinde Saiten
 aufspannen, vielleicht hilft das!) Was willst
 du?

Tammaro. Setze dich und höre, wie ich
 gesonnen bin, mich um mein Vaterland verdient
 zu machen.

Rosa. Socrates ist immer ein würdiger Mann gewesen, und ich oft eine böse Hausfrau. Ich habe ihn zuweilen mit Unrecht geprügelt; aber von jetzt an will ich mit ihm Ein Herz und Eine Seele seyn.

Tammaro. Ei, mein liebes Weibchen, das ist es eben, was ich nicht will. Ohne dein Toben und Wüten würde meine Tugend verwildern; darum bitte ich dich, mein Herz, präge mich, wie ein Vieh!

Rosa. Nein, mein lieber Mann, das wird nie wieder geschehen; eher hast du das Recht, wenn ich dir Ursache gebe, mich zu schlagen.

Tammaro. Ei, mein Schatz, hätte mir Socrates nur ein Beispiel dieser Art gelassen, ich hätte dir längst alle Rippen entzwey geschlagen; aber was soll ich machen, mein Kind? Das Beispiel fehlt.

Rosa. (Ja, rühre mich nur an, du Spitzbube! Du sollst sehen, wie ich dich auf den Kopf stellen will!)

Tammaro. Laß uns jetzt zur Sache kommen. Um mich um das Vaterland verdient zu

machen, rathe Xantippe, was ich zu thun entschlossen bin?

Rosa. Ei, wie kann ich das rathe!

Tammaro. Rathe!

Rosa. Zum Henker, spanne mich nicht länger auf die Folter! Rede!

Tammaro. Vernimm und staune! Ich will mir ein andres Weib nehmen.

Rosa. Eher soll dich — Schurke, was redest du? Hofst du, daß ich sterben soll?

Tammaro. Nein, mein Engel, du irrst dich. Socrates der Erste hatte zu Einer Zeit zwey Weiber, und zwey will auch ich haben. Jene hier auf dieser Seite, und du auf der andern. Bin ich nicht reich genug, das Gewicht von zwey Weibern zu ertragen?

R e c i t.

Ich habe, was es braucht, zwey Weiber zu erhalten, Kraft, Reichthum und Geduld, und laß den Himmel walten.

Rosa. (Ich weiß nicht mehr, was ich mit diesem Narren machen soll. Prügel, Schmahungen, nichts rührt ihn mehr. Ich will noch den

Weg der Eifersucht versuchen; wer weis! —)

Du bist also schon entschlossen?

Tammaro. Fest entschlossen!

Rosa. Und wer wird die neue Gemahlin seyn?

Tammaro. Aspasia, die Tochter des Plato.

Rosa. (Mit dieser Närrin soll ich zusammengepaart werden?) Gut! Wenn du dir noch ein Weib nehmen willst, so weis auch ich, was ich zu thun habe: ich will mir noch einen Mann nehmen. Auch ich will mich um mein Vaterland verdient machen.

Tammaro. Aber mit welchen Söhnen? Das ist der Hauptpunkt! Wenn du Griechen erzeugen könntest! — Und wer wird der neue Gemahl seyn?

Rosa. Sieh, da kommt er eben.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Hippolyt.

Tammaro. Ei, vortrefflich, der Herr Grieche mit den beiden einbalsamirten Fledermäusen!

Rosa. Ja, diess soll mein Gemahl seyn,
Hypolyt, geben Sie mir die Hand!

Hypolyt. (Sagen Sie mir, was bedeutet
das?)

Rosa. (Sie sollen alles erfahren: heißen Sie
mir nur jetzt!) Nun, mein Herr Philosoph, sa-
gen Sie nichts? Gefällt Ihnen diese meine Ver-
heirathung nicht? Zwey Männer will auch ich
zu derselben Zeit, einen auf dieser Seite, und du
auf jener. Bin ich nicht auch reich genug?

R e c i t.

Ich habe, was es braucht, zwey Männer zu erhalten:
Den Muth, und die Geduld, und laß den Himmel
walten.

Tammaro. Weibchen, wenn willst du
Hochzeit machen?

Rosa. (Vermaledelter Eiskumpen! Auch
die Eifersucht ruht ihn nicht mehr.)

Hypolyt. (Ich begreife nicht, wo das
hin aus will.)

Rosa. Im Schauspiel, bey Festins, auf Spa-
ziergängen wirst du mich mit meinem Hypolyt
an der Seite sehen.

Tammaro.

Tammaro. Warum nicht, mein Kind? Es sind jetzt so viele Männer mit socratischer Geduld ausgerüstet.

Rosa. O Hyppolyt, wie glücklich wollen wir zusammen leben! Sie sollen mein Trost, meine Freude seyn. Versiegeln wir gleich unsere Liebe durch einen Kuß! (sie umarmen sich.)

Tammaro. Ha, ha, ha! Sie kann die Zeit bis nach der Hochzeit nicht abwarten. Das wird feurige Söhne geben, wenn die Liebe so fort-dauert.

Rosa. (Ich möchte den hölzernen Schurken ins Gesicht schlagen; aber ich will mich zwingen.) Geliebter meiner Seele, von jetzt an werde ich das Glück des Lebens erst kennen lernen, von jetzt an erst schmecken, was wahre, innige Liebe sey. (Liebkost ihn.)

Tammaro (geht gravitätisch auf und nieder.) Erhabner Socrates, welcher Sterbliche kommt dir gleich? Dies alles schaut dein Auge, und in deiner Seele bleibt die Ruhe unerschüttert. Dein Ruhm verdient zu den Sternen zu dringen. Lieblose, Weibchen, lieblose deinen neuen Aus-

erwählten; du giebst meiner Tugend den höchsten Glanz.

Rosa. (Der wahnsinnige, der unverschämte Thor!) Ich weiß meinem Gefühl keinen Namen zu geben, theurer Hyppolyt, Worte drücken es nicht genug aus. Ich will es mit Gesang vermählen, und Ihnen ein Lied aus der tiefen Empfindung meines Herzens singen. (singt verliebt gegen Hyppolyt.)

A r i a.

Holder, reizender Adonis,
Unters Busens heiße Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Unter Freuden, unter Scherzen
Soll das Leben uns verfließen;
Jeder Morgen soll uns grüßen
Als das liebevollste Paar.

Und mit umgekehrter Fackel
Soll der Tod vereint uns finden,
Soll auch dort uns noch verbinden,
Wo die Trennung nicht mehr wehet.

Holder, reizender Adonis!
Unsere Busens heiße Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Nun, mein Herr Philosoph, wie gefällt Ihnen dies?

Tammaro. Vortreflich, liebe Xantippe!
Und wenn du es verlangst, so lasse ich dich
auch allein mit deinem Adonis.

Rosa. (O Eisklumpen aller Eisklumpen!
Ich kann's nicht länger erdulden. Kommen Sie
eilend fort! Ich muß Luft schöpfen.) (Beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Tammaro allein. Hernach Cilla und Calandrin.

Tammaro. Toller, erzoller Kopf! Aber
es ist nothwendig; sonst würde der meinige kei-
ne Gelegenheit haben, einen solchen Schwung
zu nehmen.

Cilla. Socrates, haben Sie mir einen alten
Hader gebracht?

Tammaro. Was für einen Hader, natri-
sche Aspasia? Ich habe dir einen schönen Mann
mitgebracht.

Cilla. Einen schönen Mann?

Tammaro. Allerdings; aber genug für jetzt.

Calandrin. (O Himmel, was hor' ich?)

Cilla. Und wenn werden Sie mir ihn geben?

Tammaro. Bahl.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio kömmt eilend.

Antonio. Freue dich, Socrates! Der Orakelspruch ist aufgelöst; ich habe seinen Sinn ergründet. Freue dich, du bist für den größten Weisen in Griechenland erklärt.

Tammaro. Ich? Wie denn?

Antonio. Ja, du bist unter den Thieren von Griechenland das Wunderthier. Apollo hat es deutlich gesagt; lies nur! (zieht den Orakelspruch wieder heraus.)

Sa che sa, se sa, chi sa,

Che se sa, non sa, se sa.

Wer nur weiß, daß er nichts weiß,

Der weiß mehr, als wer's nicht weiß.

Nun sage mir, weißt du nichts, und bist
du ein dummes Vieh?

Tammaro. Ja, Lob sey den großen Göt-
tern!

Antonio. Folglich bist du der größte
Weise von Griechenland.

Tammaro. Ich beuge mich vor dir, Lagen-
träger Apoll!

Antonio. Nun komm in die Schule, um
deinen Schülern Unterricht zu geben! Von da
wollen wir dich in einem griechischen Gewande
nach altem Gebrauch im Triumph durch die
Straßen von Neapel führen.

Tammaro. O Wonne, o Ruhm, o Un-
sterblichkeit!

Recit.

Nun stirb, Kantippe, stirb, du giftigste der Zungen,
Ich habe mir den Ruhm des Weisesten errungen.

(Beide ab.)

Fünfzehnter Auftritt

Calandrin und Cilla.

Cilla. Ich armes Mädchen!

Calandrin. Was ist dir, meine Cilla?

Cilla. Socrates hat nur einen schönen Mann versprochen, und jetzt ist er fortgegangen. Wie dumm ist das!

Calandrin. Es hat also solche Eile mit dem Versprechen des Socrates?

Cilla. Was denkst du? Es ist von einem Mann die Rede.

Calandrin. Du liebst mich also nicht mehr?

Cilla. Ich habe es dir ja schon gesagt, daß ich dich lieber habe, als meine Katze.

Calandrin. Und willst du mich denn auch heirathen?

Cilla. Das versteht sich.

Calandrin. Und wenn nun ein Anderer käme, und wollte dich haben?

Cilla. So heirathete ich sie alle beide; ginge das nicht?

Calandrin. O du liebe, liebe Unschuld! Aber etwas dumm bist du noch.

Cilla. Dumm? Was redest du? Glaubst du, daß ich eine Närrin bin? Ich habe mein

Gehirn im Kopf, und so viel, daß der Mund davon überfließt,

A r i e.

Bin 'n junges Mädel,

Allein ich bin nicht dumm;

Ich dreh das Mädel

Behead herum,

Die Hand hier spielt Clavier,

Der Fuß kann tanzen,

Ich kann auch weben schier,

Und Blumen pflanzen.

Und wenn ein Fest kommt,

So kann ich gäßen

Wohl auf die Laffen.

Zum Fenster 'aus.

Hun sagt, ihr Herren sein,

Kann dieses Mädel

Rey ihrem Mädel

So dumm wold seyn?

Nein, Calandrin, das sage mir nicht wieder,
sonst laufe ich dir davon. A dio! (lauft fort.)

Calandrin (ihr nachlaufend.) Calla, du bist
klug, du bist Aspasia!

Sechzehnter Auftritt.

Ein Keller, der zur Schule des Socrates bestimmt ist. Einige Treppen führen zu ihm hinunter. Das Locale ist nach den Umständen eingerichtet. Stühle, eine Bank, und ein halbes Fals ist vorhanden.

Zuerst kommen Rosa und Hyppolyt; hernach Tammaro, gekleider als ein alter Philosoph. Ihn folgen Antonio in der Toga, und vier Schüler in griechischen Gewändern. Zuletzt kommen Cilla und Calandrin.

Rosa. Kommen Sie, hier wollen wir uns verbergen. Ich will die Tollheiten meines Mannes sehen, und wenn er mit der Tochter des verrückten Balbiers nur so viel den Narren macht, so soll ein schönes Ungewitter über ihn kommen.

Hyppolyt. Wenn das Schauspiel sich nur für mich nicht in ein Trauerspiel verwandelt!

Rosa. Fürchten Sie nichts, ich nehme alles auf mich. Da kommt mein Mann schon. (Sie verbergen sich.)

(Tammaro tritt feierlich mit seinen Begleitern auf.)

Antonio. Sey gegrüßt, weiser Socrates, und mögen wir dich noch hundert Jahr so grünen und blühen sehen, wie heute.

Tammaro. Keinen Wunsch für mich, mein Plato! Die Götter schenkten mir alles, was mein Herz beehrte. Ich bin Socrates, mein Ruhm schallt über den Erdball, und es fehlt mir nichts zur Unsterblichkeit, als von Xantippe, was du weißt.

Antonio. Es wird dir werden; verzweifle nicht!

Tammaro. So wollen wir denn unser großes Werk beginnen. (steigt, unterstützt von seinen Schülern, auf ein halbes Fafs, worauf ein Stuhl steht, und setzt sich. Cilla und Calandrin kommen.)

Cilla. O ja, Sie haben den Socrates auf ein halbes Fafs gesetzt; wollen Sie ihn verbrennen, wie einen Hexenmeister?

Tammaro. Sey gegrüßt, Aspasia; du kömst in einem wichtigen Augenblick. Setze dich zu meiner Rechten, und du Plato zu meiner Linken.

Antonio. Socrates, und Plato, und Aspasia, welch ein Kleeblatt! Sah die Welt schon ein Gleiches?

Tammaro. Nie, nie! (Antonio und Cilla setzen sich neben Tammaro, die Schüler auf eine Bank. Tammaro liebküßelt mit Cilla.)

Calandrin. (Socrates sollte mit dem Munde reden, und er redet mit den Augen.)

(Tammaro rülpert sich laut, und die Schüler machen es ihm nach.)

Antonio. *Silenzium!* Socrates hat sich gerauspert.

Tammaro. Geliebte Zöglinge, erhabne Hoffnung von Terra di Lavoro! Was ich im einsamen Zimmer voll tiefer Gedanken erfand, das soll jetzt über euch herabtraufen, wie das seltsame Mauna über die Israeliten. Merkt wohl auf! Zwey Grund- und Ecksteine der Philosophie giebt es; sie heißen Musik und Tanz. Fasset das wohl, und vernehmt weiter: Fiehet die Deutlichkeit, wenn ihr philosophisch redet; scheint, als wenn ihr tief gedacht hättet, und denkt gar nichts! Die wahre Weisheit besteht darin, nichts zu denken, und fett zu werden.

Antonio. O eine treffliche Weisheit!

Aber Meister Socrates, die Bürger von Sorrento,
und die Domherren verstehen sie auch.

Tammaro. Das sind gebohrne Philosophen.
Also Musik und Tanz, meine Schüler!
Die Musik erfreuet den Geist, und der Tanz den
Körper.

Recit.

Seht, die Gymnastik giebt uns Appetit zum Essen,
Die Tonkunst aber lehrt des Lebens Müh vergessen.

Antonio. Hat man was größers je erfunden,

Als diese neue Weisheit lehrt?

Selbst Epikur und Zeno sind ver-
schwunden,

Seitdem man diese Weisheit hört.

Tammaro. Jetzt, meine Theuren, wollen
wir von der Musik im Allgemeinen reden, und
als Grundsatz festsetzen, daß das Schwere nie
leicht ist, denn das Schwere steht dem Leichten
entgegen. Wer vermag diesen Grundsatz unzu-
stoßen? Da ich nun ein Philosoph bin, so habe
ich die Grenzen der Musik bestimmt, und drey
Gattungen derselben für überflüssig erkannt: das
Diatonikon, das Enarmonikon, und das Kromati-

kon. Ich habe also drey Saiten auf meinem Trachord zerrissen, und die vierte halt nur noch so eben. Da nun die Musik auf eine einzige Saite zurückgebracht ist, so hängen sich alle Musiker, die mir folgen, daran. Denkt, wie stark sie seyn muß!

R e c i t,

Die Tonkunst wird dadurch leicht, kritisch, einfach,
rein,

Und wird es nun für ewige Zeiten seyn.

Antonio. O großer Mann, o wundervolle Gaben!
Und diese Weisheit lag so lang in dir
vergraben?

Tammaro. Ich hab' es dir, mein Flute, schon
entdeckt,

Dass in uns Socrates ein eigner
Dämon steckt.

Selch einen Dämon hab' auch ich in
meinem Leibe,

Ich selber weiß nicht, was ich
red' und schreibe.

Antonio. Drum laß, so viel ich schließen kann,
Ein Philosoph wie ein besessener Mann.

Tammaro. Wie schön hast du den rechten Fleck
getroffen,

Wie ist dein Herz, dein Ohr, und
dein Gehirn so offen!

Sieh, was kein Mensch versteht, und
was verwirren mocht,

Das treibt ein Philosoph am Tag
und in der Nacht.

Willst du den Weg zum wahren
Ruhme finden.

Gib lauter Räthsel auf, und keine
sey zu ergründen.

Jetzt hole mir mein neues Instrument, Simia!
Durch euer eignes Ohr, meine Zöglinge, will ich
euch überzeugen, daß keine Musik der meinigen
gleich kommt.

Antonio. Ausgenommen die Musik der
Sphären.

Calandrin (der mit einer langen Violine, wor-
auf eine einzige Saite gezogen ist, zurückkommt.) Hier
ist das neue Instrument.

Cilla. O je! das sieht aus, wie ein Pfer-
defuß.

Tammaro. Öffnet nun, ihr meine Schüler,
öffnet das Ohr!

Recit.

Und du, Agatha, o laß es dir gefallen,
Wenn meine Töne dich, wie Zauberklang, umwallen.

Aria.

(Spielt und singt.)

Sternenaugen, helle Lichter
In dem schönsten der Gesichter,
Ach, von euch, ihr Sprödetenkel,
Wird mein ganzes Herz umglimmt.
Redet, habt ihr nun noch Zweifel,
Dafs ein Gott die Saite stimmt?
Seht, in ihren Zauberkellen
Hört ihr jeden Ausdruck schallen.
Wollt ihr Zagen . . . Ah! ah!
Wollt ihr Seufzer . . . Ehi, eh!
Wollt ihr Zürnen . . . Ohi, oh!
Wollt ihr Klagen . . . Uhi, uh!
Doch die allerschönsten Noten
Hat der Liebesgott gemacht.

Sternenaugen u. s. w.

Callandrin. Göttlich, vortrefflich! (Cassio-
maro hat während der Arie mit Cilla gelächelt, und
fährt damit fort.)

Rosa. (Sehen Sie nur, welche Zärtlichkeit!
Aber ich werde bald darunter fahren.)

Hyppolyt. (Was wollen Sie machen?)

Rosa. (Ein kleines Gegenstück zu dieser Musik, um die socratische Geduld zu prüfen.)

Antonio. Socrates, hat dir dein Dämon diese Musik eingegeben?

Tammaro. Warum fragst du danach?

Antonio. Weil es mir scheint, als wenn der Teufel sie gemacht hätte; sie hat so was dämonisches.

Tammaro. Was von einem Dämon kommt, muß dämonisch seyn. Aspasia, wie hat dir der Gesang gefallen?

Cilla. Aufrichtig zu gestehen, so ist es mir vorgekommen, als wenn ein Hund geprügelt würde.

Tammaro. Welch ein holder Scherz fließt von deinen Lippen, Aspasia!

Antonio. Aber, Socrates, es ist Zeit, dich im Trümpf aufzuführen, und wir müssen uns vorher in diesem Aufzug üben. Ihr, seine Schüler, umringt ihn feierlich, und singt jene griechischen Worte, die ihr gelernt habt.

Tammaro. Ehe wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, habe ich euch noch etwas Großes mitzutheilen. Der größte Meister in der Gymnastik ist der Floh, und das will ich euch beweisen. Ich habe mit eigener Hand einen gefangen, und nur einen von seinen kleinen Sprüngen gemessen. Vernehmt, wie ich dies begann! Mit zwey Punkten bestimmte ich die Grenzen des Sprunges, dann drückte ich die Füße des Thierchens in Wachs ab, und maß sie mit einem Zirkel. Wißt ihr, was ich entdeckte? Dafs das Thier dreyhundert und neun von seinen Füßen gesprungen war. Diese Regel merke sich ein jeder von euch, und ihr werdet die größten Tänzer in Griechenland seyn.

Antonio. Socrates, wenn man bey dieser Regel nicht den Hals bricht, so hast du eine große Entdeckung gemacht. Stimmt nun euren griechischen Gesang an, ihr Schüler, und übt euch dabey in der Gymnastik. (Sie fangen an, wild und ungeschickt zu tanzen und zu singen.)

Chor.

Chorist

Andron apantou

Socrate sofotatos.

Antonio. *Patron apantalon*

Socrata krosotatos

Tammaro. *Tou d'apanetiomenos.*

Antonio. O Phoebus Apollo, ich habe mir
die Hüfte verrenkt.

Tammaro. Dann hast du Ähnlichkeit mit
dem Gott Vulcan.

Calandrin. O weh, ich habe mir die
Knöchel ganz wund gestossen.

Tammaro. Freue dich darüber, an diesem
Ort ward auch Achilles verwundet.

Antonio. O mein Kopf!

Calandrin. O mein Fuß!

Tammaro. *Silentium!* Wenn ihr auch ein
paar Rippen zerbrochen habt, so ist doch nichts
geschehen, als daß die Maschine sich mit zu
großer Gewalt bewegt, und den Mittelpunkt
der Schwere verlohren hat.

Antonio. Weiter nichts? Aber Meister
Socrates, wenn der Hals gebrochen ist, so hat

il. Hs.

die Maschine sich auch bloß mit zu großer Gewalt bewegt.

TAMMARO. Vortrefflich, mein Plato! Wie ist dein Verstand so helle, wie schnell faßest du meine Lehren!

ANTONIO. Aber es ist Zeit, Herr und Meister, daß wir uns üben, wie wir dich durch die Stadt führen wollen. Laß uns zuerst in dieser Academie feierlich mit dir herumziehen!

TAMMARO. Ich bin bereit zu dem Triumphzug, welcher der Weisheit und der Gestalt gebührt. Kommt herbey, meine Schüler, und umgibt euren Lehrer!

(Die Schüler tragen sein Gewand, und ziehen unter Chorgesang feierlich mit ihm in den Keller herum.)

C h o r.

Andron apantalon

Socrates sofotatos!

ANTONIO. *Patron apantalon*

Socrata sofotatos.

TAMMARO. *Ton d'apaneibomenos.*

A r i a.

Antonio. Von grünen Eichenzweigen
Empfange diese Krone,
Laß sie dein Haupt besteigen
Für dein Verdienst zum Lohne.
(setzt ihm einen Kranz auf.)
Ein ganzer Wald gebührt dir
Zu Kränzen um dein Haupt.

Tammaro. Ich nehme diese Krone,
Und als Aspatiens Gatte,
Hoff' ich, zur Weisheit Lohne
Mich auch gekrönt zu sehen.
Wohlan, es mag geschehen,
Aspasia sey mein!

Calandrin. (Unseligste der Ehen,
Wie kann er Cilla freyn!)

Siebzehnter Auftritt.

Rosa und Hyppolyt, der eine Cyther hat, kommen mit Ungestüm in den Keller herunter. Die Vorigen.

Rosa. Platz hier, Platz hier!

Hyppolyt. Raum uns andern!

Rosa. Fort! Zur Seite müßt ihr wandern.

Platz für uns!

Tammaro. Was fällt dir ein?

Rosa. Auf der sanften holden Cyther
Soll hier ein Concertchen seyn.

Tammaro. Himmel, welch ein Ungewitter!

Rosa. (an Hyppolyt.) Dir, Geliebter meiner Seele,
Will ich diese Musik weihen.

Tammaro. Ketzerreien, Ketzerreien!

Hyppolyt. Sehr, ich rühre schon die Saiten,
Um die Seele zu erfreuen.

Tammaro. Muß auch dem der Teufel reiten!

Hyppolyt. Thauere, singe zu den Tönen,
Hier soll Lust und Freude seyn.

Tammaro. Welch Verhöhnern, welch Verhöhnern!

Rosa. Schweig, und rede nicht dazwisch!

Calandrin und Cilla. Schweigt doch,
Schweigt, wir bitten euch.

Antonio. Götter, welch ein dummer Streich!

Tammaro. Weich von mir, o Satan weich!

A l l e.

Rosa. Mein hartes Schicksal sprach: Du bist vom
Schmerz geboren,

Besitzen soll dein Herz der Grausamkeit
der Thoren;

O weh, es ließ es weiden, das liebevolle
Herz,

Mit Thränen, Senfzern und mit Schmerz.

Nun ist mein Vorsatz reif, ich will den
Gram versuchen,
Mein Glück gebent, ich muß von dem
Verräther weichen;
Dir schenk' ich, mein Geliebter, dies Herz
auf ewig nun,
Laß es an deinem Herzen ruhn.

Alle. Vivat, vivat!

Tammaro. Perent, perent!

Rosa. Schweig, und sprich mir nicht dazwischen!

Und ihr griech'schen Weichheits-Ritter,
Auf der Violin' und Cyther
Spielt die schön' Tarantelle,
Denn ich zeig' euch hier zur Stelle,
Was der Tänze bester sey. 2)

(Zwey Tänzerinnen erscheinen, und tanzen die
Tarantelle. Die Schüler spielen.)

Tammaro. Welch eine Schande im ganzen
Land!

Antonio. Welch ein Entweihen der Academia!

Rosa und Hyppolyt. Dies ist die Gymnastica, dies
ist die Musica.

Tammaro. Die Musik haben die Fume-
niden gemacht, die Tochter der Nacht und des
Acheron.

Rosa. Das ist die Musik für dich! Wenn jemanden die Tarantel gestochen hat, so wird er dadurch kurirt; vielleicht hilft sie auch bey dir.

Tammaro. O ihr Gottheiten der Griechen, seht nicht, hort nicht! Zeus, dir will ich eine Hecatombe opfern, dir, Pallas Minerva, ein Schwein, und dir Phobus Apollo, dem Erfinder der holden Leyer, einen Drachen; aber, seyd blind, seyd taub! Hört die Entweihungen nicht!

Rosa. O der Narr aller Narren! Ich will dir auch etwas opfern, du griechischer Hanswurst, einen Centner Niesewurz, damit du gescheut wirst.

Tammaro. Hebe dich weg, Satanas, daß Zeus vom hohen Olymp nicht einen seiner Blitze auf dich schleudre! Und ihr unwürdigen Zöglinge des Socrates, die ihr dies Heiligthum der griechischen Gottheiten durch die Tarantelle entweiht habt, hebt euch hinweg aus meinen Augen, und erscheint nicht wieder, ehe ihr die Götter nicht ausgesöhnt habt. Fort, sage ich! (Die Schüler gehen ab.)

Rosa. Erscheint nie wieder ihr kleinen Narren bey dem grofsen, sonst will ich euch die griechischen Tollheiten versalzen.

Tammaro. Seyd blind, seydt taub; ihr Götter! Und du, Aspasia, komm, wir wollen zum Altar gehen; eile, Plato, eile! Hymen erwartet auch dich an Sophrosynens Seite. (feierlich mit Antoine und Cilla ab.)

Rosa. Ehe sollen alle Nachbarn zusammen laufen, und Geschrei auf allen Strassen seyn, ehe der verrückte Barbier meine Tochter bekommt, und die halbverrückte Cilla meinen Mann. Kommt, Kinder, wir müssen auf Mittel sinnen, den Tollheiten ein Ende zu machen, und ich will mein Haupt nicht eher sanft legen.

(Alle ab.)

Ende des ersten Akts.

Erläuterungen

über den

Socrate immaginario.

In diesem Stück sind viele Sachen, die selbst der sachkundige Neapolitaner nicht versteht. Der Verfasser ist ein Teufel, sagen sie, der alles, was am Hofe und in der Stadt vorging, wußte; man kann ihm nicht ganz auf die Spur kommen. Dennoch ist es mir gelungen, einige Erläuterungen einzuziehen, die ich als authentisch angeben kann, und ich will sie nach den Nummern hier eintucken.

1) Diese Stelle ist ein bitterer Ausfall auf den Minister Tanucci. Dieser hatte die Eigenheit, als er noch das Ruder führte, oft jemanden, der tief stand, und nichts war, plötzlich

hoch zu heben, manchen aus dem Staube schnell in ein wichtiges Amt zu versetzen. Galiani hatte vielleicht gefunden, daß dies auch den Unwürdigen traf, und jene obige starke Stelle ist eine sehr heissende Anspielung auf die Gewohnheit des Ministers.

2) Die Hauptsatyre in dem Stück ist gegen einen vornehmen Neapolitaner gerichtet, der seiner Frau äußerst untergeordnet war, und dabey den Socrates nachahmen wollte. So lange dieser Mann lebte, war das Stück verboten, jetzt, einige Jahre nach seinem Tode, ist es wieder erlaubt.

3) Aus Sorrento kömmt nicht allein das leckerste und beste Kalbfleisch, wie bekannt ist, sondern auch das beste Schweinfleisch. In großer Menge landen die Schweine von Sorrento, wenn die Zeit ihres Schlachtens ist, in Neapel, wogegen man nur wenig Bürger von dort sieht. Da nun diese letzten auch übrigens in keinem großen Ansehen stehen, so nennt man hier die Schweine spottweise Bürger von Sorrento, und im Grunde liegen diese den Neapoli-

tauern mehr am Herzen, als die wirklichen Bürger.

4) Dieser Auftritt ist nicht gegen einen einzelnen, sondern gegen alle Antikensammler gerichtet, die auf zu kleine Dinge aus dem Alterthum einen Werth legen. In diesen Fehler kann man sehr leicht verfallen, und ich muß hier mein eignes Beispiel anführen. Ich war in der Höhle der Sybille von Cuma gewesen, und hatte aus dem äußersten Winkel derselben, jenseits der unterirdischen Wasser, einen Stein zum Andenken mit herausgebracht. Ich hatte den Tempel des Serapis in Puzzuolo gesehen, und ein Stück Marmor von den Trümmern desselben aufgehoben. Ich hatte einige Münzen aus dem Alterthum gekauft, auf denen von dem Gepräge nichts mehr zu sehen war. Seitdem mir aber der *Socrate immaginario* in die Hände gerathen ist, habe ich den Bimsstein aus der sybillinischen Höhle weggeworfen, aus dem Marmor vom Tempel des Serapis ein Pfundgewicht gemacht, und die Münzen liegen unangerührt in einem Winkel.

Es fragt sich aber, wie weit der Antikensammler zu geben hat, und was ihm eigentlich wichtig seyn muß? Ich glaube, man kann diese Frage ganz kurz dahin beantworten: alles, was etwas von dem Geist des Alterthums enthält, oder einige Kenntniß desselben verbreiten kann, ist des Aufhebens würdig, alles übrige nicht. Doch giebt es hier einen Zweig in der Liebe zum Alterthum als Ausnahme, wenn nemlich die aufgehobene Sache auf eine angenehme Art auf die Einbildungskraft wirkt, und theure Erinnerungen hervorruft; dahin rechne ich z. B. einen Lorbeerzweig vom Grabe Virgils, etwas Asche aus der Urne eines großen Mannes im Alterthume, u. s. w. Doch ist hier die Grenze sehr fein.

5) Die Tarantelle ist ein seltsamer, den Neapolitanern ganz eigener Tanz. Er ist so charakteristisch, wie die Musik dazu, und besteht darin, daß zwey Personen mit einem gewissen hüpfendem Fuß, zu welchem sie den Takt mit den Händen durch Knippchen schlagen, gegen einander und um einander herumtanzen. Die Hände sind dabey unaufhörlich aufgehoben, und schlagen oft

jene Knippchen mit kleinen dazu passenden Holzchen. Zu Zeiten tanzen sie in der Runde, ohne sich jedoch die Hände dabey zu geben; kurz, sie betanzen sich blos, ohne sich zu berühren, und drehen sich dabey willkührlich herum.

Indem ich mich mit der Bearbeitung des Socrates beschäftige, fällt mir ein, ob dies merkwürdige Stück nicht schon ins Deutsche übersetzt seyn sollte, und ich kann mich kaum überzeugen, daß dies noch nicht geschehen ist, zumal, wenn ich unsern Mangel an guten Operetten, so wie die Berühmtheit des Abbate Galiani, bedenke. Aber wenn ich mich wieder erinnere, daß viele wichtige Werke dieses Verfassers noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, z. B. *Della moneta*, *Della perfetta conservazione del grano*, *Dialogues sur le commerce des bleds* u. a. w., so kann ich mich wieder sehr leicht von jener Möglichkeit überzeugen. Sollte indeß dies Stück auch schon einen Übersetzer gefunden haben, so hoffe

ich dennoch, daß die jetzige Bearbeitung desselben den Bühnen nicht unwillkommen seyn wird; denn eine bloße Übersetzung wäre für Deutsche ungenießbar gewesen. Es mußte mit großem Fleiß bearbeitet werden, wenn es für die deutsche Bühne das werden sollte, was es für die italienische war.

3) *Siface e Sofonisba*.

Seit dem 30ten May 1802, als dem Namens-
tage des Königs, wird auf dem St. Carlstheater
eine Oper unter dem obigen Titel gegeben. Der
Text ist von Andreas Tottola, und die Musik
von Peter Guglielmi. Kaum wird man diese Na-
men in Deutschland kennen, und vielleicht darf
sich Deutschland deshalb keine Vorwürfe ma-
chen. Auch wenn sich kein Übersetzer des
Stücks findet, und man die Musik nie daselbst
zu hören bekommt, so kann man sich vollkom-
men darüber beruhigen.

Auf dem St. Carlstheater sieht man gewöhn-
lich Könige, und zwar verliebte Könige. Dies-

mal sind gar ihrer zwey: der König von Numidien, Masinissa, und der König der Massulier, Sifax. Der Stoff ist aus dem zweyten punischen Kriege, und hätte etwas Gutes liefern können; aber aus einem Marmorblock kann ein Apoll und auch ein ungestalter Priapus werden, je nachdem er bearbeitet wird. Hier ist ein Priap daraus geworden, mindestens ein ganz alltägliches Geschöpf, wie man es bey jedem Steinmetzger sehen kann. Kurz, Sifax und Masinissa sind beide verliebt in die Sophonisbe, (so schreibt man hier diesen Namen) Tochter des Karthaginensers Hasdrubel. Wenn zwey Könige Nebenbuhler mit einander sind, so geht es ihnen am Ende gerade wie andern ehrlichen Leuten; einer muß sich den Mund wischen. Dies Schicksal trifft hier den Masinissa, und Sifax führt die Braut heim; ja, er hat sogar seinen Nebenbuhler, unbeschreiblich gedemüthigt, in seiner Gewalt, und handelt zuletzt recht edel und großmüthig an ihm. *Oh generoso, o grande!* rufen seine Hofleute aus, Masinissa aber ruft mit seinen An-

hängern aus: *oh vergogna, o rossore!* Dann noch ein kleines Chor, und das Stück ist aus.

Wie schön hat der Verfasser dafür gesorgt, daß man mit recht leichtem Herzen zu Hause gehen kann. Alles geht in der Ordnung, und die Hochzeit am Ende, wie befriedigend! Kurz, wer sonst guten Schlaf hat, dem wird er durch das Stück nicht geraubt. Der König hat es noch gar nicht besucht, und wer kann es ihm verdenken?

Aber ist denn kein Mann am Hofe, ist denn kein Minister da, der die Fadsheit der Opera bemerkt? Ist denn kein Dichter in ganz Neapel, der etwas Gescheutes liefern kann? Haben denn Apoll und Minerva, und Melpomene, und Thalia ganz ihren Blick von dieser Stadt abgewandt? Dennoch ist eine Scene in der obigen Oper, die wegen der gerade obwaltenden Umstände Interesse erregt. Sifax nemlich kehrt siegreich wieder unter sein Volk zurück, und sitzt zu Pferde, als er zum erstenmal erscheint. Er wird mit Zurufungen des Volks empfangen, und hält vom Pferde eine Anrede an sie. Da nun eine

gewisse Ähnlichkeit zwischen der Rückkehr Ferdinands IV, und des massulischen Königs Sifax statt findet, da beide zum erstenmal wieder zu Pferde erscheinen, und jauchzend begrüßt werden, so gewinnt die Scene dadurch viel.

Mombelli, der den Sifax macht, wird auf einem isabellfarbenen Pferde herbeygeführt, und singt auch vom Pferde die erste Aria. Ich habe ihn nie so schön und tönend singen hören, wie hier zu Pferde. Vielleicht trägt die Erholung dazu bey.

Übrigens muß ich bemerken, daß Herr Pasciotti der Castrat abgegangen ist. Wohin, weiß ich nicht. Vielleicht nach Paris, um in den Messen zu singen, die der fromme Buonaparte wieder einführt. Wenn er keine so feine Stimme hatte, so würde sein schöner Kopf große Unordnung bey den Pariser Damen anrichten, wenigstens wenn die Wirkung ohne die Ursache statt faude.

Der neue Castrat bey St. Carlo heißt Rancaglia. Er spielt den Masinissa. Man kann denken, wie heldenmässig der Held mit der holden

den Weiberstimme erscheint. Und nun dazu die Demüthigung; ein Gefangener von seinem Nebenbuhler zu seyn! Der arme Masinissa! Er hat sich's gewifs nicht einfallen lassen, daß er nach zweytausend Jahren so beschämt und mit so feiner Stimme *o vergogna, o rossore!* auf dem St. Carlstheater würde singen müssen. In dem Stück erröthet er zuletzt; wenn er wirklich da wäre, und sähe, welche Rolle man ihn hier spielen laßt, er würde noch weit mehr erröthen.

Das diesmalige Ballet ist aus den Zeiten hergenommen, wo die Hunnen in Italien eindringen, und heist: *Ildicone ad Olgio*, erfunden vom Herrn Angiolini. Hier ist die Begebenheit des Stücks.

Bendemus, Heerführer der Hunnen, erobert Aquileja! In dieser Stadt sind ein Paar Verliebte; es mögen wohl mehrere darin gewesen seyn, aber von diesen beiden ist nur die Rede. Sie heißen *Ildicone* und *Olgio*. Zum Unglück verliebt sich Bendemus in die schöne *Ildicone*, wodurch der arme *Olgio* in großes Herzeleid geräth. Auf der andern Seite wird das Unglück dadurch noch

groß, daß auch Bendenus schon seine verlobte Braut hat, nemlich die Honoria, die Schwester des Valentinianus, die zum Bedinge des Friedens mit Rom bestimmt ist. Sie findet ihren Brautigam, als sie im Lager erscheint, mit der schönen Ildicone, wie er ihre Tugend bestürmt. Man kann denken, welcher Lärm entsteht; aber so etwas schlägt einem Anführer der Hunnen nichts. Er ist ein *taurus in Venere venens*, er zwingt die Ildicone, ihn zu beirathen, und Honoria und Olgio müssen voll Verzweiflung zusehen. Ja, er zwingt sogar die Honoria, seiner neuen Geliebten zu huldigen. Aber das alles kann ihm unmöglich so hingehn; wo bliebe die poetische Gerechtigkeit? Diese wird bey Ballets so gut gehandhabt, wie bey Schauspielen und Romanen. Kurz, Ildicone verwundet in der ersten Hochzeitsnacht ihren aufgedrungenen Gatten, er flieht aus dem Zelt, will sich rächen, kann nicht mehr, und sinkt endlich sterbend zu den Füßen der Ildicone, der Honoria und des Olgio, welche beiden letzten von ohngefähr dazu kommen. So bekommt er seine Bezahlung.

Honoria ist gerächt, und die beiden Verliebten aus Aquileja können sich heirathen.

Dies ist die Begebenheit, die uns mit Händen und Füßen und Gebehrden erzählt wird. Aber so deutlich würde man sie nicht verstehen, wenn sie nicht auch neben dem Operntext erzählt wäre. Indessen muß man gestehen, daß die Darsteller des Ballets weit mehr Geschicklichkeit mit den Füßen zeigen, als der Verfasser des *Sfate* mit dem Kopf bewiesen hat.

Übrigens spielen sowohl in der Oper, als auch in dem Ballet, wieder zwanzig bis dreißig Pferde mit, und betragen sich dabey sehr manierlich. Denn man weiß schon, daß die Pferde in Neapel eine vortreffliche Erziehung genießen. Mit der Zeit wird diese auch wohl an die Menschen kommen.

Das zweite komische Ballet heißt diesmal: *I furi deliqui*, und wenn man sich bey dem vorigen etwa recht satt geweint hatte, so kann man hier wieder recht herzlich lachen. Dies letzte halte ich jedoch hier für weit leichter, als jenes erste.

4) *Chi dell' altrui si veste presto si spoglia.*

Unter diesem Titel hat man im Theatre nuovo den Frühling und Sommer hindurch eine komische Oper gegeben, die außerordentlichen Beifall findet, und nach mehr als fünfzig Vorstellungen noch immer ein volles Haus hat. Die vielen Lobeserhebungen, die man davon hörte, machten sehr neugierig darauf, und spannten die Erwartung hoch. Hier ist, was man findet: eine treffliche Musik von Cimarosa, eine glückliche Fabel, mit einigen glücklichen Stellen, im Ganzen aber eine schlechte Ausführung, einige schöne Singstimmen, einen Buffo mit komischem Talent, und übrigens eine Darstellung unter aller Kritik. Wenn diese Oper das werden sollte, was sie seyn könnte, so müßte sie mit Geist und Wahrscheinlichkeit umgearbeitet und auf einer guten deutschen Bühne mit deutscher Präcision und Aufmerksamkeit dargestellt werden.

Die Musik von Cimarosa fällt bey einer schonen Simplicität doch sehr angenehm ins Ohr,

und schmiegt sich sehr passend an den Text. Man hält sie hier für eine seiner besten Opern.

Die Fabel besteht kürzlich darin. Ein Bedienter und eine Kammerjungfer verkleiden sich in ihre Herrschaft, weil diese von Räubern angefallen sind, und für todt gehalten werden; der Bediente, um eine Rolle zu spielen, die Kammerjungfer, um eine Erbschaft, die für ihr Fräulein bestimmt ist, in Empfang zu nehmen. Aber ~~andauert~~ nicht lange, so kommt der wahre Kapitän und das wahre Fräulein wieder zum Vorschein, und es entsteht eine große Verwirrung. Die frohen Bedienten halten sich einige Zeit, werden aber zuletzt erkannt, und der Verfasser verläßt sie in einem Walde, wo sie sehr hungrig sind, und über ihr künftiges Schicksal sich berathschlagen. Dafs der Kapitän das Fräulein heirathet, das darf ich wohl nicht sagen; die Hochzeit ist ja das große Ziel, dem alle Opern und Schauspiele und Romane im Galopp entgegen laufen.

Der Verfasser, Herr Joseph Palomba, kann recht niedliche Verse in wirklicher italienischer

Sprache, und auch im neapolitanischen Dialect machen; aber er erlaube mir, zu sagen, daß er von der dramatischen Kunst und von der dichterischen Wahrscheinlichkeit keinen Begriff hat. Seine Oper ist keine Scene in der wirklichen Welt, es ist ein Taubenhaus, worin die Taubentricher, so wie die Tauben, ab und zu fliegen, ohne daß man weiß, warum? Der Taubericher kommt, knurrt um seinen Gegner, oder um seine Geliebte etwas herum, und fliegt wieder weg, wenn der Autor ihn nicht mehr gebraucht. So geht es auch mit den Tauben. Kaum kann man sich enthalten, eine Anspielung auf seinen Namen zu machen.

Übrigens mag er es andern einbilden, daß, so wie er die Sachen vorstellt, nicht gleich im ersten Augenblick der platte Bediente mit seiner Bauernsprache, und die grobe Kämmerjungfer mit ihrer ungebildeten Bedientenmanier, erkannt worden wäre. Er mußte sie weit feiner aufführen, wenn die Sache glaubwürdig seyn sollte. Und nicht einmal die Papiere ihrer Herrschaften hat er ihnen in die Hände gespielt.

Aber man thut Unrecht, wenn man dem Herrn Palomba dies hoch anrechnen will. *Ni plures sumus*, heißt es hier, und man bekommt es mit beynahe allen italienischen Opernschreibern zu thun, wenn man das Motiviten des Kommens und Abgehens, so wie Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten verlangt. Besinne ich mich recht, so bekomme ich es hier auch mit meinen eigenen Landleuten, besonders in dem letzten Punkt, zu thun.

Die prima donna in diesem Stück wird von einer Madam Müller deutscher Herkunft gemacht. Diese Person hat ein hübsches Gesicht, einen starken wollüstigen Bau, und eine sehr schöne Stimme. Bey allen diesen Vorzügen ist sie oft dem gebildeten Zuschauer unentzählich. Sie besitzt nemlich eine außerordentliche Frechheit in ihrem Betragen, und zeigt dies fast bey jeder Bewegung auf der Bühne. Das Zubause-
seyn auf derselben ist vortreflich, aber Madam Müller ist nicht allein zu Hause, sie ist in ihrem Schlafzimmer, sie ist bey ihrem Dienstmädchen, und erlaubt sich jede unanständige Mine und

Gesticulation, die sie sich nur unter ihren vertrauesten Freundinnen erlauben könnte. Kurz, sie ist ganz das Gegenstück von der Madam Müller, die Kotzebue schildert. So ganz im Nachkleide wünscht man doch die neapolitanische Madam Müller nicht zu sehen.

Mit dieser Frechheit besitzt sie *par conséquent* auch eine große Koketterie. Sie ist sehr stark und voll, aber sie stopft dabey den Busen bis zum unnatürlichen an. Von dieser Seite soll sie durch den König sehr geademüthigt worden seyn. Es lebt nemlich dicht bey Neapel eine sehr dicke Gastwirthin, bey der die Neapolitaner oft zu Mittage sich speisen lassen, und die sehr bekannt ist; diese hat der König laut genannt, als er die Madam Müller zum erstenmal gesehen hat.

Mögte sie doch dies bessern! Denn eine andere Art, die Schauspieler auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, giebt es hier nicht. Was in Deutschland zu viel ist, davon findet man hier gar nichts: von Schauspielerkritik. Hier wird das Talent und Nichttalent übersehen. Madam

Müller wird dies wahrscheinlich nie zu lösen bekommen, und ich schreibe es auch nicht für sie, sondern für meine Landsmänninnen auf dem Theater, um sie vor diesem Fehler zu warnen. Selbst wenn Frechheit, Unsittsamkeit, Koketterie u. s. w. darzustellen ist, so muß es immer nur das Spiel dieser Laster seyn, und nie die Sache selbst.

Der Buffo in dieser Oper ist Herr Luzzio, den viele für den ersten in Neapel halten. Er ist wirklich außerordentlich natürlich in seinem Spiel, aufmerksam auf seine Rolle, richtig in seinem Minenspiel, und hat von Natur viel Komisches. Das öftere Hinblicken auf Logen und Parterre verdirbt viel von diesen Eigenschaften.

Was die Darstellung des Stücks im Ganzen betrifft, so ist sie so elend, daß man nicht weiß, wo man den Tadel anfangen, nicht, wo man ihn enden soll. Ich werde künftig von dem gänzlichen Mangel an Illusion, Präcision, richtigem Costüm u. s. w., der hier auf den Bühnen statt findet, reden.

5, Einige andere Stücke von den
Bühnen in Neapel.

Damit man obagefähr sehe, welche Titel die hier aufgeführten Schauspiele tragen, so mögen hier einige Raum finden von dem *Theatro Fiorentino*, *Carlino*, (welches man nicht mit dem St. Carltheater verwechseln muß) und *del Fondo*.

Il Trionfo della Religione. Tragedia. — *I fatti Galassanini*, von Federici. In diesem Stücke werden die Italiener von einer schrecklichen Seite gezeigt. — *Sofia e Lange, ossia il ravvedimento. Commedia di Carattere.* — *Gli accidenti della villa. Il soldato d'onore.* Dies Stück ist aus dem Deutschen übersetzt, und findet den lebhaftesten Beifall. Es ist ganz militärisch. In langer Zeit ist kein Schauspiel so oft wiederholt worden, als dies. — *Il Conte semplice Maccicola. Con buffi napoletani.* — *Il Avvocato del Diavolo condannato a morte da i vecchi amanti.* — *La Dama errante col Pulcinello spaventato dallo spirito immaginario.* — *I tristi effetti di una rivoluzione imprudente col Pulcinello confuso.* — *Socrate immaginario, tradotto a Prosa. Con coro ed aria.* — Im *Theatro del*

Fondo: Si rappresenta da una nuova compagn. di Saltatori, balli da corda, salti e Pantomime. Diese Leute haben einige Monathe ihre Tänze in der Luft und an der Erde gemacht, ohne übrigen Nüppel in Erstaunen zu setzen, das bey weitem mehr an Geschicklichkeit der Füße als der Köpfe gewöhnt ist.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

M ä r z.

Vor einigen Tagen ist hier eine Magistratsperson in Khieja, welche den Titel als Legat hat, schwer verwundet worden. Er kam des Abends spät zu Hause, und sah einen Menschen unter dem Hausthor, der auf seine Frage: *chi è?* keine Antwort gab. Da er Gefahr merkte und eine Bewegung machte, als wollte er ein Pistol hervorziehen, um den Fremden zu schrecken, näherte sich ihm dieser, und gab ihm mit einem feinen Instrument einen Stich in die Seite, worauf er verschwand.

Der Verwundete beichtete noch in derselben Nacht, und man weiß bis jetzt nicht, ob er davon kommen wird.

Man sagt, der Thäter sey ein Mann, der einst, nachdem die königlichen Truppen nach der Republik wieder in Neapel eingerückt waren, den Legaten mit Thränen bat, ihn nicht verhaften zu lassen. Er wurde demohingeachtet ins Gefängniß gesetzt, und hernach des Landes verwiesen. Aus Rache, sagt man, sey er jetzt heimlich zurückgekommen, habe seinem Feinde den Stich versetzt, und sich sogleich wieder fortgemacht.

Den 1ten. Heute ist der letzte Tag im Carnevall, und es wird ein gewaltiger Lärm mit den Verkleidungen getrieben, aber meistens nur von dem Pöbel. Der Pulcinell mit seiner greulich langen Nase, und den hervorstechenden Backenknochen, ist am häufigsten zu sehen, und nächstdem alle mögliche Carricaturen von verkleideten Männern und Weibern. Das Volk ist ganz ausgelassen; es ißt sich heute auch noch recht satt im Fleisch, weil es nun, den Gesetzen nach, in 40 Tagen keins mehr essen darf.

Den 3ten. Es ist Aschermittwoch. Die Masken sind verschwunden, der Pulcinell treibt sein

Wesen nicht mehr, die Theater sind verschlossen, und fast möchte ich hinzusetzen, die Fleischbänke mit ihnen. Der ungeheure Vorrath von Fleisch, der fast in allen Straßen feil geboten wird, ist verschwunden, und man sieht nur hier und da einiges Federvieh, nebst einigen übriggebliebenen Knochen, hängen. Dagegen sind alle Ungeheuer des Meers heraufgestiegen, und von dem Thunfisch bis zur Sardelle, von der Schildkröte bis zur kleinsten Muschel, von dem Dintenfisch bis zum Frosch sieht man alle Bewohner des Meers und anderer Gewässer in den Straßen von Neapel. Die Frosche sehen abscheulich aus, wenn sie abgezogen und an Binsen aufgereiht sind. Welch ein seltsamer Gottedienst, der auf einmal alles Fleisch in Fische verwandelt!

Den 5ten. Heute Morgen hat man den Theater, der die Magistratsperson verwundet hat, gefangen genommen. Er hat sich noch in Neapel aufgehalten. Er wird wahrscheinlich auf die Galerien kommen, und auch da soll man gut leben können, wenn man Geld hat. Der Verwundete

hat eine Schrift aufsetzen lassen, worin er erklärt, daß er seinem Feind vergebe, er möge sterben oder am Leben erhalten werden.

Den 7ten. Nachdem die Theater seit der Aschermittwoche verschlossen gewesen sind, werden sie heute zum erstenmal wieder geöffnet. Da jetzt die Fasten sind, so stellt man meistens Stücke aus der Bibel vor. Im *Theatro Fiorentino* giebt man: *Le Profetie di Debora, ossia la morte di Sisera, Tragedia spettacolosa*. Im *Theatro del Fondo* wird ein biblisches Singstück aufgeführt unter dem Titel: *Saulle*. Auf dem *Theatro nuovo sopra Toledo* spielt eine neue Gesellschaft von Komikern, die heute das Stück geben: *L'ajuro, da chi si crede il meno*, und darauf eine Farce unter dem Titel: *Bernardone Medico*. Im *Theatro Carlino* hat man seinen Gegenstand aus Amerika hergeholt, und spielt die Entdeckung dieses Welttheils durch Columbus.

Im großen St. Carlstheater, so wie in dem *Theatro Ferdinando* wird heute noch nicht gespielt.

Den 10ten. Heute wird hier die Königin von Sardinien, die Sonntags den 7ten gestorben

ist, in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt. Sie beklagte sich seit 14 Tagen über einen Schmerz unter dem Herzen, fuhr aber dabei aus, und besuchte noch in der vergangenen Woche die Kirche. Dieser Schmerz aber ist in den Kopf gestiegen, und soll die Ursache ihres Todes geworden seyn.

Sie war die Tage über in dem Pallast, woin der König von Sardinien wohnt, auf einem Paradebette zu sehen. Aber das Gerüst, auf welchem sie lag, war mindestens vier Ellen hoch, und man konnte fast gar nichts von ihr entdecken, zumal da man nur durch das Zimmer durchgehen durfte, ohne sich darin zu verweilen. Es waren an zwanzig Geistliche in dem Trauerzimmer, die für die Seele der Entschlafenen bereiteten. Eine gelbe Decke hing von dem Gerüst herunter, und eine Menge Candelabers mit Kerzen standen um dasselbe.

Die Königin ging in ihrem Leben höchst einfach, nemlich mit einer niedrigen Haube, einem schwarzen Halstuch u. s. w., weil sie ihren Schmuck der Jungfrau Maria geopfert hatte.

Es heisst, sie wird einbalsamirt, und nur so lange in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt, bis der König in seine Staaten zurückkehren und sie mitnehmen kann. Sie hat vor ihrem Tode verordnet, ganz ohne Pomp, wie eine dürftig Verstorbene, beigesetzt zu werden. Der unglückliche Ludwig XVI war ihr Bruder. Der Schmerz, ihn und ihre königliche Schwägerin Antoinette auf dem Blutgerüst, sich aus ihrem Staat verdrängt, und so viel tausendfaches anderes Übel zu sehen, mag lange schon an ihrem Herzen geknagt haben.

Den 18ten. An der Post ist folgende Ankündigung: *E uscite alla luce il primo tomo della Bibliotheca medica Browniana Germanica, publicata dai Signori Giuseppe Belluomini e Luigi Giobbe.* Dieser erste Band ist mit Browns Portrait geziert, kostet aber nur 20 Gran oder 6 Ggt. Denn man muss wissen, dass hier die Bücher zu einem äusserst wohlfeilen Preise verkauft werden. Sie scheinen eine Waare zu seyn, die hier noch keinen Werth erhalten hat.

Den 19ten. Wenn man auch nicht wüßte, daß heute das Fest des heiligen Josephs ist, so würde man es schon mit frühem Morgen erfahren. Ein Knallen von Kanonenschlägen, womit man den Tag begrüßt, und womit überhaupt die Feste großer Heiligen begrüßt werden, läßt sich von allen Seiten hören, und dem Israeliten Joseph, der lange vor dem Monch Schwarz lebte, steigt Pulverdampf zum Opfer entgegen. Übrigens betteln die Armen schon seit einigen Tagen in seinem Namen um Almosen.

Den 20ten. Indem ich heute über den Monte Dragone, unweit meiner Wohnung, ging, sah ich einen sterbenden Menschen an einer Thüre liegen, um welchen einige andere Menschen herumstanden. Die Bettler treiben hier oft die schrecklichste Verstellung bey ihrem Handwerke, aber hier sah man, daß es Ernst war, und daß der Tod mit starken Schritten sich naberte. Die tief verfallene Wange, das brechende Auge, das ganze ausgemergelte Gerippe zeigte deutlich, daß hier keine Verstellung mehr möglich war. In die eine Hand hatte man etwas Kupfermünze

gelegt. In der Angst legte ich etwas dazu, und eilte hinweg; denn ein solcher Anblick hat etwas höchsterschütterndes, wenn man nicht helfen kann.

Ich führe dies als ein Beispiel von der äußerst vernachlässigten Polizei an. Es sind Hospitäler vorhanden, so groß, wie Städte, und es ist unbeschreiblich, welche Erscheinungen von Kranken, von Sterbenden, von Wundenvollen, von den schrecklichsten Gebrechlichen man auf den Straßen hat. Ich habe an einer der volkreichsten Straßen eine Frau mit todtblassem Antlitz auf dem Rücken liegen sehen, aus deren Munde Blut hervorquoll, und die mit schreienden Kindern umgeben war. Ich habe in einer andern einen Mann in Convulsionen, und wie wahnsinnig an der Erde liegend erblickt, ohne daß jemand darauf achtete. Von den Nächten und Halbnächten, und über Hungers Schreienden will ich hier gar nicht reden; aber man kann denken, was man dabey empfindet, wenn man dergleichen Scenen nicht von Jugend auf gewohnt ist.

Den 1ten. Es heißt schon seit einiger Zeit, der französische General Murat wird hieher kommen, und der Pallast, den er bewohnen soll, ist schon bereit. Er liegt ohnweit Khiaja, und ist sehr groß.

Heute, Sonntags Nachmittags, sah ich den Kronprinzen fahren. Ganz voraus kamen zwey Laufer, sodann sprangten mehrere Reuter daher, und hierauf folgte der Prinz in einem offenen Wagen. Er hatte einen sehr alten Mann neben sich, und fuhr selber.

Der Kronprinz scheint ein gesunder starker Mann zu seyn. Er hat ein volles Gesicht, und etwas herunterhangende Wangen, aber zugleich etwas sehr Gutmuthiges in seiner Physiognomie. In einigen Zügen hat er Ähnlichkeit mit der Königin.

Den 2ten. Man hat den General Murat erwartet, aber er ist nicht gekommen. Statt seiner ist ein anderer unbekannter General, und ein Generaladjutant erschienen, die in dem Palais logiren, das für ihn bestimmt war. Ich weiß

nicht, wie mir immer das horazische *contendere
dorum est cum victore* einfällt.

Ich war eben in der Strada Khiaja, als sie ankamen. Sie hatten zwey große Reisewagen bey sich, und wurden von sechs neapolitanischen Reutern begleitet; aber da es schon Abend war, so machte ihre Ankunft wenig Aufsehen. Die Nacht hindurch ist ihr Palais stark erleuchtet gewesen.

April

Den 3ten. Seit geraumer Zeit liegen hier zwey russische Kriegsschiffe im Hafen. Heute, als ich von ohngefähr auf den Molo kam, liefs sich aus mehreren Umständen schließen, daß sie im Begriff sind, auszulaufen. Sie wurden aufgetakelt, und alles war in Beschäftigung. Es ist unglaublich, welche gefährliche Arbeiten auf den Schiffen vorkommen. Die Menschen müssen an den thurm hohen Masten wie Vögel herunklettern, und über dem Abgrund gleichsam schweben. Die Arbeit der Thurmdecker und Maurer

ist nichts dagegen. Ich sah selbst einen Cadett oder Officier unter dem großen Mastkorb herumklettern, und sich dann sehr künstlich auf denselben hinaufschwingen. Die Landsoldaten sind nur im Kriege in Gefahr. Die Seeleute im Kriege und Frieden.

Den 4ten. Gestern Abend ist der General Acton von Palermo zurückgekommen, wo er seit einigen Monathen bey dem Könige gewesen ist. Er wurde schmerzlich erwartet, weil er vielen darbenden Personen, die auf ausgebliebene Pensionen, auf Gehalt u. s. w. harren, Hülfe bringen, und viele Unglückliche, die es in der Revolution geworden sind, wieder glücklich machen soll. Es heisst, der König sendet ihn voraus, um das Gros der Supplicanten zu befriedigen, damit er selber bey seiner Ankunft nicht an sehr mit Bitten bestürmt wird.

Heute sah ich wieder einige Strafsentendner, die dem Pöbel predigten. Einer hatte sich unter einen Laden gestellt, in welchem sonst Eisenwaaren verkauft werden, und zwar an einer Ecke, wo Wagen über Wagen vorbeifuhren.

Hier predigte er nach Herzenslust. Welche Stimme mußte er haben, um die schmetternden neapolitanischen Wagenräder zu überschreien! Aber er überschrie sie.

Die Leute, die um ihn her standen, hatten die Hüte abgenommen, aber die Mützen nicht. Ich denke, dies ist Ehre genug für diese Straßenreden. Auch die Vorübergehenden pflegen den Hut abzunehmen, und ich habe dies sonst selber gethan; aber seitdem ich den Soldaten Christi habe predigen hören, thue ich es nicht mehr. Es fing bald darauf an zu regnen. Ich hoffe doch, daß das Volk den Schreier wird haben stehen lassen.

Den 12ten. Das Schiff Archimedes, das hier seit einiger Zeit im Hafen lag, und, nach Aussage der Mannschaft, den roten nach Palermo segeln wollte, um den König zu holen, ist schon früher abgegangen, und auch in Caserta, wo sich der König von Sardinien nach dem Tode seiner Gemahlin aufhält, werden allerhand Einrichtungen gemacht. Es ist also wahrscheinlich, daß

der König bald zurückkommen wird, obwohl nichts gewisses davon verlautet.

Den 15ten. Heute ist der grüne Donners-
tag, und dieser ist sehr merkwürdig für Neapel.
Das ganze Jahr hindurch fahren hier unglaub-
lich viele Kutschen auf den Straßen; heute
Nachmittag ist dies untersagt, und alles geht zu
Fuß in den Straßen. Ich war in Toledo, und
fand sie so gedrängt voll, daß ich 30 bis 50000
Menschen in der ganzen Länge der Straße rech-
nete. Männer und Frauen von irgend einiger
Bedeutung waren schwarz gekleidet.

Die große Anzahl von Lastwandelnden wird
auch dadurch verursacht, daß heute der König,
und in dessen Abwesenheit, der Kronprinz zu
Fuße vier Kirchen besucht, um die heiligen Grä-
ber zu sehen. Umgefehr um 3 Uhr Nachmit-
tags kam er unter einer großen Begleitung von
Soldaten, Offizieren, Hoffleuten u. s. w. aus dem
königlichen Pallast, und der Zug ging langsam
vor dem St. Carlstheater vorbey. Zuerst kam
eine Schaar von Leuten, die im Pallast eine ge-
wisse Wache haben, mit Kurzgewehren, dann

die königlichen Läufer, hierauf die übrige Dienerschaft. Hinter diesen folgten Soldaten von der Infanterie und Cavallerie, sodann ihre Officiere, und endlich der Hof mit dem Kronprinzen. Er war weiß gekleidet, mit gelben Aufschlägen und Kragen, weißer Weste, und blauen Pantalons mit ungarischen Stiefeln.

Als er aus dem Palais herauskam, schien er etwas ängstlich; aber als er ohngefähr nach einer Stunde von dem Besuch der Kirchen zurückkehrte, hatte sich seine Mine mehr aufgeheitert, und er grüßte von allen Seiten.

Es waren nicht in allen Kirchen Vorstellungen bey dem heiligen Grabe, und in einigen brannten bloß Lichter auf dem Altar, zwischen denen die Hostie unter Blumengeschirren in ihrem Behältniß stand. Diejenige, die mir am besten gefiel, sah ich in einer Kirche an Toledo. Hier war der Altar bis oben an das Gewölbe mit Wolken umgeben. In der Mitte derselben erblickte man Gott den Vater, mit Engeln umringt. Unter demselben, wo die meisten Lichter brannten, war ein gläsernes Behältniß mit dem

Corpus Christi. Vor dem Altar knieten Adam und Eva tief in Schmerz versunken, und den erschlagenen Abel zu ihren Füßen. Unter dieser Gruppe las man die Inschrift:

Primi progenitares.

Primi mortui.

Primi lactati.

„Die ersten Eltern, der erste Tod, die erste Trauer.“ Hinter derselben standen zwey kleine Altäre mit transparentem Feuer, um an die Ursache dieses ersten Mordes zu erinnern. Am Fuß des Altars brannten eine große Menge Lichter mit Blumengeschürren dazwischen, und das Ganze machte eine angenehme Wirkung.

Den 19ten. Heute, den zweiten Ostertag, ging ich nach Tische von ohngefähr durch die Villa. Da sah ich vor mir eine Menge Weiber, die sehr ausgelassen waren. Zwey von ihnen schlugen das Tambourin, und die übrigen tanzten die Tarantelle unter Singen und Lachen. So tanzten sie durch die ganze Villa, ohne die mindeste Anwendung von Verlegenheit, und wo sie einen Mann von ihrem Gelichter trafen, da

versammelten sie sich mit großem Lärm, und betanzten ihn gleichsam. Es war, als wenn die Tarantel sie gestochen hätte.

Eine solche Scene wurde unter den Linden in Berlin, oder im Augarten in Wien, ohnstrittig große Aufmerksamkeit erregen, hier sah kaum jemand danach hin.

Den 2ten. Heute Morgen ist endlich der General Murat angekommen. Er hat eine Ehrenwache in seinem Palais.

M a y 1802.

Den 4ten. Heute ist der Tag, wo ein großer Theil von Neapel sich in Unruhe und Bewegung befindet. Er ist nemlich zum Ausziehen bestimmt, und um 11 Uhr (jezt ohngefehr um 2 Uhr Nachmittags nach deutscher Uhr) muß jeder die Wohnung geräumt haben. Die Straßen sind mit Hausmobeln bedeckt, die getragen oder gefahren werden, und 3000 Menschen sind gleichsam unterwegs. Ich war selber einer von

diesen. Übrigens wird die Miethe nicht vierteljährlich, sondern zu Dritteln, also alle vier Monate bezahlt, und man macht den Hauscontract gewöhnlich auf ein Jahr.

Den 6ten. In der Villa sah man heute einige Soldaten vom Regiment Macedonien, die Weintrauben zum Verkauf ausboten. Sie hingen an grünen Zweigen, und sahen sehr frisch aus; aber bey näherer Untersuchung fand sich, daß sie bis auf die Zweige und Blätter, an denen schon wirkliche kleine Trauben saßen, nachgemacht waren. Ein herzutretender Priester fand die Sache bedenklich, und zwar aus einem Grunde, den man in Deutschland schwerlich errathen würde. Er meinte, sie würden für schwangere Frauen gefährlich seyn, weil sie dadurch in ein nicht zu befriedigendes Gelust verfallen könnten. Der eine Soldat antwortete, er mache sich nichts daraus, wenn auch die Weiber einen Kanonendeckel zur Welt brächten. Wahrscheinlich heißt dies bey ihnen so viel, als Mondkalb.

Mir schien die Bedenklichkeit des Priesters selbst etwas weit hergeholt; aber ich hörte

nachher, daß die Schwängern hier ganz außerordentliche Gelüste bekämen, und bey weitem stärkere, als in kaltern Gegenden. Dabey aber gebähren sie sehr leicht, besonders die Weiber von gemeinem Schlage, und man hört fast nie von einer Wöchnerin, die an Geburtsschmerzen starb.

Den 13ten. Man hat heute in dem Golf eine beträchtliche Anzahl Schiffe gesehen, die sich einen halben Tag darin aufhielten. Nach allen Nachrichten waren die Franzosen darauf eingeschifft, um in ihr Vaterland zurückzukehren, und ihr Verweilen im Golf wurde wahrscheinlich dadurch veranlaßt, um ihre Gefährtinnen, die etwa noch in Neapel waren, mitzunehmen. Wenn die Sonne hier einen langen Sommertag hindurch gebrannt und alles ausgeglüht hat, so wünscht man ihr mit Freuden eine gute Nacht, sinkt sie endlich hinter dem Vommere und Pausilipp hinunter. Ein solches Lebewohl hat man hier den Franzosen bey ihrer Abfahrt gesagt.

Es heisst, dass auch die Russen nicht lange mehr hier seyn werden. So viel ich bemerken kann, wird man ebenfalls nicht viele Thronen hinter sie her weihen.

Den 17ten. Es scheint, als wenn die Franzosen nicht das Königreich Neapel verlassen könnten. Ein Sturm, der am 17ten war, hat ihre Schiffe stark beschädigt, und sie haben bey Gaeta anlegen müssen.

Den 20ten. In diesen Tagen ist hier ein Sergeant vom Regiment Real Allemand sehr hart bestraft worden. Er ist nicht Gassen gelaufen, sondern öffentlich durch die Strassen gepeitscht worden, und zwar so heftig, dass er bald darauf gestorben ist. Sein Verbrechen soll darin bestanden haben, dass er nachst dem Sohle, den er im Dienst des Königs zog, auch im Dienst der hier noch befreundlichen Jacobiner stand, und von ihnen befehlt ward; dabey soll er überdies durch Schandschriften gegen den König und die Königin sich strafbar gemacht haben.

Es ist freilich ein großes Verbrechen, im Dienst eines Monarchen zu stehen, sein Brod von

ihm bekommen, und ihn dabey im stillen zu verrathen.

Den 24ten. Auf dem Largo di Castello, einem großen Platz ohnweit dem königlichen Palast, wird jetzt ein großes Gerüst erbauet, das seine Vorderseite gegen einen Flügel des Pallastes gerichtet hat, um bey Ankunft des Königs ausgeschmückt zu werden. Seit langer Zeit schon hat man die Ankunft des Königs bestimmt; jetzt endlich scheint sie wirklich sich zu nähern.

Den 26ten. Die endliche Ankunft des Königs kündigt sich sehr prächtig an. Nicht allein auf dem Largo di Castello, sondern auch gegen der Post und gegen dem königlichen Palais über, so wie auf dem Platz Spirito santo am Ende von Toledo, und an andern Orten werden ungeheure Gerüste gebauet, um bey seinem Einzuge einen großen und festlichen Anblick zu gewähren. Es sind Architekten dazu aus Rom verschrieben, und viele hundert Menschen sind mit Errichtung derselben beschäftigt.

Den 27ten. Seit einigen Tagen hatte man in meiner Nähe ein Seil von einem Hause zum

andern gezogen, an welchem eine große Fahne mit einem Löwen hing, der ein Kreuz hielt. Dies deutete auf die Himmelfahrt Christi, weil in der Nähe eine Kirche *all' ascensione* ist. Gewöhnlich ließ man Abends unter derselben Kanonenschläge knallen und Schwärmer herumsfahren, und es wurden zugleich eine Menge kleinerer Fahnen mit Kreuzen ausgehängen. Die Kirche schmückte man prächtig aus, und am Himmelfahrtstage endlich brachte man mehrere Feuerwerke und Feuernader, die unter der Fahne aufgestellt wurden. Ich wunderte mich, die Figur eines Pulcinell zu erblicken, der ungestalt auf einer Mauer stand, und ein solches Feuerwerk hielt. Eben so sah man eine große Puppe, wie ein neapolitanischer Advocat gekleidet, mit einem solchen Feuerwerk.

Der Zulauf von Menschen nach der Kirche war stark, und am Abend versammelte sich eine große Menge Pöbel bey dem Feuerwerk, der allerhand Unsiß trieb. Um 10 Uhr endlich brachte man eine Tonne mit Pech, Theer und andern brennbaren Sachen angefüllt, die man anzündete, und

und einen großen Lärm umher machte. Es war, als wenn die Kanonen einen Menschen bedrücken wollten.

Hierauf zündete man die Feuertäder und andere Maschinen nach einander an. Weit sprühten die Funken auf den Balkons und in den Straßen umher, und es waren so viele Kanonenschläge angebracht, daß ein unaufhörliches Knallen, wie in einer Schlacht, entstand. Nach einer Stunde war alles vorbey.

Man kann sich unmöglich überzeugen, daß die Himmelfahrt Christi dadurch auf eine würdige Art gefeiert werde, indem kriegerisches Getöse und Kunstfeuer nicht in der kleinsten Verbindung damit stehen. Im Gegentheil wurde man die beträchtlichen Unkosten dabey, in Rücksicht auf die drückende Armuth so vieler Tausenden, weit zweckmäßiger an diesem Feste verwenden können.

Juni 1802.

Den 14ten. Heute ist der spanische Gesandte hier angekommen. Da die Vermählung des Kronprinzen mit der spanischen Prinzessin jetzt verhandelt wird, so erscheint der Gesandte mit vielem Pomp. Er hat zwölf Laufer vor seinem Wagen, und giebt dreierlei Lävres: eine an Galstagen, eine bey halber Galla, und eine gewöhnliche. Spanien hat sich ja immer durch viel aufseres Gepränge ausgezeichnet. Der Gesandte wohnt übrigens in dem Pallast an der Villa, worin ehemals der englische Gesandte Hamilton gewohnt hat.

Den 4ten. Es sind heute 14 Schiffe mit Getraide aus Palermo angekommen, die wahrscheinlich der König hergeschickt hat. Bey der großen Theuerung des Brods konnte er keinen angenehmen Vorläufer wählen, und der lauteste Jubel wird ihn gewiß begrüßen, wenn er es zu veranstalten vermag, daß der dreifachgestiegene Preis des Weizens wieder abschlägt.

Den 15ten. Dieser Tag ist der Namenstag des heiligen Antonius, und durch eine Ruckein-

nerung sehr merkwürdig. Vor drey Jahren, nemlich im Jahr 1799, rückten hier königliche Truppen wieder ein, nachdem die Republik einige Monathe bestanden hatte. Von dem, was diesem Zeitpunkt vorherging, und was darauf folgte, liesse sich ein höchst merkwürdiges Buch schreiben. Aber die Data dazu sind sehr schwer zu sammeln.

Den 17ten. Das Frohleichnamfest wird hier, wie in allen katholischen Städten, feierlich begangen. Wenn der König da ist, so geht er an diesem Tage zu Fuß in die Kirche St. Chiara; diesmal hat es der Kronprinz an seiner Stelle gethan. Auch übrigens werden viele Processionen mit Musik und Gesang aufgestellt.

Julius 1801.

Man wundre sich nicht über die große Lücke, die sich hier findet. Eine Krankheit, deren Entstehen, Krisis und Abnehmen beinahe drey Monathe dauerte, hat in allen meinen Arbeiten

eine große Lücke gemacht, und ich habe kaum vermocht, selbst und durch andere die Wetterbeobachtungen fortzusetzen.

Den 17ten. * Es verbreitet sich hier jetzt die Nachricht von der Entleibung des Chevalier de Saxe, der in Carlsbad durch die Hand eines Russen fiel. Allgemein im Civil und Militär ist das Bedauern dieses Prinzen, der nach Aller Ausspruch ein vortrefflicher Mann war. Warlich, es ist ein großer Verlust für die Menschheit, wenn ein edler, rechtschaffener Mann, der hoch steht und einen großen Wirkungskreis hat, der Welt entrissen wird. Der Genius der leidenden Menschheit laßt eine heiße Thräne auf sein Grab rinnen. Wehe der Hand, durch welche dieser Edle fiel; er hat einen großen Raub an seinen Nebenmenschen begangen.

Emporender noch ist diese Entleibung, wenn die Sage gegründet ist, daß der heutige Prinz, nach Überwindung seines wahren Gegners, in einem zweyten Duel von dem Secundanten desselben erschossen ward.

Den 16ten. Was man sonst nur durch Abbildung in Naturgeschichten zu sehen bekommt, das erblickt man hier sehr oft in der Wirklichkeit, besonders was die Bewohner des Meers betrifft. Ich sah heute einen Schwerdtfisch auf dem Fischmarkt, der zum Verkauf angeboten wurde. Er hatte einen Spiels an der Schnauze von 2 bis 3 Fufs Länge, und mochte im Ganzen ohngefehr 8 Fufs lang seyn. Dieser Fisch ist ganz glatt auf dem Leibe, wie ein abgezogenes vierfüßiges Thier, hat aber große Flossfedern an den Seiten, und einen eben solchen aber ausgezackten Schwanz. Er war übrigens so dick, wie ein junges Schwein, und ich schätzte sein Gewicht auf 150 Pfund. Das Fleisch, das ganz weiß, wie Klippfisch, ist, wird sehr theuer verkauft, nemlich das Rottolo zu 10 bis 15 Carlin; dennoch ist es nicht so schmackhaft, als das Fleisch des Thunfisches. Er wird aber auch nicht bey Neapel, sondern bey Sicilien gefangen.

Den 20ten. Man sieht ein Edict gegen die Bettellei angeschlagen, welches sehr wohl einge-

richtet ist, und nothwendig wirksam seyn muß, wenn es gehörig befolgt wird. Es laugt so an:

Volendo noi con efficace misure prevenire i delitti, che la mendicizia vuol produrre, e promuovere nel stesso tempo verso i veri poveri l'esercizio di tutti i doveri d' umanità e di beneficenza; abbiamo ordinato la rinnovazione degli ordini per la reclusione generale dei poveri della Capitale nel Reale Albergo istituito dalla Augustissima memoria del Nostro Genitore; ed abbiamo disposto, che de' simili stabilimenti per canale della Real Segreteria di Azienda, ci si propongano subito per le Province del Regno, dove sarà provoluta efficacemente a questo male.

Es folgen jetzt viele Punkte, worin alles bestimmt ist, was die Bettelei hintertreiben kann. Die bemittelten Leute sollen sogleich für ihre bettelnden Anverwandten sorgen, und wer vom Gegentheil überwiesen wird, soll sechs Monate ins Gefängnis kommen, und für den Bettelnden, den man in das große Armenhaus bringt, monatlich 70 Carlin bezahlen. Alle Arbeitsfähige sollen in den großen Armenhäusern untergebracht, beschäftigt und ernährt werden. Alle

Unfähige und Kranke sollen in den Hospitälern ihr Brod finden, und wer sich selber bey diesen Anstalten einfindet, für den soll auf alle mögliche Art gesorgt werden. Wenn dies Edict nicht eludirt und in seiner Kraft befolgt wird, so wird auf einmal viel Scheußliches und Empörendes in Neapel verschwinden. Die Zeit wird es lehren.

A u g u s t 4 8 0 2.

Den 7ten. Wenn der Namenstag, oder das Fest eines Heiligen erscheint, so wird ihm zu Ehren gewöhnlich ein Altar öffentlich erbauet, und ein Feuerwerk abgebrannt. Als ich heute etwas spät zu Hause kam, bemerkte ich die Anstalten zu einem solchen Feuerwerk auf dem Largo del Vasto, und ein Schwärmer kam mir in horizontaler Richtung entgegen. Zu meiner Verwunderung flog dieser Schwärmer an den eisernen Balkon eines Hauses, knallte, und kehrte dann auf demselben Wege, den er gekommen war, in horizontaler Richtung zurück. Diese

Erscheinung war mir seltsam, und ich konnte sie mit nach den Regeln der Schwere und nach den sonstigen Bewegungen der Schwärmer nicht erklären. Ich wollte eben die Erscheinung für einen seltsamen Zufall halten, als ein anderer Schwärmer kam, und denselben Weg und Rückweg machte. Gleich darauf kehrte ein anderer auf halbem Wege wieder um. Etwas ähnliches war mir noch nie vorgekommen. Ich entdeckte endlich, daß die Schwärmer sich an einem Ort bewegen, der einige hundert Schritte lang gezogen war, und also eine bestimmte Richtung beibehalten mußten. Es schien beynahe, als wären sie irgendwo hingewandt, um etwas auszurichten, und kehrten dann eilend zurück.

Die Sache ist also ganz einfach, aber die Erklärung unzureich. Es ließe sich etwas sehr Wichtiges darauf gründen, aber ich kann mich nicht entschließen, die Sache früher bekannt zu machen, ehe sie durch Proben bewahrt ist.

Den 3ten. Heute sind die Russen, nach einem mehrtägigen Aufenthalt, endlich wieder abgesegelt. Sie nehmen das Bedauern der Neu-

politaneer nicht mit, und ihre Abreise wird nur von Caffeewirthen, Fäzverkäufern, Weinhandlern u. s. w. beklagt. Es ist dies kein Wunder. In ganz Europa wird kein Militär so gut bezahlt, als hier die Russen, und die Nation mußte doch das Geld dazu aufbringen. Ein Lieutenant bekam monatlich 60 neapolitanische Ducaten (à 1 Thlr. 6 Ggr.), freie Wohnung und andere Emolumente. Es ist einzusehen, wie viel die Stabsofficiere bekommen haben. Es wurden ihnen jeden Abend ihre bestimmten Wachschichter und viele andere Bequemlichkeiten geliefert. Solche theure Gäste sieht man lieber gehen, wie kommen. Indessen sind sie bey den Greueln und Unordnungen der Revolution der Stadt von großem Vortheil gewesen.

Die Fortsetzung künftig.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im Februar 1802.

Der Februar scheint hier in der Veränderlichkeit der April von Deutschland zu seyn; nur in der Kalte nicht. Er ist milder, und man sieht den Schnee höchstens auf den Apenninen, auf dem Vesuv, und dem Monte Gauro.

Den 15ten Februar, Morgens um 7 Uhr 11½ Grad Reaumur, trübe, Südostwind, oder Scirocco.

Nachmittags um 2 Uhr 12, Grad, stürmisch und regnet, Südostwind. Um 5½ Uhr ein Gewitter mit Blitz und Donner. Darauf folgte ein heftiger Platzregen mit Sturm und Hagel. Abends um 9 Uhr 7 Gr. R. beinahe sternklar.

Den 16ten Morgens um 8 Uhr 7 $\frac{1}{2}$ Grad, trübe, Westwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. beinahe sternklar.

Der gestrige Platzregen hat die Strafsen, die seit einiger Zeit sehr feucht und schmutzig waren, endlich wieder trocken gemacht. Trocken? fragt man; ja, so ist, der Platzregen macht hier trocken, und die Sache geht ganz natürlich zu. Da Neapel mit lauter Quadersteinen gepflastert ist, so sammelt sich nur Feuchtigkeit und Schmutz darauf, wenn es gelinde regnet, und die Neapolitaner haben daher auch den Ausdruck: *piove della merde*, es regnet Koth. Kommt aber ein Platzregen, so spült er allen Unrath mit sich weg, und die glatten Steine sind in wenigen Stunden trocken.

Den 17ten Morgens um 8 Uhr beinahe 6 Grad R., regnigt, Nordostwind. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R., regnigt, Nordwind. Abends um 8 Uhr 4 $\frac{1}{2}$ Gr. R., beinahe sternklar.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr. R., heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr,

etwas wolkigt. Nachmittags und die halbe Nacht hindurch beständiger Regen, ohngefähr 6 Gr. R. Westwind.

Den 19^{ten} Morgens um 7 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 10 Gr. R., Nordwind.

Den 20^{ten} Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 10 Gr. heiter, Westwind. Die Nacht hindurch starker Regen.

Bey dieser unfreundlichen Witterung blühen dennochgeachtet die Mandelläume schon; aber, wie man mir sagt, weit später, als sonst.

Den 21^{ten} Morgens um 8 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Der Golf ist bey diesem Winde ganz mit Schiffen bedeckt, die absegeln; denn mit dem Nordwinde, oder auch mit der halben Direction desselben, können die Schiffe nur auslaufen. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R. halbheiter, windig. Der Vesuv, der Monte Gaudio, und die Apenninen sind so stark mit Schnee bedeckt, wie den ganzen Winter noch nicht.

Den 22ten Morgens um 7 Uhr 4 Grad R., heitrer Himmel, Nordwind. Auch dem hiesigen Februar nach muß in Deutschland ein strenger und veränderlicher Winter mit vielem Schnee seyn. Nachmittags um 5 Uhr 10 Gr. R., trübe, Nordwestwind. Den ganzen Winter hindurch, der doch gewiß zu Zeiten nicht milde ist, hat man die Russen, die noch in Neapel liegen, nackt in dem Hofe ihres Quartiers herumlaufen sehen. Sie nehmen dort wahrscheinlich ihre Dampfbäder, und halten sich dann noch einige Zeit in frischer Luft auf, oder waschen sich auch mit kaltem Wasser ab. Die vorübergehenden Neapolitaner, die zum Theil bey gelindem Wetter stark friert, und die sich bey dem kleinsten Nordwinde dicht verhüllen, sehen mit Erstaunen dies Volk aus Norden ihrem Winter nackt Trotz bieten.

Abends um 9 Uhr 7 Gr. R., sternklar.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 8 Grad R., trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. R., abwechselnd Sonnenschein, Nordwestwind.

Abends um 9 Uhr 7½ Gr. R. sterklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 24ten Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. heiter, Nordwind. Um 10 Uhr 12 Gr. R. heiterer Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. R. heiter, und sehr angenehmes, stilles Wetter. Um 2 Uhr 15 Gr. Bey diesem warmen Wetter, in welchem die sogenannten Baumulliegen ins Zimmer kommen, ist der Monte Gauro, der Vesuv, und die große Kette der Apenninen hinter Avella, noch immer mit Schnee bedeckt. Abends um 5 Uhr 9 Gr. heiter, Westwind.

Den 25ten Morgens um 8 Uhr 9 Gr. halbheiter, Westwind. Um zehn Uhr 15 Gr. noch etwas wolkigt, aber mehr Sonnenschein. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. Sonnenschein, Westwind. Abends um 8 Uhr 9 Gr. regnigt und windig.

Den 26ten Morgens um 8 Uhr 11 Gr. trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr über 15 Gr. Sonnenschein, Südwind. Abends um 7 Uhr 10 Gr. sterklar.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter. Um 8 Uhr 10 Gr. Ein stiller, sehr schöner Mor-

gen, mit der mildesten Frühlingsluft. Nordwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Es scheint, als käme nun der wirkliche Frühling heran, da der Nordwind anfängt so warm zu werden. Um 2 Uhr 19 Gr. Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 11 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Gr. halbleiter, Nordwind. Um 10 Uhr 15½ Gr. heitrer Himmel, und ein stilles, äußerst schönes Wetter, wie man es in Deutschland seit einigen Jahren fast gar nicht mehr kennt. Nachmittags um 3 Uhr 17½ Gr. heiter, West-Westnordwind. Es ist so stille warme Luft, daß man den Schatten sucht. Die großen, oder die sogenannten Saubohnen blühen jetzt, und die Mandelbäume haben schon lange geblühet. Indessen kommt doch dies Jahr alles später, weil ein besonders kalter und unfreundlicher Winter gewesen ist. Der Schnee auf dem Monte Gauro und auf den Apenninen ist noch nicht geschmolzen. Abends um 8 Uhr 11 Gr. sternklar, ganz stille Luft.

M a r z 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heitrer Himmel, Westwind. Um 1 Uhr Nachmittags 16½ Gr. heiter, Südwind. Überhaupt ein schöner Frühlingstag.

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. wolkigt, Südwind, hernach etwas Regen. Abends um 7 Uhr beinahe 12 Gr. Ein trüber, windiger Tag.

Den 3ten Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. wolkigt, Südwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. Sonnenschein, Südwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. sternklar. Ein milder Frühlingstag mit etwas Regen.

Den 4ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Um 10 Uhr 14½ Gr. Wetter, wie vorhin. Um 12 Uhr 17 Gr. wie vorhin. Nachmittags um 3 Uhr 18 Gr. Um 5 Uhr 14½ Gr. Nordwestwind.

Den 5ten. Ein angenehmer Tag, mit Sonnenschein und Wolken. Das Thermometer auf 16 bis 17 Gr. Mittags: Nordwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. etwas trüb.

Aus Wien hat man die Nachricht erhalten, daß dort ein sehr kalter Winter gewesen ist.

Den 6ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. halbeiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 16 Grad, Westwind. Wie vorhin.

Ich muß bemerken, daß von heute an das Thermometer gegen Norden hängt.

Ein stiller Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. trübe, Westwind. Ein stiller, etwas räuchericher Morgen; aber nachher auch Sonnenschein. Überhaupt ein angenehmer Tag.

Den 8ten. Fast die ganze vergangene Nacht hat es geregnet. Morgens um 9 Uhr 15 Gr. trübe, Nordwind. Bald darauf wieder regnet. Mittag und Nachmittag anhaltender heftiger Regen mit Westwind, 11 Grad.

Den 9ten. Wieder starker Regen in der Nacht. Am Morgen Sonnenschein und Wolken, 10 Gr. Mittags um 12 Uhr über 12 Gr. wolkigt, Südwind. Das Meer brüllt heftig. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar. Am Nachmittage hat es

noch stark geregnet, aber der Nordwind hat sich zugleich eingefunden.

Den 10ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Nachher bezog sich der Himmel mit Wolken. Mittags über 15 Gr. heiter, Nordwind. Die Berge sind noch mit Schnee bedeckt, und ich mochte aus mehreren Umständen schließen, daß es in Deutschland sehr kalt seyn und viel Schnee fallen muß. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 7 Uhr 7 Gr. heiter, und ein scharfer Nordwind. Diesen Wind pflegt man hier Bergwind zu nennen, wahrscheinlich, weil er von den Apenninen herkömmt. Man kann dabey sehr gut einen Oberrock und noch einen Mantel darüber vertragen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr 5½ Gr. heiter Himmel, Nordostwind. Dieser Grad von Kalte ist hier nach meiner Meinung im März etwas ungewöhnliches. Mittags um 12 Uhr 14 Gr.

heiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8½ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Südwind. Es ist kein Wunder, daß hier dies Jahr alles bey weitem später kommt, wie es gewöhnlich kommen soll, da wir für Neapel so äußerst kalte Nächte haben. Die Sonne behauptet freilich ihr Recht am Tage, und sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat, ist es Sommer. Aber des Morgens und Abends ist es mehr als kühl; man kann sehr gut Caminfeuer oder selbst einen warmen Ofen vertragen. Da die Neapolitaner davon nichts wissen, so erwärmen sie sich bey Kohlenbecken. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind. Dieser Wind muß noch nicht vorhanden seyn, obwohl die Wetterfahnen ihn anzeigen. Die Luft ist bey weitem zu kühl für diesen Wind, und das Meer, das sonst bey dem gelindesten Südwinde gleich in Aufruhr geräth, und schäumende Wellen gegen den Strand wälzt, ist gänzlich ruhig.

Den 14ten Morgens um 7 Uhr 8½ Grad, Regen, Südwind. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. Re-

gen, Westwind. Abends um 9 Uhr unter 3 Gr. Noch immerfort Regen. Der Neapolitaner hat das Sprichwort: *il Marzo è pazzo*, der März ist ein Narr, wahrscheinlich wegen seiner Veranderlichkeit. Man muß gestehen, daß er bis jetzt ein recht bosartiger Narr ist, da er so kalte Luft und doch so vielen Regen bringt, nachdem wir den Winter hindurch schon eine ganze Sandfluth von Regen gehabt haben.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Mittags um 11 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Grad, trübe.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 5 Gr. Platzregen, Westwind. Die Berge sind überall wieder mit Schnee bedeckt, der Sommo, der Vesuv, der Monte Gauto, ja noch ein Berg weiter hin zum Cap Minervä, wo sonst die Meerluft nicht leicht Schnee duldet. Mittags um 12 Uhr 9 Gr. trübe. Es ist zwar der erste Winter, den ich mich in Neapel befinde, und ich darf im Ganzen noch nicht urtheilen, aber dieser Winter scheint mir sehr unfreundlich zu seyn, und im

März noch einen Grad von Kalte zu haben, wie man ihn in Neapel nicht vernuthet. An einen ewigen Frühling, wie so manche Schriftsteller sich ausdrücken, ist hier also gar nicht zu denken, und wenn auch die Luft nicht kalt ist, so kömmt doch wenigstens eine gewisse Regenzeit, die beinahe schlimmer, als Kalte ist. Es muß dies Jahr ein vorzüglich böser Winter statt finden, sonst könnte das Clima von Neapel keinen so großen Ruf haben. Abends um 9 Uhr 8 Gr,

Ich habe heute etwas besonders schönes gesehen. Wenn man auf dem großen Platz Largo di Castello geht, so ragt der Vesuv hin und da über die Häuser hervor. Die mit Schnee bedeckte Spitze desselben war heute gegen Abend von der Sonne erleuchtet, unterdeß alles übrige im Schatten lag, und dies gewährte einen außerst schönen Anblick. Sie lag in einem hellen, reizenden, und gleichsam verklärten Licht da. Noch habe ich keinen Funken Feuer aus dem Vesuv hervorkommen sehen, aber das Gegentheil davon sah ich nun schon oft, und auch dies ist schön.

Den 17ten Morgens um 7 Uhr 5½ Gr. Nordwestwind, wolkigt. Mittags um 1 Uhr 9½ Gr. Nordwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 7 Gr. beinahe sternklar. Ein rauher Wind hat den Tag über gewehet, und die Neapolitaner sagen, daß sie keiner solchen Kälte und unfreundlichen Luft im März sich zu erinnern wissen. Wie muß es in Deutschland aussehen?

Den 18ten Morgens um 7 Uhr 5½ Gr. Nordostwind, heiter. Mittags um 12 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr unter 7 Gr. sternklar. Ich höre, daß in den Gebirgen von Abruza der Schnee mannshoch liegen soll. Etwas außerordentliches muß vorgehen, sonst könnte hier unmöglich eine so raube Witterung seyn.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwind. Um 11 Uhr 15 Gr. heitrer Himmel, Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. heiter. Abends um 11 Uhr beinahe 9 Gr. etwas trübe.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr beinahe 9 Gr. trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt und Sonnenschein. Abends starker Regen.

Den 22ten Morgens, regnigt, so wie die Nacht hindurch. Um 7 Uhr beinahe 9 Gr. Südwestwind. Mittags beinahe 10 Gr. regnigt, Südwestwind. Im Ganzen ein unfreundlicher feuchter Tag. Auf das Fort St. Elmo, das bey weitem keine Wolkenhöhe hat, hatte sich heute eine Wolke herabgelassen, und verhüllte seine hohen Mauern.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. trübe, Westwind. Hernach regnigt, Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. Nordwind, heiter. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar. Ein ziemlich heitrer Tag, aber mit etwas kaltem Winde.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Man glaubt

hier, daß ein fruchtbares Jahr eintritt, wenn der März rauh und feucht ist, wie man dies ohnges-
 sehr in Deutschland von dem Mai glaubt; aber
 für Neapel scheint mir der März doch zu un-
 freundlich zu seyn, und ich kann ohnmöglich
 glauben, daß er in der Regel diesen Grad von
 Kalte hat. Mittags um 1 Uhr 13 Gr. wolkigt.
 Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. wolkigt.

Den 16ten Morgens um 6 Uhr 7½ Gr. halb-
 heiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 14 Gr.
 Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Abends
 um 9 Uhr beinahe 9 Grad, sternklar. Ein ziem-
 lich angenehmer, aber etwas windiger Tag.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 8 Grad, heit-
 er Himmel, Nordwind. Um 11 Uhr 16 Grad,
 ebenso. Angenehmes Wetter, obwohl noch ei-
 nige Spuren von etwas rauhem Winde. Mittags
 um 1 Uhr 17 Gr. heiter. Abends um 9 Uhr über
 10 Gr. sternklar.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heit'rer
 Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr.
 Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr 7½ Gr. heiter, Nordwind. Um 9 Uhr 15 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. wolkigt. Den Tag über ein etwas rauher Wind, seitdem er sich nach Südwest gedrehet hatte.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 10 Gr. heiter, Südwestwind. An der Spitze des Pausilipp zeigt sich seit gestern schon eine gewisse Trübheit im Meer, welche gewöhnlich schlecht Wetter bedeutet. Abends um 9 Uhr 11 Gr. halbheiter. Ein angenehmer stiller Tag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. beinahe heiter, Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 18 Gr. heiter. Abends um 10 Uhr 10 Gr. wolkigt.

April 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 8½ Gr. heiter, ein etwas kalter Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 1ten. Ein temperirter, heitrer Tag.

Den 3ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 14 Gr. ebenso. Nachmittags um 5 Uhr 10 Gr. Nordwestwind. Etwas trübe nach dem Pausilipp zu. Nachts um 12 Uhr 8 Gr. trübe.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr 9¹/₂ Gr. trübe, Westwind. Mittags 13 Grad, indem die Sonne hervorgekommen war; sodann fiel es gleich wieder auf 12 Gr. Überhaupt sind die Bäume und Erdfrüchte dies Jahr hier so weit zurück, daß man sich dergleichen Verspätung nicht erinnert. Es ist alles freilich in der Blüthe, und die Feigen haben schon Blätter und Früchte, auch die Weinstöcke fangen an auszuschlagen; aber alles dies hätte weit früher kommen sollen. Der Pausilipp sieht noch gar nicht recht grün aus. Nachmittags etwas Regen, Abends 8 Gr. sternklar.

Den 5ten. Morgens um 7 Uhr 8 Gr. wol-
kigt, Westwind. Nachher klärte es sich auf,
und wurde sehr schön; aber sodann kamen wie-
der Wolken mit etwas rauhem Winde. Die
Neapolitaner gebrauchen noch das Kohlenbecken,

und es ist auch beinahe noch nöthig. Ich habe oft in Deutschland im April eben so warme Tage erlebt; nur dies Jahr muß es dort wohl anders seyn. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags zeigten die Wetterbahne von St. Elmo und von einer hohen Kappel in der Stadt aus Südost. Dies hätte Scirocco seyn müssen; aber zwey Dinge bewiesen, daß er es nicht war. Die Luft war kühl, und das Meer ruhig. Beides läßt der Scirocco nicht zu, sobald er wirklich weht. Die Luft wird dann lau, auch im Winter, und das Meer geräth bey dem kleinsten Meerwinde gleich in Unruhe. Es mußte also nur ein kleiner Luftzug seyn, der vielleicht einige Meilen weit aus dem Meere kam. Gegen Abend regnete es etwas, und wurde dann sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heitete. Um 10 Uhr 15 Gr. heitete. Der Wind weht von den Apenninen her, und brachte den Vesuv bis über die Hälfte in dunkle Wolken; in Neapel regnete es eine halbe Stunde.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10½ Grad, heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags wieder ein Gewitter mit Regen. Abends um 9 Uhr 10 Gr. beinahe sternklar. Ein angenehmer Tag.

Den 8ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 17 Gr. Aus Morgen thürmen sich Wolken auf. Nachmittag Regen. Diesen Regen, der beinahe an jedem Tage im April wiederkommt, und der gewöhnlich mit Blitz und Donner begleitet ist, nennt man hier die Tropce. Am Abend wird alles wieder hell.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 17 Gr. heiter. Heute ist die gewöhnliche Tropce nicht gekommen.

Den 10ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. heiter. Die Wetterbahn zeigen aus Süden, aber es kann kein wirklicher Sudwind seyn, weil das Meer ruhig ist. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter. Ein angenehmer Tag.

Den 11ten und 12ten angenehme und temperirte Tage. Doch ward es den 12ten trübe. Den 13ten in der Nacht regnete es stark, und

heute den 14ten ist bey Westwind ein sehr tauher Tag gewesen. Am Mittage hat es gehagelt. Abends um 9 Uhr unter 7 Grad. Dies ist etwas außerordentliches.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 4 Gr. heiter, Nordwestwind. Wer könnte in Neapel in der Mitte des Aprils einen solchen Grad von Kälte vermuten. Wenn man aus denselben auf Deutschland schließcn darf, so müssen dort die Fenster frieren. Um 11 Uhr hat es zu meinem Erstaunen etwas geschneiet, und ein sehr kalter Nordwind fegt durch die Straßen. Nachmittags um 2 Uhr 11 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 7 Gr. sternklar. Der heutige Tag ist in Absicht der Kälte von einem Apriltage in Deutschland nicht zu unterscheiden gewesen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 8 Gr. beinahe heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 16 Gr.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. trübe, Nordwind. Um 12 Uhr 12 Gr. trübe. Nachmittags Regen und kalte Luft. Abends um 10 Uhr beinahe 7 Gr. trübe.

Den 18ten. Ostern Morgens um 6 Uhr 3 Gr. Regen, Nordwind. Ich bin überzeugt, daß meine unterrichteten Landsleute mit mir voll Verwunderung seyn werden, in dieser Jahreszeit solche rauhe Witterung in Neapel zu bemerken. Wer glaubt in Deutschland, daß man zu Zeiten im April recht gut einen warmen Ofen in Neapel vertragen kann? Von dieser Seite ist, so viel ich weiß, das neapolitanische Clima noch nicht bekannt. Entweder es ist dieses Jahr etwas außerordentliches, oder dies Clima hat viele Seltsamkeiten. Es ist den 18ten April 6 bis 8 Gr. kälter, wie die Weihnachtsfeiertage; Ostern verlangt einen warmen Ofen, unterdeß man Weihnachten in freier Luft sich sehr behaglich befand. Um 9 Uhr 7 Gr. abwechselnd Regen. An der Spitze vom Pausilipp klart sich's auf, und Ostern wird wahrscheinlich besser enden, als es begann. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. trübe, Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Gr. trübe.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6½ Gr. halbeiter, Nordwind. Die Apenninen, so wie die Berge zwischen dem Vesuv und Monte Gau-

so sind wieder mit Schnee bedeckt. Ich habe oft in Deutschland wärmere Ostern erlebt, als die diesmaligen in Neapel sind. Demolungeachtet würde man davon nicht auf die Witterung im Ganzen schliessen können. Das diesmalige Ostern ist eine Ausnahme, so wie vieles den Winter hindurch Ausnahme gewesen ist. Die Neapolitaner sagen, das sie sich so rauhe und kalte Ostertage nicht zu erinnern wissen. Das ist nicht Ostern, setzen sie hinzu, das ist Weihnachten. — Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. etwas sternklar.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. beinahe heiter; ein scharfer Nordostwind fegt durch die Straßen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. ein stiller, heitrer Morgen, Nordostwind. Um 11 Uhr 16 Gr. sehr heiter, Nordostwind.

Den 22ten. Ein angenehmer, temperirter und heitrer Tag. Nachmittags erschien die oben erwähnte Tropes, aber ohne Regen zu bringen.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. heiter, Nordwind.

Die letzten Tage des Aprils ist ein beständig temperirtes und angenehmes Wetter gewesen. Das Thermometer ist bey der größten Wärme auf 16, 17 und 18 Gr. gestiegen. Gewöhnlich aber hat es bis Mittag schon seine größte Höhe erreicht, da es in Deutschland bey heiterm Wetter bis um 2 Uhr Nachmittags steigt. Dies hat seinen Grund in einem kühlen Meerwinde, der hier gewöhnlich des Mittags bläst.

An einem Mittage ist ein starkes Hagelwetter mit Donner und Blitz gekommen, und zu Zeiten ist ein bald vorübergehender Regen gefallen.

May 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. Mittags 17 Gr., im Ganzen ein angenehmer Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter.
Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wolkigt, Nordwest-
wind. Abends um 10 Uhr 12 Gr. sternklar.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter,
Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wol-
kigt. Nachmittags ein starkes Gewitter mit Re-
gen; übrigens ein angenehmer, stiller Tag.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. halb-
heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wol-
kigt; bald darauf ein Gewitter mit Regen bis an
den Abend; während desselben 14 und 15 Gr.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr etwas über 12
Gr. wolkigt und Sonnenschein, Westwind. Ein
sehr schöner, stiller Morgen. Nachmittags um
8 Uhr 17 Gr. heiter, Südwestwind. Abends um
9 Uhr beinahe 13 Gr. stille Luft und halb stern-
klar.

Den 6ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. wol-
kigt, Südwestwind. Das Thermometer fällt jetzt
die ganze Nacht nicht tiefer als auf 12 Gr. Ser-
vatus, Pancratius und Mamertus, wo oft in
Deutschland noch Nachtfroste kommen, mögten
also wohl hier nicht so gefährlich seyn. Mittags

von 12 bis 1 Uhr ein sehr starkes Gewitter mit besonders drey heftigen Donnerschlägen. Es war so stark, wie ich es in Neapel noch nicht erlebt habe, und hat wahrscheinlich eingeschlagen; man erfährt so etwas nur nicht. Während desselben stand das Thermometer auf 14 Gr., da es vorher schon auf 17 Gr. gestanden hatte, und der Wind drehte sich gegen Norden. Zu gleicher Zeit fiel ein Platzregen. Nach einer Stunde war starker Ostwind und heit're Luft. Abends um 10 Uhr 11½ Gr. wolkigt und einige Sterne.

Den 7ten Morgens um 4 Uhr 9 Gr. wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 8ten. Ein durchaus heit'rer, etwas luftiger Tag, Thermometerhöhe. Mittags ohngefähr 16 Gr. fortdauernder Nordwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr über 10 Gr. ganz heiter, Nordwind. Das Meer ist an einigen Orten so eben und klar, wie ein Spiegel, hier und da etwas gekraust. Um 9 Uhr 15 Gr. es stieg heute bis auf 19 Gr.

Vom 9ten bis zum 13ten ist beständig schön, heitres Wetter und Landwind gewesen. Das Thermometer hat dabey eine Höhe von 18 Gr. erreicht, und ist also die angenehmste Temperatur der Luft gewesen. Den 14ten trübte sich der Himmel, und es war ein schwüler Tag mit 19 Gr. Wärme am Mittage.

Den 15ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr., ein anhaltender Regen mit starkem Südwinde. Das Meer, das seit langer Zeit völlig ruhig war, braust heute wieder, wie im Winter. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind, das Meer braust fürchterlich. Abends um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt. Ein sehr stürmischer Tag mit heftigen Regengüssen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt und stürmisch, Westwind. Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 8 Gr. Sturm und Regen. Der Grad von Kälte und überhaupt das Wetter, das diese beiden letzten Tage in Neapel geherrscht hat, ist im Mai etwas außerordentliches, indem es ein Paar vollkommene Wintertage sind. Ich bitte also die

Wetterbeobachter, sie vorzüglich zu bemerken und mit dem Wetter in Deutschland zu vergleichen.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. wolkigt, Westwind. Mittags 12 Gr. Abends 8 Gr. wolkigt. Wieder ein Wintertag bis auf den Sturm und Regen.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Gr. wolkigt, Westwind. Hernach etwas Regen. Mittags um 2 Uhr 14 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 17 Gr. heiter, etwas windig. Abends 12 Gr.

Den 20ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr. Nordwind, beinahe heiter. Mittags um 1 Uhr 21 Gr. Sonnenschimmer, Nordwind. Abends um 8 Uhr 14 Gr. Regen.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. Gewitterluft und etwas Donner, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 22 Gr. Sonnenschimmer, Nordwind.

Nachdem wir mehrere Wochen hintereinander fast beständig temperirtes Wetter gehabt haben, fängt jetzt allmählich die Hitze an, doch sind die Abende und Morgen immer noch kuhl und sehr angenehm.

Abends um 7 Uhr 15 Gr. trübe über dem Meer, Nordwind.

Den 22ten Morgens um 6 Uhr 10 Gr. Nordwind, heiter. Mittags um 1 Uhr 23 Gr. heiter, Westwind.

Den 23ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Bloss über Cap Minervae schwebt eine lange Kette von Wolken, die sich über das Meer bis Capri hinzieht, und fast die ganze Insel einhüllt. Von da geht ein dunkler Streif am Horizont bis zur Spitze vom Pausilippo. Wenn Capri eine Kappe von Wolken trägt, so soll dies eine gewisse Anzeige von nahem Regen seyn. Dies wäre also eine Art von Stadtbarometer. Mittags um 11 Uhr 16 Gr. heiter. Ein kühler Meerwind aus Südwesten bläst und erhält eine treffliche Temperatur der Luft.

Den 24ten Morgens um 5 Uhr über 10 Gr.

heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wolkigt.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. regnet, Nordwestwind. Das Stadt- oder Landbarometer Capri hat die Wahrheit gesagt; der ganze Himmel hat sich in Wolken eingehüllt, und es scheint ein Landregen einzutreten. Von Capri und vom Cap der Minerva sieht man gar nichts. Mittags um 12 Uhr 13 Gr., es hat den ganzen Vormittag geregnet, sodann ist gutes Wetter bis auf den Abend gekommen.

Den 26ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und schwül, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. trübe mit Sonnenschimmer, und sehr schwül. Abends um 8 Uhr 13 Gr. etwas trübe.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und Sonnenschein, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. starker Westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 13 Gr. beinahe steroklar. Den 28ten Morgens um 6 Uhr 13 Gr. halbheiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr.

J u n i u s 1802.

Der Mai hat mit schönem Wetter beschlossen, und der Juni hat eben so angefangen. Nur war den 3ten Mai ein etwas trüber Morgen, und es fielen einige Regentropfen. Dagegen beginnt jetzt die Hitze ihre Wirkung zu äußern, und der Anfang des Juni hat gewöhnlich am Mittage eine Temperatur von 23 bis 24 Graden gehabt. Indessen scheint es mir, als wenn dieser Grad von Hitze, der in Deutschland schon sehr groß ist, hier nicht so viel Drückendes hatte, als man nach der Thermometerhöhe vermuthen sollte.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. neblig über dem Meer, Westwind. Um 1 Uhr 35 Grad, heiter, Westwind. Abends um 8 Uhr 18 Grad, heiter, Westwind.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr beinahe 17 Gr. heiter, Westwind. Die Ostern waren kalt, aber die Pfingsten scheinen sehr warm werden zu wollen. Dies ist besonders in den Nächten beschwerlich. Mittags um 12 Uhr 20 Gr. Sonnenschein, Westwind. Über dem Meer ist es

vollig dunkel, und die Insel Capri, so wie das Vorgebirge Minervae mit Wolken bedeckt. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr. die Thermometerhöhe von nicht mehr als 20 Gr. am Mittage hat die Meerluft verursacht, die gewöhnlich einige Stunden bläst. Abends um 9 Uhr über 15 Gr. stein-klar.

Den 7ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwind. Überhaupt ein heitrer, warmer Tag.

Den 8ten. Heute wurde es sehr trübe im Süden über dem Meer, und alles kündigte einen nahen Regen an.

Den 9ten. Der Regen ist in der Nacht gekommen, und hat etwas Kühle zurückgelassen. Morgens um 7 Uhr 16 Gr. trübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr. heiter, ziemlich starker Südwestwind. Abends 14 Gr. Diese Kühle ist sehr willkommen.

Den 10ten. Ein heitrer, stiller und warmer Tag.

Den 11ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr.

Den 12ten Morgens um 5 Uhr 14½ Grad,

heiter, Nordwestwind. Mittags um 2 Uhr 24
Gr. heiter, Westwind.

Vom 12ten bis zum 18ten ist ein beständig
heiteres Wetter gewesen mit Westwind, und am
Mittage ein Grad von Hitze zu 23 und 24 Gra-
den. Die Nacht hat das Thermometer auf 15,
16 und 17 Grad gestanden. Da also die tempe-
rierte Wärme, oder 15 Gr. jetzt die größte Küh-
le ist, so leidet man durch eine so fortdauernde,
durch nichts geschwächte Hitze, und auch in
den Zimmern läßt sich keine erfrischende Tem-
peratur erhalten. Das Barometer hat zwischen
veränderlich und Regenwetter gestanden; es hät-
te aber auf unveränderlich stehen sollen. End-
lich begann es etwas zu fallen, und auch die
großen Landbarometer gaben ein Zeichen zu ei-
ner Wetterveränderung. An der Spitze vom Pau-
silipp wurde es trübe, die Insel Capri bedeckte
ihr Haupt mit Wolken, und an den Bergen von
Cap Minervae lagerte sich eine lange Reihe von
Wolken, über welche hin und da ein Gipfel her-
vorragte.

Den 18ten war der Himmel des Morgens mit

Wolken bedeckt, und man freute sich auf Regen; aber er kam nicht, und die Hitze stieg auf 22 Gr. dabey dominirt ein beständiger Westwind.

Übrigens ist die Getreideerndte in Apulien schon vorbey, und jenseits des Fausilipp bey Fazzolo ist sie jetzt. Den Mai hindurch sind die Kirschen gekommen, und seit einiger Zeit sieht man Feigen, grüne Mandeln, eine Art von Aprikosenpflaumen u. s. w.

An Gartengewächsen haben wir schon seit vielen Wochen grüne Erbsen gehabt, auch Schninkebohnen (Vicebohnen, Fasolen) Saubohnen, nur keine gelben Rüben, als welche man hier nicht ißt. Seit einiger Zeit sind die Cucuze, und noch eine andere Art langer, dünner Kürbis, die Gurken, rothen Rüben, das Weiskraut u. s. w. gekommen. Sogar ganz junge Kartoffeln habe ich schon gesehen.

Den 30ten Juni. Ich habe bis jetzt die Veränderung des Wetters aufgeschrieben, aber unmöglich kann ich mich entschließen, das Einerley desselben aufzuzeichnen. Wir haben bis zum Ende des Juni unuthörlich heitres Wetter ge-

habt, und wenn sich auch zu Zeiten einige Wolken über dem Meer gezeigt haben, so sind sie dennoch gleich wieder verschwunden, und haben höchstens eine kleine Kühlung verursacht. Dabey hat ein ewiger Westwind geblasen, und nur einigemal hat er sich auf kurze Zeit gegen Süden gewandt. Das Thermometer ist des Mittags unausgesetzt wenigstens bis auf 22 Gr. gestiegen, und die Nacht ohngefähr bis auf 16 Gr. gefallen; in den Zimmern aber stand es am Mittage auf 19½ Gr. und fällt darin nicht tiefer, als bis beinahe 13 Gr. Es läßt sich leicht einsehen, daß dieser ewige Sonnenschein mit Hitze nichts angenehmes hat.

Julius 1801.

Der Julius hat angefangen, wie der Juni endigte: mit einem beständig blauen Himmel, mit Hitze, mit Sonnenschein, mit Westwind. Ein Tag ist dem andern gleich, und wenn auch zu Zeiten ein stärkeres Luftchen weht, oder ein Wölken durch den Himmel schifft, so bleibt

die Verschiedenheit dennoch unmerklich. Hier ist ein Tag von diesen unveränderlichen Tagen.

Den 5ten Juli Morgens um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind. Kein Lüftchen rührt sich. Um 9 Uhr 19 Gr. Ebenso. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. Ebenso. Abends um 6 Uhr 22 Gr. Ebenso.

Den 6ten Juli. Heute sind einige kleine Wolken am Himmel, und einige einzelne Regentropfen sind gefallen; aber es ist die schönste Hoffnung, daß es sich aufklären wird, und das Thermometer steht dabey Morgens um 6 Uhr schon auf 19 Gr. der Wind geht aus Nordwest; aber es ruht sich kein Blatt. Um 10 Uhr 22 Grad, heiter und Sonnenschein, Nord-Nordwest. Nachmittags um 2 Uhr 27 Gr., um 3 Uhr 26 Gr. Nordwind. Eine schwarze Wolke, wie ein Gewitter, zieht vom Lande daher. O wollte Gott doch Gewitter und Regen senden! Abends um 7 Uhr 20 Gr. Nordwind. Das Gewitter ist uns nur gezeigt worden. Es hat ein wenig gedonnert, es sind einige große Regentropfen gefallen, aber das Gewitter steht, wie ~~angest~~ befestigt in Osten, und kommt nicht herauf.

Den 7ten Jul. Wir haben wieder den heu-
tersten Himmel, und an keine Abkühlung ist zu
denken. Das Thermometer erreicht am Mittage
die Höhe von 16 Gr. und die größte Kühle in
der Nacht, oder am Morgen ist 17 Gr. Es ist
leicht zu orachten, wie glühend allmählich alles
werden muß, und wie niederdrückend eine so
ausserordentliche Hitze ist. Der Wind kam heute
Morgen aus Norden, ist aber am Nachmittage
wieder an seinem gewöhnlichen Ort, in Westen.
Es ist, als hätte dort Aeolus seine Höhle aufge-
schlagen, und schickte nur zu Zeiten einen von
seinen penobückigten Gehülfen aus, um zur Ver-
änderung von einer andern Seite etwas zu bla-
sen. In dem Zimmer ist 21 Gr. Hitze.

Den 8ten Jul. Das Thermometer ist heute
bis auf 27 Gr. gestiegen, und Abends um 7 Uhr
steht es noch auf 22 Gr.

Den 13ten Jul. Nachdem wir fortdauernd
Sonnenschein und Westwind, und des Mittags
24 oder 25 oder 26 Gr. Hitze gehabt haben, ist
endlich heute eine Veränderung mit dem Wetter
vorgegangen. Ein Gewitter stieg von Westen

hinter dem Pausilipp herauf, und stand am Mit-
tage über Neapel. Es donnerte, blitzte, und reg-
nete stark. Auch am Nachmittage donnert und
regnet es zu Zeiten noch. Aber es läßt sich
dennoch dabey nicht triumphiren. Das Thermo-
meter steht ohne Sonnenschein auf 20 Gr. und
der Wind kommt nach den Wetterfahnen auf
St. Elmo und den Kuppeln der Kirchen aus Süd-
ost, ist also Scirocco. Es ist das erstmal, daß
er diesen Sommer bläst, und es scheint mir, als
wenn er seine Wirkung schon durch Mattigkeit
in dem Körper äußerte.

Das Gewitter und der Regen hat bis spät
Abends abwechselnd fortgedauert, aber der Wind
sich zum Glück nach Nordwesten gewandt, so
daß eine angenehme Kühle entstanden ist.

Den 14ten Jul. Die Nacht ist so kühl ge-
wesen, wie keine in langer Zeit. Das Thermo-
meter stand auf 14 Gr. Morgens um 5 Uhr, und
stieg nur bis 22 Gr., so daß man in seinem Zim-
mer nicht die geringste Empfindung von Hitze
hat. Dies ist etwas sehr angenehmes, und man
hat wenigstens die Möglichkeit gesehen, daß es

sich etwas abkühlen kann. Fast hätte ich bey dem systematischen Steigen der Wärme daran gewweifelt, Der Wind hat seinen alten Ort in Westen eingenommen.

Den 15ten Jul. Noch gestern Abend kam ein kühler Regen, und heute Morgen steht das Thermometer bey Westwind auf 14 Gr. Dies ist eine Kühlung, bey der man sehr gut einen Tachrock tragen kann. Wenn man lange Zeit von 20, 24 und 26 Gr. Hitze gelitten hat, so ist es ein rechter Trost, gleichsam deutsches Wetter zu finden, und ein Gewitter mit Abkühlung entstehen zu sehen. Auch heute sind Wolken am Himmels und es regnet zu Zeiten; ja die Spitze des Pausilipp kündigt noch mehr Regen an. Nachmittags um 3 Uhr 13 Gr. Wolken, Sonnenschein, und zu Zeiten Regen, Westwind. Um 5 Uhr Abends ein heftiges Gewitter mit Platzregen.

Den 16ten Morgens um 5 Uhr 12½ Gr. beinahe heiter, Nordwestwind. Daß es zu diesem Grade von Abkühlung kommen könnte, davon hatte man vor einigen Tagen noch gar keinen

Begriff, und sie scheint mir außerordentlich für Neapel zu seyn. Die mit Lumpen behangenen Bettler zittern darin vor Frost. Mittags um 1 Uhr 10 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Diese Temperatur der Luft muß man jetzt mitten im Sommer für etwas sehr erquickendes halten, weil sie auch im November und December statt finden kann. Aber das Wetter war uns diese Erholung schuklig; denn wie ich höre, so ist die Hitze diesen Sommer schon 3 Grad hoher gestiegen, wie im ganzen vorigen Sommer. Abends um 9 Uhr 13½ Gr., Wolken.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. abwechselnd Regen, Westwind. Nach einem milden Vormittage um 11 Uhr ein kurzer heftiger Regen; nachher 10 Gr. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 10 Gr. Westwind, Sonnenschein und Wolken. Man wird aus dieser Temperatur sehen, daß diese Tage gänzlich deutschen Sommertagen gleichen, und dies muß man in Neapel, wo der Winter gewöhnlich so milde ist, für eine große Wohlthat betrachten. Abends um 9 Uhr bei-

beinahe 14 Gr. sternklar, ein schöner, stiller Abend, fast wie alle Sommerabende in Neapel.

Den 18ten Morgens um 5 Uhr 13 Gr. heiter, Westwind. Man sieht, es ist jetzt hier in der Nacht und am Tage ganz die gewöhnliche Temperatur des deutschen Sommers, und wenn auch einige Tage vom Julius nur so verfließen, so ist dies großer Gewinn, denn wir kommen dem September, ohne Hitze zu leiden, näher. Nachmittags um 3 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Der ganz heitre Himmel ist leider wieder da, und die Hitze fängt auch allmählich wieder an. Abends um 7 Uhr 17 Gr. etwas wolkigt, Westwind.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter und mit einigen Wolken, Westwind. Um 9 Uhr 18 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 22 Gr. ganz heiter, Westwind. Abends um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwestwind. Der ganze Ländlerstern verkündigen Regen. Hinter dem Pausilipp ist es völlig trübe, und auf der größten Höhe von Capri, auf Anacapri ruht eine Wolke; so sieht man auch auf Cap Minervae eine Kette von Wolken liegen. Aber das Quecksilber ist gestiegen, und

die zwey Arten Wetterverkündiger widersprechen sich. Es wird sich zeigen, wer Recht behalt; ich fürchte, das letzte. Mittags um 2 Uhr 23 Grad, heiter, Westwind. Abends um 6 Uhr 21 Grad, ebenso. Man sieht, daß die Hitze wieder merklich anfangt.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 18 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 22 Gr. ebenso. Es ist, als wenn der Himmel durchaus keine Wolke leiden wollte.

Den 22ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Der Himmel, der hier sonst eine besondere Klarheit und Bläue hat, ist seit gestern weißlicht und rauchericht; wenn doch das Regen bedeutete! Denn dieser ist hier im Sommer ein Baham, wie die Sonne im Winter. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind. Nachmittags um 5 Uhr 22 Gr. ebenso.

Den 23ten Morgens um 5 Uhr 16½ Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. einige Wolken, Westwind. Mittags um 12 Uhr 25 Gr. wolkigt. Es kühlte sich allmählich etwas ab, und stand gegen Abend 18 Gr.

Den 25ten Morgens um 5 Uhr 15½ Gr. hei-

ter, Westwind. Am Tage kamen einige Wolken, demohngeachtet stieg das Thermometer auf 25 Gr. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 26ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Es ist gewöhnlich eine so stille Luft des Morgens, daß sich kein Blättchen rührt. Mittags um 1 Uhr 24 Gr. heiter. Abends um 7 Uhr 19 Gr. heiter, Westwind.

Den 27ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. der Himmel hat sich etwas getrübt, und es sind viele Wolken im Abend.

Den 29ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr., im Morgen Wolken, wie ein Gewitter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. heiter, Westwind. Die Gewitterwolken zeigen sich bloß. Abends um 6 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Es ist nicht zu leugnen, daß das Sommerwetter hier eine sehr drückende Einförmigkeit hat.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr 15½ Gr. heiter, Westwind. Um 11 Uhr 19 Gr. ebenso.

A u g u s t 1 8 0 2.

Das Ende des Julius, so wie der Anfang des August ist ewiger Sonnenschein gewesen. In Deutschland hat man von dieser Einformigkeit des Wetters gar keinen Begriff. Dort kommt gewöhnlich nach der Hitze ein Gewitter und Regen. Hier sind die Gewitter im Sommer so ungewöhnlich, wie dort im Winter. In der Regel regnet es hier in den drey Monathen Juni, Juli und August durchaus nicht, und Donner und Blitz bemerkt man nur im Winter. Von einer solchen Hartnäckigkeit des Sonnenscheins und eines bestandigen heitern Himmels hat man vielleicht in keiner andern Gegend Beweise. Wer hat denn gesagt, daß unter diesem Himmel ein ewiger Frühling herrsche? Drey Monathe brennender Sonnenschein sind eine Art von Ewigkeit, und ich glaube, daß man daher weit eher von einem ewigen Sommer reden kann.

Wir haben die ersten sechs Tage des August immer am Tage eine Hitze von 25, 26 und 27 Graden gehabt.

Den 7ten August Morgens um 5 Uhr 18 Gr. Nordwestwind, einige Wolken. Mittags um 12 Uhr 28 Gr. heiter, Nordwestwind. Dies ist bis jetzt der heißeste Tag. Nachmittags um 4 Uhr

25. Gr. Im Zimmer steigt das Thermometer auf 21 Gr. und man kann diese Hitze nur dann erträglich finden, wenn man auf das allerleichteste gekleidet und unthätig ist. Abends um 3 Uhr 20½ Gr. sternklar. Eine solche Hitze ist wohl seit Menschen Gedenken nicht in Deutschland gewesen, demohingachtet leidet man hier bey weitem nicht so viel dabey, als man nach dem Grade derselben glauben sollte. Der ganze Körper muß sich hier wohl zu Ertragung der Hitze einrichten.

Den 8ten Morgens um 5 Uhr 17½ Grad, heiter, Nordwind. Um 10 Uhr beinahe 21 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 19 Gr. sternklar.

Den 10ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr beinahe 18 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr über 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. heiter, Nordwestwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. Nordwestwind. Einige Wolken zeigen sich in Osten. Wolken sind hier im Sommer so etwas seltenes, daß man sie als eine Seltenheit aufführen muß. Abends um 10 Uhr 20½ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 18 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. neblichte Luft.

Den 14ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr. neblicht, aber ohne Wolken, Südwestwind. Um 10 Uhr 22 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. ebenso. Dieser hohe Grad von Hitze, sagt man mir, wird nicht eher nachlassen, ehe nicht der erste Regen gekommen ist. Denn das Wetter hat hier eine solche systematische Hartnäckigkeit im Sonnenschein oder Regen, daß man uns noch in keiner Beschreibung einen Begriff davon gemacht hat. Eins oder das andere dauert hier immer ganze Monathe. Man kann denken, daß jetzt alles lau oder warm wird, was man um sich hat, Wasser, Wein, Früchte, Fußboden, Wände u. s. w. Der Schuice ist das einzige Mittel zur

Abkühlung. Abends um 10 Uhr 20 Gr. sternklar. Bey dieser Hitze, bey welcher keine Abkühlung statt findet, und wo die Nächte so warm sind, wie die heißesten Tage in Deutschland, werden viele Menschen krank, und besonders leidet die Verdauung sehr. Indessen behauptet man auch, daß sie dies Jahr größer und anhaltender sey, als sonst.

Die Fortsetzung künftig.

Einige Fragen.

- 1) Von welcher Seite zeigt sich Voltaire am größten?
- 2) Was ist das erhabenste Geschäft?
- 3) Welches ist das erhabenste Wesen auf der Erde?
- 4) Mit welchem Thier hat die Gegend um Neapel in Absicht des Ertragens der nas- sen und trocknen Witterung Ähnlich- keit?

- 2) Wie sind folgende Worte des Plato im *Socrate immaginario* zu erklären?

*E d'ancora non te sia vino 'ma tevo? Cheita
che bene ti dice? O no ... pu dice ca ...
ci la maleduca ... Ma jammuntente a can-
tare urante che se vedute pe sta vin no Sa-
po della Circeia maren 'mpia.*

*Che staz, che bedite, che nome vedite
'nfaccia*

*Che in qualche mammuculo, fatto de
sarra straccia?*

*Minchiera io selonno ca tantu de scagliune
E apprenno li guagliune*

*Fora li trechi treche mure tennu a
spasa.*

Ende des zweiten Hefts.

J. F. Schmitz.

Fortgesetzte Witterungs-Beobachtungen in Leipzig im Hornung bis August 1802.

Hornung	Temperatur.			Wind gang.			Witterung.			
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	
15.	49	5	33.	70°.	NOO.	NOO.	NO.	Helle	Trübe	Schnee
16.	30.	—	—	—	—	—	—	Schneeg.	Schnee	—
17.	40-5	55-2	54.		NNw.	NNw.	—	—	Helle	Klar
18.	32.	54-6	13.		NOL	NOL	—	Helle	Klar	Klar
19.	40-6	—	27.		NNW.	NNW.	NuW.	Nebel	Trübe	Nebel
20.	14-5	30-4	29.		W Sw.	W Sw.	WS.	Klar	—	Schnee
21.	29.	45-5	40.		—	NuW.	WS.	Nebel	Thauw.	Thauw.
22.	34.	43-8	50.		—	NuW.	—	Regen	Klar	—
23.	55.	51-7	70.		NNW.	—	—	Trübe	Helle	Trübe
24.	33-3	40.	57.		W Nw.	W Sw.	W Sw.	Nebel	Klar	Regen
25.	35-2	39.	54.		W Sw.	NNW.	NuW.	Regen	Nebel	Nebel
26.	32.	50-4	50.		NuW.	—	—	Schnee	—	—
27.	29-6	50-7	51.		WS.	WS.	WS.	Klar	Klar	Klar
28.	29-7	50-9	55.		—	—	—	Nebel	—	—

größte Kälte im Hornung den 20. 14°/6 Fahrh.

größte Wärme — — — 2. 45°7 —

Ferner fanden sich im Hornung 5 klare, 4 gemischte, 7 trübe, 6 schneeyige und 6 ganz neblichte Tage. Am 22. Abends kam es bey NNW, zu einem geringen Sturmwinde und Thauwetter.

Nehmen wir die Resultate unserer Beobachtungen im Hornung zusammen, so finden wir, daß dieser Monat ein äußerst gelinder und kurzer Wintermonat gewesen seyt; vergleichen wir ihn aber nach Hrn. Hanow's zu Danzig Hypothese der 19jährigen Periode der Hauptveränderungen des Dunstkreises sorgfältig, so finden wir beym genauen Gegeneinanderhalten des heutigen Monats mit dem des Jahres 1783, daß beyde in der Temperatur und dem Gange der gelinden Witterung völlig übereinstimmen. So war

die größte Kälte im Hornung 1783 21 Fahrh. den 23.

die größte Wärme — — — 51°5 — — 27.

Auch diesmal trafen die größte Kälte und vorzüglichste Wärme mit denen Leipziger Beobachtungen zusammen.

März. Tage.	Temperatur.			Windgeng.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	St.	Ab.
1.	31.8	30.5	41.7	WSw.	WSw.	WSw.	Klar	Klar	Klar
2.	35.5	45.6	50.0	—	—	—	—	—	—
3.	35.6	30.0	45.6	—	—	—	—	—	—
4.	30.4	49.6	44.0	—	—	—	—	Trübe	Regen
5.	34.6	5.5	35.4	NWN.	NuW.	NuW.	Schnee	Regen	—
6.	38.0	40.0	55.4	NuN.	NuN.	NuN.	Klar	Klar	Klar
7.	34.0	59.4	54.5	NNuN.	NNuN.	NNuN.	—	—	—
8.	30.4	40.0	50.5	—	—	—	—	—	—
9.	35.5	35.7	54.4	NNW.	NuW.	NuW.	Nebel	Nebel	Nebel
10.	—	45.4	37.6	—	—	—	—	Klar	—
11.	36.7	45.5	36.7	NWN.	NuN.	—	—	Trübe	Klar
12.	38.0	50.0	45.0	WSw.	Wsw.	Wsw.	Klar	Klar	—
13.	41.0	40.6	30.6	—	—	—	—	Vernoch.	Schnee
14.	35.0	37.0	34.5	NuN.	NuW.	NuW.	—	Schnee	Klar
15.	31.5	33.0	30.0	NuN.	NuN.	NuN.	Trübe	Klar	—
16.	34.0	32.4	40.0	GuN.	NuW.	NuW.	Klar	—	Nebel
17.	35.6	30.5	54.5	NuW.	NuW.	—	Nebel	Trübe	—
18.	31.5	45.6	37.6	—	—	NuW.	—	—	Klar
19.	35.6	30.0	45.6	WaW.	Wsw.	Wsw.	Klar	Klar	—
20.	30.4	58.7	40.6	—	—	—	—	—	—
21.	34.5	30.0	49.6	—	—	—	—	—	—
22.	37.6	54.5	45.6	—	—	—	Trübe	Trübe	—
23.	41.0	45.5	30.4	—	—	—	Regen	Graup.	Trübe
24.	30.4	45.0	40.0	NuW.	NuW.	NuW.	Nebel	Streich.	Klar
25.	30.4	54.0	49.6	WN.	WS.	WN.	Klar	Klar	Regen
26.	47.6	37.4	49.6	—	—	Nebel	Nebel	Nebel	Klar
27.	47.0	50.6	45.7	WaW.	WaW.	WaW.	—	Trübe	—
28.	45.0	50.5	40.6	—	—	—	Klar	Klar	—
29.	47.6	47.4	37.4	—	—	—	—	Streich.	—
30.	35.6	45.6	50.5	—	NuW.	NuW.	—	—	—
31.	34.5	41.0	37.4	NuN.	NuN.	NuW.	Nebel	—	—

größte Kälte im März, den 17. 27° 6. Fahrh.

größte Wärme — — — den 22. 50. 3. — —

Former waren im März 4 klare, 9 gemischte, 6 trübe, 5 regnigte und schneige Tage, und 1 ganz unblickt.

Vom 7ten frühe, bis zum 9ten Abends bemerkte man bey immer veränder-tem Windgange aus NO, O, und NuWest ein jählings Fallen des Barometres von 27^o, 05 Schrup. auf 27^o, 41 Schrup. folglich 84 Schrup. die Luft war mit dickem Nebel gefüllt. Vom 21. Abends bis zum 22. Mittags war ein Sturmwind vom 9ten Grade, in der untern Luftregion, und die Luft war lau, trübe und mats.

Den 17. frühe wehte zu Neapel, wie hier, Nüchswind, und die Neapolitaner beklagten sich über ungewöhnliche Kälte, hier war es der kälteste Morgen des Monats. Dahingegen bei der warmen Mittag zu Neapel den 31. zu 19° R. = 74°, 7 Fahrh. bey ganz heiterm Himmel.

April Tage	Temperatur			Windgang			Witterung		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	54°	51°	42°	WaW.	WaW.	WaW.	Klar.	Klar.	Klar.
2.	44°	50°	50°	ON.	ON.	ON.	—	—	—
3.	44°	50°	53°	Wsw.	ISO.	Sw.	—	—	—
4.	47°	58°	48°	SW.	SO.	SO.	—	—	—
5.	41°	61°	54°	SO.	OSO.	OSO.	—	—	—
6.	44°	65°	50°	SWer.	NwN.	NwN.	—	—	Regen
7.	45°	48°	43°	NW.	Nw.	Nw.	Trübe	Helle	Helle
8.	50°	50°	49°	WN.	Wa.	Wa.	Klar	Klar	Trübe
9.	45°	55°	49°	—	—	—	Trübe	Regen	Regen
10.	47°	49°	45°	Wa.	Wa.	Wa.	—	Trübe	—
11.	44°	54°	48°	WS.	WS.	WS.	—	Trübe	Trübe
12.	50°	45°	40°	—	—	—	Regen	Striche.	Trübe
13.	50°	45°	30°	—	—	—	W.Nw.	Klar	Klar
14.	50°	44°	37°	NwN.	NwN.	NwN.	—	Striche.	Schnee
15.	50°	44°	33°	—	NO.	NO.	Trübe	Group.	Klar
16.	52°	47°	39°	NO.	SO.	SO.	Klar	Klar	—
17.	55°	50°	44°	SW.	NON.	NON.	Nebel	—	—
18.	50°	48°	38°	NwW.	NO.	NO.	—	—	—
19.	55°	51°	46°	Nw.	Nw.	Nw.	Klar	—	Regen
20.	45°	59°	47°	—	Wa.	Wa.	—	—	Klar
21.	45°	53°	46°	Wa.	NwW.	NwW.	Regen	—	Trübe
22.	44°	55°	48°	Wsw.	Wsw.	Wsw.	Klar	Trübe	Regen
23.	45°	—	—	NwN.	NwW.	NwW.	Nebel	—	Klar
24.	41°	48°	39°	WaW.	NwW.	NwW.	Regen	—	—
25.	53°	58°	46°	—	WS.	WS.	Nebel	—	—
26.	44°	65°	55°	WS.	—	—	—	—	—
27.	40°	69°	56°	Nw.	SO.	Sw.	Klar	—	—
28.	54°	70°	64°	Sw.	NwN.	SO.	—	—	—
29.	59°	74°	69°	SO.	NoN.	NoN.	—	—	—
30.	60°	73°	69°	Nw.	Nw.	Nw.	—	—	—

größte Kälte im April, den 16. 32°, 2. Fahrh.

größte Wärme — — 73° — —

Im April fanden sich 11 klare, 8 gemischte, 1 trüber, 9 regnigte und 6 ganz nebelichte Tage.

Den 10. Mittags 12 Uhr den ersten Donner mit Regen, den 14. und 15. etwas Schneegestöber, und den 16. fröhe im Freien starken Reif, den 17. und 18. nach Südwest- und Westwind-Sturmwind, die hier um diese Zeit gewöhnlich sind, im 19. und 20. G. als. Zu Neapel fiel der kälteste Morgen den 17. und 18. Nordwinde. Die warmsten Mittage fielen in die letzten Tage des Monats, wie bey uns in Deutschland. Ueberhaupt hielten sich diese April ganz im Verhältnisse mit Italien, auch und kalt, und verhielten in unserer Gegend die erwarteten Blüthen der Bäume.

May. Tage	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	54°	51°	50°	NuW.	NuW.	NuW.	Klar	Klar	Klar
2.	54°	—	50°	—	—	—	—	—	—
3.	53°	51°	49°	—	—	—	—	—	—
4.	49°	51°	40°	Nu.	Nu.	Nu.	—	—	—
5.	44°	51°	43°	—	—	—	Trübe	—	—
6.	44°	48°	54°	—	—	—	Klar	—	—
7.	51°	56°	44°	—	—	—	Nebel	—	—
8.	46°	53°	51°	—	OSO.	OSO.	Klar	—	—
9.	47°	50°	61°	West.	West.	West.	—	Trübe	Trübe
10.	50°	54°	58°	NuW.	NuW.	NuW.	Trübe	—	—
11.	46°	52°	61°	—	—	—	Klar	Klar	Klar
12.	54°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	Nebel	—	—
13.	47°	47°	45°	—	—	—	—	Regen	Regen
14.	41°	54°	47°	—	NuN.	NuN.	Trübe	Klar	Klar
15.	46°	47°	45°	NuW.	NuW.	NuW.	—	Trübe	Trübe
16.	50°	50°	57°	—	—	—	—	Regen	Regen
17.	46°	50°	46°	NuW.	NuW.	NuW.	Klar	Klar	Klar
18.	51°	53°	50°	—	—	—	Schnee	Regen	—
19.	50°	50°	45°	NuW.	NuW.	NuW.	Klar	Klar	Klar
20.	41°	50°	46°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
21.	41°	52°	55°	NuW.	—	—	—	—	—
22.	47°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
23.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
24.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
25.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
26.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
27.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
28.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
29.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
30.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—
31.	41°	55°	55°	NuW.	NuW.	NuW.	—	—	—

Die größte Kälte im May den 16. 35°, 3 Fahrenh.
die größte Wärme — — 77°, 2 —

Der May hatte 17 klare, 7 bewolkte, 3 trübe, 1 regnete, 1 Schnee, 2 pol-
lichte Tage. Den 1ten Mittags erlosch sich bey klarem Himmel und Nordwest-
winde ein kurzer Sturm vom 2ten Grade, und den 2ten Mittags einer des 4ten
bey völligen Nachts. Den 3ten fand man im Freien und in Gärten Ruß,
so wie den 4ten fr. und 5ten Nachmittags kurzen Schneesestobes, dahingegen
der Schnee am 17ten Vormittags etliche Stunden liegen blieb. Den 2ten Nach-
mittags 4 Uhr hatte man entsetzten Donner, worauf des Nachts vom 20ten An-

gen folgte. So außerordentlich den 16ten und 17ten die kalte Maytemperatur der Neapolitaner vorkam, eben so befremdend war sie uns Deutschen ebenfalls, denn die beständigen Winde aus den nördlichen und östlichen Gegenden blieben die erwarteten und langstgehofften Blüthen der Obstbäume noch länger auf, ja selbst bey den gesäeten Kuchengewächsen in der Erde zeigte sich ein ungewohnter Aufenthalt, und man war genöthigt, beym Schlusse des Monats wo sich die Temperatur in Wärme umänderte, frische Saamen zu legen, z. B. Gurken u. dergl. Der am 18ten früh gefallene Schnee bedeckte bis gegen Mitternacht 12 Uhr das bereits gechofene und seiner Blüthe sich nähernde Korn der Felder, und erregte Furcht vor die Zukunft einer misslichen Erndte des Rohkorns. Zur nähern Berichtigung dieser so seltenen Witterung des heurigen May's dienen nachfolgende Resultate meiner hiesigen Beobachtungen: Vom 1ten bis mit dem 9ten hielten sich die Morgentemperaturen zwischen 54 und 56 6 Fahrh. oder 9, 6 und 11, 4 Reaum. Graden; die mittäglichen bey 63, 70 oder 13, 7 und 10, 8 Reaum. die Abendtemperaturen bey 56, 64 oder 11, 4, bis 14, 5 Graden. Die Luftschwere änderte sich von 27 Z. 109 Skrupel bald steigend, bald sinkend, bis zu 27", 84 Skrupel. Der Wind war Nordnordwest, Nordwest und Ost-Südost, die Witterung dabey meistens klar. Vom 10ten bis 22ten oscillirte der Quecksilber von 27", 83 Skrup. im Sinken bis zum 21ten täglich von 14 -- 3 Linien. Die mittäglichen Temperaturen fielen vom 63 bis 50, 7 Grade nach Fahrh. oder von 13, 7 bis 10, 6 Reaum. Grade. Anmerkungsworth ist ferner noch, daß die mittlere Mittagstemperatur vom 1ten bis mit dem 22ten 54, 4 Fahrh. oder 9, 6 R. Grade betrug.

Tage.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	12.5	61.7	32.7	Wn.	Wn.	Wn.	Trübe	Trübe	Regen
2.	11	65	55.5	—	NwN.	NwN.	Klar	Klar	Klar
3.	11.6	66.6	58	OS.	SE.	SE.	—	—	—
4.	12.5	74	66	SE.	Wsw.	Wsw.	—	Trübe	Trübe
5.	65	74.6	69	Sw.	Sw.	Sw.	Regen	—	—
6.	65.5	66	60.5	WS.	WS.	WS.	Regen	Klar	Klar
7.	65	70.6	67.6	(Ost).	(Ost).	(Ost).	Klar	—	—
8.	67.5	66	60.5	SE.	WuW.	WuW.	—	Veränd.	—
9.	65.5	67.7	58.5	Wsw.	Wsw.	Wsw.	—	Klar	—
10.	70.7	71.5	66	—	—	—	—	—	—
11.	66.5	75.6	71	WS.	—	—	—	—	—
12.	65	73	72	NwW.	NwW.	NwW.	—	—	—
13.	71.5	71	66	—	—	—	—	—	—
14.	64.5	67	56	—	—	—	—	—	Trübe
15.	55	65.5	50.5	—	—	—	Regen	Regen	—
16.	66.5	70.6	66	NW.	NW.	NW.	Klar	Klar	Klar
17.	64.5	67	64	—	—	—	Trübe	Trübe	—
18.	62	66	60.5	—	WuW.	WuW.	Klar	Regen	Regen
19.	62	71	60.5	WuW.	—	—	Regen	Klar	Klar
20.	62	71.5	65	—	—	—	Trübe	—	—
21.	65.5	72	65	—	—	—	Klar	—	—
22.	64.5	64	57.5	NW.	—	NW.	—	—	—
23.	65.5	70	69	—	NW.	—	—	—	—
24.	60.5	60.5	57	—	—	—	—	—	Trübe
25.	61.5	63	57.5	—	—	—	Nebel	—	—
26.	61	66	60	—	—	—	—	—	—
27.	55	77	66	—	—	—	Klar	Klar	Klar
28.	62.5	72	64.5	—	WuW.	WuW.	—	Regen	Regen
29.	59	74	66.6	—	—	—	Trübe	Klar	Klar
30.	63	65	57.5	NwN.	NwN.	NwN.	Regen	Klar	Heiße
31.	—	—	—	—	—	—	Strüch.	Strüch.	Trübe

Die größte kaltere Temperatur den 1sten 51° Fahrenheit.
die warmste — — — 78° —

Der Unterschied der Mittagwärme den 1sten zu Neapel und Leipzig beträgt 6 Fahrenheit. Grade, nemlich jene kam auf 76 Grade. Hey der so drückenden Hitze der Mittage waren die kühlen Morgen zu Ende des Brachmonats den Italianern äußerst willkommen. Sonst hielt sich vom 1ten bis mit dem 12ten das Schwermere immer bey tiefen Ständen, weit unter der hiesigen mittlern Luftschwere, und dennoch blieb der Himmel klar. Den 1ten von 4 Uhr Nachmittags hörte man entfernten Donner, und der Regen hielt die Nacht hindurch an; den 2ten um Mitternacht und den 3ten fe. um 2 Uhr Gewitter mit heftigen Sturmwinde vom 3ten Grade. Der Regen dauerte die ganze Nacht bis 3 Uhr Morgens. Strichregen mit entfernten Gewittern waren vom 4ten bis den 25ten unterbrochen die gewöhnliche Witterung des Monats. Den 26ten und 27ten war die Atmosphäre bey NWest und NwNordwinden sehr stürmisch im 3ten Grade der Sturmwinde.

Der Junius hatte 12 klare, 12 gemischte, 4 trübe und 5 regnierte Tage, imgleichen 5 schlechte Morgen.

Julius.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	N.	Ab.	Bl.	M.	Ab.	M.	Bl.	Ab.
1.	54°6.	68.	61°3.	WN.	WSw.	WSw.	Klar	Klar	Klar
2.	60.2.	71.4.	63.	WSw.	—	—	Trübe	Verand.	—
3.	58.2.	66.2.	62.	WS.	WS.	WS.	Regen	Klar	—
4.	58.4.	66.	61.4.	WuW.	WN.	WN.	Klar	—	—
5.	53.1.	70.4.	62.	—	WS.	WS.	—	—	—
6.	56.5.	85.	66.	WS.	—	—	—	—	—
7.	61.2.	73.3.	67.	WuW.	WN.	WN.	—	—	—
8.	64.3.	79.5.	72.	WS.	WS.	WSW.	—	—	Trübe
9.	67.	85.	77.	—	—	—	—	—	Klar
10.	68.3.	75.	68.	—	WSw.	—	—	—	—
11.	62.1.	77.	64.3.	WSw.	—	—	—	Trübe	Regen
12.	67.	66.	62.	—	—	—	Trübe	Regen	—
13.	70.	83.	68.	—	—	—	Regen	—	—
14.	72.	84.4.	68.2.	—	NwN.	NwN.	—	Trübe	—
15.	75.3.	90.4.	49.3.	NwN.	WuW.	WuW.	—	Trübe	—
16.	77.4.	99.4.	49.6.	WuW.	—	—	Trübe	Strich.	Trübe
17.	81.7.	100.2.	52.2.	—	—	—	Regen	—	—
18.	90.2.	61.3.	53.4.	—	—	—	Klar	Klar	Klar
19.	90.	65.7.	56.	—	—	—	—	—	Trübe
20.	77.6.	65.2.	62.	WSw.	WSw.	WSW.	Regen	Strich.	—
21.	76.	81.	74.	—	—	—	Klar	Klar	Klar
22.	66.3.	79.2.	70.3.	—	—	—	Gewitt.Reg.	—	Trübe
23.	61.2.	71.7.	63.	—	—	—	Regen	—	Klar
24.	62.3.	72.3.	62.	—	—	—	Strich.	—	—
25.	60.4.	74.	63.	—	—	—	Trübe	Klar	—
26.	59.	77.	62.4.	WS.	WS.	WS.	Regen	—	Trübe
27.	63.7.	83.3.	74.6.	—	—	—	Trübe	—	—
28.	63.6.	74.3.	64.7.	WuW.	WuW.	NW.	Regen	Trübe	Regen
29.	65.2.	72.	63.6.	NW.	NW.	—	Strich.	—	Klar
30.	61.3.	74.7.	65.5.	WuW.	WN.	WN.	Klar	Gewitt.Reg.	Regen
31.	64.	72.	65.7.	WS.	WS.	WS.	—	Klar	Klar

Der kühlfte Morgen, Julius, den 12ten 45°, 3 Fahrh.
 der heißeste Mittag, — — — 85°.

Der Luftschweremesser oscillirte fast den ganzen Monat hindurch bald 2 Linien im Sinken, bald eben so viel im Steigen, am 3ten Morgens kam er zu seinem tiefsten Stande, im Julius nemlich zu 27", 31 Skrupel, bey WSw. und Regen bis Mittags, den 2ten früh erreichte er seine größte Höhe von 27" 106 Skrup. vor diesem. Das Verhältniß der trüben gegen die klaren Tage war für diesen Sommermonat sehr unbedeutend, denn es fielen der ersten mehrere, als der letztern. Gewitter mit starkem und anhaltendem Regen hielten vom 9ten Abends unterbrochen fast jeden Tag, jedoch von unserer Gegend entfernt, an. Den 11ten, 12ten und 13ten gränzten die Winde an die Stürme vom 12ten und 4ten Grade ihrer Heftigkeit nach, und diese unbeständige Witterung verzögerte die Ährnte und deren Anfang in unserer Gegend bis zum völligen Ende des Monats. Es waren im Monate nur 9 ganz klare, 11 gemischte, 3 trübe, 12 regnigte Tage.

August.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.	
	M.	M.	Ab.	ML	M.	Ab.	M.	M.
1.	61.3.	65.7.	61.4.	WnW.	WnW.	WnW.	Klar	Klar
2.	55.0.	60.	59.5.	—	NnN.	NwN.	—	Trübe
3.	57.5.	64.	59.	—	—	—	—	—
4.	56.4.	60.5.	56.	—	—	—	—	—
5.	55.0.	71.3.	60.	—	WNw.	WnW.	—	—
6.	61.	70.	69.6.	—	—	WSw.	—	Klar
7.	64.2.	—	69.5.	WSw.	SwW.	SwW.	—	—
8.	65.0.	79.8.	74.	SwW.	—	—	—	—
9.	70.	85.	78.	—	—	—	—	—
10.	78.6.	88.	77.	—	—	—	—	—
11.	74.	87.8.	78.	NwW.	SwW.	—	—	Trübe
12.	69.	78.	—	SwW.	NWN.	NWN.	Regen	Strich
13.	68.	74.	67.8.	NwN.	—	—	Klar	Klar
14.	66.4.	—	66.2.	Nw.	Nw.	NwO.	—	—

Der 10te war hier in unserer Gegend der heißeste Tag des Aug. bey so trockner Luft und klarem Himmel äußerst druckend, schon d. in freier Luft wegen der Hitze sehr beschwerlich, jedoch war es für land nicht der möglichst heißeste, denn 1783 den 3ten Aug. habe ich tagewarme zu 99, 5 Fahrnh. oder 29°, 8 R. beobachtet. Ein abnorm weis von der Wahrscheinlichkeit der oben erwähnten Hanowachen. Hierigen Orts waren wenig Kranke, und die Zahl der Gestorbenen, j. nts der hiesigen Volkmenge von 35 — 33000 Menschen, war g. schweblich geringe.

Ab.

Klar

Trube

—

—

Klar

—

—

—

—

Trube

—

st, auch

r gie war

Deutsch-

die Mit-

liger Ho-

Hypotho-

Verhalt-

ausgen-

Lettres à Nina, ou conseil à une jeune mère de fa-
mille, pour former l'esprit et le coeur de ses enfans,
par Mad. de la Roche. Trad. de l'allemand sur la
3^{ème} édition originale par S. H. Caoul, Prof. royal.
Tome Second.

Vidoss, J. C., über die Unabdingbarkeit der guten Werke
zur Seligkeit. Eine bezeichnende wohlgeratene Erinnerung
an Hrn. M. L. — Herausgegeben aus dessen nachgelassenen
Schriften, als Probe einer Herausgabe der sämtlichen
Vidoss'schen Werke. 2.

Masius, D. Georg Heinrich, Untersuchungen und Be-
obachtungen über natürliche, zufällige und gewisslich-
te Kalkpocken. 8. 16 gr.

Müller, C. C., Wünsche eines Patrioten und Christen
zur Ausrottung des Strasenbucins und zur Beförderung
der Industrie, durch Errichtung eines allgemeinen Arbeit-
Armenhauses in Kettichen und Carlsbad. 8. 1. 6 gr.

Olivier, F. Nachzug einiger wichtigen Zeugnisse
und Urtheile über meine neue Methode, lesen und
rechtschreiben zu lehren. In Anhang zu der letzt er-
schienenen kleinen Schrift über den Charakter und
Werth guter natürlicher Unterrichts - Methoden.
8. 6.

Deffen Kunst, lesen und rechtschreiben zu lehren,
auf ihr einzig wahres, leicht einfaches und unerschöpf-
liches Grundprinzip zurückzuführen. Erster theoretischer Theil,
zweite verb. Aufl. 8. 1. 6 gr.

Romanen:
Die schöne Blaubine und ihre Freier. 2 Theile,
Mit 1 Kupfer von Penzel. 1.

Die Kazarani. Vom Verfasser des Romans: Alha-
no, der Lautenspieler. 2 Theile. Mit Kupfern von
Penzel, und mit Musik. 2.

Liebe-Hütten. Von Sophie von La Roche. 2.

Der Spanier mit der Mandoline. 2 Theile. Mit
Kupfern von Penzel. 1.

Schreibepunkt, das geheime, zum Unterrichte und Ver-
stehen junger Personen u. Mit Kupfern und Figuren.
12. gebunden 16 gr. roh 12 gr.

Enden's, P. J. von, Geschichte der Dänen. Aus Rücksicht
in dem Studium derselben und auf Ehrlichkeit zur ihren
Verfasser aus Deutsche übertragen von J. D. Schurz.
Erster Band: Geschichte der nordischen Völker vom
grauensten Alterthum an bis zum Ende des achten Jahr-
hunderts. 8. 1.

Ueber die Krankencommuniken, mit besonderer
Rücksicht auf ihre Behandlung und Schicksale. 8. 1 gr.

100-100

Helios der Titan,

oder

R o m u n d N e a p o l .

Drittes Heft



Helios der Titan

oder

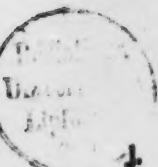
Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

von

dem Verfasser des Natalis.

1029

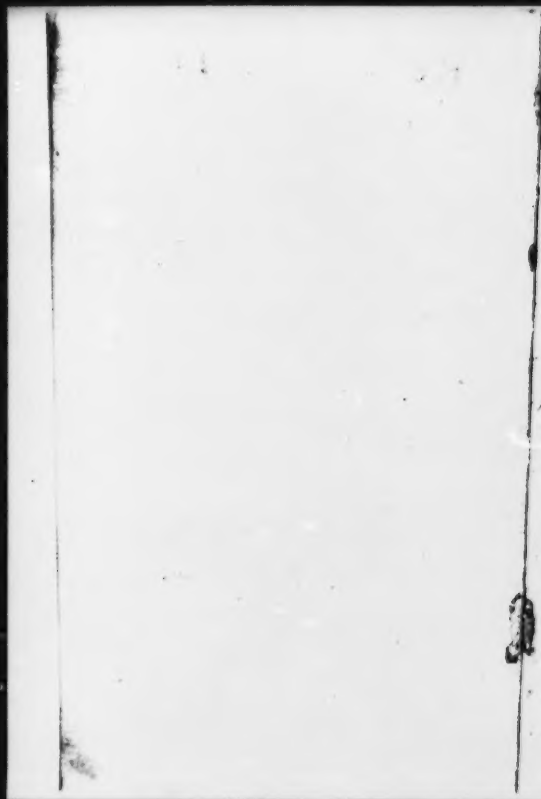


J. F. Schmidt.

Drittes Heft.

Leipzig 1804.

bey Heinrich Grise.



V o r r e d e.

Ein Freund aus Deutschland schreibt mir folgende Worte: „Das erste Heft des Helios ist ungünstig beurtheilt worden, weil der Titel nicht mit dem Inhalt des Buchs übereinstimmt.“ Da ein Freund mir so schreibt und nichts weiter hinzusetzt, so glaube ich, er sey mit Bedacht leicht über die Sache hinweggegangen, um mir nicht wehe zu thun, und bilde mir ein, das Urtheil sey sehr ungünstig ausgefallen, und der Tadel sey heftig.

Ich kann es nicht läugnen, daß mir dies unangenehm, sehr unangenehm ist, und daß ich sehr gewünscht habe, günstig beurtheilt zu werden; ja ich muß hinzusetzen, daß ich geglaubt habe, es würde geschehen.

Es kann sehr leicht seyn, daß ich mich

über den Werth des Helios irre, da ich der Verfasser davon bin, und also natürlich mein Kind liebe; aber ich habe nie eine blinde Liebe zu meinen Kindern gehabt, ich kann Tadel ohne Unwillen anhören, und eine scharfe Kritik ist mir sogar lieb, weil ich daraus lerne.

Dessen ungeachtet habe ich, auch nach aufrichtiger Prüfung, einige Gründe, den Helios zu vertheidigen, und zu glauben, das Urtheil hierüber hatte nicht ungünstig ausfallen sollen. Er ist die erste Zeitschrift in dieser Art, er wird in einer Entfernung von 300 deutschen Meilen geschrieben, und zwar an einem Orte, wo sehr viel Merkwürdiges, wo fast eine neue Welt ist, und es waren sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe dies geschehen konnte, Schwierigkeiten, die nur wenige Schriftsteller überwinden können. Dies ist mindestens etwas.

Aber mag er tausend Meilen von Deutschland, mag er in einer ganz neuen Welt geschrieben werden, und die Schwierigkeiten der

Unternehmung mögen fast unbesiegbar scheinen, der Inhalt desselben kann doch schlecht ausfallen. — Auch dies darf ich nicht zugeben, wenn ich billig gegen mich seyn will, und irgend etwas urtheilen kann. Urtheilen aber muß ich können, denn ich bin in Neapel, ich kenne die beschriebenen Sachen, und meine Beschreibung besser, als irgend jemand, und fühle, daß im Helios etwas geleistet worden ist.

Es kann seyn, daß besser, edler, und interessanter über Neapel geschrieben worden ist, aber wahrer, und treuer noch nie. Dies sage ich mit Zuversicht. Die Sachen sind hier, so wie sie im Helios dargestellt werden, nicht verschönert, nicht verschlimmert, nicht durch ein gefärbtes Glas angeschaut, nicht durch Vorurtheil entstellt; dies werden alle sagen, die Neapel nach der Revolution kennen, und dies sagen mir alle, die den Helios hier lesen.

Aber vielleicht tangt der Gang des Helios nicht, vielleicht sind keine wichtigen Dinge

darin aufgestellt, vielleicht ist keine allgemeine Uebersicht der Gegenstände, keine Beurtheilung im Ganzen gegeben worden. — Dies Letzte habe ich nicht gewollt, und aus Gründen nicht gewollt. Neapel ist kein systematisches Buch, kein Compendium irgend einer Wissenschaft, es ist eine kleine Welt mit unendlicher Mannigfaltigkeit, und auf jedem Blatt in diesem großen Werk ist etwas anderes geschrieben, oft etwas Widersprechendes. Wie kann dies alles unter eine Ansicht gebracht werden? In Chiaja gilt vieles, was an dem andern Ende der Stadt in Furia durchaus nicht gilt, und in der Gegend der Magdalenenbrücke ist vieles wahr, was bey Capo di Monte gänzlich unwahr ist. Wer will im Allgemeinen darüber zu urtheilen wagen? Wer es thut, der irrt sich, und täuscht seine Leser. Nur äußerst wenige Züge kann man von dem Ganzen zusammen fassen, und diese lassen sich immer durch viele specielle Züge am besten anschaulich machen.

Dessen ungeachtet hätten wichtige Dinge, wichtige specielle Gegenstände dargestellt werden können. — Allerdings; und ich glaube, dies ist geschehen. Viel Großes in der Natur und Kunst ist vor der Hand daheim gelassen: aber mit Bedacht. Manches Kleine und Unwichtige, wovon noch niemand schrieb, ist wichtiger, als das Große und absolut Wichtige, das schon in hundert Büchern abgehandelt ist. Die seltsamen Gebräuche in Neapel, diese unwichtig scheinenden Bemerkungen schildern das jetzige Parthenope besser, als alle Beschreibungen älterer und neuerer Kunstwerke, als alle Reisen nach Pästum und Pompeji, und Puzzolo, als alle Urtheile im Ganzen. Doch wird auch dies seinen Platz finden; nur Geduld, Geduld!

Rom und Neapel sind ein Paar Worte, die sehr viel sagen, und viel verlaggen lassen. — Wohl; aber nicht in einem Heft. Man muß den Anfang machen, etwas zu geben, und der Billige muß zufrieden seyn.

wenn dies etwas zweckmäfsig ist. Der Mah-
ler kann eine Stadt auf einmal mit allen ih-
ren Thürmen und Gipfeln, ja mit den Gegen-
ständen neben ihr, mit Bergen und Wäldern
und Flüssen darstellen; dem Schriftsteller ist
dies der Natur der Sache nach unmöglich, und
er kann nur das Einzelne herausheben, um
sich zu dem Ganzen allmählig den Weg zu
bahnen. Dies habe ich gethan, und was ich
bis jetzt schrieb, hat mindestens den Vorzug,
dafs es aus keinen Büchern, von keinem Hö-
rensagen, sondern durch unmittelbares An-
sehen und eigne Prüfung entstanden ist.

Verlangt jemand, dafs über Rom und Nea-
pel so geschrieben werden soll, wie man über
London und Paris etwa schreiben kann, so
verlangt er etwas, das ihm ein Erröthen ab-
jagen sollte, und das er nicht verlangen wür-
de, wenn er nur einen Blick hieher gethan
hätte. Ich will ihm zu seiner Beruhigung nur
einige Worte ins Ohr sagen: In Rom und
Neapel ist keine Publicität, kein Liegendes

Blatt, keine Litteratur, hier muß man alles, was man von neuern Dingen sagen will, mit eignen Augen und Ohren wahrnehmen, hier kann man nicht in der Studirstube studiren, man muß das große Buch, das man beschreiben will, selber aufschlagen, und das Blättern darin ist oft etwas schwer. Dessen ungeachtet ist dies im Helios immer geschehen, und meine Quellen waren keine Bücher, sondern Rom und Neapel.

Sollte dies kein Vorzug des Werks seyn, sollte ein billiger Richter nicht gerade dadurch Gelegenheit haben, etwas Gutes davon zu sagen? Das Publikum ist, so viel ich weiß, zufrieden, die Sachen werden mit Vergnügen gelesen, weil vieles darin noch nie berührt ist, und meine Freunde machen mir Lobspprüche darüber. Dies letzte soll nichts beweisen, denn es kann in Güte und Freundschaft seinen Grund haben; aber ich darf doch auch kein zu ungünstiges Urtheil von meiner Schrift fällen, weil mich dies niederschlagen und meine

künftigen Arbeiten wirklich schlecht machen würde.

Es wäre etwas Erschreckliches, wenn der Beurtheiler einer Schrift das wirklich nehmen könnte, was er ihr in der Kritik abspricht; dann wäre eine Recension etwas sehr Fürchterliches, eine wahre Seelenmörderin, die Verrügerin des höchsten Schönen und Guten, und wir würden in unserer ganzen Litteratur fast nicht ein einziges gutes Werk besitzen. Alles Geistvolle darin wäre schon längst hingemordet. Aber, Dank sey dem Apoll und den Mosen, das vermögen alle Recensionen der Erde nicht, und dies gereicht mir auch bei meinem unwichtigen Helios zum Trost; es kann ihm kein einziger guter Gedanke durch eine böse Beurtheilung genommen werden.

Die Stelle in dem Gedicht über das Klima:

Empfange mich in deinem Schooße,
Sorrento, reizendes Gefilde,
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Hoch sitzt er dort auf einem Throne,
Von nackten Felsen aufgebaut,
Von denen er, dem sanften Lenz zum Hohne,
Weit herrschend in die Thäler schaut,
Aus seiner Rechten sinkt ein Meer von Schnee
hernieder,
Die Linke thürmt ein Eisgebirg' empor, u. s. w.

bleibt dichterisch, und wenn sie auch in der Beurtheilung als das elendeste Machwerk beschrieben würde. Das Gedicht über den Somma und Vesuv bleibt das Einzige bis jetzt in dieser Art Fabeln, und über diese merkwürdigen Berge; die Beschreibung der Peterskirche bleibt der Sache angemessen; die Worte zum 1sten Jan. 1802, bleiben wahr, die theatralischen Bemerkungen richtig, und überhaupt bleibt sehr vieles neu, was man im He-

tes findet, und wenn auch die Beurtheilung es unter aller Kritik erklärt.

Das ist freilich ein Trost, und man lernet nach den ersten unwilligen Augenblicken eine ungunstige Recension als das betrachten, was sie ist, als die Beurtheilung eines einzigen Menschen, auf dessen Gedanken viele Nebendinge Einfluß haben konnten: jedesmalige Gemüthsstimmung, Abweichung seiner Meinung von der unsrigen in religiösen, politischen, oder philosophischen Sachen, Privathafs, eine andere Manier zu denken und zu schreiben u. s. w. Auch würde man unter den jetzigen Umständen wenige Rücksicht weder auf eine günstige noch auf eine ungunstige Recension nehmen dürfen, wenn es nicht noch immer Menschen gäbe, die gleichsam daran glaubten, die nicht selber prüften, die noch immer mindestens den dunkeln Wahn hätten, ein Recensent sey, vermöge seines Berufs schon, ein gelehrter, unparteiischer, talentvoller, und selbst

in der Sache, die er beurtheilt, bewanderter Mann. Ach, wie sehr irren sie sich! Ich habe unsere talentvollsten und berühmtesten Schriftsteller auf das hämischste kritizirt, alles irgend Fehlerhafte auf das bitterste herausgehoben, und ihr Gutes übergangen gesehen, ich habe nachher ihre Recensenten erforscht, etwas von ihnen gefunden, und etwas so elendes gefunden, daß jene Männer sich geschämt hätten, es im achtzehnten Jahr zu schreiben. Ich habe manche Bücher hoch gepriesen gesehen, sie gelesen, und etwas schufgerechtes ohne Geist, ohne Leben, ohne Verdienst gefunden, ich habe in andern gänzlich verworfenen Büchern viel Vortrefliches entdeckt, ich habe nur höchst selten eine Recension gefunden, die ein Werk in seinem wahren Licht darstellte. Ist es möglich, daß man nach diesen Erfahrungen noch Zutrauen zu Recensionen haben kann?

Vielleicht sagt jemand, daß man eben

deshalb nicht darauf achten, und sie ganz mit Stillschweigen übergehen müsse. Er hat Recht; besonders, da der Schriftsteller bei der Selbstvertheidigung immer im Nachtheil gegen den Recensenten steht. Dieser hüllt sich in ein tiefes Dunkel, und alle auf ihn abgeschossene Pfeile treffen ihn nicht selbst; jener steht öffentlich da, und die Augen richten sich bei dem Zank nur auf ihn. Dieser hat eine fremde Sache angegriffen, und kann ganz freimüthig davon reden, jener hat seine eigene zu vertheidigen, und kann dabei sehr leicht rathredig erscheinen, auch wenn er die bloße Wahrheit sagt.

Es ist daher unstreitig das Beste, zu schweigen, wenn man in einer Recension gekränkt ist, und ich würde dies thun, wenn ich mich in Deutschland befände; hier, in einer so weiten Entfernung betrachte ich mich gleichsam als den dritten Mann, da die Sache keinen so tiefen Eindruck auf mich machen

kann, da ich bloß weiß, daß die Recension ungünstig ausgefallen ist, und daher ohne Leidenschaft schreibe.

Es kann seyn, daß mein Recensent nicht vermag, zehn Reiben solcher Verse zu schreiben, als im Helios vorhanden sind, es kann seyn, daß er nicht eine Seite anschaulich darstellender Prosa zu schreiben im Stande, und durchaus kein Mann von hinlänglicher Beurtheilungskraft und Kenntnissen ist; in diesem Fall würde es mich gereuen, diese Vertheidigung geschrieben zu haben. Es kann aber auch seyn, daß das Gegentheil Statt findet, daß er ein Mann von Talenten und Kenntnissen ist, daß er selber Rom und Neapel kennt, und also zu urtheilen weiß. Sollte dies seyn, so, muß ich gestehen, würde das ungünstige Urtheil großen Eindruck auf mich machen, und es könnte mich dahin bringen, die Feder niederzulegen.

Genug davon! Hat nur der Recensent Unrecht gethan, so wird er bei denen, die das Buch und die Recension vergleichen, den Unwillen auf sich lenken, hat er Recht, so wird ihr Unwille mich treffen; und es sind der Einsichtsvollen in Deutschland genug, die zu unterscheiden wissen, ob eine Schrift günstig oder ungünstig beurtheilt zu werden verdient.

Inhalt des dritten Hefts.

	Seite.
1) Das Fest Piedegrotte am 3ten Septbr. 1802.	1
2) Die sitzende Jungfrau.	28
3) Das Blut des heiligen Januarius am 19ten September 1802.	17
4) Der Tempel des Friap bei Neapel.	23
5) Die Villa reale.	24
6) Die fehlende Röhre.	50
7) Die Reise.	57
8) Einige Worte über einen Leipziger Bücherkatalog.	61
9) Klopstock in einem Stammbuche.	81
10) Seltsame Gebräuche in Neapel. Fortsetzung.	83
11) Einige Sonderbarkeiten in der Anlage von Neapel.	96
12) Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom.	104

	Seite.
10) Was ist die Grotte im Pausilipp?	109
11) Die Wohnung; einige Folgen der Republik; und die wahnsinnige Frau.	115
12) Schreiben eines neapolitanischen Lottospielers zu den Herausgeber, nebst Unterricht im Lottospiel.	137
16. Theatralische Nachrichten.	157
17) Wetterbeobachtungen in Neapel.	185
18) Geschichte des Tages in Neapel.	202
19. Beantwortung der Fragen am Ende des zwei- ten Hefts.	203

Das
Fest Piedegrotte
am 8ten September 1802.

Große Städte, besonders in katholischen Ländern, haben gewöhnlich ein jährliches Fest, das vor andern hervorleuchtet. In Palermo ist das berühmte Fest der heiligen Rosalia, in Venedig war einst das Himmelfahrtsfest, wo der Doge sich mit dem adriatischen Meer vermählte, in Rom ist die Kuppelerleuchtung oder vor demselben noch das Karneval u. s. w. Das Fest, das Neapel für das größte hält, ist das Piedegrottenfest, welches jährlich den 8ten September zu Ehren eines wunderthätigen Marienbildes gefeiert wird. Der Sitz dieses Marienbildes ist eine kleine Kirche dicht am Pausilipp, also an einem entfernten Ende der Stadt.

Die Kirche entstand schon am Ende des zwölften Jahrhunderts, und zwar durch die Frömmigkeit einiger Neapolitaner. Diese konnten etwas nicht ertragen, das die jetzigen Neapolitaner sehr gut ertragen, und das überhaupt eine merkwürdige Antiquität seyn würde: die Ueberbleibsel und das Andenken von einem Tempel des Priapus. Nicht weit von dem Eingange der pausilippischen Höhle nämlich stand in den ältesten Zeiten ein Tempel, diesem Gotte, von dem Pausanias, Horaz, Katull und Virgil uns manches erzählen, gewidmet. Nächst der Verehrung, die ihm als Gott über die Diebe, die Vögel und die Gärten gebührte, wurde in seinem Tempel auch eine gewisse *religio nocturna* getrieben, über die ich mich hier weiter nicht verbreiten will; die Erwachsenen werden verstehen, was hierunter gemeint ist, und wenn die Kinder es nicht verstehen, so ist es recht gut für sie.

Genug, eine Menge frommer Neapolitaner damaliger Zeit konnte das Andenken an den nächtlichen Götzendienst der Heiden nicht er-

tragen; sie vertrieben also den Priapus aus seinem Bezirk und erbauten dafür der Jungfrau Maria eine kleine Kirche. Welch ein Sprung von dem frommen, bescheidenen Bilde der heiligen Jungfrau, bis zu der garstigen und schamlosen Gestalt des Priapus, der seiner ganzen Geschichte und Verehrung nach nichts weniger als ein Junggeselle war!

Seit fünfhundert Jahren also befindet sich am Fuße des Pausilipp und seiner Grotte eine Kirche der heiligen Maria, die von ihrer Lage den Namen Piedegrotte hat. In dieser langen Zeit hat sie einige Veränderungen erlitten, ist verlassen worden, ist im Jahr 1353 wieder aufgebaut, ist 1452 dem Alphonsus von Aragonien überlassen, im Jahr 1493 aber den Domherren, und hat seit dieser Zeit ihre jetzige Gestalt erhalten.

Zu dieser Kirche also wallfahrtet jährlich die königliche Familie in Neapel mit dem ganzen Hofstaat, und mit der größten Pracht, worin der Hof öffentlich erscheinen kann. Es ist leicht einzusehen, daß bey dieser Gelegenheit

sich etwas zeigen muß, das man nicht alle Tage sieht. Aber nicht allein die Pracht des Hofes und dessen Atmosphäre schmückt dies Fest, ganz Neapel samt der umliegenden Gegend tragen dazu bey.

Neapel ist sehr vollreich, und an manchen Orten ist das Gedränge so groß, wie wahrscheinlich in keiner Stadt in der Welt; aber an dem Piedegrottefest wird die Menschenzahl noch um viele Tausende vermehrt, die von allen Seiten herbeykommen, und ein sehr buntes Gemählde bilden.

Wie groß die Sehnsucht sey, diesem Fest beyzuwohnen, das kann man auch aus einem seltsamen Umstande schließen, der, soviel ich weiß, noch von keinem Schriftsteller erwähnt ist. Die Landmädchen um Neapel her lassen häufig in den Ehecontract setzen, daß der Mann gehalten seyn soll, sie zum Piedegrottenfest nach Neapel zu führen. Man kann also denken, wie viele Menschen sich zu demselben in Neapel versammeln, und da die Landleute hier umher außerst seltsame Trachten haben,

so gewährt dies ein sonderbares Schauspiel. Ich habe Bauerweiber mit rosenrothen seidnen Rücken und Jacken gesehen, die mit Gold besetzt waren, ich habe Mädchen gesehen, die alle Farben des Regenbogens an sich trugen, und Bauerkerls, die wie Harlekins aussahen. Viele Frauenzimmer vom Lande sind wie alte Israelitinnen gekleidet, und die meisten haben ein plattes weißes Tuch auf dem Kopf liegen, von dem breite Streifen mit Spitzen besetzt herabhängen.

Diese Wesen kommen auf Eseln, auf Pferden, auf Wagen, und zu Fuß, und vermehren das Farbige der neapolitanischen Welt. Am Morgen des Festes fand ich einen deutschen Historienmaler in der Villa, der dahin gekommen war, um die Physiognomien der Landleute zu studiren; ich war in einer ähnlichen Absicht gekommen, nämlich, um ihre seltsamen Trachten zu beobachten. So seltsam aber auch diese ländlichen Figuren sind, so verlieren sie sich dennoch unter das Meer von Menschen, das in Neapel wogt, und niemand achtet auf sie.

Das Fest kündigte sich schon einige Tage vorher an, und besonders den 5ten September, als den Sonntag vorher. An diesem Tage war die sogenannte Incoronatio oder Krönung des Marienbildes, das vorher noch keine Krone gehabt hatte. Der Donner der Kanonen, eine Feier vom Morgen bis zum Abend in der Kirche, und ein großes Feuerwerk zeichneten diesen Tag aus. In der Strasse, die zu derselben führt, war eine Ehrenpforte errichtet, und überhaupt allerhand Schmuck angebracht.

Am Tage vor dem Fest besah ich mich in der Kirche. Sie war überall mit Gewändern und Festons ausgeschmückt, fast alle Fenster hatte man verhangen, und es herrschte eine feierliche Dunkelheit darin. Das wunderthätige Bild erblickte man über dem Altar, und es war mit der neuen Krone geschmückt. Was es für Wunder thut, weiß ich nicht, man müßte denn das dahin rechnen, daß es jährlich so viele Menschen, Pferde und Wagen zu sich hinzieht, und am 5ten September eine Menge demüthi-

ger Christen, mit einigen Millionen Brillanten geschmückt, um sich erblickt.

Am Morgen des Festes wogte es vorzüglich in dem Theil der Stadt, der Khiaja heißt, von Menschen, denn in diesem Theil wird das Fest eigentlich begangen. An der Villa, wo man sonst nichts verkauft, wurden heute eine Menge Sachen feilgeboten, besonders Feigen, Weintrauben, Melonen, Liqueurs und Arten kleiner Presseln dazu. Auch hatte sich ein Marionettenspieler mit seiner kleinen Bude hier angesiedelt, und der Pulcinell machte seine Capriolen.

Nach Tische traten die Truppen unters Gewehr, und formirten eine Reihe von dem Königl. Pallast an bis zur Kirche Piedegrotte. Dies ist eine Entfernung von vielleicht 3000 Schritten. Sie standen mit dem Rücken gegen das Meer, und mit dem Gesicht gegen die Häuser, an welchen eine eben so lange Reihe Volk herunterstand. Zwischen denselben und dem Militär wurde ein leerer Raum erhalten, damit sich der Zug ungehindert fortbewegen könne.

Am Ufer des Meers, zwischen der Villa und dem Pausilipp, waren eine Menge Kanonen aufgeführt, mit der Mündung gegen das Meer gerichtet, und von den Kastellen wehten die Königlichen Fahnen.

Ich begab mich Nachmittags ungefehr um vier Uhr zu einem Freunde, der einen Balkon nach dem Meer zu hat. Es war ein Anblick, wie man ihn durchaus nur in Neapel haben kann, der sich hier darstellte, denn eine Menschenzahl, wie sie das Auge hier entdeckte, ist nur in wenigen Städten in der Welt zusammen zu bringen, und eine Umgebung, wie sie diese Menschenzahl hat, ist nur hier allein. Vom Anfang der Villa an bis zum Pausilipp, eine Strecke am Meer mindestens 1800 Schritt lang, und an vielen Orten über 100 Schritt breit, war alles nur eine Menschenflut, die unordentlich untereinander wogte. Es ist sehr schwer, die Zahl so vieler Menschen zu bestimmen, weil das Auge nicht gewohnt ist, sie zu sehen, und also noch keinen Maßstab dafür hat; aber es schien mir als sah man ungefehr 200,000

Menschen. Dies ist eine größere Anzahl, als überhaupt in Rom oder in Berlin sind. Wo sind so viel Menschen auf einer Stelle zu finden?

Hinter dieser bunten Menschenflut wogte das erhabene einfarbige Meer, und dies hatte wieder seine Umgebung vom Pausilipp, der Insel Capri, und der Gebürigskette bey Sorrento. Auch hatte es hin und da gleichsam ein buntfarbiges Kleid angezogen, denn einige Schiffe legten sich gegen Khioja über, die alle ihre Flaggen, also wohl hundert farbige Streifen, wehen ließen.

Alle Balkons, alle Fenster, alle Dächer waren mit Menschen angefüllt; nicht auf der Erde allein, auch in den Lüften schwebten die Zuschauer. Gemeine Leute, die an der StraÙe wohnen, wo der Zug vorbeysieht, vermiethen an diesem Tage ihre Balkons zu einem hohen Preise, vielleicht für das Drittel von dem, was die Wohnung das ganze Jahr hindurch kostet, Vornehme nöthigen ihre Freunde zusammen, und bewirthen sie an diesem Tage; eine solche Bewirthung muß man doppelt hoch aufnehmen,

weil man auch den Genuß des festlichen Ausblicks nach außen zu dabey hat.

Zwischen vier und fünf Uhr ward ein Kanonenschuß gehört, und dies war das Zeichen, daß der König den Palast verlassen hatte, und in den Wagen gestiegen war. Ungefähr nach einer kleinen halben Stunde näherte sich der Zug langsam.

Es ist nicht möglich, alles ins Gedächtniß zu fassen, was man bey einem solchen Aufzuge sieht, und auch alles verdient dies nicht. Nur etwas von dem Merkwürdigen.

Zuerst erschien der Stadtwagen, in welchem die höchsten Magistratspersonen der Stadt sich befinden. Er ist sehr groß und schwer, und es scheint, als wenn ein ganzes Haus sich fortbewege. Hinter demselben fahren in langen Reihen Hofpersonen, Minister, hoher Adel u. s. w. Es war deutlich auch von weitem schon zu bemerken, wo die Königliche Familie sich befand; denn je nachdem sie sich näherte, neigten sich immer die Fahnen des Militärs, bey

Jenen als vorbeifuhr. Dieser Anblick hatte viel Feierliches.

Vor der Königlichen Familie fährt bey solchen öffentlichen Prachttagen immer der Staatswagen, worin sich niemand befindet, und der bloß oben mit großen nickenden Straußfedern geschmückt ist. Der Kutscher des Staatswagens, so wie der übrigen Wagen, worin die Königliche Familie sich befindet, hat ein besonderes Costüm. Er sitzt mit bloßem Haupt auf dem Bock, und ist so frisirt, als wenn er eine Alongenperücke aufhätte. Die Haare hängen ihm nämlich in lauter kleine Locken gekrümmt bis auf den halben Rücken herunter. Dies macht mit der übrigen bunten Livree einen seltsamen Contrast.

Der Wagen des Königs war mit acht braunen Pferden im goldenen Geschirr bespannt, und eben ebenfalls mit großen weißen Straußfedern geschmückt. Er hatte, so wie die meisten großen Prachtwagen, an jeder Seite drey Fenster, und man bemerkte den König und die Königin sehr deutlich darin. Sie grüßten zu Zei-

ten heraus, und die Königin warf auch einen grüßenden Wink auf unsern Balkon, weil sie die Marchese Berio darauf erkannte. Der König war in seiner weißen militärischen Uniform, und die Königin mit Fächer und einer großen Menge Brillanten geschmückt. Man schätzt den Schmuck, den sie bey solchen Festen trägt, auf eine halbe Million neapolitanische Ducaten. Ich verbürge diese Angabe nicht, und kann durchaus nicht beurtheilen, ob sie höher oder niedriger bestimmt werden muß. Genug die Königin war fast ein Brillant. Hinter dem Wagen des Königs kam der Wagen des Kronprinzen, der für diesmal ohne Gefährten war, denn die Kronprinzessin war seit einem Jahr todt. Dem Anscheine nach wird er das künftige Jahr Gesellschaft haben.

Hinter ihm fuhren die Prinzessinnen, und hinter diesen der Prinz Leopold, dessen Wagen sich durch eine starke Vergoldung von oben bis unten auszeichnete. Er schien aus Platten von massivem Golde gemacht zu seyn. Die größten Prachtwagen aber waren nicht mehr

vorhanden, und der König fuhr in einer neuen Kutsche; jene hatte das Ungeheuer der Revolution mit den unzählbaren andern Dingen zerrißen und zerschlagen.

Hinter der Königlichen Familie kam der weibliche Hofstaat, und eine Menge Wagen mit Prinzen, Duca's, Marchesen, und ihren Gattinnen angefüllt, denn diese Titel sind hier nicht so selten.

Man kann denken, daß bey einem solchen Aufzuge alles im höchsten Glanz erscheint, und wenn man ihn innerhalb der Wagen nicht bemerkt, so kann man ihn schon aus der äußern Umgebung schliessen. Eine Menge Läufer und Bediente gehen bey jedem Wagen, und tragen schwer an den goldenen oder silbernen Schabracken, die man ihnen aufgelegt hat. Denn hier sucht man sich der Bedienten weit mehr als an andern Orten zu bedienen, sich einen gewissen Glanz zu geben.

Das Costüm der Hofdamen war seltsam. Sie waren in großen Reifröcken, die kaum Platz im Wagen hatten, und ihre Kleider waren aus

einem Zenge von einem schmutzigen, braungelben Roth mit goldenen Blumen. Ich weiß nicht, ob man Unrecht hätte, es für eine Art weiblicher Livree an Gallatagen zu halten.

Was aber besonders bey dem Zuge in die Augen fiel, waren die schönen Pferde. Wer ein Liebhaber von diesen Thieren ist, dem würde das Fest Piedegrotte schon um ihrentwillen sehr feierlich seyn. Die neapolitanischen Pferde zeichnen sich vorzüglich durch etwas aus: durch lange und starke Mahnen.

Auch bey Menschen hält man ein schönes, dickes Haupthaar für eine Zierde; aber bey Pferden, deren Haupt unbedeckt und in seiner vollen Natur ist, wird diese Zierde noch weit merkbarer. Die Mahnen hängen hier nicht, wie bey uns, an einer Seite, sondern sie sind in der Mitte abgetheilt, und fließen an beyden Seiten des Halses, so daß der Kopf des Pferdes, wie ein Menschenhaupt, aus einem wallenden Schatten von Haaren hervorsieht. Dies gibt ihm ein außerordentliches Feuer und eine große Schönheit. Vor allen andern zeichneten sich

hierin die Pferde des Kronprinzen aus; ich hatte vorher keinen Begriff von so langen und starken Mahnen gehabt, und glaube, seitdem ich sie gesehen habe, daß darin die größte Schönheit eines Pferdes bestehe. Man könnte dies Fest nicht mit Unrecht das Fest der schönen Pferde nennen.

Fragt man, worin es sonst bestehe, so ist die Antwort sehr kurz. Der König fährt in der oben beschriebenen Procession nach der kleinen Kirche Fiedegrotte, unweit des Pausilipp, um dem dortigen Marienbilde seine Verehrung zu beweisen, hört dort eine Musik, empfängt einen Blumenstrauß von einem Priester, und kehrt sodann in der nämlichen Ordnung langsam nach seinen Fallast zurück. Dies ist die ganze Feierlichkeit.

Die Entfernung von dem Königlichen Palaste bis zu diesem Ende der Stadt mag eine starke Viertelmeile betragen, und weil der Zug sehr langsam geht, so währt er beinahe eine Stunde. In der Kirche verweilt der Hof ungefähr eine halbe Stunde, und in dritthalb

Stunden also ist dies weltberühmte Fest ge-
endigt.

Die sitzende Jungfrau.

Um den Anfängern in der Geographie die Ge-
stalt von Europa besser einzuprägen, hat man
es eine sitzende Jungfrau genannt. Es ist
wahr, daß einige Einbildungskraft dazu gehört,
das Königreich Großbritannien als den rechten
Arm, Portugal als die Fontange, und Italien,
das ganz wie ein Bein aussieht, als den linken
Arm zu betrachten. Indessen gehen dergleichen
Sünden am Himmel so wie auf der Erde vor,
und wer kann im Thierkreise einen Löwen, ei-
nen Wassermann, eine Wage, einen Scorpion
entdecken?

Da also in solchen Vergleichen, die dem
Gedächtniß zu Hülfe kommen, eine gewisse
poetische Freiheit herrscht, so sey es auch mir
erlaubt,

erlaubt, eine zu machen. Wenn Europa eine sitzende Jungfrau im Profil ist, so kann man Neapel samt seiner Umgebung mit weit größerm Recht eine sitzende Jungfrau *en face* nennen, und diejenigen, welche diese Stadt gesehen haben, werden mit mir übereinstimmen, daß sie, aus dem Meer, oder nur vom Thurm des Molo betrachtet, Aehnlichkeit damit hat.

St. Elmo, das hoch und prächtig über das Ganze hervorragt, ist das Haupt, das Kloster die schöne königliche Stirnbinde, und das Kastell der Kopfschmuck, oder die Mauerkrone derselben. Der Vomero ist die rechte und Capo di Monte die linke Schulter; der Körper und der Schoofs wird von der großen Häusermasse, die am Berge und unten am Golf liegen, gebildet. Der Golf selber mit seinen wogenden Fluten stellt den weiten Rock dar, und die Insel Capri bildet die Füße. Die beiden Arme gibt der Pausilipp und das Cap Minervae. Da diese letzten unthätig ausgestreckt daliegen, so ist auch in moralischer Hinsicht einige Aehnlichkeit vorhanden. Kurz, die Stadt, die einst

Parthenope hieß, hat in spätern Zeiten diesen Namen verloren, aber die Gestalt einer Jungfrau in der Wirklichkeit angenommen.

Das

Blut des heiligen Januarius

am 19ten September 1802

Das Flüssigwerden dieses berühmten Blutes ist schon sehr oft beschrieben worden, aber noch nie vom 19ten Septbr. 1802. Da wahrscheinlich auch kein anderer diese Mühe übernehmen wird, so sey mir erlaubt, es zu thun, und meinen Landsleuten zu erzählen, was an diesem Tage in der Kirche des heiligen Januarius zu Neapel vorgegangen ist.

Diese Kirche, die eigentlich in dem Abgrunde von Neapel liegt, mögte wohl eine halbe deutsche Meile von meiner Wohnung in

Khlaja entfernt seyn; dessen ungeachtet verfügte ich mich den 19ten Septbr. dahin, um das Blut des heiligen Januarius, das zu Puzzolo vergossen wurde, fließen zu sehen. Welcher Fremde in Neapel ist nicht neugierig auf diese Verwandlung? Welcher Sterbliche wünscht nicht, ein Wunder zu sehen? Man würde ja gern hundert Meilen zu Fuß danach reisen.

Als ich mich der Kirche näherte, fand ich einige hölzerne Triumphbögen mit Papier beklebt in den engen Straßen, und den Apparat zu einem Feuerwerk; wie man denn hier immer den Heiligen Pulverdampf und Feuerfunken zum Opfer bringt. Auf den Triumphbögen stand der heilige Januarius, auch etwas hölzern.

Ich eilte zur Kirche. Ehe man zu derselben kommt, sieht man auf dem kleinen Platz vor ihr einen hohen Obelisk, auf welchem oben der heilige Januarius von Bronze steht. Um ihn zu sehen, muß man den Kopf weit hinterwärts beugen, und wer ein kurzes Gesicht hat, sieht ihn auch dann nicht. Kann man einer Bildsäule ein unpassenderes Piedestal geben? Abet

vielleicht ist sie so schlecht, daß ihre Fehler durch die Höhe, worauf sie steht, bedeckt werden. Dies ist ja gewöhnlich bey großen Herren der Fall!

Als ich in die Kirche hineintrat, fand ich sie halb mit Menschen angefüllt. Der dickste Haufe stand in einem Oval um den mittlern Theil deraelben, den man mit einer Gallerie umgeben hatte. Auf dem Altar im Hintergrunde brannten einige Lichter, und an der linken Seite stand auf demselben ein kleines Gestell, wie zu einer Monstranz; vor welchem auch ein Paar Lichter brannten. Bald erfuhr ich, daß hierin das heilige Blut sich befunde.

Ich war mindestens funfzig Schritt von dem Altar entfernt; dessen ungeachtet bemerkte ich oben in dem Gestell eine runde Kapsel, die viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne hatte. Es verdros mich, daß man eine Sache, von der man das Wunderbare so gewiß in Händen hat, dem Auge so weit entzog. Neben dem Altar stand ein Priester mit einigen Chorknaben, und einem Abgeordneten vom König, der

die Nachricht sogleich überbringen muß, wenn das Wunder geschehen ist. Der Priester trat zu Zeiten an die Kapsel heran und leuchtete mit einem Licht daran herum, um zu sehen, ob das Blut noch nicht fließen wolle. Zu Zeiten traten auch einige Personen in den Kreis hinein, und knieten am Altar nieder; der Priester zeigte ihnen sodann die Kapsel, drehte sie vor ihren Augen herum, indem ein anderer ein Licht dahinter hielt, um das Glas durchsichtiger zu machen, und ließ sie sodann dieselben küssen.

Uebrigens bemerkte man in einiger Entfernung vom Altar ein kleines Gerüst an einem Pfeiler, auf welchem einige Sitze standen, und an einem derselben las man den Namen des Cardinal Ruffo. Es dauerte nicht lange, so erschienen Chorknaben und Priester, und *Canonici mirati* *), und Bedienten mit einer reichen Livree, und das Crucifix und viele andere vornehme Geistliche, die in dem Kreise Platz nah-

*) Geistliche, die eine Bischofsmütze tragen.

men. Alles dies hatte nichts anders zu bedeuten, als daß der Kardinal Ruffo, der vor kurzem noch päpstlicher Nuntius in Wien war, jetzt aber Erzbischof geworden ist, die Messe lesen sollte. Dies geschah denn auch mit vieler Feierlichkeit und Pracht.

Wenn man eine solche Messe sieht, so könnte man auf die Gedanken gerathen, alle die Ceremonien und Pantomimen geschähen nicht zur Ehre Gottes oder Christi, sondern zur Ehre des Messelesenden. Die vielen dienenden Priester, die er um sich hat, die Ehrfurcht, die ihm bezeugt wird, die prächtigen Gewänder, die Veränderung derselben, das Bedecken bald mit einer weissen, bald mit einer gelben Bischofsmütze u. s. w., alles dies stellt den Messelesenden in einem so stolzen Lichte dar, daß er die größte Unähnlichkeit mit dem demüthigen und sanften Christus hat,

Während der Messe sangen einige Castraten von der Orgel, und ihre holden Stimmen würden auch in der Entfernung Vergnügen gemacht haben, wenn nicht der Directeur der

Musik sie immer mit einem heftigen Tactschlagen unterbrochen hätte. Gleich dem Ton der dumpfen Trommel in der türkischen Musik schallte dies immer dazwischen, und vernichtete den ganzen Eindruck der Musik. Ueberhaupt haben die meisten Musicdirecteurs hier die Unvernunft, denn man kann es unmöglich gelinder benennen, den Tact so schallend zu schlagen, daß man ihn zum mindesten so weit hört als die Musik. Sie fühlen nicht, daß man weit lieber ein wenig Tactlosigkeit erträgt, als ein solches fortdauerndes Hammern, und es scheint, als wollten sie sich dadurch der ganzen Versammlung als dirigirende Personen ankündigen.

Während der Messe liefs man das Blut des heiligen Januarius ganz aus der Acht, und es schien, als wenn es gar nicht da wäre. Endlich, nachdem sie geendigt war, und der Erzbischof sich hinwegbegeben hatte, nahm der Priester die Kapsel vom Altar, und trug sie in dem Kreise herum. Ich hatte dies längst gewünscht und war sehr begierig, die Sache in der Nähe

zu sehen. Der Priester drehte die Kapsel immer vor einem Theil der Versammlung herum, indem jemand das Licht dahinter hielt; sodann liefs er sie jeden küssen, legte sie ihm auf die Stirn, und liefs sie ihn wieder küssen. Dasselbe geschah in dem ganzen Kreise. Endlich näherte er sich dem Ort, wo ich stand, und ich hatte nun die erwünschte Gelegenheit, eine sehr berühmte und oft erwähnte Sache ganz in der Nähe zu beobachten. Was sah ich? Nichts als eine Kapsel, welche, wie gesagt, die grösste Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne, auch hinten und vorne ein Glas hatte. In derselben entdeckte ich zwey kleine Flaschchen, etwa wie Riechflaschchen, wovon eines grösser war, als das andere. Das grössere war undurchsichtig, und es liefs sich nichts darin bemerken; in dem kleinern sah man einige kleine schwarzbraune Stückchen, die, je nachdem er die Kapsel umdrehte, hin und her fielen. Das Wunder nemlich war noch nicht geschehen, und das Blut noch geronnen. Einige alte Weiber, welche dies bemerkten, fingen an zu heu-

len und zu weinen, als wenn ein großes Unglück über sie verhängt wäre.

Addison sagt irgendwo, das Lachen sey mit einer Art Stolz verknüpft, weil man gewöhnlich nur über das lacht, was man unter sich hält, oder was uns auf irgend eine Art als niedrig erscheint. Ich wünschte, daß er Unrecht hätte, denn das Lachen ist eine zu angenehme Sache, als daß man gerne den Begriff des Stolzes damit verbände. Eher mögte ich ihn mit einigen Arten des Weins verbinden, und besonders mit dem obengedachten. Was geht es die alten Weiber an, wenn das Blut des heiligen Januarius nicht fließen will? Sie müssen sich etwa sehr wichtig vornehmen, wenn sie ein Unglück beweinen, das über die Stadt kommen könnte. Aber wenn dies auch geschieht, so sind sie gewiß die letzten, die darunter leiden; sie haben nichts zu verlieren, als einen Spinnrocken, etwas altes Geschirr, und ein Bißchen Leben. Aber sie heulten und weinten, und glaubten wahrscheinlich dadurch Theil an der Wohlfahrt des Staats zu nehmen.

Männer habe ich nicht weinen sehen. Einer, mit dem ich redete, bediente sich des Ausdrucks: das Wunder würde geschehen, *quando piaccra a Dio*, (wenn es Gott gefallen wird).

Es gefiel für jetzt dem lieben Gott nicht, und die Paar kleinen Stückchen fielen in dem Fläschchen immer hin und her. Der Priester war jetzt an der Stelle, wo ich stand; aber zu meiner Verwunderung reichte er mir die Kapsel nicht zum Küssen, sondern vermied dies, wie es mir schien, absichtlich. Vielleicht hatte ich irgend einen satyrischen oder ketzerischen Zug nicht aus meinem Gesicht tilgen können, oder der Priester mußte sonst bey mir eine feine Witterung von Unglauben an dies Wunder haben. Kurz, ich bekam die Kapsel nicht zu küssen, ob ich gleich den Mund schon dazu gespitat hatte. Ohne darüber untröstlich zu seyn, fiel mir die Sache doch etwas auf, und ich hätte gern untersucht, woher dies kam?

Nicht lange darauf bemerkte ich einige feingekleidete Leute, die in den Kreis bineintraten, niederknieten, und zum Kufs gelangten. Ich

gesellte mich zu ihnen, kniete auch nieder, und nun hatte ich das Glück die Kapsel zu küssen, worin das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt wird, sie an meine Stirne gelegt zu fühlen, und sie sodann wieder zu küssen. Es schien, als sollte ich mein Verlangen nach dem Kufs erst recht sichtbar zu erkennen geben, ehe ich dieses Glücks theilhaftig würde.

Beneiden mich vielleicht einige meiner Landsleute, daß ich die berühmte Kapsel geküßt habe, so kann ich ihnen zum Trost sagen, daß es weit angenehmer ist, einen schönen Mund, oder eine schöne Wange zu küssen, als diese kleine Stocklaterne, und ich rathe ihnen, wenn sie eine Gattin, eine Geliebte, oder einen redlichen Freund haben, diesen den Kufs zu geben.

Dem Priester, der bis jetzt die Kapsel getragen hatte, mochte der Arm von dem vielen Umdrehen müde geworden seyn, und er gab sie einem andern. Ich stellte mich nun noch einmal in die Reihe derer, die noch nicht zum Kusse gelangt waren, um zu sehen, ob auch

dieser die Witterung von einem Ungläubigen hatte. Und siehe, auch dieser gieng bey mir vorbey, und versagte mir auf diese Art den andächtigen Kufs. Indefs war ich jetzt noch leichter getrostet, da ich ihn einmal weg hatte. Uebrigens weiß ich diese Zurücksetzung nicht zu erklären; denn ich bin nicht stolz genug, anzunehmen, daß der heilige Januarius, der heute schon ein Wunder zu thun hatte, noch ein zweytes gethan, und den Priestern ins Ohr geraunt hätte, daß ich ein Lutheraner sey. Dies ist auch deshalb um so unwahrscheinlicher, da der Heilige, wie man nachher sehen wird, es gar nicht ube! genommen hat, daß ich seine Kapsel gekußt habe.

Es wäre hier noch zu untersuchen, zu welcher Gattung man diesen Kufs eigentlich zu rechnen hat. Ein Dichter, mir dünkt Lessing, nennt eine Menge Küsse, um den süßesten davon herauszusuchen, nemlich den, welchen man einem Vater, einer Schwester, einem Freund, einer Geliebten gibt; aber er nennt keinen darunter, den eine Stocklaterne bekommt. Ich

bin geneigt, ihn unter die Gattung der heiligen Küsse zu rechnen, deren es in Italien eine große Menge gibt, und wozu auch diejenigen gehören, wodurch man dem Apostel Petrus in der Peterskirche in Rom beynahe den einen Fuß abgeküßt hat. Sollte man diese allgemeine Erklärung nicht befriedigend genug finden, so bin ich nicht ungehalten darüber, da ich noch nicht tief in diese Materie eingedrungen bin, und überlasse die nähere Untersuchung vielmehr dem Verfasser, der sein ganzes Buch über den Kufs geschrieben hat.

Als die heilige Kapsel den ganzen Zirkel gemacht hatte, und einige tausendmal geküßt worden war, verlor sich das Volk allnählig, und der Priester trug sie auf den Altar zurück. Es war Mittag, und nur ungefehr hundert Menschen befanden sich noch in der Kirche. Es war also kein Anschein da, daß das Blut jetzt flüssig werden würde, und ich entfernte mich ebenfalls; freilich, ohne das Wunder gesehen zu haben, aber doch in der Lage, es mir sehr leicht denken zu können.

Auch war ich hierüber um so weniger betroffen, da ich das Wunder im Grunde schon einmal gesehen hatte, nicht in Neapel, sondern in Göttingen. Auch verrichtete es dort nicht der heilige Januarius, sondern der Hofrath Lichtenberg, in dem Collegio über die Experimentalphysik. Dieser hatte nemlich eine kleine Flasche mit geronnenem Blute; das nach einigem Erwärmen in der Hand, und nach einigem Hin- und Herbewegen flüssig wurde; auch war das Recept zu bekommen, um es in der Apotheke machen zu lassen.

Ich hoffe nicht, daß die rechtgläubigen Katholiken sich hierdurch werden irre machen lassen; sie brauchen sich bloß zu erinnern, daß die Wunder Mosis auch durch ägyptische Zauberer nachgemacht wurden, um sich hierüber völlig zu beruhigen. Und so wie diese Zauberer nicht alles dem Mosis nachmachen konnten, so ist es auch hier; denn ich glaube, daß Lichtenberg auf keine Weise seine Zuhörer dahin hatte bringen können, seine Flasche zu küssen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags erscholl endlich der Kanonendonner von St. Elmo, und verkündigte, daß das Wunder geschehen, und das Blut flüssig geworden sey. Ich schloß daraus, der Heilige sey auf keine Weise unwillig darüber, daß ein Ketzer seine Kapsel geküßt habe; ja, ich mögte die Vermuthung wagen, auch die Nähe eines Ketzers würde das Wunder nicht verhindern, wie man in Neapel sich einbildet; und auch einigemal öffentlich geküßt hat. Ich glaube vielmehr, der Heilige habe, unter seinen übrigen Tugenden, auch die schöne Tugend der Duldung besessen, und mögte sie hierdurch allen seinen Verehrern dringend empfehlen. Sie werden sich dadurch weit mehr als wahre Christen zeigen, wie durch alle heilige Küsse und heilige Ceremonien.

Uebrigens hat der heilige Januarius seit einiger Zeit etwas an seinem Ruf gelitten, und sogar das Schicksal gehabt, das in unsrer Zeit so viele Menschen haben: sich den Namen eines Jacobiners zuzuziehen. Als nemlich die Franzosen hier waren, und die Republik, die

sich als keine sonderliche Freundin der Heiligen ankündigte, gestiftet hatten, wurde sein Blut flüssig, wie gewöhnlich. Was konnte man anders daraus schliessen, als daß der heilige Januarius ein Jacobiner sey? Kurz, er hat einen Stols bekommen, und der heilige Antonius scheint an seine Stelle treten zu wollen, welches mir gar nicht auffallend scheint. Da wir in einem Zeitraum leben, worin man Könige absetzt und macht, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch einen Heiligen absetzen, und einen andern an seine Stelle erheben soll. Wer ihm das Recht gibt, ein Heiliger zu seyn, der, denke ich, kann es ihm auch wieder nehmen.

Genug für heute. Sollte diese Absetzung wirklich zu Stande kommen, so werde ich nicht unterlassen, es meinem Vaterlande bekannt zu machen. Auch werde ich außerdem Gelegenheit finden, noch einmal zu diesem Heiligen zurückzukehren, welches um so mehr meine Pflicht ist, da ich jetzt unter seinem Schutze lebe, und mich seiner Gnade nicht genug empfehlen kann.

Der Tempel des Priap bey Neapel.

Da, wo schauerlich sich der Mund des Pausilippus
aufthut,

Und ein unabsehbars Thor vor Parthenope bildet;

Da, wo die Kirche der Mutter Gottes am Fulse des Berges
steht,

Und der Könige Hof alljährlich in Herrlichkeit glänzet,

Dort war einst dem frechen Priap ein Tempel erbauet.

Wenn zur Erde die Nacht mit schwarzem Flügel herabsank,

Sammelten sich an seinem Altar der Jungfrauen Schaar,

Und es mahlte sich ihnen der Mäun und der feurige
Jüngling.

Unterdess zwischen Gestirnen am Himmel die kosche

Elana

Wandelte, Rummten auf Erden des Priaps unkosche

Opfer,

Und in des Tempels mächtlichen Hallen verblühte die

Unschuld.

Ein Jahrtausend war lange zur Ewigkeit eingegangen,
Als hininkende Trümmer noch laut die Thaten erzählten,
Welche vordem allhier der Heiden Söhne begingen.

Aber Parthenope's Söhne, die frommen Christen,
Begannen,
Heiligen Eifers voll, des Frevels Gedächtniß zu tilgen.
Schnell verschwand vom der Erde die Spur des unheil-
ligen Tempels,
Und es erhob die bescheidene Stirn ein Tempel der
Jungfrau,
Wo sich der Christen heilige Schaar im stillen Geboten
Heils ergoß, und die Greuel der blinden Heiden ver-
söhnte.
Also geschah es, und heilig ist jetzt der unheilige Tempel.

Doch es erhebt der Spottenden Schaar die tönende

Schlange

Ob des Eifers der Christen, und ihres heiligen Rausch.
Seidom, also erzählten sie laut, aus seinem Besitze
Gott Frispuß vertrieben sich sah, begann der Verruchtes
Freudlich einzuziehen in die frommen Häuser der Christen,
Und sie mit frevelnder Lust zu seinem Tempel zu bilden.
In dem Schöße der Jungfrau Neapel ist ihm kein Palast,
Ist kein Haus, o weh! und keine Hütte zu finden,
Wo der Euerle nicht seinen Altar, nicht seine Verehrer

sich erah, und der einst am Fuße des Pausilippus
herrichte,
Ist anzu zum Herrscher am weiten Golfe geworden.

O erbauet, ihr Christen, von neuem den
Tempel des Priap, daß er aus euren Häusern
entflich, und das seine bewohne!

Die Villa reale.

Dieser Spaziergang, welcher der einzige in
Neapel ist, wurde vor etwas mehr als zwanzig
Jahren angelegt. Er liegt in der Vorstadt Chia-
ja längs dem Meer, so daß auf der einen Sei-
te denselben die Straße, auf der andern das
Meer ist. Er läuft von Morgen gegen Abend,
also in gerader Richtung gegen den Pausilipp;
doch ist er von demselben noch über tausend
Schritte entfernt.

Ich will diesen Spaziergang in dem fernen
Süden Europa's, der in mehreren Stücken et-

was merkwürdiges hat, meinen Lesern anschaulich zu beschreiben suchen, um ihn ihrem Urtheil zu unterwerfen, und nur zuletzt als Augenzeuge das meinige hinzufügen.

Die Villa ist ein ebener länglicht viereckiger Platz am Ufer des Meers, der über 700 Schritte in der Länge, und 76 in der Breite enthält. Er ist an den drey Landseiten mit einem eisernen Gitter umgeben, an der Meerseite aber mit einer niedrigen Mauer, und hat zwey Eingänge, den einen gegen Morgen, den andern gegen Abend. Vor beiden stehen Schildwachen.

Die Hauptanlage des Spazierganges besteht in zwey verdeckten Laubengängen, die parallel mit einander die ganze Länge der Villa hinunterlaufen, und nur in der Mitte unterbrochen sind. Unter diesen, und neben denselben hat man Schatten. Zwischen ihnen ist ein breiter leerer ganz ebener und offener Weg in der ganzen Länge der Villa. An beiden Seiten aber, nach dem Meer, und nach der Straße zu, sind kleine Zierathen angebracht. Am Meer sind

viereckigte Rasenflecke, und nach der Straße zu kleine Beete mit Buchsbaum eingefast, von verschiedenen Formen und Krümmungen. An denselben stehen kleine Citronenbäume, und Büsche, die in gewissen Jahreszeiten Blumen tragen. Außerdem sind an beiden Seiten der Laubengänge kleine runde Wasserbehälter mit einer kleinen Fontaine in der Mitte.

Das bey weitem Merkwürdigste in der Villa sind die Kunstwerke. Ungefähr in der Mitte derselben steht der berühmte Toro, oder die größte Marmorgruppe aus dem Alterthume. Sie besteht aus zwey männlichen und zwey weiblichen Figuren, mit dem Stier in der Mitte, alles etwas mehr als Lebensgröße. Außerdem sieht man viele kleinere Figuren von Menschen und Thieren daran. Von dem Werth dieser Gruppe werde ich in dem Abschnitt: Mahlerei und Bildhauerkunst in Neapel reden.

Die Gruppe steht auf einem viereckigten Piedestal, und zwar in einem großen runden Wasserbecken von Marmor. Unten an dem Pie-

destal sind natürliche Felsstücke angebracht, aus welchen Wasser in dünnen Strahlen springt.

Dies Wasser sammelt sich um die Gruppe her, so daß dieselbe auf einer Insel steht, und es hat seine verborgenen nicht immer sichtbarer Schönheiten. In demselben nämlich sind eine Menge kleine Fische von den schönsten Farben. Kaum entdeckt man an den gefiederten Bewohnern der Luft so schöne Farben, als an diesen kleinen Söhnen des Meers. Einige glänzen wie das feinste Gold, andere wie Silber; dieser ist purpurfarben, jener violet, dieser hat einen schwarzen Kopf mit rothem Rücken, jener umgekehrt, dieser ist grünlicht, jener bunt gesprenkelt; kurz, man kann nicht leicht etwas schöneres sehen, als diese kleinen Fischchen. Auch haben sie fast eben so viele Bewunderer als die Gruppe, um welche sie schwimmen, und werden häufig von den Spaziergängern gefüttert.

Am Anfange der Villa, wenn man von der Seite der Stadt kommt, stehen noch zwey antike Statuen, nämlich ein Commodus mit einem

totten Knaben, den er sich über den Rücken geschlagen hat, und ein Fechter: am andern Ende aber sind zwey leere Piedestale, welche noch ihre Bildsäulen erwarten. Ausserdem ist am Eingange der Villa zur Rechten ein Kaffeehaus mit einigen Billards, zur Linken ein Wachhaus.

Dies ist das Locale und Innere dieses Spazierganges. Da er der einzige in Neapel ist, und man davon, so viel ich weiß, noch keine Zeichnung hat, so lasse ich einen Grundriß nach einer genauen Ausmessung davon abdrucken, und ich glaube, man wird einen sehr anschaulichen Begriff dadurch erhalten. Hier ist die Erklärung des Grundrisses:

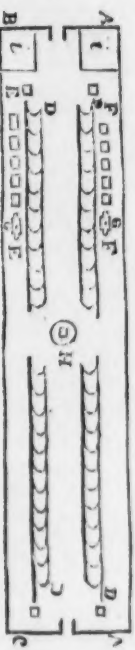
aa ist die niedrige Mauer nach dem Meere zu,

ab ca ist das eiserne Gitter an den andern drey Seiten,

dd sind die verdeckten Laubengänge,

ee sind die Beete mit Zierathen von Buchsbaum, welche die ganze Villa hinunterlaufen.

1 1 of



ff sind die länglichten Rasenflecken nach dem Meer zu, die man sich ebenfalls der ganzen Länge nach denken muß.

gg sind die kleinen Springbrunnen nach der Form des Gegitters um sie.

h ist die Marmorgruppe; der Toro. Am Anfange der Laubengänge sieht man zwey kleine Vierecke, auf denen der Commodus und der Fechter stehen.

ii sind das Kaffeehaus und Wachhaus.

Man denke sich diesen Grundriß in der gehörigen Größe nach dem verjüngten Maßstabe, und man hat ein treues Bild von der Villa. Der Platz von der Mauer am Meer, bis zum Laubengange ist 16 Schritt breit, die Laubengänge selbst sind 8, und der Platz zwischen ihnen 20 Schritt breit. Uebrigens findet man 244 steinerne Bänke zwischen den Bäumen, welche die verdeckten Gänge bilden, und die ganze niedrige Mauer am Meer hat einen Absatz, auf welchem man bequem sitzen kann.

So ist die oftgenannte Villa beschaffen, und dies ist alles Wesentliche, was man darin ent-

deckt. Aber obwohl ich glaube, sie genau beschrieben zu haben, so würden meine Leser doch durch ein einziges Anschauen derselben einen weit deutlichereu Begriff davon bekommen. Ich füge also noch eine kleine Kritik hinzu, die hier beinahe unumgänglich nöthig ist. Ueberhaupt halte ich es für die Pflicht des Schriftstellers, der in einem fremden Lande lebt, alles, was ihm lobenswürdig oder tadeloswerth erscheint, ans Licht zu bringen, um dadurch das zu Vermeidende und das Nachzunehmende für sein Vaterland aufzustellen.

Bey einem prüfenden Ueberblick der Villa, und bey einer forschenden Untersuchung ihrer Einrichtung ist es fast unmöglich, nicht neben dem Vornüthigen eine Menge Fehler und Zweckwidrigkeiten darin zu entdecken.

Dieser Ort ist zu einem öffentlichen Spaziergang in einem heißen Klima bestimmt; was ist also das erste, das man darin erwarten könnte? Ich dachte, hohe, schattigte Bäume mit weitverbreiteten Zweigen, unter denen man Kühle fand, und deren Dauer mehrere Gene-

rationen erfreuen könnte. Aber was entdeckt man dagegen? Zwey Laubengänge von sehr unansehnlichen Pappeln und Weinstöcken, die unter der Scheere müssen gehalten werden, die einer fast ununterbrochenen Wartung bedürfen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, und die dessen ungeachtet höchst vergänglich sind. Ich brauche nur einige Winke darüber zu geben, um dies unverkennbar zu machen.

An den Seiten der Laubengänge sind hölzernes Gitter, bey weitem keine zwey Finger dick, über welche das Laubwerk rankt; um die Wölbung aber hervorzubringen, bedient man sich ganz schwacher Tonnenreifen, die man an Latten nagelt, und die dann auch, wie man leicht errathen kann, in kurzer Zeit wieder abspringen, und die Zweige der Laube in den Gang herunterhängen lassen. Dann nagelt man sie wieder an, und immer wieder, und hat viele tausend Reifen nöthig, und eine Menge Arbeiter und Gerüste. Hat man je etwas ähnliches in einem öffentlichen Spaziergange gesehen?

In einem kleinen französischen Garten sieht man wohl sonst einen verdeckten Gang angebracht, der wenig Schritte lang ist, und den ein Gästner in acht Tagen zur Noth wieder in Stand setzt; aber Laubengänge, 700 Schritte lang — welche Ungeheuer, und welche Reparaturen! Die Unterhaltung der Villa kostet jährlich mehr, als sie, die Kunstwerke ausgenommen, im Ganzen werth ist.

Und wozu diese ängstlichen Laubengänge, wenn das Klima durchaus einen schattigten Wald fodert? Es ist wahr, daß diese Laubengänge unten offen sind, und daß die Seiten aus vielen Bogen bestehen, zwischen denen man eine freie Aussicht hat, aber an Kühlung darin ist nicht zu denken. Und was ist in Neapel nothwendiger als Kühlung? Schöne Aussichten hat man überall.

Man kann vielleicht manches auf diesen Tadel antworten. Es wachsen nicht alle Bäume am Meer, kann man sagen, und man mußte die wahlen, die hier fortkommen. Das wäre ein starker Einwurf, und würde einen großen Theil

der Kritik ungültig machen. Ich bin kein Gärtner und kein Forstbeamter, und weiß nicht, welche Bäume am Meer wachsen, und welche nicht; aber ich habe dennoch etwas zu antworten. Nicht weit von der Villa ist der Garten des Kronprinzen dicht am Meer. In diesem sieht man einige hohe dickbelaubte Acacien, und mehrere andere hohe Bäume, die einen starken Schatten geben. Sollten also keine Linden, oder wilde Kastanienbäume u. s. w. am Meere wachsen, wie aber noch erst zu untersuchen ist, so gibt es doch viele andere Arten, die gut an demselben fortkommen. Warum wählte man doch Weinstöcke, die so viel Wartung gebrauchen, die in Italien so äußerst alltäglich sind, und wovon man die Trauben nicht einmal gebrauchen kann, weil sie inwendig im Schatten hängen? Wenn aber Pappeln dastehen sollten, warum überließe man sie nicht der Natur, und verbannte sie durch die Schere? Jetzt sind es bloße Krüppel.

Vielleicht sagt man, es dürfte nicht zu viel Schatten angebracht werden, weil die Villa

auch ein Spaziergang im Winter seyn sollte, und dicke Bäume zu viel Feuchtigkeit unterhalten würden. — Aber die Villa ist 7 bis 800 Schritte lang, und man konnte sehr leicht die eine Hälfte sonniger lassen, unterdeß die andere Kühlung gab. Auch könnte man Sonnenschein genug genießen, wäre der mittlere Weg zwischen den Laubengängen frei geblieben, und hatte man an beiden Seiten nur gehörige Bäume angebracht.

Uebrigens sind die Laubengänge jetzt *) in sehr schlechtem Zustande, und es hängen gleichsam die Fetzen von ihnen herunter. An einem Orte hat man das heruntersinkende Gewölbe durch zweitausend Tonneneisen wieder in die Höhe gedrängt, aber an andern droht es, sich auf das Haupt der Lustwandler herabzulassen. An Ausbessern hat es nicht gefehlt. Man hat diesen Sommer viel daran gearbeitet, oder vielmehr geliebt.

*) Im October 1864.

Indem ich dieses schreibe, habe ich bemerkt, daß man die eisernen Stäbe zählt, welche das Gitter um die Villa ausmachen; vielleicht steht ihr eine Veränderung bevor. Aber man sollte lieber sein Augenmerk auf die verkrüppelten Bäume richten.

Was die 22 Buchsbaumbeete, die auf der einen, und die 22 Rasenfläche, die auf der andern Seite liegen, betrifft, so, glaube ich, kann man sie mit eben dem Recht antasten, wie die verdeckten Gänge, wo nicht mit mehrerm. Wozu soll beides eigentlich dienen? — Zu Zierathen — Gut! Aber sind Beete, mit Buchsbaum eingefast, die kleine Kränzchen, Ovale, Schneckenlinien u. s. w. bilden, eine Zierath für einen öffentlichen Spaziergang? Sind Rasenfläche mit kleinen Wegen darzwischen, die einen halben Fuß breit sind, passende Gegenstände am Meer? Man scheint einen kleinen Lustgarten am Hause mit einem öffentlichen Spaziergange verwechselt zu haben.

Die Buchsbaumeinfassungen werden übrigens im Sommer alle Morgen mit unglaublicher

Muße begossen. Man denke, was es für eine Arbeit sey, Beete, die 20 bis 24 Schritte lang und 8 breit, die dabey ganz mit Schnörkeln von Buchsbaum angefüllt sind, nach allen Krümmungen der Figuren zu begießen. Man hätte viele Strassen, in denen die Menschen den Sommer hindurch vor Staub beinahe erstickt sind, dafür begießen können. Eine ungeheure Mühe wird aufgewandt, um etwas Fehlerhaftes zu verpflegen.

Die Rasenflecke werden nicht begossen; aber sie haben dafür auch im Sommer ein seltsames Ansehen. Bei Rasen denkt man sich etwas grünes; man irrt sich. Bei diesem hier muß man an goldgelb und braun denken. Diese Farbe trägt er sechs Monate hindurch. Das möchte noch hingehen; aber er macht dabei aus einem breiten Spaziergange einen schmalen, so wie die Buchsbaumbeete, und es bleibt nur ein wenig Raum an beiden Seiten übrig.

Es ist wahr, daß auf den Buchsbaumbeeten an allen vier Ecken ein Citronenbaum, und in der Mitte noch ein Strauch mit Blumen steht.

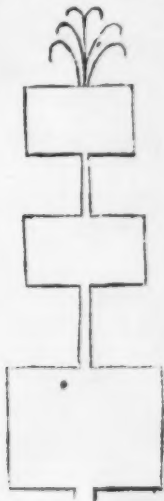
Aber

Aber die Citronenbäume sind etwas höher, wie ein Mann, und kaum kann ein Kind Schatten darunter finden. Ist es möglich, in Neapel Citronenbäume an einem öffentlichen Spaziergange stehen zu lassen, und solche elende Citronenbäume? Dreihundert Schritte davon, gegen den Vommero zu, findet man Gärten, worin dunkle Wälder von Citronenbäumen sind. So etwas will man noch weit mehr an einem öffentlichen Orte.

Fremden, welche die Villa zum erstenmal sehen, erscheint sie wie eine schön angelegte Landstraße, und diese Vorstellung erweckt wirklich der leere Weg zwischen den beiden Alleen lebhaft. Wiener, die an ihren Prater, und Berliner, die an ihren Thiergarten gewohnt sind, müssen ihn freilich sehr kahl finden; aber nicht in Wien und Berlin allein, in jedem Lande in Deutschland sind bessere Spaziergänge, ja in jeder mittleren Stadt, worin ein tüchtiger Polizeibürgermeister ist.

Uebrigens sind noch einige Zierathen in der Villa. In dem eisernen Gitter stehen in

abgemessenen Räumen gemauerte Zwischensätze, und an diesen ranken Bäume in beigefügter Gestalt hinauf. Fragt man mich, was dies für Bäume sind, so weiß ich nichts zu antworten,



als daß sie halb von der Natur, halb von der Scheere gebildet sind. So ganz regelmäßig und viereckigt, wie sie in dem Abdruck erscheinen, muß man sie sich nicht denken; bis zu dieser Höhe der Vollkommenheit hat man es nicht zu bringen vermocht. Aber an einigen Orten ist sie beinahe erreicht. Man muß von der Zukunft das übrige hoffen.

Fragt man mich, wozu diese Bäume dienen, so weiß ich gar nichts zu antworten. Uebrigens sind es Citronenbäume, die keine Citronen tragen.

Ob man das alles in Deutschland glauben wird, was ich von der Villa gesagt habe? — Es ist schwer zu glauben, aber es ist wahr, und gerade so wahr, wie es erzählt ist, ohne Zusätze, ohne Verunstaltung. Man komme und schaue, oder man frage die, welche seit Anlegung der Villa in Neapel gewesen sind; denn ich will es niemandem zumuthen, daß er einige hundert Meilen machen soll, um einen fehlerhaften Spaziergang zu sehen.

Ich weiß nicht, wer ihn angelegt, oder ausgehen hat, und will es jetzt nicht wissen; ich habe es mit der Sache, und nicht mit der Person zu thun. Von jener aber konnte ich nicht anders schreiben, wenn ich davon schreiben wollte. Ich bin der Freund der Neapolitaner, und wünsche, daß sie die meinigen seyn mögen; aber ich habe eine Freundin, die mir noch mehr am Herzen liegen, und der ich, besonders wenn ich schreibe, alles aufopfern muß. Diese Freundin heißt Wahrheit, und ich werde sie auch in der Zukunft immer vor Augen zu behalten suchen.

Ich betrachte Neapel als ein großes Buch, das ich studire, und sodann beurtheile. Mit Freuden wollte ich recht viel Gutes davon sagen, und ich thue es, so oft ich auf eine schöne Stelle darin stoße, *con amore*. Aber dieses Buch hat selten u. s. w. — es hat vielmehr u. s. w. u. s. w. u. s. w. — Kurz, dies Buch ist wie die Bibel, von sehr vielen geschrieben, und gibt Gelegenheit zu scharfen Kritiken. Manche deutsche Recensenten, besonders die un-

härtigen, würden kein gutes Haar daran lassen, und über das Fehlerhafte das Gute ganz vergessen. Ich werde jenes so schonend wie möglich vorzutragen, und dieses hoch herauszuheben suchen, ich werde das Gute eher verschönern, als das Böse verschlimmern. Aber das Letzte ganz zu verschweigen, das werde ich nie über mich vermögen, so lange man mir nicht Gewalt anthut, sumal da ich überzeugt bin, daß man aus einer Kritik mehr lernen kann, als aus einem Lobe. Ich wünschte, daß man in Neapel hineinschaute, *sicquam in speculum*, und daß die deutschen Städte ihr eigenes Portrait mit den Gegenständen um sie her daraus beurtheilen lernten. Dies ist mein Hauptzweck, und ihm muß ich die übrigen Rücksichten unterordnen.

Obwohl ich auch weiß, daß man weit anziehender und schöner schreiben kann, wenn man alles in einem glänzenden Lichte darstellt, und zu erheben sucht, so wird mich dieser Vortheil doch nie dahin bringen, nur einen kleinen Theil der Wahrheit aufzuopfern; denn was

will nicht wissen, wie die Gegenstände in dem Kopfe eines Schriftstellers, sondern wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Er muß die Sachen nicht ins Idealische zeichnen, er muß sie in den kleinsten Zügen nach der Natur darstellen. Wie viel aber jenes erste gethan haben, besonders von denen, die auf acht oder vierzehn Tage nach Neapel kamen; davon werde ich gelegentlich Beispiele anführen.

Aber zurück zur Villa! Damit man sieht, wie bereitwillig ich bin, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so will ich noch am Ende alles Gute zusammendrängen, das sich davon sagen läßt. Die Lage dieses Spazierganges ist so schön, daß es darin keine Promenade in Rom, Florenz, Wien oder Berlin mit ihm aufnehmen kann. Er hat das Meer dicht neben sich, und in diesem Meer liegt eine Insel, es bewegen sich darauf große und kleine Schiffe; in das Meer strecken sich zwei große Arme hinein, die einen schönen Golf bilden; der Pausilipp und das Cap Minervae. Von welchem Spaziergange sieht man etwas ähnliches?

Uebrigens ist auch die Landseite schon. Gegen Morgen, fast über die Villa, ragt der Hügel Pizzo Falcone mit seinen hohen Häusern hervor, und in Norden steigt die prächtige Höhe St. Elmo mit ihrer Mauerkrone in die Luft. Wo ist ferner ein Spaziergang in der Welt, der einen Toro aufzuweisen hat? Die größte Marmorgruppe aus dem Alterthum ist nur einmal da, und kann nur einmal da seyn.

Fragt man, wie denn die Villa eigentlich eingerichtet seyn sollte, so ist die Antwort sehr leicht. Man setze, statt der bedeckten Gänge zwei Reihen schattigter Bäume hin, und statt der Buchsbaumbeete und Rasenflecke ebenfalls zwei Reihen, so daß an jeder Seite drei Reihen Bäume sind, man umgebe die Marmorgruppe in der Mitte mit einem Kreuz von dicklaubigen Bäumen, und die Villa ist ein angenehmer, natürlicher Spaziergang, in welchem man keine Buchsbaumbeete zu begießen, und keine Puppenfußsteige zwischen Rasenflecken zu reinigen hat.

Wundert sich jemand, daß über einen Ort,
wie die Villa, so viel gesagt ist; so rufe ich
ihm noch einmal zu: dieser Ort ist der einzige
Spaziergang in Neapel.

Die fehlende Röthe.

Alldinnigsch schimmert glänzendes Roth im weiten
Neapel.

Purpurn liehelt der Wein in des Pokales Kristall;
Und die schimmernde Traub', und die Wangen der He-
belen Fürstlich.

Winkt zum süßen Genuß rüchlich und lockend heran.
Herrliches Roth verstreut die Noe', und die Nelk', und
die Blüthe.

Sprossender Baum', und der Luft Morgen- und Abend-
gewölk.

Auch der Gesundheit Roth erblickt man auf feurigen
Wangen!

Eine Röthe nur fehlt, ach, die Röthe der Scham.

D i e R e i s e .

Ein großes, ein erhabenes, ein nie genug gekanntes und verehrtes Wesen macht seit Jahrtausenden eine Reise von Süden nach Norden, vom Aequator zum Polarkreis. Was Gutes und Schönes und Edles auf Erden vorhanden ist, begleitet dies Wesen, das einen Kranz der Unsterblichkeit um seine Stirn, in der Rechten eine wehende Rolle mit Flammenschrift, in der Linken eine hell leuchtende Fackel trägt. Zuerst sey das Geleit genannt, in welchem es über den Erdball wandelt. Die Dichtkunst mit begeisterten Blick, mit Lorbeeräweigen im Haar, und in weißem einfachen Gewande beginnt den großen Zug; hinter ihr tanzen in lieblichen Reihen die schönen Künste, und ihre Gestalt, ihr Antlitz trägt das Göttliche in menschlicher

Form, erhebt sich zum Urbild, zur schönen Vereinigung des Vollkommenen. Auf sie folgen in weitverbreiteten Schaaren ernste Gestalten mit Eichenlaube geschmückt. Sie tragen den Griffel der Geschichte, sie tragen Messketten, und die Elemente, sie tragen die Erd- und Himmelskugel, und reichen sich schwisterlich einander die Hände. Es sind die Wissenschaften, und ihre Gewänder haben alle Farben des Himmels und der Erde. Auf sie folgt eine erhabne halbverhüllte Gestalt, mit tiefsinniger Stirn und denkendem Antlitz, die mit scharfem Auge das Ganze überschaut, und die Gesetze desselben grubelnd abwägt. Es ist die Weltweisheit, und sie schließt die wandelnde Schaar.

Mitten in diesem schönen Zuge geht jenes Wesen, über alles erhaben, alles umfassend. Zur Rechten wird es von der Religion unterstützt, die ihr Antlitz gen Himmel richtet, zur Linken lehnt es sich auf einen ruhigen Alten, der einen Pflugschaar trägt. Es schreitet langsam aber unaufhörlich; unter seinem Schritt sprossen alle Herrlichkeiten der Erde hervor,

und versinken wieder, wenn es vorüber gegangen ist. Es durchzieht die Theile der Erde, aber in Jahrtausenden.

Wer nennt dieses Wesen? Wem sich das große Buch der Weltgeschichte aufthat, wer mit forschendem Blick die aufblühenden und hinsinkenden Nationen der Erde überschaute, dem hat es sich nun schon selber genannt: es ist die Cultur der Menschheit.

Wird es Licht in deiner Seele, theurer Leser im Norden? Ja, dies Wesen macht eine erhabne Reise von Mittag gegen Mitternacht, und überall, wo es weilte, laßt es Spuren auf Jahrtausende zurück.

Im grauen Alterthum, als die Menschen Menschen zu werden begannen, ging es an den Ufern des Euphrat hervor, und strebte zuerst mit dem Thurm Babylons gen Himmel. Es schaute von den Ebenen Babylons zu den Sternen, und umfasste mit scharfem Blick ihren Lauf. Es erbaute die Stadt mit hundert Thoren, und zog die Riesenmauer, dies Wunder der Vorwelt, um sie her.

Von Babylon und Assur zog es hinab in das Thal am Nilus, und beschrieb mit seinem Finger die ewigen Pyramiden. Es meißelte aus Felsen die Gigantenschaar der Obeliskten, die bis zum Abend des Weltgerichts das Staunen der Nationen seyn werden, und bildete das Labyrinth in Thebis. Es hauchte dem ernsten Moses seine Weisheit ein, es wies dem Erguß des Nilus Schranken an, und grub den See Moiris.

Von Aegypten zog das erhabne Wesen weiter, setzte den einen Fuß auf Persien, und ließ dort Persepolis zu unermesslichen Trümmern nach Jahrtausenden zurück. Mit dem andern berührte es Phönizien und Palästina, half den Tyriern ihre Schiffe erbauen, und bildete die Säulen am Tempel Salomonis. Es sang aus dem königlichen Dichter die himmlischen Psalmen, that den Mund des Salomo zu weisen Sprüchen auf, und schrieb durch die Propheten das Erhabenste, was je Menschenhand schrieb.

Berührte, sagte ich? Ja, es berührte diese Gefilde an der Gränze Asiens nur, und zog von

Aegypten hin nach Griechenland, zu dem Beginn unsers Welttheils, dort in seiner lieblichsten Gestalt, in seinen höchsten Reizen hervorzugehen. Mächtig führte es den Griffel der Dichter, der Weisen, der Geschichtschreiber, sprach durch den Mund des Socrates und Demosthenes, und gab den Meisterstücken der Natur, Alcibiades und Aspasia, ihren höchsten Reiz. Voll Begeisterung ergriff es den Meißel der Bildner, und besesselte die Hand des Zeichners zum hohen Ideal. Noch ist, was der Griffel, was der Meißel erschuf, die Lust des Auges, die Wonne der trunkenen Seele.

Aber ach, es wollte auch hier nicht, und machte sich auf, hinzuziehen in die schönen Gefilde Welschlands. Mit offenen Armen empfangen es die erhabnen Consuln, und die Kaiser bahnten ihm freudig den Weg. Es gab Rom seine Herrlichkeit, und ließ Griechenland an den Gestaden des tyrrenischen Meers wieder aufblühen. Es erhob mächtig seine Stimme in Virgils erhabnen Gesängen, und drang durch den Mund des Cicero an die Seele. Es gab den

Casara den Zepter über den Erdball in die Hand, gab ihren Namen die Ewigkeit auf der Erde. Augustus, Hadrianus, Antoninus, Marc Aurel, euer Name sey mit Jubel genannt, wenn jenes erhabenen Wesens gedacht wird.

Vermogten sie es zu fesseln in Italiens meerumflossnen, gebirgumlagerten Gefilden? O weh! Seine Fackel erlosch Jahrhunderte hindurch, und seine Spur war verloren.

Wo ist es nun? Wohin ist es gewandelt? Mein Herz erhebt mir vor Wonne, und mein Geist jubelt laut, indem ich es sage. Es ist hinabgezogen zu den Auen Germaniens, zu Britanniens Insel, und in Galliens weite Bezirke. Athen, Rom, Corinth liegt an den Ufern der Spree, der Themse, der Seine. Mächtiger erhebt es dort seine Stimme, zahlloser sind seine Begleiter, und heller läßt es seine Fackel leuchten, als je vorher auf der Erde. Friedrich, Joseph, und auch du, Rußlands erster Casar, eure Namen trage das Wesen zu den Sternen, dem ihr mit mächtiger Hand die Bahn auf rauhen Gefilden ebnetet. Ach, dies Wesen ist

göttlichen Ursprungs, und göttlich sind seine Werke. Es singt himmlische Lieder in Klopstocks Harfe, es redet niedertonnernde Kraft aus Rousseau's Munde, und in dir, Britanniens Socrates, unsterblicher Addison, in dir spricht es die menschlichste Weisheit aus, die je gesprochen ward.

Wird es noch einmal sich aufmachen und wandeln? O nein, göttliches Wesen, weile bey uns! Ruhe nach der langen Wanderung, ruhe Jahrestende! Es ist eine weite Reise von Asien zu den Gestaden des baltischen Meeres, und zu Britanniens Gefilden; nun kannst du ruhen, und wir flehen in heißen Gebeten dich darum an. Strecke deine Fackel hoch in die Lüfte, und laß sie leuchten über Rußlands Öden, und Schwedens Bergen, aber weile bey uns! Sieh, im Norden thürmen sich dir Eisgebirge entgegen, welche der Fuß deiner Begleiter nicht zu erklimmen vermag, im Süden aber verschließen die Fürsten dir mit eisernen Thoren ihre Länder, und schlagen deine holden Gespielen in schwere Ketten. Es herrschen kei-

de Consuln, es herrscht kein August, kein Trajan, kein Marc Aurel mehr in Rom, verloscht ist in Athen seit Jahrtausenden das Gedächtniß der Archonten, Tyrus und Sidon ist hinabgesunken ins Meer, und Jerusalems Tempel ist Staub. In Aegypten erheben sich keine Pharaonen auf den Thron, und in Assur herrscht keine Senniramis mehr.

Ach, sie haben tief dein Scheiden gefühlt, die Länder, die du verließest, und die Trümmer deiner Wecke verkündigen nur noch, daß du einst hier weiltest. Es ist Nacht hinter dir geworden, und sie hängt schwer auf die Gefilde herunter, die dein Fuß einst betrat. Darum weile bey uns, erhabnes Wesen, Cultur der Menschheit, deine Reise von Süden nach Norden sey geendet; weile bey uns mit deiner holden Schaar auf ewig! Wohne in den Bezirken, wo man dir zahllose Opfer bringt, wo man dich wie eine Gottheit ehrt, und wo Myriaden deiner Zöglinge dein Daseyn verkündigen.

Einige Worte über einen Leipziger Bücher-Catalog.

Mein Freund Gräff in Leipzig hat mir seinen Catalog neuangeschaffter Bücher von der Ostermesse 1800. zugesandt. Ein solcher Catalog ist in Deutschland etwas Gewöhnliches, und man achtet wenig darauf; hier in Neapel wird er höchst merkwürdig, und erscheint in einem sehr glänzenden Lichte.

Warum? — Wer dies fragt, der komme nach Neapel, und weile nicht Tage, sondern Monate oder Jahre hier, und er wird sich selber sehr klar zu antworten wissen.

Wenn man vom königlichen Palast in Neapel nach St. Luciae geht, so sind rechts, unter dem Palais Actons, einige Laden, worin Kupferstiche, Gemälde, Bücher u. s. w. verkauft

werden. Hier las ich eine geraume Zeit hindurch die geschriebene Ankündigung eines Buchs, nämlich von dem Lebenslauf der verstorbenen Kronprinzessin. Daß die Ankündigung geschrieben war, das mag hingehen; aber das ganze Buch ist geschrieben, und wird, wie vor Erfindung der Buchdruckerkunst, im Manuscript verkauft; Preis 3 Carlin. Das ist arg. Man hatte es nicht bis zum Abdruck bringen können.

Ein bekannter Mann, dessen Name mir jetzt nicht einfällt, hat eine Beschreibung von Rom angekündigt, oder vielmehr eine neue Ausgabe seines Werks. Brown's medicinische Hefte sind übersetzt zu bekommen, Federici laßt seine Comedien in Padua drucken, in Florenz kommt ein Journal heraus, in Livorno auch eins, hier und da ist in den Zeitungen ein Buch angekündigt, und ein hiesiger Geograph gibt auf Pränumeration Specialkarten vom Königreich Neapel heraus.

Ich bin fertig mit dem, was ich hier von der italienischen Litteratur beobachten konnte;

dean gelehrte Zeitungen gibt es hier nicht, und ein Journal habe ich mit keinem Auge gesehen. Es kann seyn, daß mir manches entwischt ist, aber nach allem dem, was ich von andern hörte, und selber prüfen konnte, kann man mit der gesammten jährlichen Litteratur Italiens bald fertig werden. Hier in Neapel schränkt sie sich fast auf den Abdruck elender Operntexte ein, welche die Pächter der Schauspielhäuser von elenden Dichtern machen lassen.

... Fragt man nun noch, warum ein Bücher-catalog von der Leipziger Messe hier in einem glänzenden Licht erscheint? Ich denke, man hat eine vollwichtige Antwort erhalten. Es ist kaum glaublich, aber es ist gewiß: nach dem jetzigen Lauf der italienischen Litteratur kommen in diesem Lande in 50, schreibe fünfzig Jahren, nicht so viel Bücher heraus, als in Deutschland in einer Ostermesse. Ich bin erstaunt; und wer erstaunt nicht mit mir?

... Aber auch ohne Vergleichung mit Italiens Bettelarmuth erscheint dieser Catalog in einem gewissen litterarischen Glanze, den selbst Eng-

land und Frankreich bewundern muß. Alle Zweige des menschlichen Wissens sind darin abgehandelt, von der Sonne bis zum Samenstäubchen, von der Ceder bis zum Ysop. Die Mechanik des Himmels und die Verfertigung des besten Butterfasses, Homers Darstellungen nach Antiken gezeichnet, und grammatische Elementerbücher für Kinder, Reisen der Spanier nach jener Seite des Erdballs, und Streifereyen in den Harz, die Religion in ihrem weitesten Umfange, und Moral in Fabeln für die Jugend, das Ganze der Oekonomie, und die beste Art Hopfen zu bauen, alles dies Allgemeine und Besondre, Hohe und Niedrige, mit allen Abstufungen dazwischen ist darin abgehandelt. Jede neue Ffindung, jede neue Erscheinung erhält ihre kleine Bibliothek, und wird bis zur letzten Tiefe erschöpft. Die Kuhpocken, der Galvanismus, die Rumfordsche Suppe, die Thermolampe, die Sparofen, alle diese und tausend andere specielle Gegenstände, haben darin ihre Bücher, und werden mit Fackeln, mit Lichtern, und mit schmutzigen Lampen beleuchtet:

Dies muß in jedem cultivirten Lande erstaunlich scheinen, aber besonders in Italien, wo man keinen Begriff von einer solchen öffentlichen Verhandlung aller Erkenntnisse zu haben scheint, und wo sie dennoch so unendlich nöthig wäre. Mein Vaterland erscheint mir hier gleichsam in einem verklärten Lichte, als ein großes leuchtendes Magazin, worin alle Schätze des menschlichen Wissens aufgehäuft sind, und immer mehr aufgehäuft werden.

Es ist etwas sehr seltsames: an der Ecke des Gewandgäßchens in Leipzig werden in einer Ostermesse mehr neue Bücher angeschafft, als, nach der jetzigen Einrichtung, alle Buchhändler Italiens in vielen vielen Jahren sich anschaffen, und anschaffen können. Hat man je einen solchen Begriff von der italienischen Literatur gehabt? Welches Urtheil soll man davon fällen, welche Vergleichung machen? Es findet gar keine Vergleichung Statt.

Tausende werden vielleicht rufen: es wird in Deutschland zu viel geschrieben. Ich gehörte einst zu diesen Tausenden, aber seitdem ich

nich in Italien befinde, seitdem ich das Elend gesehen habe, das aus dem Gegentheil entsteht, bin ich aus ihrer Reihe herausgetreten, und habe einige Antworten auf ihre Einwürfe gefunden. Es ist wahr, daß in Deutschland viel Mittelmäßiges, viel Schlechtes geschrieben wird; aber es sind auch viel mittelmäßige und schlechte Köpfe dort vorhanden, die auch etwas für sich haben, auch etwas lesen wollen, und die an den Werken höherer Geister keinen Geschmack finden. Für diese Millionen sind jene Myriaden von Büchern da, und auch ein mittelmäßiges Buch kann den Geist bilden, oder Grundsätze der Tugend einflößen.

In der Sündfluth von Büchern, sagt man ferner, wird manches gute Buch ersäuft, und schwimmt unbemerkt vorüber. Es kann seyn; aber auch manches gute Buch nur. Im Ganzen schwimmt das Gute oben, und wird es auch einmal heruntergedrückt, so ist gewiß in dem umgebenden Haufen so viel Gutes zu finden, als unmöglich in dem einen Buche seyn kann.

Die vielen Bücher und das viele Lesen,

sagt man endlich, verbreitet eine gefährliche Aufklärung. Dies ist ein Einwurf, der eine längere Prüfung fordert, als hier an ihrem Ort seyn würde, und ich werde an einem andern von Aufklärung reden. Hier will ich nur einige Thatsachen bemerken, die etwas Licht geben können. In Paris, wo das Volk im Ganzen aufgeklärt ist, und in Neapel, wo es wahrlich dies nicht ist, wo es nicht liest, und nicht lesen kann, an beiden Orten ist eine große Revolution gewesen, an beiden Orten sind Grauel vorgefallen, vor denen jeden, jeden ein Schauer überfällt, an beiden Orten ist Menschenfleisch gegessen, und der Unschuldige mit Nägeln zerrissen worden. Die Aufgeklärten und die Nichtaufgeklärten haben einerley Grausamkeiten verübt, sind dieselben Kariben, dieselben Bluthunde gewesen, und Robespierre, der Erstgebohrne aller blutdürstigen Tyger, hasste Wissenschaften und Aufklärung.

Hieran kann es nicht liegen, aus Aufklärung kann nichts Gefährliches hervorgehen. Es muß einen andern Grund haben, und diesen

werde ich bey einer andern Gelegenheit ans Licht zu bringen suchen.

Aber aus Nichtaufklärung, aus Unwissenheit, aus Rohheit kann viel Erschreckliches hervorgehen, und ein Beispiel schon wird dies beweisen. In Deutschland hat man das frühe Beerdigen gefährlich gefunden, und so lange darüber geschrieben, bis alles aufmerksam geworden ist, alles Vorsicht gelernt hat. Will man wissen, wie man von den 20,000, die jährlich in Neapel sterben, 15,000, vielleicht weit mehr begräbt? Man wirft sie im Sommer und Winter, 24 Stunden nach ihrem Entschlummern, nackend in eine weite Höhle, die oben eine Oeffnung hat, und worin schon eine Menge Todte liegen, hinunter, schüttet etwas ungelöschten Kalk auf sie herab, und wirft die Thür der Höhle zu.

Nun denke man sich, daß der Hinuntergeworfene nicht todt ist, daß der Kalk seine Wirkung thut, und ihn aus seinem Todesschlummer erweckt. Er findet sich in einem unterirdischen Gewölbe nackend auf Todtengebeinen,

auf halb und ganz verwesten Leichnamen, fühlt sich von brennendem Kalk verzehrt, weiß, daß er begraben ist, daß er hier zum zweitenmal sterben muß, und daß keine Rettung Statt findet. Sein Jammergeschrei kann nicht zu dem Ohr der Lebendigen dringen. Dies ist einer der schrecklichsten Gedanken, welche die menschliche Seele fassen kann.

Nun frage ich jeden, der Neapel kennt, auf welchem Wege er dies zu der Kenntniß des gemeinen Mannes bringen will? Es ist kein Mittel dazu vorhanden, und wenn er ein Schriftsteller, ein Luther, und Rousseau wäre. Die Zeitungen nehmen keine Anzeige davon auf, Journale sind nicht vorhanden, die übrige Literatur ist in nichts versunken; und wenn auch dies alles nicht wäre: der gemeine Mann vermag keinen Buchstaben zu lesen. Er hat kein Organ, wodurch man mit ihm reden kann. Ueber ihm schwebt ein schreckliches Gewitter, und er weiß es nicht. Aber dies nicht allein, tausend andere Geygel sind vorhanden, welche die Unwissenheit dicht mit ihrem Mantel bedeckt,

O gesegnet sey das Verhandeln des Menschlichen in Deutschland vor den Menschen, gesegnet sey das aus Licht bringen im Finstern schleichender Verderbnisse, und das Organ der fliegenden Blätter, wodurch ganz Deutschland gleichsam mit einander redet! Gesegnet sey das All unserer Litteratur, die jeden Zweig menschlicher Erkenntnisse hell beleuchtet, und gemeinnützig zu machen sucht!

Dessen ungeachtet fühle ich, daß eine gewisse Gränze vorhanden ist, die nicht ohne Nachtheil überschritten werden darf, und die vielleicht in Deutschland überschritten worden ist. Man hat nicht mit Auswahl genug geschrieben, nicht das daheim gelassen, was keinen nahen oder unmittelbaren Bezug auf das Glück der Menschen hat, und dies ist bey dem unermesslichen Umfang der Litteratur so nöthig; eine Revision des mehr und minder Nützlichen ist so dringend erforderlich, daß derjenige eine große litterarische Sünde zu begeben scheint, der so wenig Beurtheilungskraft besitzt, um über

einen unfruchtbaren Zweig des Wissens zu schreiben.

Mit Bedauern habe ich folgende Titel von Büchern bemerkt: Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis; Taschenbuch für Lottospieler zur gründlichen Anweisung zum Lottospiel; Historisch-genealogische Nachricht von dem angesehenen Geschlecht derer von Eikstadt u. s. w.; Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den National-Characteren; die Kunst, sich mit falschen Haaren zu schmücken u. s. w.; wenn anders die Bücher nichts weiter enthalten, als was der Titel verspricht; ferner die vielen Bücher über die Geheimnisse des Beischlafs, die, gegen den Charakter der Deutschen, recht schamlos vor dem Publikum verhandelt werden, und endlich die Bibliothek von Schriften über eine Philosophie, die für so wenige Menschen ist, und die eine weit kleinere Anzahl von Männern verstehen, als wir Bücher darüber haben,

O hätte doch einer von den Verfassern dieser und ähnlicher Schriften den Gedanken gehabt, eine Untersuchung über die beständig wachsende Theuerung in den Ländern Europa's zu schreiben, und Mittel gegen dieselbe anzugeben! Dies ist einer von den wenigen Artikeln, die ich in dem Catalog nicht fand, so wie noch einen andern, der von minderer Wichtigkeit scheint, der aber dennoch wegen seines Einflusses auf die Geschichte, auf die schönen Künste, und auf das Vergnügen der Menschen, von Bedeutung ist: ein Werk über alle Münzen. Da ich mich jetzt mit diesen reizenden Ueberbleibseln aus dem Alterthum beschäftige, und eine beträchtliche Anzahl echt antiker griechischer und römischer Münzen vor mir habe, so werde ich nach meinen Kräften einen kleinen Theil dieser Lucke auszufüllen suchen, und im Helios einige Worte über diesen Gegenstand sagen.

Ich bemerkte oben, daß man mit Bedauern die Titel von einigen unfruchtbaren Büchern in dem Catalog wahrnehme; dagegen sind hundert

andre zu finden, die mit höchst bedeutend scheinen, wenn sie ihren Gegenstand erschöpfen. Ich nenne nur einige: Uebungs - Magazin, wie ein jeder Schullehrer auf dem Lande es haben sollte; Zeitschrift für eine künftig aufzustellende Rechtswissenschaft; Kern des Reichsanzeigers in Hinsicht der Gesundheitskunde; derselbe in Hinsicht der Land- und Hauswirthschaft; über die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten.

In Italien hat man jetzt gar keinen Begriff von der Herausgabe solcher Bücher, und wird ihn auch nicht wieder bekommen, denn das Land, das einmal von jenem Wesen verlassen wurde, dessen im vorhergehenden Abschnitt gedacht wird, sieht es nie wieder. Es erscheint nur einmal.

Was die Romane in dem Catalog betrifft, so habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß sie nicht den sechsten Theil von den Büchern einnehmen, und daß besonders die Ritterromane

fast ganz verschwunden sind. Dagegen entdeckt man eine Menge Räubergeschichten; aber eine eigentliche Hauptperiode irgend einer Gattung Romane scheint nicht vorhanden zu seyn. Ehemals hatten wir mehrere davon. Die empfindsamen Romane nahmen mit dem Siegwart, Carl von Burghelm, Yoriks Reisen u. s. w. ihren Anfang. Nicht lange nachher folgten die Ritterromane, denen in verschiedenen Zeiten Gutz von Berlichingen, die Sagen der Vorzeit u. s. w. ihr Entstehen gegeben zu haben scheinen. An sie knüpften sich mit Hermann von Unna die volunrichterlichen Romane, und an diese wieder die Geistergeschichten, denen Schillers Geisterseher den ersten großen Stofs gab. Zu den Räubergeschichten, die jetzt merklich in der Romanenwelt dominiren, scheinen die Räuber von Schiller ebenfalls den ersten Keim gelegt zu haben; übrigens haben wir jetzt keine eigentliche Periode.

Mögte doch die Periode der Gemeinnützigkeit bey den Romanen kommen, mögte doch jedes dieser Werke mit dem Zweck der Unter-

haltung einen moralischen, wissenschaftlichen, oder sonst lichtverbreitenden Zweck verfolgen, der das Ganze hindurch merkbar wäre! Salomann's Carl von Carlsberg, Schumacher's Spitzbart und kleiner Voltaire, von Göthe's Wilhelm Meister haben eine Probe davon gegeben, und ich wage es, jedoch mit der größten Bereitwilligkeit, nachzugeben, wenn jemand anders urtheilen sollte, lieber auch meinen Natalis und Zauberer Angelion zu rechnen. Durch einen solchen überall sichtbaren Zweck wird zugleich die so schwer zu erreichende Einheit eines Werks erleichtert.

Man betrachte die Romane nicht mit zu gleichgültigem oder verächtlichem Blick. Sie bringen den zum Lesen, der nie liest, sie bilden das Herz des Unwissenden, sie stellen Tugend und Laster in ihrem wahren Lichte auf, und entwickeln oft das schlummernde Genie. Sie verbreiten Kenntnisse, und geben das Nichtwohlgeschmeckende gleichsam mit einem süßen Saft ein.

Wie sehr übrigens die Romane auf die bessere Gesinnung einer Nation wirken, das kann man in einem Lande sehen, wo es keine Romane gibt. Die Menschen verlieren desselbst allmählich das Ehrgefühl, die Tugend verliert ihren Reiz, das Laster seine Abscheulichkeit, und der Geist des Volks wird zuletzt von einem unersättlichen Eigennutz beherrscht, der allen Handlungen desselben sein Gepräge aufdrückt. *Credite experit!*

Von den Schauspielen kann man ungefähr dasselbe sagen: sie bilden das Herz und die Sitten des großen Haufens. Im Schauspielhause allein kann dieser in Gesellschaft erlebender und feingesitteter Personen *agere*, und aus ihrem Spiel lernen, wie man handeln und sich betragen muß. Wien stünde unendlich tiefer, wenn es nicht fünf Schauspielhäuser, und 300 Kauteln hätte.

Ich ende meine Bemerkungen über einen Buchercatalog, zumal da es nicht der ganze Meissencatalog ist, sondern nur die angeschafften Bücher einer einzigen Buchhandlung enthält;

aber

aber aus mehreren Umständen schloß ich, daß er mindestens das Beste enthält, was 1802 herauskam. Uebrigens wird sich niemand wundern, daß er mir so wichtig war, wenn er sich erinnert, daß ich in einer Stadt bin, wohin keine einzige litterarische, und keine einzige gute politische Zeitung kommt, wo das Bucherlesen im Ganzen ein unbekannter Genuß ist, und wo man in der größten Buchhandlung des Orts, nämlich bei den Gebrüdern Torres, kein einziges deutsches Buch findet.

Klopstok in einem Stammbuche.

Ein ungarischer Graf, v. R., der in Europa und Amerika viel sah, eifuhr, litt, und zuletzt als Major in englischen Diensten war, ist, mit Wunden aus den Schlachten des letzten Krieges bedeckt, nach Neapel gekommen, das Schicksal hat uns mit einander bekannt gemacht, und Belegen an einander hängen lassen.

Dies würde ich dem deutschen Publikum nicht erzählen dürfen, wenn ich nicht noch etwas anders hinzusetzen hätte. Dieser Graf ist zugleich ein großer Freund der deutschen Litteratur, und liefert selber Beiträge dazu. Er hat überdies etwas mit nach Neapel gebracht, was hier ein Leckerbissen ist, nämlich deutsche Bücher: Schillers Jungfrau von Orleans, Lavater über ihn und seine Schriften, die Laterna des Diogenes, nächstdem aber auch etwas Geschriebenes von einem großen deutschen Mann, von Klopstock, zwar nur in seinem Stammbuche, aber doch wichtig.

Wer ist nicht begierig, zu wissen, was Klopstock in ein Stammbuch schreibt? Es ist eine Uebersetzung von dem Anfange der 7ten Ode im 7ten Buche des Horaz, und man fühlt bei dem ersten Ueberblick, daß die Uebersetzung von ihm sey. Hier ist, was Klopstock schrieb:

Horaz.

*Dem Mann, der recht thut, "grandhaft" ist, wird
das Volk*

Nicht, gleichend. Apses Erdbeud, den feinen Geist;

*Erschüttern, noch der nahen Herrschaft
Drohendes Augs, und kein Orkan nicht;*

*Empörer aller H'gen des Adria,
Nicht Jupiters des Donnerers hoher Arm!
Und wenn der Himmel krachend einstürzt,
Schmettern die Trümmer den Ungenackten:*

Manöver den äygen Oly:

1797:

Klopstock.

Wer, der Klopstocks Poesie nur etwas kennt,
fühlt nicht, daß sie es sey? Wer erkennt nicht
den hohen Odendichter? es ist fast unmöglich,
hier einen großen Wunsch zu unterdrücken,
den Wunsch: Klopstock mögte alle Oden des
Horaz übersetzt haben: Diese Probe, das Ge-
drängene; Getroffene derselben, die Erreichung
des Horaz; (denn er scheint hier erreicht zu
seyn,) gibt diesem Wunsche eine große Stär-
ke. Und dennoch fühle ich noch einen andern
stärkern: hätten wir doch aus der schönen Zeit
Klopstocks eine Übersetzung der Aeneide; der
Iliade und der Odyssee von ihm! Dann hätten
wir einen deutschen Virgil, einen deutschen
Homer:

Uebersetzlich ist dieser Mangel, ewig unübersetzlich. Nur der Heldenlichter kann den Heldenlichter übersetzen, und Deutschlands größter that es nicht. Nur er vermogte die Schönheiten und Wendungen der alten Dichter, welche die neuere Sprache lie und da verloren gehen ließ, durch andere Schönheiten und Wendungen, welche der deutschen Sprache eigen sind, dort und dort wieder aufzuwiegen. Nur er vermogte rein, einfach, erhaben, kurz, wie die Alten zu seyn. O hätte er manches in Prosa nicht geschrieben, und uns dafür eine deutsche Aeneide, eine deutsche Biade in der Sprache und Schönheit des Metrias gegeben.

Die Wunsche sind vergeblich, Klopstock ist über siebenzig Jahr alt, und alles, was wir hoffen dürfen, sind einzelne Oden aus dem Horaz, oder ein Buch aus der Aeneide. Aber wer fühlt nicht, daß auch dies etwas Großes seyn würde.

Ich erinnere mich nicht, ob die obenbenannte Ode ganz von Klopstock übersetzt, und irgendwo schon abgedruckt ist; aber so etwas liest man nicht zu oft, und ich setze um der

Vergleichung willen auch die Stelle aus dem Original her:

*Iustum et tenacem propositi cunctis
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solidas neque Auster,
Dux iniqui turbidus Adriæ,
Nec fulminantis magna Jovis manus
Si fractus illabatur orbis
Impavidum serient ruinae.*

Und wenn der Himmel brachend einstürzt,
Schmettert die Trümmer den Ungeschrocknen.

Wo ist der Deutsche, der diese letzten Worte besser, kürzer, treuer zu übersetzen wagt? Ich halte dies bey der jetzigen Ausbildung unserer Sprache beinahe für unmöglich.

Ich zeigte die übersetzte Stelle einem Neapolitaner, einem von den wenigen, welche die deutsche Sprache lernen, und er brachte sie mir am folgenden Tage von einem italienischen Dichter übersetzt. Hier ist sie:

*Non furor di popoli, che impone
Dura legge, non truce tiranno,
Non i flutti, che irati al varco,*

*Qualor Oltro il mar d'Adria scompono;
Non la destra di Giove tonante
Potea far, che sì muti di mente
L'om, che mena una vita innocente,
E nel proprio valor è costante.
Se cadute del mondo la mole
Reggerabbe a rovina, che uccide.*

Nein, nein; aus Welschland wird der Held
nicht kommen, der unsere Dichtkunst besiegt.
Die Uebersetzung scheint mir, bei einigen
Schönheiten, äußerst matt, und trotz der Rei-
me am Ende, sehr prosaisch zu seyn. Wie
elend und weitschweifig ist der schöne Anfang
der Ode: *justum et tenacem propositi virum*, durch

*L'om, che mena una vita innocente,
E nel proprio valor è costante,*

übersetzt! Aus fünf Worten sind zwölf ge-
worden. Uebrigens ist von einer *vita innocente*
gar nicht die Rede, und das Wort *mente* hat
offenbar das *innocente* herbeigezogen. Klopstok
besiegt in jeder Zeile den Ausländer, und wür-
de wahrscheinlich auch den mit ihm wetteifern-
den Inländer besiegen.

Wenn man die Veranlassung weiß, warum er gerade dies in das Stammbuch schrieb, so wird die Stelle dadurch noch schöner. Der Graf hatte nicht lange vorher einen großen Sturm auf dem Meer ausgestanden, und sich bei der gewiß scheinenden Annäherung des Todes durchaus erschieszen wollen, um nicht in den Wellen umzukommen; dies hatte Klopstok erfahren, und dem jungen Krieger einen Wink gegeben, daß man auch in der höchsten Gefahr standhaft bleiben müsse.

Seltene Gebräuche in Neapel.

Fortsetzung.

Das Tabakrauchen ist bei weitem in Neapel nicht so gebräuchlich, als in Deutschland. In Kaffeehäusern, wo mehr als hundert Menschen beisammen sind, sieht man keinen einzigen rauchen, während in deutschen Kaffeehäusern zehn Personen ganze Zimmer mit Dampf und Wolken anfüllen. Wahrscheinlich ist das warme Klima dieser Gewohnheit entgegen. Indessen raucht man zu Zeiten auf den Straßen, und zwar aus kleinen Röhren, die ganz von Tabakblättern gemacht sind, und Cigarri heißen. Diese zündet man auf der einen Seite an, und nimmt die andere in den Mund, wie auch schon in Deutschland hin und da gebräuchlich ist.

Es ist die Unbequemlichkeit damit verbunden, daß die Pfeifen immer kürzer werden, und daß man am Ende ein Stückchen davon wegwerfen muß.

Dies Rauchen aus Cigari ist wohl der Grund, warum man hier sehr schlechte Pfeifen hat. Sie bestehen aus einem kleinen von Erde gebrannten Kopf, worin ein gewöhnliches Schilfrohr steckt, und kosten einen Gran. Gipspfeifen kennt man hier gar nicht.

Die größten Ochsen, die ich in meinem Leben gesehen habe, sind in Neapel. Die polnischen Ochsen sind Kinder gegen sie. Sie sehen ganz weiß aus, und ihr Rücken ist weit höher, als ein gewöhnlicher Mensch. Dafür müssen sie aber auch ihrer Größe gemäß arbeiten, und ungeheure Lasten ziehen. Um dies besser zu können, und den Huf dabei nicht zu zerreißen, sind sie beschlagen, und zwar an allen vier Füßen. Wenn man zum erstenmal ei-

nen beschlagenen Ochsen sieht, so fällt dies sehr auf; aber die Sache ist hier etwas so gewöhnliches, wie in Deutschland das Beschlagen der Pferde.

In Deutschland hat man in 24 Stunden nur einen Tag, und nur eine Nacht; in Neapel hat man, mindestens im Sommer, in dieser Zeit zwei Tage und zwei Nächte. Die erste Nacht tritt nach der Mittagstafel ein, und ist gleichsam die Hauptnacht, obgleich während derselben heller Tag ist. Die Fensterthüren oder Laden werden fest zugemacht, so daß die dickste Finsterniß in den Zimmern herrscht, die Gewölbe werden verschlossen, Handel und Wandel stehen still, und man sieht nur wenig Menschen auf der Straße. Ich habe das Beispiel, daß selbst in Apotheken in dieser Zeit nichts zu bekommen war.

Diese Nacht währt zwei bis drei Stunden, und nach ihr wäscht sich die elegante Welt.

und zieht sich erst gehörig an, um in die Conversation, oder ins Schauspiel zu gehen. Den Vormittag hindurch gehen die Frauenzimmer in einer schwarzseidenen Morgenkleidung, die Mante genannt, mit verschleiertem Haupt, und die Männer sind gewöhnlich unfrisirt. Friseur und Barbier erscheinen bei ihnen Nachmittag um vier oder fünf Uhr.

Die zweite Nacht beginnt in der Mitternacht unserer wirklichen astronomischen Nacht, wo der Himmel seine Laden verschließt, und die Sonne den Insulanern der Sudsen scheint. Wenn man nämlich aus der Conversation oder dem Schauspiel kommt, ißt man ein kleines Abendbrot, und legt sich sodann gleich schlafen. Die Länge dieser zweiten Nacht ist sehr verschieden, je nachdem die Geschäfte und Berufsarbeiten sie bestimmen. Die arbeitende Classe von Menschen steht mit Anbruch des Tages auf, die beschäftigte einige Stunden später, und die faullenzende schläft bis gegen Mittag. *Tous comme chez nous.*

Von Ostern bis Michaelis dauern diese zwei Tage und zwei Nächte. Den Winter hindurch hat man wie bei uns in 24 Stunden nur einen Tag und eine Nacht. Aber über jene erste Nacht im Sommer halt man so pünktlich, dafs, wenn man in einem bekannten Hause zu Mittag gegessen hat, einem auch gewöhnlich nach Tische ein **Bette** angeboten wird; Sieste mufs man halten, und in der Hitze würde es unbequem seyn, zu Hause zu gehen.

An dieser Gewohnheit, einen so langen Mittagsschlaf zu halten, ist indessen nicht so wohl die Hitze Schuld, als vielmehr der Glaube, dafs man im Schlafen weit besser verdaue, als beim Wachen.

Eine seltsame neapolitanische Gewohnheit besteht darin, dafs die Männer Fächer tragen. Dies ist so häufig, dafs man auf allen Strassen, in allen öffentlichen Häusern, und besonders auf den Promenaden geistliche und weltliche Männer sieht, die sich wedeln. Mit einem

Schnupstuch oder Hut dies zu thun, wie es etwa bei uns geschieht, würde gleichsam schimpflich seyn, weil man den Verdacht erwecken könnte, man hätte sich aus Sparsamkeit keinen Fächer gekauft.

Anfangs fällt diese Gewohnheit äusserst auf, und missfällt zugleich sehr; allmählig gewöhnt man sich daran, so dafs ich mich jetzt nicht mehr wandern würde, wenn ich jemanden zu Pferde sich wandeln sähe. Indessen hat es doch immer etwas Widriges, wenn jemand in der linken Hand den Degenknopf hält, und mit der rechten den Fächer schwingt.

Nur die genauesten Bekannten grüfsen sich in Neapel auf der Strasse, wie in allen grossen Städten, aber man hat eine andere sonderbare Gewohnheit. Wenn jemand niest, indem man bei ihm vorbeigehet, so sagt man: zur Gesundheit. Ich bemerkte dies zuerst, als ich einst einer alten Frau, die recht aus allen Kräften nieste, im Vorbeigehen aus Scherz: *evviva!* aus-

rief. Ich glaubte, sie würde es übel nehmen; aber sie dankte mir ganz artig. Nachher habe ich gefunden, daß dies Höflichkeitssitte ist, und man hat mir oft gedankt, ehe ich noch zur Gesundheit gesagt hatte.

Die Betten in Neapel, und fast in ganz Italien, unterscheiden sich von den deutschen Betten wie die übrige Lebensart. Ein Federbette ist in ganz Neapel nicht zu finden, mindestens bei keinem gebornen Neapolitaner. Man schläft auf Matrasen mit Wollé ausgestopft; und die Vornehmen bedienen sich der längern und weichern Wolle der Barbaresken; die von der afrikanischen Küste in der Gegend von Algier hieher gebracht wird, die ärmere Klasse von Menschen schläft auf inländischer Wolle. Man liegt freilich nicht so weich, als auf Federn; aber auch nicht so warm; dies ist besonders im Sommer von Bedeutung.

Zwei kleine Kopfküssen, ebenfalls mit Wollé ausgestopft, und eine durchgenähte Dek-

Es machen den ganzen Apparat aus. Im Ganzen schläft man hier sehr niedrig mit dem Kopf und sehr unbequem, mindestens für einen Deutschen.

Die Bettstellen sind noch ungewöhnlicher wie die Betten. Sie bestehen aus zwei eisernen Fußgestellen, die eine Querstange tragen. Diese stellt man gegen einander über, legt ein Paar Breter darauf, und die Bettstelle ist fertig. Sie hat also an den Seiten keine Einfassung, aber man ist doch nicht leicht in Gefahr, herunterzufallen, weil diese Lagerstätte gewöhnlich sehr groß sind.

Am Tage rollt man die Matratzen zusammen, legt sie auf das Kopfende der Breter, und des übrigen Theils derselben bedienen sich die ärmeren Leute zum Sitzen.

Die Fortsetzung künftig.

Einige Sonderbarkeiten in der Anlage von Neapel.

Neapel ist auf Tiefen und Höhen erbauet, hat im Ganzen flache Dächer und viele abschüssige Straßen. Dies bringt eine Menge Sonderbarkeiten in der Lage hervor, die ich in keiner andern Stadt bemerkt habe, von denen ich hier einige anführen will. Ich fange bei meiner Wohnung an.

Wenn man hinter dieselbe geht, so befindet man sich auf einem freien Platze, neben welchem einige kleine Wohnungen sind, und im Grunde desselben sich die Häuser gegen St. Elmo zu erheben. Tritt man auf die linke Seite dieses Platzes, so sieht man sich auf einmal auf einer glatten Fläche, die durch die Kunst gemacht

•

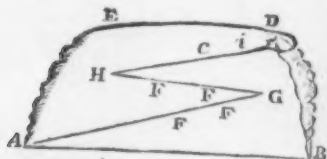
gemacht ist, und an der einen Seite eine niedrige Einfassung hat. Sieht man über diese hinweg, so erschrickt man, denn man sieht in eine große Tiefe hinunter. Wo befindet man sich? — Auf dem Dach eines hohen Hauses, und die Tiefe ist eine Straße, die nach St. Elmo hinaufführt. Näher nach meiner Wohnung zu geht man auf ein anderes etwas niedrigeres Dach, und von diesem kommt man durch einige Thüren unter jenes höhere Dach. Es wohnen Menschen darunter, und zwar haben sie drei Stockwerke höher ihren Eingang, als die untern Bewohner des Hauses. Sie mögen diese, wenn sie auch schon Jahrelang mit ihnen in demselben Gebäude wohnen, nie gesehen haben. Sie beschäftigen sich mit dem Ausstopfen der Matrazzen, und arbeiten bei gutem Wetter gewöhnlich im Freien auf dem Dach, von welchem sie in ihre Wohnung hineingehen. Auf diesen Dächern versammelt sich auch an Feiertagen die Jugend umher, und spielt mit Kugeln.

Nach vorne zu ist die Lage meiner Wohnung fast eben so seltsam. Trete ich aus mei-

der Hausthür, so tritt ich auf ein schönes Plätzchen von Quadern aus Lava, und bin in einer abschüssigen Straße; aber ich stehe über dem Haupt anderer Menschen, die unter der Straße wohnen. Gehe ich einige Schritte rechts unterwärts und wende mich wieder links, so komme ich bei den Hausthüren der Menschen vorbei, über deren Kopf ich mich eben befand, und was das seltsamste ist, so befindet man sich hier wieder über dem Kopf Anderer, und würde, wenn man zu graben anfinge, auf bewohnte Zimmer stoßen. Ich will das Räthsel zu erklären suchen.

Meine Wohnung liegt nahe an der Höhe des Monte Dragon, und zu diesem führt von dem Largo del Vasto ein Weg im Zikzak hinauf, um ihn weniger abschüssig und bequemer zu machen. Wenn man in diesem Zikzak geht, so muß man nothwendig an der einen Seite die Höhe, an der andern das Abschüssige des Berges haben. Die Höhe ist senkrecht abgeschnitten, und in dieselbe haben die Menschen ihre Wohnungen eingegraben. Wenn man nun her-

aufsteigend bei denselben vorbeigeht, und sich in dem Winkel des Zikzaks wendet, so muß man nothwendig gleich nachher über sie hinwegkommen. Hier ist eine flüchtige Zeichnung davon:



AB ist die Grundfläche, *AEDB* der Berg, *AG* der Weg bis zum ersten Winkel des Zikzaks, *GH* der zweite, und *HD* der dritte; in *FF FF* sind die Wohnungen unter dem gepflasterten Wege; in *C* ist meine Wohnung, in *i* der alte verfallende Palast *Branaccio*, *DE* ist eine Straße in der Stadt selbst, und diese ganze Seite des Berges macht gleichsam die Gränzen zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt *Khiaja*. Genau kann sie nicht bestimmt werden, weil beide unmerklich in einander übergohen.

Die Wohnung C hat in der Lage große Vorzüge. Da keine Häuser, sondern nur die niedrige Mauer des Zikzaks, ihr gegenüber liegt, so hat sie eine vortrefliche Aussicht. Kein Schiff kann in den Golf einlaufen, ohne bemerkt zu werden; ja wenn man auf dem Astrico ist, so braucht man sich nicht gegen die Meerseite oder gegen Süden zu wenden, um zu wissen, ob Schiffe einlaufen, man kann sich auch gegen Norden wenden, wie jener persische König, der sich, um den Sonnenaufgang zu sehen, mit dem Gesicht gegen Abend wandte.

Bei den Schiffen hier ist man seiner Sache noch weit gewisser. Nach der Landseite nämlich erhebt sich St. Elmo, und von der höchsten Mauer desselben werden Fahnen oder Kugeln ausgesteckt, wenn Schiffe sich nähern; ja man kann sogar aus der Farbe derselben wissen, was für Schiffe es sind.

Am Tische in seinem Zimmer sieht man die Insel Capri, und von seinem Sopha die Spitze des Pausilipp, oder des Cap Minervae. Von dem Balkon, oder dem Astrico aber ist die Aus-

sicht so umfassend, daß ich Bogen davon vollschreiben müßte, wenn ich sie detailliren wollte, und ich bemerke nur, daß man den königlichen Garten Francaville dicht vor sich, und am Ende desselben den Palast dieses Namens sieht, in welchem Hakkert wohnte, und aus dem dritten Stockwerk in den Garten gehen konnte. Schöner wird er nie wohnen. Aber zurück zu den Sonderbarkeiten in der Lage Neapels.

Wenn man die Straße DE hinuntergeht, so kommt man über eine hohe Brücke. Unter dieser aber fließt kein Wasser, sondern ein Strom von Menschen, Wagen, Pferden und Eseln, die oft in dem engen Beet dicht zusammen gedrängt werden, und sich nicht selten stopfen. Kurz, es läuft eine Straße unter der Brücke durch, die Strada Khiaja, (die man von der Vorstadt Khiaja wohl unterscheiden muß) und die Brücke geht an hundert Fuß hoch quer über sie hinweg, von einem Berge zum andern.

Jenseits der Brücke ist ein freier Platz, von

welchem man zur Rechten vermittelt einer Treppe in die untere StraÙe hinabsteigen kann. Wendet man sich zur Linken, so kommt man in eine schmale Gasse, die zum königlichen Palast hinunterführt. In dieser sind große Thorwege in den Häusern, und man kann bequem hineinfahren; geht man aber einige Schritte weiter, so sieht man plötzlich aus dem dritten Stockwerk hinaus. Ja in demselben Zimmer kann man aus dem einen Fenster bequem hinaussteigen, aus dem andern schaut man in eine große Tiefe hinab. Man könnte hier einen komischen Spafs machen, nach Art, wie Gil-Blas ihn erfährt.

In dem Hause eines Freundes von mir ist ebenfalls eine seltne Lage. Geht man im dritten Stockwerk in ein Hinterzimmer, so sieht man nahe unter sich einen Garten, gegen sich aber etwas höher, als man selber sich befindet, sieht man ebenfalls einen Garten mit Bäumen und Lauben. Denselben Anblick hat man oft in den Straßen der Stadt; man sieht plötzlich einen Garten in der Luft schweben, und die

Gärten der Semiramis verlieren in Nespel viel von ihrem Wunderbaren.

Der königliche Garten Francaville am Brancaccio ist schon ein kleines Nachbild davon. Er hat drei Etagen. In die zweite konnte Hakkert aus seinem Fenster hineingehen, in der dritten wohnt der Gärtner, der ein Deutscher ist, und sie liegt so hoch, wie das Dach des Palastes,

Gegen meinen Fenstern über, nicht weit vom Meere, ist auf dem Dach eines hohen Hauses eine kleine Straße. Durch drei oder vier Thüren gehen die Menschen hier von einem freien Platz, nämlich von einem Theil des Daches, in ihre Wohnungen hinein. Damit aber die Kinder oder Hunde, oder sonst etwas nicht aus dieser Straße in die andere hinunterfallen, so ist sie an der einen Seite mit einer kleinen Mauer umgeben. In ihr treiben die Bewohner dieser Höhe ihr Wesen, trocknen ihre Wäsche, verrichten ihr Gewerbe, und belustigen sich. Sie wohnen, gleich den Adlern, in einer andern Region, und haben ihr Nest in den Lüften.

Unter ihren Füßen weilt Schwelgerei, und Wollust, und Fracht; sie selber essen Polenta mit etwas Käse, und trinken Wein zu 2½ Gran die Handfa. In ihrer StraÙe ragen, statt der Fontänen, Schornsteine hervor, und sie könnten, wenn sie ein Seil darin hinunterlieÙen, Feuer heraufziehen. Ich zweifle nicht, dafß dies nicht geschehen sollte.

Die Fortsetzung künftig.

Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom.

Wenn man sich in Rom in einer einsamen Gegend, wo selten der Fußtritt eines Menschen erschallt, der Stadtmauer nähert, und das Thor St. Paul zur Linken laßt, erblickt man etwas, das die Aufmerksamkeit sogleich an sich reißt, und den Blick mit einem außerordentlichen Gegenstande füllt. Dieser ist das Grabmal des

riometers, Cajus Cestius, eines Oberaufsehers der *Lectisternia* oder religiösen Gastmahl in den Tempeln, der wahrscheinlich zu den Zeiten des Kaisers August lebte.

Das Grabmal besteht aus einer einfachen Pyramide, welche 115 Fufs hoch, von Backsteinen erbanet, und auswendig mit Platten von weifsem Marmor bedeckt ist, mindestens war. Sie hat an jeder der vier Seiten 89 Fufs Breite, und ruht auf einem drei Fufs hohen Sokkel von Travertinstein.

Diese Pyramide macht einen Eindruck, der einzig ist, denn man hat nie vorher ein ähnliches Gebäude gesehen. Man wird nicht überrascht, denn man erwartet eine Pyramide, aber der Anblick imponirt äufserst und man empfindet ein stilles Erstaunen über die seltsame Gestalt.

Ich erinnerte mich, dafs einst in der Zeitschrift über die Kunst, dem Torso, der Vorschlag zu einer Pyramide zum Denkmal Friedrichs des Einzigen gemacht ward. Beim Anblick dieser Pyramide des Cajus Cestius fühlte

ich lebhaft, eine Pyramide sey etwas dem Andenken des großen Monarchen Würdiges, weil es so einzig, so wichtigscheinend, so unwandelbar ist.

Man kann sich kaum einen Begriff machen, welche Wirkung eine noch einmal so große, oder gar eine ägyptische Pyramide machen würde, da diese kleinere schon so dominirt; sie müßte alles ringsum vernichten, und wenn es die herrlichsten Gebäude wären.

Dafs aber ein solches Monument auch das dauerhafteste sey, beweist die Pyramide des Cajus Cestius so gut, als die ägyptischen es beweisen. In ganz Rom, und überhaupt aus dem ganzen Alterthum ist kein Gebäude übrig, das so in seinem Ganzen, in seinem Wesentlichen erhalten wäre, als sie. Die Spitze, die einst durch äußere Angriffe in den Zeiten der Barbaren, oder durch Alterthum heruntergesunken war, liefs der Papst Alexander VII. wieder aufsetzen, und seitdem steht dies Monument wie in seiner Junglingskraft da. Selbst das Pantheon kann sich mit ihm in Erhaltung des Ganzen

nicht vergleichen; ihm fehlt nichts, als die äußere Bekleidung von Marmor.

Die ägyptischen Pyramiden scheinen ihre Entstehung einem Aberglauben zu verdanken. Man glaubte in jenem Lande, die Seelen der Menschen dauerten so lange fort, als ihre Körper vorhanden wären. Daher entstand zuerst das Einbalsamiren. Damit aber auch diese unverweslichen Leichname ein gleich ewiges Grab hätten, und vor äußern Angriffen sicher wären, erbauten sich diejenigen, die es vermochten, ein Erbbegräbnis, das am meisten der Zeit trotzte. So entstanden die noch vorhandenen Beweise ägyptischer Größe.

In Rom herrschte dieser Glaube nicht, und man dachte dort zur Zeit des Cajus Cestius beinahe so wenig an Erhaltung der Seele, als des Körpers; es ist daher ungewiß, was zur Wahl eines solchen Monuments die Veranlassung gab. Ich bin der Meinung, daß er dabei blos an Erhaltung seines Namens dachte. Wir haben ja Beispiele, daß auch neueren Monarchen mehr

der Unsterblichkeit ihres Namens am Herzen
lag, als die Unsterblichkeit ihrer Seele.

Die Pyramide des Caput Cestius hat einige
unscheinbare und uneheliche Sproßlinge, einige
Grabbügel um sich her. Wenn nämlich ein
evangelischer Christ in Rom stirbt, so tragen
ihn seine Brüder hieher, und begraben ihn in
der Nähe derselben, denn hier nur ist ihnen
erlaubt, ihre Todten zu begraben. Das Grab
des Heiden schaut stolz auf die versinkenden
Gräber der Christen herab. Wahrscheinlich
glaubten die frommen katholischen Römer, ihre
heilige Stadt würde minder durch die Gebeine
der Ketzer entweicht, wenn sie neben einem
heidnischen Grabmal verwesten.

In der Mitte der Pyramide ist das Leichen-
zimmer, 13 Fuß lang, 12 Fuß breit und 13
Fuß hoch; hierin fand man einen Sarkophag,
der jetzt in irgend einer Villa ist. An den
Wänden bemerkt man einige Malereien, die
aber von dem Pinsel der Zeit beinahe ausge-
löscht sind.

Was ist die Grotte im Pausilipp?

Eine unterirdische Landstraße, der kürzeste Weg von einer Seite des Berges zur andern, das größte Gebirgsthör auf der Erde, ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang, und ein Wesen, das sein Haupt verbirgt wie der Nil.

Alle diese Namen lassen sich auf die berühmte pausilippische Grotte anwenden und rechtfertigen. Sie ist eine unterirdische Landstraße, denn sie führt von Neapel nach Pozzuolo, Baja, Cuma, Patria u. s. w. Bei der großen Bevölkerung Neapels ist überdies zu errathen, daß sie eine sehr befahrene Landstraße sey; man begegnet darin mindestens hundert Menschen, und Lastthieren, und gewöhnlich mehr als zehn Wagen. Sie ist so breit, daß

zwei Wagen bequem sich einander ausweichen können, und dals noch einiger Raum übrig bleibt.

Sie ist der kürzeste Weg von einer Seite des Berges bis zur andern. Der Bergrücken des Pausilipp und des Vomero bilden einen ungeheuren Wall gegen Mittag und Abend um Neapel. Ueber sie muß man hinweg, wenn man von dieser Seite die Stadt verlassen will. Aber das Besteigen von Höhen, die 900, 1000 und mehrere Fuls betragen, hat seine Schwierigkeiten, und man fand ein Mittel, es zu vermeiden. Man durchstach den Pausilipp unten an seinem Fuls in gerader Linie, und wollte einen Felsengang von einer Ebne zur andern. Nun fährt man in horizontaler Richtung fort, und legt eine Anhöhe von 900 Fuls zurück. Der alte Weg, der sich im Zikzak an den Berg hinauf schlängelt, ist noch vorhanden, und dient zu der Stadt Posilipo, die auf der Höhe liegt, und zu den Landhäusern an den Abhängen zu führen. Dals niemand darauf nach Puzzuolo reist, (es konnte höchstens ein Engländer seyn)

ist einzusehen, obwohl auch die Grotte ihr Unangenehmes hat.

Das größte Gebirgsthör auf der Erde. Wer vermag ein größeres aufzustellen? Und ein Thor ist es, denn man tritt aus demselben in die Vorstadt Khiaja. Die Größe aber wird daraus einleuchtend, daß es 900 Schritte in der Länge, und an manchen Orten gegen 30 Fuß Höhe hat. Die beiden Seiten und das Gewölbe bestehen aus glatten Felsen, der Fußboden ist mit Quadern gepflastert, und geht ungefähr bis zur Mitte der Höhle etwas bergan, sodann wieder unmerklich abwärts.

Ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang. Sannazar sagt vom ganzen Pausilipp das Gegentheil; aber die Grotte selber kann er unmöglich mit einschließen. Sie hat etwas Schaudervolles, und gleicht dem Eingang zum Tartarus. Gleich anfangs herrscht Dämmerung, die allmählig in Nacht übergeht, und man befindet sich am hellsten Mittag auf einer schauerlich dunkeln Landstraße. Besonders aber ist die Durchfahrt am Abend furch

terlich. Die Fintbildung vermag es sich kaum zu denken, welchen seltsamen Eindruck es macht, wenn die Calessare mit Fackeln in den Händen, unter Rasseln der Wagen, unter wiederhallendem Getöse und lautem Geschrei, sich in diese Hölle hineinstürzen, wenn man in der Nahe und Ferne wehende Fackeln durch das tiefe Dunkel erblickt, wenn vor und hinter uns donnernde Wagen rollen, wenn gedrängte Scharen von Menschen, und Lastthieren, und Heerden uns begegnen, und zu Zeiten ein lautes Rufen erschallt, daß man sie nicht überfahren möge. Man glaubt in dem Eingange des Orkus zu seyn, und es ist einige Gefahr vorhanden, wirklich hineinzukommen. Ein Furchtsamer, der am Abend durch dies Gebirgsthör nach Neapel käme, und nicht wußte, wo er sich befände, würde vor Entsetzen außer sich gerathen, und den nicht Furchtsamen überfällt bei aller Kenntniß des Orts ein unwillkühlicher Schauder.

Ich glaube, daß man ihn mit Recht ein Stück vom Orkus nennen könne, so wie endlich

lich auch ein Wesen, das sein Haupt verborgt, wie der Nil. Noch weiß man den Ursprung der Grotte nicht, weil er bis in die Zeiten der Griechen hinaufreicht, und die Geschichte nichts davon sagt. Man weiß ihn wahrscheinlich deshalb nicht, weil man ihn nicht wissen kann, weil keiner bei dem Anfang ihres Entstehens an ihren Zweck dachte. Das Natürlichste, was man sich davon denken kann, ist, daß man zum Erbauen der Häuser Steine aus dem Pausilipp brach, daß man es durch ein glückliches Unglück in einer Richtung that, daß allmählig eine tiefe Höhle entstand; und daß man endlich auf den Gedanken gerieth, sie bis an die andere Seite des Berges fortzuführen.

Wenn man bei Neapel an vielen Orten ähnliche Höhlen gesehen hat, die durch Steinbrüche entstanden sind, wenn man selbst den Pausilipp nach vielen Richtungen dadurch ausgehöhlt sieht, so kann man sich dieses Gedankens nicht erwehren, und er wird fast zur Ueberzeugung. Ihr Ursprung dauerte vielleicht Jahrhunderte; wie soll man ihn wissen?

Auch ward sie erst in spätern Zeiten ganz, was sie ist. In den ältesten Zeiten war sie nur so hoch, daß ein Reiter mit einer Pike bequem hindurchreiten konnte. Strabo sagt von ihr (*lib. 5*): sie habe sich von einer Seite des Berges bis zur andern erstreckt, sey viele Stadien lang gewesen, und habe oben viele Fenster gehabt, wodurch das Licht hereinfiel. Dies letzte ist am schwersten zu glauben, weil der Berg über der Höhle von einer beträchtlichen Höhe ist, und jedes Fenster nur einem sehr hohen Schornstein ähnlich sehen konnte.

Seneca sagt von ihr, daß sie lang, langweilig, beschwerlich und voll Staub sey; dies gilt noch jetzt von ihr, obwohl sie seit der Zeit sehr verbessert ist. Alphonsus I. von Aragonien legte die erste Hand daran, und ließ ihren Eingang und Ausgang tiefer ausgraben, so daß beides höher wurde. Auch ließ er einige Oefnungen zur Erleuchtung anbringen. Zu Carls V. Zeit ließ der Vicekönig Peter von Toledo sie in der Tiefe ausgraben, ließ die jetzt vorhandenen Fenster in der schiefen Richtung

anlegen, den Boden pflastern, und eine Kapelle in der Mitte der Grotte aushöhlen. Unter Carl III. von Bourbon endlich wurde sie gänzlich wieder ausgebessert, und von neuem gepflastert. So finden wir sie noch, und ihre Durchfahrt ist völlig bequem.

Die Wohnung; einige Folgen der Republik; und die wahnsinnige Frau.

Die Ueberschrift dieses Aufsatzes scheint keinen Zusammenhang zu haben, und hat dennoch einen sehr genauen; es werden nur Kleinigkeiten darin enthalten seyn, aber Kleinigkeiten charakterisiren oft eine Stadt besser, als das Große, was man schon davon kennt, und in hundert andern Büchern gelesen hat.

Als ich zuerst nach Neapel kam, führte mich mein Weg eines Morgens an der Calata

di Brancaccio, oder an dem Abhange eines Berges herunter, auf welchem der in Trümmern versinkende Palast Brancaccio liegt. Ich war bey demselben vorbeigekommen, und stieg den Zibrah hinab, als sich auf einmal zur Linken die Häuser öffneten, und ich eine aufseht reizende Aussicht auf den ganzen Golf, seine Umgebungen, und einen grossen Theil der Stadt bekam. Mitten in einer so bewohnten Stadt einen solchen Anblick zu haben, das überraschte und erfreute mich sehr.

Zur Rechten, gerade am vortheilhaftesten Ort der schönen Aussicht gegenüber, wurde ein neues Haus gebaut. Wer doch hier wohnen konnte, dachte ich, bewunderte die schöne Lage desselben, und stieg unzufrieden zu dem Fuß der Höhe hinab, wo mir meine wirkliche Wohnung bestimmt war. Meinem Wunsch hielt ich für unerschütterlich, weil ich dachte, der Erbauer des Hauses würde es selber bewohnen, oder es würden sich hundert andere Competenten dazu finden.

Das Haus wurde allmählig fertig, und blieb zu meiner Verwunderung leer stehen. Ich erkundigte mich näher, erfuhr, daß es zu vermieten sey, daß sich noch kein Bliecher gefunden habe, und ließ mich sogleich mit dem Erbauer, einem neapolitanischen Cavalier, in Unterhandlung ein. Zu meiner Verwunderung war auch seine Forderung gemäßiget, und er verlangte jährlich 150 neapolitanische Dukaten.

Das Haus hatte in der *Bel Etage* 9 Zimmer, einen innern Hof, mit 4 kleinen Behältnissen umher, einen vortreflichen *Astrico al Cielo*, und drei Balkons an der Vorderseite. Ich beschloß, es zusammen mit einem Freunde zu nehmen, und wir machten ein anständiges Gebot. Der Besitzer ließ es uns halb und halb, aber er hatte gemerkt, daß wir es gerne haben wollten, und begann ganz auf die gewöhnliche neapolitanische Art zu handeln. Er nahm sein Wort zurück, und steigerte den Preis. So oft wir mit ihm sprachen, schlug er sein Haus 10 Dukaten höher an, war ^uweidentig in seinen Reden, sanderte voratzlich, kurz, es ließ sich

mit ihm durchaus nicht zum Ziel kommen, und wir gaben endlich voll Verdrufs unsern Plan auf.

Er statete sich auf etwas, nämlich auf die Ankunft des Königs und der Königin, welche gerade in dem Zeitpunkte sich näherte, glaubte, das zahlreiche Gefolge derselben, und viele andere ankommende Fremde würden die Mische sehr steigern, und hoffte auf einen verdoppelten Preis. Er irrte sich. Der Hof kam, und das Haus mit der schönen Aussicht blieb leer stehen, blieb es zu meinem Erstaunen sechs Monate hindurch.

Jetzt, da ich weiß, daß man in Neapel im Ganzen wenig Gefühl für eine schöne Aussicht hat, und daß man weit lieber in einer engen Straße das Gedränge der Menschen und Kutschen sieht, als die schöne Natur, und noch einige andere Umstände kenne, würde ich nicht mehr darüber erstaunen.

Endlich ward das Haus an einen neapolitanischen Hauptman vermietet und bezogen, Mein Wunsch, darin zu wohnen, war noch

nicht erloschen, und ich wandte mich deshalb an den Miether, jedoch mit weniger Hoffnung, ihn zu erweichen. Ich irte mich, er überließ mir sogleich vier Zimmer, sobald ich in einen beträchtlichen Vortheil für ihn eingewilligt hatte.

Man wundere sich nicht, daß ich einen beträchtlichen Vortheil geben mußte, die Sache ist ganz natürlich. Nicht leicht wird ein gewöhnlicher Neapolitaner, oder überhaupt Italiener jemandem eine Gefälligkeit erweisen, ohne den möglichsten Gewinn dabei zu suchen. Aber hier hatte der Eigennutz noch eine andere Quelle, und ich muß, um sie ans Licht zu bringen, in die Zeiten der sechsmonatlichen neapolitanischen Republik zurückkehren.

Als diese in Neap^l entstand, und die gewöhnliche Umwälzung bewirkte, wurden die Regimenter aufgelöst, und die Collegia der königlichen Officianten hatten dasselbe Schicksal. Eine große Menge Menschen verloren Amt und Brot, oder mußten der Republik dienen. Es ist leicht einzusehen, daß sehr viele, vom

Militär und Civil, sich zum letzten entschlossen, und gewiß auch manche, die es um ökonomischer Umstände willen nicht bedurften.

Als sodann die königlichen Truppen unter Anführung des Cardinals Ruffo wieder einrückten, als die Franzosen die junge Republik, die noch in der Wiege und gleichsam an der Mutter Brust lag, ihrem Schicksal überließen, und die Santa Fede entstand, (es tritt jeder, der dies Wort liest: Wer seit der Revolution in Neapel war, wird wissen, was es heißt; ich aber kann es jetzt nicht sagen,) da verloren wieder die republikanischen *Deputirten* ihr Brot, die sich ausgezeichnet hatten, noch etwas mehr, und die minder Angeschuldigten wurden zurückgesetzt. Sehr viele Officiere auch vom Stabe erhielten, statt ihres ganzen Gehalts, vier Carlin täglich (ungefähr 12 Gr.) und zu diesen gehörte auch der oben erwähnte Hauptmann. Nun wundre man sich nicht, warum er kleine Vortheile nicht vernahmte.

Aber er ließ es dabei nicht, und es geschah noch etwas andres, wovon man einen

Meinen Beweis hernehmen kann, was sich hier der Eigennutz ohne Umstände erlaubt. Der Hauptmann zog eines Tages plötzlich aus, und am folgenden Abend waren seine Zimmer von einem andern Besitzer auf eine etwas geheimnissvolle Art eingenommen. In großen Städten pflegt man auf so etwas nicht zu achten; aber ich wurde bald sehr lebhaft erinnert, es zu thun.

Gleich am ersten Abend hörte ich im Nebenzimmer, das nur durch eine Thür von mir abgesondert war, einen außerordentlichen Lärm. Eine Frauenzimmerstimme, die äußerst heftig und rauh war, erscholl vorzüglich, und ich hörte sie bald fluchen, bald schimpfen, bald sich beklagen, bald weinen, bald sich laut mit andern zanken, und alles dies in einem äußerst gemeinen Ton.

Da ich wußte, daß ein anderer Officier eingenogen war, so erstaunte ich über das Rohe dieser Scene, und einige Deutsche, die bei mir waren, erstaunten mit mir. Wir glaubten darin einen neuen Beweis zu finden, wie im

höchsten Grade ungebildet auch die höhere Classe von Menschen hier ist.

Der Lärm wurde einigemal so heftig, daß die nahe gelegenen Häuser ihn bemerken mußten, und ich klopfte stark an die Thür des Zimmers, worin er war; aber zu meiner Verwunderung wurde auch nicht die kleinste Unterbrechung dadurch veranlaßt. Der Lärm dauerte fort, ich horte mehrere zankende Stimmen, allein alle wurden von der weiblichen gleichsam zu Boden gedonnert; sie hatte jedesmal das letzte Wort.

Auch die Nacht machte diesem Ungewitter kein Ende, und ich konnte wenig schlafen. Welch eine unselige Xantippe, dachte ich, hat ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, um deine Ruhe zu stören! Ich konnte mir das unbeschreiblich Rohe und Wütende der Scene durchaus nicht erklären, da die Wohnung nicht von der Beschaffenheit war, um vom Pöbel in Besitz genommen zu werden.

Am andern Morgen erkundigte ich mich nachher, und nun erfuhr ich etwas, das mir das

Räthsel löste, das mich aber dabei nicht wenig befremdete, und befremden mußte. Der Hauptmann hatte die Zimmer an einen Officier vermiethet, dessen Frau wahnsinnig geworden war, und der man die Luft am Braucaccio, die man vielerlei Kranken hier verordnet, für zuträglich glaubte; und dies bloß, um mehr mit dem gemietheten Hause wuchern zu können.

Dies ist einer von den Zügen, bei welchen man Gelegenheit bekommt, sich gegen den Eigennutz der Italiener zu empören, und leider bieten sich diese hundertfach dar, wenn man auf irgend eine Art mit ihnen zu thun hat.

Die Nachbarschaft einer wahnsinnigen Frau hat unstreitig nichts Angenehmes; indessen hatte diese hier mindestens etwas Merkwürdiges. Sie war eine Märtyrerin der republikanischen Grundsätze, und eine Uebertreibung derselben, die so manchem den Kopf halb verrückt hat, hatte ihr denselben ganz verrückt. Ihr Mann hatte der Republik gedient, war nachher zurückgesetzt, und bekam täglich ebenfalls nur vier Caslin. Dies und mehrere traurige Erfah-

rungen hatte sie so zu Herzen gefaßt, daß sie den Verstand verlor. In ihrem jetzigen Zustande nun redete sie fast von nichts anderm, als von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, von Ferdinand IV, und Carolina Maria. Aber sie hatte kein System in ihrem Wahnsinn, und eserte bald gegen die Republikaner, bald gegen die Königlichgesinnten. Oft hörte ich sie rufen: *tutti tutti Jacobini, tutti Birbanti, tutti il Brancaccio!* Zu einer andern Zeit kufste sie die Franzosen in Gedanken wohl hundertmal, und ich hörte deutlich den schnalzenden Ton davon. Auch sang sie zuweilen, und ich hörte die Worte von ihr:

Non è rosa

Per gustarla

Che libertà.

Oft rief sie laut: *viva la libertà, viva la repubblica!* Waren die Stürten gerade vorbeigegangen, sie wären heraufgekommen, um den dreisten Republikaner aufzusuchen.

Im Ganzen merkte man wohl, daß ihr Herz an der Republik hing. Einst, in einer guten

Stunde, brachte sie ihr Mann zu nie herüber. Sie sprach beständig von den beiden großen politischen Parteien, und sagte endlich: morgen Mittag wird die Republik wieder da seyn.

Um zu versuchen, ob sie etwas dabei dachte, sagte ich: die Zeiten wären vorüber, wo man an die Wiederherstellung der Republik glaubte, und es gabe jetzt keine Jacobiner und Royalisten mehr. O, rief sie, ich mögte das nicht glauben, die beiden Parteien ständen im Stillen noch immer gegen einander. Das war nicht ganz wahnsinnig gesprochen. Aber bald darauf redete sie wieder viel Verwirrtes von Buonaparte. Von welchem Buonaparte sprichst denn du, fragte ihr Mann; nun, von dem, antwortete sie, den sie in der Türkei gespielt haben. Unmittelbar nachher fing sie von dem Regiment Este an zu sprechen, und klagte laut darüber, daß viele schuldige Jacobiner Brot und Rang behalten, die weniger Schuldigen aber lange im Gefängniß gesessen und alles verloren hätten. Es mögte viel Wahres unter ihren Reden seyn.

Dies war eine von ihren sehr guten Stunden; in den bösen wütete sie wie ein Unthier, hatte auf jeden Verweis zehn Antworten, bediente sich der gemeinsten, schimpflichsten Ausdrücke. Niemand vermogte mit ihr auszukommen. Besonders wütend war sie, wenn sie einen Officier sah, der in der Revolution nichts verloren hatte. Sie fing endlich an, mit Tellern, mit Gläsern, mit Stühlen umherzuwerfen; dabei klopfte sie oft stark an die Thür, die in mein Zimmer führte. Einst verlangte sie, daß ich ihr *aufmachen* sollte, weil sie was mit mir zu reden hätte. *Aprite, Don Carlo*, rief sie, *aprite!* — *Non, Signora*, antwortete ich; *non aprirò. Siete troppo cattiva.* — *Io cattiva?* rief sie, und fing an mit der größten Wut im Zimmer herumzugehen, indem sie immer wiederholte: *io cattiva, io cattiva?* Sie mußte sich auch in der Verrücktheit getroffen gefühlt haben.

Man mußte sie endlich, da sie auch zu beißen anfang, an Händen und Füßen in Ketten legen, man gebrauchte kalte Bäder, und aus dem Hospital der Incurabili, wo die Verrückten

Und, kam eine Frau, die zur Cur etwas mitbrachte, das man eher etwas heißes nennen könnte: einen Ochsenziemer. Das Kalte und das Heiße wurde von jetzt an bei ihr angewandt, und das letzte oft sehr hörbar. Ich vermochte kaum Mitleiden mit ihr zu haben, obwohl ich kein Freund von solchen Curarten bin, weil sie ein gar zu arges Teufel zu seyn schien.

Nach einigen Tagen milderte sich ihr Wahnsinn, und verlor sich allmählig ganz. Sie redete nicht mehr von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, sie sang keine Freiheitslieder mehr, kurz, sie war, so viel man äußerlich bemerken konnte, hergestellt. Welche von den beiden entgegen stehenden Curarten diese Wirkung hervorgebracht hat, kann ich nicht entscheiden; ich bin aus Menschenliebe geneigt, mehr an die kalte zu glauben, obwohl auch die heiße bei Wahnsinnigen noch immer besser angebracht zu seyn scheint, als bei vernünftigen Menschen.

Aus dem Zustande dieser Frau wird man sehen, was hier in den Köpfen gährt. Es ist

ausgemacht, daß die beiden Parteien im Stillen gegen einander stehen; und daß die Flamme der einen nur deshalb nicht empor lodert, weil sie keine Luft hat. Mögten sie immer verschiedener Meinung seyn, mögten immerhin diese die Republik, jene die Monarchie vorziehen, wenn es nur nicht mit Haß, mit Wut, mit Verfolgung geschähe.

Die Menschen sind gleichsam von Natur bestimmt, andere Meinungen zu haben, so wie sie auch am Körper unter einander verschieden sind. Dies ist ein großer Vortheil, indem es die Eintönigkeit aufhebt; und die Menschen können, bei aller Verschiedenheit im Denken, in Fried und Einigkeit mit einander leben, sobald sie die Leidenschaft davon entfernen. O mögte doch dies bei allen Anhängern fremder Parteien Statt finden!

Es ist etwas Erschreckliches, wenn der Vater um einer Meinung willen den Sohn vergiftet, wenn der Sohn den Vater mit eignen Händen erwürgen mögte, wenn die blutigsten Zwispalten in Familien entstehen, wenn die näch-

sten Anverwandten sich im Kerker schmachten lassen, wenn Mann und Weib sich mit dem grimmigsten Hafs verfolgen, und dies alles, weil sie in einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden und verwickelten Sache anders denken.

Auch in meinem Vaterlande ist etwas ähnliches zu finden, und die beiden Meinungspartheien stehen oft wütend, und sich gleichsam emporbäumend, gegen einander.

Indem ich dies schreibe, ist wieder die Zeit des beginnenden Jahres* herangerückt, und ich kann nicht umhin, noch einmal aus voller Empfindung heisse Wünsche, besonders in jener Rücksicht Wünsche, die mein Herz, meine Erfahrung, mein Nachdenken mir gebietet, für mein Vaterland gen Himmel zu senden. Ein sehr wichtiger davon heisst: o mögten die streitenden Partheien sich einander mit Versöhnlichkeit, mit Sanftmuth, mit Nachgiebigkeit nähern, und sich Hand und Herz bieten, wenn gleich der Sinn noch verschieden denkt. Diese Annäherung wird jedem Ausbruch der Leiden-

schaft, der Verfolgungssucht, so wie den künftigen Blutströmen vorbeugen; und sie ist so vernünftig, so gegründet auf reifes Nachdenken.

Alles, was der edle und weise Staatsbürger wünschen kann, ist, selbst glücklich zu seyn, und andere neben sich glücklich zu sehen. Woher entspringt aber dies Glück? Aus einer Monarchie, aus einer Democratic, aus einer Republik? O wahrlich nicht! Dies sind nicht die Quellen, aus welchen jenes erhabene Wesen: Glück der Menschheit, hervorgeht, es sind Nebensachen. Aus Weisheit, aus Ordnung, aus Ruhe, aus Tugend tritt es wie ein Gott hervor, und breitet seine Arme segnend über die Menschen aus. Der Staat ist am glücklichsten, der am tugendhaftesten ist, nicht das Königreich, nicht die Republik, nicht die Aristocratie.

Wie vermag ein Monarch Millionen von Menschen zu beglücken, wenn sie sich unter einander unglücklich machen? Wie vermag es ein Directorium, wenn sie sich durch Haß, Neid, Parteisucht, Blutvergießen in ewige Unruhe versetzen? Wie kann irgend eine Obrig-

heit ihre Unterthanen beglücken, wenn sie nicht selber das meiste dazu beitragen?

5

Volksglück ist ein Strom, der aus Bildung des Herzens, aus wahrer Religion, aus Menschenliebe, aus allgemein verbreitetem Wohlstande entspringt, nicht aus irgend einer Staatsform. O mögten doch Royalisten, und Republikanisch- oder Democratischgesinnte dies unter ihren Nebenmenschen zu befördern suchen, mögten sie sich doch in solchen Punkten vereinigen, worin alle gute und edle Menschen vereint seyn müssen, und das Unwesentlichere ganz aus den Augen lassen. Es ist jetzt nicht darauf zu sehen, ob man in einer Aristocratie, oder Monarchie lebe, sondern, ob der allgemein einwirkenden Theuerung Mittel entgegen gesetzt, ob die Armuth möglichst unterstützt, ob die Jugend zu guten Grundsätzen erzogen, ob das in jeder Staatsverfassung vorhandene Fehlerhafte möglichst gemildert, ob die Gerechtigkeitspflege schnell und wirklich gerecht geübt, ob Sicherheit dem, was uns theuer ist, erhalten, und jede Grausamkeit gegen unsere Nebenmenschen

verdrängt werde. Dahin muß aller Blick gerichtet seyn, darin liegt das Große verborgen, das des höchsten Trachtens würdig ist!

Es ist eine trautige, und halb unerklärbare Erfahrung, daß Menschen um politischer Wünsche willen sich so bitter entzweien, zumal da die Erreichung dieser Wünsche keine von beiden Parteien glücklich macht. O mögten sie sich doch nicht verkennen, und die einzige Wahrheit fühlen, daß auf jeder Seite edle, gute und einsichtsvolle Menschen sind, die viele scheinbare Gründe für ihre Meinung anführen können. Mögten doch die Anhänger eines Freistaats oder einer Republik bedenken, wie viel Wohlthaten schon durch Könige über die Menschen gekommen sind. Was wäre Rußland ohne Peter den Großen; wie tief würde die Menschheit in diesem Staat stehen, wenn nicht dieser Einzige auf seine Millionen so wohlthatig gewirkt hätte! Und wo ist der, der es nicht fühlt, welch ein Segen Friedrich II. für die Menschheit war, wie viele erhabene Beispiele von Fürstentugenden er den Monar-

chen Europas gab, welche große Lehen er verbreitete, ein Land zu regieren, und die Bewohner desselben glücklich zu machen? Was würde der preussische Staat seyn, wenn statt der Regierung Friedrichs II. eine Revolution ausgebrochen wäre!

Auch das Alterthum beweist, wie wohlthätig die Regierung der Könige für die Menschen war. In Aegypten und Assyrien herrschte unter ihnen die höchste Cultur, und selbst der jüdische Staat trat unter David und Salomo auf seine höchste Spitze. Aber wozu Beweise aus dem Alterthum, da uns ein großer, entscheidender vor Augen liegt? Ist in Frankreich Ruhe, Ordnung, Menschenglück wiedergekehrt, ehe nicht ein Einziger wieder die Zügel der Regierung ergriff?

Mögen aber auch die Anhänger des Königthums bedenken, daß nicht alles für sie spricht! Mögen sie mit Ruhe und Unbefangenheit erwägen, daß der römische Staat seinen höchsten Glanz unter den Consuln hatte, daß die Griechen durch republikanische Regie-

rungsform sich zu einem großen hochcultivirten Volk entschwangen; daß Holland nur groß wurde, nachdem es sich von der Herrschaft der spanischen Könige befreit hatte, und daß die Schweiz ein sehr glückliches Land war, als es seine freie Regierungsform hatte!

Allegten beide Parteien die Lehrer, welche die Weltgesichte predigt, ohne Vorurtheile prüfen, und sie werden sich wahrlich mit Nachsichtigkeit einander nähern. Und man kann ja verschieden in unentschiedenen Sachen denken, ohne sich zu hassen und zu verfolgen. Nur in einem einzigen großen, der Menschheit wichtigen Punkt, scheint es, müssen beide Parteien sich vereinigen, in dem: daß eine Revolution nicht zum Glück der Menschen führt. Millionen in meinem Vaterlande können dies nicht so lebhaft fühlen, als ich. Ich habe mit forschendem Auge und mit uneingenommenem Sinn die Länder gesehen, wo Revolutionen waren, und urtheilen gelernt. Aber auch in der Ferne predigt die Vernunft jene Wahrheiten laut. Ach, es ist besser, in einem fehlerhaft ge-

bauten Hause zu wohnen, als ganz ohne Obdach, und allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt zu seyn! Wenn die großen Maschinen der Cabinette, der Landescollegien, der Tribunale, der militairischen Systeme, der Stadthauptkeiten zusammenstürzen, wo ist der Baumeister, der dies alles sogleich wieder aufbauen kann? Die Trümmer der großen Werke liegen da, und die zerschmetterten Menschen liegen darunter.

Noch in einem andern Punkt, glaube ich, können die Parteien sich vereinigen, nämlich in dem: daß diejenige Monarchie die vollkommenste sey, in welcher der Monarch jedes Recht hat, Gutes zu thun, und wo das Böse nur durch die Gesetze verhängt werden kann. Der Monarch hat ein Herz, und die Gesetze haben keine Leidenschaften. Wer über Staatsregierung dachte, dem darf ich nicht mehr sagen.

Aber noch einen dritten Vereinigungspunkt bietet Vernunft und Erfahrung dar, nämlich den: daß dann die Monarchie allen andern Res-

gierungsformen vorzuziehen sey, wenn ein edler und weiser König regiert. Wer vermag zu zweifeln, daß dieser am leichtesten den Menschen den Weg zum Glück bahnen kann? Er kann das Gute, das, was ihm sein Herz und sein Geist gebietet, ohne Hinderniß vollbringen, wenn in Republiken erst viele Sinne darüber vereinigt werden müssen, er kann hundert edle Thaten vollendet haben, unterdeß getheilte Obrigkeiten noch darüber stimmen, und vielleicht das Beste verwerten. Es ist nichts so schön, so edel, daß sich nichts dagegen einwenden ließe; und unter zehn Menschen sind oft fünf, die nicht gut und edel denken. Was können sie Gutes stiften.

Ich scheide jetzt, am Neujahrsmorgen 1803, von meinen geliebten vaterländischen Lesern, und wiederhole nur noch einmal den Wunsch, daß die großen politischen Parteien in Deutschland Haß, Verfolgungssucht und Zwietracht verbannen, daß sie dagegen über jene der Menschheit wichtigen Punkte sich vereinigen,

und die kleinen Verschiedenheiten der Urtheile ohne Unwillen dahin gestellt seyn lassen mögen.

Aber auch für mich habe ich einen innigen heißen Wunsch: daß ich in diesem Jahre gesund und glücklich in mein Vaterland zurückkehren möge.

Schreiben eines neapolitanischen Lottospielers an den Herausgeber, nebst Unterricht im Lotteriespiel.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die an dem Tage, wo die Zahlen der Lotterie gezogen werden, in der Vicaria, bei St. Giuseppe, oder bei irgend einem Laden stehen, an welchem die herausgekommenen Nummern erscheinen. Sie werden wissen, daß nach ihrer Bekanntmachung einige wenige mit frohlockender Miene weg-

gehen, eine Menge anderer hingegen voll Verzweiflung in den Straßen herumlaufen, weil sie mit dem Gewinn einer Terne oder Quaterne sich zu Bette zu legen hofen, jetzt aber nicht wissen, womit sie am Abend ihren Hunger stillen sollen. Ich gehöre nicht zu dieser Klasse, und Sie werden mich immer mit derselben Mine bei Gewinn oder Verlust hinweggehen sehen; denn ein echter Spieler muß unter allen Umständen kalt bleiben, und sich von den kleinen Neckereien des Glücks nicht irre machen lassen, zumal, wenn er seine Hoffnungen auf einem festen Grunde erbauet hat, und einem großen gewissen Ziele entgegen geht.

Ich bin auf diesem Wege, und ich hoffe, Sie werden sich davon selber überzeugen, sobald Sie meine Geschichte gehört haben.

Sie müssen wissen, daß ich vor ungefähr fünf Jahren ein sehr wohlhabender Mann war. Nach dem Erweiterungstrieb, der allen Menschen, und vorzüglich den Italienern eigen seyn soll, wünschte ich, noch etwas mehr zu seyn, nämlich reich zu werden. Zu diesem

Endzweck warf ich mich auf das Lottospiel, das ich als das am wenigsten beschwerliche Mittel dazu ersah, und habe es diese letzten fünf Jahre hindurch mit großem Eifer und unermüdeter Anstrengung getrieben. Ich schmeichle mir, daß ich kein gewöhnlicher Spieler bin; ich habe nicht allein gespielt, ich habe auch gerechnet, und bin endlich dem Glücksrade, oder vielmehr dem großem Exempel der Lotterie auf die Spur gekommen, so daß in Kurzem das Facit da seyn muß.

Es ist wahr, daß ich während dieses Calculs mein Vermögen zugesetzt habe, und jetzt mit Weib und Kind einigen Mangel leide, (denn Sie werden selber fühlen, daß eine so schwere Berechnung eine große Anstrengung des Geistes fodert, und wenig Zeit für andere Geschäfte übrig läßt,) aber ich bin auch gewiß, meinen Verlust in Kurzem zehnfach ersetzt zu sehen, denn wenn ich mein Besetzen der Nummern nur noch ein Jahr fortsetzen kann, so muß ich nach den untrüglichen Anzeigen einige Ternen und Quaternen gewinnen, wo

nicht die Bank der Lotterie sprengen. Ich hoffe dies mit Ihrer Hülfe zu können, und ersuche Sie um die Gefälligkeit, mir einen Vorschuss zu leisten, um noch ein Jahr auszuhalten, wo ich dann selber in dem Stande seyn werde, Andern Vorschüsse zu machen. Mündlich werde ich Ihnen meine Berechnungen mittheilen, und Sie völlig überzeugen, daß ich meinem Ziel nahe bin. Ich bin selbst bereit, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen, wenn Sie geneigt sind, an meiner Speculation Theil zu nehmen, und wir wollen dann vereint das Glück genießen, zu welchem ich mir seit fünf Jahren mit großen Kosten den Weg gebahnt habe.

Ich bin u. s. w.

Credulus Ziffer.

Ich überlasse es meinen Lesern, ihre Betrachtungen über diesen Brief, den ich mit einigen kleinen Veränderungen hergesetzt habe, anzustellen, und füge blos hinzu, daß mich die glänzenden Versprechungen dieses Mannes, der

seiner Sache so gewiß zu seyn scheint, auf keine Weise reizen, daß ich im Gegentheil weit eher geneigt seyn würde, ihm zu helfen, wenn er in seinem Briefe erklärt hätte, gänzlich vom Lottospielen abzugehen, und einen sicherern und solidern Erwerbszweig zu ergreifen.

Da aber in meinem Vaterlande viele an der Krankheit danieder liegen, die mein obiger Correspondent seit fünf Jahren mit sich herumträgt, so kann ich nicht umhin, einige Worte über das neapolitanische Lotto zu sagen, und einige Regeln anzugeben, deren man sich hier bedient, um durch dies schöne Spiel reich und glücklich zu werden. Ich hoffe, meine Landsleute werden aus diesen Angaben den Nutzen ziehen, der sich billigerweise daraus ziehen laßt.

Die Italiener haben die kleine Untugend an sich, daß sie gern durch Nichtsthun etwas verdienen mögen; da nun auf keine Art etwas leichter zu verdienen ist, als durch die Lotterrie, so ist es kein Wunder, daß sie sich gleichsam *à tête perdue* in dies Spiel werfen. Sie ge-

ben aber dennoch mit einiger Sicherheit zu Werke, und studiren das Geschäft, das sie treiben, aus dem Grunde. Es sind nämlich Bücher vorhanden, worin die Wissenschaft des Lotterispiels ausführlich abgehandelt ist, und man wird nicht leicht einen gemeinen Neapolitaner finden, der nicht in diesen Büchern bewandert wäre, wenn er auch sonst weder lesen noch schreiben kann. Wer lehrbegierig ist, der lernt auch vom Hörensagen.

Eins von diesen Büchern heist: *La Scatola fortunata*, und in demselben sind große Schätze vorhanden, von denen ich jetzt meinen Lesern einige aucthun will.

Träume waren von jeher der große Fingerzeig auf die Nummern, welche der blinde Knabe herausziehen wird. Wenn von Zahlen in Neapel träumt, durch dessen Hand geht gewiß etwas Geld, und wenn er es auch nicht bekommt, so trägt er es doch hin, damit es Andere bekommen können. Da uns die Einbildungskraft aber nur selten Zahlen im Schlafe vorspiegelt, so hat man ein Mittel erfunden,

von Zahlen zu träumen, ohne von Zahlen zu träumen. Die *Smorfia fortunata* lehrt nämlich, daß gewisse Dinge Zahlen bedeuten, und wer das Glück hat, diese Dinge im Schlaf zu sehen, der sieht zugleich sein Glück in der Lotterie vor Augen. Hier sind einige davon.

Wem träumt, daß er hungrig sey, wie denn dies leicht bei einem Lottospieler sich ereignen könnte, der muß die Zahl 16 oder 30 setzen, und er hat die größte Hoffnung, seinen Hunger gestillt zu sehen. Wem träumt, daß ihm sein Schnupftuch gestohlen wird, eine Sache, die jemandem in Neapel nicht allein im Schlaf, sondern sehr leicht auch beim Wachen geschehen kann, der darf auf die Zahlen 66 und 76 sein Glück bauen. Wer den etwas seltsamen Traum hat, daß seine Tochter eine Büffelkuh sey, der darf die Zahl 35 als seinen Glücksstern betrachten. Da aber dies nicht leicht jemandem in Deutschland, wo es keine Büffelkühe giebt, träumen wird, so glaube ich, man kann hier ohne Nachtheil eine wirkliche Kuh unterscheiden, und ich zweifle nicht, daß nicht jemand

auch in Deutschland den Traum haben könnte, seine Tochter sey eine Kuh.

Wer das Vergnügen hat von einem Kutscher zu träumen, der kann durch eine ganze Menge Zahlen sein Glück machen, nämlich durch 16, 19, 20, 25, 30, 33, 34, 39, u. s. w. Wenn er diese Zahlen fleißig besetzt, so werden sie ihn in kurzer Zeit in den Stand setzen, sich einen Kutscher zu halten. Doch hat man auch Beispiele, daß sie jemanden dahin gebracht haben, ein Kutscher zu werden.

Träumt jemandem, daß er eine Braut habe, wie denn dergleichen Träume sehr gewöhnlich seyn sollen, so lachelt ihm die Zahl 56, und er kann sich durch eine hohe Besetzung derselben leicht ein Heirathsgut erwerben; träumt ihm von Dinte, so schreibe er die Zahlen 76, 77, 85 und 87 auf, und er darf die Hoffnung zu einer Quaterne nahren. Erscheint ihm im Schlaf ein sorrentinisches Kalb, so ist ihm die Zahl 10 gewogen, sieht er den Seefisch Merlutz, so muß er sein Glück mit 5 und 82 versuchen, trinkt er im Schlaf den Wein Aspinio, so ist

die größte Hoffnung vorhanden, daß der blinde Knabe die Zahl 23 ziehen wird. Da aber viele von den deutschen Lottospielern nie von diesen Dingen mögten gehört haben, so rathe ich meinen Landsleuten, statt des sorrentinischen Kalbes einen polnischen Ochsen, statt des Merlutz einen ehrlichen deutschen Karpfen, und statt des Weins Asprinio, Merseburger oder Braunschweiger Bier zu setzen.

Ich habe Ursache zu glauben, daß dies ohne Nachtheil der Deutung, und ohne den Träumen Gewalt anzuthun geschehen kann. Selbst mein Autor berechtigt mich dazu, denn ich finde darin, daß die geträumten Sachen nach den Städten auch andere Zahlen bedeuten. Wenn jemand z. B. in Rom von Fantoffeln träumt, so bringt die nächste Ziehung die Zahl 6 ans Licht, in Neapel aber haben Bratwürste diese Zahl. Ich darf mir schmeicheln, daß man noch immer mehr Ähnlichkeit zwischen einem Merlutz und einem Karpfen, einem Sorrenter Kalbe, und einem polnischen Ochsen, als zwischen Fantoffeln und Bratwürsten finden wird, zumal da ich

meine Leser versichern kann, daß die Kalber von Sorrento halbe Ochsen sind.

Träumt man in Neapel von Kaldaunen, so muß die Zahl 51 im Lotto erscheinen, in Rom aber erscheint sie, wenn man von Schüsseln geträumt hat. Man sieht jedoch, daß die Sachen einigen Bezug unter einander haben, und daß Rom die leeren Schüsseln zu den Kaldaunen hergibt, die Neapel hervorbringt.

Ich könnte noch ein langes Register von Dingen hersetzen, wodurch man im Schlaf die Ziffern findet, aber ich hoffe, meine Leser werden aus dem Obigen schon sehen, auf welchem festen Grunde die Sache erbauet ist, und wie systematisch man sie hier behandelt. Sollten etwa, trotz den Träumen und ihrer Deutung, die bestimmten Zahlen nicht herauskommen, so lasse man sich dadurch nicht irre machen; man bedenke, daß mehrere ehrliche Leute Traume haben, und daß leicht einem Andern von Kapannen und Fasanen geträumt haben kann, wenn man selber von Kaldaunen und Bratwürsten geträumt hat. Was soll das Schicksal hier thun?

Die Kaldaunen oder die Fasane gelten laien? Geschichte jenes, so ist der große Haufe unzufrieden, geschieht dieses, so hat sich der Vornehme zu beklagen. Dies ist der Grund, warum es das Schicksal nicht allen Recht machen kann; es müßten mit jeder Ziehung alle 90 Nummern herauskommen, wenn nur die Träume einiger wenigen Lottospieler befriedigt werden sollten, ja 900 und 9000 Zahlen, wenn sie da wären. Die Träume verderben sich untereinander die Ziehung. Darum bescheide man sich und denke, daß es mehrere Lottospieler gibt, die sich nicht allein am Tage, sondern auch in der Nacht mit diesem lobenswürdigen Handwerk beschäftigen.

Ich will hier jetzt aus der *Suorfa fortunata* noch die Auslegung einiger Träume hersetzen, die keinen Bezug auf Lotto und Zahlen haben, die aber dessen ungeachtet nützlich werden kann. Träumt jemandem von Ochsen, welche schlafen, so bedeutet dies schlechtes Wetter. Man weiß also jetzt, woher es kommt, wenn oft anhaltendes schlechtes Wetter ist: die Leute träumen

dann viel von schlafenden Ochsen. Oekonomie, denen zu Zeiten viel an der Veränderung des Wetters liegt, riethe ich, sich bei solchen schlafenden Wettergläsern Rath zu erholen.

Sieht man weiße Ochsen im Traum, welche tanzen, so bedeutet dies Ehre. Ich würde gern auf die Ehre Verzicht thun, wenn ich nur die Ochsen tanzen sehen könnte; sie müssen dies mit vieler Grazie thun, besonders in Neapel, wo sie Hufeisen tragen. Sieht man mageren Ochsen im Traum, so ist Theurung zu befürchten. Die Sache hat sich also seit jenen Plazco Zeiten nur in dem kleinen Umstande verändert, daß aus Rohen Ochsen geworden sind. Träumt man, daß man Kohlen ißt, so zeigt dies Schaden an. Ich glaube, daß man diesen Traum nie bei großem Hunger haben kann. Sieht man im Traum eine goldene Krone um sein Haupt, so folgt Zank und Neid darauf. Diesen Traum scheint Buonaparte gehabt zu haben, und die Auslegung dürfte auch wohl eintreffen. Träumt man, daß man Menschenfleisch ißt, so bedeutet dies Arbeit. Ich halte

dafür, daß man diesen Traum nur in Paris oder in Neapel haben kann, und daß selbst hier nur einige wenige ihn haben. Uebrigens muß dieser Traum auch in der Auslegung etwas Furchterliches für einen Italiener an sich tragen. Genuß von diesen wichtigen Dingen, die in der Nacht vorgehen, und die einen so großen Einfluß auf die Weltbegebenheiten haben.

„ Ich habe im Obigen einige Anweisung gegeben, wie man im Schlaf die Nummern des Lotto finden kann; jetzt bleibt mir noch der zweite Theil meines Unterrichts übrig, nämlich, wie man wachend diese wichtigen Zahlen ausfindig macht. Hierzu habe ich einen andern und in Italien sehr beliebten Gewährsmann. In diesem Lande nämlich gibt der verstorbene venetianische Astronom, Physiker und Cabbalist, Casamia, wie er sich nennt, jährlich einen Calendar heraus, der wichtige Aufschlüsse über die-
se Sache ertheilt. Man wundre sich nicht, daß ein verstorbener Mann diesen Calendar herausgibt; es ist wirklich so. Casamia ist längst todt, aber sein Talent, einen astrologischen und cab-

balistischen Calender herauszugeben, ist, gleich dem Mantel des Elias, auf irgend einen andern unbekannten Sterndeuter gekommen, und er erscheint noch immer unter seinem Namen. —

Bei einer andern Gelegenheit werde ich von diesem für Italien sehr merkwürdigen Calender reden, und hier nur das daraus hervorzuziehen, was an einem tüchtigen Lottospieler gehört, der nicht allein bei der Nacht, sondern auch am Tage sein Geschäft treiben will.

Ein solcher muß immer die Zahlen vor Augen haben, die in der verfloßenen Zeit herausgekommen sind, besonders in der letzten Ziehung; mit diesen und einigen andern cabbalistischen Nummern kann er dann durch eine gewisse mysteriöse Operation die Zahlen finden, die in der künftigen Ziehung herauskommen werden. Hier ist ein Beispiel davon.

In Venedig sind den 6ten Septbr. 1800 folgende Zahlen herausgekommen: 69, 3, 87, 55, 66. Will man nun wissen, welche in der nächsten Ziehung den 3ten Octbr. herauskommen werden, so erfährt man dies, wenn man fünf

Zahlenpyramiden bildet, die im Gegensatz mit andern Pyramiden auf der Spitze stehen. Diese Pyramiden entstehen auf folgende Art. Zuerst schreibt man die erste Nummer der letzten Ziehung, also 69 hin. Neben diese setzt man das Datum der folgenden Ziehung, also 3. Hinter diese kommt die Zahl von den jedesmaligen Graden der Sonne, die nach meinem Gewährmann den 3ten Octbr. 1^o betrug. Zuletzt kommt die sympathetische Nummer des *Mandaw*, der im October im Scorpion stand, und die Zahl 31 hatte. Zu diesen beiden letzten Zahlen muß man den Calendar des *Casimé* haben.

Ist dies geschehen, so addirt man die nebeneinander stehenden Zahlen zusammen, und setzt die Summe darunter, doch so, daß man immer die Zahl ganz wegwirft, die man sonst im Sinn zu behalten pflegt. Ist die zweite Reihe auf diese Art entstanden, so geht man zur dritten fort, bis am Ende unten nur eine Zahl bleibt, die innerhalb den Gränzen von 1 bis 90 liegt. Dies ist dann die erwünschte Zahl, die

in der nächsten Ziehung herauskommt. Hier sind zwei von diesen mysteriösen Pyramiden:

69.	3.	10.	31.	5.	3.	10.	31.			
5.	2.	4.	1.	3.	4.	6.	4.	1.	3.	4.
7.	6.	5.	47.	5.	4.	7.				
3.	1.	9.	1.	9.	1.					
4.	9.	2.								
40.				10.						

Diese Pyramiden sind also auf folgende Art entstanden: 6 und 9 macht 15; die 5 darunter geschrieben; 9 und 3 macht 12; die 2 darunter geschrieben; 3 und 1 macht 4 u. s. w. Ich hoffe, man wird nun im Stande seyn, diese geheimnißvollen Pyramiden zu bilden, und die erwünschten Zahlen zu finden, welche diesmal 40 und 10 sind. Ich weiß nicht, ob sie der blinde Knabe den 3ten Octbr. 1830. in Venedig gezogen hat; aber ich glaube, daß aus einer Mischung von Sonnengraden, von sympathetischen Mondszahlen, vom Datum des Tages und Lottoziffern nothwendig etwas Gutes herauskommen muß. Wer nur etwas mystischen und

okkultistischen Sinn hat, der wird hier große Geheimnisse wittern. Nur wundert mich, daß der Nachfolger des Casamia, der die Lottotie-nummern so scharfsinnig zu errathen weiß, sich nicht selber reich dadurch spielt, und noch immer mit dem mühsamen Calenderschreiben sich amüßet.

Ich hoffe nun meinen deutschen Lesern einen Fingerzeig gegeben zu haben, wie sie recht gründlich das wohlthätige Lottospiel treiben können, und ich weiß nicht, daß, wenn sie ihn befolgen, eine Menge Geldes durch ihre Hände gehen wird.

Das beste Geheimniß aber habe ich mir zuletzt aufgespart, und die deutschen Liebhaber des Lotto werden es mir gewiß sehr Dank wissen, wenn ich es ihnen offenbare; denn es besteht in nichts geringerem, als in der Wissenschaft, in der Zahlenlotterie zu gewinnen, und recht viel zu gewinnen, ohne darin zu spielen. Dies scheint unglaublich, und es gibt dennoch ein ganz einfaches Mittel dazu.

Wer sich dessen bedienen will, der schaffe sich zuerst eine recht freche Stirn an, und sodann einen etwas zutraulichen Ton der Sprache. Hat er beides zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht, so trete er geheimnißvoll zu irgend einem Lottospieler, und sage ihm fünf Nummern ins Ohr, mit der dringenden Bitte, sie zu setzen. Er muß sich dabei das Ansehen geben, als wüßte er gewiß, daß sie in der nächsten Ziehung herauskommen werden. Fragt man ihn, warum er sie nicht selber besetzt, so antwortet er, daß er nicht gerade bei Gelde sey, welches bei einem eifrigen Lottospieler nicht unwahrscheinlich reyn kann, daß er aber gern einem Andern das Glück gönnen wolle. Ist dieser Andere nun nur des geringsten mystischen Eindrucks fähig, so wird er die geheimnißvollen Zahlen setzen, und in diesem Fall muß er sich einen Theil des Gewinnes bedingen, welches nicht mehr wie billig ist.

Dieselbe Scene wiederholt er mit einem andern Bekannten, nur mit dem Unterschiede,

dafs er diesem wieder fünf andere Nummern nennt, und so fort mit dem dritten, vierten und fünften Lottospieler. Könnte er alle 90 Nummern auf diese Art besetzen lassen, wozu nur 18 Personen gehören, so wäre sein Gewinn offenbar; indessen müßte es wunderbar zugehen, wenn er auch nur bei Besetzung des dritten oder vierten Theils nicht bei jeder Ziehung ein erhebliches durch die Dankbarkeit der Gewinner davon tragen sollte.

Man kann die Zahlen nicht heraus, und macht man ihm Vorwürfe darüber, so gibt es ja tausend Entschuldigungen. *Astra inclinant, sed cogunt,* *) ist ein Sprüchelchen, das er beständig im Munde führen muß, und es wird ihn bei keiner Vorheragung zu Schanden werden lassen. Kurz, er hat die Zahlen in den Gestirnen gelesen, oder durch eine auf dem Kopf stehende Pyramide berechnet, oder durch einen Talisman, einen divinatorischen Traum, eine

*) Die Gestirne neigen sich nur zu etwas, sie erzwingen es nicht.

Erscheinung oder eine andere Offenbarung erhalten, und bloß ein antipathetischer Umstand hat ihre Ziehung verhindert. So ist er in jedem Fall geborgen.

Ich hatte dies Geheimniß, durch die Lotterie reich zu werden, ohne darin zu spielen, nicht ans Licht bringen sollen, ohne es mir, wie es der Gebrauch ist, durch Pränumeration bezahlen zu lassen; aber da ich gerne meinen Landsleuten dienen will, so habe ich allen Eigennutz bei Seite gesetzt, und ihnen diesen Stein der Weisen aus der neapolitanischen Praxis, bei welchem bloß einige Vorsicht nöthig ist, umsonst gegeben, und glaube, mich dadurch nicht wenig um sie verdient gemacht zu haben.

Ueberhaupt schmeichle ich mir durch diesen ganzen Aufsatz deutlich dargethan zu haben, wie man das Lottospiel systematisch treiben, und mit wie vieler Wahrscheinlichkeit man auf diese Art ein reicher Mann werden kann.

Theatralische Nachrichten.

- 1) Armida und Rinaldo, und die Amerikaner, auf dem Theater St. Carlo.

Die große Oper, die vom 2ten Septbr. bis zum 17ten Octbr. 1802. auf dem St. Carlstheater gegeben worden ist, heißt Armida und Rinaldo. Als ich die Ankündigung davon sah, glaubte ich, daß jener berühmte Räuber Rinaldo gemeint sey, von dem wir einen sehr gelesenen Roman in Deutschland haben, und der auch hier in Neapel noch häufig besungen wird. Ich irrte mich, der Dichter hat diesmal seinen Stoff aus dem befreiten Jerusalem des Tasso genommen, und jener Rinaldo, der darin vorkommt, ist sein Held, wenn man anders das einen Helden nennen kann, was die Dichter vom St. Carlstheater dafür ausgeben.

Aus dem Gegenstande hätte etwas Vorzügliches werden können, denn er ist einfach und schön, und Tasso konnte schon durch seine reizenden Beschreibungen zu etwas begeistern. Aber leider ist die Bearbeitung wieder einem Menschen in die Hände gefallen, der keinen Geist hatte, der also auch seinem Werk keinen einhauchen konnte.

Der Stoff ist aus dem sechzehnten Gesange des Heldengedichts genommen. Hier findet man den jungen Held Rinaldo, der sich einer Mißthelligkeit wegen von dem Heer Gottfrieds von Bouillon entfernt hatte, in den Gärten der Zauberin Armida, die ihn mit allen Künsten der Liebe und der Zauberei in ihrem Bezirk zurückzuhalten sucht. Aber seine Streitgenossen machen ihm Vorwürfe über sein weiches wollustiges Leben, und fordern ihn auf, in den Kampf zurückzukehren.

*Ubaldo in comincio parlando allora:
Va l'Asia tutta, e va l'Europa in guerra;
Chiunque pregio brama, e Cristo adora,
Travaglia in arme, or nella Siria Terra.*

*Tu solo, o figlio di Bertholdo, fuora
Del mondo in ozio un breve angolo serai,
Te sol dell' universo il moto nulla
Move, egregio Campion d'una fanciulla.*

Ubalde begann so: Ganz Asien, ganz Europa zieht in den Krieg; jeder durstet nach Ruhm, und hetet Christum an; bis nach Syrien hin seufzt die Erde unter Waffen. Du allein, Sohn Bertholds, lebst müßig außerhalb der Welt in einem engen Winkel, dich allein rührt die Bewegung des Erdballs nicht, dich, den glorreichen Ritter eines Kindes.“

So schreibt Tasso. Rinaldo laßt sich überwinden, besiegt die Liebe, und kehrt mit seinen Gefährten zum Heere zurück.

Diese so einfache Fabel konnte unstreitig sehr angenehm behandelt werden. Die beiden heftigsten Leidenschaften; Liebe und Ehrgeiz, sind in Kampf mit einander; hierzu gesellt sich das Außerordentliche der Zauberei. Zu welchen anziehenden Scenen, und zu welcher lebhaften Handlung konnte dies Gelegenheit geben? — Nichts von dem allen! Tasso's schö-

ne Episode konnte den Verfasser der Oper nicht begeistern.

Gleich der Anfang verräth, daß er seinem Gegenstande nicht gewachsen war. Hier ist er:

Scena prima.

Lido di Mare, con Campagna adiacente. Vascella agitata della tempesta, e sul medesimo Ubaldo, Carlo e Coro di Soldati; indi Gualberto.

Gualb. Oh Cielo! A voti miei
Cessò il furor del vento;
Torni sereno il mar ad.

Tutti. Sì fortunato evento
Chi mai potea sperar?

Ubaldo. } Dalla crudel tempesta
Carlo. } Salvi per te noi siamo;
Ma svela, a chi dobbiamo
Tanta felicità?

Gualb. Sol grazie al Ciel rendiamo
Ch' ebbe di noi pietà.

Tutti. La nostra al ciel dobbiamo
Comun felicità

Ubaldo

a) Calmarsi il turbine.

Ubaldo. Ma come tanto in cielo

Poziona i voti tuoi?

Gualb. Del Nume io sono

Interprete fidel; il camin vostra

Ei resse, e non a caso. In questo Lido

Rinaldo or giungera.

Ubaldo. Come? Rinaldo?

Carlo. Parla! . . . L' addita a noi!

Gualb. La premurosa inchiesta

Merta, che tutto io sveli. Egli a momenti

Preda d'Arnida diverrà. L' indegna

Saprà sedurlo, ed affascinarli il cuore.

Ma, mentre in folle amore

Sepolto sia, voi già destina il cielo,

Per sottrarlo all' affetto insidioso.

Invano ella opporrassi. Ubaldo in tanta

Con tuoi più forti per quell' ampia valle

Vola all' impresa. Carlo per brev' ora

Vegli da saggio a custodir la proa.

Dies ist die erste Scene, denn Gualbert
geht jetzt ab; — warum? Danach müssen mich
meine Leser nicht fragen. Ich weiß es nicht,
und vielleicht weiß es der Verfasser auch nicht.
Kurz, er braucht ihn nicht mehr. Aber ich
muss wohl die saure Mühe des Uebersetzens

übernehmen, damit auch meine unitalienischen Leser die Schönheiten dieser Scene fühlen können.

Erste Scene.

Ufer des Meers mit daranliegendem Felde. Ein von Sturm bewegtes Schiff, und auf demselben Ubaldo, Carl. Chor von Soldaten, und sodann Gualbert.

Gualbert. O Himmel! Auf meine Wünsche endige die Wut des Windes, das Meer werde heiter! a)

(Dass der Himmel heiter werden kann, weiß jeder, aber wie das Meer heiter werden soll, das weiß man nicht, wenn man auch dicht daran wohnt. Ueberdies geht es mit der Sache nicht so geschwind.)

Alle. Wer hatte je ein so glückliches Ereigniß hoffen können.

Ubaldo. Von dem grausamen Ungewitter

a) Der Sturm legt sich.

sind wir durch dich befreiet; aber entdecke uns, wem verdanken wir so viel Glück?

Gualb. Sagen wir blos dem Himmel Dank, daß er Mitleiden mit uns hatte.

Alle. Unser ganzes Glück verdanken wir dem Himmel.

(Welch ein Geschwätz! Und welche eine Rolle muß der Himmel darin spielen! Nach der Volksmeinung gibt es einen Wolkenhimmel, einen Sternenhimmel, und einen Freudenhimmel; ich möchte wohl wissen, welchen von diesen dreien der Verfasser meint? Ich glaube, den Wolkenhimmel. Mindestens hat er in sehr wässerigten und schweren Wolken gelebt, als er seine Oper schrieb, und sein Gehirn ist gänzlich ungewölkt gewesen. — Was soll man anders sagen? Kritik ist bei einem solchen Anfang einer Oper nicht gut möglich; es laßt sich fast nichts anders thun, als spotten.)

Ubaldo. Aber wie können deine Wünsche so viel über den Himmel?

(Ist nicht etwas Aehnliches schon einmal gefragt?)

Gualb. Ich bin ein treuer Dolmetscher der Gottheit. Sie leitete eure Reise, und nicht aus Zufall. An diesem Ufer wird Rinaldo sich mit uns vereinigen.

Ubaldo. Wie? Rinaldo?

Carl. Rede! . . . Beweise es uns.

Gualb. Euer hastiges Forschen verdient, daß ich euch alles entdecke u. s. w.

(Wenn Menschen im wirklichen Leben so mit einander reden, so sind es gewöhnlich unbedeutende Schwatzer; aber wenn ein Dichter seine Personen so reden läßt, so muß seine Geistesarmuth einen hohen Grad erreichen, und er sollte billig alle Arbeiten für das Publikum sorgfältig vermeiden. Sie können ihm nie Ehre oder Vortheil bringen, sondern nur das Gegentheil. Gualbert spricht weiter.)

Er wird auf Augenblicke die Beute der Arimida werden. Die Unwürdige wird ihn zu verführen und sein Herz zu bestriicken wissen; aber unterdeß er in thörichter Liebe begraben ist, bestimmt auch der Himmel schon, ihn der hinterlistigen Leidenschaft zu entziehen. Ver-

gebens wird sie sich widersetzen. Du Ubaldo eile mit deinen Tapfersten durch dies weite Thal zur Unternehmung hin. Du Carl wache eine kurze Zeit.

Das Beste ist, daß man hier gleich den ganzen Gang, und das Ende der Oper erfährt. Aber auch ohne dies würde bei einer solchen Behandlung ein Interesse entstehen können. Die zweite Scene fängt so an:

Ubaldo. *Udusi?* Hast du's gehört?

Carlo. *Uddi,* Ich hab's gehört.

Ubaldo. *Ciò volle il Ciel pietoso.*

Hier ist nichts aus dem Zusammenhange gerissen; dieser kann also nicht Schuld seyn, daß die Sachen sich so elend ausnehmen. Uebrigens hat der Dichter sein Sujet als bekannt vorausgesetzt, und sich alle seine Zuhörer als Leser des Tasso vorgestellt. Dadurch wird manches in seiner Behandlung sehr leicht. Er hatte Unrecht. Eine Oper muß ein Ganzes für sich seyn, und kein anderes ästhetisches Werk zur Grundlage haben, ohne das es nicht bestehen kann. Und der Verfasser ist zum Unglück

nichts, auch wenn er auf den Schultern des Tasso sitzt,

Aber um ihm nicht Unrecht zu thun, muß ich auch eine von den Hauptscenen herausheben, nämlich die, wo der eigentliche Kampf zwischen Liebe und Heldenruhm in Rinaldo vorgeht.

Scena XII.

Rinaldo solo, indi Ubaldo con Guerrieri.

Rinaldo. *Misera me! Ove son io? Più non mi
alletta*

Desio di gloria, e di vincer l'affetto!

Più non mi sento in petto

L'usato mio valor! Sol mi consola

Di due bei lumi il folgorar soave,

*Che l'alma accende! Ma chi mai ti ap-
presta?*

*Qual armi io veggio? Quel Guerrier
chi sia?*

Ubaldo. *Va l'Asia tutta, e va l'Europa in guerra,*

Sol qui Rinaldo in ozio vil si giace,

Per vana fregia cinge

*Quel brando suo, che al fero Truce in
campo*

*Fè vacillar del Regal serto il donai
Ecco gli Eroi latini, ecco, ove sono^a*

Rinald. *Ubaldo, ah per pietà! . . .*

Ubald. *Sorgi, ti desta*

Dal letargo funesto.

Rammenti chi sei, qual fosti un giorno.

E dove giaci in mille vanni involto.

Rinald. *Qual fulmine improvviso*

La mia ragion combatte . . . a)

Ubald. *Fuggi l'infame albergo, e meco siedì*

Di Goffredo agli amplessi, e degli amici.

Rinald. *Sì, ti seguo . . . b)*

Ubald. *Oh contento,*

Oh noi felici!

Rinald. *Sento nel sen risorgere*

Il mio guerriero ardore,

Che al campo dell' onore

Invitami a pugnar.

Ubald. *Là fra le stragi, e il sangue*

Dell' Ottomano atroce

Erga la fè l' Impero

Dek, vinni a trionfar.

Rinald. *Ma qual dolor . . .*

Ubald. *Che peniti?*

a) Confuso. b) Risoluto.

Rinaldo. Amor miei passi arresta;

Quel m'è trattenuto amor.

Ubaldo. Ah! qual vilade è questa!

Rammenta il tuo valor.

Zwölfte Scene.

Rinaldo allein; hernach Ubaldo mit Kriegeren.

Rinaldo. Ich Unglücklicher! Wo bin ich? Mich lockt nicht mehr das Verlangen nach Ruhm, und die Sehnsucht zu siegen. Ich fühle nicht mehr den gewohnten Muth im Busen. Nur der Blitz von zwei schönen Augen, der die Seele entflammt, erfreut mich. Aber wer naht sich? Welche Waffen sehe ich? Welch ein Krieger erscheint.

Ubaldo. Ganz Asia und Europa zieht in den Krieg, Rinaldo allein liegt hier in schimpflicher Muße. Zum eitlen Schmuck gurtet er sein Schwert um, das im Felde den königlichen Hauptschmuck des wilden Thraciens wankend machte; wo sind die lateinischen Helden, wo sind sie?

Rinaldo. Ubald, ach, aus Mitleid! . . .

Ubald. Steh auf, ermunte dich von dem traurigen Schlummer! Erwinnere dich, wer du bist, wer du einst warst, und wo du jetzt liegst, von tausend Reizungen umgeben.

Rinaldo. Welch ein unerwarteter Blitzstrahl bekämpft meine Vernunft. . . .

Ubald. Fliehe den schändlichen Aufenthalt, und kehre mit mir zu den Umarmungen Gottfrieds und deiner Freunde zurück.

Rinaldo. Ja, ich folge dir.

Ubald. O Zufriedenheit, o wir Glücklichen!

(Hier ist das Werk zu Stände, und der Held überwunden. Man sieht, Demosthenes Beredtsamkeit hat nicht dazu gehört; er hat sich bald breitschlagen lassen. Der Anfang der Scene ist nicht schlecht; es ist wenigstens darin gesagt, was man ungefähr erwartet. Aber da, wo Rinaldo seine Paar Worte der Unentschlossenheit und der Verlegenheit ausruft, ist die Behandlung elend. Und welche falsche Metapher ist es: ein Blitzstrahl bekämpft mei-

ne Vernunft! Ein Blitzstrahl oder Donnerschlag kann wohl erschauern, aber nicht bekämpfen. Allein das Unterscheiden wahrer und falscher Metaphern darf man durchaus nicht von einem solchen Verfasser erwarten. Uebrigens war es kein Blitzstrahl, der den Rinaldo erschütterte, sondern ein alltägliches gewöhnliches Ueberreden, wozu Gottfried keinen Cicero abzuschleppen brauchte. Bei dem Rinaldo dieser Oper thut es weniger.)

Rinaldo. Ich fühle meinen kriegsrischen Muth in meinem Busen wieder erwachen, der mich zum Streit im Felde der Ebre ruft.

Ubaldo. Dort, zwischen der Niederlage und dem Blut des stolzen Ottomannen erhebe der Glaube sein Reich; auf, komm zum Sieg!

Rinaldo. Aber welch ein Schmerz . . .

Ubaldo. Was denkst du?

Rinaldo. Liebe . . . O Gott!

Ubaldo. Entschliesse dich!

Rinaldo. Liebe verweilt meinen Schritt,
Liebe hält mich hier zurück.

Ubold. Ach, welch Niedrigkeit ist dies!
Erwecke deinen Muth!

Armida kommt jetzt dazwischen, und vernichtet durch ihre Reize Ubold's Zureden wieder. Dies geschieht noch einmal, Ubold muß noch einmal einen solchen Sturm wagen, und dann ist die Sache geschehen, und sie kehren zu Gottfrieds Heer zurück.

Ich denke, die Kritiker unter meinen Lesern kennen nun den Verfasser dieser Oper aus dem Grunde. Sein Geschwätz: welch ein Schmerz, und was denkst du, und entschliesse dich, zeigt deutlich, daß er schwerlich den Weg zum Tempel des Ruhms oder der Unsterblichkeit finden wird, ob er ihn gleich am Vorhange des St. Carlstheaters abgebildet sieht.

Was das Motiviren des Abgehens und Kommens der theatralischen Personen betrifft, so haben die Schauspieldichter in Italien wenig Begriffe davon, und unser Verfasser gar keine. Im zweiten Act verwandelt sich seine Oper in eine Singschule, wo jeder kommt, sein Lied

hertrübt, und wieder geht. Es ist fast unerträglich, solche steife Personen ohne Handlung abwechselnd kommen und gehen zu sehen. Wir Deutschen benehmen uns, unsere theatralischen Personen immer auf eine natürliche Art erscheinen und wieder abgehen zu lassen, und die Rezensenten sind unerbittlich über diesen Punkt. Die Italiener helfen sich sehr leicht aus der Schwierigkeit, und zwar durch einige wenige Wörter. Diese Wörter heißen: *via, parte, via no cet.* (ab, geht ab, gehen ab u. s. w.) Diese setzen sie hin, wenn der Held nicht mehr gebraucht wird, er dreht sich um, und geht langsam mit einem großen Schweif von Soldaten hinter sich her ab. Das Gezwungene und Fehlerhafte davon fühlt niemand.

Was die Darstellung dieser Oper betrifft, so ist sie mittelmäßig. Die erste Sängerin Angiolini hat eine gute Stimme, aber keinen angenehmen Anstand. Sie setzt Adel und Majestät in einen abgemessenen theatralischen Helden-schritt. Der zweiten Sängerin applaudirt man gewöhnlich aus Bosheit, weil sie schlecht in

Anstand und Gesang ist. Monbelli macht den Rinaldo, und singt zu Zeiten sehr gut. Den Ubald macht der Castrat Roncaglia, der eine gewöhnliche Stimme, und einen schlechten, sehr steifen Anstand hat. Er verdreht bei dem taktmäßigen Theaterschritt zu Zeiten so die Schultern, daß er ganz schief aussieht.

Pferde spielen diesmal nicht mit, dagegen aber eine Menge von den königlichen Grenadiereu. Diese Leute marschiren und ordnen sich ganz gut auf dem Theater, kommen und gehen mit den Helden, denen sie zur Begleitung dienen, ganz ehrbar; und da diese Helden gewöhnlich auch etwas steif sind, so kontrastiren sie nicht mit ihnen.

Die Decorationen sind das Vorzüglichste bei dieser Oper, und ich glaube man kann folgendes Urtheil von dem Ganzen fällen: der Text ist schlecht, die Darstellung mittelmäßig, die Musik (von Andreozzi) gut, und die Decorationen recht gut. Gleich die erste Scene, wo das Meer mit einer Flotte in alter Manier abgebildet ist, hat etwas angenehmes für das

Auge; aber die Gärten der Armida sind bei weitem das schönste. Die Malerei ist darin mit wirklichem Schmuck, mit Bogen von Laubwerk, mit Gänzen u. s. w. verbunden. Im Hintergrunde erblickt man auf einer Höhe ein gemaltes Gebäude von der schönsten Architectur, und vor demselben unten ein wirkliches Bassin, worin sich ein luftiges Volk von Sirenen, Najaden u. s. w. in einem Kreise herumdrückt. Schwane und Delphine tragen Liebesgötter auf den Flügeln, und von obenher fliegen eine ganze Menge Amoretten ab und zu. Dies letzte war am wenigsten vollkommen; man sah die Seile, woran die Amoretten befestigt waren, und sie hatten übrigens Ähnlichkeit mit einem Zuge von wilden Gänsen oder Enten. Doch sei dem Decorateur, der Raimondo Gioja heißt, kein Vorwurf dadurch gemacht, denn er hat sich von vielen Seiten sehr gut gezeigt, vorzüglich auch bei den Decorationen des heroischen Ballets.

Das Ballet ist überhaupt gut erfunden, und wird gut ausgeführt. Es heißt, die Apotheose

des Hercules, und stellt einen Theil seiner Begebenheiten mit der Jole und Dejanira vor, seinen tragischen Tod durch das Kleid des Nessus, und seine darauf folgende Vergötterung. Der Erfinder ist zugleich der erste Tänzer, Herr Angiolini. Er macht den Hercules, und da er einen äußerst starken und schönen Körperbau hat, so ist die Rolle sehr passend für ihn. Man wünscht, daß er etwas mehr Grazie in seinen Bewegungen, und bei seinem Tanz hätte. Es ist wahr, daß man sich den wirklichen Hercules nicht grazios vorstellt, aber sobald er pantonimisch erscheint, muß er es seyn. Er erhält den meisten Beifall da, wo er das Kleid des Nessus angezogen hat, und von heftigen Schmerzen gepeinigt wird, in Ohnmacht sinkt, sich wieder erhebt, und umherwütet, bis endlich eine Feuerkugel vom Himmel den Scheiterhaufen anzündet, und er sich in die Flamme wirft. Eine solche Darstellung aber ist nicht schwer, und noch weniger gehort Grazie dazu.

Die Dejanira wird von der ersten Tänzerin der Campilli gespielt. Sie leistet unstreitig von

allen am meisten durch lebendige Darstellung, durch Pantomime, durch Minenspiel, durch Grazie. Besonders schon weiß sie Freude und Entzücken auszudrücken; ihr ganzer Körper jauchzt dann gleichsam laut, und jubelt wie in einem seligen Zustande.

Manche Sachen lassen sich am besten durch Vergleichung beschreiben. Klopstok sagt, daß die Engel vor Freude strahlen, und vom Gabriel heißt es:

— — — — Licht, und blendendes Glänzen
Ging von Ihn aus. Die Erde zerfloß in himmlische
Schimmer

Unter Ihn hin.

— — — — Ihn sah man,
Wie er den Gipfel des ganzen Gebirgs mit Klarheit
erfüllte.

So erscheint die Tänzerin, wenigstens an diese Stelle wird man erinnert. Es heißt, sie wird nach Wien gehen, und sie lernt wirklich jetzt die deutsche Sprache. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, wenn das Lob, das ihr im ersten Heft des *Helios* zu Theil wird, Schuld daran

darin wäre; Neapel kann jetzt nichts Gutes missen, und sie ist das Beste, was man auf dem St. Carlstheater antrifft. Ich wünschte, man ver-
schriebe etwas andres von hier nach Wien,
nämlich schlechte Operndichter; davon könnte
man ihnen einen ganzen Transport zuschicken.
Aber ich zweifle, daß dies geschehen wird, da
man dort selbst einen hinlänglichen Vorrath da-
von hat.

Zurück zum Ballet. Eine Scene darin ist
allegorisch und mit Genie bearbeitet, die, wo
Dejanira das Kleid des Nessus aus einer Urne
nehmen will. Indem sie den Deckel der Urne
aufhebt, fährt eine Flamme, durch das Gift der
Hydra hervorgebracht, daraus hervor. Sie bebt
zurück, und nun erscheint die Furcht hinter ihr
in phantastischem Gewande — treibt sie zitternd
umher, und zwingt sie, alle ihre Bewegungen
nachzumachen. Sie will endlich ganz entflie-
hen, aber in dem Augenblick kommt die Eifer-
sucht, nicht so fürchterlich, hingegen noch phan-
tastischer im Anblick, halt sie zurück, und
treibt sie wieder zur Urne. Sogleich nähert

sich die Furcht von neuem, und scheucht sie von ihr hinweg. Diese beiden Gespenster treiben sie eine Zeitlang, ungesehen von ihr, auf der Bühne herum; bis endlich die Hoffnung in lieblicher Gestalt erscheint, und beide eilend entfliehen müssen. Nun naht sich Dejanira freudig der Urne, und nimmt das Kleid; denn sie steht in dem Wahn, daß sie sich dadurch die Liebe des Hercules wieder erwerben wird. Man kann denken, welche Scene es gibt, als sie nachher sieht, daß ihr geliebter Hercules von dem Gift desselben verzehrt wird.

Der Augenblick, wo Hercules aus der Flamme in himmlischer Gestalt wieder hervorgeht, und die Götter des Olympus auf einer Wolke sich zu ihm hernieder senken, ist in Absicht der Decoration vortreflich. Alles erscheint, wie in einem verklärten Lichte, und bildet ein schönes Ende des Ballets.

Das zweite Ballet ist komisch, wie immer, und etwas satyrisch. Es heißt: *Le Amazoni moderne*. Hier ist es. Es kommt auf einmal ein niedliches weibliches Volk, roth und weiß ge-

kleidet, mit einem schwarzen Helm auf dem Kopfe, dahergehüpft, und erlustigt sich in einem Garten. Nicht lange, so erscheint ein Mohr an der Gartenmauer, entdeckt das reizende Häufchen, und fängt aus allen Kräften an zu winken. Siehe, da eilt plötzlich ein schönes männliches Volk herbei, ebenfalls roth und weiß gekleidet, das sich trefflich zu dem weiblichen paßt. Aber sie können nicht in den Garten hineinkommen, und die Amazoninnen, voll Schrecken über diese Erscheinung, holen ihre Gewehre, und legen auf die Männer an, die eilend entfliehen müssen.

Nun stellt man eine weibliche Schildwache zur Bewachung des Gartens aus; aber dieser wiederfährt etwas, wofür ein anderer ehrlicher Soldat hätte Spiessruthen laufen müssen. Sie wird müde, und schläft ein. Unterdessen kommt der Mohr, steigt über die Mauer in den Garten, stiehlt ihr die Schlüssel zur Thür desselben, und läßt die männlichen Krieger herein. Welch ein Erstaunen, als die Schildwache sich ermuntert, als die übrigen Amazoninnen dazu-

kommen, als endlich selbst die Königin erscheint. Sie wollen sie mit den Waffen vertreiben, sie wollen auf sie schießen, aber das Mannervolk ist gar zu schön. Das Herz hält die Hand zurück, und allmählig, nach Zorn und Drohen, kommen sie sich einander näher. Kurz, auch die Königin findet, daß ein Mann kein Unthier sey, und ehe man sich versieht, tansen alle ein zärtliches, ausdrucksvolles Ballet zusammen. Ja, sie üben sich vereint in den Waffen, und machen verwickelte Evolutionen.

Mit Verwunderung habe ich bemerkt, daß dies pantomimische Amazonenvolk die militairischen Kunstgriffe recht gut verstand, und besonders schon exercirte. Es war immer nur ein Schlag, Gewehr beim Fuß, oder an die Schulter. So viel ich aber erfahren konnte, hat keiner von ihnen Schlage bekommen, um dies so gut zu lernen, wie irgend ein österreichischer oder preussischer Soldat, und ich schloß daraus, daß es noch ein anderes Ding, als den Stab, geben muß, wodurch man die militairischen Anfangsgänge lernt.

Der Mohr konnte nicht exerciren, aber dafür hatte er eine Behendigkeit in den Füßen, die alle andere Behendigkeit übertraf. Es schien, als wenn sie sich in Ziegen-, in Satyrnfüße, in Springfedern verwandelten; er gebot darüber, wie fertige Klavierspieler über die Finger.

Unterdeß die weiblichen und männlichen Amazonen allmählig Liebschaft mit einander machten, fing auch er eine an, kam dabei aber Andern ins Gehege, und ging unter allerhand Beleidigungen leer aus. Was that er? Er eilte schnell fort, kam aber bald zurück, und o Himmel, wie? Er hatte einen Panzer an, und einen ungeheuren Helm auf; dabei trug er ein Schwert in beiden Händen, das mindestens dreimal so lang, als er selbst war, und auch breiter, wie er. Das Schwert Rolands ist nichts dagegen.

Zum größern Schrecken seiner Gegner fängt er an, es zu wetzen, und man kann denken, daß er endlich, nach manchen komischen Auftritten, den Sieg behält. Dies war die lächer-

lichste Scene im ganzen Ballet. Es hieß: *Le Amazzoni moderne* wahrscheinlich deshalb, weil unsere neuern Schönen, sie mögen in Amasoneustracht seyn oder nicht, so strenge nicht mehr sind, und sich auch in der Liebe leichter besiegen lassen.

Zwischen der pantomimischen Vorstellung kommen gewöhnlich graziöse und auch künstliche Tänze vor. Die ersten haben nur sanfte und angenehme Bewegungen, die letzten sehr heftige, und hohe Sprünge, die man bewundert ohne Gefallen daran zu finden. Vorzüglich ist mir der halsbrechende und schwere Sprung suwider, wo sie sich in einer schiefen Richtung in der Luft herumdrehen, sodann heftig auf einen Fuß in derselben Richtung zu stehen kommen, und bei allem Anschein, als hätten sie die Balance verloren, sie dennoch zu erhalten wissen. Indessen ist es angenehm, das Sanfte und Leichtscheinende mit heftiger Kraft und Anstrengung abwechseln zu sehen.

Ich denke, man kennt nun die neapolitani-

sehen Opern und Ballets in St. Carlo hinlanglich.

Vom 4ten November 1802 bis zum 1sten Januar 1803, also vom letzten Namenstage der Königin bis zum letzten Geburtstag des Königs, sind *Gli Americani*, di Giovanni Schmidt, gegeben worden. Es betrifft die Geschichte aus Marmontel's Inkas, die sich mit dem spanischen Feldherrn Davila, seinem Sohn Gonsalvo, dem Casiken Cabana u. s. w. zuträgt, ist etwas besser geschrieben als Rinaldo und Armida, aber in der Aufführung eben so langweilig. Ist noch jemand begierig, etwas weiters davon zu wissen? Ich hoffe nicht.

Da das Ballet: die Apotheose des Hercules, Vorzüge hat, so ist es auch bei dieser Oper beibehalten, und nur zuletzt ein anderes komisches, unter dem Titel: *Il Tarco di buon cuore* hinzugefügt worden.

Die Anstrengung übrigens, die zur Darstellung solcher Pantomimen, und der Tänze dazwischen gehört, ist außerordentlich. Ich habe eine seltsame Bemerkung gemacht: die Männer

lassen sich diese Anstrengung merken, und gehen gewöhnlich, nach einem heftigen Tanz mit Sprüngen, etwas lahm hinter die Culissen, die Weiber nicht. Jenes öffentliche Zeigen der Ermüdung scheint mir ein großer Fehler zu seyn, denn es kontrastirt äußerst mit der eben bewiesenen Kraft, und erweckt unangenehm aus dem Wahn, daß die Bewegungen dem Tänzer so leicht werden, als sie zu werden scheinen. Wenige Schritte konnten sie wohl noch mit Leichtigkeit machen. Es ist wahr, daß sogleich andere Tänzer die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber man behält doch oft noch für den Abgehenden ein halbes Auge.

Die Weiber haben in diesem Fall mehr feine Empfindung, und gehen gewöhnlich mit Gewandtheit ab, obgleich auch sie, besonders jene *di mezzo Carattere*, lange Tänze und heftige Sprünge zu machen haben. Der Balletmeister, oder das Publikum müßte hier die Ermühten zurechtweisen.

Wetterbeobachtungen in Neapel

August 1802.

Den 15 Morgens um 6 Uhr 18½ Gr., heiter, Westwind. Um 10 Uhr 21 Gr., ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., ebenso. Abends um 6 Uhr 25 Gr., ebenso. Diese Vermehrung der Hitze kann von nichts anderm herrühren, als dass ein kleiner Windhauch, der vorher blies, aufgehört hat. Abends um 10 Uhr 20 Gr., stürklicher.

Ich lese in den Zürcher Zeitungen folgende Worte: „Im südlichen Italien, wo seit einigen Monaten eine große Dürre herrschte, hat es seit dem 1sten Jul. zu regnen angefangen.“ Dies ist der Gewitterregen, der einige Tage anhält, und der im vorigen Heft bemerkt ist.

Nach den obigen Worten sollte man glauben, der Regen habe nun angefangen, um fortzudauern; aber seit dem 17ten Jul. ist kein Tropfen Regen gefallen, und dies wäre auch etwas ungewöhnliches. Der Regen soll gewöhnlich im September erst anfangen.

Den 16ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 27 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 28 Gr., ebenso. Abends um 10 Uhr 21 Gr., sternklar. Es ist zu verwundern, daß man bei dieser Hitze schlafen kann; aber es scheint, als gewöhne sich der menschliche Körper zu allem.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr über 19 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 22 Gr., ebenso. Nachmittags um 3 Uhr 24 Gr., ebenso. Um 5 Uhr kam eine kleine Wolke aus Abend, die allmählig größer wurde, und den ersten Schatten gab, den wir seit langer Zeit gehabt haben. Es fielen darauf einige Regentropfen, und es laßt sich hoffen, daß bald ein größerer Regen kommen wird. Aber das Thermometer steht

heute Abend um 10 Uhr noch auf 21 Gr., wobei es trübe ist.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Westwind. Die Hoffnung zu einem Regen ist wenigstens für heute verloren. Mittags um 1 Uhr 28½ Gr. Nach dieser Höhe des Thermometers wäre heute der heißeste Tag. Aber dies ist sehr schwer zu bestimmen, denn ein kleiner Luftzug verändert diese Höhe. Dies bemerkte ich besonders heute. Das Thermometer stieg an der Nordseite des Hauses auf 28½ Gr., und als ich es nachher auf die Südseite hing, wo die Sonne schien, ohne es zu treffen, fiel es auf 26 Gr., weil ein kleiner Wind vom Meer her wehte. Abends um 9 Uhr über 21 Grad, sternklar bis auf die Gegend über dem Pausslipp, wo es trübe ist. Im Winter folgt dann gewiss Regen.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 19½ Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 18½ Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 26 Grad.

ebenso. Abends um 10 Uhr 20 Gr., sternklar. Ich habe mich gewundert, wie man in Neapel bei einem kleinen Nordwinde im Winter so empfindlich seyn konnte; aber ich begreife dies jetzt sehr gut. Wenn man drei, vier Monate hindurch von einer Hitze von 20 bis 28 Graden unaufhörlich gebraten ist, so muß der Körper wohl gegen jedes rauhe Lüftchen empfindlich werden.

Den 21ten Morgens um 6 Uhr 20 Gr., einige Wolken, Westwind. Hinter dem ganzen Pausilipp ist es dunkel, und von der Insel Capri sieht man gar nichts.

Den 27ten. Die Insel Capri hat wieder die Unwahrheit gesagt, und hat dies nachher, samt dem Pausilipp und dem Cap Minervae, noch oft gethan. Es ist kein Regen gekommen, im Gegentheil hat die gewöhnliche Hitze fortgedauert. Aber ich glaube nicht, daß mir jemand zumuthen wird, dies ewige Einerlei des neapolitanischen Wetters in diesen Monaten aufzuschreiben. Ich würde doch nichts als des Morgens 13 bis 20, am Tage 24 bis 27, und am

Abend 19 oder 20 Grad zu bemerken haben, und dabei unaufhörlich heitrer Himmel und Westwind mit einigen Abweichungen gegen Süden oder Norden schreiben müssen. Doch ist jetzt zu bemerken, daß der Himmel recht zu arbeiten scheint, um den ersten Regen hervorzubringen. Es ist gewöhnlich des Morgens dunkel und wolkigt über dem ganzen Faussilipp, zu Zeiten auch gegen Morgen über dem Vesuv, die Luft scheint dabei dick, und der Himmel weißlicht zu seyn, da er sonst von einem blendenden Blau ist. Er ist gleichsam schwanger, und hat sogar seine Zeit, die aus ungefähr drei Monaten besteht, an deren Ende man seine Schwangerschaft, wie gewöhnlich zu seyn pflegt, am meisten bemerkt. Wenn nur seine Niederkunft endlich herbeistücken wollte! Sein Sprößling wird so sehnlich erwartet, wie nur irgend die Geburt eines Kronprinzen, oder eines reichen Erben erwartet werden kann.

Uebrigens sind heute Morgen einige Wolken am Himmel, nur nicht da, wo die Sonne steht, und das Thermometer zeigt bei West-

wind um 8 Uhr 19 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr., heiter, Westwind. Abends um 11 Uhr etwas über 18 Gr., sternklar. Ueberhaupt ist ein luftiger, erträglicher Tag gewesen.

Den 28ten Morgens um 6 Uhr 26 Gr., dunkel über dem Meer und dem Pausilipp, auch zum erstenmal einige sogenannte Schäfchen am Himmel. Nordostwind. Einen so kühlen Morgen haben wir seit langer Zeit nicht gehabt. Es hat wahrscheinlich im atlantischen Meer stark geregnet, der wenige Westwind hat uns etwas Kühle hergeführt, und nun geht der Luftzug aus Nordost wieder nach der abgekühlten Gegend. Nachmittags um 2 Uhr 26 Gr., Nordostwind, und Wolken im Norden. Abends um 9 Uhr 18 Gr., sternklar. Den ganzen Nachmittag sind Wolken aus Nordost heraufgezogen, und der größte Anschein zum Regen war da; aber heute Abend ist alles wieder klar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr., heiter, Nordwind. Es will gar kein Tropfen Regen fallen, aber ich denke, man muß zufrieden seyn, daß wir wieder eine Temperatur von

15 Gr. des Morgens haben. Sie ist auferst erfrischend und beinahe kühl. Mittags um 1 Uhr 26 Gr., heiter, Südwind. Nachmittags Westw. Abends um 10 Uhr beinahe 18 Gr., sternklar.

Den 30ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. einige Wolken, Nordostwind. Abends um 9 Uhr über 18 Gr., Wolken am Himmel, so wie fast den ganzen Nachmittag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Südwestwind. Nachts um 12 Uhr beinahe 17 Gr., sternklar.

September 1802.

Den 1ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Westwind. Man wird bemerken, daß die Hitze jetzt 2 bis 3 Grad abgenommen hat, obwohl noch kein Regen gekommen ist. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Nachts um 12 Uhr 17 Gr., sternklar. Den 2ten

Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr., heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., heiter, Südwestwind. Bei dieser anhaltenden Dürre und Hitze begreift man kaum, wie irgend eine Pflanze, selbst ein Baum sich erhalten kann. Dennoch stehen der Vommero und Paulipp in vollem Grün. Die Erde, so wie ihre Produkte müssen hier eine besondere Beschaffenheit haben. Im Winter erfrieren die zarten Citronen, Pommeranzen und Oelbäume nicht, wenn es auch acht Tage hintereinander so stark friert, daß man am Mittage noch das Eis bemerkt; im Sommer aber verdorren sie nicht, wenn sie auch Monatlang bei einer brennenden Hitze keinen Tropfen Wasser bekommen. Erklärt man die Erscheinung im Winter durch eine unterirdische Wärme, wodurch soll man sie im Sommer erklären? Zumal, da rings um Neapel Tufstein ist, und die Erde nur in geringer Höhe darüber liegt.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. wolkig am ganzen Himmel, Westwind. Mittags

um 2 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind. Abends
um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 4ten Morgens um 5 Uhr 17 Gr., hei-
ter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr.
ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 5ten Morgens um 5 Uhr 16 Gr., hei-
ter, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 27 Gr.
heiter, Westwind. Abends um 10 Uhr beinahe
19 Gr., sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr.; übri-
gens wie am vorigen Tage.

Den 7ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr., wol-
lig, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr.
heiter, starker Westwind.

Die Hitze hat bis zum 11ten ununterbro-
chen fortgedauert, und ist im Gegentheil noch
stärker geworden. Seit dem 17ten Jul. haben
wir nun keinen Tropfen Regen gehabt, sondern
einen fast ununterbrochenen brennenden Son-
nenschein. Auch sagen fast alle, daß sie sich
einer so anhaltenden Hitze nicht zu besinnen





V o r r e d e .

Es liegt etwas Kühnes darin, einen Faust zu schreiben, einen Sterblichen mit Wahrscheinlichkeit dahin zu bringen, daß er einen Bund mit dem bösen Geiste mache, daß er die Zeit mit der Ewigkeit in Kampf gerathen, und die erste siegen lasse; vielleicht etwas Kühnes nicht nur, sondern etwas Unmögliches. Mir mindestens schien es unmöglich, die Gewichte in der Wagschale der Zeit so schwer zu machen, daß sie die Ewigkeit aufwogen, so lange der Sterbliche, der die Wage hält, nicht wahnsinnig ist; und ein Wahnsinniger soll Faust nicht seyn. Ich suchte dieser Klippe zu entgehen, und wer es der Mühe werth findet, weiter zu lesen, der mag entscheiden, ob es mit Glück geschah.

Noch in einer andern Rücksicht hat es etwas Kühnes, sich an einen Faust zu wagen; denn ungerechnet die zahllosen Vorstellungen, in welchen er ehemals auf die deutschen Bühnen gebracht ward, haben Lessing, Göthe, Klinger, der Mahler Müller und Eoden, diesen Gegenstand bearbeitet. Aber ich wettetsfere mit keinem von ihnen, und will, so viel ich vermag, in keines Fußstapfen treten.

Lessing hat ein kleines Fragment über Faust geliefert, Göthe ein großes, Klinger hat ein Ganzes aufgestellt; keines von diesen ist für die Bühne bestimmt. Die Bearbeitungen vom Mahler Müller und von Eoden habe ich nicht gelesen, weiß aber, daß die des letztern für die Bühne geschrieben, und auch aufgeführt wurde.

So viel mir bekannt ist, haben alle, die einen Faust schrieben, mehr oder weniger von dem Faust genommen, der nach der Sage im Anfang des 16ten Jahrhunderts lebte, Theologie, Medizin und Magie studirte, mit einem bösen

Geist, Namens Mephistopheles einen Bund machte, und von demselben im 41sten Jahr seines Alters in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Dorfe Nimlich geholt ward. Ich betrete einen andern Pfad. Mein Faust ist nicht der Schwarzkünstler, von dessen greulichen Sünden Wiedemann in seiner wahrhaften Historia erzählt, nicht der Mainzer Bürger Faust oder Just, der die neu erfundene Buchdruckerkunst beförderte, und den man oft unrichtig mit jenem verwechselt, sondern eine psychologische Person, ein Sterblicher, der durch die Allmacht der Umstände so weit gebracht wird, einen Bund mit dem Teufel zu machen. Von dem Schwarzkünstler Faust ist nichts übrig geblieben, als der Name seines Freundes Wagner, und einige Aehnlichkeiten, worin alle Fauste zusammentreffen müssen, wie alle Robinsone in dem Punkte, daß sie auf eine unbewohnte Insel gerathen.

Mein Zweck war: einen Faust mit philosof-

phischer Wahrscheinlichkeit für die Bühne zu bearbeiten, in so fern das eine Factum der Verbindung mit der Geisterwelt als wahr angenommen wird, jede Scene psychologisch richtig darzustellen, und ihn durch alle Austritte, die bei einer so merkwürdigen Begebenheit vorfallen müssen, so durch zu führen, daß er nicht allein vor dem Richterstuhle der Einbildungskraft, sondern auch des Verstandes bestehen könne. Wie weit mir dies gelungen sey, mag der Sachkundige selber prüfen.

Nachdem, was ich beim Ausarbeiten empfunden habe, darf ich hoffen, daß das Ganze auf der Bühne Wirkung thun werde, auch dann, wenn es nur mit geringer Vollkommenheit der Dekorationen vorgestellt werden kann. Eine Begebenheit, in welcher Zeit und Ewigkeit mit einander kämpfen, worin das Schicksal eines Sterblichen für die letzte so feierlich entschieden wird, worin so viel Wunderbares philosophisch wahr dargestellt ist, muß die Erwartung span-

nen, auch wenn die Ausführung hinter ihrem Gegenstande zurück bleibt. Er hat innere Kraft, und glänzt durch sich selbst. Der Faust, der auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller in Leipzig reitet, und am Hofe des Kaisers Maximilian I. allerhand Zauberkünste macht, ist als historischer Schwarzkünstler von keiner Bedeutung; aber die Fabel von ihm im Ganzen ist vielleicht der höchste tragische Gegenstand, der auf der Bühne dargestellt werden kann, und würde selbst zu einem Heldengedicht einen würdigen Stoff geben. Faust, die historische Person, ist eine Geburt des abergläubischen sechzehnten Jahrhunderts, und nur für das Marionettenspiel brauchbar; Faust, die moralische Person, ist der Triumph Melpomenens.

Und nun noch ein Wort über die Vorstellung. Wie sollen die Teufel erscheinen, wie sollen sie reden? Ich habe nur eine Antwort auf diese Frage: so wenig menschlich, als möglich. Das Symbol der Eile, Flügel an ihren

Schultern, und überhaupt etwas adlerartiges, wozu auch die Kronen nicht unschicklich sind, würde vielleicht etwas Charakteristisches hervorbringen; eben so würde der Eindruck erhöht werden, wenn ihre Stimmen durch irgend ein Werkzeug verändert oder verstärkt werden könnten. Es sind gefallene Engel, und wenn sie nicht menschlich erscheinen sollen, so heißt dies nur so viel, daß sie etwas Uebermenschliches an sich tragen müssen.

Was die übrigen Decorationen betrifft, besonders im vierten und fünften Acte, die nicht auf allen Theatern vorstellbar seyn möchten, so wird ein Sachkenner sie leicht in vorstellbare zu verwandeln wissen. Der Dichter mußte seiner Einbildungskraft folgen, und Faust als Faust handeln und begehren lassen, ohne durch des Theatermeisters Verlegenheit sich irre machen zu lassen.

Personen.

Faust.

Marians, seine Gattin.

Theodora, seine Tochter.

Eber, sein Sohn.

Wagner, sein Freund.

Alphus.

Morty, dessen Sohn.

Paulina, dessen Tochter.

Satan, oberster Herr der Hölle.

Ein Herold der Hölle.

Magog.

Belial.

Sebul.

Abdon.

Melech.

Gog.

Dragon.

Singende Knaben

Lisette.

Rudolph.

Ein Jude.

Ein Bankier.

Stup, ein Spieler.

Volk.

} Teufel.

} Bediente in Fausts Hause.

Pantomimische Personen.

Nobespierre.

Marat.

Collet d'Herbois.

Adam.

Eva.

Ein Engel.

} Drei Schatten in der Hölle.

Erster

Erster Act.

Zimmer in Fausts Hause. Faust sitzt stillstehend und
beäuglich in einem Armstulze. Wagner geht im Zim-
mer umher.

Erster Austritt.

Faust.

Ja, Wagner, ist bin ich ganz glücklich! Alles
vereinigt sich, mich froh zu machen. Ich bin ge-
sund, habe ein lebenswürdiges Weib, wohlgerath-
ne Kinder, und ein reichliches Auskommen. Seit
Jahren hatte ich keinen Kummer, als meinen
Rechtshandel mit dem gehassten Roccus. Nun ist
auch dieser geendigt, mein Einkommen zehnfach er-
höht, meine Rache befriedigt. Nichts bleibt mir
zu wünschen übrig.

Wagner. Ich freue mich mit Dir darüber;
aber ich höre es nicht gern, wenn jemand mit sei-
nem Glücke so zuversichtlich prahlt.

Faust. Warum nicht? Sei nur in meiner Lage, guter Wagner, und Du wirst triumphiren, wie ich. Du weisst, von Jugend auf bin ich glücklich gewesen, und jetzt steigt mein Glück höher, wie je. Soll ich es nicht genießen, nicht mein Herz darüber ausschütten, nicht meinen Mund überfließen lassen? Sage, was fehlt mir noch?

Wagner. Noch etwas Großes: die Gewissheit, ob dies alles bis ans Ende so dauern wird.

Faust. Recht so, Wagner! Philosophire Du, ich will genießen! Sei Du ein Solon, erinnere mich an Crösus, an Polycrates; ich will mich untermessen über meinen gewonnenen Prozeß freuen.
(acht aus und nieder.)

Wagner. Ich erinnere Dich blos an Deinen Lieblingsdichter, an den lebensklugen Horaz. Hast Du seine schöne Ode: *aequam memento servare mentem* *) vergessen?

Faust. Gut, daß Du mich an ihn erinnerst. Nach seiner Philosophie wollen wir künftig leben. Weisst Du, was ich gesonnen bin? Den Winter wollen wir hier in der Stadt zubringen, und alle ihre Freuden genießen, im Sommer aber gehen wir aufs Land, und lesen das Gedicht des Horaz: *hoc*

*) Zunge Gleichmuth zu erhalten.

erat in votis ^{*)}. Dazu habe ich meine Anstalten gemacht. Was kann ich anders thun?

Wagner. Beten, daß alles so geschehen möge, wie es Deiner Einbildungskraft vorschwebt.

Faust. Beten? Wirklich beten? Oder nimmst Du es nur als die gewöhnliche Redensart, wobei man sich nichts denkt?

Wagner. Nein, Faust, wirklich beten.

Faust. O des weissen, und doch so unweissen Wagner! Der dort oben wird um meines Gebets willen seinen Plan ändern! wird sich durch mich irre machen lassen in dem, was von Ewigkeit bestimmt ist! Nicht wahr?

Wagner. Der alte Einwurf!

Faust. Aber zugleich der treffende, entscheidende!

Wagner. Bist Du dessen so ganz gewiß? Dein Gebet könnte ja auch von Ewigkeit vorher gesehen, und die Erhörung dafür bestimmt seyn. Es könnte Dir wenigstens Kraft geben, mit Ruhe und Weisheit alles anzufangen, was Du unternimmst.

Faust. (zornig) Laß das, frommer Wagner! Ich bin nie zum Beten aufgelegt gewesen, und am wenigsten heute. Ich will handeln und ge-

^{*)} Es war es mein Wunsch.

niesen. (Zieht nach der Uhr.) Weißt Du, wohin ich jetzt gehe? Die letzten zwanzig tausend Thaler im Empfang zu nehmen, die mir mein Prozeß einbringt, und das in klingendem Golde. O Wagner, diese einzigen zwanzig tausend Thaler machten auch Dich zu einem ganz andern Menschen. Sei nicht so trübsinnig! Ich will Dir meine Frau herschicken, Dich zu erheitern. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wagner, (allein)

Ich sollte mich freuen, daß mein Freund so glücklich ist, aber ich kann es heute nicht. Es liegt mir so schwer auf dem Herzen; der Tag ist heiter, aber schwül dabel. Seine Stimmung geht mir nicht; ich hätte es wenigstens verhehlen, und keinen Mistlaut in der Harmonie seines Glücks annehmen sollen. Dem, der so ununterbrochen glücklich ist, muß man vergeben, wenn er verlernt hat, das Unglück zu fürchten. Aber wie würde er's ertragen, wenn es ihn je mit seinem eisernen Arm ergreifen sollte. Ich zittere vor dem Gedanken!

Dritter Auftritt.

Wagner, Mariane.

Mariane. (im herzlichem Ton) Willkommen, guter Wagner! Gerade Sie wünschte ich mir heute. Wenn man recht glücklich oder unglücklich ist, so sehnt man sich nach der Gesellschaft eines wahren Freundes, dem man sich mittheilen kann. O Wagner, das Glück ist etwas Erhabenes, etwas Göttliches! Es stärkt unsern Glauben an die Vorsehung; es erhebt unser Herz zu so dankbaren, innigen Empfindungen gegen den Geber, und lehrt so viel von der Zukunft hoffen.

Wagner. Sehr wahr! Und diese Begleiter des Glücks haben mir immer noch reizender geschienen, als das Glück selbst. Es kann uns doch nur angenehme Empfindungen geben, und welche Empfindungen können angenehmer seyn, als jene?

Marians. Auch unser Glück an sich selbst ist groß. Ihnen kann ich ja alles sagen, Wagner! Wir sind nun reich, unserm Stande nach sehr reich. Wir können mit Ruhe auf unsere Kinder hinschauen, und brauchen nicht zu fürchten, daß sie ohne Ertheil in die Welt hineingestoßen sind. Wir können nun selber alle Bequemlichkeiten des Lebens genie-

hen, und auch andern mittheilen, auch noch die leidende Menschheit erquicken.

Wagner. Sehr viel, und man müßte ein eisernes Herz haben, wenn man nicht innig darsüber erfreut seyn sollte.

Mariane. Ich bin es auch, und mein Herz ist so wohlwollend gegen die Menschheit gestimmt, daß ich alles, alles glücklich machen möchte.

Wagner. Das ist der gewöhnliche Einfluß des Glücks. Ich wünschte, daß ich Ihren Vatten auch in dieser Stimmung gefunden hätte.

Mariane. Nun, war er nicht heiter?

Wagner. Heiter wohl, vielleicht zu heiter. Es schien mir, als wenn das Glück ihn etwas übermüthig machte, etwas zu zuversichtlich, zu trozend auf sein Schicksal.

Mariane. O lassen Sie ihn! Wenn man eben den letzten Stachel aus seinem Herzen gerissen, und dafür so viele Blumen gefunden hat, so kann man leicht etwas übermüthig werden. Es wird sich legen, wenn er sich an den Gedanken seines neuen Glücks erst gewöhnt hat.

Vierter Auftritt.

Kayer kommt etwas verstört herein, grüßt Wagnern, und setzt sich dann unruhig an einen Tisch, wo er den Kopf stützt. Die übrigen bemerken ihn, fahren aber in ihrem Gespräche fort.)

Mariane. Das einzige, was mir noch auf dem Herzen liegt, ist Kochus. Wie wird er seinen Verlust ertragen! Es ist ein so rachsüchtiger Mann.

Wagner. Er wird wüthen. Der Grad seines Schmerzes wird den Grad Ihrer Freude weit übertreffen; denn der Schritt zum Reichthum erweckt Lust, aber zehnfach mehr Unlust der Schritt zur Armuth.

Mariane. Ich wünschte, daß wir mit ihm nicht in einer Stadt lebten.

Wagner. Ich wünschte selber, daß Sie eine Zeitlang aufs Land gehen könnten, bis die erste Wuth vorüber ist. Wenn nur das Amt Ihres Mannes Sie nicht fesselte.

Mariane. Er wird es aufgeben, und dann können wir leben, wo wir wollen. (achn beide auf und nieder) Aber was fehlt Dir, Kayer? Heute, da wir alle voll von Freude sind, siegest Du so trübsinnig da? Was ist Di.? Rede!

Xaver. O nichts, nichts, Mutter!

Mariane. Nichts? Nein, es ist gewiß etwas, ich sehe es Dir an. Wie könntest Du heute so mißvergnügt seyn? Gesieh es Xaver, was ist Dir widerfahren? Du schweigst? Rede, ich bitte Dich! Hast Du das Zutrauen zu Deiner Mutter verloren?

Xaver. Ich will Ihnen alles sagen, wenn wir allein sind.

Mariane. Sage es nur jetzt; Du weißt, daß wir vor Herrn Wagner keine Geheimnisse haben.

Xaver. Ich bin sehr unglücklich gewesen.

Mariane. Unglücklich? Du erschreckst mich! Geschwind, laß mich nicht lange in der Unruhe! Was ist Dir geschehen?

Xaver. Ich war so voll Vergnügen über unsern gewonnenen Prozeß, daß ich auf ein Kaffeehaus ging. Da habe ich gespielt, und alles Geld verloren, das ich in meiner Sparbüchse hatte, ach und mehr noch; ich habe nicht alles bezahlen können.

Mariane. Gespielt hat mein sonst so guter Xaver, so hoch gespielt, und so viel verlohren? Das ist nicht gut, mein Sohn!

Xaver. Ich bin außer mir vor Scham! Daß meine ganze Sparbüchse ausgeleert ist, das

wollte ich noch verschmerzen, aber daß ich mehr verloren habe, als ich bezahlen konnte, daß ich meinen Namen nennen mußte, und daß man hinter mir her zischelte, als ich wegging, o das fränkt mich in der Seele!

Mariane. Wie viel hast Du noch verloren, das Du nicht bezahlen konntest?

Xaver. Noch eine große Summe, liebe Mutter, noch achtzehn Dukaten.

Mariane. Du hast sehr viel in den beiden Stunden durchgebracht, wo ich Dich nicht sah, sehr viel! Aber ich will nicht, daß mein Sohn Schulden habe, auch keine Spielschulden. (geht an einen Schreibtisch, und zählt Geld ab.) Hier, nimm! Es ist von meiner Ersparniß aus den Zeiten, wo wir noch nichts hätten, als was Deines Vaters Amt einbrachte, und ich habe lange daran gesammelt; aber nimm, und bezahle!

Xaver. O liebe Mutter, ich will alles von meinem Taschengelde wieder sparen, aber lassen Sie es den Vater nicht wissen!

Mariane. Nein, Xaver, er soll es nicht wissen; ich will diesen Vermuth nicht in seinen Freudenbecher gießen, ich will ihn allein für mich behalten. Aber mein mütterliches Herz hast Du

tief durch Deine Unbesonnenheit gekränkt. Nun geh, und bezahle. (Xaver küßt ihr die Hand, und geht ab.)

Fünfter Austritt.

Mariane, Wagner.

Mariane. Nun, habe ich's recht gemacht?

Wagner. Ich glaube es.

Mariane. Aber hätte ich nicht hart sehn, hätte ich ihn den Schimpf, den er sich selber zugezogen hatte, nicht sollen tragen lassen?

Wagner. Nein! dadurch wäre er zu tief erniedrigt worden, und hätte eine Quittung von Schimpf erhalten, auf die er noch hätte hinsündigen können. Sein zartes Gefühl muß geschont werden. Er war außer sich, daß er eine Spielschuld nicht hatte bezahlen können; dabei muß man ihn lassen. Dann wird er um so weniger andere Schulden machen.

Mariane. Nun bin ich wieder zufrieden. Wir Weiber sind so furchtsam in der Erziehung, daß wir in unserm Benehmen immer gern die Bestimmung eines Mannes haben mögen. Den Verlust will ich gern ertragen. Auf ein so großes Glück,

als wir gehabt haben, mag immer ein kleines Unglück folgen, da wird man nicht übermüthig. Aber wissen Sie, daß ich noch etwas anders auf dem Herzen habe?

Wagner. Nun, und was denn?

Mariane. Sie, als der Freund des Hauses, müssen alles wissen. Meine Theodora kommt mir seit einigen Tagen ganz verändert vor. Sie ist zerstreut, geht oft ans Fenster, als wenn sie nach jemanden sähe, und stößt zu Zeiten einen kleinen Seufzer aus. Die Mütter haben einen scharfen Blick in solchen Dingen, und ich fürchte, daß zum erstenmal das Kndespchen in ihrem Herzen aufgeblüht ist, woran so viele Dornen sitzen.

Wagner. Mag es doch! Sie ist achtzehn Jahr alt, und Sie müssen sich Glück wünschen, daß es nicht früher aufgeblüht ist.

Mariane. Wenn es nur einem edlen Gärtner entgegen duftet!

Wagner. Prüfen Sie als Mutter; Ihnen liegt dies ob.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Faust.

(Zwei Bedienten bringen Sacke mit Gold. Er nimmt einen davon, und legt ihn auf den Tisch.)

Faust. Hier bring ich, was graue Haare schwarz färbt, was den Lahmen schön gewachsen, den Dummkopf zu einem Aristoteles macht. Hier liegt das Gegengift gegen Trübsinn, gegen Schwachheit, gegen Mangel, gegen tausend Dinge, die uns hienieden rigen wollen. Weib, freue Dich, wir sind künftig unabhängig, wie die Götter! Wagner, freue Dich, Dein Freund hat gesiegt. O die Rache ist süß, was auch Sokrates, was auch Christus, und unsere neuern Philosophen sagen mögen.

Wagner. Ich glaubte, die Empfindung der Rache erflürbe in dem Busen des Siegers.

Faust. Vielleicht mit der Zeit; jetzt muß ich sie noch erst etwas genießen. Es ist süß, reich zu werden, aber es auf diese Art zu werden, das ist die rechte Würze der Freude! Wie er schäumen, wie er toben mag, der stolze Richus! Bonisch, und als wenn er mit ihm spräche! Ich bedaure Dich, armer Richus! Aber es war so vom Schicksal bestimmt,

Du solltest etwas gedemüthigt werden; und es mag Dir wol recht gesund seyn. Ha, ha, ha! Wir haben die Rollen vertauscht; was ich war, das bist Du geworden. Es thut mir recht leid um Dich. Sieh, Du hast nun nichts weiter, als was Dein Amt Dir einbringt, und mußt von der Gnade des Königs leben. Armer Rochus! Aber was sprudelst Du so? Kergerts Dich? — Nicht wahr Weibchen, es ist eine süße Empfindung, seinen Feind zu bezaubern?

Mariane. Vielleicht, lieber Mann, wenn es Ernst damit ist. Aber das, was bei Dir die Würze unsers Glücks zu seyn scheint, verbittert mir dasselbe etwas: die Wuth des stolzen Rochus.

Faust. Das macht, weil du frommes Ding alle natürlichen Empfindungen des Menschen in Dir erstickt hast, und nur das fühlst, was Du nach Deinem Gesangbuch, und nach Deinem Katechismus fühlen sollst. Glaube mir, das Loben und Wüthen eines besiegten Feindes ist die reizendste Musik.

Wagner. Aber oft nur auf Augenblicke. Sie kann sich leicht in einen unangenehmen Nicklang auflösen.

Faust. Stimmt Du auch in diesen trübsinnigen Ton ein? Nein, den muß ich vertreiben. He!

Rudolph. (Stampft mit dem Fuße) Aber wißt Ihr, warum ich so wütend freudig bin? Ich habe eben den Kochus gesehen, und er hat einen Blick auf mich geworfen, als wenn er Leib und Seele damit tödten wollte. Das hat mich wieder so in Feuer gesetzt. (Der Bediente kommt) Die Schlüssel mit Ausern und drei Bouteillen Champagner! (Der Bediente ab) Komm Wagner, komm Weibchen! Ihr sollt beide bald meiner Meinung seyn! Der Champagner erslickt den Pfaffenglauben, und macht die Menschen wieder zu Menschen. (Führt sie beide an der Hand ab.)

Siebenter Auftritt.

Theodora's Zimmer. Theodora kommt mit einem Spiegel herein, tritt vor einen andern Spiegel, blickt sich von allen Seiten, geht vor ihn auf und nieder, und untersucht ihre ganze Gestalt, aber durchaus bescheiden, und ohne alle Koketterie. Lisette tritt bald darauf ein, und bemerkt dies.

Lisette. Nun, das freut mich, daß Sie doch auch einmal anfangen, in den Spiegel zu sehen, wie wir andern Mädchen,

Theodora. (Die zurück gefahren ist, und den Spiegel hingelegt hat) Ach, Du hast mich recht erschreckt. Wenn das jemand gesehen hätte; ich müßte mich schämen.

Lisette. Warum denn? Ist es denn was Böses, in den Spiegel zu sehen?

Theodora. Es läßt so eitel; aber ich will Dir's entdecken, warum ich mich so betrachtet habe. Meine Mutter hat mir immer gesagt, daß ich gar nicht hübsch sey, und da wollte ich zusehen, ob denn das wahr ist. Sage mir Lisette, bin ich denn wirklich so häßlich?

Lisette. Sie häßlich? Ha, ha, ha! Wer soll denn schön seyn? Hübsch sind Sie, sage ich Ihnen, hübsch, wie ein Engel.

Theodora. Du machst Dich lustig über mich, Du leichtfertiges Mädchen! Ich werde doch meiner Mutter mehr glauben, als Dir! Aber sage mir recht aufrichtig, bin ich denn wirklich so häßlich nicht?

Lisette. Was es nicht für Mühe kostet, Sie davon zu überzeugen, was alle andere Mädchen ohne Versicherung glauben! (Nähert sie zum Spiegel) Sehen Sie sich doch nur an, und wenn Sie's denn nicht glauben wollen, so müssen Sie einen Fehler am Gesicht haben.

Theodora. Ich will nicht, ich schäme mich, (schelmisch) Dir mag ich wohl gefallen, Du bist ein Mädchen; aber wenn Du eine Mannsperson wärest, würde ich Dir dann auch gefallen?

Lisette. Was das für eine Frage ist! Noch zehnmal mehr. Aber wie kommt es denn, daß Sie sich auf einmal so genau nach Ihrer Gestalt erkundigen, und so besorgt darüber sind?

Theodora. Ach, ich weiß es nicht Lisette.

Lisette. Aber ich weiß es recht gut. Seit dem letzten Valle sind Sie so unruhig, so sorgfältig in Ihrem Anzuge, so aufmerksam auf Ihre Schönheit.

Theodora. Seit dem letzten Valle?

Lisette. Ja, und ich weiß auch, warum? Da haben Sie einen jungen hübschen Menschen gesehen, der Ihnen gefallen hat, und nun möchten Sie gerne wissen, ob Sie auch hübsch sind, und ihm wieder gefallen haben.

Theodora. Ach, Du bist ein schlaues Mädchen! Aber da Du es weißt, und ich keinen habe, dem ich mich entdecken kann, so wil ich Dir's nur gesehen. Ja, ich habe auf dem letzten Valle einen jungen Menschen gefunden, der mir mehr gefallen hat, als bis jetzt alle andere Mannspersonen, der mir
immer

immer vor den Augen schwebt, und über den ich alles andere vergesse.

Lisette. Nun, das wußte ich wohl; aber kannten Sie ihn denn nicht?

Theodora. Nein, und ich hatte auch nicht das Herz, jemanden zu fragen, wer er sei; aber ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie schön er war, wie er so angenehm sprach, und so zärtlich gegen mich that. Ich kann ihn gar nicht vergessen.

Lisette. Das brauchen Sie auch nicht.

Theodora. Ich kann's nicht begreifen, wie ich mich so ganz von ihm habe hinreißen lassen. Meine Aeltern sind doch in der Zeit sehr reich geworden; aber ich habe weit mehr an ihn gedacht, als an unser Vermögen. Und wenn ich mich auch darüber freute, so geschah es immer nur um seinetwillen.

Lisette. Das will ich Ihnen alles erklären; das kommt davon, weil Sie verliebt in ihn sind.

Theodora. Du erschreckst mich, Lisette; aber was soll daraus werden?

Lisette. Er soll Sie wieder lieben, und Sie sollen sich einander lieben, und Braut und Bräutigam werden, und sich heirathen.

Theodora. Ach behüte der Himmel, wie weit treibst Du die Sache. Denkst du denn gar nicht an meine Aeltern?

Lisette. Die werden schon einstimmen, wenn ihre Tochter einen hübschen jungen Mann heirathen kann.

Theodora. Ach, ich werde ganz unruhig; ich muß frische Luft schöpfen. Geh, Lisette, hole mir meinen Mantel, wir wollen auf die Premenade gehen.

Lisette. (zu sich) Das Heuer muß man ansuchen! Bei solchen Liebeshändeln fällt gewöhnlich für die Kammerjungfern was ab. (dann) Was befehlen Sie? den Mantel soll ich holen? Gleich. (geht und bringt bald nachher den Mantel.)

Theodora. Mir ist recht bange ums Herz. Wenn ich nur den Muth hätte, es meiner Mutter zu entdecken. Ich thue gewiß unrecht, daß ich allein mit Theiten darüber spreche.

Lisette. (zurückkommend) Hier ist der Mantel. Kommen Sie, es ist recht schönes Wetter, so lau, so angenehm. (wende ab.)

Achter Auftritt.

Zimmer in Nochs Hause.

Nochus. Moriz.

Moriz. Ich bin ganz ängstlich, mein Vater!

Ihre Unruhe erschüttert mich. Reden Sie, ich will alles thun was Sie verlangen.

Rochus. Merke wohl auf, mein Sohn! Was ich jetzt spreche, thue, fordre, kommt aus dem Innersten meiner Seele, kommt aus einer von Schmerz, von Wuth, von Rachsucht zerrissenen Seele; aber ich will mich fassen. (auf und niederathmend) Höre, Moriz, habe ich auf Deine Erziehung etwas verwandt?

Moriz. Ja, mein Vater, viel.

Rochus. Habe ich Deine Anlagen, Deine Gewandtheit, Deinen Verstand auszubilden gesucht?

Moriz. Gewiß! Und ich glaube, daß Ihr Bestreben nicht verloren gewesen ist.

Rochus. Mein Moriz, Du bist ein gewandter, einnehmender, lebenswürdiger Jüngling geworden. (Moriz geht vor den Erregten, und bezieht sich) Aber ich muß Dich noch mehr fragen, ich muß alles in Deine Seele zurückrufen, was Dein Vater an Dir that. Hab' ich Dich reichlich auf der Universität unterhalten; habe ich Deine Schulden vollständig bezahlt, und alles angewandt, daß Du mit Glanz leben, daß Du hunderte von Deinen Mitbrüdern verdunkeln, und weit und breit Aufsehen erregen konntest?

Moriz. Ja, mein Vater, das kann ich nicht

längnen, (reißt ihm die Hand) und ich fühle gewiß den heißesten Dank dafür.

Rochus. Wohlan, ich mahne Dich ißt um diese Schuld, ich fordre Bezahlung, und rufe Dir mit zitternder Stimme zu: räche Deinen Vater!

Moriz. An wem? Reden Sie! Ich will es, wenn es in meinem Vermögen steht.

Rochus. Du müßtest dieser schön gebildete, hinreißende Jüngling nicht sehn, wenn Du es nicht vermüßtest. Aber ich muß noch mehr hinzufügen. Du weißt, welches Schicksal mich getroffen hat. Der schreckliche Faust hat mich mit einem langen Prozeß gequält, hat alle Grade der Feindschaft, der Bitterkeit, des Hasses gegen mich geübt, und mir endlich mein ganzes Vermögen geraubt. Aber damit ist der Unmensch nicht zufrieden. Jetzt triumphirt er laut über mich, und sucht in meiner Demüthigung seinen Stolz, in meinem Schmerze seine Wollust. Noch vor wenigen Augenblicken sah ich ihn; da hat er einen so triumphirend — höhnischen Blick auf mich geworfen, daß er mir durch die Seele gegangen ist. Nun, Moriz, rufe ich Dir zu: räche Deinen Vater!

Moriz. Ja, ich will es; ich bin zu allem bereit. Was soll ich beginnen?

Rochus. Liebe die Tochter meines Feindes!

Moriz. Lieben? Höre ich recht?

Rochus. Ja, mein Sohn, lieben! Du hast schon den Anfang zu meiner Rache gemacht, und mir selber den Gedanken dazu eingeflößt. Das Mädchen, mit welchem Du auf dem letzten Ball so oft tanztest, das so oft verstohlen nach Dir hinblickte, das war die Tochter Fausts.

Moriz. Das niedliche blauäugigte Mädchen? Das trift sich erwünscht. Die will ich schon lieben. Und wissen Sie mein Vater, daß ich einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe? Ich müßte ein zu großer Neuling bey den Weibern seyn, wenn ich das nicht bemerkt hätte.

Rochus. Darauf gründe ich die Rache, die in meinem Innern lecht. Aber höre nun, wie Du sie lieben sollst. Schleiche Dich mit allen Deinen Künsten in ihr Herz ein, entflamme ihre Leidenschaften, raube ihren jungfräulichen Kranz, und schwelge Nächte hindurch mit ihr. Wenn Du dann gesättigt bist, wenn sie das Pfand Deines Genusses unter ihrem Herzen trägt, wenn sie ihre Schande bedecken will, und Dich ansieht, ihr Gatte zu werden, dann sprich zu ihr: ehelose Dirne, geh zu deinem Vater, und sage ihm, daß der Sohn seines Feindes Rochus dich entehret, dich zum Ziel seiner Luste gebraucht, und dich dann verstoßen hat!

Moritz. *(lebensvoll)* Das erwartete ich nicht, Die Rache ist bitter!

Kochus. Noch nicht so bitter, als sie in meinem Herzen glühet. Sieh, mein Sohn, der einzige Trost, der in dieser schrecklichen Lage an meine Seele dringen kann, ist der Gedanke, daß ich an meinem Todfeinde gerächt werden soll. Vollbringe diese Rache, und Du sollst ewig mein Liebling bleiben.

Moritz. Aber es wird schwer seyn, dem Mädchen anzukommen, da ihre Kellern uns hassen; sie wird mich fliehen, sobald sie erfährt wer ich bin.

Kochus. Keine Schwierigkeiten, mein Sohn! Sie greifen mir ans Herz. Laß mich in Dir den talentvollen, den unwillkürlichen Jüngling erkennen. Zeige es, daß Deine Anlagen entwickelt sind, daß Du auch das Schwere, das Verwickelte, das halb Unmögliche vollenden kannst. Sieh, mein Vermögen ist hin, aber Du sollst es nicht empfinden. Ich will darben, damit Du im Glanz leben kannst; ich will jährlich die Hälfte von dem, was mein Amt einträgt, sparen, damit ich Dir ein Erbschafts theil bereite. Nur erfülle meine Bitte, und räche mich! Es ist Pflicht, seinen Vater zu rächen.

Moritz. Nun wohl! ich will es! Ich will meine Kraft dazu ausbieten. Und vielleicht bedau-

es derselben kaum. Ein Mädchen ist leicht zu besiegen.

Rochus. So wünsche ich Dich, Moriz! (umarmt ihn) Liebling meines Herzens! Nimm Du die Tochter, ich will den Sohn nehmen. Denn wiſſe, daß auch ich mein Geſchäft habe. Der Anfang iſt ſchon dazu gemacht. Wir wollen nun ſehen, wem es am beſten gelingt. Haußt war ſtolz auf ſeine Kinder; ich muß ihn ſehen, wie er voll Jammer die Hände über ſie zuſammen ſchlägt, wie er ſich die Haare ausrauft, daß er Kinder hat. Spiel, Gewinn, Verluſt, berauſchendes Getränk ſoll ſeinen Sohn hinreißen; wilde Freunde, verführeriſche Mädchen ſollen ihn in ein Labyrinth führen, und nur mit gebrandmarkter Seele, mit Schmach, mit Schande, mit ſcheußlichen Krankheiten beſetzt, ſoll er daraus zu ſeinem Vater zurückkehren.

Moriz. Sie ſind ein fürchterlicher Mann; groß in der Rache, wie in allen andern Dingen.

Rochus. Du, und Paulina, ihr ſeid mein einziger Troſt, und ich habe euch jetzt zuſammen hieher kommen laſſen, um dieſen Troſt zu genießen. Geh, hole Deine Schweſter, und beſuche mit ihr den öffentlichen Spaziergang; ſie wird aller Augen auf ſich ziehen. Mein Herz iſt zerriffen. Ich muß mit meinen Kindern prahlen, ich muß zeigen, daß

mir noch etwas übrig geblieben ist, daß der lebenswürdigste Jüngling und das schönste Mädchen in dieser Stadt mir angehören.

Norih. Wenn dies auch nicht wäre, so will ich doch die Rollen, die ich zu spielen habe, so spielen, daß Sie zufrieden mit mir seyn sollen. (ab.)

Kochus. Rache soll unedel seyn. Aber wie vermag ich anders Ruhe zu finden, wie diese Hölle, die in mir brennt, auszulöschen? Soll ich mich nicht rächen, und vor Ingrimm sterben? Nein, ich darf kein Selbstmörder seyn, ich muß mein Leben erhalten; das ist Pflicht! (ab.)

N e u n t e r A u f t r i t t .

Oeffentliche Promenade, Gebüsch und Bäume. Crasiers ginaer gehen vorüber, und begegnen sich einander. Mariane, Wagner, der sie führt, und Faust treten auf.

Faust. Viel Volk, viel Getümmel!

Wagner. Der schöne Tag hat die Menschen heraus gelockt.

Faust. Hier ist ein einsames Plätzchen, hier

wollen wir ausruhen, und des angenehmen Wetters genießen. (Sie setzen sich.)

Mariane. Ich bin selber ganz heiter geworden.

Faust. Nicht wahr: der Champagner macht Muth? Aber wenn wir auch keinen Champagner getrunken hätten, so müßten wir doch heiter seyn; was fehlt uns, Weibchen, sind wir nicht glücklich?

Mariane. Gottlob, wir sind's.

Wagner. Ja gewiß! Es möchten wenige unter den Lustwandelnden seyn, die sich so glücklich nennen können.

Faust. Nun, das freut mich, daß auch mein Wagner sich unstimmen läßt! Ist das nicht meine Tochter, die dort hinten herkömmt?

Mariane. Ja, sie ist; sie hat Lisetten bei sich. Vielleicht sucht sie uns.

Faust. Es ist ein trefliches Mädchen. Wie sie daher geht, geschmückt mit Unschuld, mit Eitsamkeit, mit jugendlichem Reiz.

Wagner. Und die es so wenig weiß, daß sie reizend ist; das ist viel werth.

Mariane. Bis iht war sie die Unbefangtheit selbst; an den Spiegel dachte sie nicht.

Faust. Gebt nur Acht, wie viel Freier sich nun finden werden, da das Mädchen reich ist. Aber

wer nach ihrem Gelde freit, der bekommt sie wahrhaftig nicht!

(Theodora und Visette treten schweigend auf.)

Theodora. O wenn ich Dir glauben könnte, Visette, da würde ich nicht so unruhig seyn. Ach da sind meine Nestern! (kommt zu ihnen herangehüpft, und versteckt sich vor Wagner.)

Mariane. Und Du hast Dich allein mit Visetten hieher gewagt? Das thut ja sonst meine Theodora nicht.

Kauf. O laß sie! Heute müssen wir alle etwas ausgelassen seyn. Und vor Theodora bin ich nicht bange, die kann ja keinem Manne ins Auge sehn! (Theodora schneidet die Augen nieder.)

Mariane. Wo ist denn Dein Bruder?

Theodora. Ich habe ihn dort in Gesellschaft einiger jungen Leute gesehen. Er wollte nicht mit mir kommen.

Kauf. Wo willst Du denn eigentlich hin, Mädchen?

Theodora. Ich wollte blos frische Luft schöpfen.

Kauf. Nun so geh! In der Nähe sehe ich Dich immer, jetzt möchte ich Dich gern etwas in der Ferne sehen. (Theodora verneigt sich, und geht mit Visette weiter. Kauf umarmt seine Frau.) Sieh, Weib,

das ist unsere Tochter! Wallt Dir nicht das Herz vor Freude? O Wagner, heirathe, heirathe! Es ist etwas Großes, etwas Göttliches, Menschen hervor gebracht zu haben!

Wagner. Wären alle Kinder, wie die Deinigen, und alle Mütterinnen, wie Deine Mariane, ich würde gleich heirathen.

Mariane. (die ihm eine Verbeugung macht) Immer mehr Vollkommenheiten entdecken wir an unserm Wagner, sogar, daß er auch galant ist.

Faust. Ja, Wagner, ich schwöre Dir, mein jetziges Glück würde mir nicht halb so viel Freude machen, wenn meine Lieben nicht um mich wären, die Theil daran nehmen könnten.

Wagner. Sehr glaublich! Ein Paradies, worin man allein wäre, bliebe kein Paradies.

(Moriz und Paulina gehen vorüber, doch so, daß die Gegenwärtigen sie nur im Rücken wahrnehmen.)

Faust. Was ist das für ein Paar junger Leute?

Wagner. Ich kenne sie nicht.

Mariane. Ich auch nicht.

Faust. Das Frauenzimmer ist vortreflich gemacht. Einen schönern Buchs sah ich noch nie.

(Xaver kommt bald darauf Arm in Arm mit einem jungen Menschen, und im lebhaftesten Gespräch mit ihm.)

Als er seine Höltern wahrnimmt, verläßt er seinen
(Versteck.)

Xaver. Warte doch einen Augenblick, ich
komme gleich zurück. Hier, liebe Mutter, will
ich meine Schuld bezahlen. Ich bin glücklich gewes-
sen; ich habe alles wieder gewonnen. (Haut Weid ab,
und geht es ihr.)

Mariane. Hast Du denn wieder gespielt?

Xaver. Ja, liebe Mutter, und so glücklich,
so glücklich! O ich bin so froh, wie ich noch nie ge-
wesen bin. Aber ich habe keine Zeit länger, (zieht
den Out ab, und läuft fort.)

Mariane. Xaver! Xaver! Höre doch! Der
Ausgelassene hört mich nicht, und ich hätte doch
so gerne mit ihm gesprochen.

Kausl. Was giebt es denn?

Mariane. Er hat sich in ein Spiel eingelaf-
sen, und das gefällt mir nicht.

Kausl. Laß ihn! Heute verzeih ich ihm alles.
Ist doch dem Vater der Kopf vor Freude schwin-
delnd, wie soll es mit dem Sohne anders seyn! Ich
mögte ihn nicht leiden, wenn er heute den Kopf
hängen ließe. Dir selber, Weibchen, vergehe ich,
wenn Du heute mit einem andern Manne liebs-
ängelst.

Mariane. Wirklich? Der neunzehn Jahren warst Du so nachsichtig nicht.

Faust. Der neunzehn Jahren war ich auch nicht so glücklich, wie heute. Sieh, über die Däusme dert mögte ich mich schwingen, so leicht fühle ich mich. Und wenn mir vollends einfällt, daß ich nun bald mein Amt abgeschüttelt habe, und daß ich dann ganz nach meinem Geschmack leben kann, o so — aber wer mögen denn die beiden jungen Leute seyn? Da kommen sie wieder her. Das Frauzimmer ist wie eine Göttrn. Die muß ich in der Nähe sehen. (Reht auf, und geht näher nach dem Hinterarunde, wo er sitzen bleibt.)

Wagner. Der Zug hat mir gefallen von Xaver, daß er seine Schuld sogleich bezahlte. Es bedurste keines hohen Grades von Leichtsinn, um das Geld zurück zu behalten.

Mariane. Eines hohen Grades freilich nicht; aber ich mögte auch keinen niedrigen Grad davon bei ihm entdecken. Mein Xaver war bis jetzt ein musterhafter Jüngling, und sein Spielen ängstigt mich.

(Merin und Paulina, gehen vorüber, und grüßen Faust.

Dieser drückt die Veränderung aus, die beim Anblicke Paulinens in ihm vorgeht.)

Kauf. *(für sich)* Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Der Anblick des Mädchens ist mir bis ans Herz gedrungen. Ich fühle mich wie zum Jüngling umgeschaffen. So schön sah ich noch keine. Ich muß sie kennen lernen! Aber Mariane! — Wie? Hundert und fünfzig tausend Thaler im Vermögen, und ich sollte den Trieben meines Herzens nicht folgen?

Wagner. Ich freue mich, daß er mit aufs Land geht; da wird sich ihm keine Gelegenheit zu Fehltritten darbieten.

Mariane. Das hoffe ich auch, und mir wird schon ganz bange in der Stadt. Sie glauben nicht, wie ich mich besonders jetzt sehne, in eine ruhige Einsamkeit versetzt zu seyn. *(die vorigen eingeklammerten Worte werden zugleich gesprochen.)* Mein Mann scheint fortgehen zu wollen. Kommen Sie, Wagner! *(gibt ihm den Arm)* Hast Du Lust nach Hause zu gehen, lieber Mann?

Kauf. Geh Du immer mit Wagner! — Ich will noch einen Freund besuchen.

Mariane. Du kommst doch bald?

Kauf. Allerdings! *(Mariane und Wagner ab)* Was ist das in mir? Welch ein klopfendes Herz, welche plötzliche Leidenschaft! Kämpfen mag ich nicht mit ihr, denn ich würde ihr unterliegen. Ich

muß ihr nachtheilen. ich muß dem herrlichen Mädchen näher kommen. (ab.)

D e r z e h n t e A u f t r i t t .

Theodora, Lisette (treten von einer andern Seite auf.)

Theodora. Da geht mein Vater. Es ist gut, daß er geht; in dieser schrecklichen Unruhe möchte ich nicht vor ihm erscheinen. O Lisette, ich fühle mich so geängstigt, wie ich noch nie gewesen bin.

Lisette. Warum denn?

Theodora. Hast Du ihn nicht gesehen? Das war er, der mich so einnehmend grüßte.

Lisette. Ich habe ihn recht genau angesehen. Es ist ein allerliebster, unwiderstehlicher Mensch.

Theodora. Ach, er hatte ein sehr schönes Mädchen bei sich.

Lisette. Sie sind auch schön.

Theodora. Sage mir das nicht! Ich fühle es viel zu sehr, daß ich nicht den zehnten Theil so schön bin, als sie.

Lisette. Sie können es mit jedem Mädchen in der Stadt aufnehmen. Hören Sie nicht, daß selber Ihr Herr Vater sagte, daß er Sie gern in der Ferne sehen wollte? Das war bloß, um Sie mit andern Mädchen zu vergleichen, und sich an Ihrer Gestalt zu ergötzen.

Theodora. Du redest mir allerhand angenehme Dinge vor.

Lisette. Nichts, als was Wahrheit ist. Aber hören Sie auch daß er sagte, Sie könnten keinem Mann ins Auge sehn? Das gefiel ihm nicht. Und glauben Sie mir, Sie würden noch zehnmal liebenswürdiger seyn, wenn Sie so frei und dreist gegen die Männer wären, als wir andern Mädchen.

Theodora. Meine Mutter hat mir das nie gesagt, auch habe ich nie gewünscht, schön zu seyn. Aber jetzt wünsche ich, daß ich schön wäre, wie ein Engel; bloß, um ihm zu gefallen.

Lisette. Da kommt er eben her.

Theodora. Wo? wo?

Lisette. Hier von der Seite; er kommt gerade auf uns zu.

Theodora. O, mein Gott, Lisette, sage mir, was ich machen soll, wie ich mich benehmen soll?

Lisette.

Lisette. Seyn Sie nur dreist und ungenuthungen; so recht fröhlich!

Theodora. Mein, das kann ich nicht. Mir wird ganz bange. Bleibe ja bei mir, Lisette!

Filfter Auftritt.

Moriz tritt mit einem einnehmenden Wesen auf, und naht sich Theodora. Die Vorigen.

Moriz. (Ihr die Hand tußend) Ich bin sehr glücklich, schöne Unbekannte, endlich Sie zu finden, nach der mein Herz schon mehrere Tage hindurch so sehnlich verlangt hat. Seit dem Ball, den Ihre Gegenwart beglückte, schwebt Ihr Bild, wie ein Engel Gottes, um mich.

Theodora. Sie scherzen mit mir; ich bin nicht so schön, daß mein Bild einen so tiefen Eindruck machen könnte.

Moriz. O wer vermöchte zu scherzen in einer Sache, von der das Glück unsers Lebens abhängt. Wenn Sie dies glauben, so kennen Sie die Gewalt dieser Reize nicht, die jedes Männerherz unwiderstehlich hinreißen müssen.

Theodora. Sagen Sie dies der schönen

F

Dame, die ich vorhin bei Ihnen sah; ihr kommt es zu.

Moriz. Es war meine Schwester.

Theodora. Ihre Schwester? O wie freue ich mich! Ihre Schwester ist sehr schön.

Moriz. Ja, sie darf ihre Gestalt zeigen, und manche Männer bewundern sie. Aber wenn sie gegen diese hier erscheinen sollte, wie würden ihre Reize dahin schwinden.

Theodora. So etwas darf ich nicht anhören. Warte wir wollen gehen.

Moriz. Nein, ich kann Sie nicht fortlassen, ehe ich mein Schicksal weiß. (umfaßt sie mit einer Hand, während sie sich im Strahlen sucht) O wenn hinter dieser himmlischen Außenseite ein kaltes, grausames Herz verborgen wäre, wenn es unempfindlich gegen meine Leiden bliebe, ich würde der Unglücklichste aller Sterblichen seyn.

Theodora. Lassen Sie mich! Wenn wir hier bemerkt würden, wenn meine Kellern dies erfahren!

Moriz. Wir sind hier an einem einsamen Ort, wo uns niemand bemerken kann, und ich muß erst mein ganzes Herz vor Ihnen aufschließen, ehe ich mich von ihm losreißen kann. Ich liebe zum erstenmal, und um so heißer und inniger. Zeit

wenigen Tagen bin ich von der Universität zurückgekehrt, von einem Ort, wo der verführerischen Mädchen so viele sind; aber keine von allen hat mein Herz gerührt. • Meiner Vaterstadt war es aufbehalten, mir das Wesen zu zeigen, das für mich geschaffen ist. Sie, Krone Ihres Geschlechts, haben mein ganzes Innere mit unwiderstehlicher Leidenschaft erfüllt, und wenn ich keine Gegenliebe finde, wenn das Herz unter diesem heiligen Dusen hier mir nicht entgegen schlägt, so bin ich in meinem zwanzigsten Jahre schon hoffnungslos unglücklich.

Theodora. O mein Gott, Sie erschüttern mich. Aber was soll aus dieser Leidenschaft werden?

Moriz. Das glücklichste, das zärtlichste Paar, das die Erde betritt, so bald Sie mir Gnade, Liebe, Erhöhung zulächeln.

Theodora. Aber ich kenne Sie nicht, ich weiß nicht wem ich mein Herz öffnen soll. Sagen Sie mir, wer sind Sie?

Moriz. Ich habe nicht gefragt, schöne Unbekannte, wer Sie sind. Forschen Sie jetzt noch nicht, wer ich bin. O ich wünschte so sehr, daß bloß reine, heilige Liebe unser Band stiftete, daß kein Rang, kein Vermögen entschiede.

Theodora. Aber meine Aeltern —

Moriz. Auch unsre Aeltern dürfen hier nicht

entscheiden; nur wir allein, nur unsre Herzen! Und wenn die sich gegen einander ergossen, wenn unsre Seelen gefühlt haben, daß wir für einander erschaffen wurden, dann wollen wir ihren Segen ersehen. O lassen Sie mich das himmlische Wort aus Ihrem Munde hören, daß ich hoffen darf; daß Empfindung für mich in diesem unschuldsvollen Busen schlägt. Lassen Sie mich nicht hoffnungslos, nicht verzweiflungsvoll von hier gehen!

Theodora. (sich zu Lisette wendend, die in einiger Entfernung steht) Um Gotteswillen, Lisette, sage mir, was soll ich machen?

Lisette. Was besinnen Sie sich denn noch? Sagen Sie ihm doch, daß Sie ihm wieder gut sind, reden Sie doch die Wahrheit! der arme Mensch ist ja außer sich. *)

Moriz. Nun, Theuerste, sprechen Sie mein Urtheil, lassen Sie mich nicht länger auf dieser Folter der Ungewißheit.

Theodora. Ich bin sehr beschämt.

Moriz. Auch diese Beschämung ist hinreichend.

*) Daß Theodora und Lisette nicht laut mit einander reden dürfen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Immer besser, daß man hier und in ähnlichen Fällen nur errath, als zu laut verräth.

hend bei einem so reizenden Geschöpf; darf ich sie zu meinem Vortheil erklären?

Theodora. (mit niederschlagenem Blick.) Thun Sie es, edler Jüngling! Ich will nicht länger die Empfindung meines Herzens verhehlen. Sie sind der erste, der mir von allen Männern gefallen, der die erste Empfindung der Liebe meinem unerfahrenen Herzen eingeflößt hat.

Moriz. O welche himmlische Musik sind diese Worte für mich! Ich muß sie hinweg küssen von diesen Rosenlippen. (umarmt und küßt sie.)

Theodora. (sich wegwendend und halb leise) Gott, was war das! — Und wie ist mir! — Ich muß fort!

Moriz. Nein, Königin meines Herzens, erst setzen Sie meinem Glücke das Diadem auf, und bestimmen Sie mir den Ort, wo ich Sie wieder sehen darf. Wir müssen uns näher kommen, wir müssen die Verwandtschaft unsrer Seelen fühlen lernen. Bestimmen Sie mir, Theuerste, wo ich Sie wieder sehen soll.

Theodora. Nein, das kann, das darf ich nicht.

Moriz. Was hör' ich? Wollen Sie mich wieder herunterstoßen von dem Gipfel meines Glücks? Wollen Sie bange Zweifel in mir er-

weden, daß Ihr Geständniß nicht aus dem Herzen kam? Soll ich voll Verzweiflung hinweg gehen, daß ich so schrecklich getäuscht ward?

Theodora. (abgewandt) O mein Gott, was soll ich beginnen?

Lisette. (tief) Seyn Sie doch nicht eigensinnig! Lassen Sie ihn doch heute Abend in unsern Garten kommen!

Moriz. Wenn ich hinweg gehen muß, ohne daß ich weiß, wo ich Sie wiedersehen soll, so irre ich trostlos umher, und klage laut mein Schicksal an, daß mein Herz so grausam gefoltert wird. Nirgends werde ich Ruhe finden.

Lisette. (tief) Hören Sie? der arme Mensch kann sich noch Leides zufügen. Sagen Sie ihm doch, daß er kommen soll!

Theodora. (tief) Nein, das kann ich unmöglich.

Lisette. So will ichs ihm sagen. Soll ich?

Theodora. Ach Gott ja, wenn es nicht anders ist.

Lisette. (zu Moriz) Kommen Sie heute Abend um halb zehn Uhr an die Gartenthüre, die auf die Mühlenstraße geht. Ich werde Sie einlassen. (tief) Ich vermag viel bei meiner Ransell,

Moriz. Darf ich kommen, Einzige, Göttliche?

Theodore. Sage ja, Lisette; ich kann es unmöglich. Ich muß fort, ich werde so unruhig. (im Moriz) Leben Sie wohl! (geht mit einer Bewegung ab.)

Lisette. (im Abgehen) Heute Abend um halb zehn Uhr. Vergessen Sie ja nicht!

Moriz. Nein gewiß nicht!

Zwölfter Auftritt.

Moriz allein. Steht stolz auf und nieder.

Der liebenswürdigste Jüngling, sagt mein Vater? Ja wahrlich, das bin ich. Ich will den sehen, der es mit meiner Gestalt, mit meinen Talenten, mit meiner ganzen Lebenswürdigkeit aufnehmen soll. Da geht sie hin, die Ueberwundene! Ich war auf eine Belagerung gefaßt; es bedarf deren nicht. Die Festung wird beim ersten Angriff mit Sturm übergehen. Mit dem innern Feinde bin ich schon einverstanden. Und wer will mir widerstehen? — Was seh ich? Was ist das? Faust kommt mit mei-

ner Schwester daher, und redet so zärtlich mit ihr? Was bedeutet das? Das muß ich erfahren. (Versteckt sich hinter ein Gebüsch. Faust und Paulina gehen im lebhaften Geirath vorüber.)

Paulina. Ich kenne Sie nicht, und habe meinen Bruder hier gesucht. Ich bin erst seit wenigen Tagen aus dem Kloster zurück gekommen, und weiß nicht —

Faust. (schnell eintretend) Aus dem Kloster? Nein, göttliches Mädchen, vom Himmel sind Sie herabgestiegen, um einen Sterblichen hienieden zu beglücken. (Sie sind vorüber gegangen und man hört die letzten Worte noch von fern.) O wenn ich dieser Sterbliche wäre, wie würde ich diesen Vorzug belohnen!

Moritz. (wieder hervortretend) Habe ich recht gehört? Faust in meine Schwester verliebt? das ist ja mehr, als wir uns im Traume einfallen lassen! Nun ist er in unsern Händen. Es scheint, als wenn der Zufall in unsre Plane eingreifen wollte. Ich muß hin, und meinem Vater dies verkündigen,

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz stellt die Hölle vor, bei halber Erleuchtung, und so fürchterlich, als sie vorgestellt werden kann. In der Mitte derselben sitzt Satanas mit einer Krone bedeckt, auf einem erhöhten Thron. Neben ihm unten am Throne steht der Herold der Hölle. Im Hintergrunde lodern Flammen zwischen Felsen hervor.

Satan. (langsam und mit tiefer Stimme) Ein Jahrhundert auf unsrer Erde ist nach der Rechnung ihrer Bewohner verflossen. Ich will das Ende desselben durch eine Versammlung meiner Fürsten und Mächtigen feiern.

Herold. Ein erhabener Gedanke, würdig deines großen Geistes!

Satan. So habe ich beschlossen! Viel sind in diesem Jahrhundert zu uns herabgestiegen, und das Ende desselben hat ganze Schaaren hieher gesandt. Ich will forschen, was meine Mächtigen

in meinem Reiche gethan, wie sie meine Herrschaft befehligt, und die Erdbewohner meiner immer würdiger gemacht haben.

Herold. Nichts kann weiser, nichts majestätischer, nichts ruhmvoller erbacht werden.

Satan. Sodann will ich ihnen verkündigen, was ich selber that und noch thun will.

Herold. Es wird das Erhabenste, das Größte seyn, was je ein schöpferischer Geist ersand; es wird die Thaten der kleinern Fürsten in der Hölle unendlich weit hinter sich lassen.

Satan. Schon habe ich meine Schaaren in die Welten ausgesandt, damit sie die Herrscher der Hölle zu der Versammlung vorbereiten.

Herold. Was befehlt Deine Majestät, das ich jetzt beginnen soll?

Satan. Erhebe Dich auf einen Felsen, wende Dich mit zuckendem Blick gegen die vier Zeiten der Unendlichkeit, und laß das Zeichen zur Versammlung erschallen! (Der Herold überwindet sich auf einen Felsen hinter dem Thron Satanas, wendet sich unter Flügen gegen die vier Himmelsgegenden, und laßt einen schärfen, sarsenden, durchdringenden Ton hören, auf welchem ein Donnerchlag folgt. Mit dem Donnerchlage fahren von allen Seiten die Satane herbei, und stehen um den Thron.)

Zweiter Austritt.

Die Vorigen. Magog, Belial, Sebub, Abdon, mit Kronen. Melech, Gog, Dragon, mehrere Teufel, ohne dieselben.

Satan. Fürsten der Hölle! Unüberwindliche Beherrscher des Erdballs! Ich habe Euch zu mir versammeln lassen, um von Euch zu erforschen, was ihr in dem verfloffenen Jahrhundert auf unsrer geliebten Erde vollbracht habt? Hebe Du an, Magog, und erzähle Deine Thaten!

Magog. Ich bin es würdig. Satanas, daß Du zuerst mich hervorruffst. Du weißt, ich bin der Herrscher des Krieges, und schlachte die Menschen zu ganzen Schaaren. Ueberschaue jene unendlichen Gefilde, und Du wirst Millionen finden, die aus der Wuth der Schlacht in Sünd und Missethat zu uns herabgefahren sind.

Satan. Du erfreuest mein Herz, Magog! Ich will jene Gefilde durchwandeln, ich will selber erforschen, was Du für mein Reich thatest, und wie viel Bewohner Du hieher gesandt hast.

Magog. Wisse, Satanas, im Anfange, in der Mitte, und am Ende dieses Jahrhunderts habe ich die Flamme des Krieges fürchterlich angeblasen,

habe ganze Welttheile damit bedeckt, habe mich in ein Meer von Blut und von Thränen untergetaucht. Vernahmst Du das unendliche Geschrei des Jammers, der Qual, der Verzweiflung, das von den Schlachtgesilden gen Himmel emporstieg? Hast Du das bleiche, grinsende Elend, den entfleischten Hunger, die martervolle Krankheit gesehen, die darauf folgten? Kennst Du den unendlichen Seufzer, die blutige Thräne des Grams um die Verbliebenen? Ich war der Schöpfer davon.

Satan. Ja, Magog, Du bist ein Schöpfer! **Wenige** Dich so, Du verdienst es!

Magog. Ich habe das Ohr der Monarchen verstopft, daß sie das Jammergeschrei der Menschheit nicht hörten, ich habe ihr Auge verblindet, daß sie das Blutbad nicht sahen, in welchem sie wandelten; ich habe in ihr Herz heißen Durst nach Sieg, nach Ruhm, nach Eroberung gegossen, ich habe ihrer Seele den Wahn eingehaucht, daß sie für Religion, für den Ewigen dort kämpften, wenn sie ihre Beherrschten sich unter einander erwürgen ließen. Satan, habe ich genug gethan?

Satan. Du bist mein Geliebter, mein Ausbekehrter, und ich erkläre vor der ganzen Hölle, daß du würdig seist, an meiner Seite zu herrschen. Fahre fort in deinem erhabenen Geschäfte, laß das

künftige Jahrhundert von Krieg, von Jammer, von Elend schwanger seyn, wie das verflossene, dünge die Erde mit Blut, laß sie einen großen Kirchhof, ein großes beschleunigtes Grabmal für ihre Bewohner werden!

Magog. Das will ich, Satan! Ich will mich deiner würdig beweisen!

Satan. Und nun vernimm noch einige Lehren, die aus der Tiefe meines Geistes geschöpft sind! Wache über die Fürsten und Könige der Erde! Gieße den Wahn in ihr Herz, daß der erhabenste Ruhm darin bestehe, groß im Kriege zu seyn. Flöße ihnen unaufhörlich den Gedanken ein, daß alle Bewohner der Erde ein Gesetz über sich haben, daß sie allein davon ausgeschlossen sind, daß sie allein das Recht des Stärkern müssen entscheiden lassen. Ersticke jedes Gefühl in ihnen, das diesem widerspricht! Aber vor allem laß nie den Gedanken in ihnen erwachen, ein Gericht über sich zu setzen, das ihre Streitigkeiten ohne Blut schlichte! In einem kleinen Lande richtet es schon über die Fürsten; wehe Dir, wenn dies in einem Welttheile geschieht! Dann ist dein Reich allda auf ewig zerstört! Meine höchste Ungnade, Magog, wenn je die Monarchen eines Welttheils einen Gerichtsstuhl erheben, der nach Gerechtigkeit ihre Fehden

entscheide! Tritt nun hervor Belial, und sage an, was Du auf unserm Erdball gewirkt hast?

Belial. Obwohl Magog, der Stolz, sich würdig befunden hat, früher zu reden, als ich, obwohl Du ihn selber zuerst nanntest, so darf doch ein Geist, wie ich, kühn mit ihm um den Rang streiten. Ich bin der Beherrscher der Erdengerechtigkeit, ich gebiete nicht im Kriege allein, auch im Frieden.

Satan. Ich erkenne Deine Größe nicht, ich weiß, daß Du unendlich viel zu wirken vermagst, daß Du tropfenweise das Mark der Sterblichen aussaugst.

Belial. Und dennoch nanntest du Magog zuerst? (lacht nichtend.) Ha! die Hölle ist verblendet, wie die Erde! Sie wähnt, wie diese, der Ruhm im Kriege erworben sei der höchste! Ha! (zu Magog) Was bewog Dich, Du Stolz, Dich über mich erhaben zu glauben? Wisse, Verblendeter, daß ich nicht Fürsten und Könige allein, daß ich alle beherrsche, die Gewalt auf Erden haben, einen Widerspruch zu thun!

Magog. Du wagst es, Elender, mich zu schmähen, mich, der ich auf meinen Vorbeeren ruhe?

Belial. (lacht gränlich.)

Satan. Eure Zwietracht erfüllt meinen
Busen mit Wollust. Fürsten der Hölle, so lieb
ich Euch!

Belial. Höre mich an, Satan, was ich
that. Du weißt, daß die Menschen durch Milde
und sanfte Beherrschung besser, durch Strenge
und Grausamkeit schlimmer werden. Daraus habe
ich den Grund zu meinem großen Gebäude gelegt,
die Menschen unter sich selber hinab zu ziehen. Ich
habe allen Räktern und Gewalthabern den Wahn
eingehaucht, daß sie durch Strenge und grausame
Strafen besser werden.

Satan. Trefflich eronnen, werth eines so
tiefgrübelnden Geistes, als Belial ist!

Belial. Und wähnst Du etwa, daß es bei
der bloßen Lehre blieb? Steig hinauf zur Ober-
fläche der Erde, und schaue, wie sie darnach han-
deln. Sieh, wie ihre Bewohner in Kerkern
schwachen, wie sie unter Stäben und Geißeln
den Nacken beugen, wie sie zum Hochgericht geführt
werden, und unter Martern ihren Geist aushan-
gen. Satan, was die Menschen unter ihren Obern
leiden, das verdienen sie bald. So zieh ich sie im-
mer tiefer zur Verworfenheit hinab, und mache sie
der Hölle würdig.

Satan, Großer Belial, Du hast in meiner

Seele gelesen; ich selber vermöchte nicht sinnreicher für mich zu arbeiten.

Belial. Vor allem habe ich auf die gewürkt, die Magog zu beherrschen wähnt. In der Stunde der Weiselung ist die Erde mit Blutenden bedeckt, deren Jammergeschrei gen Himmel schallt, und die erst um eines Zerschleiss willen, das sie in Mangel und Dürftigkeit entwandten, ihren Geist unter zahllosen Weiselthieben aufgeben. Für Vater- und Muttermord giebt es bei ihnen keinen Grad der Strafe mehr, und wenn ich selber die Marter ersände. So vertilge ich allmählig den letzten Keim des Guten in ihnen, und wenn Magog sie aus der Schlacht hieher sendet, so habe ich sie vorher schon zur Hölle vorbereitet. Er mordet nur die Leiber, ich morde die Seelen.

Satan. Ich sinne auf einen Lohn für Dich, Belial, denn ich fühle ganz, was Du gethan hast. Und damit du siehst, daß ich in dein Werk eindringe, so höre noch einige Regeln von mir. Laß jene Weiselungen, laß alle Martern der Menschen besenslich im Angesichte von Tausenden geschehen; dann gewöhnen sich die Schauenden daran, dann werden sie alltäglich, und das Herz der Sterblichen härtet sich allmählig gegen sie ab. Suche von neuem die Tortur einzuführen, und beginne damit,
daß

daß jeder Angeklagte so lange gezeißelt werde, bis er das Verbrechen gestanden hat. Verbreite die Lehre, es sei besser, daß ein Unschuldiger leide, als daß ein Schuldiger der Strafe entgehe! Mache alle Gewaltthaber auf Erden zu Zuchtmeistern, und Du wirst sehen, ob das Menschengeschlecht nicht aus Züchtlingen bestehen wird.

Belial. Sehr weise gesprochen, Satan! Ich fühle, Du überschauest das Ganze, und hast es empfunden, was ich that.

Satan. Ich komme zu Dir Sebul, Beherrscher des Priestertums! Was hast Du auf unsrer Erde vollbracht?

Sebul. Ich arbeite noch immer an den Priestern, und säe statt des Gesetzes der Liebe, Glaubenslehren aus. Ich unterdrücke in Gegenden, wo es noch dunkel ist, alles, was Licht anzünden kann, und lehre die Kinder, statt der Barmherzigkeit mit jedem Geschöpf, dunkle Sprüche.

Satan. Und weiter hast Du nichts gethan?

Sebul. Ich habe in einem großen Lande eine Christenverfolgung hervorgebracht, und aus einem kleinen fromme Menschen um der Religion willen vertreiben lassen.

Satan. Zahre fort!

Eebub. Ich habe ~~in~~ einem Lande der Freiheit eine Zauberinn —

Satan. Eine Zauberinn? Eine nur? Schweig, Elender! Dies war Dein ganzes Geschäft: und Du wagtest, vor mir zu erscheinen? Wo ist meine Inquisition? wo sind die Tausende von Scheiterhaufen, die der Hölle entgegen dampften? wo sind die Religionskriege? Rede, Elender! Hast Du nur einen Philipp, nur einen Alba erschaffen? Und Du, mein geliebter Torquemada, soll Dein Andenken ganz vergessen seyn? O was habe ich sehen müssen! Duldung blüht auf meiner Erde auf; die Religionen leben friedlich unter einander, und die unterirdischen Martirergewölbe —

Eebub. Höre mich, Satan; in Portugal, und —

Satan. Schweig, Nichtswürdiger! Ich will das Jammergeschrei gemarterter Menschen nicht von den Grenzen der Welttheile allein, ich will es von allen Gefilden der Erde erschallen hören! Ich will einen Hilbebrand, einen Alexander, den Zechsten an der Spitze der Religion sehen! Und was muß ich jetzt erblicken? Geh! Du bist unwürdig Deines Fürstenthums, und ich entfesse Dich desselben im Angesichte der Hölle. Belial, ich sann auf einen Lohn für Dich; ich habe ihn gefunden.

Ei sortan der Beherrscher Sebubs, treibe sein Werk, und erschaffe von neuem, was er vernichten ließ! Du aber Sebub, hebe Dich sogleich weg aus meinem Angesichte, daß mein Grimm nicht über Dich komme. (Sebub fährt mit Scheut durch die Luft hinweg.)

Abdon. Ich zittere, Satan, und vermag kaum, meine Thaten zu erzählen.

Satan. Erzähle sie, und fürchte nichts! Sebub hat seit den vorigen Jahrhunderten schon meine Rache verdient; Du aber warst immer mein Getreuer, und erschufst an jedem Tage tausendfache Qualen für die Sterblichen.

Abdon. Ja Satan, das that ich, ich der Schöpfer des Hungers, der Blöße, und alles Jammers, den der Mangel hervorbringt. Du weißt, der Ewige hat die Erde so segensreich erschaffen, daß zwiefach so viel Sterbliche, als sie jetzt trägt, in Fülle darauf leben könnten. Aber vernimm mein Wort, und staune! Das Menschengeschlecht darbt mitten im Ueberflusse, es steht in einem Meer, und durstet; so weit hab' ich's gebracht!

Satan. Und Du zittertest, zu reden? Das durfst Du nicht! Du bist ein großer, weit herrschender Geist!

Belial. Rühme ihn nicht, Satan! er hat

dies nur im Bunde mit den Fürsten und Gewaltigen, die ich beherrsche, vermogt.

Abdon. Schweig, Neidischer, und schau die Selbstmörder auf jenen Gefilden! Ihre zahllose Schaar ist durch mich zu uns herabgestiegen. Ich habe sie durch Mangel und Elend und Jammer gepeitscht, bis des Lebens Becher glühend an ihren Lippen ward, und sie ihn voll Verzweiflung hinweg schleuderten. Höre mich Satan! Ein kleiner Theil von Sterblichen schwelgt auf der Erde; die übrigen Millionen nagt der eiserne Mangel, und saugt das Blut aus ihren Adern. Und weißt Du, wie ich dies vollbringe?

Satan. Erzähl' es laut, Abdon! Ich selber lann von Dir lernen.

Abdon. Wenn der Krieg wüthet, so laß ich den Segen der Erndten wechselseitig, dringt der Feind heran, in Flammen ausfodern, oder in die Tiefe der Wasser versenken. Ich verblende die Augen der Kriegernden, daß sie durch keinen Vertrag der Vernichtung wehren. Ich gewinne die Besitzer der Erde, daß sie ihre Schätze auf Kornböden vermodern lassen, um damit zu wuchern; ich lehre die Fürsten, ihre Grenzen bewachen, damit die Hüße des einen Landes nicht in das andere hinüberfliehe, und gebe die Fesche in die Hand derer, welche die

Gefilde der Erde besitzen. Sieh, Satan, so konnten wenig Mächtige durch Hunger das Mark eines ganzen Volks aussaugen.

Satan. Ihr habt mich entzückt, Fürsten der Hölle, und ich vermag mich nicht länger zu halten. Vernehmt nun auch, was ich that, ich, der das Ganze beherrscht, und in alle seine Theile eingreift. Vernehmts und staunt! In einem Lande der Erde wollte Freiheit aufblühen, und brach unaufhaltsam mit einer Kraft hervor, wie sie noch nie in unsrer Welt erschien. Freiheit, wißt ihr, macht das Menschengeschlecht edler und göttlicher; sollte ichs dulden? Unterdeß die Erde staunte, unterdeß die Sterblichen sich in dem Trank berauschten, und selbst die Monarchen entzückt waren, vergiftete ich ihn, und goß Gift aus der Hölle hinzu. Da standen die Leidenschaften wie Ungewitter gegen einander auf, da hob die Zwietracht gräßlich ihr Haupt empor, da wurden mitten im Jubel der Freiheit Greuel begangen, wie kaum die Sklaverei sie hervor zu bringen vermag.

Magog. Du bist ein erhabner Geist, Satan, Du entflammst zu großen, geheimnißvollen Thaten.

Belial. Ja, Satan, Du bist würdig, die

Hölle zu beherrschen, und Geister an Deinem Thron zu sehen, wie wir sind,

Satan. Vernehmt weiter, was ich that. Ich erweckte unter den Sterblichen eine Anzahl Seelen, die in den Geheimnissen der Hölle eingeweiht waren, die nach Blut und Grausamkeit dursteten. Kommt hervor ihr Schatten, und zeigt euch meinen Fürsten! (zwei dunkle Schatten kommen unter Scheit aus dem Hintergrunde hervor.) Seht, dies sind drei von meinen Geweihten, die den Quell der Freiheit vergiftet haben. Robespierre, Marat, und Collot d'Herbois war ihr Name auf der Erde. Ich biete euch Trotz, ihr Fürsten der Hölle, grausamer, als sie zu seyn. Die grauen Haare des Alters, das Lächeln der Kindheit, die Schönheit des Weibes, der Geist des Mannes, nichts vermogte sie zu rühren. Des war eine gräßliche Freude für mich, als sie mir täglich Ströme von Blut opferten, als das Wasser und die Erde ihre Greuel sah, als die Sterblichen vor der Freiheit zu schauern begannen, und die schönste Tochter des Himmels auf ewig gebrandmarkt ward,

(Die Satane erheben ein wildes Jubelgeschrei; großer Schrei der Hölle, erschauer Monarch! schau! daraus hervor.)

Abdon. Wir staunen Deine Größe von Jers

ne an, Satanas, und vermögen sie kaum zu fassen! Selbst der Ewige muß Dich bewundern, und sein Reich durch Dich beengt fühlen.

Satan. Ja, das muß er, und ich schwöre bei meiner ewigen Herrschaft, es immer mehr zu beengen. Eht, jene schwachen Sterblichen haben mit mir gegen ihn gekämpft. Schaut sie an!

Schaut die gräßlichen Despoten,
Ueberall vom Menschenblut betraunt!
Um sie liegen hundert tausend Todten
Zum Gerichtstag furchtbar aufgeschauet.

Schaut sie an, und heißt sie willkommen!

Die Satane. Willkommen in der Hölle,
willkommen, ihr Schatten, in Satans Behausung.

Magog. Willkommen, ihr Todten, in unserm Land!

Es lechze die Jung, es lechze der Schlund!

Es heule nun ewig der geifernde Mund.

(Die Schatten heulen.)

Satan. Erhebt euch iht fort aus unserm Angesicht, und stürzt euch wieder in den Pfuhl der Verzweiflung! (die Schatten schweben unter Wehmut zur Vertiefung der Hölle, und versinken da.) Ihr aber, mächtige Mitsstreiter in meinem Reiche, vernehmet weiter, was ich that. Aus dem Blute der Untertha-

nen ließ ich Königsmord hervorgehen, aus dem Königsmord einen schrecklichen blutigen Krieg, der einen ganzen Welttheil erschütterte. Nun ist die Freiheit vor der ganzen Erde gräßlich entstellt, nun zittern Herrscher und Beherrschte, wenn ihr Name genannt wird, nun wird sie ewig das Menschengeschlecht nicht veredeln. Das habe ich gethan!

Die Satane. O herrsche Satan, er herrsche ewig, ewig, ewig!

Satan. Ich erzähle nicht weiter, was ich in diesem Jahrhundert vollbrachte, nicht, wie ich den Thron der Fürsten mit einer ewigen Wolke umgab, daß sie nie ihre Unterthanen sahen, nicht, wie ich den Pfad der Gerechtigkeit so bornigt machte, daß tausende lieber Unrecht duldeten, als Hülfe bei ihr suchten, nicht, wie ich die Rettung der Sklaven in den heißen Welttheilen durch meine Geweihten hintertrieb; alles dies verschweige ich. Aber was ich jetzt thun will, das muß ich euch entdecken. (lacht aus) Ich will etwas vollbringen, was die Erde, und die Hölle noch nie sah, was die Bewohner der Erde nur träumten, um uns Menschen zu opfern: ich will einen Sterblichen so weit bringen, daß er einen Bund mit mir macht.

Die Satane. Das kannst Du nicht, Satan!

Satan. Das kann ich nicht? Seht, Weister, das Hohn gelächter des untersten Völkels in der Hölle will ich werden, wenn ich nicht vollende was ich beschloß. Ich habe mein großes Geschäft schon begonnen, schon den Sterblichen mir ausgeswählt, der auf der Erde noch mein werden soll. Zweifelt ihr? Mit allen Leidenschaften, mit Haß, mit Liebe, mit Rachsucht, mit Furcht, mit Ehrgeiz, mit Geldburch, mit Hofnungslosigkeit, mit Verzweiflung will ich ihn so lange geißeln, bis er den Ewigen verläßt, bis er Hülfe bei mir sucht, und ihn dann, wenn er den Becher aller Laster ausgeleert hat, im Triumph hieher führen.

Belial. Vermagst Du dies zu vollenden; Satan, so wird Dein Name groß vor der ganzen Hölle seyn, und in alle Ewigkeit wird man dieser That gedenken.

Satan. (agt zu) Redet nun, ihr kleinen Geister! Melech was hast Du auf der Erde vollbracht?

Melech. Ich habe Männer erschaffen, die den Jungfrauen ihre Unschuld, und den Frauen ihre Ehre raubten; Ich habe Weiber mit schönem Antlitz und ohne Herzen hervorgebracht, die eine Geißel für das männliche Geschlecht wurden.

Satan. Hög, was thatest Du?

Bl o g. Ich habe über einen Sterblichen, den keine Versuchung, keine Lockung des Bösen zu besiegen vermochte, so viel Leiden, so viel Elend gebracht, daß er sich vor Verzweiflung dem Laster in die Arme warf, um Linderung zu finden.

S a t a n. Was waren Deine Geschäfte, Dragon?

D r a g o n. Ich habe einem Mächtigen alles Gute, was er that, mit so viel Un dank lohnen lassen, daß er geschworen hat —

(ein langer durchdringender Donner erschallt, und die Hölle rührt an zu bebden.)

S a t a n. Was hör ich? Horcht! was ist das? Weh uns! Der Ewige geht durch die Schöpfung und kömmt bei der Hölle vorbei. Der Donner schallt weiter! Ja, es ist der Ewige; ich kenne sein Wandeln im Raume der Unendlichkeit. Flieht, ihr Geister, verbergt euch in die Klüfte der Hölle. (die Hölle wird heftiger erschüttert, die Estane beginnen ein Geschrei, und fahren hinweg. Satan sinkt hinunter, sein Thron bricht über ihn ein, und die Ketten der Hölle fliegen unter Donnerablagen zusammen.)

Zweiter Auftritt.

Zimmer in Jachs's Hause. Wagner kommt gedankenvoll mit Hut und Stock herein, sieht sich um, und legt beide ab.

Schon als Knaben schreckten mich fürchterliche Träume; auch dem Jüngling hat das rollende oder stoßende Blut oft in der Mitternacht schwer das Herz umlagert. Aber einen so drückenden, seelenangreifenden Traum hatte ich noch nie. Und dieser Traum mußte grade Dir gelten, Faust! Was sieht Dir bevor, was macht mich so ängstlich um Dich? (lehnt den Kopf gedankenvoll an die Wand.)

Dritter Auftritt.

Maria: Wagner.

Mariane. (im Vorhinein) Ich habe doch jemanden kommen hören. — Sieh da, Wagner! (begreüß sich) das war eine gedankenvolle Stellung!

Wagner. Ich bin es wirklich.

Mariane. Nun, und warum?

Wagner. Eine große Kleinigkeit hat mich so tiefstimmig gemacht: ein Traum.

Mariane. Erzählen Sie ihn; ich verstehe mich etwas auf das Deuten der Träume.

Wagner. Er ist nicht von der gewöhnlichen Art. Hören Sie, aber deuten Sie nicht! Ich war nicht auf der Erde, sondern in einem Winkel des unermesslichen Raums, wohin kaum noch ein Strahl von einem Stern reichte, und hatte nur einen Freund bei mir. Wir irrten in den unendlichen Leeren bangsam herum, und waren beide nur mit einigen Fäden an die Schöpfung gebunden; ich zitterte, daß sie reißen und wir in den Abgrund versinken mögten.

Mariane. Das ist ein seltsamer, hochfliegender Traum!

Wagner. Ja, er war seltsam und bedeutungsvoll. Plötzlich befand ich mich mit meinem Freunde an den Pforten der Hölle, die wie ein grenzenloses Ungeheuer einen weiten Rachen mit vorschießender Muth gegen uns aufsperrte. Meine Angst stieg höher, und mit Entsetzen sah ich, daß mein Freund an den Fäden, die von ihm zur Schöpfung hinüberliefen, heftig riß. Schreckliche Rauten, die ihn umschwebten, vermögten ihn dazu, und ein Faden nach dem andern ward zerr-

sprenzt. Ich stand wie angewurzelt, und vermogte nicht, ihm zu helfen. Endlich zerriß der einzige letzte Faden, und mit namenlosem Grauen sah ich meinen Freund in den feurigen Schlund hinunterstürzen. In demselben Augenblicke fühlte ich mich, wie durch einen unendlichen Schwung, in die Schöpfung zurückgeführt, und erwachte in kaltem Angstschweiß.

Mariane. Das ist wirklich ein schrecklicher Traum. Kannten Sie den Freund nicht?

Wagner. Nein!

Mariane. Ich wollte, Sie hätten mir nichts erzählt; der Traum vermehrt meine Bangigkeit. Erfahren Sie, Wagner, daß kein bloßer Traum, daß die Wirklichkeit mich sehr unglücklich macht. Mein Gemahl, mein sonst so wohlwollender, freundlicher Haust, ist ein ganz anderer Mann geworden; kalt, auffahrend, tiefsinnig, und mürrisch vorzüglich gegen mich: so seh ich ihn täglich.

Wagner. Eilen Sie, aufs Land zu kommen; Sie hält ja nichts mehr zurück.

Mariane. Uns hält nichts mehr; mein Mann hat eine ehrenvolle Entlassung aus seinem Amte erhalten, und wir könnten sogleich abreisen.

Aber er jagert, Gott weiß warum? Und meine Kinder — o Wagner, ich bin sehr unglücklich! (Setzt ihren Kopf auf seine Schulter.)

Vierter Auftritt.

Faust der Verwundeten ist und die letzten Worte gehört hat. Die Vorigen auseinander fahrend, als sie seine Stimme hören.

Faust. Unglücklich? Warum bist Du unglücklich? und welche Vertraulichkeit? Soll ich Dich auch von dieser Seite kennen lernen?

Mariane. Ich verstehe diese Worte nicht, und will ihrem Sinne nicht nachspüren.

Faust. Ich will ihn Dir sagen: es ist nicht sein, daß ein Weib sich unglücklich nenne, und an einen andern Mann sich anschniege.

Wagner. Ich verlasse Dich, Faust!

Faust. Bekenne die Weiber nur nicht auch! Sie schleichen sich bald in das Herz der Männer ein, verheirathete, und unverheirathete; und dieses hier macht keine Ausnahme.

Mariane. (mit Wunde) Nein Faust, das er:

frage ich nicht! Sei kalt, sei zurückstößend, aber
werfe nie an meiner Ehre!

Faust. Auch dann nicht, wenn ich Dich an
dem Busen eines andern finde, wenn Du bei dem
Ton meiner Stimme schnell von ihm zurückkehrst?

Wagner. Um Gotteswillen Faust, welche
Gedanken steigen in Dir auf! Du irrst mehr, als
je ein Sterblicher getrrt hat.

Faust. Du magst unschuldig seyn, Wagner,
aber Du kennst die Weiber nicht. Sie lieben die
Abwechslung, und die meinige, seh ich, gehört zu
dem gewöhnlichen Schlage; sie sucht sich einen an-
dern.

Mariane. O mein Gott, das ist schreck-
lich! diese Worte sind Dolchstiche für mich, und ich
kann sie nicht länger anhören. Helfen Sie mir,
Wagner! (schwankt ohnmächtig nach der Thür.)

Wagner. (Indem er sie langsam hinausführt)
Faust, Du verläugdest Dich ohne Noth, ohne
Ziel an Deinem edlen guten Weibe, (draußen) Hi-
fene! Hülf!

Fünfter Auftritt.

Gauß allein.

Ich habe sie fürchterlich gekränkt. Aber was soll ich beginnen? Ich kann nicht anders, nein, ich kann nicht anders! Warum hat das Schicksal mich auf immer an sie gekettet? Warum länger, als mein Herz an ihr hängt? Sie hat es nicht zu erhalten vermocht, und ich bin unschuldig, daß es jezt einer andern gehört. Sie ist meine schrecklichste Feindin geworden! Sie tritt zwischen mich und Paulina, sie ist das unübersteiglichste Hinderniß, daß Paulina nicht mein werden kann! Soll ich die Gelegenheit nicht ergreifen, es hinweg zu schaffen? Soll Mariane an meiner Seite bleiben, und das himmlische Mädchen auf ewig von mir verschweigen? Nein, ich muß sie besitzen, und wenn der Erdholl sich dazwischen lagerte! Wie mein Herz ihr entgegen fliegt! — nicht nach der Uhr, bald kommt die Stunde, wo ich sie sehen darf. Hin an den Ort, den ihre Gegenwart heiligen wird! (ab.)

Ende

Sechster Auftritt.

Zimmer im Wirthshause. *Zwölfer* an einem Tische im Hintergrund. *Kaver* unter ihnen, *pointirt*. Man hört die gewöhnlichen *Zwölfer*ausdrücke, und bemerkt die Ausdrücke der Leidenschaft. Nach einer Weile tritt *Kaver*, blaß und unordentlich im Anzuge, mit seinem *Zwölfer*freund *Stup* vom Tische weg.

Kaver. Wieder verloren! Das ist erschrecklich! Nun sind die hundert Ducaten auch weg, die ich von dem Juden *Nathan* habe. *Stup*, ich bin ganz rasend, ich möchte mir eine Kugel durch den Kopf schießen.

Stup. Sage: *va banque!* Entweder nichts, oder alles!

Kaver. Soll ich?

Stup. Thue es! Dein Vater ist reich; was kümmert Du Dich, um die Paar hundert Louis: Vor mehr oder weniger.

Kaver. *(tritt zu dem Tische zurück und sagt: va banque! Alle Augen richten sich auf ihn.)*

Banquier. Wer sagt: *va banque?*

Kaver. Ich.

Banquier. Wer sind Sie?

Xaver. Ich heiße Xaver Faust, und meinen Vater kennt jedermann,

Banquier. Den reichen Faust? Nun gut! (weist die Karten herum) Ich gewinne!

Xaver. (vom Tische zurückgehend) O mein Gott!

Banquier. Was ist?

Xaver. Ich habe so viel Geld nicht bei mir.

Banquier. Was? Und sagen: va banque? Und wollen meine Casse sprengen? (unwilliges Gemauschel gegen Xaver.)

Xaver. Ich werde bezahlen!

Banquier. Das heße ich auch. Papier und Feder! der Marqueur verlangt es; er (schreibt) Hier, mein Herr, unterschreiben Sie. In diesem Beutel sind 250 Louisd'or, in jenem 200, und hier liegen 90 auf dem Tische, machen 520 zusammen. Hier! (Xaver unterschreibt, und reißt seinen Freund Etup an der Hand mit sich fort.)

Xaver. Ich bin verloren, ich bin voll Verzweiflung, ich wollte, daß mich die Erde verschlänge!

Etup. Ei warum nicht gar! Dein Vater kann bezahlen; der hat Geld genug. Komm! Du hast heute Unglück! Wir müssen uns erholen. Komm mit zur Lpthringischen Caroline! Nicht wahr, bei dem Mädchen vergißt man alles?

Käver. Ja, zur Pothringischen Caroline!
Komm, komm! Ich muß mich erholen! (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Theodora's Zimmer. Theodora kommt etwas blaß herein und trocknet sich die Augen. Ihr ist bei der ganzen Unterredung das Weinen nahe. Lisette folgt ihr.

Theodora. Laß mich nicht allein, Lisette!
Es liegt mir so schwer auf dem Herzen, als wenn
ich einen Mord begangen hätte.

Lisette. Sie sind gar zu gewissenhaft; was
kummern Sie sich doch?

Theodora. Kein Kummer, kein Schmerz
kann gerechter seyn, als der meinige. Ich vermag
nicht länger zu schweigen, ich muß mich Dir entde-
cken; es bricht mir sonst das Herz. Lisette, was
ich verloren habe, das findet man nie wieder.

Lisette. Ich verstehe; aber was ist das wei-
ter? Viel tausend Mädchen haben eben das verloren.

Theodora. Ich weiß noch mehr; höre mir
aufmerksam zu. Der, welcher mein Herz, meine
Unschuld, meine Ehre geraubt hat, ist der Sohn

von dem Todfeinde meines Vaters, ist der Sohn
Kochus.

Lisette. Er ist auch zugleich Ihr Bräutigam,
und das wird zur Versöhnung führen. Eilen Sie
nur, daß Ihre Vermählung zu Stande kommt;
es mag im Stillen seyn, oder öffentlich.

Theodora. Höre nun das Schrecklichste!
Moriz, dieser einschmeichelnde Jüngling, der mein
Herz so unwiderstehlich an sich gerissen hat, der
mich so unendlich zu lieben schien, dieser Moriz ist
kalt gegen mich geworden.

Lisette. Das giebt Ihnen Ihre traurige
Stimmung nur ein.

Theodora. O nein, es ist die traurige
Wirklichkeit. Und wem soll ich mich entdecken?
Meiner Mutter? Ach, sie ist ohnehin schon so un-
glücklich, und ich würde ihr einen neuen Dolch ins
Herz stoßen. Meinem Vater? O Gott, er würde
mich umbringen! Nur Dir, Lisette, kann ich mein
Herz öffnen. Komm mit in den Garten, wo er
sich zum erstenmal an mich schmiegte, wo ich den
Gott der Liebe zu besitzen wähnte, wo ich mich ihm
auf ewig hingab; komm, ich muß mich ausweinen.
(geht mit gezucktem Haupte ab.)

Achter Auftritt.

Essentlicher Spaziergang. Faust und Paulina treten auf.

Faust. Wenn alle Kronen der Erde auf der einen Seite lägen, und Paulina auf der andern, ich wählte Paulina.

Paulina. Sehr schmeichelhaft, aber bedeutungslos in dem Munde eines Mannes, der eine Gattinn besitzt.

Faust. Bedeutungslos? O wahrlich, es soll bedeutend werden, Paulina! nichts auf Erden kann mich glücklich machen, als Ihr Besitz.

Paulina. So etwas darf ich nicht anhören. Sagen Sie dies Ihrer Gattinn; auf deren Besitz dürfen Sie rechnen, und ihr gehört das Herz, über welches Sie hier bestimmen wollen.

Faust. Ihr? Nein, so wahr mir Gott helfe, ihr gehört es nicht mehr! Ihnen, göttliche Paulina, gehört es nur allein, und ewig wird es das Ihrige bleiben. Sollte es sich loswinden, es würde bis zur letzten Faser zerrissen werden, und mich tödten.

Paulina. Noch einmal: solche Worte kann ich von einem verheiratheten Manne nicht anhören.

Faust. Ich werde es nicht lange mehr seyn.

Paulina. Das sollte mir leid thun.

Faust. Was soll ich beginnen?

Paulina. Ihre Leidenschaft bekämpfen.

Faust. Das vermag ich nicht, und wenn Himmel und Erde sich dagegen auflehnten. Ich habe gekämpft, schrecklich gekämpft, als ich vernahm, mein Todfeind sey der Vater meiner Geliebten; ich habe fürchterlich gekämpft, als meine Gattin, meine Kinder vor meinem Geißt aufstiegen. Aber ich bin zu schwach. Ein Gedanke an diese himmlische Gestalt hat alle meine Entschlüsse vernichtet. Als Jüngling, als achtzehnjähriger Jüngling habe ich nicht so feurig geliebt, und selbst der Ewige dort oben kann nun das Toben in meinem Busen nicht mehr stillen.

Paulina. Aber wie soll denn dies enden?

Faust. Durch Besitz. Ich will mich trennen von meiner Gattin, ich will Paulinen alles zum Opfer bringen, ich will ihr meinen ganzen Reichthum zu Füßen legen; nur ein Wort wünsche ich vorher aus diesem himmlischen Munde zu hören, das Wort: Liebe.

Paulina. Dies Wort kann nur dann gesordert werden, wenn ein Mann nicht mehr an eine Gattin gebunden ist.

Faust. Nein, Paulina, ich fordre es vorher.

Alles, was das Glück meines Lebens machte, meinen ganzen Himmel will ich wegwerfen; soll ich nicht wissen, ob ich einen neuen hoffen darf?

Paulina. Schonen Sie die weibliche Schlichtheit! Wie soll mein Mund gestehen, daß ich einen verheiratheten Mann liebe?

Faust. Englisches Geschöpf! ein Strahl von Hoffnung leuchtet mir; wie vom Himmel herunter, Werden Sie ihn lieben, wenn er es nicht mehr ist? Erbarmen Sie sich meiner tödtenden Zweifel, retten Sie!

Paulina. (mit niedergeschlagenem Blick) Ich werde ihn lieben.

Faust. Nun wohl, so habe ich meinen Himmel erobert! Ich gehe nun, ihn zu verdienen, und der Gottheit, die ich anbeuge, meine Opfer zu bringen. Aber unser Bund ist noch nicht besiegelt; darf ich ihm das heilige Siegel aufdrücken?

Paulina steht verschämt da. Faust umarmt sie, und glebt ihr einen kurzen Kuß.) Nun lebe wohl, Königin Deines Geschlechts! bald bist Du ewig mein!

Neunter Austritt.

Paulina allein.

Lieben lassen sollte ich mich, sagte mein Vater, die zur Kaserai lieben lassen, und nicht wieder leben? Das ist sehr schwer. Mein Herz klopft heftig; kann ich dies Klopfen bei ihm verantworten? Ich spiele meine Rolle nur halb, oder vielmehr, ich füge noch eine Hälfte hinzu. Das wilde Feuer, die Jünglingskraft, die Zuversichtlichkeit dieses Mannes, sind mächtige Werber für ihn. Ich fühle es, ich habe meine Rolle vergessen. Oder spiele ich sie vielleicht nicht besser, als selbst mein Vater wollte? Wird ihm ein so reicher Vater für seine Tochter unwillkommen seyn? Nein, ich kenne ihn zu gut! Dies kann zur Versöhnung führen, zur Wiederherstellung unsers verlorenen Vermögens. Ein köstlicher Gedanke! Ich muß ihn meinem Vater mittheilen, ich muß Gewißheit haben. (ab.)

Zehnter Auftritt.

Zimmer in Rodus Hause. Rodus. Moriz.

Rodus. Es freut mich, mein Sohn, daß Du so weit gekommen bist. Mein Vertrauen zu Deiner Gewandtheit ist nicht getäuscht.

Moriz. Nein, wahrlich nicht. Ich will das alte voni, vidi, vici! nicht wiederholen, aber hier ist es eingetroffen. Ist Lin ich im Rückzuge, und halb ist die Verlassene schon zur Verzweiflung gebracht; ein Wink von Ihnen, und sie ist es ganz, sammt ihrem Vater.

Rodus. Trümmert sie Dich nicht etwas?

Moriz. Das wohl; aber ich habe einmal mein Wort gegeben, und ich werde es zu halten wissen.

Rodus. Wenn ich Dich nun davon entbände?

Moriz. Wie? Hätten sich Ihre Entschlüsse geändert?

Rodus. Mein Sohn, es giebt vielerlei Dinge, die uns im Leben bestimmen müssen, es ist nicht die Nachsicht allein. Jetzt sage ich Dir nur, daß Deine schöne Theodora die Erbin eines großen Vermögens ist.

Moriz. Allerdings.

Rochus. Der Vater würde sie Dir nie gegeben haben, wenn sie nicht so weit gebracht wäre; jetzt muß er.

Moriz. Freilich muß er, ich habe einen mächtigen Fürsprecher in Theodora selber. Die Furcht vor der Schande ist stark.

Rochus. Höre noch eins, mein Sohn! Zeit dem ich weiß, daß der alte Faust so sterblich verliebt in Paulina ist, hat sich der erste Sturm der Rachsucht in meinem Herzen gelegt. Es schmeichelt mir, daß selbst mein Todfeind ihren Reizen nicht widerstehen konnte. Mag sie von ihm zu erlangen suchen, was sie kann, mag sie unser verlorne Eigenthum wieder zurückbringen!

Moriz. Sie sind ein heller, weitschauender Mann, dessen Pläne immer das Gepräge der Reife tragen.

Rochus. Komm jetzt zu Paulina! Wir wollen ihr unsre Gedanken mittheilen. Sie ist ein kluges Mädchen, sie wird mit einstimmen. (Beide ab.)

(Ein Sturmwind faust, und nachher hört man die Stimme Satanas von oben erschallen.) Versöhnung? Liebe? Vermählung am Altar? (ein Hohngelächter) Nein! Rachsucht, Haß, Blut, und Vermählung mit der Hölle! (ein neues Zanken.)

Filfter Auftritt.

Zimmer in Fausts Hause. Faust allein, geht unruhig umher.

Ich muß es zu Ende bringen, oder es bricht mir das Herz. Sie ist nun genug vorbereitet. Noch einige heiße Augenblicke; und es ist vorüber. Muth, Faust! Ich muß so handeln. Mein ganzes Lebensglück steht auf dem Spiele. Soll ich es verlieren? Was soll einer Frau ein Mann, dessen Herz sie nicht mehr besitzt? Ich muß mich trennen von ihr, das ist Pflicht. Sie selber gewinnt dabei, denn wie unglücklich würde sie von nun an bey mir seyn. Um ihretwillen muß ich mich von ihr trennen.
(Mariane tritt ein)

Mariane. Du hast mich rufen lassen?

Faust. Ich habe Dich rufen lassen, um Dich zum letztenmal zu sehen.

Mariane. Zum letztenmal?

Faust. Ja, Wenn wir uns zum letztenmal sehen, so wird die Trennung uns um so leichter.

Mariane. Trennung?

Faust. Ja, Mariane, wir müssen uns trennen; unser beider Glück fordert es.

Mariane. Wohin deutet dies? Welch ein

Dämon hat Dein Herz erfüllt? (mit gefalteten Händen umhergehend) Es ist also wahr, es ist keine fürchterliche Einbildung, die mich quält, ich erblicke die schauderhafte Wirklichkeit! (Ach umwendend) Von einem Weibe willst Du Dich trennen; das neunzehn Jahr freundlich mit Dir lobte? Und das so grundlos?

Faust. Du hast einen andern gefunden, der Dir gefällt, und —

Mariane. Mein, Faust, kein Wort weiter! Dies greift mir zu tief ans Herz. Verlasse mich, lebe mit einer andern, aber härde mir nichts auf, woran mein Herz nicht dachte!

Faust. Du machst es mir sehr schwer, was zu unser beider Wohl ist. Hast Du mich denn lieb?

Mariane. Diese Frage kann ich Dir je ho nicht beantworten, da mein Herz gebrochen ist.

Faust. Wenn Du mich lieb hast, so zeige es! Ich werde hinfert höchst unglücklich mit Dir seyn, Du mit mir, wehlan, wir wollen diesem entgehen, wir wollen uns trennen.

Mariane. Und unsere Kinder?

Faust. Ich will für sie, ich will für Dich sorgen; Dir soll nie etwas mangeln. Nur Trennung, Trennung!

Mariane. Kommt dies aus der Tiefe Deines Herzens, und ist es unwiderruflich?

Faust. Unwiderruflich! Ich kann nie wieder glücklich mit Dir seyn, nie!

Mariane. Wohlan, so sey es mit einer andern! Ich will diesen bitteren Kelch trinken, ich will mein Leben im Stillen verwelken. Ich küsse meine Kinder noch einmal, und verlasse Dein Haus. Auch sollst Du unsrer Trennung nicht erzwingen, nicht, erkaufen durch Geld; ich will sie Dir leicht machen. Geh, und sage, daß unüberwindliche Abneigung von beiden Seiten uns scheide, und die Gerichte werden Deinen Willen thun. (ab.)

Faust. (allein) Es ist ein großes, edles Weib! Nur Paulina konnte sie verdrängen, nur Paulina! Gottlob, daß es überwunden ist! Sey ruhig mein Herz! Ich will sie glücklich machen, ich will sie mit Wagnern verheirathen. Und nun Eile, Eile, daß es vollendet werde! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wagner. Rudolph.

Wagner. (im Geantreten) Komm Rudolph, hier sind wir allein; ich will mit keinem andern reden, als mit Dir.

Rudolph. Es muß etwas Wichtiges seyn; Sie sind sehr unruhig.

Wagner. Nicht wahr, Rudolph, Du hast Deinem Herrn von Jugend auf gedient?

Rudolph. Ja, das habe ich.

Wagner. Du weißt auch um manche von seinen Geheimnissen, und darfst zuherzig mit ihm reden.

Rudolph. Ja das darf ich, und er hat schon oft Stundenlang mit mir gesprochen.

Wagner. Hättest Du wohl das Herz, ihn eine Hiobspost zu bringen?

Rudolph. Eine Hiobspost? Ach, das würde ich ungern thun; er ist jetzt ohnedies so wundervoll, wie er noch nie war.

Wagner. Aber es muß seyn, er muß es wissen.

Rudolph. Was ist es denn? Wenn es nur nicht gar zu schlimm lautet.

Wagner. Es lautet sehr schlimm. Der Sachwalter des Rochus, dessen Vermögen an Deinen Herrn gekommen ist, hat ein verlohrnes wichtiges Document in seiner Sache wieder gefunden, will den Prozeß von neuem anfangen, und hofft, ihn nun zu gewinnen.

Rudolph. Ach, daß Gott erbarm! Nein,

Das kann ich ihm nicht sagen, und wenn Sie mich todt machen wollten.

Wagner. Aber er wird es ja doch erfahren. In kurzem werden es ihm die Gerichte bekannt machen, und vielleicht läßt sich noch etwas vorbeugen.

Rudolph. Nein, ich kann es ihm nicht sagen! Er wird wahnsinnig, wenn er es hört; denn er ist es jetzt schon halb. Ich kann nicht, ich kann nicht! (ab.)

Wagner. Ich auch nicht. Alles will ich für einen Freund thun, nur keine unglückliche Noth: schafft ihm hinterbringen. O Faust, Faust! Es ist, als wenn ein böser Geist mit einem guten um deine Seele gewürfelt, und sie ihm abgenommen hätte. (ab.)

(Ein scharfes Tausen erschallt, und nachher hört man ein Hohngelächter Entaus.)

Ende des zweiten Actes.

Dritter Act.

Erster Austritt.

Faust allein in seinem Zimmer; tiefsinnig und gebeugt, in seinem Armstuhl sitzend.

Ich lebe hier wie ein Uhu, allein und verschreckt in einem Winkel; nein, nicht wie ein Uhu; er ist, nur am Tage scheu, ich am Tage und in der Nacht. Ich lebe hier wie in der Hölle. *(nach aus)* Ja, dieser fürchterliche Prozeß ist eine Hölle für mich. O Rochus, Rochus, Teufel! willst du den letzten Blutstropfen aus meinen Adern saugen? Bin ich nur hoch gehoben, um in einen desto tiefern Abgrund zu stürzen? Ewiger, das sind tief ausgefommene, sinnreich erhöhte Qualen, die ich dulden muß! Du hast mich von einem Gebürggipfel eine reizende Aussicht erblicken lassen, um mich am Fuße desselben auf spizen Felsen zu zerschmettern. Was habe ich gethan, daß ich so gequält werde?

Und

Und hätte ich der Frevel viele begangen, eine solche Rache ziemt dem Allgütigen nicht; sie ist wie aus der Hölle genommen.

Die Furcht, dieses gräßlichste aller Seelenleiden, foltert mich unaufhörlich und trinkt meine Lebenskraft. Was bin ich, wenn die Richter gegen mich entscheiden? Ein Bettler, ein verhöhneter Bettler. Und sie werden gegen mich entscheiden; das furchtbare Gerücht schleicht schon, wie eine Pest, zu meinem Ohr. O Paulina, Du bist der einzige Stern, der mir in dieser schwarzen Finsterniß leuchtet! Du liebst mich! — dieser Gedanke allein kann meiner Seele die Klarheit wieder geben.

Ich will mich erholen, ich will meine Kinder sehen! Meine Kinder? — O Kaver, mein Sohn, mein Sohn, was bist Du geworden? Ich will ihn dennoch sehen! Er war lange genug aus meinem Antlitz verbannt. Rudolph, Rudolph! (Rudolph kommt) Geh, rufe Kaver!

Rudolph. Sogleich. (ab)

Faust. Mein Herz öffnet sich zum Vergeben; ich will dem Uebele folgen. Es ist doch süßer, zu lieben, als zu hassen.

Zweiter Auftritt.

Faber, blaß, entsetzt, schwankend, tritt ein. Faust.

Faust. (ihn schmerzlich betrachtend) Unglücklicher, bist Du es, bist Du mein Vater? Ich vermag Dich kaum zu erkennen. Rede mit mir, damit ich fühle, Du seyst mein Sohn.

Faber. (mit entrüsteter, feinkreisender Stimme.) Ich bin sehr krank, mein Vater, und kann Ihnen keine Freude machen.

Faust. Auch Deine Stimme erkenne ich nicht mehr. Wandelndes Gerippe, wer bist Du? O Gott, deine Hand liegt schwer auf mir! Bist Du mein Sohn? Unglücklicher, ich wollte Dich an mein Herz drücken, ich wollte Dir vergeben, und meine kranke Seele erquicken; aber Du bist ein Gespenst, Du bist nur der Leichnam von meinem Sohne, und ich beuge vor Deiner Gestalt zurück. Gehe, geh, mein Herz ist schon genug zerrissen.

Faber. (winkt auf die Arie) Vergebung mein Vater, Vergebung! Ich bin ein armer Versführter, der die Schuld seines Elends nicht allein trägt. Ach, Sie wissen nicht, wie man diese Seele, diesen Körper so künstlich gebrandmarkt hat.

Faust. Dieß jammervolle Wesen verdient Mitleid, auch wenn es Entschuldigungen lügen sollte. Rede, Du Armer, wie hat man Dich geführt?

Xaver. Ich bin nur das Werkzeug der Kasse in den Händen anderer gewesen. Ein Unmensch, mein Vater, hat mich sinnreich und stufenweise vom Spiele zum Trunke, vom Trunke zur Wollust, und von der Wollust zu diesem Grade des Elends leiten lassen. Jetzt weiß ich alles. Ich bin das unschuldige Opfer einer gräßlichen Rachsucht.

Faust. Steh auf, Du Bedauernswürdiger, ~~erzähle mir alles~~ und erzähle mir alles. Wer war dieser Unmensch?

Xaver. Ein Todfeind von Ihnen, mein Vater, der durch den Sohn das Herz des Vaters zerreißen wollte. Es war Kochus. Kochus hat mich in diesen Abgrund gestürzt, um sich an Ihnen zu rächen. Sie sind selber der schuldlose Grund, daß ich so elend bin.

Faust. Was hör' ich? Allmächtiger, Erhöher! Aber lägst Du auch nicht, Elender, um die Last Deiner Schuld auf andere zu wälzen?

Xaver. In dieser Tiefe des Elends lügt man nicht mehr. Wagner weiß, daß mein Mund nur gräßliche Wahrheit spricht; er hat der greulichen

That bis zu ihrem giftigen Quell nachgeführt, und sie entdeckt. Ich lüge nicht, aber ich schreie Weh über den fürchterlichen Nothus aus, der mich so elend gemacht hat.

Faust. Schreie ein tausendsaches, ein unendliches Weh über ihn aus! Ich will mit Dir schreien, bis es an aller Herzen dringt, bis das Haar des Weisses sich vor diesem Tensel sträubt, und die Knaben mit lautem Angstgewimmer vor seinem Anblicke fliehen. (Sitzt in einem Stuhl) Ach, Lust, Lust! (Pauze der Betäubung.) Xaver steht mit gefalteten

händen da! Es ist mir so schwarz vor den Augen, so finstler, so blutig! Wo bin ich denn, und was wollte ich? — Ja, ich wollte mich über meine Kinder freuen. Ha, ha, ha! (steht auf) Bist Du noch da, Sohn des Jammers? Was willst Du hier? —

Xaver. Vergeblich, mein Vater! Ich bin ja blos das Geschoss, das Sie verwundete; ich bin selbst dabei zermalmt worden.

Faust. Das Geschoss? Ja, Du warst ein scharfes Geschoss!

Xaver. Ich kann nicht eher von hinnen gehen, bis Sie mir vergeben haben.

Faust. Vergeben? Das kann ich ja wohl! Vergeben ist ein seltsames Wort! So klein, so unbedeutend! Ja, mein Sohn, vergeben will ich

Dir; ich muß ja dem dort oben vergeben, was er an mir that, aber küssen kann ich Dich nicht. Sieh, ich hatte eine offene schmerzende Wunde; Du bist gekommen, und hast Gifte hinein geträufelt, und dies... kennst nun wie höllisches Feuer in meinem Innern. Aber vergeben will ich Dir. Geh, geh, und warte nicht! Von der Vergebung bis zum Kuss ist ein weiter Weg. Du siehst so bleifarben aus, so verzerrt. Du bist ein Sohn des Nothus. Geh, ich bitte Dich! Rudolph soll die Aerzte rufen; sie können Noth aufleben,

Faver. Ach Gott, das ist schrecklich! Wär ich doch nicht gekommen! (winkt fort.)

Faust. (allein) Wo ist Theodora? — Nein, ich will sie nicht sehen! Ich will beten. In einem finstern Winkel will ich mich hinwerfen und beten. Wagner hat's gesagt; Wagner ist ein weissagender, ahnungsvoller Nachtrabe. Ihm muß man folgen. Aber ich will beten, daß dies alles nicht so bleibe, daß vorüber gehe dieser Kelch, ohne Zeit und Ewigkeit zu vergiften. (ab)

D r i t t e r A u f t r i t t .

*Simone in Kochus Haus. Kochus, Moriz, Paula
Lina, traurig bei einer weiblichen Arbeit sitzend.*

Kochus. Mein Werk ist vollbracht; und das
Deinige?

Moriz. Wird es seyn, so bald Sie es wol-
len. Ich bin des Mädchens satt, übersatt ihres
Gewimmerns, und unerträglich wird mir längere
Verstellung. Ich muß ihr Endurtheil aussprechen.

Kochus. Noch nicht, mein Sohn, Noch ist
es nicht ganz entschieden, ob sie eine Bettlerin wird;
aber dann, dann! — O mein Zorn ist wieder fürst-
terlich gereizt worden; Faust hat noch einmal alle
Ränke aufgeboten mir mein Vermögen zu rauben,
hat mich noch einmal alle Qualen des verzögerten
Rechts empfinden lassen. Aber bald wird der Aus-
spruch des Richters mich in mein entwandtes Eigen-
thum wieder einsetzen, und dann will ich den Dr-
cker der Rache bis auf den letzten Tropfen leeren.
Ich kenne keine Schonung, keine Barmherzigkeit
mehr, und meine Kinder müssen die Hand bieten
ihren tiefgekränkten Vater zu rächen.

Moriz. Ich bin zu allem bereit, mein Va-

ter, ich brenne selbst vor Haß gegen den stolzen
Faust.

Rochus. Auch meine Paulina muß bereit
seyn, die Schmach ihres Vaters zu rächen.

Paulina. Was begehren Sie von mir, was
soll ich thun?

Rochus. Den Todfeind Deines Vaters mit
lautem Hohn gelächter zurückstoßen, wenn er von
Liebe, von Vermählung spricht, und ihn eine Dir:
ne auf der Straße suchen heißen.

Paulina. O mein Gott, wie kann ich das
jetzt? Sie haben ja selber mir befohlen, ihn zu
lieben.

Rochus. Jetzt befehle ich Dir, ihn zu haß:
sen. Der Bettler Faust, mit zwei geschändeten
Kindern, die so alt als Paulina sind, ist kein Vate:
ter für ein Mädchen, das Anspruch auf die ersten
Jünglinge des Landes machen kann.

Paulina. Es ist ja noch nicht entschieden,
ob er ein Bettler seyn wird.

Rochus. Er wird es seyn! Ich rede nie frü:
her von wichtigen Dingen, als bis ich Sicherheit
darin habe. Widersprich mir nicht länger, Pauli:
na. Sieh diese grauen Haare; Faust hat sie in
kurzer Zeit grau gemacht! Sieh diese Furchen auf
meiner Stirn; sie sind in Monaten tiefer gewor:

den, als sie sonst in Jahren werden! Glück muß ich dem Kinde geben, das sich an meinen Todfeind hängen könnte.

Moritz. Um Gotteswillen, Schwester, mache Deinen Vater und mich nicht unglücklich, jetzt, da unser Glück so nahe ist.

Paulina. Du wohl! Ich will mein Herz, das ich auf Befehl gab, auf Befehl losreißen; aber hehnen kann ich ihn nicht.

Kochus. Ich bin zufrieden, ich erkenne meine gehorsame Tochter wieder; alles übrige werde ich veranstalten. Du sollst nichts, als ihn hieher bescheiden, wenn ich es wünsche, und ihm sagen, daß Du seine Waisin nicht werden kannst.

Ein Bedienter. (tritt ein) Es sind Oberkuchendiener im Hause, die das Endurtheil des Prozeßes bringen.

Kochus. Kommt Kinder, um Gotteswillen, kommt mit mir! (alle drei eilend ab.)

und in die Hande derer, die sie zu Grunde richten wollen.

Vierter Auftritt.

Stimmer in Janus's Hause. Theodora kommt niedergeschlagen mit Lissetten herein.

Theodora. Ueberall gehe ich umher, und finde nirgends Ruhe. O Lissette, wie ist es in wenigen Monaten so ganz anders mit mir geworden? Meine Mutter ist verloren, mein Vater tief zur Erde gebeugt, mein Bruder ein elender Dieb, und ich? Allmächtiger, was bin ich?

Lissette. Nicht so traurig, liebe Wamsell! Es wird alles gut werden.

Theodora. Auf Deine Worte kann ich nicht hören; o hätte ich nie darauf gehört! Sieh, so wäre diese Wange nicht so bleich, dies Auge nicht so verweint. Ich dulde Dich jetzt nur um mich, weil ich kein Wesen habe, in dessen Busen ich mein geängstetes Herz ausschütten könnte; aber Du bist die Schlange, die mein Leben vergiftet hat.

Lissette. O mein Gott, wer konnte denn wissen, daß es so kommen würde? und es ist ja noch nicht alles verloren, er liebt Sie ja noch.

Theodora. Er liebt mich noch? Sage dies noch einmal Lissette, wenn Du es auch nicht glaubst,

wenn es auch nicht wahr ist; die bloßen Worte sind so schön. Ach, ein ganzer Himmel läge darin, wenn sie Wahrheit enthielten. Wäre doch die Stunde schon da, wo er kommen wird! Ich will heute den letzten Angriff auf sein Herz machen, ich will mich aus dieser marternden Ungewißheit loswinden, ich will ihm sagen, was mein Mund sich zu sagen weigert, was meine Wangen mit glühender Schaamröthe färbt. — Ich habe auch hier keine Ruhe. Komm Lisette, in den Garten. Ich will so lange wild darin herumlaufen, bis er kommt. (Beide ab)

F ü n f t e r A u f t r i t t .

Wagner, Rudolph, kommen herein.

Wagner. (ängstlich) Wo ist dein Herr?

Rudolph. In einsamen Zimmern, in finstern Winkeln, wo sonst niemand hinkömmt.

Wagner. Redet er nicht mit Dir?

Rudolph. Mit mir nicht, aber mit sich selber.

Wagner. Steh ihm bei, Rudolph, Es wartet noch etwas Schreckliches auf ihn.

Rudolph. Gott erbarme sich, was denn?

Wagner. Er verliert seinen Prozeß, und sein ganzes Vermögen. In wenigen Minuten wird er die Nachricht davon erhalten. Dann steh Du ihm bei, wenn er Hülfe bedarf.

Rudolph. Allmächtiger Gott, was wird daraus werden?

Wagner. Wenn die erste Wuth des Schmerzes vorüber ist, dann will ich wieder kommen, und die Linderung des Trostes in sein Herz zu gießen suchen. Jetzt eil' ich fort. Ich kann unmöglich zugegen seyn, wenn das ganze Gebäude seines künftigen Glücks so schrecklich zertrümmert wird. (ab)

Rudolph. Ich auch nicht; um alles in der Welt nicht! (ab)

Sechster Austritt.

Faust kommt langsam und tiefsinnig.

Künf Sinne trägt der sterbliche Wurm hienieden zur Empfindung der Lust an seinem Körper, tausend für den Schmerz. — Wenn's nun mir der Seele auch so wäre? — Dann dürsten wir dem der uns schuf, nicht viel Dank wissen! — Und es

mag wohl so seyn. Der Duft der Rose ergötzt mich, der, als ihr Dorn verwundet; der Schmerz ist rein und ganz, die Freude nie. Ich weiß auch recht gut, warum das alles so geschieht, ich habe es in der Jugend schon gelernt: die Erde ist verflucht, und die Menschen sind's auch. Darum nistet das Unglück sich so leicht ein. Bei mir hat sich's tief eingenistet, und wuchert nun weiter, wie ein Krebschaden um sich frisst. — Ich möchte gern reden mit dem dort oben, der das alles lenkt, und uns unser Schicksal zumiegt; aber er antwortet mir nicht, wenn ich auch noch so laut schreie. — Ach, es ist hart, daß er nicht antwortet, keinem antwortet, auch dem nicht, der mit blutendem Herzen ihn ansieht. — Mir war sonst so wohl in diesem Zimmer, jetzt ist mir so bange darin. Wenn nur alles erst vorbei wäre, wenn ich nur den letzten Stoß erst empfangen hätte! Soll denn der Missethäter noch auf den Gnadenstoß warten? — Ich kann hier nicht bleiben, ich muß fort. Ruhe, Ruhe, wo bist Du?

Siebenter Auftritt.

Ein Garten. Theodora, Moriz.

Theodora. Das ist sehr bitter.

Moriz. Es ziemt einem Mädchen nicht, immer nur vom Heirathen zu reden.

Theodora. Auch dann nicht, wenn sie mit dem spricht, der ihr ewige Treue, ewige Liebe schwur? Auch dann nicht, wenn die Stimme der Natur, der Ehre, des Gewissens sie laut dazu anmahnt?

Moriz. Ich weiß nicht, wie man so stark auf Heirath dringen kann! So etwas läßt sich nicht zwingen; vielleicht mit der Zeit.

Theodora. Um Gotteswillen, wohin deutet dies schreckliche Vielleicht? Ist hier ein Vielleicht möglich? Moriz, Moriz, dies Wort stößt einen Dolch in mein Herz.

Moriz. Was winselst Du doch über ein Wort, und was ist es denn weiter? Wir haben uns geliebt, wir haben uns genossen, müssen wir uns deshalb gleich heirathen?

Theodora. Ewiger, Allmächtiger, was muß ich hören? (wankt und hält sich an einem Baum)

Ich kann nicht mehr! — Moriz, ich muß Dir alles sagen, auch wenn mein Mund und mein Herz sich laut dagegen empören; Moriz, höre das schreckliche Wort: ich bin Mutter, ich trage das Pfand unsrer Liebe —

Moriz. Was? — Das ist nicht von mir, Dirne, Du hast es mit einem andern gehalten!

Theodora. (auf die Knie sinkend) Um Gottes Barmherzigkeit willen tödte mich, Ungeheuer, aber mit Einem Stoß, nicht so langsam! Treulofer Bösewicht, mich hat nie ein andrer Mann berührt!

Moriz. Schmähst Du noch, freches Geschöpf? Du machst es mir leicht, Dich zu verstoßen. Geh zu Deinem Vater, ehrlose Dirne, und sage ihm, der Sohn des Reichs hätte seine Lust mit Dir gebüßt, aber heirathen möchte er eine Geschändete nicht! (ab, Theodora stürzt mit einem Schrei auf das Angesicht nieder. Pistole kommt ihr zu Hülfe herbeigelaufen. Der Vorhang vor dem Hintergrunde fällt.)

Achter Auftritt.

Zimmer in Fausts Haus. Faust kommt wieder in sich vertieft gegangen.

Nun ist kein Dertchen im Hause, wo ich nicht war; aber das Dertchen der Ruhe habe ich nicht gefunden. Es muß schwer zu finden seyn. — Ich weiß doch, wo es ist: zehn Spannen tief in der Erde, wo es mit einem Däsenhügel bedeckt wird. Wer doch da wäre, wer doch ruhig einschlafen, und nicht wieder erwachen könnte! Ich möchte mich so gern in die Erde verbergen; denn mir graut vor dem, was mich auf derselben erwartet.

Ein Jude. (kommt mit Büchern in dem Arme)
Da bring ich Bücherla zum Schacher.

Faust. Hast Du keinen Schlaf zu verkaufen?

Jude. Herr, es ist etwas Rares, wie's im ganzen Lande nicht mehr gefunden wird.

Faust. Hast Du keinen Schlaf zu verkaufen?

Jude. Ei ja wohl! Aus diesen Büchern läßt sich alles nehmen: Schlaf, Ruhe, Geld, Vergnügen! Schauen Sie nur auf! Hier ist Salomons Schlüssel; etwas kostbares, mit keinem Gelde zu bezahlen! Hier habe ich den Planetenzeist, hier ist

Athenus magnus, und dies ist der Geisterzwang.
Herr, aus der Hölle kommen die Geister, wenn
Sie darin lesen!

Faust. Aus der Hölle sagst Du? Was willst
Du haben?

Jude. Drei Ducaten, aber so wahr der
Herr lebt, keinen Heller weniger.

Faust. (belaßt das Buch) Hier hast Du Geld,
nun geh! (er saß) Ich muß eilend laufen, morgen
möchte ich nicht bezahlen können.

Jude. Ade Herr!, Viel Glück und Gede-
gen! (ab)

Faust. Geister aus der Hölle? die kann ich
brauchen; besser wie Menschen. (zieht ein Papier
aus der Tasche, und liest es) Du, und dies Buch hier,
ihr seid nun mein einziger Trost!

Neunter Auftritt.

Theodora kommt langsam herein, kniet hin, und hält
ein Tuch vor die Augen. Lisette. Faust.

Faust. Was bedeutet dies? was will meine
Tochter? (wacht) Rede Mädchen, was weinst Du?
Theo.

Theodora. Erbarmen, mein Vater, Gnade, Vergebung!

Faust. Theodora, was fehlt Dir? Rede geschwind. Das Warten auf etwas Böses ist ein zweischneidiges Schwert, das alle Gebeine durchdringt.

Theodora. Ich bin ein armes geschwächtes und verlassnes Mädchen.

Faust. Geschwächt, und verlassen? —

Lisette. Ach Gott, ja, ihr Geliebter hat sie schändlich verlassen.

Faust. Ihr Geliebter? Bist Du wahnsinnig?

Theodora. Ach, mein Vater, ich bin fürchterlich gemißhandelt worden, und verdiene Barmherzigkeit. Ein listiger Verführer hat sich in mein Herz eingeschlichen, hat mich in einen Abgrund von Schande gestürzt, und mich dann schrecklich verstoßen.

Faust. Theodora! Theodora! Auch Du? — O nein, das ist eine teuflische Lüge! — Meine sittsame, unschuldige Theodora kann kein ehrloses Geschöpf seyn.

Theodora. O weh mir, ich bin es! — Erbarmen mein Vater! Ich muß alles sagen; es will mir das Herz brechen! Ich bin entehrt, ich bin Mutter!

Faust. Allmächtiger! Du hast Deine Pfeile

auf mich gerichtet, und drinen Regen fürchterlich gegen mich gesprannt. Mädchen, wiederrufe, zerleihe mein wundtes Herz nicht ganz!

Theodora. nicht einen Dolch hervor, und glüh' um denselben! Ich stehe um den Tod, ich bin müde in dieser Schmach zu leben, ich bin gesättigt von Schande und Gram.

Faust. Muß ich Dir glauben, Unglückliche? Muß ich das Märchen aus der Hölle für wahr halten? — O so gebe der Ewige mir Kraft, daß es nicht blutig, nicht schrecklich ende! Es erheben sich entsetzliche Gedanken in meiner Seele. Unglückliche, wer ist Dein Verführer?

Theodora. Ich kann es nicht aussprechen; ich kann den Namen des heuchlerischen Bösewichts nicht nennen!

Faust. Rede Du, Lisette, ich will alles wissen!

Lisette. weinend! Haben Sie doch Barmherzigkeit mit ihr. Er hat es schrecklich mit ihr gemacht. Erst hat er ihr die Ehe versprochen, und sie verführt; hernach als sie Mutter war, hat er sie als eine Ehrlöse von sich gestoßen, und ihr geheissen, es ihrem Vater zu klagen.

Faust. Hölle, und Teufel, wer ist der Bösewicht? Rede, oder Du bist des Todes!

Lisette. Es ist Morih der Sohn des Nachus.
(Theodora stürzt mit einem Schrei auf das Angesicht, faßt
sich in einen Stuhl zurück.) Ach das Gott erbarm;
sie sind beide todt. Was soll ich anfangen? (richtet
Theodora auf, welche die Hände gegen ihren Vater aus-
streckt.)

Faust. (Ach bedinnend) Ich bin wach, ich lebe;
ja, es ist wahr! Da liegt sie, die Verworfene!
(steht auf) Kommt herbei, ihr Väter und Mütter,
kommt herbei ihr Eöhne und Töchter, und ver-
nehmt die Schandthat! Kommt nicht herbei, lernt
keine Greuel der Hölle kennen! Die Natur ist aus
dem Gleise getreten, die Kinder sind Dolche in der
Hand eines Teufels geworden, um ihren Vater —
zu tödten? — Nein, um ihn mit tausend Stichen
bis ans Ende des Lebens zu martern, zu foltern,
bissenweise sein Fleisch zu essen. — Ich dürfte nach
Blut! — Fort von hier, Sünderinn, daß nicht
Kindermord das erste auf meiner Schuldrechnung
werde! Fort! (hebt den Dolch gegen sie auf. Lisette reißt
Theodora mit sich fort.)

Theodora. O weh mir, weh mir! (ab mit
Lisette.)

Zehnter Auftritt.

Faust allein.

Faust. (von Verwundung) Kochus! Kochus! —
Ein großer Name! Größer, als Satan, als
alle Namen der Hölle! Wie er da brennt vor mei-
nen Augen, wie er da glüht in meinem Herzen! —
Kochus, Du kennst das Leben der Seele, Du
hast es getroffen! — Aber ich schwöre bei dem ewi-
gen Rächer, ich will es auch treffen! — Leihet ihr
Geister des Abgrunds mir eure Rache! Ein Sterb-
licher hat euch zu Schanden gemacht; ihr seyd Kna-
ken gegen ihn.

Rudolph. (bringt ein verpacktes Paket) Ein Ge-
richtsdienster hat dies hier abgegeben. (sieht Faust
schäutern an, und eilt schnell wieder fort.)

Faust. (holt das Paket) Ich kenne dich; du
bist ein zerrißner Faden der mich an die Seligkeit
der Erde band. — Der Erde allein? — O weh!
auch vielleicht des Himmels! (eröffnet das Paket und
tut; bald darauf ein Hohngelächter) Ha, ha, ha! —
Da sieht er, der Bettler! Der bestohlene, der nie-
dergeschmettete, der gebrandmarkte Bettler! —
O war ich so arm, als ich von Mutterleibe kam,
ich war ein König. Ich bin mehr als arm! Mein

Ausstattung in dies Leben ist mir gestohlen. — Das ist ein großer Diebstahl! — Weib, Kinder, Ehre, Brod, Frieden der Seele, alles ist hin; ich habe einen Tausch gemacht: Elend, Rachsucht, Verzweiflung, und unbefriedigte Liebe sind dagegen eingekehrt; ha, ha, ha! Ein herrlicher Tausch!

Filfter Austritt.

Wagner. Faust.

Wagner. Faust der Glückliche war mir theuer, auch zu Faust dem sehr Unglücklichen neigt sich mein Herz.

Faust. (ihn vor die Brust fassend) Wagner was willst Du hier? Fort, fort aus diesem Hause des Jammers!

Wagner. Besinne Dich, Faust; warum willst Du Deinen Freund von Dir stoßen?

Faust. Meinen Freund? Ich bitte Dich, geh! Willst Du eine Ausnahme von der Regel machen? Willst Du im Unglück aushalten? Das soll nicht seyn.

Wagner. Bedarfst Du keines Freundes im Unglück?

Faust. Mein. Ich will alles verlieren haben, alles! Nichts soll mir übrig bleiben! — Ein Freund im Unglück, o das ist etwas zu Großes, zu Erhabenes, das soll nicht auf der Rechnung stehen, die ich bei dem Ewigen habe! — Geh, Wagner!

Wagner. Nein, ich gehe nicht.

Faust. So will ich Dich verschrecken! Vielleicht weißt Du noch nicht alles. Sieh, Wagner, ich bin ein Bettler; da liegt das Papier, das mich dazu macht. Es wird keine fette Mahlzeit mehr bei mir aufgetragen, es perlt kein Champagner mehr im Glase. — Gehst Du noch nicht?

Wagner. O das ist schrecklich!

Faust. Nein, Wagner, bei mir sind keine Rosen mehr zu brechen. Daß mein Sohn durch die Hand Kochus an Leib und Seele gebrandmarkt ist, weißt Du, aber ich habe Dir noch etwas Furchterliches ins Ohr zu flüstern, das Du nicht weißt: meine Tochter ist von seinem Sohn entehrt, zur Mutter gemacht, und dann von ihm als eine schändliche Dirne verstoßen.

Wagner. Gott, was hör' ich! —

Faust. O ich habe Dir viel Herzerfreuliches zu sagen. Sieh, in diesem Hause schleicht von nun an der Jammer, der Harm, die Verzweiflung wie eine Pest umher, und vergiftet alles, was

über die Schwelle tritt! Sieh, der Ewige hat alle Fäden zerrissen, mit welchen ich an ihn gebunden war.

Wagner. (für sich) Allmächtiger Gott, mein Traum!

Faust. Nein, sie sind noch nicht alle zerrissen, einer hält noch fest; (zieht ein Papier hervor) hier ist er! Paulina, Paulina! O dieser einzige kann alle andre wieder anknüpfen! Wähnst Du mich unglücklich, Wagner? Schau her! Paulina, hat mich zu sich beschieden; sie wird sich mit mir vermählen. — Dagegen schwindet aller Jammer, wie der Brand der Pechfackel vor dem Sonnenlichte. — Die Stunde ist da, ich muß hin zu ihr. (tritt fort.)

Wagner. Um Gotteswillen nicht in dieser Stimmung! Faust, Faust, höre! (tritt ihm nach.)

Z w e i t e r A u f t r i t t .

Zimmer in Rochus' Haus. Rochus. Paulina
weinend.

Rochus. Thörichtes Mädchen! Wie kann es Dir schwer werden, einen Bettler zu verlassen; Dir, auf welche die reichsten und schönsten Jünglinge harren.

Paulina. Keiner von ihnen, mein Vater, liegt mir so nahe am Herzen, als Faust, der zum erstenmal die Empfindung der Liebe in mir erweckt hat.

Rochus. Laß mich das Wort nie wieder aus Deinem Munde hören. Ich befehle Dir als tiefs gekränkter Vater, von meinem Todfeinde zu lassen, oder Dich nicht mehr meine Tochter zu nennen.

Paulina. Ich will folgen, ich will dem Unglücklichen den letzten Dolch ins Herz stoßen; aber meine Brust ist mit ahnungsvoller Bangigkeit erfüllt.

Rochus. Sie wird sich verlieren, so bald ein würdigerer Geliebter darin Platz genommen hat. Du bist ein unerfahrenes Mädchen, Du hast noch nicht viel Männer gesehen. (sieht durch das Fenster) Da kommt er. Thue nun Deine Pflicht, wosfern Du noch länger meine Tochter seyn willst. (tritt in ein Nebenzimmer. Paulina geht ängstlich umher.

Dreizehnter Auftritt.

Faust. Paulina.

Faust. Ich komme zu dem, was ich auf der Welt allein noch habe, zu Ihnen, Paulina, mein Einziges, mein Alles, um eine Labung in der heißen Sandwüste zu finden, worin ich wandle. (Sie verhüllt sich das Gesicht und weint.) Was weint meine Paulina? Was ist ihr widerfahren? Weinen Sie es aus an meinem Busen. (will sie umarmen)

Paulina. Lassen Sie mich! das darf ich nicht zugeben.

Faust. Hat die Liebe ihr heiliges Recht verloren?

Paulina. Sie hat es; eine traurige Pflicht gebietet mir —

Faust. Weh mir! Wohin deutet dies? O nein; meine Versprochene, meine verlobte Braut will mich nur prüfen, was ich sagen werde, wenn sie mich bange macht.

Paulina. Wollte Gott, daß ich in diesem schrecklichen Augenblicke zu scherzen vermögte; nein Faust —

Faust. O ja! Es ist Scherz! Paulina will die Todtenblässe nur sehen, die in mein Angesicht

hinauffleigt, will sich nur an dem Ausbruche der Verzweiflung weiden, die mein Inneres ergreift.

Paulina. weint heftiger Verwunden Sie mein Herz nicht tiefer; ich vermag nicht zu helfen. Mein Vater will es, wir müssen —

Faust. Um Gottes Barmherzigkeit willen sprich das Wort nicht aus, Mädchen! Es hängt mehr daran, als Dein Herz zu ahnen, als Dein Geist zu fassen vermag.

Paulina. O mein Gott, was soll ich beginnen?

Faust. (mit nieder) Paulina, das Glück der Liebe ist groß, es wiegt alle Schätze der Erde auf, und bedarf nur wenig; folge ihm, folge Deinem Herzen!

Paulina. Ach Gott, ich kann nicht, ich darf nicht!

Faust. Paulina, in Deinen Mund ist ein großer Urtheilspruch gelegt; er entscheidet nicht über die Zeit, sondern über die Ewigkeit. Raube dem Himmel keine Seele! Paulina, ich beschwöre Dich bei Deiner und meiner Seligkeit. —

Vierzehnter Auftritt.

Rochus tritt hastig herein. *Die Vorigen.*

Rochus. Was will der Bettler von meiner Tochter, was untersteht sich der verabscheuungswürdige Gaist? Fort aus meinem Hause!

Gaist. Was seh ich, was hör ich?

Rochus. Fort, Elender, aus meinem Hause, oder ich lasse Dich hinauswerfen!

Gaist. Teufel, ich zermalme Dich! Böses wütht aus der Hölle! —

Rochus. Hülfe, Hülfe, kommt herbei!

(Moriz, und mehrere Bedienten treten herein, ergreifen Gaist, und stoßen ihn hinaus.) Fort mit Dir, Elender! Nasse Dir eine Dirne von der Straße auf, die ist für Dich, nicht meine Tochter!

Fünfzehnter Auftritt.

Einiges Stübchen mit ärmlichem Geräthe. **Mariane** kommt herein und trägt einen Stiefkrum.

Es ist sehr traurig von allem getrennt zu seyn was uns theuer war, von allem, was das Glück

unfers Lebens ausmachte. Ich bin es! Mir ist nichts übrig geblieben, als das quälende Andenken an ehemalige Freuden. Ich habe viel, sehr viel verloren: einen Gatten, Kinder, Ehre, Ruhe, Vermögen; ich habe nichts, als diese schwachen weiblichen Hände, die so wenig zu erwerben vermögen. Aber ich will nicht unter sinken in diesen Fluten des Unglücks. Es ist wahr, sie gehen mir bis an die Seele; aber ich will Muth fassen! Ein alter Weiser sagt, daß ein tugendhafter Mann, der muthig gegen das Unglück kämpft, selbst den Göttern ein großes Schauspiel wäre; sollte ihnen ein Weib dies nicht auch seyn? — Ich will dulden, was ich kann. Das Leben ist ja nur eine Spanne lang. (Wagner tritt herein.)

Sechzehnter Auftritt.

Wagner. Mariane.

Wagner. Arme, unglückliche Mariane, in welchem Zustande muß ich Sie hier finden!

Mariane. Bedauern Sie mich nicht in diesem Augenblicke, wo eine angenehme Empfindung in mir erwacht, wo ich sehe, daß Sie auch im Un-

glücke mich nicht verlassen. In meiner Lage ist man so dankbar gegen alles Gute das uns wiederfährt.

Wagner. O daß ich Ihnen zu helfen vermögte! Ich kann Ihnen nichts bringen, als einen Freund.

Mariane. Das ist sehr viel; und Sie können noch mehr, Sie können mir Nachricht bringen von meinem Vatten, von meinen Kindern.

Wagner. Nachricht wol, aber traurige.

Mariane. O das traurigste weiß ich schon; ich weiß, daß unser Prozeß verloren, daß unser Kaver in einen Abgrund von Elend gestürzt ist.

Wagner. Und dennoch wissen Sie noch nicht alles. Mariane, es giebt Menschen auf der Erde, die mit dem Teufel um den Preis der Bosheit und Rachsucht streiten, und diese Menschen haben an dem Verderben Ihrer Familie gearbeitet.

Mariane. Allmächtiger Gott, was werde ich noch hören müssen?

Wagner. Stellen Sie sich nichts zu fürchterliches vor; nur in dem einen Gedanken suchen Sie sich zu finden, daß Sie nicht mehr viel Freude an Ihren Kindern erleben werden.

Mariane. Also auch meine Theodora? O Gott, sagen Sie geschwind, was ist mit ihr?

Wagner. Ich will Sie nicht lange durch Ungewißheit quälen: Theodora ist verführt.

Mariane. Verführt? Um Gotteswillen, wie ist das möglich, von wem ist sie verführt?

Wagner. Ich will Ihnen alles sagen; Koschus, dieser entsetzliche Mensch hat sich nicht begnügt den unglücklichen Xaver ins Verderben zu stürzen; auch Theodora ist in seine Schlingen gefallen. Sein Sohn Moriz, dieser schöne aber laßterhafte Bube, hat sie auf sein Anstiften verführen, und nun, da sie Mutter ist, von sich stoßen müssen.

Mariane. Barmherziger Gott, gib mir Kraft, den Glauben an deine Vorsehung zu behalten; er wankt fürchterlich! Wie hat dein Witz ruhen, dein Donner schweigen können?

Wagner. Er wird nicht ewig schweigen. Verzweifeln Sie nicht an der Gerechtigkeit Gottes, und lassen Sie Ihren Muth nicht ganz sinken. Ich habe Ihnen alles auf einmal gesagt, damit Ihnen der bittere Kelch nicht langsam und wiederholt gereicht würde.

Mariane. Warum kommt die Unglückliche nicht zu mir?

Wagner. Sie wird kommen, um Trost an dem mütterlichen Busen zu suchen.

Mariane. Vernahm Faust die schreckliche Geschichte schon, und wie hat er sie ertragen?

Wagner. Er ist in Verzweiflung, hat in Verzweiflung die unglückliche Theodora von sich gestoßen. Für ihn zittere ich am meisten. Ist seine Liebe zu Paulina unglücklich, wenn er dann nur nicht den letzten traurigsten Schritt thut, und sein Leben endet.

Mariane. Eilen Sie zu ihm, erwecken Sie seinen Muth, retten Sie seine Seele! Noch seh ich keinen leitenden Faden, der aus diesem schrecklichen Labyrintheführt; aber Gott wird uns ja nicht ganz verlassen.

Siebzehnter Auftritt.

Theodora blaß und verwundet, kommt stumm herein, und schaut ihre Mutter mit schreckendem Blick an.

Mariane. Ist dies Jammerbild meine Theodora? Ach, meine Tochter, wie bist Du so verändert in kurzer Zeit!

Theodora. Keinen Fluch, meine Mutter, Vergehn, Erbarmen, und Vergebung!

Mariane. Ich will Dir nicht fluchen, uns

glückliches Mädchen; diese bleiche Wange, dies threnenblutende Auge läßt keinen Zorn auslockern. O Theodora, auch ohne den Fluch Deiner Mutter ist Dein Daseyn jammervoll. Eine Lebenszeit vermag nicht abzuwischen, was ein Augenblick besetzt hat.

Theodora. Weh mir Unglücklichen! —

Mariane. Komm an das Herz Deiner Mutter, weine Deinen Jammer aus. (Sie fallen sich einander in die Arme. Stumme Pause.) Sage mir Theodora nun das einzige noch: liebst Du den, der Dich verführt hat?

Theodora. Ich liebe ihn unaussprechlich.

Mariane. Glaubst Du glücklich mit ihm seyn zu können?

Theodora. Ohne ihn mindestens nicht.

Mariane. Nun wohl, meine Tochter, fasse Muth! Die Gesetze werden Dir beistehen, und den Verführer zu seiner Pflicht rufen. Aber ich muß ich mich im Freien erholen; im Zimmer ist mir so bange. Kommt ihr beiden übrig gebliebenen Theuren in mein Gärtchen hinab, der Abendluft zu genießen.

Wagner. Jetzt erst fühle ich Ihren Werth, Mariane; das Unglück prüft die Menschen. (aus dem ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Wacht. Stimmer faßt. Er kömmt, blak, wild und bare
mit einem Buch unter dem Arme herein, legt es auf
den Tisch, und setzt sich hin.

Der dort oben hat die Bügel der Weltregle-
rung aus den Händen gelassen; und sie dem Teufel
übergeben; bei diesem muß man Hülfe suchen, bel-
fenem nicht. Er mag nicht helfen. Ich habe gebe-
tet, ich habe aus der Tiefe meines Herzens laut um
Erbarms geschrien; der niedrigste Sterbliche hätte
sich erbarmt; der dort oben nicht. Auf jedes Ge-
bet ist ein neuer Jammer, auf jedes Angstgeschrei
ein neuer Dolchstoß gefolgt. Nun kann ich nicht
mehr been. — Im Himmel ist keine Rettung für
mich, ich will sie in der Hölle suchen! Es müssen
mächtige Geister sehn, die darin herrschen; denn
sie treiben ihr Werk fürchterlich auf der Erde. —
Zu euch weinde ich mich, ihr der Gottheit feindlichen
Mächte, um Rettung zu findest. Rettung aus dies-
sem namenlosen Grauen! Ich komme nicht von selb-
ber; der Ewige hat mich gesandt, ausgestoßen aus
seinem Reich; aufgewieget durch so vielen Jam-
mer, als die menschliche Natur nicht zu ertragen
vermag. — Hülfe mir, ihr gefallenen Geister, der.

nichtet die Hölle, die in mir wüthet, durch eine andre Hölle! — (malt sich dem Tische, auf welchem das Buch liegt) Was will ich beginnen? — wohin mich stürzen? — Nirgends hin! In einen tiefern Abgrund kann ich nicht fallen, als worin ich schon liege. Rochus, Paulina, Mariane, meine Kinder, alles fordert mich mit Jammergeschrei, oder mit Hohnge-lächter auf, Hülfe, Erbarmen, Rettung zu suchen, wo ich sie zu finden vermag. Der Ewige selber will es; ich selze seinem schrecklichen Rufe. rein an den Tisch und schlägt das Buch auf. Hier, hier ist der Scheideweg zwischen Himmel und Hölle, zwischen Zeit und Ewigkeit! — Ewigkeit? Nein, der Tausch ist jüdisch, auch in der Hölle jüdisch! So will ich's nicht! Eine Lebenszeit voll Hölle auf der Erde will ich gegen eine unter den Teufeln vertauschen. Anders nicht! — Glühende Nachsuche, glühende Liebe steht mir bei! — (liest in dem Buche) Hephata Gehenna! Ihr Pforten des Abgrunds öffnet euch! Steigt hervor ihr Mächte der Hölle; ein Sterblicher ruft euch! Hephata Gehenna!" (ein heiseres Säusen durchdringt die Luft.) Ich zittere nicht, ich habe es angefangen, ich will es enden! (liest weiter) „Ihr Fürsten der Finsterniß, bei eurer Herrschaft in der Luft, unter den Himmeln beschreibe ich euch, erscheint mir! helft mir! Hephata Gehenna! Hephata Gehenna!“

Henna!" (Das Laufen wird stärker, und mitten unter dem
Athen erscheint Satan mit einer Krone.)

Faust. Wer bist Du?

Satan. Ich bin Satan, oberster Fürst der
Hölle, siegreicher Beherrscher der Erde.

Faust. Willst Du mir dienen?

Satan. Ich will es, wofern Du es be-
gehrt.

Faust. Kannst Du des Herzens glühende
Nachsucht stillen?

Satan. Ich kann es.

Faust. Vermagst Du der Liebe Sturmes-
stühl zu befriedigen, und das Mädchen meiner Sees
le mir in die Arme zu liefern?

Satan. Das vermag ich.

Faust. Kannst Du in ein empörtes Herz der
Ruhe Balsam gießen, und brennende Seelenwun-
den heilen?

Satan. Ein Fürst der Hölle vermag mehr
als dies.

Faust. Hast Du des Reichthums Hülle in
Deiner Macht, und kannst Du den Durst nach
Golde stillen?

Satan. Ich kenne alle verborgenen Schätze
der Erde, und vermag mehr zu geben, als je ein
Sterblicher bedurfte.

Faust. Hast Du die Kraft, mich über Länder und Meere zu führen, und mir der Welt Herrlichkeit zu zeigen?

Satan. Ich schwing' mich in Augenblicken rings um den Erdball, und nehme jeden mit mir, der meines Schutzes genießt.

Faust. Vermagst Du Gesundheit zu verleihen?

Satan. Alle Heilkräuter der Erde kenn' ich, und lern dem Sterblichen Gesundheit und Lebenskraft bis zu dem Augenblicke seines Todes geben.

Faust. Willst Du mit allen diesen Kräften mir dienen?

Satan. Ich bin bereit dazu.

Faust. Was verlangst Du zum Lohne?

Satan. Sei der Meinige!

Faust. Auf wie lange?

Satan. Auf ewig.

Faust. Du forderst gräßlich. Ich will so lange der Deine seyn, als Du mir auf Erden gedient hast.

Satan, (reicht ihm ein Papier) Unterschreibe!
(steckt eine von seinen Krallen in Fausts Hand.)

Faust. Ach! warum vermundest Du mich?

Satan. Du mußt mit Blut unterschreiben.

Faust. Ich unterschreibe, aber nicht auf

ewig. Ich will nur auf so viel Erdenjahre der Dämon segn, als Du mir hier dienst. Genügt Dir dies?

Satan. Ja! Unterschreibe nur! (Zaus unterschreibt, geht es Satan.)

Faust. (für sich) O Ewiger, Du bist furchtbar! Du hast mich so weit gebracht, daß ich selbst vor dem Teufel nicht mehr zittere. (zu Satan) Leiste mir nun den ersten Dienst, und führe meinen Todfeind, den ich mehr als die Hölle hasse, führe den scheußlichen Rochus aus den Armen des Schlags, gebunden an Händen und Füßen, hieher!

Satan. Ich bring' ihn Dir. (verschwindet)

Faust. Erwacht in mir, ihr tobenden Gefühle der Wuth! Lodre empor, flammende Rachsucht, durchbringe mein innerstes Wesen! Er hat meinen Zohn an Leib und Seele schändlich getödtet, er hat meine Tochter der Schmach und Schande Preis gegeben, er hat mich zum Bettler gemacht, hat meine Liebe zerstört, hat mein Herz unmenschlich zerfleischt, und mich mit Hohn Gelächter aus meinem Himmel gestoßen; komm nun Stunde der Vergeltung, Stunde der Rache! (nicht einen Dorsch) Ich will deinen süßen Becher bis auf den letzten Tropfen leeren! (Satan erscheint mit Rochus, der im Nachtsack, und an Händen und Füßen gebunden ist, wirft ihn in einen Stuhl, und tritt hinter ihn.) Bist Du da

mit meinem Gast? Wohl! ich will einen Serienschmaus halten.

Kochus. Wo bin ich? — Was ist mir geschehen? — He! Robert! Jakob! — Wo bin ich denn?

Faust. In den Händen dessen, dem Du einen Himmel gestohlen, und eine Hölle zubereitet hast; in Fausts Händen!

Kochus. Moritz, Paulina! helft mir!

Faust. Für Dich ist keine Hülfe mehr; Du bist in der Gewalt Deines Todfeindes, der eher dem Teufel hülfe, als Dir!

Kochus. Weh mir! Hülfe, Hülfe! (will auspringen, Faust zieht ihn in den Saftel zurück.)

Faust. (zu Satan) Kefle ihn! lähme seine Zunge, daß er nur winseln kann. (Satan rührt ihn von hinten an.)

Kochus. Wie geschieht mir! Erbarmen, Erbarmen!

Faust. Hast Du Dich meiner erbarmt, hast Du Barmherzigkeit gehabt mit meinen schuldlosen Kindern? Hast Du meiner Liebe geschont? Abschäum der Hölle, hast Du nicht jede Grausamkeit bis zu ihrer letzten Tiefe an mir erschöpft?

Kochus. Ich will alles wieder ausgleichen, ich will Paulinens Hand, und ihr Vermögen —

Faust. Schweig Verworfener! Zu spät ist
Deine Reue. Bernimm die Dinge die da kommen
sollen, und bebe! Paulina geht mit mir zum Altar,
und bringt mir alle Schätze zurück, die Du mir
gestohlen hast. Moriz, dein Geliebter, dein Ver-
bündeter, empfängt einen Trank, der ihn wahnsin-
nig macht, und vollbringt sein Leben an der Kette
unter den Rasenden; Du aber stirbst hier in Ver-
zweiflung und unter wütenden Schmerzen von mei-
nen Händen.

Rochus. Barmherziger Gott! errette mich
nur noch einmal, ich will mein ganzes Leben —

Faust. Sieh, dieser Dolch soll in Deinem
Bufen wühlen, jedes Angstgeschrei soll mit einem
neuen Stoß, jedes Zucken mit einem neuen gräß-
lichen Schmerz belohnt werden. Und wenn Du
dann in Verzweiflung Deine Seele ausgehaucht
hast, so soll Dein Leichnam mit diesem Dolch in der
Hand auf sein Lager zurückgebracht werden, damit
jedermann glaube, Du habest Dich aus Gewissens-
angst ermordet, und Dein Leib unter dem Raben-
steine verweise! So rächt sich Faust!

Rochus. O ihr ewigen Mächte des Him-
mels, rettet, rettet mich! Faust, gedenke an Dei-
ne Todesstunde, habe Erbarmen, Erbarmen!

Faust. Bereite Dich nun zum Tode! Nein,

bereite Dich nicht! In Deinem Meere von Sünden, mit Deiner unendlichen Schuldrechnung von Schandthaten sollst Du hinunterfahren.

Nochus. Ich will einen Beichtvater, ich will beichten.

Faust. Du sollst ihn haben. Tritt hervor Satan! *(Satan deutet sich vor Nochus hin)* Zieh, hier ist er, hier ist der oberste Fürst der Hölle. Er wird Deine Seele zur ewigen Vergeltung in Empfang nehmen. *(Nochus ruft Töne des Entsetzens aus)* Empfange nun Deinen Lohn! *(gibt ihm einige Geldstücke in die Brust)* So! So!

Nochus. Weh! weh! *(krümmt sich, und winselt immer leiser.)*

Faust. Ich weils mich an Deiner Qual. *(mehrere Stiche)*

Nochus. Ach, ach! — Ewig — ewig! *(stirbt)*

Faust. Er ist dahin; meine Rache ist befriedigt. Befriedige nun auch meine Liebe, und hole mir Paulina!

Satan. Das vermag ich nicht.

Faust. Warum nicht?

Satan. Sie ist meiner Herrschaft nicht unverworfen, wie dieser Todte hier es war, der sich

mir schon durch seine Thaten geweiht hatte. Suche sie selber, und sie wird die Reinige werden.

Faust. Wohlan, so will ich schlafen. Führe diesen hier weg, und gieb ihm den Dolch in die Hand. (reicht Satan das Dolk.) Mir aber gieb Ruhe; ich will schlafen.

Satan. Nimm dies, und is. (gibt ihm etwas, beruhet Rochus, und sinkt mit ihm hinunter.)

Faust. Ich habe einen süßen Becher getrunken, aber mein Herz pocht laut, und mein Blut wallt, wie ein empörtes Meer. Laß sehn, Satan, was Du vermagst. (wie) Schlaf mußt Du geben können; das ist ein guter Dissen, und ich möchte ihn oft fordern. Ja, Du kannst es, ich fühl' es! (schlief, setzt sich hin, und schläft ein. Schreckliche Gespenster kommen hervor, und tanzen um ihn herum.)

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Du pour. Satan. Der Herold.

Satan. Ich habe vollbracht, was ich beschloß. Der Sterbliche ist unser, wie noch nie ein Sterblicher unser ward. Sieh, hier ist die Unterschrift seines Namens mit Blut.

Der Herold. Welch eine That! So lange Du in diesen Bezirken herrschest, sah die Hölle sie nie.

Satan. Nein, wahrlich nicht! Und ich vollbrachte noch mehr. (Nicht mit einem durchdringenden Tone worauf der Schatten des Nothus zitternd hervortritt.) Sieh, diesen gebrandmarkten Schatten hat mein Verbündeter mitten in seinen Greueln ermordet, und ihn her gesandt.

Der Herold. Ein zwiefacher Triumph! Aber ein so erhabener Geist, als Du bist, Satanas, vollbringt nichts Alltäglichen.

Satan. Vernimm weiter. Der Sohn dieses Verdamnten liegt an Ketten unter den Käsen: den, und seine Tochter ist mit seinem Mörder vermählt.

Der Herold. Das ist entzückend anzuhören. Großer Satanas, Deine bloßen Worte sind die herrlichste Musik für die Bewohner der Hölle.

Satan. Und wähnst Du, dies sei alles? Höre, was die Blutsverwandten meines Verbündeten geworden sind. Sein ehemaliges Weib, über die keine Anfechtung etwas vermochte, schmachtet getrennt von ihm in banger Einsamkeit, und in herzstessendem Gram. Seine Tochter ist geschändet, und sein Sohn an Leib und Seele von Wollust vergiftet.

Der Herold. O Satanas, wer vermögte Worte zu finden, Deine Thaten genug zu rühmen?

Satan. Geh nun, verkündige dies alles der Hölle, und sende mir Vög her!

Der Herold. Ich gehorche Deinen Befehlen, (läßt hinweg)

Satan. (zu dem Schatten des Kochs, der unaussprechlich zittert) Wehst Du nun? Du wirst noch lange leben. Die Ewigkeit ist lang. (ein Hohngeklächter) Hebe Dich hinweg aus meinem Antlitz! (der Schatten verfällt mit Schreck. Es tönt herbeigriffen.)

Gog. Was befehle Deine Majestät?

Satan. Du weißt, was ich jüngst den Fürsten der Hölle, und meinen übrigen Getreuen versprach. Ich habe es gehalten, ich habe einen Bund mit einem Sterblichen gemacht, und Du bist nun von mir erschen, anstatt meiner diesem Sterblichen zu dienen.

Gog. Wie glücklich machst Du mich, Satan, wie ruhmvoll ist es, in Deine Fußtapfen zu treten!

Satan. Erscheine ihm, wenn er Hephata Meheana ruft, vollbringe seinen Willen, und schmeichle jeder seiner Launen! Du weißt, wie er einst dafür büßte. Unter meiner Würde ist es, mich einem Sterblichen allein zu widmen. Du, Gog, kannst Ruhm auf dieser Bahn erwerben.

Gog. Das will ich, Satan; alle meine Kräfte will ich versammeln, Dein würdiger Nachfolger zu fern.

Satan. Ich kehre zur Oberfläche der Erde zurück, um mit Magog die verlöschende Flamme des Krieges wieder anzublasen, mit Belial die peinliche Gerechtigkeit noch peiniglicher zu machen, mit Abdon Hunger und Elend zu erschaffen, und mein elznes Werk, die Vergiftung der Freiheit, zu voll

führen; das sind meiner würdige Geschäfte! Die überlasse ich unsern Verbündeten.

30 Vog. Ich nehme ihn mit Freuden an, um bis zum letzten Augenblick über ihn zu wachen.

40 Satan. Merke wohl auf, was ich Dir noch gebiete. Wenn ein feuriger Strahl aus seinem Haupte hervorbricht, wenn eine zischende Schlange bei ihm vorüber zieht, und ein Donnerschlag darauf folgt, dann ist die Stunde seines Todes nah, dann esse, mir dies zu verkünden. Ich will ihn selber im Triumph in den Abgrund führen.

50 Vog. Dein Befehl soll mir heilig seyn, und ich schwinde mich zur Erde, mein neues Geschäft zu beginnen. (wird fahren hinweg)

Zweiter Auftritt.

Zimmer Marianens. Mariane, Wagner treten auf.

Wagner. Seltsame Gerüchte verbreiten sich, und die wahren heraus zu finden ist schwer.

Mariane. Sehr schwer. Es sind Dinge unter unsern Augen vorgegangen, an die auch der Schauende kaum zu glauben vermag.

Wagner. Kochus ermordet mitten im Schoße des Glücks sich selber, sein Sohn wird wahnsinnig und seine Tochter heirathet den Todfeind ihres Vaters.

Mariane. Ob sie glücklich zusammen leben mögen?

Wagner. Zum Glücke gehört Ruhe des Herzens, und die scheint Faust nicht zu besitzen.

Mariane. Nein, er kann sie schon darum nicht besitzen, weil er sein armes Weib so unglücklich gemacht hat.

Wagner. Und wolle der Himmel, daß es dies allein wäre! Ich muß rein vom Herzen weg sprechen; Mariane, es scheint mir, als wenn Faust etwas Großes auf seinem Gewissen hätte.

Mariane. Warum?

Wagner. Sein schneller Uebergang von der höchsten Lustigkeit zum Schmerz, sein plötzliches Aufstahren, wenn er vorher tief in Gedanken saß, die Festigkeit in seinem ganzen Betragen, die Zucht nach Geräusch, nach Zerstreuung, alles dies zeigt mir, daß ein Wurm an seinem Herzen nage.

Mariane. Aber welch ein Wurm kann dies seyn?

Wagner. Das geheimnißvolle, flüsternde Verücht sagt, er sey der Mörder des Kochus.

Mariane. Allmächtiger Gott! — Aber wie ist das möglich?

Wagner. Ich vermag es selber nicht zu fassen; denn es ist erwiesen, daß Faust in der Nacht, worin der Mord geschah, zu Hause war, und daß auch Kochus sein Zimmer nicht verließ. Aber etwas schreckt mich fürchterlich bei dieser Begebenheit. Ich habe den Dolch gesehen, den Kochus Leichnam in der Hand hielt, und es war derselbe, den sonst Faust besaß.

Mariane. Gott erbarme sich! das ist eine schreckhafte Erscheinung.

Wagner. Dies alles, und der plötzliche Wahnsinn des jungen Kochus macht mich so verirrt, daß ich nichts klar zu sehen vermag.

Mariane. Mich macht es noch unglücklicher, als ich schon war. O Gott, was wird aus Faust werden, und was ist schon aus ihm geworden!

Wagner. Wenden Sie Ihren Blick von ihm ab! Er ist auf immer für Sie verloren.

Mariane. Aber seitdem er wieder reich ist, hat er mich oft unterstützen wollen. Er hat mich gewiß nicht vergessen, und wohin soll ich mein Auge wenden?

Wagner. Auf einen andern Mann, der es werth ist, Sie glücklich zu machen.

Mariane. Eine arme und geschiedene Frau muß solche Ansprüche aufgeben.

Wagner. Nein wahrlich nicht! Eine Marias ne verdient das glücklichste Loos in der Ehe zu haben; wollte Gott, ich vermögte Ihnen dies zu gewährleisten.

Mariane. Ihre Freundschaft, Wagner, bedeckt meine Schwächen, und erblickt mich in einem zu vortheilhaften Lichte.

Wagner. Mein, Mariane, Sie sind ein edles vortreffliches Weib, dessen Hand mich unendlich glücklich machen würde. Warum soll ich dies länger verhehlen? Ich habe nur wenig Einkünfte, aber sie reichen hin, eine so genügsame Frau zu erhalten. Darf ich hoffen?

Mariane. Der Antrag kommt sehr schnell.

Wagner. Aber er ward reiflich überlegt, und stammt schon aus den Zeiten her, wo Sie unglücklich wurden, und wo Sie sich in Ihrem Unglücke so groß bewiesen.

Mariane. Das ist von Ihrer Seite sehr edel, und für mich sehr schmeichelhaft.

Wagner. Lassen Sie mich nicht länger in dieser quälenden Ungewissheit! Verlängern Sie die ängstliche Zeit nicht, in welcher das Glück meines Lebens entschieden wird.

Maria

Mariane. Ich gebe mich Ihnen, Wagner, und gebe mich Ihnen mit Ruhe; denn ich kenne Sie schon lange, und weiß, was ich thun darf.

Wagner. O ich Glücklicher! — (umarmt sie) Mariane, das tugendhafte, edeldenkende Weib ist mein! Wie soll ich fassen! Kommen Sie, Mariane! Wenn man recht glücklich oder unglücklich ist, so muß man unter der Wölbung des Himmels seyn. Ihr Gärtchen, dieser Freund, der Ihre stille Tugend sah, soll der Zeuge unsrer Verlobung seyn! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Faust. Paulina stehn im Hintergrunde auf einem Erker.

Faust. Genießen muß man, unaufhörlich fort genießen! Denken, daß noch ein Meer von Genuss vorhanden ist, und dennoch trinken, als wenn es der letzte Zug wäre.

Paulina. Aber diese Hefigkeit, dies Fort-eilen von einer Freude zur andern scheint Deine Ruhe etwas zu stören.

Faust. Das weißt Du nicht, Paulina. Die

Genüsse müssen so dicht auf einander folgen, daß sich kein Gedanke dazwischen drängen kann. Wir leben ja nicht ewig, es hört ja alles auf, und dies vergißt man dadurch. Komm, wir wollen aufs Land fahren, und jagen und fischen. Die Stadt eckelt mich an.

Paulina. Ruhe doch heute. Weißt Du nicht, daß nach der Ruhe die Genüsse reizender sind?

Faust. Das ist ein wahrer und heller Gedanke. Nun wohl, so laß mich allein. Ich will ruhen!

Paulina. Halt' auch Wort, Faust. Ruhe ja!

Vierter Auftritt.

Faust allein.

Ruhen? Was bedeutet das Wort? Das hat keinen Sinn für mich. Das ist ein seltsames kleines Wort. Im Schlaf kann man wohl ruhen, aber im Wachen? Wie ist das möglich? da muß man handeln und genießen, Ja, ich will genießen! (geht und riegelt die Thür zu) Ich habe lange meinen Bun-

desgenossen nicht gesehn. Hephata Gehenna, Hephata Gehenna! (Weg tritt) Wer bist Du?

Gog. Ein Genosse Satans, der künftig zu Deinem Dienste bestimmt ist.

Faust. Warum kommt Satan nicht auf meinen Ruf?

Gog. Satan beherrscht die Erde im Ganzen, und zieht jetzt von einem Pole zum andern; mich hat er an seine Stelle gesandt.

Faust. Vermagst Du meine Begehren zu erfüllen?

Gog. Prüfe mich.

Faust. Wohlan! Ich will mich an den Schönheiten der Erde ergötzen.

Gog. Was verlangst Du von mir?

Faust. Ich will den Rheinfluss sehen; kannst Du mich in den nächsten Augenblicken an sein Gefilde versehen?

Gog. Ich kann es. Halte Dich an mein Gewand, und scheue nichts.

Faust. Dich sollte ich scheuen, da Satan mich nicht zu schrecken vermag? (Halt sich an Gog, und beide fahren unter Tausen durch die Luft.)

Erste Verwandlung.

Der Rheinfalt mit seiner umliegenden Gebirgsgegend. Faust,
Gog treten auf.

Gog. Bist Du mit mir zufrieden?

Faust. Ich bin es. Eine so schnelle Reise
habe ich noch nicht gemacht.

Gog. Zieh, hier ist das berühmte Spiel Eu-
rer Natur, zu welchem von allen Seiten der Erde
die Bewohner derselben zum Anschauen herbei-
strömen.

Faust. (schaut den Sturz an) Es verdient dies
Herbeistürmen. Warlich, das ist etwas Großes,
etwas Begeisterndes! Gog, fühlst Du in diesem
Augenblicke nicht, daß ein Gott ist?

Gog. Ich will es nicht fühlen.

Faust. Daran erkenne ich Dich. Du magst
es aus Neid nicht fühlen, weil er so etwas Großes
hervorbrachte. O Ihr seyd doch elende Geister, Ihr
Bewohner der Hölle! Vernichten könnt Ihr wohl,
aber könnt Ihr auch schaffen, so etwas erschaffen?

Gog. Unfre Hölle ist auch schön, und wenn
es ihr gleich an Wasserstrudeln gebricht, so prangt
sie desto reichlicher mit Feuerströmen.

Faust. Hu, hu! Du bist ein gräßlicher, schau

denstroher Teufel, daß Du mich in diesem Augenblicke daran erinnerst. Ich möchte Dich fortschicken, um Dich auf ewig nicht wieder zu rufen.

Gog. Du verstehst mich unrecht, Faust. Unsere Hölle prangt nicht mit Feuer, um uns zu quälen, sondern um uns zu ergötzen. Sie ist prächtig schön.

Faust. Gut verantwortet! Aber dies genügt mir nicht; ich will sie sehen!

Gog. Wie? Du wolltest es wagen —

Faust. Ja, ich will sie sehen.

Gog. Das kann nicht seyn; kein Sterblicher kann ihre Pforten betreten.

Faust. Wenn Du mir die Hölle nicht zeigst, so begehre ich Deiner nicht weiter, und vernichte unsern Bund.

Gog. Verwelle hier. Ich muß höhere Mächte fragen. (verschwindet)

Faust. (allein) Ich muß den Ort sehen, der mir bestimmt ist, der Jahre hindurch mein Aufenthalt seyn soll. Dieser Anblick hier hat mich zu allem bereit gemacht. Ich vermag jetzt das Schrecklichste zu schauen, und diesen Augenblick muß ich nutzen. Er möchte nicht wiederkommen.

Gog. (erscheint von neuem) Komm mit mir.

Dein Wunsch soll gewährt werden. (Verschwindet mit Faust.)

Zweite Verwandlung.

Die Hölle in ihrer gräßlichsten Gestalt. Faust und Mephistopheles treten auf.

Faust. (stehend am ganzen Leibe) Weh mir! Mich ergreift ein unennbares Angstgefühl; mir bebt der Geist vor Entsetzen. Wo bin ich, wo bin ich?

Mephistopheles. Du bist in der Hölle und Dein Gefühl ist ein Vorschmack von dem Gefühle der Verdammten.

Faust. Wo sind die Verdammten?

Mephistopheles. Dort in jenem Feuermeere; Du hörst ihr Geheul.

Faust. Ich will fort von hier, ich will eilend fort! Führe mich zur Erde zurück!

Mephistopheles. Komm schwacher Sterblicher. (nimmt ihn ab.)

Dritte Verwandlung.

Eine abstrakte Gegend. Faust und Mephistopheles treten auf.

Faust. Ewiges, Du bist furchtbar in Deiner

nen Gerichten! Noch starrt mir das Haar vor Entsetzen, noch erhebt meine Seele in ihren innersten Tiefen von der erlittenen Angst.

Gog. Es war Dein Wille; Du wolltest die Hölle sehen!

Faust. O Grauen, o Entsetzen! Gog, ich will vergessen, was ich gesehen, was ich empfunden habe; ich will vergessen, wo ich gewesen bin! Reiche mir einen Becher aus dem Leibe, einen Becher der Vergessenheit! Eile, eile, Gog, wie Du je geritt hast!

Gog. (Nimmt einen Becher hervor, und giebt ihn Faust) Nimm und trink Elender Wicht! (Faust trinkt ihn gierig aus, und giebt ihn zurück. Dann sinkt er allmählig in Betäubung und Schlaf zur Erde, und liegt wie todt da, Gog erhebt ein Hehelnächter.) Es wird die Zeit kommen, tollkühner Sünder, wo Dir kein Becher mehr gereicht werden wird! (berührt Faust, der sich sodann bewegt und plötzlich zum Leben zurückkehrt.)

Faust. (steht auf) Wo bin ich?

Gog. Du bist in der Schweiz, und hast den Rheinfluss gesehen; willst Du noch länger Dich an ihm ergötzen?

Faust. Nein, ich will jetzt nichts sehen, was der Schöpfer gemacht hat. Auch die Werke der Menschen sind groß; die will ich betrachten. Füh-

re mich nach Rom, und zeige mir die Peterskirche.

Gog. Nach Rom? Da sind wir unter Tausenden von Menschen, da kann ich diese Gestalt nicht behalten.

Faust. Nimm eine andre an, verwandle Dich in einen Menschen.

Gog. Die menschliche Gestalt ist mir lästig.

Faust. Aber ich will es, ich will in Rom sehn.

Gog. Komm, Unerfättlicher! (über ihn hinweg)

Vierte Verwandlung.

Platz vor der Peterskirche mit seiner Colonnade, dem Obelisk, und den beiden Springbrunnen. Zur Rechten ist der Vatikan. Große Volksmenge. Auf dem Balkon an der Peterskirche erblickt man den Papst unter seinen Cardinälen und Prälaten. Auf den Balkons an beiden Seiten sind andre Vornehme. Faust und Gog treten auf; der letzte in menschlicher Gestalt.

Faust. Was bedeutet dies Gedränge, diese feierliche Versammlung, diese Stille unter so vielen?

Gog. Es ist Ostern, und wir sind in dem Augenblick angekommen, wo der Papst den Segen

sprechen will. Komm wieder hinweg, Faust, ich kann den Regen nicht anhören.

Faust. Aber ich will ihn hören.

Vog. Faust, ich bitte Dich um alles, was Dir hier und dort heilig ist, komm hinweg!

Faust. Nein! Ich will den Regen empfangen, und Du sollst ihn auch empfangen.

Vog. Das ist unmöglich! Ich muß fort von hier,

Faust. Du sollst bleiben. (hält ihn bei dem Gewande) Wird hier Dein schwacher Fleck getroffen?

Vog. Ich beschwöre Dich bei der Hölle und allen ihren Teufeln, laß mich!

(Einer von den Versammelten auf dem Seitenbalkon hält ein weißes Schnupftuch in die Höhe. In dem Augenblick erschalle entfernter Kanonendonner, Glockenläute, und die versammelte Menge fällt auf die Knie, sankt mit ihr; aber Vog stürzt, wie vom Blitze getroffen zu Boden. Der Papst erhebt feierlich die Hände und spricht den Segen.)

Nach er vorüber ist erhebt sich die Menge; es entsteht Gedräng, Unterredung und Gewimmel unter einander. Die Balkons werden leer, und die Gegenwärtigen verlieren sich allmählig. Faust rüttelt am Vog, der sich nach und nach erhebt.)

Faust. Steh auf, der Regen ist vorüber!

Gog. Ach, wo bin ich?

Faust. Elender Teufel, kannst Du den Seegen eines Menschen nicht ertragen?

Gog. Martre mich nicht, Geißterquäler, und komm hinweg von hier!

Faust. Ich will die Sixtinische Capelle sehen!

Gog. Du sollst befriedigt werden; komm nur hinweg von diesem Plage. (führt ihn weg.)

Fünfte Verwandlung.

Das Innwendige der Sixtinischen Capelle. Faust und Gog treten herein.

Faust. (sich umher sieht) Ein schöner Ort!

Gog. Hier ist das jüngste Gericht von Michel Angelo.

Faust. (Wendet sich weg) Das will ich nicht sehen; ich will etwas hören.

Gog. Was willst Du hören?

Faust. Das Miserere. Laß es anstimmen.

Gog. Nein, das kann ich nicht; das steht nicht unter meinem Gebot.

Faust. Aber ich will es, und wende mich an Deinen Beherrscher, an Satan, wofern Du mir nicht gehorchst.

Gog. (für sich) Verdammtter Frevler! Aber Du sollst einst büßen wie je ein Sterblicher gebüßt hat! (laut) Ich brauche Gehülfen zu meinem Geschäfte. Erwarte mich hier; ich komme in Augenblicken zurück. (verschwindet)

Faust. (allein) Ich will hören, was von so vielen gepriesen wird; ich will erfahren, ob die Sage verschönernte, oder schmälerte; ich will wissen, ob dieser Ruf um Erbarmen die Empfindung der Menschen so zu erschüttern vermag. O ich möchte meine Empfindung, mein Herz so gern durch etwas Eanftes erschüttern lassen!

Gog. (erscheint wieder) Dein Wunsch soll segleich befriedigt werden. Setze Dich nieder!

(Faust setzt sich, und Gog tritt festwärts, als wollte er sich verbergen. Knaben erscheinen auf einem Chor, und beginnen in leisen aber deutlichen Tönen das Miserere, ohne Begleitung von Instrumenten. Sobald es anhebt, sitzt Gog zu Boden, und erstarrt so lange, als es dauert. Faust salbet gegen das Ende desselben die Hände.)

Faust. Ja, das ist etwas Himmlisches, etwas Uebliches! O wer das hätte mit Andacht nachsprechen können! Weh mir, ich kann es nicht! (geht umher, und sieht Gog fliehen) Gog was ist Dir? Wie? Kannst Du das Miserere auch nicht ertragen? Steh auf! Hast Du nichts gehört?

Vog. (steht auf) Ich will nichts hören. Wie Teufel stehen um kein Erbarmen zu dem Ewigen.

Faust. (für sich) Ach, ich kann auch nicht dars um stehen, und ich bin doch kein Teufel. (laut)

Vog. führe mich in mein Zimmer zurück; ich will schlafen. Ja, nun bin ich satt, nun will ich ruhen!

Vog. Komm mit ins Freie. (Beide ab)

Fünfter Auftritt.

Zimmer in Fausts Hause. Theodora, Xaver treten herein. Beide sehen wieder munter aus.

Xaver. Ja, Schwester, am Körper bin ich wieder hergestellt; aber an der Seele bin ich oft sehr krank.

Theodora. Wir wollen unser Herz gegen einander ausschütten; was fehlt Dir, guter Xaver?

Xaver. Eben das, was Dir fehlt. Kann Deine Brust ruhig athmen, wenn Du unsern Vasser siehst?

Theodora. Also auch Dir ist sein Zustand nicht entgangen? Nein, Xaver, ich bin nicht ruhig, wenn ich unserm Vater ins Auge, und noch

weniger, wenn ich ihm ins Herz blicke. Er ist mir jetzt so fürchterlich.

Faver. Fürchterlich; ja, das ist das rechte Wort. Ach, er ist der gute, offene, und fröhliche Vater nicht mehr!

Theodora. Und wer kann begreifen, warum? Alle seine Wünsche sind befriedigt; er ist weder reich; er besitzt Paulina, und auch wir suchen sein Glück zu befördern; dennoch scheint er so wild, so unstill, so gepeinigt. Was bedeutet das? Was quält ihn? —

Faver. Ach, Schwester, das ist nicht alles; ich habe noch andere Bemerkungen gemacht, die mich in ein Labyrinth von seltsamen Gedanken führen. Wenn unser Vater schläft, so hat er fürchterliche Träume, und redet beständig mit bösen Geistern, die er Satan und Gog nennt.

Theodora. Ach, Gott, wenn er nur nicht wahnsinnig wird, wie mein unglücklicher Vorig!

Faver. Nein, es muß etwas anders sein. Höre nur. Oft habe ich in seinem Zimmer zwei Stimmen gehört, wenn ich auch wußte, daß er allein darin war; und die eine schien mir so fürchterlich. Ein andermal, da ich ihn hatte hinfelngehen sehen, wollte ich zu ihm, fand aber die Thür verschlossen, und sie blieb es bei allem meinem Klopfen.

Ich fürchtete, daß ihm etwas zugestoßen seyn möchte, öffnete sie mit einem Hauptschlüssel, sah aber das ganze Zimmer leer. Eine Stunde darauf hörte ich es von inwendig öffnen, und sah unsern Vater daraus hervorgehen.

Theodora. Du hast Dich getäuscht, Bruder.

Kaver. Nein wahrlich nicht. Was die höchste Wachsamkeit erfordert, das habe ich angewandt, um Täuschung zu vermeiden. Das Zimmer, weißt Du, liegt im zweiten Stockwerk, und hat nur einen Eingang; diesen habe ich in der ganzen Zeit nicht aus den Augen gelassen.

Theodora. Aber wohin wollen wir dies alles deuten?

Kaver. Es ist schwerer zu deuten, als der verwickelteste Traum. Und noch eins liegt mir auf dem Herzen. Du weißt, daß ich sehr krank war, und daß die Aerzte mir nur langsame Herstellung versprochen. Mein Vater gab mir einen Trank, und wenige Tage darauf war ich zum Erstaunen der Aerzte gesund.

Theodora. Seltsam! Ich muß Dir nun auch meine Bekennnisse machen. Du weißt meine unglückliche Liebe zu Moriz; (verschämt) ich war Mutter geworden, aber Schrecken und Schmerz idda-

een das Pfand meiner traurigen Liebe, ehe es ans Licht kam. (weint)

Eaver. Hu, das ist schauerlich!

Theodora. Ach, ich habe Dir noch etwas zu sagen, das schauerlicher, als alles andre ist. In der Nacht, wo Kochus ermordet ward, konnte ich nicht schlafen; da hörte ich in der Mitternacht Geräusch und Klagestimmen in dem Zimmer meines Vaters, so daß mich eine halbe Todesangst überfiel; am andern Morgen aber fand ich Blutsfleck in demselben an der Erde.

Eaver. Ja wohl, Theodora, das ist fürchterlicher, als alles andere. O, das Räthsel wird immer dunkler und unauf löslicher.

Theodora. Was wollen wir beglannen? Mir graut, länger in diesem Hause zu bleiben.

Eaver. Ich wüßte wohl einen Ort für uns, wo wir gut aufgehoben wären: Wagner lebt so glücklich mit unsrer Mutter, und ist so lange unser Freund gewesen, daß wir an ihm einen zweiten Vater wiederfinden würden.

Theodora. Das ist ein glücklicher Gedanke. Wir sind lange genug bei unserm Vater gewesen; wir können nun auch bei unsrer Mutter seyn. Und er wird uns gewiß nicht vermissen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Paulina.

Paulina. Ich komme, Trost und Beruhigung bei euch zu suchen, meine Kinder. Ihr kennt Euren Vater, meinen Vatten, schon länger; sagt mir, was fehlt ihm?

Beide. Wir wissen es nicht.

Paulina. Ist er immer so gewesen?

Theodora. Nein, er ist es erst geworden, seitdem er so viel Unglück mit dem Prozesse gehabt hat.

Paulina. Sonderbar! — Es ist doch alles zu seinem Vortheil ausgeschlagen, und dennoch ist er so unruhig, so tieffinnig, so seltsam in seinem ganzen Wesen.

Kaver. Wir befürchten, daß irgend ein trauriges Geheimniß sein Herz belaste.

Paulina. Ja, ein Geheimniß muß hier verborgen liegen, das alle seine und meine Freuden vergiftet.

Theodora. Suchen Sie es ihm zu entdecken, Mutter, Sie haben die größte Gewalt über ihn.

Paula

Paulina. Ja, ich will es; ich vermag nicht länger diesen Zustand zu ertragen. Bleibt, meine Kinder, bittet ihn, zu mir zu kommen, und laßt mich allein mit ihm!

Beide. Das wollen wir thun. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Paulina allein.

Das Leben verliert seinen Reiz, und die Freuden ihre Rosenfarbe, wenn uns ein geheimnißvolles Dunkel umlagert, aus welchem mit jedem Augenblick ein Ungeheuer hervorgehen kann. Ich will es zertheilen, oder aus demselben fliehen. Ich bin zu jung und zu schön, um mein Glück so frühzeitig zum Opfer zu bringen. Faust hat mich geliebt, und liebt mich noch; ich muß nun die Geheimnisse seines Herzens wissen.

Achter Auftritt.

Paulina. Faust.

Faust. Paulina hat nach mir gefandt, was begehrt sie von mir?

Paulina. Etwas Großes und Wichtiges; etwas, dessen Gewährung Du Deiner Gattinn schuldig bist. Faust, Du lebst in einem unnatürlichen, unruhigen Gemüthszustande; sage mir, was die Ursache davon ist?

Faust. Warum willst Du sie wissen?

Paulina. Weil unser beider Lebensglück davon abhängt.

Faust. Unser beider? Ha, ha, ha!

Paulina. Lache nicht, Faust; die Sache ist mir sehr wichtig.

Faust. Mir auch.

Paulina. Und dennoch scheinst Du so leicht darüber hinzugehen?

Faust. Leicht? Ha, ich wollte, Du sprächest wahr.

Paulina. Öffne mir Dein Herz, Faust, theile mir mit, was es belastet!

Faust. Hast Du je gehört, daß man dem

Kind ein Scheermesser, oder ein glühendes Eisen in die Hand gab?

Paulina. Ich weiß nicht, wohin das Gleichniß zielt; aber eine Gattinn hat mehr Ansprüche zu machen, als ein Kind. Faust, Deine Laune, Dein wildes Wesen, Dein ganzes Betragen macht mich unglücklich.

Faust. Wenn Du unglücklich bist, so rechte mit dem dort oben; er hat die Erde zu einer Höheberge des Unglücks gemacht.

Paulina. Nein, Faust, Du machst sie für mich dazu! Deine unnatürliche Gemüthsstimmung verbittert mein Leben, und Du bist mir schuldig zu sagen, woher sie rührt.

Faust. Wirklich? — Ha, ha, ha!

Paulina. Begegnet man so einer Gattinn? Ich bin kein Kind, Faust, für das Du mich zu halten scheinst!

Faust. Nicht? — doch! — Was mich betrifft, bist Du ein Kind, ein neugebornes Kind. Ha, ha, ha!

Paulina. Nein, das ist zu schrecklich! Du vergisst, daß ich Dich als einen Verzweiflungsvollen gehetrathet, und wieder zu einem Manne gemacht habe.

Hauß. Huhu! — *) Aber ich kann ja wohl Geduld mit einem Weibe haben, das ich durch wenig Worte zu Boden zu bennern vermag.

Paulina. Durch welche Worte willst Du mich zu Boden bennern? Ich fürchte mich vor Worten nicht!

Hauß. Armes Geschöpf! Ich will Dich ja schonen! — Hast Du schon eine Schlange gesehen, die als ein unförmlicher Klumpen zusammengerollt da lag?

Paulina. Ich weiß nicht, wohin die seltsame Frage deutet, und will sie nicht beantworten.

Hauß. Sieh, wenn ein unvorsichtiger Wanderer mit seinem Fuß an den Klumpen stößt, so entwickelt er sich plötzlich zu einem giftigen Ungeheuer, und tödtet durch seinen Hauch. -- Ein solcher Klumpen ist mein Geheimniß; willst Du es noch wissen?

Paulina. Du fürchtest mich durch fürchterliche Worte zu schrecken; aber ich will es wissen.

Hauß. Unglückliche, wecke den schlafenden Drachen nicht auf!

*) Wer vermag einen Ton zu schreiben, wie er hieher gehört? Dem Künstler bleibt alles überlassen.

Paulina. Hat er geschlafen? Ich dachte, er hätte gewacht.

Faust. Er hat geschlafen, sag' ich Dir, tief geschlafen, betäubt da gelegen!

Paulina. Nun, so mag er erwachen! Ich bin satt, so zu leben, und will wissen, was mich unglücklich macht.

Faust. Woh! so brich die erste Rose von meinem Geheimniß! — Daß Dein Bruder an Ketten liegt, ist mein Werk; ich habe ihm den Trank gereicht, der ihn wahnsinnig machte.

Paulina. Wie? Du? Allmächtiger! so etwas ruht auf Deinem Gewissen?

Faust. So etwas! Und noch etwas anders. — Dein Vater war ein großer Sünder; weißt Du, wer ihn gemordet hat? Ich habe ihn gemordet! Ich habe ihn mitten aus seinen Missethaten zur Hölle gesandt.

Paulina. O barmherziger Gott, Schrecken und Entsetzen ergreift mich! Welch ein Ungeheuer habe ich mit meinen Armen umschlungen?

Faust. Merkst Du was? — Siehst Du, und dies war Kinderspiel; was ich Dir noch zu sagen habe, dagegen schwinden diese armseligen Thaten wie der Hauch des Zephyrs vor dem Donnersturm. Du hast mich gereizt, Elende! So bald

Du dies lehte wissen willst, sende zu mir; ich will
Dein Herz alsobald damit erfreuen! (ab)

Neunter Auftritt.

Paulina allein.

Der Mörder meines Vaters ist mein Gatte?
Der, dessen teuflische Bosheit meinen Bruder zum
reißenden Thiere herabgewürdigt hat, ruht in meis-
nen Armen? Das ist gräßlich! Und doch sind diese
Thaten nur Kinderspiel gegen das, was er noch
weiß? Gibt es noch etwas Schrecklichers? Hat
die Hölle es aufzuweisen? Ich würde nichts fin-
den? — Und warum that ers? Ach, warum?
Es ist eine gräßliche Geschichte! Das warum liegt
fürchterlich darin begraben — Was soll ich begin-
nen? Zum Richter gehn? — Ach, daraus entslän-
de ein langer feierlicher Todtenzug bis zum Raben-
steine. Nein! Auch in seiner Mördergestalt ist er
mir zur Verwesung auf dem Hochgerichte noch zu
theuer. Ich will fliehen! — Ja, es war ein schlum-
mernder Drache, der aufgeweckt ist; ich muß fliehen.

Zehnter Auftritt.

Paulina. Theodora. Xaver.

Xaver. Unser Vater sah sehr wild aus, als er uns begegnete.

Paulina. Ich glaube es.

Theodora. Hat sein Herz sich gebüet, haben Sie seine Geheimnisse erforscht?

Paulina. Laßt die Geheimnisse ruhen, Kinder, und betet für euren Vater; das ist alles, was ich euch zu sagen vermag.

Xaver. Es ist wenig, und sehr fürchterlich.

Paulina. Macht Euch auf, und zieht von hinnen! Ich will dasselbe thun, und gehe diesen Augenblick. (ab)

Xaver. Komm, Theodora, wir wollen zu Marianen gehen. In diesem Hause wohnt Entsetzen und Grauen. (beide ab.)

Ende des vierten Actes.

Fünfter Act.

Erster Austritt.

Zimmer Faust. Faust kommt herein.

Faust. Ich habe meine Seele verkauft, und bin um das Kaufgeld betrogen. Das schmachhafteste Gericht, an der Tafel des Lebens ist Ruhe; ich kenne sie nicht mehr. Satan kann nicht geben, was in der Hölle nicht ist, wenn er es auch verspricht. Solche Seelenlabungen hat sich der Ewige vorbehalten. Wohl, so will ich wenigstens Genuß. Hephata Gehenna! Hög herbei!

Hög. *(erschrocken)* Was begehrst Du von mir?

Faust. Dein Herr und Meister hat mich schändlich hintergangen; er hat den Balsam der Ruhe in mein Herz gießen wollen, und es robt schrecklich darin! Ein Sturm wüthet in meinem Innern.

Hög. Du hast ihn selber erregt.

Faust. Stille ihn! Gib mir Genuß, Zerstreuung!

Gog. Was begehrst Du? Nenn es!

Faust. Zeige mir etwas, in dessen Innern es wie eine Hölle wüthet, und das sich dann zum Entsetzen aller Lebenden umher Luft macht; zeige mir mein Ebenbild!

Gog. Dein Ebenbild? Wo ist es?

Faust. Elender Teufel, kannst Du nicht raten? Zeige mir den Vesuv, wie er Flammen gen Himmel sprüht, und mit der ganzen Natur umher im Jader liegt!

Gog. Halte Dich an mein Gewand!
(Führt ihn hinweg.)

Erste Verwandlung.

Der Vesuv in der Entfernung, wie er Rauchen, Rauch und Steine aufwirft. Faust und Gog erscheinen.

Faust. Sei mir gegrüßt, Du mein furchtbares Ebenbild! O könnte ich, wie Du, das Ungeheuer, das in meiner Brust wüthet, hervorbrechen lassen, und gen Himmel auflodern! — Gog, gestalte Dir das Schauspiel?

Gog. Ei, ja wohl! Vortrefflich, hinreißend!

Faust. Also auch einen Teufel kann etwas in der Natur ergötzen?

Vog. Ich seh im Geist, wie viel Städte, wie viel Gefilde dieser Blutstrom schon vernichtet hat, wie viel er noch vernichten wird. Ich höre im Geist das Jammergeschrei der vertilgten Menschheit umher.

Faust. Herrlich! Du wirfst Dein Bild in wenigen kräftigen Zügen hin; ich woll den sehen, der den Teufel nicht darin erkennt. — Sieh, ich finde keinen Gefallen an diesen Verwüstungen; kannst Du mich nicht auch zum Teufel machen?

Vog. Habe Geduld!

Faust. O Du scheußlicher Drache, triumphire nicht! Ich bin ja nur auf wenige Jahre Dein! — Aber ich mag diesen brüllenden Flammenstrom nicht mehr sehen; zeige mir das Gegentheil davon!

Vog. Was nennst Du das Gegentheil?

Faust. Schwachköpfiger, armfertiger Teufel! muß man Dir alles sagen? Das stille, ruhige Meer will ich sehen, wie es gleich einem unendlichen Spiegel auf dem Erdball da liegt.

Vog. Das sollst Du in wenigen Augenblicken schauen; wir find in der Nähe desselben. Komm, (führt ihn ab.)

Zweite Verwandlung.

Das ruhige Meer bis zu weiter Entfernung. In der Nähe und Weite fahren Schiffe vorüber. Faust und Gog treten auf.

Faust. Der Anblick gefällt mir; er gießt Ruhe in meine stürmische Seele. Hier will ich mich lagern. (legt sich nieder) Sieh, Gog, dies weite Meer gleicht dem menschlichen Leben, und die Schiffe darauf sind die armen Sterblichen. So lange es ruhig bleibt, gleiten sie sanft dahin; aber wenn der Ewigte haucht, so fahren sie fürchterlich auf und nieder.

Gog. Auch wenn wir hauchen.

Faust. Sohn des Elends, entflamme mich nicht von neuem; ich will ruhig seyn. — Sage mir, findest Du kein Vergnügen an dieser schönen Scene?

Gog. Ja, ich finde Vergnügen daran.

Faust. Wohl, das freut mich. Aber: fühlst Du auch wie ein Mensch? Sprich, was gefällt Dir bei diesem feierlichen, majestätischen Anblick?

Gog. Das ein Abgrund darunter ist.

Faust. (springt auf) O Du entsetzliches Wesen, Du Teufel in jedem Augenblick! —

Gog. Habe nur Geduld! Mein Genuß an

Diesem Orte wird bald beginnen. Ein Sturm wird sich erheben, und ein Schiff unter Jammergeschrei und Todesangst der Menschen an dieser Küste untergehen.

Faust. Eheusal, ich will den traurigen Anblick nicht sehen! Führe mich in einen Wald, wo ich mich sammeln kann.

Wog. Seltsamer Mensch! Nun will er mir selber meinen Gemüth nicht gönnen. Komm Verändlicher! (über ihn hinweg.)

Dritte Verwandlung.

Ein enger dichter Wald. Faust und Wog treten auf.

Faust. Ist denn kein Geschöpf mehr auf der Erde, an das ich mich anschließen könnte? kein Geschöpf mehr, dem mein Vertrauen offen stehen dürfte? — Wog, kannst Du nicht an Leib und Seel ein Mensch werden?

Wog. Freilich kann ich das. Ich kann mich in jeder Art verstellen; ich kann Gefühl und edle Empfindungen heucheln, ich kann edle Sentenzen aussprechen.

Faust. Nein, wenn es nicht aus dem Herzen kommt, so mag ich's nicht hören. Rede aus

Deiner Seele, rede ganz, wie ein Teufel denkt.
Hörst Du?

Gog. Das kann ich wol. Sieh, wenn ich den Rheinfluss sehe, so wünsche ich, daß er auf ewig vernichtet seyn möchte, damit nie ein Sterblicher wieder Vergnügen daran finde, und wenn ich ein liebliches Gefilde von glücklichen Menschen bewohnt erblicken muß, so denke ich an das Erdbeben, das sie in den Abgrund stürzen wird.

Faust. Hu! — Findest Du denn an nichts Vergnügen?

Gog. Allerdings! An den Jammergehen des Schmerzes, an den Teufeln der unterdrückten Unschuld, an allen Krämpfen der lebenden Natur.

Faust. Und mit diesem Ugeheuer steh ich im Bunde? mit diesem Verworfenen bin ich zusammen gekettet? Abschaum der Hölle, ich werde nie ein Teufel seyn!

Gog. Desto schlimmer für Dich!

Faust. O Du sollst mich nicht schrecken. Du sollst mir durch Deine teuflischen Wink den Genuß, der hienieden noch für mich ist, nicht verbittern. Mein! Du, der am Jammer nur Vergnügen findet, Du sollst mir Genuß verschaffen! Ich will den schönsten Ort sehen, der je auf der Erde war.

Gog. Den schönsten Ort? Wo ist er?

Faust. Ich mußte es vorher schon, dummer, seelenloser Teufel, daß Du ihn nicht kanntest; denn der Ewige hat Euren Verstand versüßert in allem, was gut ist. — Ich will das Paradies sehen.

Meg. Das Paradies? Was forderst Du? Es ist ja nicht mehr vorhanden!

Faust. Nesse es nach, Schwachkopf! Ich will die Gefilde sehen, aus welchen der Pison, der Euphrat, und der Phrath ausflossen; ich will die ersten Menschen, ich will den Sündenfall sehen.

Meg. Nein, das kann ich Dir nicht zeigen; das vermag nur Satan, der Schöpfer des Sündenfalls.

Faust. Fahre hin, und fordre seine Hülfe!

Meg. Ungenügsamer Forderer, wirst Du nie satt?

Faust. Fort! ich befehle es! (Meg. verschwindet) Ich will versuchen, ob nichts mehr meine Seele mit den sanften Freuden eines stillen Genusses erfüllen kann; ob ich alle menschliche Freuden durch den Bund mit der Geisterwelt verspielt habe? dann hätte ich einen schrecklichen Kauf gemacht.

Meg. (erschaint wieder) Komm, kühner Geisterbändiger, Du sollst sehen, was seit Erschaffung der Erde noch kein Sterblicher sah, trühet ihn hinweg.)

Vierte Verwandlung.

Ein weites reichendes Gefilde mit Bächen, Bäumen, Geklümpen und Thieren aller Art. In der Mitte steht ein größerer Baum, als die übrigen, mit schimmernden Früchten. Eine Schlange liegt in seinen Zweigen. Das Gefilde erhebt sich terrassenmäßig. Faust und Gog treten auf.

Faust. Wahrlich, das ist paradiesisch! In diesen Gefilden möchte ich mein Leben vollbringen.

Gog. Es war das Werk der Hölle, daß die ersten Menschen es nicht thaten, und ist jezo ihr Hohngelächter.

Faust. Schweig. Verworfen, und sprühe Deinen Gift nicht im Angesichte des Paradieses aus! Ich will diesen Anblick rein und in seiner ganzen Kraft genießen. (setzt sich auf einen Rasenhügel. Gog lehnt sich an einen Baum.)

Adam tritt mit dem Ausdruck der Freude und des innern Glückes pantomimisch auf. Er schaut entzückt umher; breitet die Arme gen Himmel, und lagert sich endlich auf eine Rasenbank. Ein Löwe kommt, mit ihm zu spielen, und leckt ihn. Mehrere Thiere versammeln sich um ihn.

Eva erscheint pantomimisch mit gleichem Ausdruck des Entzückens. Sie beginnt den Baum, worin die

Echslange lßt, lüßern anzuschauen, und steht voll Verlangen um ihn herum. Die Echslange deutet ihr durch Zeichen an, daß sie von den Früchten nehmen soll. Eva streckt ausgemal die Hände darnach aus, bebt aber immer wieder zurück. Endlich kriecht die Echslange eine Frucht ab, und giebt sie ihr. Eva naht sich damit ihrem Manne, zeigt ihm, woher die Frucht sey, und kriecht sie aus einander.

Kauf. Erziger, gib es nicht zu! Eine Unendlichkeit von Jammer, von Verzweiflung hängt daran!

Adam steht auf. Sie bietet ihm die Frucht dar, vor welcher er aber zurück steht. Sie dringt weiter in ihn, und endlich nimmt er sie. Die Echslange giebt ihre Freude zu erkennen. Eva isst, und Adam isst ihr. Bald darauf werden sie unruhig, schauen voll Verwirrung umher, und schamen sich vor einander. Beide beginnen Wut von den Bäumen zu reißn, und machen sich einen Hirt daraus. Sodann schen sie sich einander voll Begierde an, und umarmen sich heftig. Ein Engel erscheint mit einem flammenden Schwerte, dreht ihnen, und treibt sie vor sich her aus dem Paradies. Sie gehen unter Hunderingen, und Zeichen der Verwundung ab. Ein Sturm erhebt sich, und das Paradies verwandelt sich in eine weite Wüste.

Kauf.

Faust. Trefflich vorgestellt! O ich wußte es schon: was den Sündenfall betrifft, da seyd ihr Teufel zu Hause. Es ist ja euer erstes und größtes Werk. — Nun bist du hinausgestoßen aus deinem Paradiese, unglückliches Paar, und mit dir dein ganzes Geschlecht aus seinem Himmel! — Mit diesem Gefühle will ich in meine Heimath zurückkehren. Vog, führe mich dahin! (Vog führt ihn hinweg)

Zweiter Auftritt.

Zimmer in Marianens Hause. **Mariane** und **Theodora** treten herein.

Mariane. Ich habe Dir etwas Angenehmes zu sagen, meine Tochter, und führe Dich deshalb allein hieher.

Theodora. Etwas Angenehmes? O das ist mir sehr willkommen, nachdem ich so viel Trauriges und Unangenehmes erduldet.

Mariane. Dein Moritz ist von seinem Wahnsinne hergestellt worden.

Theodora. Wäre es möglich?

Mariane. Ja, und scheint ein ganz anderes

Mensch geworden zu seyn. Die That, die er, verführt von seinem Vater, beging, reut ihn bitter.

Theodora. O das wolle der Himmel!

Mariane. Liebst Du ihn noch?

Theodora. Mein Gefühl in diesem Augenblicke sagt es mir.

Mariane. Würde es Dir angenehm seyn, wenn er auch Dich noch liebte?

Theodora. O Mutter, erwecken Sie gesäuschte Hoffnungen nicht wieder in meiner Seele. Reißon Sie die Wunde, die eben benarbat, nicht wieder auf!

Mariane. Diese Grausamkeit würde ich nicht befehlen, wenn ich jene Wunde nicht zu heilen vermöchte.

Theodora. Zu heilen? Ist dies noch möglich?

Mariane. Ja, meine Tochter! Moritz ist ein andrer und besserer Mensch geworden, und will sein Verbrechen wieder gut machen. Er liebt Dich mehr, als jemals, und wirbt um Deine Hand.

Theodora. Das ist etwas zu Unerwartetes, zu Ueberraschendes, als daß ich es glauben könnte.

Mariane. Willst Du es aus seinem eignen

Munde hören? (öffnet die Thüre des Zimmers) Kommen Sie herein, Moriz!

Dritter Auftritt.

Moriz tritt ein und schüchtern. Die Vorigen.

Moriz. Darf ich es wagen, noch einmal vor das Antlitz meiner Theodora zu treten, die ich so unendlich beleidigte?

Theodora. Er ist es; o mein Gott! hätte ich an einen Stuhl! Moriz muß mich fürchterlich behandelt haben, daß mich bei seinem Anblicke ein solches Zittern übersfällt.

Moriz. Ja wohl habe ich das! aber die schmerzlichste Reue nagt mich, und ich komme, wieder auszugleichen, was ich verschuldete.

Theodora. Am Körper ist Moriz sehr verändert: sollte er es auch an der Seele seyn?

Moriz. Wer so unbeschreiblich viel litt, als ich, der ist es auch an der Seele. Aber darf ich hoffen, daß meine Theodora nicht verändert gegen mich ist?

Theodora. Das vermag ich in diesem Augenblicke nicht zu beantworten.

Moriz. O Theodora, laß mich nicht länger

auf dieser Folter der Ungewissheit! Jetzt erst weiß ich zu erkennen, was ich in Dir besitze, die Du schon ehemals mein Weib warst. Sei es wieder! Ich will eine Lebenszeit anwenden, mein Vergehen gut zu machen.

Theodora. Glatten Worten traute ich einst; ich habe schrecklich dafür gebüßt. Soll ich ihnen noch einmal trauen?

Moriz. O Theodora, glatte Worte in einem geheimnißvollen Winkel gesprochen, und vor den Ohren einer Mutter, sind unendlich verschieden. Den letztern darf man trauen.

Theodora. Haben Sie den Neuen geprüft, meine Mutter?

Mariane. Ich habe ihn geprüft.

Theodora. Was soll ich beginnen?

Mariane. Dem Antriebe Deines Herzens folgen.

Theodora. (zu Moriz) Ich gebe mich Dir zum zweitenmal; aber Fluch, ewiger Fluch über Dich, wenn Du noch einmal mich täuschen könntest!

Moriz. (laut ihr um den Hals) Mein Theodora, da sei Gott vor! Moriz ist nicht mehr Moriz; sein schrecklicher Zustand hat ihn in einen andern Menschen verwandelt; aber wie glücklich bin ich jetzt wieder, wie glücklich! —

Vierter Auftritt.

Wagner, Faver treten herein. Die Vorigen.

Wagner. Die Versöhnung ist eilend zu Stande gekommen. Wohl! Wer glücklich leben will, muß nicht säumen es zu werden.

Theodora. Habe ich mich nicht zu eilend hinzugegeben?

Wagner. Das erste Mal allerdings, dies zweite Mal unter den Augen Deiner Mutter nicht; Moriz hat den Weg zu Dir durch uns gesucht.

Theodora. O, jetzt ist es eine ganz andere Empfindung, an dem Halse meines Moriz zu hangen, jetzt, da meine Eltern es wissen.

Moriz. Und wie glücklich fühlte ich mich, da unsre Verbindung auf Tugend gegründet ist!

Wagner. Wohl, daß Ihr glücklich seyd; aber hier ist noch ein Wesen, das glücklich zu seyn wünscht; unser Faver.

Faver. Ich will mich an dem Glücke meiner Eltern und meiner Schwester weiden.

Wagner. Nein, Faver, das reicht nicht hin, Dich auf immer glücklich zu machen; Du mußt eine Bestimmung suchen.

Kaver. Ich schmachte darnach; aber bestimmen Sie für mich. Sie kennen mich.

Wagner. Gut, mein Sohn, ich will es. Erlerne die Rechte, werde ein Verwalter der Gerechtigkeit. An der Erdengerechtigkeit ist noch unendlich viel zu bessern; verwalte sie schnell, menschlich, und nach dem Geiste der Gesetze!

Kaver. Sie haben in meiner Seele gelesen, mein Vater; dies war immer mein Wunsch.

Mariane. Alle meine Theuren seh ich auf einem glücklichen Lebenspfade. Nur ein einziges Wesen unter denselben, geht auf einem einsamen, traurigen Wege.

Wagner. Ich weiß, von wem Du redest.

Mariane. Von wem könnte ich reden, als von dem unglücklichen Faust? Er ist fürchterlich verändert, und lebt, wie ein verschreckter Nachtvogel. Sein alter Rudolph ist das einzige Wesen, das er um sich sieht.

Wagner. Es ist ein schreckliches Schicksal, diesen einst so glücklichen Mann in einer solchen Tiefe des Elends zu sehen.

Mariane. Paulina hat ihr Vermögen zurückgenommen, und niemand weiß, wovon er lebt. Sollte es nicht möglich seyn, ihn zum Wege des Glücks zurück zu führen?

Wagner. Wir wollen es versuchen. Auf, Kinder, wir wollen uns zusammen vereinigen, diesen Unglücklichen wieder glücklich zu machen, ihn wieder zu den sanften Freuden der Menschheit zurück zu führen!

Alle. Ja, das wollen wir.

Wagner. Es ist gewiß eine gute That. Laßt uns unsre Kräfte vereint aufbieten, ihm die Gefühle der Freundschaft und der Liebe wieder zu geben. Paulina wird uns beistehen.

Moritz. Das wird sie; und sie vermag viel über ihn.

Mariane. Jetzt kommt, meine Theuren; wir wollen ein kleines Mahl an einem Tage begeben, an welchem so manches Ungleiche ausgeglichen ward! Kommt, wir wollen uns mit einander freuen!
(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Nacht. Zimmer Fausts. Faust allein. Halbe Erleuchtung.

Einst lebte ich, wie ein Uhu, als ich mein Weib, meine Kinder, mein Vermögen, mein Alles verlor, und glaubte, auf der niedrigsten Stufe des Elends zu stehen; ach! — es gab noch tiefere Stufen, noch einen Abgrund unter dem Abgrunde. — Wehe dem Sterblichen, der dies erfährt! Ich möchte jener Uhu sehn. Damals gehörte ich noch zu den Menschen. Und wem gehöre ich jetzt? — Hu! — Das Hinüberschwindeln in die Geisterwelt dient dem Erdebewohner nicht. Es hat nicht seine Dornen, es hat keine glühenden Dolche. Ach, es sondert, mitten unter den Menschen, von den Menschen und ihren Freuden ab! — Aber soll ich meine noch übrigen Tage hindurch wehklagen? soll ich mir hier die Hölle schon bauen? Ich habe ja einen Geist, der mir geben muß, wenn die Menschen mir nichts mehr geben. Hephata Gehenna, Hephata Gehenna! (Gog er scheint.)

Gog. Was begehrt Du?

Faust. Ruhe, Freude, Genuß!

Gog. Nenne mir, welche Genüsse Du verlangst?

Faust. Nenne Du sie mir! Kannst Du nichts erfinden?

Meg. Willst Du schöne Weiber, eine leckere Tafel, eine lockende Musik?

Faust. Deine Genüsse sind alltätlich, wie Du selber; nein, ich will ein fremdes Gestirn sehen!

Meg. Ein fremdes Gestirn? Das kann ich Dir nicht zeigen, und selbst Satan vermag es nicht.

Faust. Aber ich will es sehen, und befehle Dir, zu gehorchen.

Meg. Und wenn Du die ganze Hölle ausbierst, so vermag sie Dir dies nicht zu gewähren. Die Menschen sind von dem Ewigen mit diamantenen Ketten an die Erde gebunden, und auch unser Gebiet reicht nicht weiter.

Faust. von dessen Haupt eine Flamme aufsteigt
Nun so führe mich zur Spitze des höchsten Berges
auf der Erde, führe mich zur Spitze der Cordilleras.

Meg. Nein, das vermag ich nicht!

Faust. (bei dem eine zischende Schlange vorüber-
zieht) Wie, Elender? Du weigerst Dich, meinen
Befehlen zu gehorchen? Bist Du nicht meiner Herr-
schaft unterworfen? (ein Donnerwetter erschallt) Was
war das? Kommt ein Gewitter?

Gog. Ich muß fort. In der Hölle sehen wir uns wieder. *(verschwindet)*

Kauf. Wie geschieht mir? Mir wird so angst. Warum verläßt Gog mich? Ist meine Herrschaft zu Ende? O nein, nein! Ich will noch nicht hinunter! Mir graut vor dem, was da kommen soll. Mir graut fürchterlich! *(Satan erscheint)* Was willst Du, Satan? Ich habe Dich nicht gerufen.

Satan. Ich komme ungerufen, um Dir zu verkündigen, daß das Ende Deines Lebens naht. Bereite Dich, mit mir zur Hölle zu fahren. Noch in dieser Nacht bist Du mein! *(verschwindet)*

Kauf. Welch Entsetzen, welch Grauen überfällt mich! Welch ein Donner hat meine Seele erschüttert! Was soll ich beginnen? — He! Rudolph! Rudolph! Wo bist Du? Rudolph!

Rudolph. *(Der gelassen kommt)* Hier bin ich!

Kauf. Auf, Rudolph! Eile zu Wagnern, zu Marianen, zu Paulina, zu meinen Kindern, zu allen, die ich auf Erden mein nannte; sie sollen insgesammt hereilen, als wenn höllische Gewissensangst sie vor sich hertriebe!

Rudolph. Aber es ist ja Nacht.

Kauf. Und wenn es die Nacht vor dem jüngsten Tage wäre; rüttle sie auf, wenn sie im Todeschlaf liegen, reiße sie hieher, wenn bleierne Krankheit

sie umklammert hält; sage ihnen, daß die Zeit und die Ewigkeit hier im Kampfe lägen, und daß die Ewigkeit siegen würde! Hörst Du? Weh', eil', als wenn ein böser Geist Dich verfolgte!

Rudolph. Ach das Gott erbarin! was ist das? (ab)

Kaufst. (allein) Ihr ewigen Mächte dort oben, ihr seyd stärker, denn die Hölle. Als der Erzengel Michael mit dem Teufel stritt, da hat er den Sieg davon getragen. Erbarmt euch nun über einen armen Sterblichen, dessen Seele die Hölle umklammert hält, und rettet ihn! Ihr könnt es. Ich will zu dem Ewigen beten! (hebt die Hände gesalbet empor) Ich kann nicht beten! Weh' mir! (geht voll Seelenangst umher) Aber es ist nicht so! Wie! Ich hätte einen Bund mit dem Teufel? Das kann nicht seyn! — Ach, es kann seyn! es ist! — O Entsetzen und Grauen, o unendliches Weh! — Wo bin ich? Bin ich schon in der Hölle? Nein, und ich will nicht hinunter, ich will hier bleiben! — Ist kein Erbarmen, kein Erbarmen, — nirgends Erbarmen? — Ihr Todten steht auf, und helft mir! Ihr Lebenden kommt herbei, und rettet euren Bruder! Ich bin von einem Weibe geboren, wie ihr; ich habe auch an einer Mutter Brust gelegen, und mir graut vor den Qualen der Ewigkeit. —

Der Ewigkeit? Ich bin ja nicht auf ewig, ich bin ja nur auf wenig Jahre sein! Aber das Entsetzen ergreift mich mit eisernem Arme, als wär es auf ewig.

S e c h s t e r A u f t r i t t .

Faust. Wagner, Mariane treten in Nacht-
Kleidung hastig ein.

Wagner. Armer Faust, was ist Dir zuge-
stoßen?

Faust. Zugestoßen? Die Hölle ist mir zuge-
stoßen.

Wagner. Besinne Dich, Faust; wir sind
Deine Freunde. Was begehrst Du von uns so tief
in der Nacht?

Faust. Tief in der Nacht? Ja! — Ich will
Dir's sagen, aber Du mußt nicht erschrecken:
Rettung will ich; ich habe einen Bund mit dem
Teufel.

Wagner. (zu Marianen) Ach Gott, er hat den
Verstand verloren. (Xaver und Theodora treten ein.)

Faust. Das ist brav, Wagner, daß Du

nicht erschrickst! Sieh, es giebt Dinge, vor denen die ganze Natur im Schauer zusammenfährt, aber ich möchte doch nicht, daß Du davor erschrickst; ich habe einen Bund mit dem Teufel, und in dieser Nacht noch, will er mich in die Hölle führen. Rette mich nun, Wagner!

Wagner. Ja, er ist wahnsinnig geworden. —

Faust. Wahnsinnig? O das sind glückliche Leute, die wahnsinnig geworden sind! Ueberzeuge mich, daß ich es bin, und ich will Dich anbeten. Nein, Wagner, ich bin nicht wahnsinnig. Gott erbarme sich, ich bin nicht wahnsinnig! Es ist wahr, ewig wahr: ich bin mit dem Teufel verbündet! Rette mich, Du bist fromm, Du hast auch in guten Tagen gebetet; rette mich! —

Mariane. Unglücklicher Faust! fasse Dich; wir wollen Dich retten.

Faust. Bist Du hier, Mariane? O das ist gut! Du bist ein edles, großes Weib, und an solchen Weibern hat der Teufel keine Gewalt. Bleibe ja hier, Mariane!

Mariane. Ich bleibe bei Dir, armer Faust! sieh, hier sind auch Deine Kinder.

Faust. Kommt alle herbei, meine Lieben! Umringt euren Vater, euren Freund! Haltet nur diese einzige Nacht bei mir aus, daß sie vorüber

gehe, ohne die Ewigkeit, ohne die Hölle mit zu bringen!

Mariane. Wir wollen alle bei Dir bleiben; aber laß die irren Gedanken fahren. Schon viele haben die traurige Einbildung gehabt, daß der böse Feind ihnen nachstelle.

Faust. Einbildung? Um Gottes Barmherzigkeit willen glaube nicht, daß es Einbildung sey; sonst kämpfst und betest ihr nicht mit Inbrunst! Mariane, Wagner, Ihr meine Kinder, ich schwöre euch bei der ganzen Ewigkeit mit ihren Freuden und Qualen, ich bin mit dem Teufel verbündet, und noch diese Nacht will er mich zur Hölle führen.

Paulina tritt ein, ebenfalls im Nachtheide, ohne das Wort zu werden.)

Paulina. Gott, was ist hier?

Mariane. Mich könnte ein Schauer überfallen!

Wagner. Rede, Faust! Woher sind diese Gedanken in Dir entstanden?

Faust. Mariane ist standhaft geblieben, als die Wellen des Unglücks über uns zusammenschlugen; ich bin gefallen, ich habe Hülfe bei einem bösen Geiste gesucht, und sie gefunden. Weh mir, weh jedem, der im Unglücke nicht fest steht!

Mariane. Das sind keine Worte eines Wahnsinnigen.

Faust. Nein, keines Wahnsinnigen! O Mariane, Mariane, hätte ich wie Du das Unglück mit Heldenmuth ertragen, ich stünde jetzt nicht mit der Angst eines Verdamnten unter euch! Ich habe im Verbrechen Hülfe gesucht, und daraus ist diese entsetzliche Nacht entstanden.

Wagner. Aber wie ist es möglich, ein Bündniß mit dem Teufel zu schließen?

Faust. Als der Ewige mir nicht helfen wollte, da habe ich den bösen Feind angerufen, und er ist gekommen, mir zu dienen. Er hat mir Geld gebracht, er hat mir Paulinen in die Arme geliefert.

Paulina. Allmächtiger Gott, was hör' ich! Ist dies das schreckliche Geheimniß, das noch auf Deinem Herzen lag?

Faust. Ja, dies ist das letzte furchtbare Geheimniß, gegen das alle übrige verschwinden, wie das Kerzenlicht vor dem Brande der Hölle. Setz nun für meine Seele; gebt es nicht zu, daß Euer Vater, Euer Vatter, Euer Freund in die Klauen Satans falle.

Mariane. Wir wollen Dich schützen! Der böse Feind hat an Dir so wenig Macht, als an uns.

Faust. Schwöre mir, daß er keine Macht an mir habe.

Mariane. Ich schwöre Dir — (ein Saufen ertönt.)

Faust. Weh mir, ich vernehme seine Ankunft! Umschlängt mich, Ihr meine Kinder, umkammert mich fest, Ihr meine Gattinnen, erbarmt euch, und verlaßt Euren Vatten, Euren Vater in dieser Todesangst nicht!

Alle. (umschlingen ihn von allen Seiten) O unser Vater, unser Freund, niemand soll Dich entreißen!

(Ein stärkeres Saufen erschallt, alle taumeln von Faust zurück, sinken rings um ihn auf die Knie, und strecken die Hände nach ihm aus.)

Faust. Weh mir, ich bin verlassen, ich stehe erstarrt und allein in diesem gräßlichen Augenblicke! Helft mir!

(Ein drittes Saufen ertönt, das mit einem Donnerschlage endet. Mit dem Donnerschlage stürzen die Knieenden loslos zu Boden. Satan erscheint.)

Satan. Ich komme, Deine Seele von Dir zu fordern, und sie auf ewig in die Hölle zu führen. Hier ist Deine Verschreibung mit Blut. (hast ihm ein Papier hin.)

Faust.

Faust. (am ganzen Leibe starrend) Auf ewig? Ich habe mich Dir nur auf einige Jahre versprochen; willst Du Deinen Bund brechen?

Satan. Weißt Du nicht, daß ich der Vater der Lügen bin? Wer mein ist, der ist auf ewig mein.

Faust. Allbarmherziger, wehre ihm, daß er mich nicht antaste! Er hat mich um meine Seele betrogen! — Satan, habe Erbarmen, Erbarmen! Ich bin Vater, ich bin Gatte!

Satan. (im Hohngeächze) Desto süßer schmeckst Du der Hölle!

Faust. Ihr Todten, wacht auf, helft mir, er will mich ergreifen!

Satan. Dem Fürsten der Hölle vermag kein Sterblicher zu widerstehen. Schlummert ihr! Du aber komm mit hinunter zur Hölle. Der Augenblick Deines Todes ist da. (naht sich ihm, umklammert ihn, und fährt mit ihm durch die Luft. Faust stößt einen fürchterlichen Schrei aus. Die Erbsargen an der Erde erschauern sich allmählig, und sehen wild umher.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Faust.

Wagner. Was ist hier geschehen?

Paulina. Wie ist mir? Mir war, als läge ich in der Hölle.

Mariane. Wo ist Faust?

Alle. Wo ist Faust?

Kaver. Er ist fort.

Theodora. Er ist nirgends.

Mariane. Allmächtiger Gott, hier sind Blutstropfen an der Erde.

Alle. Ach, Blutstropfen!

Wagner. Kommt hinweg von diesem Orte des Entsetzens und des Grauens! Kommt, laßt uns fliehen!

Alle. Ja, fliehen, fliehen! (alle eilen voll Entsetzen hinweg.)

Achter Austritt.

Die Hölle. Tausend unter einander. Herold. Satan
erschrocken mit dem Schatten Fausts,

Satan. Auf Herold, verkünde der Hölle,
daß ich einen Sieg erkämpft habe, wie er seit dem
Beginnen der Erde über keinen Sterblichen erkämpft
word. Rufe die Fürsten der Hölle!

Herold. Ich gehorche. (Schwingt sich auf einen
Felsen, und das Zeichen der Versammlung erschallt. Die
Satane stürzen herbei.)

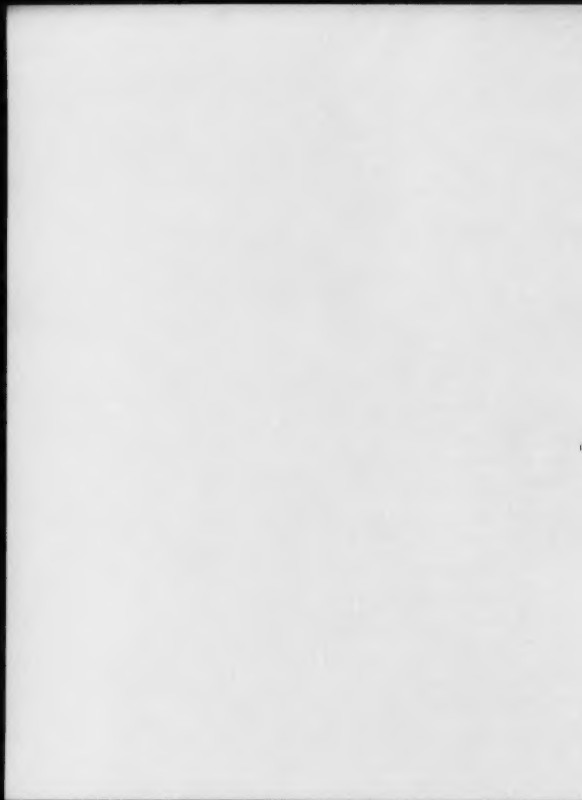
Satan. Hier ist der Sterbliche, mit dem
ich einen Bund gemacht, und den ich nun im Tri-
umph hieher geführt habe. Auf, wir wollen diese
Begebenheit durch ein Fest feiern!

Die Satane. Ja das wollen wir! Es lebe
Satan, er lebe ewig, ewig!

Satan. Laßt die Musik der Hölle erschallen,
und tanzt darnach!

(Eine wilde, mährende, fürchterlich rauschende Musik
erschallt; und die Satane tanzen wüthend darnach zwischen
Flus und Flammen um den Schatten Fausts her.)

Ende des fünften und letzten Acte.



ML



Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

1029

VON

dem Verfasser des Natalis.

Carl Friedr. Benning

J. F. Schmidt.

Mit einem Kupfer.

Erstes Heft.

Leipzig 1802,
bey Heinrich Giff.

3rd Landing, better
is more, 5000 ft. up

Mountain, high by
openness 6000 ft.

1850
of the mountain

1850
of the mountain

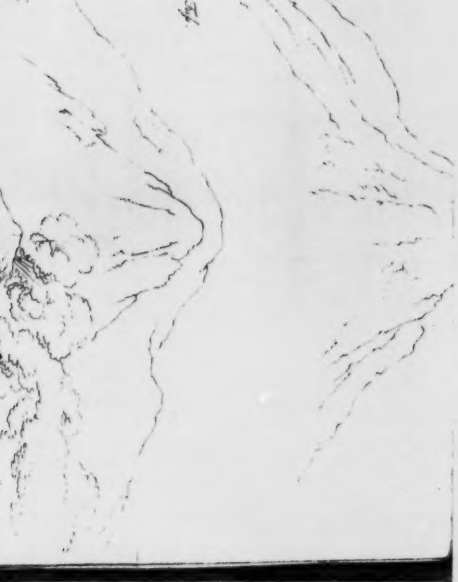
the Hotel des Alpes



21. in 1847
1847

22. in 1847
1847

23. in 1847
1847





V o r r e d e.

Ich biete hier meinem Vaterlande eine Zeitschrift dar, wie sie, so viel mir bekannt ist, noch nicht erschien. Sie wird in einer Entfernung von dreihundert deutschen Meilen geschrieben, und in einer Gegend, die an Sitten, an Beschaffenheit der Bewohner, an Merkwürdigkeiten noch entfernter von dort ist, als dem Raum nach.

Neapel ist eine Welt, und eine neue Welt.
Sie faßt ein ungeheures Magazin von Selten-

heiten in sich, von denen vieles noch gar nicht ans Licht gezogen, vieles in einem falschen Licht aufgestellt wurde. Um diese Welt liegt eine andere, die ihren Reiz aus dem Alterthum hernimmt, und die heiligsten Gegenständen mit ihren Ueberbleibseln fast aus den Zeiten der Urvölker Italiens enthält. Die beiden großen gebirgigten Erdzungen Cap Minervae und Cap Misene, mit ihren Tempeln der Götter, mit ihrer unterirdischen Welt, mit ihren seltsamen Naturerscheinungen, die kleinere Zunge Pausilippo zwischen ihnen, der Archipelagus im thyrrenischen Meer von Ischia, Procida, Nisila, Capri, der Vesuv mit den tausendjährigen Gräbern der Städte an seinem Fuße, die jetzt gleich dem Phönix aus der Asche wieder hervorgehen, Gaeta, Puzzuolo, Nola, Pastum, und tausend andere Merkwürdigkeiten bieten sich hier dar, die jedem, der nur einen Blick in die Dichter des Alter-

thums that, heilig sind, und auch dem, der ihn nicht that.

Das Wichtigste von diesen Dingen der Vorwelt, verbunden mit denen der jetzigen, in dieser Zeitschrift nach meinen geringen Kräften anschaulich zu entwickeln, die Sachen, der Wahrheit gemäß, an dem Ort ihrer Existenz aufzuzeichnen, und mit Eile in mein Vaterland zu befördern, soll mein eifrigstes Bestreben seyn, so lange mir in diesem merkwürdigen Erdstriche zu bleiben vergönnt ist.

Rom ist gekannter, als Neapel, ist öfterer und getreuer geschildert, und unterscheidet sich nicht in so hohem Grade von den Städten des Nordens. Dennochgeachtet werde ich mehrere Merkwürdigkeiten aus dieser Stadt, die ich zum Theil schon gesammelt habe, zum Theil von einer fremden Feder und auf

einer neuen Reise dahin zu erhalten suchen werde, hinzufügen. Aber Neapel mit seiner umliegenden Gegend wird mein Hauptaugenmerk bleiben. Steht Rom zuerst auf dem Titel, so geschah es nur wegen des großen Rufs, den diese Stadt hat, und wegen des Glaubens, daß sie die Hauptstadt der Welt sey.

Ich nannte diese Zeitschrift: *Helios* den Titan, und um eines entfernten, aber aufsen Grundes willen. Unter allem Schönen, das ich in Italien sah, schien mir die winterliche Sonne darin das Schönste, das Belebendste, das Erquickendste zu seyn. Sobald sie hervortritt, verschönert sich die Natur rings umher, und legt gleichsam ein Feierkleid an. Sie gießt ihre belebenden Strahlen fühlbar durch den Körper, sie erheitert mit dem größern Lichte auch zugleich den Geist, und ist gleichsam

noch in ihrer jugendlichen Schönheit, wie in der Zeit, wo sie der Titan Helios genannt ward. Einige behaupten sogar, es sey in Neapel heller, als in jeder andern Gegend der Erde. Da überdies manches in dem Fortgange dieser Schrift aus den Zeiten vorkommen wird, wo man noch an diesen Sonnenlenker glaubte, so sey es mir vergönnt, diesen schönen Namen des Alterthums zu wählen.

Indem ich jetzt den Inhalt dieses ersten Hefts durchlaufe, bemerke ich, daß darin nur wenig aus der Vorzeit aufgestellt ist. Kein Wunder! die jetzige Welt mit ihren tausend fremdartigen Erscheinungen hat mich seit meinem Eintritt in Neapel so überflügelt, daß ich das Entferntere und Stillere der Vorwelt dadurch aus dem Auge verlor. Aber in der Zukunft werde ich auch zu der schö-

nen Welt des Alterthums hinüberschweifen,
und einige Schätze derselben in mein kleines
Magazin niederlegen.

Neapel
den 15. Februar
1802.

C. F. Benkowitz.

Inhalt des ersten Hefts.

	Seite.
1 Veranlassung meiner Reise nach Italien.	1
2 Neapel und Sicilien von de Non.	10
3 Sehnsucht nach Welschlands mildem Himmel. Ein Gedicht.	14
4 Ankunft in Italien.	20
5 Die Peterskirche in Rom.	26
6 Asinio al Cielo.	39
7 Meine Wohnung.	41
8 Dreistigkeit der Italiener, mit Feuer umzugehen.	53
9 Die Höhen einiger merkwürdigen Berge auf der Erde, in Vergleichung mit einigen Werken der Menschen.	66
10 Mons Pincius in Rom.	73
11 Gerechtigkeitspflege in Neapel.	85
12 Apologie des Voeuve, bei einer Eruption, von ihm selber. Ein Gedicht.	97

	Seite.
13 Ein Spaziergang nach Panzhippo.	105
14 Barbieri in Italien.	110
15 Bettlerwesen in Italien.	114
16 Das Almosen.	120
17 Was man in Neapel am Ufer des Meers sieht.	126
18 Das Weihnachtsfest, oder Natale.	137
19 Erziehung.	149
20 Am ersten Januar 1803.	153
21 Seltsame Gebräuche in Neapel.	169
22 Am 21. Januar.	183
23 Preis einiger Lebensmittel in Neapel.	190
24 Erinnerungen an die ehemaligen Freunde meines Lebens.	200
25 Das Theater d. Carlo.	251
26 Wetterbeobachtungen in Neapel.	271
27 Geschichte des Tages in Neapel.	311

Veranlassung meiner Reise

nach

I t a l i e n.

Als das verfllossene Jahrhundert unter Stürmen und Ungewittern seinem Ende sich nahte, als das neue unter Stürmen und Ungewittern erschien, und nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa von den Verwüstungen der Orkane wiederholte; als die Sonne Monathelang nicht hell aufging, und Monathelang jeder Tag unter Regen, Schnee oder Nebel dahinfließ; als die Menschen zu siechen begannen, und schaaarenweise bey tödtender Nässe und nie aufhörenden Abendwinden ins Grab sanken: da nahte auch mir die

Krankheit sich mit verderblichem Hauch, und drückte mit schwerer Hand mich allmählig nieder. Ich kämpfte, aber vermogte den Sieg nicht zu erringen, weil der ganze Luftkreis mit seinem Ungestüm gegen mich kämpfte. Die Kräfte des Körpers erlagen, die Seele ward von schwarzen Bildern umflattert, der Schlaf floh das matte Auge, und todt drohende Erscheinungen zeigten sich mit ihrem Gefolge von Schmerzen und Gram. Nur mit Mühe vermogte ich dagegen zu ringen, und hoffte auf den Frühling, um es mit neuer Kraft zu thun. Er kam. Die Sonne bildete einen höhern Bogen, um mildere Lüfte zu verbreiten, und den Fremdling zu empfangen. — Aber nein! er kam nicht! Ein brennendheißer May erschien, umgeben von scharfen Winden, und die Blume der Gesundheit vermogte nicht aufzublühen; selbst die Blume des Feldes welkte nur empor. Da tröstete sich der Kranke mit dem kommenden Junius, und hoffte belebende Wärme und Himmelsluft. Aber er brachte kalte Regenschauer und Sturm, die Ge-

birge bedeckten sich mit Schnee, und verbreiteten weit umher Reif und erstarrende Luft.

Auch der July täuschte die sehnliche Hoffnung, und fuhr ungestüm auf Regenschwangern Wolken daher, goß verderbliche Nässe auf die Saaten herab, und der April schien in seiner ganzen Wuth zurückzukehren *). Nur wenige

*) Der Professor Fülleborn in Breslau, der auch von des Wetters böiartigen Launen angegriffen ward, sang in dieser Zeit folgendes Gedicht im Breslauschen Erzähler:

An den Monat Julius.

Gesungen den 1sten.

Wie? was? Er wäre Julius?

Das glaube, wer da will;

So tobt ja nicht Herr Blasius

Im graulichsten April.

Wie hängt die Nacht so grau und schwer

Den ganzen Tag herein!

Man sieht kein blaues Streifchen mehr,

Und keinen Sonnenschein.

Tage wandelte die Sonne durch einen heitern
Himmel, und goß einen sanfteren Hauch über

Vielleicht, so heißt es Tag für Tag,
Wird's morgen wieder klar;
Doch wie man sich zergucken mag,
Es bleibt, wie's lange war.

O weh um unsern Sommer, weh!
Drey kleine Monden nur,
So deckt schon wieder Eis und Schnee
Uns Wald und Strom und Flur.

O weh um unsere schöne Saat!
Da liegt sie nun zerweicht:
Indeß der Landmann früh und spät
Betrübt das Feld umschleicht.

Und immer aus der feuchten Nord
Aus seinem Winkel her,
Und scheucht des Waldes Sänger fort,
Und legt die Büme leer.

Medardus, sagt man sich ins Ohr,
Der habe Schuld daran,
Der bringe solche Wetter vor,
Der böse, böse Mann!

die Erde aus; dann sank plötzlich wieder ein Meer von Regen aus den Wolken.

Endlich kam der August, und verkündigte durch kalte Morgen- und Abend-Läufe schon den kommenden Herbst, verkündigte das Herannahn des neuen Winters, ehe noch die Spuren des alten ganz verwischt waren. Welche Aussicht für den, der Schnee und Schlagregen, und

Allein ich glaub' es nicht; so grob
Kann nie ein Heil'ger seyn.
Was hiet' er denn für Luth und Lob
Von diesen Stürmerey'n?

Noch habe, wer da will, die Schuld,
Das macht es drum nicht gut.
Wir müssen warten in Geduld,
Wie man zu Nürnberg thut.

Da dies Lied ganz in Claudius Maniet ist, und in einem Blättchen steht, das minder, als es verdient, außer Schlesien bekannt wird, so habe ich es gern hier aufgenommen.

Nebel, und geheizte, dampfende Zimmer, als Furien für Geist und Körper betrachten muß! Und wie viel Tausende müssen dies nicht! Wie viel Tausende mögen mit mir über die traurige Verwandlung der Monate geseufzt haben!

Als der Winter also, der das neue Jahrhundert brachte, in seiner scheußlichsten Gestalt, als der Frühling ohne Frühling, der Sommer ohne Sommer, vorüberging, und die erschütterte Körperkraft in den wenigen milden Tagen auch nur wenig sich zu erholen vermogte, da begann allmählig der Gedanke in mir aufzukeimen, ein anderes Land zu suchen, wo die zarte Pflanze der Gesundheit besser gedeihen, wo der verlorne Sommer von neuem gefunden werden konnte. Wem aber, in welchem ein ähnlicher Wunsch aufsteigt, heutzutage nicht das Land dar, das hier der Garten, dort, höher noch, das Paradies von Europa genannt wird? — Wem fällt nicht Italien ein, wenn er nach einer reinen und milden Himmelsluft sich sehnt? Seit Jahren schon hatte mein Herz nach diesem schönen Erd-

streich verlangt; Kränklichkeit, und ein langes, ungestümes, schreckliches Jahr machten dies Verlangen zur unüberwindlichen Sehnsucht.

Ich ergriff die Schriften, worin dies reizende Land geschildert war, um zu suchen, was ich so innig wünschte, um zu suchen, wo ich meinem Feinde, dem schauerlichen Winter, entfliehen konnte; da las ich:

Goranis geheime Nachrichten von
Italien. Tom. I. S. 258.

Die Luft in Sorrento ist dem Körper viel zuträglicher, als in Neapel, da sie dort nicht von Salmiak-Theilchen verdorben wird, wie in der Hauptstadt und der umliegenden Gegend. Man hat dort mehreremale Beobachtungen mit dem Aerometer (Eudiometer?) angestellt, welche bewiesen haben, dafs nur an sehr wenigen Orten in Europa die Luft so rein ist, wie in diesem angenehmen Aufenthalt.

Sorrento liegt auf Klippen, welche die Bay umgeben, und zwar so malerisch, dafs ich kei-

nen Ort wülste, der mehr zur Dichtkunst begelstern konnte. Indefs hatte es, als ich da war, auch nicht einen einzigen Dichter aufzuweisen. Es enthalt viersehn tausend Einwohner, ist aber nicht schön, weil die Strafsen zu enge sind; daß es eine gesunde Luft hat, habe ich schon gesagt.

Sorrento wurde der reizendste Aufenthalt seyn, wenn man auch Gesellschaft darin fände. Vortrefflichere Spaziergänge, als hier, kann man nirgends sehen. Sie sind alle beschattet, und zeigen überraschend schöne Aussichten. Das Wasser zu Sorrento ist so gesund, wie man es nur irgendwo haben kann. An diesem einzigen Orte im ganzen Königreiche findet man auch Milchwerk, das sich mit dem Schwoizerischen vergleichen laßt; das Kalbfleisch ist daselbst vortrefflich und wird sehr gesucht. Die Wiesen sind voll Kuhe, die bey einer vortrefflichen Weide auch vortreffliche Milch geben, woraus man vortreffliche Sahne und Butter macht. Wein und Obst sind hier von der besten Beschaffenheit. Diese glückliche Gegend besitzt die Pro-

dukte mehrerer Himmelsstriche vereinigt. Die Berge, von denen sie umgeben ist, sichern sie vor der unbequemen Hitze, die man in Neapel empfindet, und machen ihre Temperatur zur einzigen in ihrer Art.

Sorrento oder Soriento hat seinen Namen von den Sirenen. Tasso ward hier geboren, und man darf sich gar nicht wundern, daß er bey einer lebhaften Imagination, da ihn noch überdies der Anblick dieser reizenden Gegenden begeisterte, die Lust Italiens ward, die Bewunderung anderer Nationen, so wie späterer Jahrhunderte verdiente, und mit seinem Werke eine Klippe ist, woran seine schwachen Nachahmer scheitern.

Nie sieht der Reisende in den Gegenden dieser Stadt den trüben Anblick des Winters, oder einer von glühender Hitze verursachten Dürre.

Neapel und Sicilien von de Non.

Auszug S. 147. Tom. VI.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Gärten von Sorrento der Kochengarten für die Hauptstadt seyn, so wie der Marktplatz daselbst das Magazin aller Eßwaaren ist. Alles ist hier im Ueberfluß, und von dem besten Geschmack zu haben, sowohl, was das Pflanzenreich, als was das Thierreich liefert. Die Sorrentischen Kalber sind berühmt, das Federvieh von der besten Güte, und unter den Erderzeugnissen verdient besonders der Wein das vorzüglichste Lob; er ist so vortreflich, daß ihn die alten ihrem Falernerwein gleich schätzten.

So unglaublich thätig bezeugt sich die Natur in dieser ganzen Gegend, daß man Säugam-

man von 14 jährigem Alter findet, so wie es auch dergleichen von fünf und funfzig Jahren giebt, die, wie man sagt, den Fluß der Milch gar nicht zu stillen wissen. Die Bäume grünen da beständig, und den Winter kennt man nicht. Getreide wächst zwischen den Weinstöcken, und diese schlingen sich an den Fruchtbaumen empor. Eine unzählbare Menge Pflanzen erhöht den Anblick dieser ohnedies herrlichen Felder durch die Schattirungen ihres mannichfachen Grüns zwischen den Bäumen, und erfrischt ihn unendlich. Wir besuchten die Gegend um Weihnachten, und die Vegetation war noch so stark, daß Blätter und Zweige der Bäume die Aussicht überall deckten. Selbst Gräben und Steinklippen liefern hier Orangenbäume.

Diese Beschreibungen entschieden in mir den Ort, wo ich meinen Aufenthalt wählen wollte. Sorrento schwebte mir von nun an in lieblichen Bildern vor Augen, und eine unbe-

schreidliche Sehnsucht erwachte in mir, nach diesem Paradiese zu kommen. Alle Schriftsteller stimmten in dessen Lobe überein; auch einen Deutschen fand ich, in dessen Urtheil ich ein großes Vertrauen setzte, und der nicht minder von Sorrento begeistert war. Hier ist, was Moritz, der empfindende Beobachter, darüber schreibt. Reisen, Tom. II. S. 55.

„Die Gegend um Sorrent übertreffen
„doch noch alles, was ich bis jetzt an reizenden
„Landschaften in Italien gesehen habe, und die
„unabschlichen Orangenwälder mit ihren gold-
„nen Früchten, welche von diesen Anbächen sich
„dem Auge darstellen, übertreffen alles, was die
„Einbildungskraft sich vorstellt.“

Es war weniger nothig, als dies, um mich zur Begeisterung zu bringen, und ich schaute nach jenem Lande jenseits der Alpen hin, wie einst die kranken Israheliten nach der ehernen Schlange, von der sie Heilung erwarteten. Aber ich schaute, und dachte nicht allein, ich handelte und spannte alle meine Kräfte an, um zur

That zu bringen, was als Wunsch meine ganze Seele erfüllte.

Hier lege ich die Feder in Deutschland nieder; denn ich weiß nicht, ob ich zu vollbringen vermag, was ich beschloß. Vermag ich es, so ergreife ich sie in Italien von neuem, und dann werden mehrere Bilder meinen Geist umschweben, dann werde ich durch eignes Anschauen prüfen können, ob Wahrheit in jenen Schilderungen redet, und ob Vorliebe für Welschlands gepriesenen Himmel ihnen nicht die Farben zu ihrem Gemälde lieh.

S e h n s u c h t

nach

Welschlands mildem Himmel.

Nein, länger mag ich nicht auf deinen Fluren weilen,
Ergrimmter Himmel, unwirthbares Land!
Wo ewge Stürme ewig heulen,
Wo itzo Schnee sich thürmt, ist glühend heißer Sand.
Nein, Linger soll der ungestüme Norden
Mein Leben nicht, nicht meine Freude morden!
Ich eile hin zu jener holden Trift,
Wo um der Schönheit Preis sich Erd' und Himmel streiten:
Wo, nach den Sängern aller Zeiten,
Durch einen ewgen Lenz der Lebensnachen schift.
Empfange mich in deinen Schooß,
Sorrento, reizendes Gefilde!
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Ich komme her von Deutschlands fernen Auen,
Wo man den Lenz nur wenig kennt,
Und tief wird dir im Innern grauen,
Wenn dir mein Mund des Winters Schrecken nennt.

Noch sitzt er dort auf einem Throne,
Von nackten Felsen aufgebaut,
Von welchen er, dem sanften Lenz zum Hohne,
Weltherrschend in die Thäler schaut.
Aus seiner Rechten sinkt ein Meer von Schnee hernieder,
Die Linke thürmt ein Eisgebirg' empor,
Und aus dem Munde dringt auf rasselndem Gefieder
Ein fürchterlicher Hauch hervor,
Vor dem, wie vor Medusas Haupte,
Die schöne Trift erstarrt, der Pflanzen schöne Welt;
Vor dem, was einst der Lenz belaubte,
Entfärbt und todt zu Boden fällt.
Von Wolken ist sein graues Haupt umgeben,
Aus seinem Bort steigt Nebel auf,
Sein Fußtritt hemmt der Flüsse Lauf,
Sein Odem nimmt dem Lebenden das Leben.

Dies ist der Fürst, der jenes Land regiert,
Der wie ein Nero dort den strengen Zepter führt.
O weh dem Kranken, der in seinem Reiche
Vergebens an Bethesda's Teiche
Mit sehnsuchtsvollen Blicken liegt,
Und ewig sich mit falscher Hoffnung trügt!

Rechts Monath ist ein Ofen seine Sonne,
Drey Monath ist's ein ruhiges Camin,
Und nicht er dann des Frühlings Wonne
In den drey übrigen durch seinen Bosen glühn?
O nein! die sanften Frühlingsstage
Kennt jenes Land nicht mehr, seitdem des Richters Waage
Katastrien aus seinen Angeln hob,
Und unsre Welt, wie einen Ball, verschob.
Seitdem vermischten sich die Zonen;
Weh denen, die im Norden wohnen!

Der West, der einstens Zephyr blieb,
Der, wie der Liebe Hauch, ant Blumenauen blieb,
Fahrt jetzt mit rauschendem Getümmel
Auf ehernen Flügeln durch den Himmel,
Und ewig, ewig weht der West.

Der hochgepriesne Mai, der Flora stolzes Fest,
Der auf belebenden, auf stillem, sanften Schwingen
Soll Frühlingslüfte an der Erde bringen,
Bringt scharfen Hauch, und öden, dürren Graus.
Die Sonne trinkt die See'n aus,
Und glühend wird die Luft, als führt' in unsern Tagen
Noch einmal Phaeton den irren Himmelswagen.
Die Pflanze stirbt, die Saaten welken hin.
Dies ist der Mai, und dies ist sein Gewinn.

Nun bildet Helios den größern Himmelsbogen,
Der Jun erscheint. O Weh! die Hoffnung ist betrogen.
Er ist so feucht, so rauh, so kalt,
Als wäre schon das Jahr zehn volle Monath alt,
Und brächte den November wieder.
Verstummt dem Mai verstummt dem Jun, ihr Lieder!
Vergiftet wird durch sie das Land, die Frucht, die Saat,
Und Theuerung folgt ihrem Flad.

Soll ich den Jul, und den August besingen?
Wo nimm' ich doch die Farben her,
Wenn sie bald Sturm, bald Frost, bald Hitze, bald ein
Meer

Von schweren Regenschauern bringen!

O neu, seit Jahren ist kein Mond des Liedes werth,

Seit Jahren haben wir die Frühlingsluft entbehrt.

Der goldne Mittelweg ist längst für uns verlohren,

Heiß oder kalt wird jeder Tag gehohren,

Und keiner gleicht dem andern mehr,

Der Morgen ist von Reiz, von Lust der Abend leer.

Oft will der Mittag selbst uns keine Wärme geben,

Die Nacht ist heiter nur — wer will zur Nachtzeit
leben?

Und ist dann der August entflohn,
Erhebt allmählig sich der Winter auf den Thron.

Kann man dies Leben Leben nennen?
Woran soll man den Tod erkennen?

Erstarren wir, wie unreife Flur,
Und könnten uns, gleich Bären, Murmelthieren,
Die öde Winterzeit in tiefen Schlaf verliehren,
Wohl uns! wir sollten der Natur,
Und würden neu hervor im holden Frühling gehn.
Doch dieses Glück ist uns versagt:
Wir müssen die Verwesung sehen,
Wenn sie der Schöpfung Keime nagt;
Wir müssen wachen, rings mit Schlaf umgeben,
Wir müssen die Verwesung überleben,
Und schauen rings umher das weißgerünchte Grab,
Das die Natur der holden Schöpfung gab.

Rühmt nicht das Spiel, und nicht die Ansehnlein,
Rühmt Hül' und Schlittenfahrten nicht!
Es giebt etwas, das lauter spricht:
Die Sonne oft lange nicht, und nicht den Mond zu sehen,
Ein halbes Jahr bey einem heißen Stein
In einem engen Raum zu seyn,
Und unerwärmet von der Sonne Strahlen
Den Frühling nur auf Wände hinzumahlen,
Das kann kein Spiel, kein Schlitten je bezahlen.

Allein, soll ich dem edlen Deutschen Mann
Das edle Vaterland verleiden?

O mein, das wollt' ich nicht, und kann es leicht ver-
meiden;

Ach, den Gesunden lacht ein jeder Himmel an,
Er sey im Süden oder Norden.

Ihm ist von der Natur ein hohes Glück geworden,
Das Crösus nicht bezahlen kann:
Heil dem gesunden Deutschen Mann!

Ich wollte hier nur mit dem Kranken klagen,
Ergießen nur das innere Gefühl,
Und jedem Leidenden es sagen:
Ich war, wie er, des Ungewitters Spiel.

O Schicksal! höre du mein Flehen,
Und laß mich Weichlands Eden sehen.
Führ aus Germanien die armen Kranken fort,
Und laß die Gesunden dort!

Ankunft in Italien.

Ich habe zu vollbringen vermocht, was ich beschloß, ich habe erreicht, was mein Herz ersuchte, ich bin weit jenseits der Mitte von Italien, ich bin in Neapel. Eine Laufbahn von dreyhundert Meilen ist zurückgelegt, eine große, weite Laufbahn von Norden nach Süden.

Ich habe die fruchtbaren Ebenen Schlesiens durchschnitten, ich bin durch die schönen Gebirge in Oesterreich und Steiermark gedungen, ich habe die Ufer des adriatischen Meers, und die paradiesische Lombardey, dies ungeheure Gartenmeer, gesehen, ich habe die fürchterlichen Apenninen zwischen Bologna und Florenz über-

stiegen, ich habe Radicofani in den Wolken erblickt, und Rom an den Ebnen der Tiber, ich bin den merkwürdigen Weg gekommen, den einst Horaz vor zwey Jahrtausenden durchlief, und befinde mich jetzt am Gestade des mittelländischen Meeres, am Fulse des Vesuv. Rom liegt mir gegen Norden, und Deutschland jenseits der fernen Alpen.

Was mir auf einer so weiten Reise begegnete, was ich sah, was ich hörte, was ich empfand, das vermag ich in eine Zeitschrift nicht zusammen zu drängen, die nur mit dem südlichen Theil Italiens, und vor allen mit den beiden ~~gehobensten~~ Städten desselben, mit Rom und Neapel, sich beschäftigen soll; aber an einem andern Ort werde ich es aufstellen *).

*) Unter dem Titel: Reise von Grotto - Olegan nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Florenz, Rom und Neapel, wird in kurzem ein Buch in einigen Theilen bey Herrn W. G. Korn in Breslau erscheinen.

Hier darf ich nur die Fragen beantworten, ob ich fand, was ich erwartete, ob Italien ein Paradies ist, ob es mir meine Gesundheit wiedergab? Warlich, Italien beut viel dar, wenn man auch viel erwartete. Der Himmel bildet ein Paradies, und die Erde bildet eins, aber es laßt sich unmöglich znsammen fassen, wodurch. Minder noch kann sogleich bestimmt werden, was die Menschen sind; das Urtheil würde höchst einseitig ausfallen. Alles dies soll die Folge dieses Journals entwickeln, und so weit meine Kräfte reichen, mit Wahrheit und Anschaulichkeit; es soll die Natur, die Kunst, das Menschenleben im südlichen Italien darstellen, es soll die Tagesgeschichte dieser fernen Gegend ephthalten.

Vielleicht liegt manchem, besonders dem Kränklichen, daran, zu wissen, welchen Einfluß der Himmel Italiens auf meine Gesundheit hatte. Ich kann mit Wahrheit und Ueberzeugung antworten: bis jetzt einen guten; und ich habe keinen andern Wunsch, als daß dies fortdauern

möge. Ich leide nicht mehr, was ich in Deutschland litt. Seit den ersten Tagen meines Eintritts in die schöne und milde Lombardey hat sich mein Uebel gemindert. Die Beängstigungen sind verschwunden, ich esse ohne Furcht nach meinem Gefallen, und nur die krampfartigen Schmerzen in den Schultern und im Kopf kehren zu Zeiten zurück. Aber ich darf hier nicht vergessen, zu erwähnen, dafs jetzt, im December, auch in Neapel eine ungünstige Jahreszeit ist, dafs fast beständig Meerwinde mit vielem Regen, und vieler Feuchtigkeit, die hier vorzüglich schädlich ist, wehen; vielleicht verlihren sich meine Uebel mehr noch, wenn die schöne trockne Jahreszeit eintritt.

Sey mir also tausendmal gegrüßt, holdes Land, wo die Erde so fruchtbar, der Himmel so mild ist. Empfange meinen heißen Dank für die Linderung, die du mir bis itzt gabst, und behalte mich so lange in deinem Schoos, bis ich ganz zu der beglückenden Gesundheit wiedergekehrt bin!

Ich habe noch eine Frage zu beantworten: warum ich nicht nach Sorrent gegangen bin? — Es war mein fester Entschluß, und tausend angenehme Vorstellungen verbanden sich seit langer Zeit damit in meiner Seele; aber in einer Entfernung von dreyhundert Meilen nehmen die Dinge oft eine ganz andere Gestalt an. So auch hier.

Schon in Rom hörte ich vom Lord Bristol, daß zur Winterszeit fast ein beständiger Nebel und Regen in Sorrent herrsche. Dies begann meinen Entschluß wankend zu machen. Zu Neapel sagte man mir: In Sorrento sey zwar im Frühling und Sommer ein Paradies, aber im Winter herrsche dort einiger Mangel. Ueberdies wäre ich daselbst abgeschnitten von allen Beschäftigungen des Geistes gewesen, hatte keine Empfehlungen geholt, keinen Bekannten, keinen Deutschen, der mich mit der Lage der Dinge, mit dem, was zu einer Einrichtung erforderlich ist, hatte bekannt machen können. Ich ware,

wie ein fremder Vogel in einem fremden Lande,
~~der~~ Zuflucht, ohne Zirkel gewesen.

Dergleichen Umstände können auch den festesten Entschluß ändern. Aber sobald sie aufhören, sobald der Frühling eintritt, und ich die Reise mit einem Freunde machen kann, werde ich sie sogleich möglich zu machen suchen, und das vorgemahlte Paradies wenigstens eine Zeitlang genießen.

Die
Peters - Kirche von aussen.

Ich habe gesehen, was man für das schönste, das prächtigste, das erhabenste Gebäude in der Welt halt, ich habe es nach tausend Beschreibungen, nach tausend in der Ferne vernommenen Sagen, von Antlitz zu Antlitz gesehen, und stehe nun nicht mehr in der Reihe derer, die nur hören, ich darf reden.

Ich weifs, dafs schon unzählige Beobachter vor mir geredet haben; aber jeder hat sein eigenes Gefühl, seine eigne Art, einen Gegenstand, und besonders einen so grossen Gegenstand, zu betrachten. Vielleicht leitete mich meine Wahr-

nehmung auf manches, worauf andere nicht geleitet wurden, und dies mindestens darf ich entwickeln. Hier ist, was ich sah, was ich empfand.

Man geht, wenn man vom spanischen Platz an zur Peters-Kirche eilt, die lange StraÙe *strada dei condotti* gerade hinunter, wendet sich dann rechts, und geht über die Engelsbrücke. Hier erblickt man die Engelsburg, oder das ehemalige Grabmahl Adrians, in seiner Majestät, und dann kömmt man von neuem in enge, schlechtbebaute StraÙen, worin man einen Theil der Peters-Kirche erblickt. Endlich tritt man aus den engen Gassen hinaus, sieht sich auf einem weiten Platz, und erblickt das Ganze des Gebäudes mit allen seinen Umgebungen.

Soll ich sagen, wie es mir erschien? — Kleiner, als ich je geglaubt, als mir je meine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte. So viel ich mich besinne, sagen andere Beschreibungen nur, daß dies Gebäude kleiner erscheint, wenn man in das Innere hineintritt; mir erschien auch das

Außere unverhältnißmäßig klein: die Kirche selber, die Treppe vor derselben, die Colonnade an beyden Seiten, der Obelisk in der Mitte, und die beyden Fontainen. Alles erschien mir wie ein Gemahle, das durch seine Größe auf keine Weise Wirkung macht. Aber es war ein schönes Gemahle, das dem Auge gefiel, ohne die Seele in Erstaunen zu setzen. Der ägyptische Obelisk in der Mitte der Colonnade strebt ohne weiter den Blick auf sich zu lenken, empor, die beyden Springbrunnen verlihren sich ebenfalls in der Größe des Platzes, und die Säulen in der Colonnade, so wie an der Vorderseite der Kirche scheinen nur gewöhnliche Säulen, wie man sie schon oft gesehen hat. Kurz, alles erscheint klein, und unendlich kleiner, als es ist.

Fragt man, ob dies eine Vollkommenheit sey, so darf man, glaube ich, geradezu nein antworten. Das scheint mir eine Vollkommenheit zu seyn, wenn ein Werk der Kunst in der wahren Größe, die es hat, sich dem Auge darstellt; soll es aber in einem falschen Licht erscheinen,

so erscheint es besser in einem größern, als in einem kleinern. Unter den vielen Vollkommenheiten dieses erhabenen Werks der Baukunst hebt sich also gleich anfangs eine Unvollkommenheit, und, wie es mir scheint, eine wichtige Unvollkommenheit dar.

Aber woher kommt sie? Sind die Erbauer Schuld daran? Man wäre vielleicht ungerecht, wenn man dies bejahen wollte. Sie haben ein großes Werk in allen seinen Theilen groß aufgeführt, und die schärfste Untersuchung des Einzelnen wird vielleicht dem Tadel nichts Wesentliches darbieten. Aber was ist es denn? Woher ~~erwächst~~ denn dem Ganzen diese Unvollkommenheit?

Moritz findet den Grund in der großen Regelmäßigkeit des Werks, in der Symmetrie, in der vollkommenen Uebereinstimmung aller seiner Theile. Alles ist groß, nichts kann sich vor dem andern auszeichnen, und eine Größe macht die andere klein.

Der Grund klingt schön; aber warum soll

den das, was in allen seinen Theilen groß ist, nicht auch im Ganzen groß und colossalisch erscheinen, warum soll eins das andere klein machen, warum nicht eins das andre groß, warum nicht alles in seiner wahren Größe erscheinen?

Es sind hier der Fragen viel, und eine mögte schon schwer zu beantworten seyn. Aber ich will den Versuch dazu machen; ein jeder darf ja seine Meinung sagen.

Mir scheint der Grund dieser Unvollkommenheit nicht sowohl in dem Gebäude selber zu liegen, als vielmehr in einigen Nebenumständen. Hier sind sie.

Wenn man aus den engen Straßen, die zur Peterskirche führen, herauskommt, so sieht man einen Platz vor sich, der 1274 Fufs lang ist, und am Ende desselben erhebt sich die Vorderseite der Peterskirche. Diese Entfernung ist nach den Regeln der Optik vollkommen hinlänglich, um ein großes Gebäude klein erscheinen zu lassen. Aber dies ist es nicht allein. Vorher hat man in den engen Straßen alles in der Nähe gese-

hen: Häuser, Kirchen, Säulen vor den Kirchen u. s. w. Jetzt sieht man auf einmal in einer beträchtlichen Entfernung ein Gebäude vor sich, von dem uns alle Reisebeschreiber die höchste Vorstellung eingefloßt haben, und von dem man längst ein großes Bild in der Seele mit sich herumtrug. Muß dies nicht allein dem ersten Eindruck nachtheilig seyn?

Der große Raum ferner, den man zwischen sich und der Kirche erblickt, ist ein leerer Raum; es ist nichts darauf vorhanden, als der Obelisk, und die beyden Springbrunnen, und die Gegenstände, nach welchen das Auge die Entfernung messen könnte, fehlen ganz. Man hält den Platz wegen der ununterbrochenen Ebne für kleiner, als er ist, und natürlich auch das Gebäude am Ende desselben. Es geht der Peterskirche, wie dem Monde, wenn er mitten am Himmel steht: er erscheint weit kleiner, als wenn er aufgeht, und mit Bäumen, Häusern u. s. w. verglichen, oder seine Entfernung auf irgend eine Art berechnet werden kann. Könnte

man auf den verschiedenen Plätzen vor der Peterskirche Reihen von Gegenständen anbringen, ohne dem Ganzen zu schaden, so würde dies allein schon die Größe des Werks heben.

Drittens hat man, ehe man zu demselben kommt, die ungeheure Engelsburg gesehen, die durch ihr weites Rund eine große Wirkung macht, man hat das Bild davon noch in der Seele, und die Peterskirche kann durch die Vergleichung nicht gewinnen. Eben so bringt ihr die Nähe des vaticanischen Pallasts Nachtheil, der zwar nicht über die Kuppel, aber doch weit über das eigentliche Hauptgebäude der Kirche, und über ihre Vordersäte hervortritt.

Viertens liegt dies große Werk der Baukunst auf einem Berge, und man muß, wenn man über den Petersplatz geht, merklich aufwärts steigen. Sollte dies nicht auch den Eindruck vermindern? Bauverständige müssen entscheiden können, ob nicht jedes Gebäude, das auf einem Berge liegt, kleiner erscheint. Es sey

so groß es wolle, der Berg unter demselben nimmt doch immer einen weitem Raum ein.

Die Kuppel endlich kann von dieser Seite nie in ihrer wahren Größe gesehen werden; denn da, wo man sie, oder wenigstens den obern Theil davon, übersieht, ist man zu weit entfernt, um den Eindruck des Großen zu empfangen, nähert man sich aber, so verliert man sie durch die Vorderseite der Kirche ganz aus den Augen.

Wenn man alle diese Umstände zusammenfasst, so kann man sich, daucht mir, leicht erklären, warum das Aeußere der Peterskirche so klein erscheint; es bräuchte derselben vielleicht nicht so viel, um diese Wirkung hervorzu-
bringen.

Niemand denke, mir soll nicht geschehen, was andern geschah; ich will die Gegenstände in ihrer wahren Größe sehen, die Einbildungskraft soll mir kein zu großes Bild vormahlen, und ich will durch Hinwegdenken jedes Nebenumstandes das Wahre erblicken. Mit allen die-

sen Vorbereitungen wird er sich getäuscht finden, wird etwas sehen, wie er es schon oft gesehen zu haben glaubt, und am Ende doch sagen: nein, von dem Gebäude, das man als das erhabenste und schönste in der Welt schildert, habe ich eine größere Vorstellung gehabt.

Wie groß es aber dennoch sey, davon will ich nur wenige Merkmale anführen. Jede von den Säulen in der Colonnade, deren 284 sind, hat einen solchen Umfang, daß drey Menschen sie nur umspannen können. Die Säulen an dem Eingange der Kirche aber haben fünftehalb Klafter im Umfange. Auf der Colonnade erblickt man 192 Statuen von Heiligen aus der Schule Bernini's. Sie erscheinen wie Kinder, sind aber kolossalisch, und haben eine Höhe von zehntehalb Fuß. Es ist kaum glaublich, daß dies alles so klein erscheint, aber es ist wahr.

Ich sagte oben, es würde ungerecht seyn, den Erbauern der Peterkirche das Kleinererscheinen derselben zuzuschreiben, ich sagte dies, obwohl mein Gefühl nicht ganz damit überein-

stimmt. Ich wage nicht, ein Werk anzutasten, das einen so großen Ruf hat. Jetzt habe ich es öfter gesehen, geprüft, geforscht, gehört; und nun wage ich, trotz so vielen Autoritäten, zu behaupten, daß besonders die Vorderseite der Peterskirche beträchtliche Fehler hat, und daß diese viel dazu beytragen, den Eindruck des Großen zu vermindern.

Dies ist warlich kein Wunder. Man hat ein etwas gemeines Sprichwort von einem Gericht, woran viele Köche arbeiteten. Dies gilt noch weit mehr von Werken der Baukunst. An der Peterskirche aber haben so viele Baumeister *successiv* und zu gleicher Zeit gebaut, daß ihre Namen ein kleines Register ausmachen. Rosellini, Alberti, Bramante, Sangallo, Joconde, Domenico, der große Raphael, Peruzzi, Antonius Sangallo, Michel Angelo, Vignola, Ligorio, de la Porta, Maderne, Bernini, alle diese Männer haben bey diesem großen Bau gewirkt. Wer erschrickt nicht vor so vielen Namen? Aber das Schlimmste ist, daß die meisten von diesen

Künstlern etwas wichtiges zu dem Bau hinzusetzen wollten, um ihr Gedächtniß daran zu verewigen. Darf man sich wundern, wenn das Ganze überladen, und so mit kleinen Theilen bedeckt ward, daß die Größe desselben ihre Wirkung verlor?

Dies Unglück hat besonders die Vorderseite der Kirche betroffen, wo ein Schmuck den andern, ein Balkon den andern drängt, und mancher von ihnen gleichsam zwischen zwey Säulen eingedrängt ist. Michel Angelo hatte den Gedanken, sie nach der Façade des Pantheons in Rom anzulegen. Wäre dies ausgeführt worden, so besäße Rom unstreitig ein Gebäude, das sich in jeder Rücksicht mit den Werken der Alten vergleichen ließe, und in manchem sie übertreffen würde. Aber Pius V. befolgte einen andern Plan, und so ist etwas entstanden, das weder einem alten Griechen, noch einem alten Römer gefallen würde.

Man traue nicht auf die Zeichnungen und Kupferstiche von diesem Gebäude. Sie sind mei-

stens falsch und unrichtig. Die Künstler stellen leider die Sachen nicht immer so dar, wie sie sind, sondern wie sie sich in ihrer Abbildung gut ausnehmen. Sie lassen das Fehlerhafte und Anstößige weg, denn dies würde ja auch in ihrer Darstellung keinen guten Eindruck machen, und auch alles recht malerisch nachzubilden. So machen sie es nicht allein mit Gegenständen aus der Kunst, sondern auch aus der Natur. Sie verändern einen Berg, einen Wald, ein Thal, je nachdem es für ihre Nachahmung sich am besten schickt.

Dies ist denn auch der Peterskirche häufig wiederfahren. Ich habe einen sehr eleganten und feinen Kupferstich davon vor mir, worin sie mit ihren Umgebungen gleichsam zum Ideal erhoben wird. Es ist ein Standpunkt angenommen, wie er in ganz Rom nicht zu finden ist, man müßte denn gerade gegen der Kirche über in einem Luftball emporsteigen, und in einer gewissen Höhe sich schwebend erhalten. Die Balkons, von denen einige größer, einige kleiner in der

Wirklichkeit sind, werden hier alle in gleicher Gröfse dargestellt, um den Eindruck des Einfachen nicht zu vernichten; der Vatican aber, der über die Vorderseite der Kirche hervortragt, ist weit niedriger abgebildet, und muß nur dazu dienen, die Gröfse derselben zu erheben. Kurz, der Künstler hat sich eine Peterskirche auf dem Papier erbaut, wie sie sich recht schön ausnimmt; aber von einer solchen papiernen Kirche ist hier die Rede nicht.

Ich habe meine Urtheile aus der Wirklichkeit, aus unmittelbarem Anschauen, und aus vielen Unterredungen mit andern hergenommen; wer dasselbe thut, der wird es wahrscheinlich mit mir unterschreiben, dafs die Peterskirche, ihrer Aussenseite nach, auf keine Weise als das schönste Gebäude in der Welt gepriesen werden darf.

Von dem Inwendigen derselben, das verhältnismäfsig auch nur klein erscheint, aber nach meiner Meinung unendlich schöner, als das Aeusserere ist, werde ich in der Zukunft reden.

Astrico al Cielo.

Es giebt in Italien vieles, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat; hierzu gehört auch ein Astrico al Cielo. Unter diesem Ausdruck versteht man eigentlich die Decke der obersten Zimmer, die weiter kein Dach über sich hat, sondern mit ihrer Fläche gegen den offenen Himmel liegt. In Neapel sind nemlich die Häuser fast ohne Ausnahme mit flachen Dächern erbaut, auf denen man, wie in einem Zimmer, lustwandeln kann. Diese Decken bestehen aus einer kalkartigen Composition, die sich in einen festen Stein verwandelt. Sie sind abschüssig angelegt, doch fast unmerklich, um den Regen abfließen zu lassen.

Aber man nennt auch noch etwas anders *Astrico al Cielo*, das man noch weniger in Deutschland kennt. Mitten auf diesen flachen Dächern nemlich sind meistens noch einige Zimmer angelegt, die ebenfalls ein flaches Dach über sich haben, und diese nennt man vorzüglich *Astrico al Cielo*. Eine solche Anlage ist etwas sehr Seltsames für den, der aus Norden kömmt. Sie ist ein Haus in der Luft. Oben auf einem Hause ist ein andres Haus erbauet. Tritt man aus demselben heraus, so tritt man auf ein Dach, und befindet sich auf einem ebenen Bezirk mit einem Geländer umgeben, von welchem man tief in die Straßen, wie in einen Hohlweg hinschaut. Man befindet sich gleichsam auf der Höhe eines Berges, auf welchem man seine Wohnung angelegt hat. Man erinnert sich dabey beständig an den König David, der auf der Zinne seines Hauses lustwandelt, und wähnt dem Morgenlande näher zu seyn.

Ich darf kaum bemerken, dafs eine solche Wohnung sehr viel Reizendes hat. Aus seinem

Zimmer gleich auf eine sonnige Ebne in eine reine Luft hinzutreten, über Staub und Getümmel der Straßen erhaben zu seyn, und weit umher auf Gebirge, auf Ebenen und auf das Meer hinzuschauen, das reißt gleich beym ersten Augenblick hin.

Aber auch ein *Astrico al Cielo* ist eine sub-lunatische Rose, die ihre Dornen hat. Ich hatte mich zuerst entschlossen, eine solche Wohnung zu beziehen, aber man widerrieth es mir. Da der Regen sie von oben und von allen Seiten treffen kann, so ist sie gewöhnlich sehr feucht, und nichts hält man in Neapel für schädlicher, als eine feuchte Luft. Ich that also Verzicht auf die Reize des *Astrico al Cielo*, und nahm eine andere Wohnung.

Auf Pallästen und den Häusern reicher Einwohner hat man gewöhnlich dem *Astrico al Cielo* noch mehr Schönheit gegeben. Hier tritt man aus dem Zimmer desselben auf einen Platz mit allerhand Gewächsen, mit Bildsäulen, mit kleinen Gartenhäusern. Oft mehr als hundert Fusa hoch

findet man plötzlich einen Garten, der, gleich den babylonischen Gärten, in der Luft hängt, und eben dadurch unendlich mehr Reiz bekommt, als wenn er in der Tiefe bey den Häusern liegt.

Auch in Deutschland würde man einen *Astrico al Cielo* mit einem Garten umher so gut anlegen können, wie in Neapel, und in großen, volkreichen Städten, wo es an Raum gebricht, müßte dies äußerst angenehm seyn. Aber ich habe nirgends auch nur etwas ähnliches gefunden. Vielleicht nimmt man sich nicht die Mühe zu solchen Anlagen, weil man sich dort so wenig in freyer Luft aufhalten kann; aber sie würden sich schon dadurch bezahlen, daß sie fast jede Feuersgefahr, die von aussen sich nahen will, abwenden.

M e i n e W o h n u n g .

In Neapel werden die Wohnungen von einem Mai bis zum andern, oder wenigstens auf sechs Monath vom Mai bis zum November vermiethet. Zwischen diesen Zeitpunkten ist es schwer, eine gute Wohnung zu finden, weil die besten besetzt sind. Auch ich mußte mir viele Mühe geben, ehe ich einige zuträgliche Zimmer für mich erhalten konnte, zumal da ich um meiner Gesundheit willen nach Neapel gekommen war, und nicht jeden Aufenthalt wählen durfte.

Es sind nemlich in Neapel einige Erfordernisse nothwendig, die an andern Orten weniger bedeutend erscheinen. Da die Sonne hier sehr

belebend und erquickend ist, besonders im Winter, auch die Feuchtigkeiten in dieser Jahreszeit vermieden werden müssen, so sucht man Zimmer, die etwas hoch, und gegen die Mittagsseite liegen. Es gelang mir endlich ganz durch ein Ohngefähr, sie zu finden.

Nachdem ich schon viele Wohnungen gesehen hatte, ohne daß mir eine gefallen hatte, fuhr ich eines Morgens aufs Gerathewohl durch den Theil der Stadt, der Kiaja heißt, wo ich vorzüglich zu wohnen wünschte, und suchte Annoncen an den Häusern. Ich war in der Straße Rocella abgestiegen, und sah um mich her, als mich ein bepaluter Mann fragte, was ich suchte. Ich sagte es ihm, und er war sogleich bereit, mir Hilfe zu leisten. Nach einigem Wortwechsel fand es sich, daß er auch ein Deutscher sey. Er hatte viele Jahre als Unterofficier und Feldwebel im neapolitanischen Dienst gestanden, und war jetzt Portier bey dem Prinzen Rocella.

Er zeigte mir sogleich eine Wohnung, die mir aber nicht gefiel, weil eine Menge Wasche-

rinnen in der Nähe wohnten, und die ganze Strafe mit Wäsche belegen war. Indefs versprach er, eine andere zu suchen, und war wirklich unermüdet in seinem Nachforschen. Gleich nach Tische kam er wieder zu mir, und sagte, er habe eine gefunden. Ich liefs mich zu derselben hinführen, sie gefiel mir, und ich nahm sie zur grossen Zufriedenheit meines Begleiters.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich hier ganz unbefangen den Diensteifer dieses Mannes loben, und sein Betragen als warme Theilnahme an dem Schicksal eines Deutschen schildern könnte; allein die Wahrheit fodert etwas anders von mir. Es kann seyn, dafs er einige Neigung fühlte, einem Landsmann zu dienen, aber Eigennutz hatte gewifs den meisten Theil daran. Denn leider nehmen die Deutschen, die ohne feste Grundsätze und gebildeten Geist hieherkommen, gewöhnlich in diesem Betracht die Denkungsart der gemeinen Italiener an, und übertreffen sie noch oft darin. Er liefs sich von dem bezahlen, der die Wohnung vermiethete, und

obwohl ich längst beschlossen hatte, ihn ebenfalls für seine Møhe zu belohnen, so ließ er sich doch bald so deutlich merken, was er erwartete, daß ich eilen mußte, ihn zu befriedigen.

Indessen er hat mir eine Wohnung verschafft, und ich bin ihm Dank schuldig, sein Diensteifer mag aus einer reinen oder unreinen Quelle entsprungen seyn.

Ich wohne in der Nähe des Pallasts del Vasto am Fuß, oder vielmehr schon am Abhange des Berges, worauf St. Elmo liegt, in dem sogenannten Schweizerquartier. Gegen mir über sind keine Häuser, sondern ich sehe über eine niedrige Mauer in einen Garten hinein, der wieder an andere Gärten grenzt, die sich links terrassenmäßig erheben.

Dies war es eigentlich, was mir diese Wohnung so angenehm machte; denn in einer so volkreichen Stadt, wie Neapel, ist es zwiefach erwünscht, einen weiten Platz um sich zu haben, wo man eine reinere Luft athmen kann.

Der Garten gegen mir über, der nur weni-

ge Schritte von mir entfernt ist, hat eine ganz andere Gestalt, als die Gärten im December in Deutschland zu haben pflegen. Er ist dicht mit Citronen- Pommeranzen- Feigen- und Mandelbäumen bedeckt, die ihm auch in dieser winterlichen Jahreszeit ein reizendes Ansehen geben. Die Feigenbäume haben ihr Laub beynahe verloren, denn die Zeit der Feigen ist vorüber; aber die Citronen- und Pommeranzenbäume sind dickbelaubt, und so mit schimmernden Früchten angefüllt, daß die Zweige sich unter der Last tief neigen.

Für ein Auge, das dergleichen Bäume nur in Treibhäusern oder in Gefäßen zu sehen gewohnt ist, gewährt dies einen reizenden Anblick. Besonders schön ist der Pommeranzenbaum, zwischen dessen dunkeln und saftigen Laube die Früchte gleichsam hervorbrennen. Es ist fast unmöglich zu zweifeln, daß diese Früchte nicht die berühmten goldenen Aepfel in den Gärten der Hesperiden seyn sollten. Gleich beym ersten Anblick dieses Baums entsteht dieser Gedanke in

unt, und ein kleiner Umstand giebt ihm viel Wahrscheinlichkeit. Diese Früchte heißen hier gewöhnlich nicht Pommeranzen, sondern Portugalli.

Sie sind, wie die Citronen, gleich vor und nach Weihnachten reif, also jetzt in ihrer größten Schönheit.

Die Mandelbäume allein sind entlaubt, und stehen nackt da; aber man sagt mir, daß sie im Januar zu blühen anfangen.

Fast nicht minder schön, wie die Baumfrüchte, sind die Erdfrüchte in diesem Garten. Ich sehe darin eine Menge Blumenkohl von einer Größe, wie man ihn* nie in Deutschland sieht, Salat, Procoli und andere Arten von Kohl, nächst einer Menge Blumentöpfe, worin die Nelken jetzt aufblühen wollen. Kurz, der Garten sieht im December aus, wie die deutschen Gärten im beginnenden Herbst, wo alle Früchte darin in der größten Kraft sind.

Meine Wohnung hat, fast wie jede Wohnung in Neapel, den Vortheil, daß man aus den Fenstern

Fenstern derselben auf einen kleinen Balcon mit einem eisernen Geländer umgeben, hintreten kann. Aus dem Fenster sehen ist hier nicht im Gebrauch; man geht gleich ganz aus demselben hinaus in die freye Luft.

Wenn ich mich auf einem von meinen Balcons befinde, so schwebe ich gleichsam über dem oben beschriebenen Garten, und in dem lieblichen Sonnenschein, der hier bey gutem Wetter herrscht, hat dies etwas Erquickendes. Leider ist jetzt die Regenzeit in Neapel, und von den schönen Tagen erscheinen wöchentlich nur höchstens zwey. Die übrigen sind halb heiter oder regnig.

Sehe ich zur Rechten aus meiner Wohnung, so erblicke ich in der Nähe den Pallast del Vasto mit einem großen Platz vor demselben, worauf die Soldaten geübt werden, in der Entfernung aber einen großen Theil von dem schönen Bergrücken Pauslippo, wie er sich allmählich gegen das Meer zu versenkt. Zur Linken geht es gleich beträchtlich bergauf nach St. Elmo, und in einer

geringen Entfernung befindet man sich schon auf einer Höhe, von der man eine der schönsten Ausichten hat. Im Vordergrunde sieht man von dort den ganzen Theil der Stadt, der Kiaja heißt, bis nach Pausilippo. Dicht hinter demselben breitet das Meer seine unabsehbliche Fläche mit allen seinen prachtvollen Umgebungen aus, und die Felseninsel Capri steigt ernst und dunkel aus den Fluthen herauf. Schiffe und kleine Fahrzeuge bedecken den weiten Golf, und an der Spitze von Pausilippo sieht man das Meer schäumende Wagen emporprützen.

Das Meer ist ohngefähr funfhundert Schritt von meiner Wohnung entfernt, aber ich höre das Sausen davon fast ununterbrochen. Anfangs glaubte ich immer, es sey ein Sturm; aber wenn ich auf den Balcon hinaustrat, fand ich die Luft ruhig. Das Meer scheint eine selbstständige Kraft zu besitzen, Wellen emporzuthürmen.

Des Morgens mit Anbruch des Tages kommt eilend ein Volk von Ziegen mit Glocken am Halse von St. Elmo herunter, um sich in die

Straßen der Stadt zu verbreiten; von Pausilippo her aber kommen langsam am Ufer des Meers Kühe mit ihren Kalbern, und gehen ernst und bedächtig nach der Mitte der Stadt. Warum hier Kühe und Ziegen in die Stadt eilen, anstatt daß sie an andern Orten aufs Feld getrieben werden, das wird sich späterhin entwickeln.

Ich besitze zwey Zimmer, die gerade gegen Mittag liegen, und eine Küche, alles eine Treppe hoch. Vor mir wohnte ein Capellano vom Regiment, oder ein Feldprediger hier; weil die Wohnung einige Zeit leer gestanden hat, so habe ich sie als ein Fremder um einen ziemlich wohlfeilen Preis für Neapel bekommen. Ich bezahle monatlich 36 Carlin, welches ohngefähr 4½ Thaler ausmacht.

Im Winter ist diese Wohnung gut, aber im Sommer muß man nothwendig auch ein Zimmer gegen Norden haben. Ich werde sie also bis dahin verändern.

Neben mir wohnt ein deutscher Instrumentmacher, der eine Pension vom König hat, und

zu der andern Seite ein deutscher Arbeiter in der königlichen Porcellänfabrik, der ebenfalls diesen Vortheil genießt. Noch ein andrer deutscher Claviernmacher, der für den ersten in Neapel gehalten wird, befindet sich hier, und hat eine Pension von monatlich 50 neapolitanischen Dukaten (ohngefähr 37½ Thlr.). Ueberhaupt hat der König geschickte Deutsche in mechanischen Arbeiten ins Land zu ziehen gesucht, und viele wohnen davon in meiner Gegend. Dies ist ein kleiner Trost, wenn man von seinem Vaterlande so weit entfernt ist.

Dreistigkeit der Italiener,
mit Feuer umzugehen.

Vielleicht herrscht in keinem Lande eine solche Kühnheit, dies gefährliche Element zu behandeln, als in Italien. An den meisten Orten in diesem Lande giebt es wenig Policey in andern Dingen, in Absicht des Feuers scheint es gar keine zu geben.

Schon in Venedig sah ich hie und da Feuer auf den Strafsen angemacht, und des öffentlichen Kochens und Bratens war kein Ende. Allein bey dem vielen Neuen und Auffallenden, das ich erblickte, achtete ich nicht darauf. In Florenz ward ich zuerst aufmerksam auf diese Art von Keckheit, die in Deutschland das Auge der Po-

licey so scharf auf sich richtet. Dort sah ich oft ganze Kohlenbecken voll brennender Kohlen auf die Straße hingeworfen, die der Wind umherfuhrte, und hoch in die Luft die Funken verstreute. In Rom trieb man die Dreistigkeit noch weiter, und ward dadurch sogar beschwerlich.

Eines Morgens, als ich an meinem Schreibtisch saß, und gerade die Peterskirche beschrieb, fiel ein starker Schuß ohnweit von meinem Fenster. Ich fuhr vor dem ungewöhnlichen Knall hoch in die Höhe, und da er in andern Städten nichts Gutes zu bedeuten pflegt, so forschte ich sogleich nach, was vorgefallen sey. Aber man sagte mir gleichgültig, es würde jemand seyn, der Vogel schosse. Wie? darf man hier in der Stadt Vogel schießen? rief ich. Man bejahete mir dies als etwas gewöhnliches, und setzte hinzu, daß vorzüglich auf die Tauben Jagd gemacht wurde.

Ich hörte gleich darauf noch mehrere Schüsse fallen, aber da ich nunmehr wufste, daß nur das Leben der Vögel dabey in Gefahr sey, so

erschrock ich mindestens nicht mehr. Wenn man indessen von Jugend auf in Deutschland gewesen ist, wenn man die dortigen Einrichtungen kennt, so ist dies Jagdgetöse dicht bey den Häusern etwas sehr auffallendes, und man wird nicht wenig darüber betroffen.

Da die Armuth in Rom sehr groß ist, und auch die Staatseinkünfte nicht von großem Belang seyn können, seitdem der Freiheitsbaum auf dem Capitol stand, und Marc Aurel die dreifarbigte Cocarde trug, so möchte ich der römischen Policy, wenn es eine giebt, den Rath geben, Rom in Jagdquartiere zu vertheilen, und gehörig an die Liebhaber zu verpachten, um mit dem Ertrag Armenhäuser anzulegen, oder den öffentlichen Cassen etwas unter die Arme zu greifen. Da die Felder um Rom her so wenig angebaut sind, daß sich kaum ein Vogel darauf ernähren kann, in der Stadt sich aber hie und da noch etwas für sie findet, so würde das Gewild den Jägern gleichsam in die Hände laufen. Auch in andern Rücksichten könnte diese städtische Jagd-

gerechtigkeit ihren Nutzen haben; denn sollte Rom noch mehr verfallen, und noch mehr leere Häuser darin entstehen, so würden die Jagdbefugten am Ende die schreckhaften Uhu's und Nachteulen wegschießen können.

Man wundere sich über diese Bitterkeit nicht. Wenn man die herrlichen Felder um Rom in Wüsteneien verwandelt, wenn man dabey Tausende von Bettlern in der Stadt müßig stehen und liegen gesehen hat, so wird das Herz zu dieser Bitterkeit gleichsam mit Gewalt empor.

Aber genug davon! Ich werde Gelegenheit finden, in meiner Reisebeschreibung diesen Punkt noch einmal zu berühren.

Dieselbe Sorglosigkeit mit Feuer fand ich auch bey'm Tobackrauchen. Man setzte sich mit der brennenden Pfeife in offene Wagen, und fuhr damit in der ganzen Stadt umher; eben so schmauchten die Fußgänger in allen Straßen ihr Pfeifchen, und niemand gab darauf Acht. Sobald auch nur das geringste kalte Lüftchen wehte,

auf das wir in Deutschland gar nicht achten, liefen die Römer mit einem kleinen Kohlentopfehen in der Hand, überall umher. Dies war nicht sowohl kühn, als vielmehr lächerlich. Es schien, als lägen von allen Theilen des Körpers ihnen die Finger am meisten am Herzen, und als wäre mit ihnen alles gedeckt; denn Arme und Beine, die doch nicht an dem Kohlentopfe Theil nahmen, waren bloß.

Auch in Absicht der Kleidung fand ich eine große Freiheit in Rom. Man erlaubt sich im tiefsten Nachtkleide über die Straßen zu gehen, ohne daß es jemandem auffällt. Ich stand auf dem Berge Pincius des Morgens vor meiner Thür; ich will mich anziehen, sagte ich, und zu jenem Eckhause gehen. Warum nicht im Nachtzeuge? fragte man mich; hier sind wir in einer Stadt der Freiheit. *Romae dum eris et caet.*, dacht' ich, und ging im Nachtkleide durch die Straße. Niemand sah mich an.

Aber ich wollte von der Sorglosigkeit, mit Feuer umzugehen, schreiben. Je näher ich nach

Neapel kam, um so größer wurde sie. In Velletri traf ich spät des Abends bey einem großen Sturmwind ein. Indem ich durch die Straße fuhr, sah ich vor mir ein großes Feuer, mit dem der Wind spielte, und die Funken weit umherfuhrte. Ich hätte auf den Gedanken gerathen können, daß ein Haus in Brand stände. Nichts weniger! — Man brät Kastanien.

Bald darauf ging ein Kerl durch die Straßen, der statt der Laterne einen großen Feuerbrand in der Hand trug. Da die Flamme verlöscht war, so schwenkte er das glühende Holz immer hin und her, damit es mehr Licht verbreiten sollte.

In Fondi trieb man die Sache noch weiter. Um sich zu wärmen, hatten eine Menge Kerle ein großes Feuer im Pferdestall mitten unter Stroh angezündet, und saßen rings umher, ohne an Gefahr zu denken.

In Neapel endlich ist man in dieser Art Tapferkeit auch nicht zurückgeblieben, und ich habe von mehreren Seiten Gelegenheit gehabt,

zu beobachten, daß man das Feuer für kein fürchterliches Element hält. Man hat hier sehr viele große Kohlenbecken, die man nicht allein in die Zimmer stellt, um sich dabey zu wärmen, sondern in denen man auch kocht. Die gewöhnliche Art, das Feuer in diesen Behaltnissen anzublasen, ist, sie vor die Thür oder auf einen Balkon vor den Fenstern hinauszusetzen, besonders wenn ein starker Wind ist. Man ist dabey im geringsten nicht besorgt, wenn die Funken und brennenden Reiser auch durch eine ganze Straße verstreut werden.

Jeder Knabe erlaubt sich, öffentlich mit Pulver zu spielen, und in den Straßen seine Schwärmer und Kanonenschläge abzubrennen, ohne darauf zu achten, ob jemand vorbeigeht, den er durch sein knallendes Spielzeug erschrecken konnte. Das glimmende Papier bleibt in der Gasse liegen, und wird vom Winde weggeführt.

Oft habe ich bemerkt, daß man auf dem Dach eines Hauses ein Feuerwerk machte, und das Feuer wie vom Himmel regnen ließ. Nie-

mand giebt sich die Muhe, darauf zu achten; es ist in der Regel, der Kutscher geht hier auf der StraÙe mit der brennenden Pfeife bey dem vornehmsten Herrn vorüber, und laßt sich nicht einfallen, dafs dies unschicklich oder gefährlich ist.

Auch mit dem Schießen ist man hier nicht sparsam. Mein Nachbar geht mit der Flinte auf den *Astrico al Cielo* meines Hauses, und lauert auf die Vogel im dem Garten gegen mir über. Ich war erstaunt, als ich dies das erstmal sah. Indessen hat er seine Flinte noch nicht abgebrannt, und ich werde auch einige Einwendungen machen, wenn es geschehen sollte.

Ich weiß, dafs die meisten von denen, die dies lesen, schon längst die Frage aufgeworfen haben: ob denn bey diesem Grade der Unvorsichtigkeit keine Unglücksfälle geschehen, ob nicht beständige Feuersbrünste eintreten? Ich kann mit vieler Zuversicht: Nein, antworten. Man hört hier von keinem Gera, von keinem Ruppia, kaum von einem abgebrannten Hause.

Fragt man weiter: wodurch dies Wunder geschieht? so bitte ich meine Landsleute sehr, auf die Antwort zu achten: weil man in Italien den Feuersbrünsten, dieser Geißel der Menschheit, gleich aus dem Grunde entgegen gearbeitet, weil man überall mit Steinen gebauet hat.

O, warum nimmt mein Vaterland doch hierin nicht Italien zum Muster! Warum erlauben dort die Obrigkeiten jedem, zu bauen, wie er will? Warum ist es dem Baulustigen vergönnt, selbst in den ansehnlichsten Städten einen großen Scheiterhaufen hinzusetzen, den das Feuer bey der ersten Gelegenheit ergreift? Warum ist nicht das allgemeine heilsame Gesetz gemacht: wer bauen will, der erbaue keine Speise für das Feuer, er baue von Stein!

Ich weiß sehr wohl, daß dies kostbarer, aber ich weiß auch, daß es dauerhafter, und im Ganzen für den Besitzer vortheilhafter ist. Mir ist sehr wohl bekannt, daß die Steine an manchen Orten sehr selten sind; aber es ist besser,

sie Meilenweit herzuholen, als in ewiger Besorgniß vor Feuergefahr zu schweben, und bald eine Stadt, bald ein Dorf in der Asche liegen zu sehen. Die Gefahr, daß in wenigen Stunden die Frucht ganzer Erndten verzehrt, ganze Heerden vernichtet, und viele tausend Menschen hilflos unter freyem Himmel seyn können, überwiegt die kostbarste Bauart. Man kann es nicht theuer genug bezahlen, vor so etwas gesichert zu seyn.

Man hat in vielen Städten Deutschlands die trefflichsten Anstalten bey Feuergefahr, man hat eine Menge Sprutzen, eine Menge Menschen, die bey dem ersten Ausbruch der Flamme herbeyeilen müssen, man hat die strengsten Gesetze gegen Unvorsichtigkeit, und erhalt die Menschen in steter Wachsamkeit vor der Gefahr. Aber man hat das Schwerdt bey der Schneide gefaßt, um sich zu vertheidigen. Man handelt, wie in einem Staat, wotin man sich vor der Pest schützen will, aber keinen Cordon an der Grenze zieht. Man laßt sie ins Land, hat aber die trefflichsten Aerzte, die bequemsten Krankenhäuser,

und eine zahllose Menge Wärter. Wozu das alles? Wenn sie einmal da ist, so rafft sie, trotz aller Anstalten, Tausende hinweg. Man ziehe einen Cordon, und alle jene weisen Einrichtungen sind unnöthig. Der Cordon aber bey Feuerbrünsten ist die steinerne Bauart.

In Neapel ist eine einzige Sprütze, in Rom gar keine; in ganz Italien kennt man unsere Feueranstalten nicht, und es brennt kaum ein Haus ab. Warum? Man hat diesem wutenden Element keine Speise hingesezt, und wenn es auch seine fürchtetliche Zunge ausstreckt, so findet es nirgends einen Raub, den es verschlingen könnte; in Deutschland aber steigt in jedem Jahr die Flamme von brennenden Städten gen Himmel. Wird man bey dieser hellen Flamme nie sehen lernen?

Es giebt tausend Einwendungen und Schwierigkeiten bey der steinernen Bauart in Deutschland, aber eine rauchende Stadt, deren Einwohner nakt und bloß als Bettler da stehen, und sich die Haare ausreißen, schlägt alle diese

Schwierigkeiten zu Boden. Auch ist das Bauen aus Holz oft nur eine Art von Wahinn. Ich bin durch Gegenden gekommen, wo die Felsstücke in Haufen von den Hohen herabrollten, aber demohgeachtet hatte man die Häuser aus dicken eichenen Bohlen erbauet.

Man sage nicht, daß viele Stellen unbebaut liegen bleiben würden, weil viele nicht reich genug sind, aus Stein zu bauen. Mögen sie liegen bleiben! Es ist besser, daß eine Stelle wüst sey, als daß sie Gelegenheit gebe, hundert andere zu zerstören. Es ist besser, daß' hier und da jemand nicht nach seinem Gefallen bauen könne, und daß Einer leide, als daß Viele unglücklich durch ihn werden. Ist nur einmal erst das Gesetz gegeben: Niemand darf von jetzt an anders bauen, als aus Stein; so wird sich allmählig jeder daran gewöhnen, und es wird ein Unding werden, aus Holz zu bauen, wie es jetzt ein Unding ist, einen holzernen Feuerheerd zu machen: In zwanzig Jahren wird man von keinen Feuersbrünsten mehr hören, und zehnfach wird es wieder

wieder eingebracht seyn, was das Bauen aus Stein kostbarer war.

Ich habe mit Bedacht die große Sorglosigkeit, die man überall in Italien gegen Feuergefahr findet, geschildert, um zu zeigen, wie weit man in dieser Rücksicht gehen kann, wenn man dem Uebel von Grund aus vorgebeugt hat, und ich wünsche sehr, daß mein Vaterland, welches in so vielen Rücksichten verdient, von Italien nachgeahmt zu werden, hierin dies Land nachahmen möge.

Die Höhen.
einiger
merkwürdigen Berge auf der Erde,
in Vergleichung
mit einigen Werken der Menschen.

Wenn man eine Reise von Deutschland durch Italien macht, so ist man fast ununterbrochen mit nahen oder fernem Gebirgen umgeben, auf Hohen oder in Thalern, und die Ebenen machen nur die Ausnahmen. So wie die Geschichte des Menschengeschlechts fast nur die Geschichte ihrer Kriege ist, so sind die Reisen auf der Erde beinahe nur Reisen durch Gebirge, und diese machen dem Pilger auch gleichsam den Krieg; denn nichts erschwert das Reisen mehr, als das Uebersteigen der Gebirge.

Von der Grenze Schlesiens an bis nach Neapel ist die Lombardey der einzige große Strich Landes, wo man auf einer Ebne fährt; übrigens bezeichnen, wenn man die Kaiserstraße wählt, die österreichischen, die steiermärkischen, die krainschen, und die apenninischen Gebirge, nebst tausend kleinern Erhöhungen den Pfad des Reisenden. Die Alpen aber sieht man in ihrer ganzen Majestät von weitem daherprangen.

Das ewige Fahren in Gebirgen lenkt natürlich die Aufmerksamkeit auf diese Auswüchse der Erde. Man fängt an, sie als große Gebäude zu betrachten, welche die Hand des Schöpfers erbaut hat, und ihre Größe setzt vorzüglich dann in Erstaunen, wenn man sie mit den Werken der Menschen vergleicht. Dies wird sich dem Auge in der beygefügtten Zeichnung anschaulich darstellen. Hier ist das, was die Menschen erbauten, mit dem, was Gott erbaute, in Vergleichung gebracht.

Die größten Werke, welche Menschen aufführten, sind die ägyptischen Pyramiden, die

Peterskirche in Rom, und der Straßburger Münster. Man schaue sie an, und vergleiche sie mit dem, was der Schöpfer aufthunnte. Wie verschwinden sie dagegen in nichts, in kleine Puppenstücke! Demolirgesichtet sind sie in ihrer verhältnißmäßigen Höhe nach dem verjüngten Maafstab gezeichnet, und die Peterskirche ist zu 470, die Pyramide zu 600, und der Straßburger Münster zu 120 Fuß angenommen.

Der Vesuv und der Somma sind die ersten Berge, welche sich über diese berühmten Gebäude erheben, und zwar gerade in der Gestalt, wie sie sich jetzt dem Auge darbieten, nachdem sie dieselbe mindestens mit jedem Jahrhundert durch die großen Eruptionen merklich geändert haben. Der Vesuv brennt jetzt nicht; nur zu Zeiten steigen kleine Rauchsaulen daraus hervor, wie sie in der Zeichnung abgebildet sind. Aber meistens erblickt man auch diese nicht, und entdeckt nur die Hohlung des Kraters, die, weil der jenseitige Rand derselben höher ist, sehr deutlich von Neapel aus entdeckt wird.

Obwohl der Vesuv höher als der Brocken, und die meisten Berge in Deutschland ist, so gehört er dennoch nur zu den gewöhnlichen und mittlern Bergen auf der Erde; aber wie verlickern sich die höchsten Gebäude der Menschen dagegen! Er ist mit ihnen auf der Fläche des Meers angenommen, so wie auch die übrigen bezeichneten Berge, und ihr senkrechtes Hervorragen über dieselbe ist nach dem beygefüigten verjüngten Maafstabe genau angegeben.

So wie die höchsten menschlichen Werke von dem Vesuv gedemüthigt werden, so, und noch weit mehr demüthigen ihn die Berge, die über ihm hervorstehen. Der erste von ihnen ist der Montevelino, der höchste von den Apenninen. Er liegt bey Rini, 46 Meilen weit nordöstlich von Rom aus, und enthält, genau gemessen, 8597 Fuß.

Der nächste, der sich über ihn erhebt, ist der Canigou, die höchste Spitze der Pyrenäen, die 9900 Fuß über der Oberfläche des Meers liegt.

Auf ihm folgt der weltberühmte Aetna, dieser feuerspeiende Riese von Sicilien, an welchem alle Jahreszeiten und Climata der Erde zugleich vereint sind, und auf dessen Gipfel die beyden feindlichsten Elemente in ewigem Kampfe mit einander liegen. Der Vesuv scheint nur ein unmündiges Kind von ihm zu seyn, und liegt ganz in seiner *Zona torrida*. Er ist in dem Zeitpunkt abgebildet, worin etwas Lava von seinem Gipfel herabfließt. Seine genaue Höhe beträgt 1095½ Fula.

Weit über ihn steigt der steilste Felsen auf der Erde hervor, der Pico auf Teneriffa, den die Geographen zu einer natürlichen Grenzsaule des ersten Meridians bestimmt haben. Er ist gleichsam ein Pfahl, den die Natur in die Erde einschlug.

Hoher noch, als er, ist die höchste Spitze der Alpen, der Montblanc in Savoyen, dieser Colos der alten Welt. Nur Saussüre vermogte seine Höhe zu ersteigen, die mit Schnee und Eis so alt, wie die Erde, bedeckt ist.

Aber ungeheuer über alle Gebirge der Erde erhebt sich der Chimborasso in Amerika. Dieser größte Welttheil, der die größten Flüsse, den größten Wasserfall, und die größten Menschen hat, besitzt auch die höchsten Gebirge, die Cordilleras, und vor allen erhebt der Chimborasso sein Haupt. Kein Sterblicher ist zu seinem Gipfel hinaufgedrungen, der sich 21000 Fuß hoch in die Lüfte erhebt, und unter dem Aequator Meilenweit vom Gipfel herunter mit unvergänglichem Schnee bedeckt ist. Er ist weit über fünfmal so hoch, als der Vesuv, dessen Gipfel auch im Winter von Schnee schimmert. Welche Eismassen mögen auf seinem Gipfel seit Jahrtausenden ruhen! Ein neuer Pol liegt hier unter dem Aequator.

Er hat seinen Namen wahrscheinlich von *Cima* und *rosso*, die rothe Höhe, von dem Anblick, den er am Abend und Morgen gewährt. Wenn nemlich auf der übrigen Erde schon lange die Schatten der Nacht ruhen, ist sein Gipfel noch immer von den Strahlen der Sonne gefärbt,

und lange vorher, ehe sie in den Thälern und auf dem Meer aufgeht, wird er schon wieder von ihr beschienen. Dies bemerkten wahrscheinlich die ersten Entdecker, und gaben ihm den Namen von dieser Erscheinung. Er genießt an Aequator einen so langen Tag, wie die Gebirge zwischen den Wendezirkeln, und dennoch verliert die Sonne ihre Kraft an ihm. Er ist fast noch einmal so hoch, als der Aetna, dessen Gipfel schon mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Und nun schaue man zurück auf die Höhen, welche Menschen aufführten. Wo bleiben die weltberühmten Pyramiden, wo bleibt die ungeheure Peterskirche, wo der höchste Thurm auf der Erde? Sie gleichen den kleinen Früchten, die von der erhabenen, weitverbreiteten Eiche herabfielen, und unbemerkt da liegen.

Mons Pincius in Rom.

Rom ist auf Hügeln erbaut; man glaubt auf sieben, aber es sind mindestens siebenzehn. Die vielen Ruinen, die übereinander liegen, haben die großen Hügel vermindert und die kleinen erhöht. Unter diesen strebt der Berg Pincius, jetzt Trinità del Monte genannt, vorzüglich empor, und besitzt manches, das genannt zu werden verdient.

Einst wohnte der Senator Pincius auf diesem Berge, und davon trägt er seinen Namen; bey meinem Aufenthalt in Rom wohnten zwey andere Personen auf demselben, die für jetzt bekannter sind, als jener Senator: die Angelika Kauffmann, und der Lord Bristol.

Ich besuchte die erste, und fand in ihr bey weitem keine so alte Künstlerin, als ich geglaubt hatte; sie kann noch lange die Cabinette mit ihren schönen Werken zieren. Warum ich sie für so alt hielt? — Man glaubt oft etwas, wovon man keinen Grund hat; aber hier hatte ich einen. Einst, als Klopstock seinen Messias schrieb, übersandte er ihr ein Exemplar. Zur Dankbarkeit entwarf sie ein Gemahde von der Scene im zweiten Gesange, wo Samma, der Besessene, am Grabe seines Sohnes jammert, und schickte es dem Dichter. Dies wußte ich, und eine Künstlerin, die schon in der Zeit, als der Messias entstand, berühmt war, mußte nach meiner Meinung sehr alt seyn. Aber sie ist frühzeitig berühmt geworden, und scheint jetzt zwischen fünfzig und sechzig Jahren zu seyn. Sie erinnerte sich jenes Gemahdes sehr gut, und sagte mir, daß es in England wäre in Kupfer gestochen worden; aber sie besaß nichts mehr davon.

In Rom ist so viel anzuschauen, daß man selbst für das Merkwürdige nur wenig Zeit behält. Es war gegen Abend, als ich zu der Künstlerin kam. Sie befand sich mit zwey Männern in einem Zimmer, die Dame spielten. Die Gemähde des Zimmers waren mit Vorhängen bedeckt. Ich bat, einige zu sehen, und einer von den Männern führte mich in ein anderes Zimmer. Indem ich hineintrat, schien es mir, als käme mir eine geistige Gestalt entgegen, die aber zu schön war, als daß ich hätte davor erschrecken können. Im ersten Augenblick ward ich getäuscht, und wußte nicht, was ich erblickte, aber bald bemerkte ich, was mir so erscheinungsmaßig vorkam. Die Künstlerin hatte gegen der Thür über einen Spiegel angebracht, worin sich die Hauptfigur eines Gemähltes darstellte, das sie eben vollendet hatte. Dies Gemähde war gut gedacht, und reizend ausgeführt. In der Mitte desselben erblickte man die Religion in weißem Gewande und hellem Lichte, ringsum mit den christlichen Tugenden umgeben.

Rechts zu ihren Füßen saß die Hoffnung auf ihren Anker gelehnt, links die Wohlthätigkeit, indem sie zwey nackte Kinder in ihren Schooß aufnahm. Stehend zur Linken sah man die niedergebeugte Reue, hinter sich den Frieden mit seinem Lorbeerkranz, und die Freude. Zur Rechten war der Glaube und die Demuth.

Die hellleuchtende Religion war es, die ich so geistig in dem Spiegel erblickte. Ein Engländer hatte das Gemälde bestellt, und es war nach seinem Vaterlande bestimmt. Wer bloß Liebhaber, und nicht ganz Kenner ist, dem wird ein solches Gemälde weit besser gefallen, als eins von Raphael, oder von einem andern alten Meister, weil man hier den Schmuck der Farben in seinem ganzen Reiz erblickt.

Man behauptet, die Angelika Kaufmann könnte nur weibliche Figuren mahlen, und die männlichen trügen immer etwas von diesem Charakter an sich. Sollte dies gegründet seyn, so ließe sich die Ursache errathen. Die Künstlerin konnte nicht den nackten männlichen Körper

zum Muster nehmen, wie die Künstler sehr häufig thun; die Umrisse desselben enthalten sich ihr nur in bewegungslosen Bildsäulen.

Ich sah noch einige Gemälde von ihr: den Achilles, wie er vom Ulysses in seiner weiblichen Kleidung erkannt wird, einige Portraits u. s. w. In dem Vorzimmer waren Bildsäulen, und unter diesen der vaticanische Apoll, den man häufig in Rom nach sehr guten Abdrücken und in einer ganzen Größe findet.

Die Künstlerin hat etwas Bescheidenes und Besinnungsvolles in ihrem Umgange, weshalb man ihn näher wünscht. Ich hoffe, ihn bey einer andern Anwesenheit in Rom zu genießen.

An den Lord Bristol hatte ich Empfehlungsschreiben. Dieser Mann hat Ruf in Deutschland und Italien als eine Art von Mäcen, und er beschäftigt wirklich viele Künstler, hat sie mindestens ehemals beschäftigt. Jetzt sollen seine ökonomischen Umstände sehr verschlimmert seyn, und Alter, Unglücksfälle, erlittenes Gefängniß von den Franzosen, Wein, Liebe u. s. w.

scheinen auch seinen Charakter sehr verändert zu haben. Die heftigste Streitsucht, sehr starke Ausdrücke, vermischt mit manchem treffenden Gedanken, mit Verstand, aber besonders mit vielen Paradoxen, bereichern seinen Umgang. Hier sind einige von seinen Aussprüchen.

In Rom, sagte er, herrscht eben so viel Aberglauben in der Kunst, als in der Religion. Raphael ist ein äußerst elender Mahler, der vom Colorit gar nichts, und bloß nur zu zeichnen versteht. Sehen Sie, das ist gemahlt, rief er, indem er auf ein Gemahle in seinem Zimmer wies. Es war ein *rot homo*, ich glaube nach Correggio, von einem neuern Künstler, und eine recht gute Copie; aber Raphael — man muß seinen Schatten gleichsam wieder versöhnen, wenn so etwas von ihm gesagt ist.

Indessen gehört eine gewisse Kühnheit und ein gewisser Geist dazu, um von der herrschenden Meinung in diesem Grade abzuweichen, und dergleichen Sachen zu erfinden, wenn sie auch noch so übertrieben sind.

Nach Bristols Meinung kann man übrigens die Deutschen in Weintrinker und Biertrinker eintheilen; jene sind Schelme, und diese dumm. Die deutschen Mädchen aber sind ohne Ausnahme etwas, das ich unmöglich ~~nur~~ nur mit dem ersten Buchstaben hinschreiben kann, *Lucy*.

In Gegenwart von zweyen Deutschen so etwas zu sagen, dazu gehört unstreitig noch mehr Kühnheit, als Raphael anzutasten; aber das Ende der Mahlzeit, ein von Alter und Wein ungewolltes Gehirn, die Art, womit er über andere Personen urtheilt, bieten wenigstens etwas Entschuldigung für dergleichen Dinge dar.

Er ist weit über siebenzig Jahr, reitet aber alle Tage aus, und das zweite Geschlecht ist ihm noch auf keine Weiss gleichgültig geworden. In Absicht der Kunst hat er den Ruf einer geringen Kenntniss; aber gewiss ist es, daß er nicht unerfahren darin ist. Eine so lange Beschäftigung muß nothwendig zu etwas führen.

Ich fand in seinem Zimmer zwey große Gemälde von Rubens, mehrere Gemälde von

neuern Mahlern, und besonders ein neues marmornes Basrelief, das zwar etwas geleckert, aber im Ganzen schon war. Es stellte den Castor und Pollux mit einem Genius in der Mitte vor.

In seiner Wohnung hat man eine Aussicht über einen großen Theil von Rom, und eine gesunde Luft, die überhaupt dem Berge Pincius eigen ist.

Ich hatte alles obige nicht über Brissot geschrieben, wenn ich nicht getu alles Merkwürdige, was mir in Italien vorkommt, in seinem wahren Lichte darstellen wollte, wenn ich nicht wüßte, daß er über dergleichen Dinge hinweg ist, und auch schwerlich je etwas davon erfahren wird. Er mag es nicht wissen, daß die deutschen Zeitungen so oft von ihm reden.

Es wohnen noch zwey Deutsche auf dem Berge Pincius, der preussische Agent Eden, der ein unterrichteter und angenehmer Mann ist, und ein geschickter Landschaftsmaler, Namens Reinhard aus Schwaben. Dieser letztere correspondirt mit Schiller, und von ihm hörte ich, daß dieser

berühmte

berühmte Schriftsteller auch um seiner Gesundheit willen vielleicht eine Reise nach Italien machen wird *).

Man steigt vom spanischen Platz auf 133 Stufen, zu dem Berge Pincius hinauf, und hieraus schon kann man seine ansehnliche Höhe abschätzen. Oben hinter der breiten Treppe ist ein großer ebener Platz, von dem man eine herrliche Aussicht über Rom hat. Ich bin hier oft in den Novembertagen, von denen viele den schönsten Frühlingstagen glichen, mit innigem Wohlbehagen umhergegangen, und habe die Hauptstadt der Welt mit ihren emporstrebenden Kuppeln und Pallästen mit wenigen Blicken

*) Ich kann nicht unterlassen zu erwähnen, daß ich bis jetzt mit den Folgen meiner Reise zufrieden seyn darf. Fast von dem Augenblick an, wo ich Italien betrat, habe ich mich besser befunden, und wünsche nichts, als die Fortdauer davon. Selbst das dauernde Regenwetter in Neapel schadet mir bis jetzt nichts, und ich kann also mit einiger Zuversicht unsere vaterländischen Dichter an dieser Reise erinnern.

überschauen können. Es ist wirklich so viel Erhabenes und Großes, was man von hier entdeckt, daß man ganze Werke darüber schreiben könnte.

Dicht neben sich sieht man einen schönen ägyptischen Obelisk, der sich vor der Kirche Trinita del Monte erhebt, und ringsum mit Hieroglyphen bedeckt ist. Er ist von röthlichem Granit, und ohne das Piedestal 44 Fufs hoch. Ehnals stand er in den Gärten des Salustius.

Zur Rechten erblickt man die Villa Medici mit ihren Gärten, und links beschränkt der weite päbstliche Pallast auf Monte Cavallo den Blick. In diesem wohnt der jetzige Pabst Pius VII., nicht im Vatican, wie der vorige.

Vor sich sieht man Rom, hört man Rom. Ein dumpfes Geräusch wird vom Winde daher getragen, und darunter erschallt das Summen der Glocken, und das Geschrei der Verkaufenden. Im Hintergrunde liegen unzählige Landhäuser auf Bergen, im Vordergrunde die Stadt mit den prächtigen Kuppeln; unter ihnen ist die Kuppel der Peterskirche am entferntesten. Aber sie un-

terscheidet sich dennoch von allen andern. So steht eine erhabene Mutter unter ihren Töchtern, die ihr Nachbild sind, so Niobe unter der holden Schaar ihrer Kinder.

Aber nur wenig Worte kann ich hier von dem sagen, was man erblickt, es nur nennen. Man sieht die Porta del Popolo mit ihrem Obelisk, die Colonna Antonina, die Engelsburg, den Vatican, das Pantheon, man sieht die Hauptstadt der Welt, mit ihren tausend Straßen, unter seinen Füßen. Jedes Einzelne darin ist so merkwürdig, daß man stumm wird, wenn man von dem Ganzen reden will.

So schön die Erde hier ist, so schön ist auch der Himmel, und die holde Luft, die mich hier anwehte, ergötete mich nicht minder, als die Aussicht. Wer in Rom war, wird sich mit Freuden an diesen reizenden Berg erinnern. Auch ich hatte Gelegenheit gefunden, darauf zu wohnen, und sah die Peterskirche aus meinem Fenster. Aber wegen ihrer Entfernung konnte ich ihre Größe nur schließen. Sie lag mind-

stens eine italienische Meile von mir, die St. Carlskirche aber nur den vierten Theil so weit; dennoch erschienen beide Kuppeln in gleicher Größe.

Die höchste Spitze des Berges Pincius macht die Kirche Trinita del Monte. Sie hat bei der Anwesenheit der Franzosen mit ihren trefflichen Gemälden viel gelitten, und die Gräuel der Verwüstung, die Italien erfuhr, stiegen auch bis hier. Aber ich schweige davon. Noch ist es zu früh, zu reden. Die Nachwelt wird reden, wird richten.

Rom hat unendlich viel verlohren, aber unendlich viel behalten. Auch der Berg Pincius konnte nicht versetzt werden, und er allein ist ein so reizender Ort, daß man halb Europa durchreisen kann, ohne etwas ähnliches zu finden.

Gerechtigkeitspflege in Neapel.

Es war den ersten December 1801, als ich des Morgens in Neapel meine Wohnung verließ, um einen deutschen Mahler, der am Kai bey Pausilippo wohnte, aufzusuchen. Indem ich in der Straße St. Giuseppe zum Largo di Castello hinunterging, sah ich unweit der Fontaine einen kleinen Galgen aufgerichtet, an den eine Leiter gelehnt war, und den man ringsumher mit einer niedrigen Wand von Brettern umgeben hatte. In dem Verschlage saßen einige Menschen mit Gewehren, und eine Menge Volks hatte sich in der Nähe versammelt.

Es war leicht einzusehen, daß hier irgend eine Gerechtigkeitspflege vor sich gieng, aber ich

konnte nicht errathen, welche, und fragen wollte ich nicht, denn seitdem mich die Neugierde der Italiener während meiner Reise so unzerhört geplagt hatte, war ich diesem Laster höchst gram geworden. Ich ging weiter.

Am Kai bey der Villa am Meer sah ich einen Menschen, der eine kleine Büchse in der Hand trug, und dabey unaufhörlich rief: *due o tre cavalli per le anime!* Bald darauf begegnete mir ein Wesen, das eine weiße Kappe über den Kopf hatte, die bis zum Gürtel hinabging, und in welcher blos zwey Löcher waren, aus denen die Augen hervorblickten. Die Figur sah furchterlich aus, und ich konnte nicht erkennen, ob sie männlich oder weiblich war.

Ich fand den deutschen Mahler, hatte aber viele andre Dinge mit ihm zu reden, und vergaß, was ich gesehen hatte. Gegen 1 Uhr kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Ich fand den Galgen noch, und die Anzahl der Menschen umher hatte sich sehr vermehrt; ich sah viele Tausende. Ueberdies standen längs der Straße

hinauf mehrere hundert Soldaten unter dem Gewehr, und eine Menge Reuter schloss einen Kreis um den Verschlag. Jetzt fragte ich jemanden, was hier vorgehen würde; aber ich konnte seine Antwort nicht verstehen, denn er redete die Sprache der Lazzari, und bloß das Wort *forchetta* fiel mir darin auf.

Ich verweilte einige Zeit, aber da die Wartenden hier schon seit 9 Uhr versammelt waren, so hatte ich nicht Lust, ihrem Beispiel zu folgen. Ich ging zum Mittagessen.

Nach Tische lockte mich jedoch die Neugierde noch einmal zu dem Versammlungsort, und jetzt sah ich, daß nothwendig hier etwas wichtiges vorgehen müsse. Alles war mit Menschen bedeckt: die Straße, die Erkner, die Fenster, die Dächer, die Thürme des Castel nuovo, kurz, jede Erhöhung in der Nähe und Ferne. Ich glaube, daß die Anzahl der Zuschauer sich mindestens auf 50000 belief. In diesem Gewühl wurden Melonen, süße Pommeranzen, (Apfelsinen) Granatäpfel, Pfannenkuchen, Rosoli, Nüsse,

Kastanien, *pane forte*, und viele andere Dinge, die keinen deutschen Namen haben, feil geboten. Auch sammelten einige Personen wieder Almosen für die Seelen.

Es ist ein seltsamer und merkwürdiger Anblick, so viel tausend Menschen auf der Erde und in der Luft zu sehen; es ist ein Gemäbde, das nur der Schöpfer entwerfen kann. Raphael, Michel Angelo, Corregio können Tausende von Figuren in ihren Gemälden anbringen; aber die Scene bleibt unverändert, die Gestalten sind unbeweglich, und die Gesichter bleiben dieselben, behalten denselben Ausdruck. Hier veränderte sich dies in jedem Augenblick, und eine ewige Folge von menschlichen Bildungen mit zum Theil sehr ausdrucksvollen Physiognomien ging vor dem Blick vorüber.

Besonders auffallend war die Scene auf einem weiten runden Thurm des Castel nuovo, dessen Brustwehr ganz mit Menschen besetzt war, und auf einer breiten Treppe, die ebenfalls gedrängt voll von Zuschauern stand, und über

der sich also auch eine Treppe von unzähligen Köpfen bildete. Eine dunkle Vorstellung, wie vom jüngsten Gericht erwachte in mir, und es sollte auch wirklich eine Art von jüngster Tag für zwey Personen statt finden.

Ich wußte noch immer nicht, was vorgehen sollte, als sich mir ein Bedienter des Marchese Tuffo, an dessen Haus ich empfohlen war, näherte. Von diesem erfuhr ich, dals zwey Menschen würden aufgelangen werden. Ich hätte dies gleich anfangs errathen, wäre die Scene nicht in der Stadt gewesen; aber wer vermuthet eine so ernste Gerechtigkeitspflege mitten in einer so bevölkerten Stadt?

Endlich um 3 Uhr Nachmittags näherte sich die Procession mit den armen Sündern. Zuerst erschien eine rothe Fahne, die von einem Menschen zu Pferde getragen wurde; ich glaubte, es würde ügend ein angesehener Mann sie führen, aber nein, ein schlechtgekleideter Mensch mit einer weißen Mutze trug sie, und man sagte mir, es sey der Unterscharfrichter. Eine Taube mit

einer Wagschale im Schnabel war daran abgebildet, und man nannte sie *Giustizia del Re*.

Hinter der Fahne kam ein Trupp Reuter, dann das Crucifix in einer schwarzen Nische oben an einer Stange, und dann folgte etwas, das sehr furchterlich aussah: eine Menge solcher Wesen mit weißen Kappen, aus denen bloß die Augen hervorschimmerten, wie ich schon eins am Morgen gesehen hatte. Sie waren bis auf die Füße weiß gekleidet, und man sagte mir, es waren lauter vornehme Herren vom geistlichen Stande. Niemand konnte sie in dieser Verkleidung erkennen; aber sie hatten ein schreckhaftes Aussehen. Sie trugen Bücher in der Hand, und zwey von ihnen führten den Missethäter, unter beständigem Zurufen, in der Mitte. Er war gleichsam hier schon mit Gespenstern umgeben.

Ihm selber waren die Augen verbunden, und er ging sehr langsam. Eine braune Jacke mit bunten Flecken, mit sehr schlechten Unterkleidern dazu, bezeichneten ihn mehr wie einen herumziehenden *Lazzaroni*, als wie einen zum

Tode Bestimmten. Unterdeß man ihn zu dem Richtplatz führte, brachte man den andern Missethäter in einen kleinen Verschlag, der ringsum mit alten Gewändern behangen war, wahrscheinlich, damit er von der Sceue um ihn her nichts wahrnehmen sollte.

Als der erste die Leiter hinaufstieg, hörte ich die Worte neben mir ausrufen: *la scala al Paradiso*. Aber er mußte auf dieser Himmelsleiter etwas lange stehen, selbst, als ihm der Nachrichten, der vor ihm hinaufgestiegen war, schon den Strick um den Hals gelegt hatte. Er befestigte diesen ganz gemächlich an einen Haken, und schürzte drey oder vier Knoten. Es war auch für die Zuschauer ein fürchterlicher Augenblick, unterdeß der Missethäter auf der Leiter stand, und den Tod erwartete. Endlich stieß man ihn von der Leiter herunter, und der Nachrichten trat ihm auf den Kopf, um die Schwere zu vermehren, und das Ersticken zu beschleunigen. Nach einer Weile ließ er sich am Körper des Hingerichteten zur Erde herunter.

Ich war der Ohnmacht nahe, als dies alles vorging, und wurde mich um vieles nicht entschliessen, noch einmal Zeuge von solchen Auftritten zu seyn. Es hat etwas so furchterliches, ein Wesen seines eignen Geschlechts im Angesicht vieler Tausende vom Leben zum Tode gebracht zu sehen, daß es einen tiefen schauerhaften Eindruck hinterläßt.

Der zweite Missethäter wurde auf dieselbe Art hingerichtet. Er hatte ein Crucifix in der Hand, als er die Leiter hinaufstieg, und redete noch einige Worte. Es war ein ganz junger Mensch von zwanzig Jahren, auch schmutzig und zerrissen gekleidet.

Sobald er todt neben seinem Genossen hing, hub das Meer von Menschen, das bis jetzt ruhig gewesen war, an zu brausen, und wogte unordentlich empor, die Dächer und Bastionen wurden leer, und die Fluthen strömten allmählig in die Nebenstraßen hinein.

Indem ich bey dem Richtplatz vorbeying, bemerkte ich, daß der eine Aufgehangene ganz

braun im Gesicht war, der andere aber Leichenblafs aussah. Ich wunderte mich über diese Verschiedenheit, entdeckte aber, dafs der zuerst Hingerichtete einen Schnitt in den Hals bekommen hatte, aus welchem das Blut gestromt war. Ihm sollte nemlich der Kopf und eine Hand abgehauen, und an der Landstrafse in einem eisernen Bande zur Warnung aufgehangen werden; denn er war der gröfste von den Verbrechern.

Fragt man, was sie gethan hatten? — Et was sehr Böses. Hier ist die Geschichte. Ein Bedienter sieht, dafs sein Herr Geld bekommt, und der Glanz desselben erweckt in ihm den Wunsch, es zu besitzen. Er äußert dies gegen einen Soldaten, mit dem er Wein trinkt, und dieser sagt: wir wollen ihn todt machen, und es nehmen. Dies scheint dem Bedienten doch zu bedenklich, und er willigt nicht ein.

Aber der böse Same war ausgestreut. Am andern Tage kommt der Bediente zu seinem Cameraden, und sagt: er habe die Sache näher

überlegt, und er ware übereinstimmend mit ihm. Sie reden das Verbrechen ab.

In der Nacht also schlichen sich die beiden Bosewichter in das Zimmer des unglücklichen Herrn, der im ersten Schlaf lag, warfen ihm einen Strick um den Hals, und erwürgten ihn. Aber ihre That war gleich von bösen Umständen begleitet, und ihre Beute entwischte ihnen in demselben Augenblick, in welchem sie sich ihrer bemächtigen wollten. Der Herr hatte das Geld den Tag vorher ausgegeben, und die Frucht ihres Mordes war verlohren. Sie konnten nichts nehmen, als silberne Schnallen, silberne Löffel und andere Kleinigkeiten.

Die That war vollbracht, und ihre Folgen hoben nun das schreckliche Haupt empor. Von Angst und Gewissensbissen gepeinigt, ging der Bediente hin, und gab an, sein Herr sey plötzlich gestorben, er wisse nicht woran. Man nahm ihn sogleich gefangen, und in kurzer Zeit war alles ans Licht gebracht.

Wahrlich, es gehört nicht allein ein gewisser

Grad von Bosheit, sondern auch ein eben so hoher Grad von Dummheit dazu, um eine solche That zu begehen. Die Menschen wollen ihr Glück suchen, indem sie einen Mord üben, und wissen nicht, daß sie das ganze Glück ihres Lebens in demselben Augenblick hingeben, in welchem sie es befördern wollen. Alle Schätze der Erde können ihnen nicht so viel Genuß geben, als ihnen das gebrandmarkte Gewissen Pein verursacht.

Als ich am Abend des Hinrichtungstages über den Richtplatz ging, war alles hinweg, Galgen und Missethater, und ihres Gedenkens nicht mehr. Aber von mehreren Seiten hörte ich den Ausspruch, man sollte vier Wochen hintereinander alle Tage wenigstens zwanzig Menschen aufhängen, um die Anzahl der vorhandenen Bosewichter zu vermindern. Ich bin viel zu kurze Zeit in Neapel, um über die Wahrheit dieses Ausspruches Urtheilen zu können. Alles scheint noch voll Schrecken zu seyn von dem, was zur Zeit der Revolution vorfiel, und es sind wirklich

von dem Pöbel Greuel verübt worden, vor denen jedem Fühlenden das Herz erbebt.

Es wird sich mir die Gelegenheit darbieten, von dieser merkwürdigen Begebenheit, von der noch so wenig in Deutschland bekannt ist, zu einer andern Zeit mehr zu reden, und ich werde die Spur der Wahrheit, die so schwer zu finden ist, mit unermüdetem Eifer aufsuchen. Es gehört viel Forschen, viel Lesen, viel Beobachtung und Untersuchung dazu, um hierin mit Zuversicht zu reden. Jetzt nur kann ich das erzählen, was ich selber sehe, selber höre, und dazu gehört die obige Gerechtigkeitspflege, die mindestens von den Gebräuchen der Neapolitaner bey einer so ernstn Handlung einen Begriff giebt.

Apologie des Vesuv,
bey einer Eruption, von ihm selber.

Ein Gedicht.

Das große Brüderpaar, der Somma und Vesuv,
Erhoben ein Gespräch zusammen.
Was, tief der Somma aus, was sollen deine Flammen,
Was deines Innern Donnerruf?
Schon seit Jahrtausenden bist du der Menschen Schrecken;
Mit Beben sehen sie den grausvollen Dampf,
Die Flammen, die gen Himmel lecken,
Der Elemente Riesenkampf.
Von deinem Glutstrom ist Stabia schon begraben,
Pompeji liegt zerstört, zertrübet Herculani;
Willst du noch mehr der Opfer haben?
Was hat dir Wüterich dies schöne Land gethan?
Ich muß den Blick von der Verwüstung wenden;
Die schönen Fluren sind verheert,
Und Torre noch einmal von wilder Glut verzehrt.

Fafs endlich ab, Zerstörung zu versenden,
Und schone, wüthender Tyrann,
Mich deinen Zwilling Bruder an.

Mein Haupt erhebt sich ruhig in die Lüfte,
Es gehen keine Todtengrüfte
Durch mich an unserm Fuße hervor.
Ich bin von Saaten rings umflossen,
Und weit umher an meinem Anhang sprossen
Die schlanken Reben hoch empor.
Von tausend Sterblichen umgeben
Soh ich noch keinen vor mir heben:
Denn ich erschaffe Gutes nur.
O suche mich, du Wütrich, nachzuahmen,
Und tilg' in dir der grausam Flamme Samen,
Das lange Schrecken der Natur.

Noch sprach der weise Somma so,
Als plötzlich, wie in wilden Schlachten,
Die Tiefen des Vesuvs von tausend Donners Krachten,
Und vor des Abgrunds Dampf der Sonne Glanz entfloß.
Ein Meer von Asche stieg mit gräßlichem Getümmel
Aus seinem Krater auf gen Himmel,
Und lagerte, wie ein unendlich Heer,
Sich auf Gebirg' und Thal und Meer.
Dann that sich auf an seinem Hange
Ein ungeheures Höllenthor;
Die Menschen belten laut, es ward den Thieren bange,

Und schlichtern froh der Vögel Chor.
O Grousen! — Aus dem weiten Rachen
Ergoß lautbrüllend sich ein Strom von Hüllenglut,
Und zu den Wolken stieg wie Blut
Der Flammendampf mit nie gehörtem Krachen.

Die Erde bebte rings umher,
Die Finsterniß ward hell von seinem grauen Strahle,
Wohin er floß, da füllten sich die Thal
Und wurden schnell ein Feuermeer.
Die Hügel bückten sich zur Erde,
Die Fluren schwellen hoch empor,
Laut rief er der Zerstörung: Werde!
Und die Zerstörung ging hervor.

So stürzt er mit schrecklichem Gefieder
Sich an des Berges Abhang nieder,
Und nehet sich dem Ocean.
Der Menschen Wohnungen vergehn vor seinen Flammen,
Die Wälder sinken schnell, wie dürre Spren zusammen,
Und Grottoen zeichnen seine Bahn.

Ist ist er an dem weiten Meere,
Das schäumend ihm entgegen brüllt.
So nahen sich zwey allmächtige Hest
Mit Raschucht und mit Wut erfüllt.
Der Kampf beginnt; aus tausend Feuerschlünden
Hört man die Schlacht, hört man den Tod verkünden.

Der Glutstrom wälzt sich fort, und schiefset in
die Wogen,

Die Wogen schäumen himmelauf;
Die Fluten wellen sich zu tausend schwarzen Bogen,
Und überflügeln schnell des Feindes stolzen Lauf.
Er wüthet fort, die Elemente mischen
Mit wildem Toben sich, das laut gen Himmel brüllt.
Wenn alle Höllendrachen stürzen,
Wird so die Unswelt mit Stimmen angefüllt.

Das Wasser füllt die Glut. Ringum in weiten
Räumen

Beginnt es, sich emporzubäumen,
Und stürzt wieder auf den Feind.
Umsonst! die Wasser müssen fliehen,
In seinen Tiefen muß das wilde Meer erglühn,
Die ewige Zwietracht wird vereint.
Die Menschen sehn von weit entlegnen Fluren
Die Schlacht der feindlichen Naturen,
Der Meeres Wut, der Lohs schwarzen Dampf,
Und unter ihnen liegt die Erd' in bangem Krampf.

Der Glutstrom steigt, das Meer muß sich verengen.
Die heißen Schwefelströme drängen
In seine Tiefen sich hinab,
Und seinen Söhnen wird das Meer ein weites Grab.

So lagert eine Myriade
Von Kriegern mordend sich in eines Feindes Land.
Was Meer ist, wird zum glühenden Gewirde,
Und weit zurück die stolze Flut verbannt.

Nun war des Berges Wut verglommen,
Er hob das Haupt empor, und sprach im Donnerstom:
Ich habe, Thor, dein Schmach vernommen,
Und du vernahmst auch halb die Antwort schon.
Vernimm sie ganz: als du mit Beben
Ein Aschenmeer gen Himmel sich erheben
Und weit umher den Tag verlöschen sahst;
Da rief ich laut der künftigen Schöpfung: Werde!
Dies Aschenmeer, das in den Lüften ruht,
Befruchtet weit umher die Erde,
Und schafftet da, wo es Vernichtung droht.
Mein innerer Sturm macht kühlicher die Fieber,
Mein Wüthen läßt die Saat sich regenreicher heben,
Ich bringe Heil durch Schrecken und durch Tod.
Der Glutstrom, der voll Wut aus meiner Seite dringet,
Baut Menschen Häuser auf, und ebnet ihren Fied,
Der heiße Felsenkloß, der sich gen Himmel schwinget,
Zeigt meines Schöpfers Allmachtsthat.
Und hab' ich einst der Städte viel begraben,
Muß jetzt ihr Auferstehn dem Geist der Menschen lehen.
Jahrhunderte von Heil giebt Eine Schreckensnacht,
Du selbst, Verwagner, bist durch mich hervorgebracht,
Dein Haupt erhob sich durch mein Toben,

Um deinen Fuß laß ich den Traubenkranz gewoben;
Denn tadle nicht so kühn, was nicht dein Geiz durch-
schaut!
So sprach der Berg, und senfte dreimal leut.

Man sagt, es habe drauf der Sonnen sich beschieden,
Und lach' leb' das Brüderpaar in Frieden.

Wenn uns des Erdballs Uebel kränken,
Wenn uns das große Wehe schreckt,
Das rings umher die schöne Welt bedeckt;
Dann laßt an den Vetter uns denken.

Fin

Spaziergang nach Pausilippo.

Heute Morgen kam ein deutscher Landschaftsmaler, mit dem ich in Neapel Bekanntschaft gemacht hatte, zu mir, um einen Spaziergang mit mir nach Pausilippo zu machen. Ich hatte diesen schönen und hochberühmten Bergrücken, der dicht an dem schäumenden Meer emporsteigt, schon oft von weitem bewundert, und es war mir sehr willkommen, ihn auch in der Nähe zu sehen.

Wir hätten am Ufer des Meers hinauf gehen können, aber mein Begleiter führte mich durch mehrere enge Nebenstraßen. Ich fragte ihn endlich, warum wir nicht am Kai gingen,

wo es angenehmer wäre? Wir haben hier mehr Schatten, antwortete er. Aus diesen wenigen Worten kann man schließen, welch ein Klima in Neapel ist, denn wir hatten heute den 10ten December. Wer es nicht empfindet, der vermag es kaum sich vorzustellen, daß eine so milde Himmelsluft in dieser Jahreszeit herrschen kann. Ich besinne mich den letzten Frühling und Sommer hindurch in Deutschland fast auf keinen einzigen Tag, der eine so gemalsigte Wärme und einen so lieblichen Sonnenschein gehabt hätte, als nun schon mehrere Tage im December gewesen sind, und wie auch heute einer war.

Das reamursche Thermometer stand auf fünfzehn bis sechzehn Grad, und man befand sich auch in der Sonne, besonders wenn man stillstand, in einer so temperirten Atmosphäre, daß man nicht die kleinste Unbequemlichkeit, weder von Hitze noch von kalter Luft, fühlte. Auch sah man Jung und Alt von der untern Classe barfuß, oder wenigstens in bloßen Armen.

Ehe ich nach Neapel kam, hatte ich einen falschen Begriff von Pausilippo; ich glaubte nemlich, daß dieser Berg in einiger Entfernung von der Stadt läge. Aber gerade da, wo die Stadt aufhört, fängt er an; wo die künstlichen Erhöhungen sich verlieren, da erhebt die Natur ihr Gebäude, und es ragt weit über die geringern Werke der Menschen hervor.

Es ist schwer, über einen so reichhaltigen Gegenstand bestimmt und anschaulich zu reden. Ich glaube, daß in der obigen Beschreibung noch etwas irriges ist. Neapel hört am Pausilippo nicht auf, es verliert sich hier nur in Landhäusern, die dicht am Fuße des Bergrückens und dicht am Meer liegen.

Kisja ist eine ungeheuer lange Halbstraße, die nur an einer Seite Häuser, und an der andern das Meer hat. Wenn man diese hinuntergeht, so sieht man Pausilippo als einen prächtigen Bergrücken, der sich links tief ins Meer erstreckt, und mit der Straße einen fast rechten Winkel macht, gerade vor sich.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß einst ein Engländer eine Wette machte, er wollte am Mittage in der größten Sommerhitze aus der Stadt die ganze Kiaja hinauf nach Pausilippo gehen, und wieder zurückkehren. Ich hatte damals keinen deutlichen Begriff von der Schwierigkeit dieses Unternehmens; jetzt weiß ich näher, was damit gesagt ist. Die Häuser an der Kiaja liegen gerade gegen Mittag, und dicht hinter ihnen erhebt sich der hohe Vommero, auf welchem St. Elmo liegt. Die Sonne wirkt hier also zwiefach, unmittelbar, und durch Zurückprallen der Strahlen. Wenn man nun am toten December hier den Schatten sucht, welche Hitze mag im Julius statt finden!

Je mehr man sich Pausilippo nähert, um so reizender wird es; die einzelnen Theile treten deutlicher hervor, und die Landhäuser erhalten ein schöneres Ansehen. Endlich verwandelt sich die Kai wieder in eine ordentliche Straße, und man geht zwischen zwey Reihen von Häusern; aber nicht lange, so dreht sich der Weg

links, und die Straſſe hat ein Ende. Statt derſelben ſieht man dicht vor ſich hohe Felsenhänge, mit groſſen Höhlen, aus welchen man Steine zum Bauen gebrochen hat. An dieſe Felsen lehnt ſich ein Denkmal mit einer Tafel, welche bezeugt, daſs hier das Grabmal Virgils ſey. Obwohl die Anſicht beſchränkt iſt, ſo iſt ſie doch ſehr mahleriſch.

Bey dem Denkmal wendet man ſich wieder rechts, und ſieht dann ganz nahe die berühmte Grotte vor ſich, die wie ein ungeheures Thor durch den Berg führt, und über deren Eingang das Grabmal Virgils iſt.

Ich hatte in vielen Schriftſtellern gefunden, daſs es mit Lorbeerbäumen bedeckt ſey, und ich erblickte wirklich auf den Felsenabhängen über dem Eingang der Höhle viel grünes Geſträuch, das ſehr mahleriſch an der Felsenwand herabhängt; aber ich konnte nicht unterſcheiden, ob es Lorbeergeſträuch war. Bey einem andern Beſuch dieſes ſchönen Orts werde ich den Berg

selber besteigen, und dann genau erzählen, was ich fand.

Der Weg durch Pausilippo ist nicht etwa ein einsamer Pfad, der nur von Liebhabern besucht wird; es ist eine Landstrasse, die nach Puzuolo, nach Cuma und nach andern Orten jenseits des Berges führt. Als ich mich demselben näherte, sah ich im Eingange desselben einen Wagen, mit zwey weissen Ochsen bespannt, halten, und dies machte in dem dunkeln Grau der Höhle eine sehr angenehme Wirkung. Uebrigens reisten noch viele Menschen zu Wagen und zu Fuß durch diese Grotte.

Sie ist sehr lang, aber weil sie völlig gerade fortläuft, so erblickt man, ehe man hineintritt, schon den Ausgang; so liegt ein heller Fleck am Himmel zwischen düstern Wolken. Das Gewölbe der Höhle besteht aus Felsen, und der Fußboden ist ebenfalls mit großen Quadersteinen gepflastert. Schon in einiger Entfernung spürt man die kühle Luft derselben, und selbst der Geruch wie von einem kalten Staube, kündigt sie an.

Da der Boden nie vom Regen, vielleicht auch nicht vom Thau benetzt werden kann, so muß man hier auch bey der nassesten Witterung Staub finden.

Ich wagte mich heute nicht tief hinein, weil ich vom Gehen zu erhitzt war; aber ich freue mich auf den nächsten Besuch, wo ich in Wagen dies Gebirgsthor durchreisen werde. Die andere Seite desselben, in die ich nur, wie durch ein ungeheures Fernglas hingeschaut habe, spannt meine Neugierde hoch, und ich glaube, sie wird dieselbe nicht unbelohnt lassen.

Barbiere in Italien.

In Deutschland haben die Barbieri nur das Recht, ihre Kunden an die Nase zu fassen; in Italien dürfen sie weiter gehen. Außer jener allgemeinen Freiheit der Barbieri haben sie hier die Erlaubniß, die Wangen zusammen zu kneipen, die Lippen auszuspannen, und den Kopf auf eine so unsanfte Art zu drehen und zu wenden, als wäre er gänzlich ihrer Willkühr überlassen worden. Da sie hier zugleich Friseurs sind, so glaube ich, sie dehnen ihre Herrschaft über das menschliche Haupt so weit aus, weil sie auf zweyerley Art Ansprüche darauf haben. Vielleicht aber hat dies unsanfte Verfahren auch einen politischen Grund; sie suchen nämlich

den Kopf und das Haar durch vieles Betasten in einen Zustand gänzlicher Unordnung zu versetzen, so daß sie, wenn sie das Barbiermesser angelegt haben, sogleich den Kamm ergreifen, und ihre Kunden auf zweyerley Art benutzen können.

Dies letzte ist mir, nach meiner Kenntniß vom Karakter der gemeinen Italiener, noch wahrscheinlicher, denn eine bloße Herrschaft ohne weitem Vortheil würde sie nicht reizen.

Ich erfuhr das unsanfte Verfahren der Barbieri zuerst in Triest, sodann in Mestre bey Venedig, aber vorzüglich in Bologna, wo ich meine ganze Fassung zusammennehmen mußte, um mich nicht laut zurnend den Händen meines Verfolgers zu entreissen. Denn bey allen andern Gewaltthatigkeiten, die sie an dem Kopf, der ihnen in die Hände fällt, üben, haben sie auch noch stumpfe Messer.

Ich hatte viel von den Messern der Italiener gehört; aber weder die Taschemesser, noch die Nachmesser sind so furchtbar; vor den Barbiermessern ist es eigentlich, daß man sich zu

lachten hat, nicht, weil sie so scharf, sondern, weil sie so stumpf sind.

Mir fiel beym Barbieren immer die Geschichte ein, die von einem französischen Dichter in dieser Art unter dem Titel: *Le chat rasé par pitié*, erzählt wird.

In Frankreich nemlich hatten die Ordensgeistlichen, bey andern wichtigern Vorzügen, einst auch den Vortheil, daß sie unentgeltlich in den Baderstuben barbiert wurden. Damit sie aber doch diese Wohlthat nicht ganz umsonst gemessen, so nahm man gewöhnlich die stumpfsten Messer zu dieser Operation. Ein Abbé nun, der eben unter einem solchen Messer duldete, hörte einen Kater ganz erbatmlich schreien; was mag dem Kater geschehen? fragte jemand. Ach, rief der Abbé seufzend, er wird umsonst barbiert werden.

Ich ward nicht umsonst barbiert, aber mir hatte etwas ähnliches einfallen können, wenn ich einen Kater hatte schreien hören. Kurz:

*Parentis olim quis impia manu
Scallo guttus fregit.*

Wer Vater und Mutter erschlagen hat, wer mit
feindlicher Hand heilige Gefäße vom Altar raub-
te, der gehe nach Bologna, und lasse sich bar-
bieren; da wird er für alles bußen, was er be-
ging.

Ich habe scherzend über diesen Gegenstand
geschrieben, aber es ist viel Ernst damit verbun-
den. Ich rathe allen Reisenden, die nach Italien
gehen wollen, vorher barbieren zu lernen. Sie
werden es mir danken, daß ich Ihnen diesen
Rath gab. Ich selber habe diese Kunst, die ich
einst auf der Universität verstand, in Italien wie-
der hervorgesucht, und so entgehe ich der Herr-
schaft der Barbieri, die hier so drückend und
despotisch ist.

Bettlerwesen in Italien.

In Italien ist es sehr leicht, und zugleich sehr schwer, Almosen zu geben; leicht, weil sich uns überall Hände entgegenstrecken, die etwas begehren, schwer, weil das Almosen auf eine so zuvingliche Art gefodert wird, weil, wenn man eine Hand befriedigt hat, zehn andere sich darbieten, die befriedigt seyn wollen, weil man auf eine so künstliche Art unser Mitleid rege zu machen sucht, und uns dadurch das Almosengeben gleichsam verleidet.

Vielleicht sind in keinem Lande so viel Bettler, als in Italien, und besonders in Rom. Hier fallen sie nicht allein beschwerlich, sie verbittern auch den Genuß, den man in dieser

Stadt haben kann. Man betrachtet in der Peterskirche ein Gemahle, und will sich dem Eindruck desselben ganz überlassen, aber indem man sich umdreht, halt uns ein Bettler seine Hand entgegen; man steht auf einer Anhöhe, um Rom zu überschauen, aber ein Bettler muß erst befriedigt werden, ehe man dies ruhig thun kann; man tritt auf seinen Balkon hinaus, um frische Luft zu schöpfen, sogleich steht eine arme Frau mit ihren Kindern da, und begehrt Almosen; man sitzt in einem Cafferhause, um etwas zu genießen, aber vor der Thür versammelt sich sogleich eine Menge Bettler, die uns gleichsam anfallen, wenn man fortgeht; man will etwas kaufen, sogleich steht ein Bettler neben uns, und begehrt noch eher Geld, als der Kaufmann. Kurz, wie man sagt, daß der Bischof Hatto einst von Mäusen verfolgt ward, so wird man hier überall von Bettlern umringt, und dadurch gleichsam mißmüthig und verhasst gemacht, etwas zu geben. Welche trübselige Einrichtungen sind

gegen dies Uebel im preussischen Staat, und in manchen andern deutschen Ländern!

Carità ist das Lieblingswort der italienischen Bettler, und man hört es immer unter ihren Phrasen hervorschallen; aber dies schöne Wort wird, so wie das Wort Freiheit, durch den Mißbrauch gleichsam entstellt und entheiligt. Ich habe oft, besonders in Rom, wo das Vaterland des Müßigganges ist, den Bettlern voll Verdrufs zugerufen: *niente di carità, molto di labora!*

Die Armuth zeigt sich in Italien unter jeder Gestalt: nackend, halbnackend, mit seidenen Lumpen behangen, und endlich auch sehr anständig in schwarze Seide gekleidet, so daß man in kleinen Stalten vor einer solchen Bettlerin hofflich den Hut abziehen würde. Die Nackenden und Halbnackenden haben gewöhnlich etwas an ihrem Körper, einen Schaden, eine Wunde, eine Verstümmelung, vor der man erschrickt, und recht erschuttert wird. Das Abscheulichste, was an dem menschlichen Leibe statt finden kann, wird hier öffentlich zur Schau gestellt, und

ist ein kleines Kapital, um damit zu wuchern. Dies ist nicht nur für die Empfindung erschrecklich, es hat zugleich auf den moralischen Charakter den nachtheiligsten Einfluss. Man gewohnt sich zuletzt, bey dem höchsten menschlichen Elende ohne Rührung vorüberzugehen, und muß sich daran gewöhnen; denn es ist nicht möglich, alle zu befriedigen. Ich habe oft und viel gegeben, aber ich müßte ein sehr reicher Mann seyn, wenn ich allen, die mich ansprechen, auch nur eine kleine Gabe reichen wollte. Ich muß mein Gefühl stählen, ich muß oft mit verwundeten Herzen bey dem Jammer meiner Nebenmenschen vorübergehen.

In Neapel ist das Betteln nicht so häufig, als in Rom, aber es scheint mir, als verstünde man hier noch auf eine künstlichere Art zu betteln, als dort. Die Armen suchen nicht durch Worte allein das Mitleid zu erregen; sondern auch durch Pantomime. Sie machen gleichsam ein Tableau, um an unser Herz zu dringen. Hier trägt ein Vater an der nackten harigten Brust

ein kleines nacktes Kind, und führt an der Hand ein halbnacktes; dort sitzt eine blinde Frau am Wege, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Antlitz; neben ihr liegt ein Gebetsbuch, und aus ihrem Munde dringen Seufzer mit Bitten vermischt, unaufhörlich hervor. Dort steht ein gebückter alter Mann; zu seiner Linken kniet ein weinendes Kind, und mit der Rechten hat er einen andern bittenden Knaben angefaßt; hier sitzt eine betende Mutter, und vor ihr eine Gruppe von beinahe unmündigen Kindern, die ihre kleinen Hände nach der Gabe ausstrecken. Dort liegt auf einer Brücke ein beinahe nackter Mensch, überall mit Schwären bedeckt, und bildet einen vollkommenen Lazarus nach; hier liegen zwey Kinder an der feuchten Erde, und wimmern unaufhörlich, so daß man von Schauder recht durchdrungen wird.

Ich könnte viele Seiten voll schreiben, wenn ich alle Scenen malen wollte, die hier die Armuth täglich darbietet, denn dies sind nur einige Parthien aus dem großen Bettlergemälde, die

einzelnen Figuren darin sind unzählig; aber was in der Beschreibung ganz erträglich ist, und besonders in der Malerei eine sehr gute Wirkung macht, ist in der Wirklichkeit etwas sehr Verhafstes und Unangenehmes. Man sieht hier keine idealischen Figuren, keinen edlen hinreißenden Ausdruck, sondern das menschliche Elend in seiner ganzen Blöße schamlos aufgestellt.

Nichts hat einen widrigern Eindruck auf mich gemacht, als diese gesuchte Art unser Mitleiden zu erregen, und die gleichsam theatralischen Kunste, die man dazu anwendet. Alle Theilnahme, die man bey dem Elende seiner Nebenmenschen empfindet, wird allmählig dadurch verwischt, alles Vergnügen, das durch Wohlthun verursacht wird, geht verloren, und ein sehr reiner und schöner Genuß wird uns entzogen. Es ist unglaublich, daß die Policey den unbeschreiblichen Unfug dulden kann, den die Betheilei treibt, besonders da die reichsten Armenanstalten und Hospitäler vorhanden sind.

D a s A l m ö s e n .

Es ist eine äußerst angenehme Empfindung für mich, wenn irgend ein stilles Leiden meiner Nebenmenschen mein Herz rührt, und ich dann den weisen Trieb zu helfen befriedigen kann. Die italienischen Bettler haben diese sanfte Rührung noch nicht in mir hervorzubringen vermocht, aber ein anderes Wesen hat dies gethan, das zwar nicht bettelte, aber durch sein ganzes Aeußeres laut um Mitleid flehte.

Ich ging vor einigen Tagen durch Toledo. Unter den mancherlei Scenen, welche diese Hauptstraße von Neapel darbietet, sah ich in einem Korbe eine große braune Hündin, an deren Brust sechs oder sieben Junge saßen.

Diese Hundin war das Bild des Elends, des Hungers und der höchsten Magerkeit. Mitten unter dem unendlichen Ueberflufs, der in dieser Strafsse herrscht, war dies Thier durch Mangel bis auf den Tod abgezehrt. Dennochgeachtet erfüllte es die mütterlichen Pflichten mit grofser Sorgfalt, leckte die Jungen zärtlich, und bemühte sich, ihnen die ausgetrockneten Brüste so bequem als möglich darzureichen.

Neben dem Korbe stand ein in Lumpen gekleidetes Frauenzimmer, wahrscheinlich, um diese ganze Thierfamilie zum Verkauf anzubieten; denn in Neapel bietet man an öffentlichen Orten tausend Dinge feil, von denen man sich dies in andern Städten nicht einfallen lafst.

Als die hungrigen Jungen nichts mehr in den welken Brüsten fanden, stand das Jammerbild von Mutter auf, um etwas Nahrung in der Strafsse zu suchen, stiefs aber vorher die Kleinen bequem auf einen Haufen zusammen.

Ich wurde durch diesen Anblick äufserst gerührt, und wufste dennoch nicht, auf welche

Art ich dem armen Thier beyspringen sollte. Geld konnte ich ihm nicht geben, und gab ich es dem Weibsbilde, so wußte ich immer nicht, ob es Theil daran nehmen würde. Aber wenn man gerne helfen will, so weiß man bald die Mittel dazu zu finden. Ich ging zu dem ersten besten Tisch, wo man Brod feil bot, kaufte eins, und lockte meine hungrige Hundin mit mir unter die Einfahrt in einen Pallast, wo ich sie nach Herzenslust fütterte. Noch sah ich die Begierde, womit das arme Thier fraß; denn da das Brod hier sehr theuer ist, und selber die geringe Classe von Menschen nur wenig davon genießen kann, so mochte es lange nicht mit dieser Nahrung gesättigt seyn.

Ich erinnere mich kaum, daß mir ein Almosen so viel Vergnügen gemacht hatte, als diese kleine Gabe. Wie gern würde ich sie wiederholen, wenn ich das arme Thier wiederfinden könnte! Ich habe schon einigemal vergebens danach gesucht.

Warum ich diese geringfügige Sache hier

erzähle? — Ich habe einen sehr wichtigen Grund dazu: um Mitleiden mit Thieren zu erwecken. Leider hat sich mir auf einer Reise durch so mancherlei Länder überall die Bemerkung aufgedrungen, daß die armen vernunftlosen Geschöpfe auf unserer Erde, die keinen Verteidiger haben, und der Willkühr der Menschen überlassen sind, nutzlosen und grausamen Mißhandlungen ausgesetzt werden. Jeder Fühlende, der es weiß, wie die unglücklichen Thiere, die zur Arbeit oder zur Speise bestimmt sind, oft von rohen Menschen gemartert werden, muß es wünschen, daß sich endlich jemand der armen Unterdrückten annähme, und die Pflichten gegen die Thierwelt einscharfen möge.

Hier in Neapel sind es vorzüglich die unglücklichen Lastthiere, die der Grausamkeit eines tyrannischen Beherrschers Preis gegeben sind; aber ich werde Gelegenheit finden, hievon an einem andern Orte zu reden. Hier will ich nur noch von einem Anblick reden, der auch zu einem Almosen gleichsam erschüttert, aber auf

keine Weise eine angenehme Rührung verursacht.

Ich ging kurz vor Weihnachten an einem Sonntage auf dem Molo lustwandeln. Ein scharfer Nordwind blies vom Lande her, und man fühlte sich auch in Winterkleidung nicht zu warm. Ich war in ein Gespräch vertieft, als ich plötzlich eine vor Frost heulende Stimme hörte, und dicht vor mir mitten auf dem Steinpflaster einen nackenden Menschen zusammengekrümmt sitzen sah, der nur eben so viel Lumpen hatte, um seine Scham zu bedecken, und übrigens ganz klos war. Bey dieser fürchterlichen Gestalt, die überdies einen langen Bart hatte, gingen Tausende und aber Tausende vorüber, ohne weiter darauf zu achten.

Ich erschrak heftig bey dem Anblick, denn ich hatte im Sommer noch keinen nackenden Menschen auf öffentlicher Straßo gesehen, und weit weniger im Winter. Mit der widrigsten Faupfindung reichte ich ihm eine Gabe, und wandte mein Auge schnell von einem Wesen

weg, das um des Geldes willen alles Gefühl von Scham erstickte, und sich einer empfindlichen Kälte vorsetzlich Preis gab. Denn, nachdem ich die italienische Bettelei kenne, ist es mir nicht glaublich, daß dieser Mensch nicht einige Kleidung besitzen sollte, und blos eine Rolle in seiner nackenden Gestalt spielt. Wahrscheinlich duldet er den Sonntag hindurch Frost, um die übrige Woche sich recht gut erwärmen zu können.

Ich habe ihn nachher öfter in seiner Rolle gesehen, und werde vielleicht eine Probe machen, ob sie freiwillig, oder wirklich aus Nothgedrungen übernommen wird.

Man sieht indessen aus dieser Scene, wie weit hier die Kunst des Bettelns getrieben wird. Aber welcher Nachtheil entsteht dadurch für die Menschheit! Wie muß jede sanfte Empfindung des Mitleids allmählich abgestumpft werden, wenn man sich gewöhnt, bey einem solchen Anblick ohne Rührung vorüberzugehen!

Was man sieht, wenn man in Neapel
am Ufer des Meers lustwandelt.

Der Molo in Neapel hat großen Ruf, und ist als ein Ort bekannt, von dem man die reizendste Aussicht genießt. Es kann seyn, daß dies ehemals so war, aber seitdem die Franzosen sich hier befanden, hat der Molo eine etwas andere Gestalt angenommen. An der Spitze desselben sind nehmlich einige Mauern aufgeführt, um von dort aus den Golf mit Kanonen zu bestreichen, und diese Mauern bedecken den größten Theil von der freien Aussicht.

Es giebt jetzt Gegenden am Meer, wo sich diese weit schöner darbietet. Schon auf dem Molo piccolo, ferner in der Gegend bey dem königlichen Schloß, bey Pice Falcone, in der Villa,

und besonders bey Pausilippo ist man auf einem weit bessern Standpunkt. Das Nähere von allen diesen Oertern wird die Folge entwickeln.

Neapel steht in dem Ruf, daß es nächst Constantinopel die schönste Lage in der Welt hat. Wer ist nicht neugierig zu wissen, wodurch sie hervorgebracht wird, und was man in dieser prachtvollen Stadt sieht?

Man erblickt viel, wenn man sich in einer freien Gegend befindet, und die freien Gegenden in der Ebene sind nur am Meer. Die Hauptmassen, welche hier die große Scene bilden, sind prächtige Berge in der Nähe und in der Ferne, eine Felsen-Insel, das Meer, das sich zwischen der Insel und den Vorgebirgen unabsehblich fortwälzt, eine Menge von Seeschiffen, und die ungeheure Stadt, die sich gegen St. Elmo gleichsam terrassenmäßig erhebt, und neben den Werken des Schöpfers auch ein großes Menschenwerk aufstellt.

Untersucht man diese Hauptmassen näher, so hat jede ihre eigene Merkwürdigkeit und

Schönheit. Unter den Bergen erhebt sich der Vomero am nächsten, und aus allen Theilen der Stadt erblickt man diese prächtige Höhe mit ihrer Festung, mit dem Karthäuser-Kloster, und einer Menge von Landhäusern, worunter der Pallast Belvedere, und die Villa Patrici die reizendste Lage haben. Dieser Berg ist nicht nur der Stadt am nächsten, er trägt einen großen Theil derselben an seinem Abhange, und zwischen Straßen steigt man über die Hälfte zu demselben hinauf.

Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, über die ein so schöner Berg hervorragt, und sich dem Auge aus so vielen Standpunkten darbietet. Selbst aus den engsten Straßen sieht man oft seinen Gipfel zwischen den Häusern hoch daherschimmern. Das Fort St. Elmo ist seine Krone, und das Karthäuser-Kloster St. Martin legt sich, wie ein prächtiges Diadem, um seine Stirne herum. Von dem Platz vor dem königlichen Pallast sieht man diese bekränzte Höhe, an deren Abhang ewig grüne Bäume prangen, in einer vorzüglich

züglich reizenden Gestalt; aber überall ist der Vommero schön, und gleichsam die Kuppel von den prächtigen Gebäuden der Stadt. Er liegt gerade gegen Norden, und beschränkt von dieser Seite die Aussicht.

Gegen Westen erblickt man an der Grenze der Stadt den schönen Pausilippo, der mit dem Vommero zusammenhängt, und nur durch seine Richtung sich von ihm unterscheidet. Der Vommero nemlich läuft von Morgen gegen Abend, der Pausilippo aber von Norden nach Süden. Beides ist im Grunde ein Bergrücken, der zwey Namen hat. Bis an die letzte Spitze im Meer ist der Pausilippo am Fuß, an den Seiten, und oben mit Landhäusern bedeckt; er ist gleichsam ein langes zerstreut liegendes Dorf von lauter Pallästen. Alle diese Palläste haben eine der herrlichsten Aussichten auf die Stadt, auf das Meer, auf die Gebirge, und gewähren zugleich eine schöne Aussicht. So weidet ein Monarch sich an dem ringsum jauchzenden Volk, und ist zugleich die Bewunderung des jauchzenden Volks.

Gegen Paesilippo über, an der andern Seite des Goffs erheben sich im Vordergrunde die beiden prachtvollen Berge: der Vesuv und der Somma. Ich erinnere mich nicht, je Berge gesehen zu haben, die einen so erhabenen Eindruck machten. Wie ein großes Brüderpaar strecken sie dicht neben einander ihre Gipfel gegen die Wolken empor, und liegen oft so heiter, so majestätisch nahe da, als wenn man sie abreißen könnte.

Wer es nicht wußte, daß der Vesuv ein feuerspeiender Berg ist, der würde es jetzt nicht bemerken können. Man entleckt zwar den Krater deutlich, aber da kein Feuer und auch nur selten etwas Rauch aus demselben aufsteigt, so halt man ihn für eine gewöhnliche Vertiefung, und unterscheidet nicht, welcher von beiden Bergen der Vesuv ist.

So ist ein Jachzorniger heiter, und sanft, und ruhig, bis sein Zorn gereizt wird; dann bricht seine wahre Gemüthsart mit schäumender

Wut hervor, und er zertrümmert alles rings um sich her.

Der Fuß beider Berge, der gleichsam gebadet aus den Fluten heraufsteigt, ist mit unzähligen Landhäusern bedeckt, und zwischen diesen entdeckt man deutlich größere Massen von Gebäuden. Man sieht die Oerter St. Giovanni a Teduccio, Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w., die alle zwischen dem Meer und dem Vesuv zusammengedrängt sind. Selbst die Wohnung des Einsiedlers entdeckt man ohngefahr an der Mitte des Berges.

Ich habe mich oft gewundert, warum die Menschen an einem so gefährlichen Ort wohnen, warum sie auf der Asche zertrümmerter Städte immer neue Städte erbauen, da ein so drohendes Gewitter über ihnen hängt. Jetzt wandere ich mich nicht mehr: die Gegenden sind so reizend, daß sie die Gefahr aufwiegen; die Erde ist so fruchtbar, und lockt mit den herrlichsten Früchten so lieblich zu sich hin, daß alle Furcht dadurch verschleucht wird; der gegenwärtige Au-

genblick ist so schön, daß man an den künftigen nicht denken kann. Und man wird ja durch nichts daran erinnert, der Vesuv liegt ja so ruhig da, als wenn er nie jemandem das Wasser getruht hatte.

Die Schlange, die im Grase liegt, wird vergessen über die vielen Blumen, womit sie bedeckt ist; und ich glaube, sie muß vergessen werden. Ein Jahr in diesen glücklichen Gegenden hat so vielen Werth, als zwey Jahre in einem andern Lande, der Genuß steht mit der Gefahr unterbrochen zu werden, in Verhältniß, und die Möglichkeit eines Ausbruchs vom Vesuv, der doch nur selten statt findet, darf das Andenken an eine Reihe von glücklichen Jahren nicht verdrängen. Es hat Zeiträume von mehr als hundert Jahren gegeben, in denen der Vesuv ruhig blieb; sollen in dieser ganzen Zeit keine Menschen an seinem wohlthätigen Busen ruhen, aus welchem Wein und Milch und Oel in Strömen hervorquillt?

Nein, in der Nähe bekommen die Dinge

eine andere Gestalt, und ich selber würde mich nicht besinnen, am Fuß des Vesuv zu wohnen, wenn ich dort eine Besizung hätte. Die Gefahr, in einer ungesunden Gegend zu leben, ist unendlich größer, und auf dem Gipfel des drohenden Berges schwebt das Leben und das Glück der Menschen in keiner so großen Gefahr, als in den pontinischen Sümpfen, in den Bergwerken und in den engen dunstigen Stuben der Nordländer.

Der Vesuv streckt gegen Süden eine lange Zunge ins Meer hinein, und diese ganze Zunge ist so bewohnt, als wenn es nur eine etwas weitläufig gebaute Stadt wäre. Auf ihr liegt auch Torre del Greco, und St. Annunciata.

Hinter dem Somma und dem Vesuv, die wie ein Paar Riesen auf das Meer und auf Neapel hinabschauen, erstreckt sich eine lange Kette von Bergen, die bis ans Cap der Minerva fortlaufen, und nach der Morgenseite den Golf einschließen. Der höchste Gipfel derselben ist der Monte Aureo oder Gauro, der wieder auf den Vesuv hinabschaut, und von dem man in seinen

Kater lincinsicht. Der Gauro ist das große Schreemagazin von Neapel, wo man in tiefen Gruben das ganze Jahr hindurch diese Erquickung der Einwohner aufbewahrt.

Der Fuß dieser Bergkette ist wieder mit Städten und Landhäusern bedeckt. Man unterscheidet bey hellem Wetter Castel a Mare, Vico, Sorrento, Massa. Welch eine Menge Städte ist hier zusammengedrängt! Und in ihrer Mitte das ungeheure Neapel. Wie fruchtbar muß die Erde seyn, um auf einem so kleinen Raum so viele Menschen zu ernähren!

Die Insel Capri erhebt sich in noch größter Entfernung, als die sorrentinischen Berge. Sie liegt zwischen den beiden Vorgebirgen Pausilippo und Cap der Minerva, und gleicht einem Ball, den sich diese beiden großen Hände einander zuwerfen. Auf dem Lande gewährt ein emporstrebender Felsen einen majestätischen Anblick, aber im Wasser noch weit mehr. Hier hat er nichts um sich her, was ihn demüthigen kann.

Wenn man sich also mit dem Gesicht gegen das Meer wendet, so hat man zur Rechten Pausilippo, zur Linken den Vesuv und das weit hervorspringende Capo di Minerva, vor sich die Insel Capri, und im Rücken die Stadt mit dem emporstrebenden St. Elmo. Alles dies sieht man mit seinen Umgebungen, wenn die Luft rein und heiter ist; ist sie trübe, so sieht man von dem Entfernten nichts. Das Haupt des Vesuvs und des Somma hüllt sich in Wolken, das Capo di Minerva schwindet mit der Insel Capri in Nebel, und man sieht höchstens Pausilippo und den Vommero.

Wenn es heisst, dafs Neapel eine der schönsten Lagen in der Welt hat, so erweckt dies eine sehr große Vorstellung. Aber man glaube nicht, dafs man den Reiz dieser Lage gleich anfangs in vollen Zügen genießen, dafs man bey einer flüchtigen Durchreise gleich fühlen wird, es sey eine der schönsten Lagen. Dies muß man erst allmählig fühlen lernen; man muß hier seyn, man muß bey heiterm Himmel oft die

großen Gegenstände anschauen, und nach und nach mit diesem großen Gemahle der Natur bekannt werden; man muß mit einem Freunde sich an den Schönheiten desselben weiden, und das Ergötzende daran aufsuchen, kurz, man muß erst die erhabenen Gegenstände studiren, ehe man den Umfang ihres Werths empfinden kann. Der erste Eindruck wird bey den meisten nur ganz gewöhnlich seyn.

Jedes große Gedicht hat seine tiefen und verborgenen Schönheiten, die man nicht mit der ersten Uebersicht faßt; jedes schöne Landschaftsbild hat seine verborgenen Reize im Ganzen und in den einzelnen Theilen, die der Kenner nur entdeckt. Die Natur aber ist der größte Landschaftsmaler, und nicht jeder vermag den Schleier von ihren Schönheiten aufzuheben. Der Lazzaroni geht hier am Gestade des Meers, ohne nur daran zu denken, daß die Natur um ihn her schön ist. Es gehört Auge und Geist dazu, um in Neapel Neapel zu finden.

Das Weihnachtsfest

oder

N a t a l e i n N e a p e l .

Dies schöne Fest, das uns in der kältesten, der trübsten und dunkelsten Jahreszeit gleichsam zum Licht und zur Erheiterung gegeben ist, pflegt sich an allen Orten schon einige Zeit vorher anzukündigen, und in Jung und Alt erwacht dann eine gewisse begeisternde Freude, die in der Rückerinnerung an vergangene Freuden, die eben wiederkehren wollen, ihren Grund hat. Nichts kann der Entzückung gleichen, die man in der Kindheit beym Herannahen dieses Festes empfindet, wenn man gewohnt ist, die angenehmen mysteriösen Geschenke an demselben zu er-

halten, und sie verliert sich auch das künftige Leben hindurch nie ganz. Eltern und Erzieher sollten daher nie unterlassen, ihren Zöglingen dies Fest so freudig, als ihnen möglich ist, zu machen. Sie pflanzen dadurch einen Baum, welcher das ganze Leben hindurch seine jährliche Frucht trägt. Wer in der Jugend auf eine angenehme Art Weihnachtsgeschenke empfing, hat in spätern Jahren einen Genuß mehr, und wenn man selber nicht mehr beschenkt wird, so sucht man wenigstens Andern diesen Genuß zu machen.

In Neapel muß diese Freude noch lebhafter seyn, denn die Zubereitungen zu diesem Fest, und die Feier desselben ist größer, als an andern Orten. Hier kündigt es sich auf zweierley Art an: auf eine geräuschvolle und auf eine stille, bescheidene.

Die geräuschvolle Art verbreitet sich über die ganze Stadt. Gleich mit dem Anfange der Adventszeit hört man von allen Seiten ein gewisses Schießen, welches das Herannahen des großen Festes verkündigt, und von Menschen

aller Art verursacht wird. Kanonen haben die Privatpersonen in Neapel nicht, so wenig wie an andern Orten; sie bedienen sich also der Kanonenschläge, und der Schwärmer, um ihre Freunde zu beweisen. Da ihnen die metallenen Feuereschlünde nicht zu Gebot stehen, so müssen die papiernen ihre Stelle vertreten, und auch die machen Geräusch genug. Bis zu den fernsten Winkeln von Neapel dringt dies bewillkommende Knallen, und gießt die Erinnerung an das nahe Fest in die Herzen.

So wie ein längersicheres Schiff, das endlich mit günstigem Winde dahersegelt, vom Ufer mit Freudenschüssen begrüßt, wie ein geliebter Monarch, der nach langer Abwesenheit sich seiner Residenz naht, von donnerndem Geschütz empfangen wird, so bewillkommet man hier durch lautes festliches Getöse die hohe Weihnachtsfeier.

In allen Straßen, von allen Dächern und Balconen erschallt dies religiöse und zugleich freudige Geräusch. Der ärmste Lazzaro legt seine

wenigen übrigen Kreuzer zu diesem Geschofs an, und der vornehmste Knabe sucht seine Lust darin, es von seinem Balcon in die StraÙe hinunterzuwerfen.

Dies dauert die ganze Adventszeit hindurch, und erreicht am heiligen Abend, und die darauf folgende Nacht gleichsam seinen Gipfel. In diesem Zeitpunkt ist es, ^x als wenn man Victoria sähe, daß der langsterwartete Gast nun da ist. Es würde vielleicht keine Secunde die ganze Nacht hindurch vergehen, worin man nicht einen oder mehrere Schüsse hörte, wenn das Ohr auch nur über die Hälfte der Stadt reichte. Es scheint dann, als wenn in Neapel eine Schlacht geliefert würde, worin das kleine Gewehrfeuer unaufhörlich fort dauerte.

Am folgenden Morgen aber, wenn man nichts mehr hört, sieht man, was geschehen ist. Eine dicke Wolke schwebt über Neapel, wie über London, und wenn man ins Freie hinaus tritt, merkt man einen starken Pulverdampf, der sich bey stillem Wetter nur allmählich verliert.

Ich sollte glauben, man müßte in Somma und Portici, wenn der Wind danach steht, riechen, daß es Weihnachten ist.

Dies ist die geräuschvolle Art, wodurch sich dies Fest hier ankündigt; so lange giebt es noch eine stille, die mit der in andern Städten mehr Aehnlichkeit hat. Was es Reizendes und Schönes giebt, wird in Laden, auf Tischen, in Buden, unter freiem Himmel feilgeboten. Eine zahllose Menge von Christuskindern, von Engeln, von Hirten, von hundert andern ländlichen Figuren bevölkern diesen Laden, in jenem weiden Kühe, Esel, Lämmer, Schafe, ja, man will sogar schon Schweine unter diesen Weihnachtsfiguren gefunden haben. Hier sieht man eine Felsengrotte, worin Maria und Joseph in häuslicher Stille über die noch leere Krippe des Christuskindes sich hinneigen, dort eine andere, worin eine Menge Thiere in gewölbten Gängen auf- und absteigen. Hier wird Moos, Pinienzweige, Stangen, Felsenstücke, und allerhand Laubwerk verkauft, dort trägt man, statt der Tannenbäume

in Deutschland, Aufsätze, dick mit Weintrauben, Apfelsinen, Melonen u. s. w. behangen.

Alles dies ist zum Schmuck der sogenannten Krippen bestimmt. Was zum Schmuck der Tati oder zu Naschereien bestimmt ist, nimmt wieder eine andere Gestalt an. In allen großen Straßen, besonders in Toledo, sind eine Menge Buden auf die künstlichste Art ausgeschmückt. Die Pfosten derselben bestehen entweder aus Lorbeerbäumen, wie man in Deutschland die Maieen zu Pfingsten aufzustellen pflegt, oder sie sind ringsum mit Myrthen umwunden. Zwischen denselben hängen Guirlanden auch von grünen Zweigen, die mit allerhand Bändern ausgeschmückt sind.

In den Buden selber ist eine ungeheure Menge von Feigen, Rosinen, Nüssen, Kastanien, Citronen, Pomeranzen, Melonen, getrocknetem Obst u. s. w. Alles dies ist theils in Haufen oder Tonnen aufgethürmt, theils auf eine künstliche Art zum Schmuck der Buden angebracht. Im Hintergrunde derselben sieht man zwei gros-

se Tafeln, die in eine Menge viereckigte Fächer abgetheilt sind. Jedes Fach ist wider durch zwei Diagonallinien in Triangel eingetheilt, und diese sind symmetrisch mit Waaren ausgefüllt.

Hier ist ein solches Fach:



In a a z. B. sind die schönfarbigen dunkeln Rosinen, in b b die weißlichten Feigen regelmäsig eingefügt. Da dies außerdem alles mit Myrthenzweigen, mit Goldschaum und Bandern ausgeziert ist, so giebt es, wenn auch keinen malerischen, doch gewiß einen sehr geschmückten Anblick. Ueberflufs gefällt immer, er mag sich in einer Gestalt zeigen, in welcher er will.

Ich erstaunte besonders über die außerordentliche Menge Melonen, die man feilbot. Sie sind in einem Kreuzband von Binsen aufgehangen, und überall angebracht, wo man nur ein Plätzchen findet. Ich habe viele Tausende davon kurz vor Weihnachten gesehen. Die Buden sind gleichsam Bäume, welche Melonen tragen.

Auch alles übrige sucht man zum Verkauf erst zu schmücken, und das Leblose legt ein Kleid zur Verschönerung an. Das roth- und weißschimmernde Fleisch des kraftvollen Stiers ist mit Goldschälm erhöht, und um den schwärzlichen Schinken aus Calabrien winden sich grüne Zweige. Vor dem ungeheuren sortentinischen Kasse brennt hier eine Schale voll hellen Feuers, gleich einem Opferfeuer, und dort hängen hundert Lampen in künstlichen Reihen zwischen grünem Laube.

Aber vorzüglich muß das Wasser seine Schätze zu dem heiligen Abend hergeben. Apulien sendet Aale, Taranto Austern, und aus den Tiefen des Golfs von Neapel steigen alle Seeungeheuer herauf, um in der Mitternacht auf den Tischen der Großen zu prangen.

Was übrigens an Zuckerwerk, an Zeugen, an Fabrikwaaren, an Kunstsachen und an tausend andern Dingen feilgeboten wird, das vermöge ich nicht zu nennen.

*Non, nulli si linguae centum elat, oraque centum
Festis vox.*

Das heisst hier mit andern Worten: Das vermögte ich nicht, wenn ich die Beredsamkeit eines florentinischen Improvisatore, oder noch höher hinauf, die Zunge eines neapolitanischen Zahnarztes hätte. Wer einen Begriff davon haben will, muss Toledo und die daran stossenden Strassen vor Weihnachten durchwandern.

Toledo und die daran stossenden Strassen, sage ich? Ich muss hinzufügen, dass dies nur höchstens ein Drittel von der ungeheuren Stadt ist. In den eigentlichen Abgrund derselben bin ich noch gar nicht hineingekommen, selbst noch nicht zu dem grossen Platz al Mercato. Wer weiss, wie sich dort Weihnachten ankündigt!

Den Tag vor diesem Fest hat man einen Fasttag, und auch die Nacht darauf ist man kein Fleisch; aber demohngeachtet möchte ich dies kein Fasten nennen. Denn was die Erde und das Meer übrigens an Schätzen besitzt, das

müssen beide zu dem Tisch der Neapolitaner hergehen.

Aber ehe das Schmausen beginnt, geht noch eine feierliche und wichtige Ceremonie vorher. Wenn nemlich alle Vorbereitungen zu dem Fest gemacht sind, wenn die Krippe mit ihrem ganzen Schmuck erbauet ist, und die beiden Ehegatten Maria und Joseph, sammt allen ihren Umgebungen, in der Felsenkluft vertraulich da stehen, dann erwartet man den Zeitpunkt, in welchem man glaubt, daß Christus geboren ward. Sobald er eintritt, werden die Lichter angezündet, ein Priester trägt feierlich in Begleitung der Familie des Hauses ein Christuskind, und legt es in die noch leere Krippe, in welche Maria mütterlich hinabschaut. Nun ist das Kind geboren, der Priester liest eine Messe, und so dann beginnt die nächtliche Tafel.

In Häusern, worin kein Priester zugegen ist, verrichtet der Hausvater die Ceremonie mit dem Christuskinde.

Noch lange nach Weihnachten sieht man

hie und da die Krippen, in den Behaltnissen des untern Stockwerks, worin die Leute von der geringern Classe wohnen, aufgebaut, und sie gewahren keinen unangenehmen Anblick. Sie stellen gewöhnlich Felsengrotten, statt des Stalles, vor, weil hier die Hirten sich in Grotten sammt ihrem Vieh aufhalten; man glaubt, dafs es in einem Clima, wie bey Bethlehem, eben so war.

Der Felsen ist oft so hoch, wie das ganze Zimmer, und in den Bäumen, welche aus demselben hervorwachsen, schweben überall Engel, wahrscheinlich, um die Menge der himmlischen Heerschaaren vorzustellen. Es sind mehrere Grotten in dem Felsen, schön mit Moos und Laubwerk ausgeschmückt, und in der Hauptgrotte erblickt man immer die beiden Eltern Christi mit dem neugebohrnen Kinde. Die Bigotterie laßt noch lange nach Weihnachten am hellen Tage eine Lampe vor diesem Præsepio brennen, und für eine fromme Einbildungskraft hat die Sache wirklich viel Anziehendes.

Ehmals verwandten große Häuser viele

tausend Dukaten zu Erbauung einer solchen Krippe, und man legte sie gewöhnlich auf dem *Astrico al Cielo* an. Alles, was die Natur schönes hat, war hier im Kleinen nachgebildet, und selbst die wirkliche Natur nahm man oft zur Vermehrung des Effects zu Hülfe, indem man die Felsengrotten so erbaute, daß man die Spitze des Vesuvs im Fernpunkt hatte. Jetzt findet auch dieser unschuldige und vielleicht lobenswerthe Aufwand nicht mehr statt, und die letzte Revolution in Neapel scheint dazu beygetrogen zu haben, die letzten Spuren davon wegzuschwemmen.

E r z i e h u n g.

Die Erziehung in Neapel ist vortrefflich. Man kann es nicht glauben, mit welchem Fleiß die Pferde, die Esel, die Hunde u. a. w. gebildet werden.

Die Pferde stehen wie Lämmer, lassen von dem Kutscher sich mit der Peitsche nach Gefallen hauen, und rühren sich kaum. Sobald sie aber merken, daß sie laufen sollen, gehen sie in dem stärksten Trapp, worin nicht leicht ein deutsches Pferd es mit ihnen aushalten würde. Sie drängen sich mit Gewandtheit durch die dicksten Menschenhaufen, und daß bey dem äußerst schnellen Fahren in Neapel nicht täglich eine Anzahl Fußgänger gerädert werden, daran, glaube

ich, sind mehr die Pferde, als die Menschen Schuld.

Sie fressen aus der Hand ihres Führers eine gelbe Rube und etwas Lärpflanzkraut mit großer Begierde, sie steigen Treppen, sie gleiten die Quadersteine an den beträchtlichen Anhöhen in den Straßen hinunter, und klammern sich gleichsam an, wenn sie dieselben hinaufsteigen sollen; sie lassen sich zu Acteurs auf dem Theater gebrauchen, und nahren sich wie Ziegen, wie Kühe, wie Lämmer.

Wahrlich man muß eine sehr gute Erziehung haben, wenn man als Pferd dies alles leisten soll.

Der Esel? — Wer hat gesagt, daß der Esel ein verächtliches Thier sey? Und wenn es Aesop ist, so hat er Unrecht. Der Esel ist der Vater, die Mutter, der Bruder, der größte Wohlthäter des armen Italieners; er arbeitet für ihn, und verdient ihm das Brod. Eine ganze Familie lebt oft von einem kleinen Stück Erde, und ei-

Dies äusserst brauchbare Thier trägt und zieht die grössten Lasten; es hat das ganze Geschirr eines Töpfers auf dem Rücken, der zu Markt zieht, und thut keinen Fehltritt damit; es führt Dünger in die Gärten, und Früchte aus denselben auf den Marktplatz; es läßt sich ohne Zaum und Gebiss lenken, blos durch einen kleinen Stab, und klettert die steilsten Anhöhen hinauf; es steht auf den Ruf seines Treibers sogleich unbeweglich, und ruht sich nicht, so lange seine Geschäfte ihn aufhalten, sucht höchstens ein wenig Nahrung auf der Strasse; er zieht die grössten Quaderstücke zu den Gebäuden herbei, und erhält die Reinlichkeit auf den Strassen von Neapel, die sonst mit Unrath bedeckt seyn würden. Ein armer Neapolitaner, der gar nichts zu verdienen weis, sucht einen Esel zu bekommen; mit diesem durchzieht er die Strassen, ladet den Abgang und den Dünger, den er findet, auf denselben, und verkauft ihn an die Gärtner. Nun hat er einen Ernährer, einen Versorger.



Ist es möglich, daß man ein solches Thier verächtlich nennt? Wer hat nur gesagt, daß es kein schönes Thier sey? Der regelmäßige Bau seines Körpers, die Bescheidenheit, die in den Ohren und dem Blick liegt, die äußerst zarten Füße, die dennoch so viel tragen können, alles dies macht den Esel zu einem vorzüglichen Geschöpf. Hat denn noch niemand die Apologie des Esels geschrieben? Ich verdenke es keinem, der unter allen Thieren den Esel sich zum Favoriten wählt.

Nicht minder gelehrt ist hier der Hund, besonders der Pudel. Er läuft vor seinem Herrn her, und trägt die Laterne, er holt Lebensmittel in einem Tuche, und vertheidigt sie mit der größten Tapferkeit, er trägt Kube, und holt den Stock seines Herrn ohne Furcht aus dem schäumenden Meer.

Dieselbe Gelehrigkeit erstreckt sich bis auf die Ziegen, die Kuhe, die Schweine, und ich glaube, man kann im Ganzen behaupten, daß Thiere hier einen höhern Grad von Cultur an-

nehmen, als in kältern Gegenden. Vielleicht rührt dies von der Menge Menschen her, mit der sie stets umgeben sind.

Die Ziegen kennen die Stimme ihres Treibers genau, und rühren sich nicht, so lange eine von ihnen gemolken wird. Regnet es, so treten sie so lange unter ein Hausthor, oder in eine offene Thür, und kommen auf den Ruf des Herrn sogleich wieder hervor. Die Ziegen sind hier nicht allein possierlich, sie haben auch Erziehung und Erfahrung.

Die Kuhe geben ihnen an Folgsamkeit und Klugheit nichts nach. Unter dem dicksten Menschenhaufen werden sie nicht scheu, sie lassen sich vor jeder Thür für einige Gran Milch abmelken, und gehen dann wie in ihrem Beruf weiter.

Die Schweine endlich nähren sich friedlich auf den Straßen, und verlieren sich nie von dem Hause, dem sie angehören. Diese Thiere haben hier außerdem eine sonderbare Eigenschaft; sie sind am ganzen Leibe kahl, und haben eine

schwarzgraue Farbe, so daß sie beinahe das Ansehen der amerikanischen Hunde bekommen. Ich erinnere mich nicht, je in Deutschland Schweine dieser Art gesehen zu haben. Uebrigens haben sie noch den Verstand, daß sie unglaublich fett werden.

Was die Erziehung der Lazzari betrifft — Aber wo gerathe ich hin? Ich wollte hier nur von der Erziehung der Thiere reden, und komme auf einmal zu den Menschen. Das geht nicht. Die Erziehung der Menschen ist schwerer zu beobachten, und ich werde sie mir auf eine andere Zeit ersparen.

Am ersten Januar 1802.

Es ist Neujahr. In meinem Vaterlande sind die Gefilde mit Schnee bedeckt, die Flüsse und Seen haben einen Harnisch angezogen, die Natur ist erstarrt, und die Menschen leben in eingeschlossenen Zimmern ohnweit von einem heißen Stein.

O wie ganz anders ist es hier, am Gestade des thyrrenischen Meers, wo die Sybilla von Cuma ihre Behausung hatte, wo die Trümmer von den Tempeln des Merkur, des Apollo, der Diana, und des Serapis liegen, wo die elisaischen Felder verbreitet sind, und der Eingang zum Schattenreich sich öffnet! Hier zieht die Erde nicht jenes weite, weiße Gewand an, und wenn sie sich damit bekleidet, so wirft sie es in wenigen Stunden wieder von sich; hier dient jene

erstarrende Decke der Flüsse nur zur Erquickung der Menschen, und der Schnee erheitert den Blick, von fernen Gebirgen herschimmernd, ohne das Gefühl zu verletzen.

Ja wirklich, es ist hier eine andre Welt, und jeder Blick, den man auf die Natur und die Menschen wirft, verkündigt uns dies. Die Natur kennt kein Erstarren, keinen Tod; sie ist gleichsam in einem ewigen Leben, in einer ewigen Thätigkeit. Nicht die schöne Finie allein gewährt uns ihr Grün und ihre Frucht, auch der Citronenbaum und der Pommeransenbaum steht in seiner Pracht da, und mit jedem Tage wird die Citrone angenehmer, die Pommeranze süßer; auch der Lorbeerbaum, der Ölbaum, und die Cypresse prangt mit dunkeln Laube.

In Deutschland beut sich nur der winterliche Kohl dem Tisch dar, hier auch die liebliche grüne Schotenerbse, die heilbringende gelbe Rube, wie sie eben aus dem mütterlichen Boden kommt, der erfrischende Salat in seinen mannigfachen Gattungen, das reinliche Radieschen, und

viele andere Erdfrüchte, die wie ein großes Gemälde mit allen Nüancen von weiß, grün, roth und gelb, an den öffentlichen Plätzen mahlerisch zusammengeordnet sind, und schon den Blick ergötzen, ehe sie noch für den Geschmack bereitet werden.

Die Armen gehen in dieser Mitte des Winters barfuß, und die Reichen in leichter Kleidung. Die Erwachsenen spielen auf öffentlichen Plätzen mit Kugeln und Karten, die Knaben mit Nüssen. Nichts kündigt den Winter mit seinem eisernen Zepter an, und ein geheiztes Zimmer ist hier ein Unding, wie in kalten Ländern ein Frühlingsstag im Januar.

Die Sonne ist hier das ganze Jahr Sonne, und der Schoofs der Erde das ganze Jahr hindurch mütterlich. Nichts unterbricht sein ewiges Keimen, und unaufhörlich sproßt Fülle aus ihm hervor. Die Felder sind mit Saaten, die uns nähren, bedeckt, und der schongrünende Flachs, der uns kleidet, dringt kraus und dicht aus dem Boden hervor. Heute wird das Haupt des schim-

mernden Blumenkohls, der jetzt in seiner vollen Pracht ist, heruntergehauen, morgen schon vertraut man dem schnellumwühlten Schoofs der Erde zahllose andere Kinder an, die sie erziehen muß; und keine Mutter hat je ihre Kinder unermüdeter gepflegt, als sie.

O herrliches, o glückliches Land! Wären die Menschen gleich vollkommen mit dem Boden, der sie trägt, wahrlich man würde glauben, das Eden, das einst in Armenien lag, sey jetzt zwischen den Fluten des adriatischen und mittelländischen Meers zusammengedrängt. Aber — doch, wie könnt' ich wagen, jetzt schon über die Menschen dieses Himmelstrichs zu urtheilen, da ich sie erst so wenige Wochen sah!

Genug, die Erde ist hier himmlisch schön, und die Sonne so lieblich, wie man sie sich am Morgen der Schöpfung denkt. Und wenn auch heute mit dem Anfange des Jahrs diese Himmelskönigin den Schleier nicht abwerfen will, wenn auch ein fast ununterbrochener Regen aus den Wolken strömt, so weiß

ich doch, daß sie in Kurzem sich enthüllen, und vielleicht morgen schon belebende Wärme und Heiterkeit von neuem herunterstrahlen wird.

Aber obwohl man hier mit Recht rufen kann: Frost, wo ist dein Stachel, Winter, wo ist dein Sieg! so hat er doch einst schon seine Herrschaft mindestens ahnden lassen.

Als er im Jahr 1788 seinen furchtbaren Zep-
ter über ganz Europa ausstreckte, und lange aus-
gestreckt hielt, als im Norden Menschen und
Thiere zu Tausenden vor Frost umkamen, da
hauchte er auch hieher, und auf den Flügeln
seines Hauchs flogen Schneeflocken mit dichtem
Gewimmel über den hohen Vommern hernieder.
Vierzehn Tage lang blieb dieser Fremdling, vier-
zehn Tage lang schreckte er die Bewohner die-
ses milden Himmelstrichs, und wich keinen Gebe-
ten, keinen Processionen, keinen Gelübden den
Heiligen dargebracht.

Der riesenförmige Jupiter terminalis am Pal-
last des Königs schaut auf ein beschneites Feld
hernieder, und an seinem Bart hing ein Eiszap-


fen; um die Tempel der alten Götter thürmte sich Schnee auf, und die Gestade des Acheron lagen erstarrt da. Die Menschen waren erstaunt, und die Vögel, ungewohnt des Schneegewimmels in den Lüften, kamen in die Stadt, um Schutz und Wärme zu suchen. Aber sie fielen ermattet nieder, und in allen Straßen machte man Jagd auf die erstarrten Thierchen.

So rettet sich der fliegende Fisch aus dem Meer vor dem Rachen seiner Verfolger; aber kaum ist er ihnen entgangen, so verschlingt ihn ein Raubvogel in der Luft.

Selten indessen verbreitet der Winter seine Schrecken über diese reizenden Gegenden, so selten, wie der Vesuv seine Feuerströme ergießt; Gegründeter ist die Furcht, daß Apoll mit seinem Sonnenwagen sich zu sehr der Erde nähern möge.

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, kann ich mich nicht enthalten, noch einige Worte aus meinem Herzen zu reden. Es ist heute Neujahr. In meinem Vaterlande strömt alles von Wünschen

nen über; die Kanzeln, die Vorsäle, die Zimmer, die öffentlichen Plätze sind damit angefüllt. Auch ich muß meinem Gefühl Luft machen, und meinen entfernten vaterländischen Genossen Glück zum neuen Jahr wünschen.

In Deutschland sind Millionen edle Menschen, die es verdient hatten, in einem so reizenden Himmelsstriche zu leben, als Welschland ist, sind viele Tausende, die es bedürften; o wie gern möchte ich ihnen dies wünschen! Aber die Völkerwanderungen finden bey gebildeten Nationen nicht statt, und nur einzelne von ihnen werde ich unter diesem Himmel erblicken. Ich will ihnen etwas anders wünschen, das unter jedem Himmel gedeihet, und das ich für das größte Glück des Lebens halte.

Das beginnende Jahr schenke allen edlen Deutschen Gesundheit, diese Tochter des Himmels, die jedem, zu dem sie herabsteigt, Heil bringt; es gebe ihnen wahre, herzliche Freunde, mit denen sie die Freude des Lebens zwiefach empfinden; es sende ihnen endlich ein sorgen-

freies, von häuslichem Kummer entferntes Leben, und tiefen Frieden im Staat!

Unter diesen herzlichen Wünschen, die ich mit erholtem Gefühl für die Freunde meines Lebens zum Himmel schicke, will ich mich heute von der Unterhaltung mit meinem theuren Vaterlande trennen; aber meine Gedanken sollen vor andern Tagen lebhaft dahin gerichtet seyn.

Nein, ich kann mich noch nicht von meinem Vaterlande trennen; ich habe noch vielen auf dem Herzen, das vorzüglich zum Glück der Menschen beiträgt, und dies muß ich herunterreden. Ich wende mich zuerst mit meinen Wünschen an die, welche so unendlich viel zum Glück des Menschengeschlechts, besonders des künftigen, beitragen können: an die Erzieher der Jugend. Wenn es besser auf der Erde werden soll, so muß es hier beginnen. O mögten die Erzieher, mögten die Lehrer der Religion, die das Herz der Kinder in einem so wichtigen Zeit-

punkt in Händen haben, dies nie aus dem Blick verlieren, mögten sie nur das eine große Tagewerk vollbringen: ihren Zöglingen wahre Religion einzuflößen.

Aber was ist wahre Religion? O, sie läßt mit wenigen Worten sich nennen: Liebe für die Menschheit, ein mitleidiges Herz gegen jedes lebende Wesen, gegen Menschen und Thiere, und hoher Abscheu, irgend einem fühlenden Geschöpf das mindeste Leid zuzufügen; dies sind Wünsche, die nie oft genug wiederholt werden können, und wenn das Herz des Kindes darnach gebildet, wenn ihm dies so heilig gemacht wird, wie Messe, Predigt, Abendmahl, dann ist ein großer Schritt zum Heil der Menschheit gethan.

Auch für die, deren Geist mit Staatsveränderungen sich beschäftigt, deren Herz mit der großen Geschichte der letzten zwölf Jahre erfüllt ist, trage ich einen Wunsch in mir, den mir der Anblick so mancherley Länder einge-
flößt hat: mögten sie ein einziges Wort ihrer

Sprache in ein andres verwandeln, mögten sie, statt Freiheit, Glück setzen!

Ein Volk kann frei seyn, und höchst elend dabei: in blutige Zwietracht verwickelt, ganze Familien, ganze Corporationen gegen einander emport, Unruhe in den Herzen der einzelnen Menschen, Mangel, alles dies kann im Gefolge der Freiheit dahertreten, und warlich so geschah es bis iet.

Ich habe die cisalpinische Republik gesehen, wo die Freiheitsbäume noch prangen, ich habe Rom und Neapel gesehen, wo sie umgehauen sind, und die Augen wurden mir aufgethan. Man lese nicht, man komme, und schaue; man bewundere nicht die schönen Grundsätze, wodurch Freiheit von Südwest her gepredigt wird, auf dem Papier; man prüfe mit eigenem Blick, wie sie angewandt wurden, und dem größten Freiheitsprediger werden die Augen aufgethan werden.

Ich kann hier nur wenige Worte sagen: die freie cisalpinische Republik hat dreimal mehr

französische Truppen in ihrem Gebiet, als vaterländische, und bezahlt jährlich sechs Millionen Thaler Tribut an Frankreich — eine Republik, worin keine Münze geschlagen wird. — Florenz jammert laut über den tausendfachen Verlust, den es duldet. Rom ist ärmer wie je, es muß sein Brod mit dem wenigen übriggebliebenen Gelde beinahe aufwiegen, und hunderte von Staatsbeamten sind unglücklich geworden. Neapel ist gleichsam noch in sich zurückgeschreckt von der zwiefachen Umwälzung, die es erfuhr, die Herzen bluten noch über die Schlachtopfer, die hingeopfert wurden, der Geist erbebt noch vor den Greueln, die geschahen.

Sind dies die Früchte, die von den Freiheitsbäumen heruntersinken? O wahrlich, es ist eine neue Frucht des Erkenntnisses Gutes und Böses! Man frage die Nationen, die davon gekostet haben.

Buonaparten, diesem bewunderten Idol Europas, fehlt zum großen Mann etwas Großes: er ist kein Weltbürger. Seine Größe umfaßt

nur das Heil Frankreichs, für das Heil andrer Nationen scheint, sein Herz nicht zu schlagen. Und die Deutschen, die Bewohner Welschlands sind doch auch seine Bruder.

Einen, einen zu bereichern,

Muß die schöne Güterwelt vergehn.

Frankreich ist ein Colofs, der mit einem Fuß auf den leeren Schatzkammern der Fürsten Europas, mit dem andern auf den Geheinen von einer Million Erschlagenen steht; und noch ist die große Frage: wird dieser Colofs fest stehen, wenn einst seine Stütze Buonaparte hinwegtritt? Wird er nicht von neuem zusammenstürzen, und vielleicht alle den hohen Schmuck zertrümmern, womit er sich aus Süden und Norden bekleidete? Wem bebt nicht das Herz bei diesem Gedanken?

Der dort oben weiß, daß mir das Herz warm für das Heil der Menschheit schlägt, und die Freiheit würde mein Gotze seyn, wenn sie es bewirkte; aber nach dem, was ich sah, was ich vernahm, was ich zu erforschen vermogte,

hat die Freiheit in der Gestalt, worin sie sich zeigte, großes Verderben über die Völker gebracht. Sie ist eine Wissenschaft, für jeden Einzelnen sehr schwer zu lernen; wie soll ein ganzes Volk sie auf einmal begreifen, ohne in die schrecklichsten Irrwege zu gerathen?

Darum noch einmal den herzlichen Wunsch beim Beginn dieses Jahrs, daß alle Theilnehmer an Staatssachen in meinem Vaterlande, alle Denkende darüber, das unbestimmte Wort Freiheit dahinten lassen, und nur an das Glück der Menschen denken mögen. Dies kann in einer Republik, in einer Monarchie und einer Oligarchie aufblühen; aber das Schrecklichste für einen Staat ist, wenn der große Volkshaufe den Zep-ter ergreift. Dies ist der wüthendste, der grausamste, der ungerechteste Richter, der herrschen kann; gegen diesen verschwinden alle einzelne Tyrannen, die je auf Erden waren.

Noch ein Wunsch schwebt vor meiner Seele, der mein ganzes Innere mit Wohlgefallen überströmt: mögten doch alle Gewalthaber in

meinem Vaterlande allmählich den Stab Wehe bei Beherrschung ihrer Untergebenen zurücklegen, und den Stab Sanft ergreifen, um die Menschen dadurch aus Zuchtlingen zu gutgearteten Kindern zu bilden.

Mit diesem weitgreifenden und großen Wunsch will ich mein heutiges Tagewerk, das ich für mein Vaterland übernahm, schließen, und es ist ein süßer Gedanke für mich, daß es nach einigen Monaten vielleicht Viele lesen, und in meine Empfindungen einstimmen werden.

Seltzame Gebräuche in Neapel.

Eine Stadt, die so weit von Deutschland entfernt, deren Himmel, deren Erde, deren Nahrung so verschieden von dem dortigen ist, deren Bewohner eine so fremdartige Sprache, einen so ganz andern Ursprung haben, die überdies an einem Meer liegt, aus welchem alle Nationen der Erde in dieselbe zusammenströmen, eine solche Stadt muß nothwendig in vielen Dingen von den Städten Deutschlands sich unterscheiden.

Hier ist einiges von dem, was ich bis jetzt in dieser Art zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die erste Wohnung, die ich in Neapel bezog, bestand in einem Zimmer, eine Treppe hoch, neben welchem eine kleine Küche war. In die-

ser bemerkte ich an der Wand einen großen Deckel, wie über einem eingemauerten Kessel. Ich hielt es für einen Ausguß, und untersuchte die Sache nicht genauer; aber am andern Morgen kam der Aufwärter des Hauses, um Wasser aus meiner Küche zu holen, und nun sah ich mit Verwunderung, daß der Deckel über einem tiefen Brunnen angebracht war. Indem ich noch gleichsam betroffen da stand, ein solches Verließ in meiner Küche zu finden, ward ein Eimer aus dem höchsten Stockwerk, vier Treppen hoch, herunter gelassen, um ebenfalls Wasser in diesem Brunnen zu schöpfen. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß der Canal des Brunnens mit dem ganzen Hause in Verbindung stand, und daß man in der höchsten Küche desselben Wasser achtzig bis hundert Fuß hoch hinaufziehen konnte. Seit der Zeit habe ich gefunden, daß fast in jedem Hause und in jedem Stockwerk ein Brunnen ist. Dies ist unstreitig sehr bequem, aber man findet hie und da in den Küchen noch eine andere Bequemlichkeit, die ich nicht nen-

nen kann, und die am wenigsten in der Küche seyn sollte. Dies ist etwas zu bequem. Der Brunnen war die Grenze; hier hatte es aufhören müssen.

Die Menschen führen ein anderes Leben in Neapel, aber nicht minder die Thiere, und besonders die Pferde. Ich hatte meine Pferde aus Deutschland mitgebracht, und suchte einen Stall für sie. Ich fand ihn, aber nicht, wie ich geglaubt hatte, über der Erde, sondern unter der Erde, und recht tief unter der Erde. Sie mußten viele Stufen, mindestens ein beträchtliches Stockwerk hinabsteigen, und kamen dann in einen geräumigen Keller, worin wieder alle Bequemlichkeit, selbst ein Brunnen, ja sogar ein Camin zum Kochen für die Kutscher, war, und nur eine einzige fehlte, nemlich das Licht. Ich sah noch zwei andere Pferde in diesem Keller, und man sagte mir, daß im Ganzen alle Pferde in Neapel eine solche Behausung hätten. Der

Dünger wird in einen Winkel geworfen, und so-
dann an Landleute verkauft, die ihn auf Eseln
herausführen.

Da meine Pferde an eine unterirdische Stal-
lung nicht gewohnt waren, so mußten ihnen an-
fangs immer die Augen verbunden werden, ehe
sie sich zu diesem Treppensteigen bequemen.
Die Stufen sind drei Fuß breit, aber ziemlich
hoch, so daß für ein ungeübtes Pferd immer ei-
nige Gefahr übrig bleibt.

Die Nahrung der Pferde ist nicht weniger
seltsam, als ihr Stall. Sie bekommen zwar auch
Heu, aber außerdem noch folgende Sachen:
ungeschnittenes Weizenstroh, Quecken, Cichorien,
Salat, gelbe Rüben, und viele andere Kräuter,
die sich niemand in Deutschland einfallen laßt,
als Pferdefutter zu gebrauchen. Dies klingt auf-
fallend, aber es ist buchstäblich wahr. Auch
meine Pferde haben Weizenstroh, Salat, Blätter
vom Blumenkohl u. s. w. fressen müssen.

Die Quecken werden gebundweise und auch
nach dem Gewicht verkauft. Wenn ich mich

noch recht besinne, so kostet ein Cantar, oder ohngefähr 250 Pfund nach unserm Gewicht 1 Thlr. 12 Ggr.

Ich erinere mich in einer deutschen ökonomischen Schrift die Frage gefunden zu haben: Warum der liebe Gott wohl die Quecken erschaffen habe? Der Fragende mußte nicht wissen, daß sie in Deutschland, so wie überall, officinell sind; und hier in Neapel würde er vollends sehen, wozu sie gebraucht werden können.

Man behauptet hier, daß die Pferde Stärke dadurch bekommen, und giebt sie ihnen statt des Habers; hinterher sodann Salat, und nur wenig Heu, das man hier für hitzig hält. So viel ich weiß, verbrennt man in Deutschland die Quecken als unnütz auf dem Felde; aber wäre es nicht nützlicher, sie auch dort als Pferdefutter zu gebrauchen? Sie werden zuerst gewaschen, und dann nafs den Pferden gegeben. Die weinigen wollten anfangs diese Nahrung nicht zu sich nehmen, aber in wenigen Tagen waren sie daran gewöhnt, und frafsen sie mit Begierde.

Die gelben Ruben giebt man den Pferden mit dem Kraute, und zwar, wie man behauptet, um sie dadurch zu reinigen, und gesund zu erhalten. Sie fressen sie sehr gerne; aber das Futter ist etwas kostbar. Die Ruben werden gebundweise verkauft, und zwei Gebund, worin im Ganzen ohngefähr fünfzehn Stück sind, kosten zwei Gran ($7\frac{1}{2}$ Pf.)

Der Salat, der nicht der eigentliche Kopfsalat, sondern ein Stengelsalat mit langen Blättern ist, wird auch gebundweise verkauft, und zwar kosten drei Gebund einen Gran (beinahe 4 Pf.). Das Gebund mag ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Pfund wiegen. Dies ist die Hauptnahrung der Pferde. Die Cichorien giebt man ihnen vom Monat Mai an den Sommer hindurch.

Haber bekommen sie gewöhnlich nur in vornehmen Ställen, und nur zweimal des Tages, Morgens und Abends. Die Uebrigen erhalten nur dann Haber, wenn sie ausfahren sollen.

Man sieht hieraus, daß die Pferde hier fast nach Art des Rindviehes gefuttern werden, und

diese Nahrungsart muß ihnen auf keine Weise schädlich seyn. Sie sind zwar im Ganzen klein, haben aber einen sehr leichten und äußerst starken Trapp; auch scheinen sie sehr geschmeidig und geschickt zum Abrichten zu seyn.

Fast noch auffallender, als die Wohnung und Nahrung der Pferde, ist in manchen Stücken ihre übrige Behandlung. Wenn sie eben schweißtriefend zu Hause kommen, so läßt man sie sogleich nach Gefallen saufen; damit sie sich aber dadurch nicht zu schnell abkühlen, macht man gleich darauf Feuer von Stroh unter ihnen an, und fährt ihnen mit brennenden Büscheln überall am Leibe herum. Die deutschen Pferde würden verzweifelte Sprünge machen, wenn sie sich auf diese Art mit Feuer umgeben sähen; die neapolitanischen sind daran gewöhnt, und zucken höchstens etwas mit der Haut, wenn es ihnen zu heiß wird.

Ich glaube nicht, daß sich alles von dieser Behandlungsart auf unsere Pferde anwenden ließe; aber gewiß würde es nicht unvortheilhaft

seyn, in Absicht ihrer Nahrung die Neapolitaner hie und da nachzuahmen. In Deutschland verzehren die Pferde eine ungeheure Menge Getraide, und alles, wodurch der Preis dieses so unentbehrlichen menschlichen Nahrungsmittels vermindert werden kann, muß dem Denkenden wichtig seyn.

Die Milch ist theuer in Neapel; aber nirgends kann man auch überzeugter seyn, daß man sie unverfälscht erhält, als hier. Die Kühe nemlich werden nicht im Stall gemolken, sondern in der Stadt herumgeführt, und vor jedem Hause, worin man Milch nimmt, melkt man ihnen so viel aus, als begehrt wird. Auch laßt man sie an einem Platze stehen; die Käufer kommen, und lassen sich einmelken.

Eben so verfährt man mit den Ziegen, wovon des Morgens und Abends eine Menge kleiner Heerden durch die Stadt getrieben werden. Diese Thiere sind schon so abgerichtet, daß,

wenn

wenn ein Käufer kommt, und eine gemolken werden soll, die übrigen sogleich auf den Zuruf ihres Treibers still stehen.

Dieser Gebrauch ist nicht übel, und würde besonders in Schlesien, wo das Landvolk eine so große Betrügerei mit der Milch treibt, von großem Nutzen seyn. Aber man würde zufrieden seyn müssen, wenn die deutschen Kühe sich an einem Ort öffentlich melken liessen; unter so vielen Absätzen würden sie schwerlich die Milch hergeben. Hier bedient man sich der Kalber bei schwer-melkenden Kühen, um sie zum Melken zu bringen.

Die Milch wird nach Caraffen, halben und viertel Caraffen verkauft, und ist weit theurer, wie der Wein, besonders die Kuhmilch. Eine Caraffe, die etwas mehr wie ein Schlesiisches Quart, und etwas weniger, wie eine Berlinische Maafsbouteille, also ohngefähr zehn gewöhnliche Caffetassen enthält, gilt 4 Ggr. Die Ziegenmilch ist wohlfeiler, kostet aber doch 2 bis 3 Ggr. Von dem gewöhnlichen Wein hingegen kostet

die Caraffe nur 1 Ggr. und von dem sehr guten
Lacrime ohngefahr $2\frac{1}{2}$ Ggr.

In Neapel und auch im übrigen Italien be-
dient man sich, statt der Stöpsel auf Weinfla-
schen, häufig des Oels. Dies wird oben auf den
Wein in dem Halse der Flasche gegossen, und
dann setzt man sie ohne weitere Bedeckung, als
höchstens mit einem Stöpsel von etwas Werg,
hin, bis sie getrunken wird. Ich glaube, daß
man dadurch den gesuchten Endzweck sehr gut
erreicht; denn das Oel läßt gewiß noch weniger
Luft durch, als ein Kork. Will man sich des
Weins bedienen, so nimmt man das Oel mit et-
was Werg herunter.

Die vornehmsten Personen wohnen in Nea-
pel oft zwei bis drei Treppen hoch, und selbst
mancher angesehenen Mann hat vier Treppen zu
steigen. Man kann also errathen, daß die bo-

hen Wohnungen vorzüglich an den Mittelstand und an die geringere Volksklasse kommen. Diese letzten wohnen entweder, gleich den Adlern, in der Luft, oder sie haben ihr Nest, gleich den Grasmücken, an der Erde, in dunkeln und feuchten Straßen. Es giebt freilich noch ein anderes Häuflein, das gar kein Nest hat; aber dies sind einige Lazzari, und von diesen rede ich hier nicht.

Um sich das hohe Wohnen etwas zu erleichtern, und die Communication, besonders mit dem Nachbar gegenüber zu befördern, hat man hier ein sehr einfaches Mittel erfunden. Will man ihm nemlich etwas zustellen, so wird es in einem Korbe heruntergelassen; der Nachbar läßt ebenfalls einen Korb herunter, und nun bitten sie einen Vorübergehenden, die Sache aus einem Korbe in den andern zu legen. Diese wissen schon, was die beiden Körbe sagen wollen, und thun es oft ungebeten.

Statt der Menschen müssen also die Körbe hier hinauf und hinabsteigen. Oft ist auch dies

nicht einmal nöthig. In einigen Strafsen habe ich bemerkt, dafs ein Seil von einem Hause zum andern gezogen war, an welchem ein beweglicher Korb hing. Dadurch wird die Communication noch mehr erleichtert, und die Nachbarn, wenn gleich hoch in der Luft, sind dadurch wirklich so nahe bei einander, als sie zu seyn scheinen.

In Italien winkt man jemandem nicht mit der Hand nach oben zu, sondern nach unten zu, so dafs es beinahe aussieht, als wollte man ihn sich entfernen heifsen. Anfangs ist dies auffallend, und ich bin wirklich oft im Begriff gewesen fortzugehen, anstatt mich zu nähern; aber im Grunde ist dies Zeichen nicht unrichtig. Denn wenn man sich nähern soll, mufs es mit den Füssen geschehen, und auf diese deutet man durch das Winken hin.

Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren, wie mein Lehrer in der Geographie mir sorgfäl-

tig einprägte, daß die Butter in Spanien ellensweise verkauft würde, nemlich in Gedärme von Schweinen gestopft. Dies war mir damals sehr wunderbar und merkwürdig zu vernehmen. Hier sehe ich etwas ähnliches, ohne daß es mir im geringsten wunderbar erscheint; denn man sieht in einer so weiten Entfernung von seinem Lande so viele fremdartige Dinge, daß eins das andre verdunkelt.

Es giebt hier sehr viele schöne und fette Schweine; aber das Fett von ihnen bewahrt man nicht in gläsernen oder thönernen Gefäßen auf, sondern in Blasen. In jedem Materialladen sah ich eine Menge solcher Blasen hängen, ohne anfangs zu wissen, was darin war. Endlich sah ich in der StraÙe Toledo auch einige Lazzari stehen, die mit dergleichen Blasen handelten, und sie von einander geschnitten hatten.

Das Fett erhält sich darin sehr gut, und ist auf diese Art leicht fortzubringen. Auch erhält man dadurch zugleich das Gefäß mit, worin man es verbrauchen kann.

In Italien, und besonders in Neapel, hat man die Gewohnheit, viele Dinge zu wiegen, die an andern Orten nicht gewogen werden. Hier wiegt man nicht allein Fleisch, Mehl, Zucker, Caffee, sondern auch Aepfel, Weintrauben, Kartoffeln, Gebackenes, ja sogar Kohlen, Holz, Stroh, Quecken u. s. w. Dagegen misst man die Kastanien.

Die kleinen Sachen, z. B. Rosinen, Feigen, Aepfel, Weintrauben werden nach einem Gewicht, das Rottolo heist, und ohngefähr 24 Pf. von unserm Gewicht ausmacht, verkauft; die großen Sachen aber, als Holz, Stroh, u. s. w. nach Cantare, wovon einer hundert Rottoli schwer ist.

Meistens wiegt man die Sachen auf Schnellwagen, auf welchen man große Lasten mit einem kleinen Gewicht wiegen kann. Aber die Lazzari, die etwas zu verkaufen haben, betrügen gewöhnlich mit diesen Wagen, und man erhält selten das wahre Gewicht.

Am 21sten Januar.

Nach langem Unwetter, das Neapolitaner und Fremde beinahe zur Verzweiflung gebracht hat, ist heute wieder ein schöner Tag. Die Sonne scheint unbeschreiblich heiter, und eine sanfte Frühlingsluft giefst sich durch die Adern.

Um dies reizende Wetter in Gesellschaft zu genießen, eilte ich zu einem Freunde, der an der Khisja wohnt, und setzte mich auf seinem Balcon in die Sonne, um das Gewimmel unter mir auf der Strafe zu sehen. Was sah ich alles! Warlich vieles war darunter, was man in deutschen Städten nie sieht, und deshalb erlaube ich mir, das Gewöhnliche und Ungewöhnliche zu erzählen.

Nicht weit von mir saß eine Frau fast mitten auf der Straße, und wand Seide von einem Haspel. Um bei dieser Beschäftigung aber auch einen kleinen Genuß zu haben, ließ sie sich auf neapolitanische Art manipuliren, das heißt, eine andere stand neben ihr, und suchte etwas auf ihrem Kopfe, das ich nicht nennen will. Ob dies andern Leuten nicht auffiel? — Nichts weniger! Dies ist hier etwas so gewöhnliches, daß man es in allen Thüren, wo geringe Leute wohnen, sehen kann. Man muß gestehen, daß die Neapolitaner sehr reinliche Leute sind. —

Dicht bei diesen beschäftigten Beiden saß eine andere Frau, und strickte ein Fischnetz, und ohnweit von dieser standen wieder drei Weibsbilder mit Rocken und Spindel in der Hand, und spannen fleißig. Denn in Neapel spinnt man immer stehend oder im Gehen. Der Rocken wird mit der linken Hand umspannt, und die Finger reichen dann so weit herum, daß sie noch den Faden können bilden helfen.

Damit auch die Scene etwas belebt würde,

runkte sich eine Frau heftig mit einem Mann, und schlug dabei ihren Sohn; aber die Vorbeigehenden gaben so wenig Acht darauf, wie auf jenes Manipuliren.

Gegen mir über hing auf dem weiten Platz am Ufer des Meers eine unbeschreibliche Menge Wäsche; mitten darunter standen Waschweiber an steinernen Trögen, und schlugen die Wäsche unaufhörlich auf die Steine, um sie zu reinigen. Es mag auch meiner Wäsche nicht anders gehen.

Weiter herunter nach der Villa exercirte ein Bataillon vom Regiment *Corpo Palatino*, das die Wache immer am königlichen Schloß hat. Dies Regiment, das schönste in Neapel, ist roth gekleidet, trägt dabei blaue ungarische Hosen und ungarische Stiefeln. Es gewährt in der Nähe und Ferne einen prächtigen Anblick, und exercirt beinahe so gut, als ein preussisches Regiment.

Die Wogen des Meers brausten schäumend an das Ufer, obwohl der Wind vom Lande wehte, und den spritzenden Schaum zurückwarf.

Vom Gestade glühten Schifferbarken, und arbeiteten lange in der Brandung, von der sie gewaltig zurückgeworfen wurden; endlich tauchten sie hinüber, und gesellten sich zu den andern Barken, die schon in dem weiten Golf umherschwebten, und die Bewohner der Tiefe für den morgenden Festtag heraufholten. Ein Schiff lief aus dem Hafen und segelte langsam nach der Oefnung des Golfs zwischen Pausilippo und Capri.

Mit weißen Hauptern ragten der Vesuv und Somma über Pizzo Falcone hervor, und die Gebirgskette vom Cap Minerva war ebenfalls mit Schnee bedeckt. In silbernem Sonnenschein lag Pausilippo, und vor dem fernen Capri webte sich ein Flor von weißlichem Duff.

Die majestätische Scene in der Ferne blieb, aber die wimmelnde Scene in der Nähe veränderte sich mit jedem Augenblick. In den einspurigen Caleschen der Stadt-Vetturini's liefen die kleinen neapolitanischen Pferde mit unglaublich schnellem Trabe vorbei; ein zweiradriger Holowagen mit großen weißen Ochsen bespannt,

kam von Pausilippo her, verfolgt von einigen Knaben der Lazzari, welche vor aller Menschen Augen Holz von dem Wagen stahlen, und mit ihrer Beute triumphirend davon gingen.

Dies scheint etwas ganz Recipiertes in Neapel zu seyn, und nicht allein die kleinen, auch die großen Lazzari stehlen auf diese Art ohne Scham. Ich habe gesehen, daß ein solcher Kerl vor dem königlichen Pallast einem Bauer ein Gebund Holz vom Wagen stahl, und zwar unter den Augen von vielen hundert Menschen. Der Bauer wurde es gewahr, und lief ihm nach, mußte sich aber eine lange Zeit mit ihm zanken, ehe er sein Holz wiederbekam. Ich begreife nicht, wie man dies rechtfertigen will. Selbst in Sparta ging es ja nicht so weit, und wer bei dem Diebstahl entdeckt ward, wurde mindestens bestraft; hier ist der Bestohlene froh, wenn er seine Sache wiederbekommt, und der Dieb geht voll Unwillen fort, daß der Streich nicht gelang.

Aber zurück zu der Khiaja! Ein geschmücktes Weib vom Lande ritt quer auf einem Esel in ruhiger Stellung sitzend nach Pausilippo, und

der Mann trieb den Esel. Es war eine Flucht nach Aegypten. Auf einem alten Pferde kam ein Dominicanermönch auch in der Queere sitzend geritten, und an der andern Seite des Pferdes hingen eine Menge Körbe mit Waaren, die er entweder erbettelt, oder für sein Kloster eingekauft hatte. Gleich darauf kam ein Lazzaro, der Stücke von zerschnittenen Melonen, das Stück um zwey Pfenninge, feilbot, hinter ihm folgte ein Esel mit Äpfeln aus Genua, die ringsum mit Rosmarinstengeln besteckt waren, beladen, und hinter diesem wieder ein Knabe, der Stücke gegozenen Honigs um einen Pfennig ausrief. Die müßigen Figuren, die vorbeigingen, standen, saßen, schrien, spielten, gafften, sind unzählig.

Alles dies eilte in wenigen Minuten vor meinen Blicken vorüber, mindestens in so viel Zeit, als man es lesen kann. Es ist nichts Großes und Wichtiges, aber etwas Neapolitanisches, und wer diese Stadt kennt, wird hier ein kleines abgerissenes Stück aus dem großen Gemälde wiederfinden.

Preis einiger Lebensmittel in Neapel.

In den letzten zehn Jahren sind die Preise der Lebensmittel, und anderer Sachen, deren Werth durch sie bestimmt wird, in den meisten Gegenden von Europa um die Hälfte gestiegen. Mit Schrecken habe ich auf meiner Reise die unerhörte Theuerung bemerkt, die auf dem ganzen Strich von Ollmütz bis Neapel, von Mähren bis Terra di Lavoro, herrscht. An einigen Orten noch in Deutschland mußte ich den schlesischen Scheffel Haber mit acht bis zehn Thaler bezahlen, an manchen war gar keiner zu bekommen, und ich mußte die Pferde mit Kleyen füttern lassen; auch fand sich oft für die Menschen in den Wirthshäusern nichts, als etwas Wein und Brod. Besonders war dies der Fall in den öster-

reichlichen Ländern, so weit der Krieg durch Kryn und Steyermark seinen schrecklichen Arm ausgestreckt hatte. In Wien und Florenz fand ich die Lebensmittel, besonders aber im letzten Ort Heu und Stroh am wohlfeilsten.

Auch bis Neapel hat sich dies allgemeine Steigen der Preise verbreitet. Vor zehn Jahren waren hier die meisten Dinge um die Hälfte von dem zu bekommen, was sie jetzt gelten. Indessen scheint es hier auch jetzt noch wohlfeiler, als in andern Gegenden Italiens zu seyn.

In Ganzen kann man von Neapel, so wie leider von ganz Italien sagen, daß die meisten Dinge, die zum Luxus gehören, wohlfeil, daß hingegen mehrere unentbehrliche Lebensbedürfnisse theuer sind. In Rom bezahlte man im November 1794 vierzehn Loth Brod ungefähr mit einem Groschen, dagegen bekam man Feigen, Rosinen, Citronen, Wein um geringes Geld. Hier sind einige Bemerkungen über die Beschaffenheit und den Preis der Lebensmittel in Neapel.

Man ist hier kein andres Brod, als aus

Waizen gebacken, und die beste Sorte davon ist so weifs, wie ich es an keinem andern Ort gesehen habe. Es ist aus der Blume des Getraides, (il fiore) wie man es hier nennt, gebacken, und sieht auch auswendig so weifs, fast wie gebackener Gips, aus. Von diesem feinsten Brod, bis zu dem herunter, in welchem Mehl und Kleyen untereinander gebacken werden, sind mehrere Abstufungen in Absicht der Weisse und Feinheit; aber von Roggenbrod weifs man hier gar nichts.

Zwei Bagnotten (Losen, aneinanderhängende Semmeln,) von dem feinsten Brod sie ohngefähr 4 Pf. wiegen, kosten jetzt 14 Pfennige; das gröbere Brod ist verhältnissmässig wohlfeiler, doch immer noch sehr theuer.

Das Fleisch wird hier, wie viele andere Sachen, nach einem Gewicht, das Rottolo heisst, und ohngefähr zwei Wiener, auch Berliner Pfund ausmacht, verkauft. Ein Rottolo Rindfleisch kostet 19 Gran (Kreuzer) oder beinahe 6 Ggr., Schweinefleisch 17 Gr. das Hammelfleisch 16 Gr.,

das Lammfleisch aber ist etwas wohlfeiler, so wie das gewöhnliche Kalbfleisch, und wird stückweise bezahlt. Unter allen ist das sorrentinische Kalbfleisch am theuersten. Das Rottolo davon kostet fünf Carlin oder 15 Ggr. Dies Fleisch ist nicht eigentlich Kalbfleisch, sondern nach dem Fett und der Größe der Kalber vielmehr junges Rindfleisch. Die Kalber sind nemlich schon viele Monate alt, wenn man sie schlachtet, und werden, wenn sie recht delicat seyn sollen, mit Milch und Reife aufgefüttert.

Vor einiger Zeit hat ein vornehmer Cavalier sechs solcher Kalber auf diese Art mästen lassen, und sie mit nach Palermo zum Geschenk für den König genommen. Man sagt, daß sie alles übertroffen haben, was man bis jetzt von solchen Kalbern gesehen hat.

Auch das Fleisch der gewöhnlichen sorrentinischen Kalber ist unbeschreiblich fett, und man hat Stücke daraus, die mit dem englischen Roastbeef es zur Noth aufnehmen könnten.

Zu

Zu bemerken ist, daß die hiesigen Fleischer die geschlachteten Thiere auf eine Art zu zerhacken verstehen, daß jedes Stück ein besonders gutes Ansehen bekommt. Die Knochen liegen immer so versteckt, daß der Käufer sie nicht bemerkt. Indessen glaube ich auch, daß man hier überhaupt das Fleisch mehr ohne Knochen verkauft.

Die Hühner, Tauben, welschen Hühner, Enten u. s. w. sind ebenfalls sehr theuer. Ein gutes Huhn wird mit drei Carlin, und ein Paar Tauben eben so theuer bezahlt. Das Federvieh hat aber von dem türkischen Waizen, womit es gemästet wird, einen trefflichen Geschmack, und das Fett ist ganz gelb davon. Ueberhaupt scheint es mir, als hätte alles Fleisch einen weit bessern Geschmack, als in Deutschland, und dies würde sich leicht von dem beständig grünen Futter, welches das Vieh genießt, herleiten lassen.

Ein welscher Hahn kostet 15 Carlin, oder nahe an zwei Thaler, und eine Ente 4 Carlin. Das Federvieh wird hier aber auch stückweise

verkauft, und man kann einen Flügel, eine Brust, eine Keule u. s. w. einzeln bekommen. Zu Hunderten hängt das geschlachtete Geflügel, gerupft und ausgenommen, in den Boden, und Hunderte werden in jedem Augenblick auf der StraÙe von den Verkäufern geschlachtet.

Das Gewild ist hier nicht minder theuer. Für einen Hasen wird 1 Thlr., oder 3 Carlin, gefodert.

Auch die Butter wird hier theuer bezahlt, besonders die sorrentinische. Das Rottolo davon wird in Toledo um 6 Carlin verkauft, und der Geschmack ist zwar gut, unterscheidet sich aber nicht hinlauglich nach diesem Preise. Mir bringt ein Bauer sie aus Portici, und ich bezahle ihm für das Rottolo 3 Carlin, also ohngefähr zu dem Preise, wie an wohlfeilen Orten in Deutschland. Dieser Mann bringt mir gewöhnlich auch frischen Käse von Buffelkuhen, der einen weit angenehmeren Geschmack, als bei uns der sogenannte weiche Käse hat, auch etwas anders aussieht, und ganz süß ist. Ich mögte ihn Kaselab nennen.

Das Rottolo Schweineschmalz wird mit 2½ Carlin bezahlt. Wie theuer die Milch sey, habe ich an einem andern Ort schon erwähnt; aber mit dem Frühjahr wird sie wohlfeiler werden. Der Genuß der Milch war hier ehemals sehr wenig im Gebrauch; die Fremden haben dies Nahrungsmittel den Neapolitanern gleichsam erst bekannt gemacht, und dies mag der Grund seyn, warum es noch so selten ist.

Die Eier sind jetzt auch im Preise. Das Stück gilt in Toledo 2 Gran, bekommt man sie aber aus der ersten Hand, 1½ Gran.

Dies ohngefahr sind die theuern Artikel, und man wird finden, daß sie mit zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören. Was minder sättigt, und mehr die Zunge kitzelt, ist wohlfeiler. Indessen sind auch die Gartengewächse zu geringen Preisen zu bekommen.

Der Blumenkohl, der hier von einer Größe ist, daß man in Deutschland kaum einen Begriff davon hat, kostet wenig. Vor Weihnachten kaufte man um 3 Gray so viel, daß zwei Personen

hinlänglich genug daran hatten; nach Weihnachten ist er etwas theurer, und man kauft ohngefähr um 4 Gran so viel. Es würde nicht schwer seyn, Blumen zu finden, von denen eine 8 bis 10 Pf. wiegt. Ich lasse immer nur eine von der kleinern Gattung einkaufen, und sie reicht gewöhnlich auf zwei Mahlzeiten.

Die Kartoffeln hingegen sind schlechter, als in Deutschland, und, was man kaum glauben sollte, auch bei weitem theurer, als der Blumenkohl. Schon der Umstand, daß sie nach dem Gewicht verkauft werden, vermehrt ihren Preis, weil sie specifisch schwer sind. Das Rottolo kostet jetzt 5 Gran, und der gemeine Mann kann sie deshalb nicht, wie in dem größten Theil von Deutschland, zu seiner Hauptnahrung machen. Es scheint, als wenn ein böses Ohngefähr es hier recht darauf angelegt hätte, den Armen die Sättigung zu erschweren; darf man sich wundern, wenn die Bettelei überhand genommen hat?

Der Ficoli, eine Art Kohl mit kleinen Knospen und von sehr zartem Geschmack, so

wie auch der gewöhnliche grüne Kohl, ist ohngefähr in gleichem Preise mit dem Blumenkohl. Er wird gebundweise verkauft, und das Stück davon kostet $\frac{1}{2}$ Gran. Die Radiese sind besonders wohlfeil; für einen Gran bekommt man jetzt vier Gebund, und im Sommer acht. Die gelben Rüben, die weißen Wasserrüben, die Kürbisse, sind ohngefähr in demselben Preise, aber besonders wohlfeil sind die mancherlei Arten von Salat, und für $\frac{1}{2}$ Gran ist ziemlich hinlänglich für eine Person. Alles dies übertrifft an Wohlfeilheit die junge Zichorie, die man hier in Suppen ißt; für 1 Gran bekommt man 20 Gebund.

Die Rosinen und Feigen werden hier nicht von Kaufleuten, sondern von Bodenbesitzern, die mit Äpfeln, Nüssen, Kastanien u. s. w. handeln, verkauft. Das Rottolo Stengelrosinen kostet 2 Carlin, und die Feigen eben so viel. Die Mandeln sind jetzt sehr theuer, denn die Franzosen haben eine ungeheure Menge davon mit nach Frankreich genommen; das Rottolo kostet daher 4 Carlin.

Dafs Citronen, Pommeranzen u. dgl. hier wohlfeil sind, darf ich dem Deutschen nicht sagen, aber den eigentlichen Preis dieser Früchte wissen doch Wenige. Zwei oder drei Citronen gelten einen Gran; die Pommeranzen sind wohlfeiler. Man erhält drei bis sechs Stück um eben so viel Geld. Seit Weihnachten haben diese letzten einen sehr schönen Geschmack, wie ich ihn nie in Deutschland, wo sie so theuer sind, gefunden habe. Dort nennt man sie gewöhnlich Apfelsinen, hier heißen sie Portugalli, oder süsse Pommeranzen.

Die Äpfel sind verhältnismässig theurer; das Rottolo davon kostete vor Weihnachten 2 Gran, nachher 3 bis 5 Gran. Sie gehören unter die wenigen Dinge, die hier keinen so guten Geschmack haben, als in Deutschland; auch habe ich die edelsten Arten davon hier noch nicht bemerkt. Der Borstürfer-Apfel, der Stettiner, die Goldrenette, der Pepin u. a. w. werden hier nicht gefunden. Dagegen hat man Genueser-Apfel, Limoncelli, und viele andre Arten, die man in Deutschland nicht kennt.

Es scheint, als wenn die Natur hier in allen Dingen einen höhern Schwung nähme, wie in kältern Gegenden, und nur das Edle ganz ausbildete. Kartoffeln und Aepfel schmecken hier nicht so gut, aber die Weintrauben, die Melonen, die Pommerauzen u. s. w. sind vortreflich. Man sagt mir zwar, daß das minder Schmackhafte der Aepfel darin seinen Grund hätte, weil man sie nicht reif werden ließe; aber sie dauern doch, und schrumpfen nicht zusammen. Ich glaube vielmehr, daß dies Klima zu warm für Aepfel ist.

Man verkauft hier auch eine Art sehr wohl-schmeckender Haselnüsse, das Schock um 2 Gran. Der Kern davon ist groß und fest. Um ihn noch pikanter im Geschmack zu machen, dörft man sie scharf in einem Ofen.

Die Kastanien werden gemessen, und sind verhältnißmäßig theurer. Es kommen nur 12 bis 16 auf einen Gran. Seltsam! Auch diese Frucht könnte zur Sättigung dienen.

Erinnerungen
an
die Freunde meines Lebens,
von den Jahren meiner Kindheit an.

Wenn man einige hundert Meilen von seinem Vaterlande entfernt ist, wenn alles um uns her eine veränderte Gestalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menschen, die Sitten sich verwandelt, wenn man nur selten einen vaterländischen Genossen findet, der nicht mit verwandelt ist, dann wird uns das, was uns ehemals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, sein Vaterland und die Menschen darin mehr zu lieben, wie je, dann steigen, besonders unsere ehemaligen Freunde, in einem sehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kind-

heit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele sich hinneigte, ist fern, sehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menschen, von denen ich nie etwas wußte, nie etwas vernahm. Noch hat sich mein Herz nur wenig zu neuen Freundschaftsbündnissen geöffnet; aber um so theurer sind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht versagen, sie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzurufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiedersehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigstens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden, ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europa's, und vom Gestade des mittelländischen Meers her ans Herz rufen, daß ihr Andenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erste Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hause war, hieß

Pape. Kaum, daß noch ein Schatten von seinem Bilde vor mir aufsteigen will; aber das entsinne ich mich noch genau, daß die Blättern einst sein Gesicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen roseufarbenen Knabenjahren, und weiß nur das noch von unsrer Freundschaft, daß ich ihn sehr lieb hatte, und daß der erste Seelenschmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, sich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen mußte. Er ward in meiner Vaterstadt, in Uelzen im Lüneburgischen, bei seinen Verwandten erzogen, und kam dann, ohngefähr im zehnten Jahr, zu seiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieser Zeit habe ich ihn nie wieder gesehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich bloß, daß ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftsteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiß nicht, ob es mein Freund ist.

Wenn du noch auf Erden wallest, erster Freund meiner Kindheit, wenn du dreißig Le-

bensjahre zurückzudenken vermagst, so wirst du dich erinnern, wie ich meine ganze kindische Beredsamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umsonst war. Ich weiß es noch; daß ich tief traurig über deinen Verlust war, aber ich zweifle, daß dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht so viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem sind unsere Lebensbäche in verschiedenen Richtungen dahin geflossen, und haben sich nie wieder berührt; aber ich sehne mich, zu wissen, ob der Deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüsche sich durchdrängen mußte? Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menschen, das jedem seine Blumen und seine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen seyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundschaft gefühlt, und nicht ihn allein: tausend reizende Dornen habe ich unter den Blumen des

Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem letzten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, soll jetzt bei mir vorübergehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich fest an einem treuen Freund,
Du aber schlugst in seine Brust die Klauen,
Und rissst ihn, mit heissem Schmerz beweinend,
Oft in das Grab, oft hin zu fernem Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit ist nicht mir allein, sondern auch vielen andern bekannt, mindestens dem Namen nach. Es ist Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, so wie durch manche andere Schriften so bekannt geworden ist. Aber er heisst nicht Veit Weber. Dies ist nur sein schriftstellerischer Name; sein wahrer Name ist Philipp Leonhard Wachter, und unter dem Namen Philipp war er der Freund meiner Kindheit, so wie ich das seinige unter dem Namen Fritzze.

Sein Vater war Prediger in meiner Vater-

stadt, und wohnte nur ein Haus von dem Hause meiner Eltern. Wir sahen uns alle Tage, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft der beiden Maulbeerbäume in seinem Hofe, zwischen denen wir eine Schaukel angebracht hatten, noch sehr lebhaft der Hagedornschen Fabel, die wir pantomimisch zusammen aufführten.

Zu unserer Knabenlectüre nehmlich gehörte auch die Fabel von Hagedorn: der Adler, die wilde Katze und die wilde Sau, und diese hatte einen so tiefen Eindruck auf unsere Einbildungskraft gemacht, daß wir sie dramatisch darstellten. Von einem Schriftsteller, wie Wächter, sind auch kleine Züge aus den Jahren der Kindheit anziehend, und ich erlaube mir deshalb die Erzählung von diesem unsern kindischen Spiel. Die Fabel fängt *) so an:

Es hat auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Obersitz genommen,

*) Ich würde den Anfang dieser Fabel hier nicht
hersetzen können, (denn ich habe die Hagedornschen Ge-

Die Katze wählte sich der Eiche mittlern Raum,
Den untersten hatt' eine Sau bekommen;
Die hielten gute Nachbarschaft u. s. w.

Die wilde Katze aber, die lustern auf die
Jungen ihrer Nachbarn ist, überredet die Sau,
dafs der Adler ihre Ferkel fressen will, wenn sie
ausgeht, und dem Adler macht sie ebenfalls ban-
ge für seine kleine Brut, wenn er nach Futter
ausliegen sollte. Beide bleiben zu Hause, ver-
hungern, und werden von der wilden Katze ge-
fressen.

Dies ist das Drama, das wir aufführten.
Unser Baum war eine Treppe in meinem vater-

dicke nicht bei mir, und in Neapel sind die deutschen
Bücher sehr rar) wenn nicht ein Obungelehrte sie mir in
die Hände gethan hätte. Indem mir hier nehmlich das
Herz voll von meinen Jugendfreunden ist, und ich un-
zere Spiele einem hiesigen Freunde, dem Mähler Kniep,
erzähle, frage ich ihn zugleich, ob er die Fabel kenne?
Da liegt sie auf dem Tisch, sagte er. Ich war nicht we-
nig überrascht, sie in diesem Augenblick zu finden, und
habe dies alte Stück unserer kindischen Schauspielerzei-
mit großem Vergnügen wieder durchgelesen.

lichen Hause, die in der Mitte einen Absatz hatte; an dieser bauten wir unsre Nester auf. Oben hatte der Adler, auf dem Absatz die wilde Katze, und unten die Sau ihren Sitz. Unser dritter Schauspieler war mein anderer Jugendfreund Pape. In den Rollen wechselten wir ab, aber Veit Weber machte gewöhnlich die wilde Katze, also den Hauptacteur.

Wenn wir dann unsere Nester in Besitz genommen hatten, so kam die wilde Katze zuerst zur Sau gekrochen, und hub vertraulich an: Liebe Frau Nachbarin, ich habe ihr mit schwerem Herzen etwas zu entdecken, aber sie muß mich ja nicht verrathen; ach ich unglückliche Frau, wie würde es mir gehen!

Die Sau gelobte feierlich an, nichts zu verrathen, und nun fuhr die Katze fort: Denke sie sich, liebe, liebe Frau Nachbarin, was der böse Adler im Schilde führt; wenn sie das erstemal wieder ausgeht, um Futter zu holen, will er ihre Jungen fressen. Die Sau fing gewaltig an zu grollen, und ereiferte sich heftig über den feind-

seligen Adler. Still, still, rief die Katze, damit er es nicht hört; aber weiß sie, liebe Frau Gvatterin, wie sie ihn aufzufuchen kann? Bleibe sie fein zu Hause, und verlasse sie ihre Jungen nicht; ich will es eben so machen.

Die Sau versprach auch dies fest, und nun ergossen sich beide über den, boshafteu Nachbar in bittere Schmähungen. Sodann nahm die Katze einen zärtlichen mütterlichen Abschied, und kroch zum Adler, wo dieselbe Scene wiederholt ward.

Wir hatten nun unsere Jungen viel zu lieb, und huteten das Nest unaufhörlich. Endlich kam der Hunger; wir fingen an zu ächzen und starben. Sogleich kam die Katze, und fraß uns auf. Ich weiß, daß die Katze mich bei dieser Gelegenheit oft weidlich hin und her gerissen hat.

So endigte unser kleines Drama. Wer dies alles für Kleinigkeit hält, dem will ich es getu erlauben; aber es wird auch manchen geben, der es nicht dafür hält, oder vielmehr, der es weiß, daß fast das ganze menschliche Leben aus Kleinigkeiten besteht, und daß manches davon et-

was Großes für unser Herz seyn kann. Es gab niemand auf unsere Spiele Acht; aber mir scheint, daß wenigstens der Erfinder dieses kleinen Drama etwas Kopf verrathen hat. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Sollte jener Pape, den ich in den öffentlichen Blättern fand, mein Freund seyn, so wäre es merkwürdig, daß diese drei kleinen Schauspieler drei Schriftsteller geworden wären.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daß Veit Weber eine Menge alter Bücher aus der Kirchenbibliothek, die sein Vater unter sich hatte, begierig las, und schon damals viele romantische Vorstellungen in seiner Seele herumtrug. Seine Lektüre bestand, wenn ich mich noch recht besinne, in der Geschichte eines alten Helden. Er erzählte mir oft davon, und mir schien damals alles sehr wunderbar.

Diesen Freund verlor ich ebenfalls frühzeitig. Sein Vater ward als Prediger nach Hamburg berufen, und mein Philipp folgte ihm mit Freuden nach dieser großen Stadt. Ich weiß, was

ich am Morgen der Abreise viele Thränen vergoß. Seit dieser Zeit habe ich auch diesen Jugendfreund nicht wieder gesehen; aber gehört habe ich oft von ihm, und unser Leben hat sich in einigen kleinen Punkten berührt. Als ich die Universität Göttingen bezog, hatte er sie eben verlassen, und ich traf noch Bekannte von ihm. Der Verleger seiner Sagen der Vorzeit ist Herr Maurer in Berlin; derselbe Buchhändler hat auch einige von meinen unwichtigen Sachen verlegt.

Wenn du dich meiner noch erinnerst, Freund meiner Jugend, so rufe noch einmal die goldenen Jahre der Kindheit in dein Herz zurück, wo unsere Seele einem Spiegel gleicht, in welchem die großen Leiden des Lebens sich noch nicht abgebildet haben, der noch ungetrüb ist, und alle kleinen Freuden des Daseyns in dem reizensten Lichte zeigt. Wir haben mehrere von diesen Jahren zusammen verlebt, worin Unschuld und Natur unsere Begleiterin war, und wir waren ohnstreitig die glücklichsten Menschen gewesen,

hätten alle unsere Lebensjahre denselben Stempel getragen.

Der dritte Freund, den ich in meiner Vaterstadt hatte, hieß Meyer. Er kam aus einem fremden Ort nach Uelzen auf die Schule, und wohnte bei dem damaligen bekannten Probst Zimmermann daselbst. Unsere Freundschaft entspann sich auf eine sehr einfache und ungekünstelte Art. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander bekannt gewesen waren, sagte er mir einst, daß er so gern in meiner Gesellschaft wäre; ich gestand ihm aus vollem Herzen dasselbe, (denn in dieser Lebenszeit spricht die Zunge noch nicht allein,) und seitdem waren wir unzertrennlich.

Wir mochten damals ohngefähr zwölf Jahr alt seyn, und unser beständiges Beieinanderseyn wurde unsern andern Gespielen schon auffallend. Ich glaube selbst, daß man uns einen Namen gegeben hatte; aber dies störte uns keinen Augenblick, und wir schlossen uns um so fester an einander. Es war ein sehr süßer Augenblick für mich, als mir einst jemand sagte: ich wüßte

einen recht wahren Freund an Meyern (denn meine Freunde hießen nun schon nach ihrem väterlichen Namen, und ich schon Benkowitz) haben, denn er hatte sich meiner in der Abwesenheit mit der größten Heftigkeit angenommen. O ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie wohl das meinem Herzen that.

O Freundschaft, erstgebohrnes Kind
Des liebevollsten der Wesen;
Süß, wie die Träume vom Genesen
Dem hoffnungslosen Kranken sind!

Es war damals, daß ich diese Süßigkeit zuerst mit einigen Nachdenken empfand. Wenn mich nach Meyern verlangte, gab ich ohnweit von seinem Fenster ein Zeichen, und sogleich kam er zu mir herunter. Wir verlebten dann auf Spaziergängen unter fast unabgebrochenen Gesprächen sehr aufse Stunden.

Alles ist mir aus dieser Freundschaft ein angenehmes Andenken, nur etwas hat mich nachher oft Errothen gemacht. Meyer hatte mehr Taschengeld, als ich, und eine gewisse Nasch-

haftigkeit überwand meine damals sonst große Bescheidenheit; ich litt nicht nur, daß er oft mit mir theilte, ich gab selbst Gelegenheit dazu, und seine Gutmüthigkeit bequeme sich immer willig. Dies hat mir noch lange nachher Beschämung verursacht, und noch jezt wundere ich mich über diese Eigennützigkeit, da ich sonst nicht dazu geneigt bin. Es war in dieser Rücksicht gut, daß ich nach wenigen Jahren von ihm entfernt ward; ich hätte ein eigennütziger Freund werden können.

Er war der erste von meinen Freunden, den ich verließ, und ich fühlte dabei recht lebhaft, daß das Verlassen bei weitem nicht so schwer sey, als das Zurückbleiben. Ich erinnere mich nicht, daß ich über unsere Trennung geweint hätte, ob ich ihm gleich herzlich liebte.

In meiner Vaterstadt hatte ich noch mehr Gespielen, die mir theuer waren, und mit denen ich sehr viel Vergnügen genoß. Ernst, Hartwig, Wilhelm, euer Bild und euer Name steht noch lebendig in meinem Herzen. Noch erinnere ich

mich mit Vergnügen, wie wir des Sonntags nach dem kleinen Dorfe Fersen gingen, wie wir da frohen Muthes unsern Zwieback aßen, und unser süßes Bier tranken, wie wir in dem schönen Tannenwäldchen zu dem Quell oiltten, wie wir uns in der Wipperaue badeten, und neugierig die Papiermühle besuchten. O es waren sehr unschuldige und süße Freuden, die wir genossen; denn sie haben auf immer einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Von Uelzen kam ich, als ich vierzehn Jahr alt war, nach Stendal auf eine größere Schule. Mein Herz war nun schon daran gewöhnt, immer jemanden zu haben, an den es sich vorzüglich hing, und ich fand bald, was ich, ohne es zu wissen, suchte. Ein feingebildeter Knabe, mit einem eben so feinen und angenehmen^{en} Wesen, zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; aber es war nicht sowohl seine Bildung und sein Wesen, als, ich muß es nur gestehen, vielmehr seine Kleidung, die ich so modisch und niedlich noch nicht bei meinen Gespielen gesehen hatte,

Dies machte mich etwas schüchtern, und ich wagte kaum, seine Freundschaft zu suchen. Er war mir übrigens an Geistesbildung weit überlegen. Ich sprach über Gegenstände, nach dem ersten Eindruck, den sie auf mich machten, er machte Bemerkungen; ich war ganz natürlich aufgewachsen, er hatte eine gewisse Welt; ich redete, wie mir der Augenblick eingab, er wählte die Worte, und hatte Wendungen in seiner Sprache. Dies alles unterschied uns, aber da wir in einer Classe waren, so fanden wir uns dennoch bald, und wurden sehr innige Freunde. Er war der Sohn eines Hofraths und hieß Schröckh.

Viele Jahre sind es schon, daß er hinübergegangen ist zu jenem Lande, aus dem keine Nachrichten mehr zu uns kommen; aber sein Bild lebt in meiner Seele, und wird nie darin verlöscht werden. Er hatte viele Vorzüge vor andern, und bei einem äußerst zarten und schwachen Körper that sich immer sein Geist hervor. Noch seh ich ihn, wie er bei unsern kleinen Redebungen da stand, und mit einem rührenden

Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch hore ich, wie schön er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommen, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie hölzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und liefs ich die Arme sinken und sagte dabei monotonisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — Ja, bitter ist doch von Geliebten,

Immervoll ist die Scheidung, der keine Stund' gesetzt ward,

Ach, zum Wiedersehen u. s. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdies durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei

einem Redo-Actus, daß man ungewiß war, wer am besten declamirt hätte, Schröckh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten; aber ich besinne mich nicht, daß je sich deshalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohingeachtet hob die Zwietracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daß du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwietracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt,

Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch hore ich, wie schön er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommen, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie holzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und ließ ich die Arme sinken, und sagte dabei monotonisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — 1a. bitter ist doch von Geliebten,

Immervoll ist die Scheidung, der keine Stunde
gesetzt ward,

Ach, zum Wiedersehen v. a. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdies durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei

einem Rede-Actus, daß man ungewiß war, wer am besten declamirt hätte, Schrockh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten: aber ich besinne mich nicht, daß je sich deshalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohingeachtet hob die Zwiestracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daß du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwiestracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt,

und mit ausgebreiteten Armen werde ich dir entgegen gehen, wenn ich in jenen Gefilden dich wiederfinde, wo keine Zwietracht mehr ihr scheußliches Panier zwischen Freunden aufsteckt.

Er bezog ein Jahr früher, als ich, die Akademie, und am Morgen seiner Abreise söhnten wir uns aus, ach, um uns nachher noch einmal auf dieser spätern Laufbahn bitter zu entzweien. Ich wende meinen Blick davon hinweg, denn ich fante noch nicht, wie ich mit einem für mich so passenden und alten Freunde in Zwietracht leben konnte. Aber je älter die Freundschaft ist, um so zarter wird sie oft, um so leichter ist sie zu verletzen.

Ich erinnere mich aus der Zeit meiner Schuljahre, daß ich eine lebhaftte Dankbarkeit gegen die Lehrer empfand, von denen ich etwas Neues oder Vortzügliches lernte. Besonders wandte sich meine Achtung gegen den damaligen Rector, Namens Brohm, der einen trefflichen Vortrag, einen edlen Karakter, und überhaupt alles besaß, was zu einem guten Lehrer gehört. Von ihm em-

pfing ich das erste Licht, die erste Ahndung von dem, was es Gutes und Schönes im Reich der Wissenschaften gäbe, und meine Achtung wäre in die zärtlichste Freundschaft übergegangen, wenn die Verhältnisse des Lehrers und Schülers es erlaubt hätten. Noch seht sich mein Herz nach diesem Manne.

Es ist wahr, daß er die wenigen Anlagen, die ich hatte, nicht ermunterte; im Gegentheil scheint es mir noch jetzt, daß er meine Arbeiten zu tief herabsetzte. Aber er hatte gewiß seine Gründe dazu, und es geschah vielleicht, um kein Selbstgefühl in mir emporkommen zu lassen.

Ich hatte damals ein Gedicht gemacht, über Religion und Freigeisterei, das sich so anfang:

O du, vom Himmel uns gesandt,
Religion, der Gottheit großes Gehe,
Wie selig der, der einmal dich erkannt,
Dich, einzigen Trost im Leben und am Grabe.

In diesem Gedicht kamen auch folgende Stellen vor:

Du bist es, die in trüben Stunden,
Wenn auf dem Leidenden die Last des Elends sinkt,

Wenn nun der letzte Trost verschwunden,
Und seine Seele ganz den Reiz der Leiden trinkt,
Die dann ihr Auslitz zu ihm wendet,
Und Linderung und Seelenruh ihm sendet u. s. w.

Ferner:

Und wenn von dieser schwarzen Lehre *)
Dein eignes Herz auch überzeugt wärr,
So besuche 's ein Fünkchen Edelmoth
Und Menschenliebe mit, es ändern zu verhellen,
Und ihnen nicht das höchste Gut
Mit Tigergrausamkeit zu stehlen.
Dies ist die schwärzeste der Thaten, die geschehn,
Verzweiflung kann durch sie in einer Welt entstehn.

Wie grausam ist der Mensch, der das System er-
findet,

Und seinen Brüdern es zu ihrer Qual verhängt!
Der Mörder ist ein Bösewicht,
Der seinet Bräder Herz, die tugendlich vor ihm stehen,
Und um Erbarmung ihn, und um ihr Leben flehen,
In diesem Angstgeschrei mit kaltem Blut durchsticht:
Ein Bösewicht! . . . Allein du quälst vor ihm erröthen,
Er tödtet nur den Leib, du willst die Seele tödten;
Er quält nur einen Augenblick:

*) Des Unglaubens an Unsterblichkeit der Seele.

Du raubst dem Schwachen oft in allen Lebenstagen
Die innre Ruh, des Lebens größtes Glück,
Denn nur ein Bösewicht kann den Gedanken tragen:
Ich gehe nun in Nichts zurück.

O unaussprechlich dumm ist diese Lehre,
Dass ich für diese Welt allein geschaffen wäre,
Dass Gott, der sonst so liebeich sich bewies,
Mir diesen heißen Trieb zum Leben,
Und die Vernunft allein zur Quaal gegeben.
Wird der, der diesen Durst in mir entzünden ließ,
Die Zunge nur mit einem Tropfen kühlt u. s. w.

An einer andern Stelle heist es von dem
practischen Freigeist:

Kommt, leht uns ihn von andern Seiten sehn,
Und mit in seine Wohnung gehn.
Er, der vorher als Vater und als Gatte,
Der Kinder frohe Schaar mit Fleiß erzogen hatte,
Entfernt sie nun von sich, blickt sie mit Unmuth an;
Das Weib umgürtet mit Lust den ihr so theuren Mann,
Und küßt ein fremd Geschöpf, das ihrem Arm entfliehet,
Weil in sein Feuer nur für Ruhetinnen glühet.
Ach! der, mit welchem sie auf immer sich verband,
Mit welchem sie so oft das stille Glück empfand,
Das Liebenden sich beut, ist ihm ein Völbrecher,
Verhätnt nun alles das, was Monachen heilig ist,

Ist nun ein Bösewicht, der jede Pflicht vergift,
Scheut keine That nun mehr, und fürchtet keinen Rächer.

Und ist dann kurze Zeit in trunkner Lust verlebt,
Der Freudenbecher leer, der Körper abgezehrt,
Und das Gewissen nun mit jeder Schuld beschweret,
Sieht, wie der Frevler dann beim nahen Grab erbebt!
Dann breitest du, mit fürchterlichem Schwingen,
Verzweiflung, dich über ihn;
Setzt den verworfenen Geist mit jeder Marter ringen,
Setzt seine Freunde zaghafte Flieh'n,
Sieht ihn in Todesangst sich winden,
Und in der Todesangst nun einen Rächer finden!
Ist starrt der Mund, das wilde Auge bricht,
Der Geist entflieht, und tritt nun vor Gericht.

Ein Schauer dringt, bei dem Gedanken,
Durch mein erzitterndes Gebein;
O Frevler, willst du nicht in deinen Lehren wanken?
Sieh, dieses Riefst daraus, sieh, dieses Werk ist dein u. s. w.

Das Gedicht schloß mit den Worten:

Wer uns den Glauben raubt, den uns die Bibel
schenket,
Dass unser Geist noch nach dem Tode denkt,
Der raubet uns mit ihm des Lebens ganzes Glück;

Wer mit dem Ruf uns schreckt: Du gehst in Nichts zu-
rück!

Der kist ein schneidend Schwerdt nach unserm Herzen
zielen,

Und uns in jedem Nu des Todes Schauer fühlen.

Für einen Primaner ist dies Gedicht immer
etwas; aber ich entsinne mich nicht der klein-
sten Aufmunterung, in diesem Fach fortzufahren.

Derjenige von meinen Mitschülern, dem es
schriftlich zu kritisiren gegeben war, wie die Ge-
wohnheit in Stendal sehr nachahmungswürdig
mit sich brachte, hatte manches daran ausgesetzt,
und unter andern auch die Stelle:

O unansprechlich dumme ist diese Lehre,

als zu unedel und niedrig getadelt, und sie da-
hin abgeändert:

Wie wenig überlegt ist diese Lehre.

Der Tadel mag richtig seyn, aber die Ver-
besserung taugt nichts. Uebrigens erlebte ich
nicht viele Freude an dem Gedicht. Nur bei
einem andern, das in Hexametern gemacht war,

erinnere ich eine kleine Aufmunterung erhalten zu haben. Es fing so an:

Welche Gottheit kommt in beseeleudem, lieblichem
Lichte

An den Hügeln herauf? Sie leuchtet; schnell fliehet von
den Hügeln

Traubenblut. Ihr Fuß ruht auf den üden Gräbern,
Und die Gefilde wehen von sinkenden Halmen. Sie weilet
Am Gestade des Meers; da steigen schwimmende Städte
Aus den Fluten. Wer bist du, schaffende Gottheit? Dein
Nam' ist: Friede u. s. w. *)

Dies Gedicht las der Lehrer mit einem gewissen Pathos vor, und sagte darauf: Nun, das geht schon an. Diese Beifallsworte sind das einzige, dessen ich mich als Aufmunterung bei meinen Versmächen erinnere. Vielleicht wußte der Mann, wie hochst undankbar dies Fach ist, und wollte meine Neigung dazu auf immer niederschla-

*) Beide Gedichte sind nachher unter meinen Erzählungen und Gedichten, die im Jahr 1788 als mein erstes literarisches Product bei Dietrich in Göttingen herauskamen, abgedruckt worden.

schlagen. Er hatte Recht. Es ist gewiß, daß der zehnte Theil von dem Talent, das zu einem guten Gedicht gehört, hinlänglich ist, im Geschäftsfach Ehre und Brod zu geben, dagegen oft selbst der vorzügliche Dichter darben muß. Wo ist jetzt ein Kaiser, ein König, ein Fürst, der einen Dichter hervorzieht? Mindestens sind sie gleich zu überzählen. Das Publikum muß seine Sänger lohnen, und das Publikum hat hunderttausend Köpfe, von denen fast jeder eine andre Rede führt.

Darum ist auch nachher nie der kleinste Unwille in mir entstanden, daß mein Lehrer die *Neigung zum Dichten in mir niederschlug*. Ich liebe und ehre diesen Mann noch, und würde es für ein Glück halten, wenn ich seines Umgangs genießen könnte. Aber er ist jetzt Inspector in Seehausen in der Altmark, und ich lebe in Neapel in Terra di Lavoro.

Noch gegen einen Lehrer empfand ich in den Zeiten meiner Schuljahre die höchste Dankbarkeit. Es war der verstorbene General-Super-

intendent Suberschlag, der Ephorus der Schule in Stendal. Er erschien nur einmal die Woche, um eine Stunde lang Unterricht zu geben; aber es war allemal eine Stunde sehr erweiterter Kenntnisse und Einsichten. In dieser Stunde zeigte er durch Berechnungen an der Tafel, wie viel Wasser erforderlich gewesen sey, um, nach Mosis Beschreibung, die höchsten Berge in der Sundfluth zu bedecken, und bewies durch anschauliche Zeichnungen und Berechnungen, daß, nach dem Cubic-Inhalt der Erde, noch weit mehr Wasser in ihren Hohlen Raum haben könne; in einer andern liess er uns, wie viel Kraft der menschliche Arm anwenden müsse, um mit dem Ellbogen nur ein Gewicht von wenigen Pfunden aufzuheben, oder welch ein künstlicher und kraftvoller Mechanismus es sey, wenn der menschliche Körper nur einen Fuß fortsetzen wolle; in einer dritten erklärte er uns die Entstehung der Erde, und zeigte, wie die Folge von den Tagewerken mit den Grundsätzen einer gelauterten Physik übereinstimme.

Alle diese Gegenstände, die an sich schon so anziehend sind, entwickelte er durch den deutlichsten und hinreissendsten Vortrag, wie ich ihn kaum so schön auf zweien Akademien nachher wiedergehört habe. Ich hatte den Mann auf den Händen tragen mögen, wenn er so viel Licht in einer kurzen Zeit über unsere Seelen gleichsam ausgegossen hatte.

Er ist jetzt, sammt seinem Bruder in Berlin, längst hinübergegangen zu jenen Gefilden, wo ihr kenntnißvoller Geist noch tiefer aus der Quelle des Wissens schöpfen, und alles Irrende ablegen wird, das sich hier so gern der menschlichen Seele mittheilt.

Aber ich wollte nur von den Freunden meines Lebens reden, nicht von denen, welchen ich Dankbarkeit schuldig bin.

In Stendal hatte ich noch viele Genossen, an die sich mein Hertz mit Vergnügen und Freundschaft erinnert. Cuno, Vogt, Göring, Beneke, Frohne, von Wulknitz, Meineke, Köppen jun., Hahn, Bornemann, Schröder, euer Andenken ist

nach unverloscht in meiner Seele, und mit herzlicher Freude wurde ich jedem von euch entgegen gehen, wenn ich ihn auf dem Wege des Lebens noch einmal finden sollte. Es ist etwas höchst reizendes um einen Freund, mit dem man sich an alte Zeiten erinnern kann. Wenn ich mindestens wußte, wo alle diese Freunde meiner Jugend hingekommen sind! Aber nur von einigen weiß ich es.

Von Stendal ging ich auf die Universität meines Vaterlandes, nach Göttingen. Hier fand ich keinen einzigen von den genannten Schulfreunden, und dies war nicht wenig drückend für mich, da andere Schuldgenossen auf der Universität gleichsam ein neues Freundschaftsleben anfangen. Dagegen fand ich einen Freund aus meinem Knabenalter, jenen Meyer, der mir im zwölften Jahr so theuer war. Ich freute mich herzlich. Aber seltsam! Wir, die wir uns als Kinder so liebten, waren uns als Jünglinge gleichgültig. Wir sahen uns einigemal, ohne uns zu nähern, und sahen uns nicht wieder. Den Grund

davon begreife ich noch nicht; aber wer fühlt nicht, welch eine Veränderung ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren in der Denkungsart und den Empfindungen heranwachsender Knaben hervorbringen kann. Wir hatten uns als Kinder der Natur verlassen, und fanden uns als cultivirte Menschen wieder, deren Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hatte.

Dagegen steigt dein Bild, guter Wieseler, in einem angenehmen Lichte vor mir auf, und der trauliche Umgang, den wir genossen, unsere wechselseitigen Einladungen, unsere Unterhaltungen dabei, alles dies ist mir noch theuer, und mit Freuden würde ich es noch einmal genießen. Wo du auch seyst, wo auch das Schicksal dir deinen Standpunkt angewiesen hat, erinnere dich deines Universitätsfreundes, erinnere dich an unsere Spaziergänge auf dem schönen Wall in Göttingen, an unser abendliches Lustwandeln in den schönerleuchteten Straßen, an unsere kleinen Naschereien in den Zuckerladen; erinnere dich auch, daß ich, im Scherz über deinen Namen, dich oft

bat, meinen Freund Hahn zu verschonen, wenn du nach Halle kommen solltest. Nicht allein das Andenken an überstandene Leiden, auch das Andenken an die Freuden des Lebens, selbst an ganz kleine, bat etwas sehr Süßes, besonders, wenn sie so unschuldig waren, als die, welche wir zusammen genossen.

Ich blieb nur ein Jahr in Göttingen, und schloß wenig andere Freundschaften, weil es mir schien, als wäre der Umgang unter den Studenten etwas zu steif, und verlor dadurch das Herzliche. Dagegen hatte ich Gelegenheit, hohe Bewunderung und Achtung für die großen Männer zu fassen, deren Hörer ich war. Noch sehr ich den trefflichen Schlozer, bey dem ich die Weltgeschichte horte, in seiner feinen Weltmanier auf dem Katheder stehen, und mit großem Nachdruck hohe Gedanken sagen. So kraftvoll seine Schreibart ist, so kraftvoll ist auch sein Vortrag, und ich freute mich auf seine Vorlesungen, wie man sich auf irgend ein großes Schauspiel freut. Auch war sein Beifall ausgezeichnet.

net, und in einem Publikum, das er über die Geschichte Carls des Großen las, lagerten sich die Hörer auf Holzhaufen vor den Fenstern, und standen tief hin auf dem Flur, weil im Horsaal kein Platz mehr war. O diesem Manne verdanke ich viel Gedanken, viel Licht.

Nicht minder reizend waren mir die Vorlesungen des großen Heyne über die Satyren des Horaz, deren Schönheit und Sinn dieser lebenskluge Mann mit so vieler Leichtigkeit entwickelte, und wovon er so oft eine schwierige Stelle durch ein Paar Winke, durch ein kleines Hindeuten auf unsere Zeiten, erläuterte.

Mit großem Vergnügen erinere ich mich auch noch an den Unterricht in der Experimental-Physik bei dem verstorbenen trefflichen Lichtenberg. Dieser Gelehrte war in seinem Vortrage so witzig wie in seiner Schreibart, und überall leuchtete der feine hochgebildete Mann hervor. Als Voltaire durch Göttingen kam, als er bei Lichtenberg. Am Tische fragte ihn der Deutsche, ob er wohl ein Glas in einem Augen-

blick luftleer machen konnte, und Voltaire verneinte es. Sogleich goss Lichtenberg es voll Wasser, und Voltaire gestand, daß dies die leichteste Manier dazu sey.

Einst als er in einem glasernen Cylinder gezeigt hatte, daß in einem luftleeren Raum eine Feder so schnell zu Boden fällt, als ein Dukaten, waren die Dukaten schlüpfrig von dem Oel an der Luftpumpe geworden; die werden recht leicht aus der Hand gehen, sagte er ganz trocken. Ueberraupt machte er gewis seinen Zuhörern so viel Freude durch seinen mündlichen Vortrag, als dem auswärtigen Publikum durch seine Schriften. Wenn doch solche Männer unsterblich wären! — Mindestens so unsterblich, als ihr Name.

Aber auch dieser lichtverbreitende Denker ist schon von hinnen gegangen. Einst äußerte er den Gedanken, daß vielleicht im Saturn, wegen seiner Entfernung von der Sonne, das Eis und das Quecksilber ein beständig fester Körper wäre, der nur, wie bei uns das Metall, durch

Feuer zum Schmelzen gebracht würde; daß im Gegentheil im Mercur, wegen seiner Nähe bei jenem erwärmenden Gestirne, das Gold und Silber flüssig wäre, wie bey uns das Wasser, und nur durch eine dortige große Kälte zum Gerinnen gebracht werden könnte. Jetzt wird er es wissen, ob seine geistreiche Vermuthung Grund hatte.

In Göttingen leben viele große Männer, und aus dem großen Magazin des menschlichen Wissens ist hier vieles zusammengedrängt. Höchst wahrscheinlich sind an keinem Ort von diesem geringen Umfange in Europa, und also auch in der ganzen Welt, so viel große Männer vorhanden, als in Göttingen. Schon viele Sterne der ersten Größe sind untergegangen; Kästner, Lichtenberg, Michaelis, Lefs, Miller u. s. w. sind schon zu höhern Kenntnissen abgerufen, aber noch immer leuchtet dieser gestirnte Himmel hell.

Ich verließ nach einem Jahre Göttingen, um nach Halle zu gehn. Der Umstand, daß ich

keinen einzigen Schulfreund in Göttingen gefunden hatte, trug viel zu diesem Entschlusse bei. Ich blieb drei Jahr in Halle, und aus dieser Zeit steigt eine ganze Reihe von Jünglingen vor mir auf, die meinem Herzen nahe verwandt sind, die noch nach zwölf verflossenen Jahren oft meine Sehnsucht rege machen. Geht vorüber vor meinem Blick, wie ich euch fand, ihr Theuren, gleich einer Reihe von Gemahlden, von denen ich einst das Original besafs.

Du warst mir sehr theuer, braver, jachzorniger Buntebart, und bist es noch. Ich war so gern in deiner Gesellschaft, und es machte mir eine herzliche Freude, als du mir einst sagtest: wir unterhielten uns immer so gut, wenn wir zusammen waren. Erinnerst du dich dessen noch? Ich weifs selber die Stelle vor dem Galgthore noch, wo du es mir sagtest.

Jachzornig nannte ich dich? Aber warum? Ich entsinne mich in der ganzen Zeit unserer Freundschaft nicht, dafs ich die Erfahrung davon gemacht hätte. Und wenn dein Feuer bei

einer andern Gelegenheit aufwallte, so sah ich es oft recht gern; der Sturm ging so eilend vorüber, und hatte etwas Unterhaltendes.

Ich weiß nicht, auf welchen Pfaden des Lebens du itzt wallest, nicht, zu welcher Bestimmung dein Schicksal dich hinfuhrte; ich weiß nur, daß du zum Gestade des balthischen Meeres zurückkehrtest, und seitdem ward mir keine Nachricht mehr von deinem Leben. O möchte es doch ruhig und glücklich seyn!

Auch du vom Ufer der Ostsee mir Gegebener, theurer Odebrecht, auch du hast noch eine große Stelle in meinem Herzen. Wie oft habe ich mit Sehnsucht deiner gedacht, und dich mir zurückgewünscht! Unsere Freundschaft muß sehr rein gewesen seyn, denn sie hat beim Zurückdenken nie auch nur die kleinste unangenehme Erinnerung in mir erweckt.

Ich weiß, wo du bist, und welche Bestimmung du hast, wenigstens, welche du hattest, als ich das letzte Schreiben von dir empfing. Du warst als Rector in deiner Vater-

stadt Wolgast angesetzt, wandeltest an der Hand einer Gattin, und erziehst jetzt vielleicht schon Knaben zu den schönen Jahren der Academie. Sage ihnen, daß sie bieder und brav werden sollen, lehre sie, nachatdem, wozu sie einst im Staat bestimmt sind, auch Menschen zu seyn; dies ist so selten.

Noch danke ich es dir, daß du mich einst zu dir ziehen, und mir in deinem Geburtsort eine Laufbahn öffnen wolltest. Ich würde so glücklich in deinem Umgange gewesen seyn; aber ich war nicht bestimmt, die Gestade des balthischen Meeres zu betreten, ich sollte an der andern Grenze von Europa, an dem mittelländischen Meer umherwallen.

Einst veränderte ich meine Wohnung in Halle. In der neu bezogenen machte ich eine neue Bekanntschaft, die sich bald in die särtlichste Freundschaft verwandelte. Thilo, ein mir theurer und unvergßlicher Name, und ein mir werther, noch immer werther Freund. Ich verdanke dir viele Freuden in den Jahren der

Academie; du bist es, den ich unter allen Freunden am meisten sah, auf dessen Besuch ich mich immer freute, und mit dem mir überall, zu Hause, und auf Spaziergängen wohl war. Du nahmst warmen Antheil an meinem Schicksal, und ich warlich auch an dem deini-
nigen.

Als ich das letztmal Nachricht von diesem Freunde erhielt, war er Referendarius in Halberstadt; seitdem vernahm ich nichts weiter von ihm. Aber ich sehne mich oft danach, und nie wird sein Andenken in mir erloschen.

Während meines Aufenthalts in Halle schloß ich auch Freundschaft mit einem Griechen, Namens Polizo. Ich suchte ihn, um Uebung in der französischen Sprache zu haben, die er fertig sprach, und wir wurden vertraute Freunde. Er war einer der ersten im Constantistenorden, und ein tapferer Champion. Aber obwohl ich nie Geschmack an den Ordensgeschichten finden konnte, so lebten wir doch viel miteinander, und ich war gerne bei ihm.

Er hatte als Schläger vielen Ruf, und den Grund dazu durch ein Duell gelegt, in welchem er, nach der Sitte seines Vaterlandes, mit großem Geschrei auf seinen Gegner eingedrungen war, und ihm gleich bei den ersten Ausfällen eine starke Wunde beigebracht hatte. In Halle muß sein Andenken unvergessen seyn.

Durch ihn wurde ich mit noch andern Griechen bekannt; die Namen Gregorin, Athanasius, Moschos, sind noch in frischem Andenken bei mir. Ich erinnere mich an eine angenehme Scene, der ich einst bei diesen Griechen mit beiwohnte. Ich war mit andern Deutschen zu ihnen eingeladen; zum Nachtschisch brachte der junge Thesalier Moschos, in dessen Bildung sich ganz die Milde seines Himmels abgedruckt hatte, eine kleine Schüssel auf den Tisch, und sagte dabei, daß er uns jetzt mit Früchten aus seinem Vaterlande bewirthen wollte. Es lagen Datteln darin, die er ganz frisch mitgebracht hatte, und wir aßen mit großem Vergnügen von dieser seltenen Frucht. Es war mir damals

sehr merkwürdig, aus der Gegend des Thales Tempe Früchte zu essen; jetzt bin ich diesen Gefilden näher, und lebe fast unter demselben Himmel.

Ich habe nie erfahren können, ob diese Griechen in Deutschland geblieben, oder ob sie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind; nur das Schicksal des jungen Thessaliers Moschos kenne ich. Er ward wie der Prinz Libu von der schrecklichen Blatternkrankheit weggerafft.

Eine Zeit hindurch genoß ich auch eines sehr genauen Umganges mit dem Grafen von Carmer jun., dem Sohn des berühmten Großkanzlers. Seine feine Welt, seine große Fertigkeit im Clavierspielen, sein treffliches Französischreden, und überhaupt seine angenehme Unterhaltungsgabe machten mir seine Freundschaft sehr anziehend, und ich genoß viele Freude darin.

Minder oft sah ich den Grafen von Dyhern; aber sein richtiger Verstand, seine scharfe

Beurtheilungskraft hätten mich diesen Umgang weit mehr wünschen lassen.

Ich komme zu dir, theurer, talentvoller Mannfrost! du, der einzige von meinen academischen Freunden, den ich nachher noch wiederfand, und mit dem ich in einem engen Bündniss blieb.

Diesen wahren und theilnehmenden Freund lernte ich durch den Griechen Polizo kennen; wir schlossen uns fest aneinander, und waren seitdem unzertrennlich. Als ich ihn fand, beschäftigte er sich mit Philosophie, und unsere Unterhaltung lautete oft über diesen Gegenstand. Ich ahndete damals nicht, daß noch ein anderes sehr wichtiges Talent in ihm wohnte, und entdeckte dies erst, als ich ihn nach den Jahren der Academie einst auf der Kanzel sah. Mit inniger Freude fand ich eine vorzügliche Beredsamkeit, und eine außerordentliche Gabe ans Herz zu dringen in seinem Vortrage, und ich verlief mich seine Predigt, ohne Thränen vergossen zu haben. Dies ist bei ei-

nem

nen Universitätsfreunde, den man so genau kennt, etwas sehr seltenes.

Er befindet sich jetzt ohnweit Haynau in Schlesien auf dem Dorfe Algenau als Prediger in einer günstigen Lage; aber seine Nebenmenschen verlieren, daß er nicht einer großen Gemeinde vorsteht.

Dich, braver Schulze sen. hätte ich früher nennen sollen, denn ich fand dich früher, hatte schon manchen angenehmen und freundschaftlichen Abend mit dir verlebt, als ich viele von den genannten Freunden noch nicht kannte. Unsere vertraulichen Bewirthungen, unsere uneigennütigen Spiele sind unvergessen bei mir, und jetzt nach zwölf Jahren sähe ich alles dies gern noch einmal wiederkehren; aber du lebst in Küstrin, so viel ich erforschen konnte, und mich hat Parthenope mit ihren weiten Armen umschlungen.

Wie könnte ich dich vergessen, mir sehr werther und theurer Klebe, der so oft durch seine fröhlichen Scherze mich erheitert hat. Wir

haben uns nicht lange genossen, aber auch in weniger Zeit kann man fühlen, mit wem uns wohl ist. Meine Empfindung sagte mir dies damals, und die Erinnerung, die sich dich mir zurückwünscht, sagt es mir noch. Ich weiß, daß du nachher als Schriftsteller aufgetreten bist, und erinnere mich noch sehr gut an die kleinen gefallenden Gedichte, die du mir ehemals mittheiltest.

Keine Zeit des Lebens, glaube ich, ist mehr zu wahrer Freundschaft gemacht, als die Zeit der Academie. Hier wird das Gefühl von keinem Eigennutz, von keinen Verhältnissen, von keinem Mangel an Gegenständen geleitet. Man sucht nur den, der uns gefällt, denn man hat unter vielen die Wahl. Die Blüthe des Laudes ist hier vereint, der Jungling ist frei, sein Geist fließt von froher Unbefangenheit über; wie sollte nicht wahre Freundschaft entstehen? Unter den hundert Bruderschaften, die man oft in einem Abend mit dem Munde macht, wählt sich

das Herz immer einige zu wahren Brüdern
hat.

Ich sang damals ein wehmüthiges Lied
über die Trennung, als ein Freund nach dem
andern mich verließ, und ich endlich selbst
Halle verlassen mußte; es kamen folgende Ver-
se darin vor:

Bald nimmst du auch, ich seh dein Schreckensbild
Von weitem sehen, die traulichen Gespielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint;
Ein Hauch wird ihn wie herbarlich Laub zerwehen.
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie oft zahllos fließen sehen.

Wirklich die Trennung von meinen acade-
mischen Freunden hat mich viel Thränen geko-
stet, und noch lange nachher ein melancholi-
sches Gefühl in mir zurückgelassen.

Ich komme zu den spätern Jahren meines
Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und

sogleich steigt dein Bild, Theodor Vizthum von Ekstadt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genossen, aber die Trennung von dir ist mir unbeschreiblich schwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichsam ein Familiengeschenk ist, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schicksal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Gesprächigkeit, alles dies hat dich mir so theuer gemacht, obwohl wir an Jahren sehr verschieden sind, daß ich dich nie vergessen werde.

Ich gestehe gern, daß ich mit diesem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen möchte; aber dies ist ein vergeblicher Wunsch. Wer weiß, ob ich ihn je nur wiedersuchen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Universität in Erlangen, und wird wahrscheinlich in der Mitte von Deutschland seine Bestimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenschule in Breslau, be-

kannt, und seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine richtigen Urtheile in der Kunst, seine angenehmen gesellschaftlichen Talente fesselten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine große Vorliebe für Malerei und Bildhauerkunst gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torso mit einander verbanden, so ward unser Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde groß seyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunst, die in Neapel sind, genießen; denn er besitzt ein äußerst lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieser Art, und ist in den Geist derselben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt sehr bekannt ist, meinen Freund zu nennen, den Professor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen schönen Morgen habe ich in seiner angenehmen Gesellschaft genossen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitschauenden

Geist, den man versteht, und von dem man verstanden wird, über die Dinge der sublunaren Welt zu urtheilen, über das Große und das Kleine, das Wahre und Falsche, das Gute und den Unfug. Es bot sich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergießen; und in Neapel, in dieser neuen Welt, wie weit mehr würde sich darbieten! O diesem Freunde, der auch durch lange Geistesarbeiten viel gelitten hat, wünschte ich herzlich, daß er unter Welschlands reinerm Himmel sich zu erholen vermögte. Er ist dessen in vielen Rücksichten so würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biedrer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, daß wir für einander stimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lachelten uns an, und mußten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindestens in mir einen bleibenden Eindruck zurückgelassen, und

unter den vielen Theuren, die ich in Deutschland betraure, ist auch dein Andenken sehr lebendig in mir.

Ich darf den Litteratoren nicht sagen, daß dieser Mann sich durch die Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, und durch einige andere statistische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächsten sind. Aber von einem so neu verfloßenen Zeitraum, von noch ungesandigten Verhältnissen läßt sich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht versagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieser Stadt an, fand ich eine so freundschaftliche Aufnahme in dem Hause des Canzleidirectors Kuhn, daß das Andenken davon mir immer noch angenehm vorschwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wissen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern desselben seyn kann.

Von Biberstein, unsre Laufbahn war weit entfernt, aber unsre Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es ist wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundschaft ist auch in der Entfernung unversehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienstvolle Schauspieler Nagel, der in den meisten Städten Schlesiens bekannt seyn muß. Er zog mich zuerst durch sein ruhrendes und überhaupt vorzügliches Spiel an sich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein frohliches Lachen entlockt, wer stundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiß Anspruch auf unsere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauspieler, sondern auch den denkenden und angenehmen Gesellschafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Konnte er so gut in der italienischen Sprache declamiren, wie in der deutschen, seine Laufbahn sollte bald unter einem mildern Himmel

beginnen, zu welchem er sich so oft hinwünschte.

Mit Vergnügen habe ich diese wenigen Worte einem Talent gezollt; das immer seltner in Deutschland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth sind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich, an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genießen können, und drängte mich in mich selbst zurück. Ich suchte keinen Genuß mehr; mein höchster Wunsch beschränkte sich dahin, ohne Schmerz oder Beängstigung zu seyn. Wer diesen Zustand kennt, wird es wissen, wie sehr er von aller Gesellschaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch schloß sich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin solche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden

Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweise wahrer Freundschaft und Theilnahme! Auch in Neapel ist ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegs erst entdeckte, sehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich sage nichts mehr von meinen freundschaftlichen Verhältnissen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung steigt in mir auf meine Dienstverhältnisse. Wenn man große Reisen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man selbst durch die Lage des Reisenden manches von dem öffentlichen Geschäftsgange erfahren muß, dann faßt man an, Vergleichen anzustellen mit dem, was man ehemals davon kannte, und nach diesem kann meine Zurerinnerung nicht anders als angenehm seyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit ußl Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienstverhältnisses an der Spitze steht, die Präcision, womit dort die Geschäfte getrieben werden, ist

mir oft eingefallen, wenn ich unterwegs oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerstreungen so viel sich darbieten, meine Dienstgeschäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dies um so mehr, da mein Körper mir hier gleichsam etwas mehr Luft läßt.

Nach dem überhaupt, was ich sah, was ich erfuhr, und daraus zu schliessen vermogte, hat der König von Preussen die beste Armee, und die besten Staatsbedienten. Dieß muß jeden, auch den geringsten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man so etwas sagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Gestalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln sich selber eine Gestalt giebt, das kann man in Deutschland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das große Buch der Länder hineinseht. Aber man

mufs nicht von weitem lesen, man mufs an Ort und Stelle seyn, wo so etwas geschah.

Ich bin von meinem Gegenstand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Nespel handeln soll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entschuldigung dafür: alles übrige in diesem Buch habe ich für andere geschrieben, diesen wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dies; sie sind ja so leicht zu überschlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundschaft nicht häufig zu haben scheint; ich bin losgerissen von allen Verbindungen, die ehemals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum sollte ich nicht in der Erinnerung an dieselben einige angenehme Stunden suchen?

Auch wünscht man den zu kennen, von dem man etwas liest; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heißt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Dies könnte ich ebenfalls zu meiner Entschuldigung anführen; aber auch ohne sie hoffe ich bei denen, welche Freundschaft kennen, entschuldigt zu seyn.

Ich betrachte diesen Aufsatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde schreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weiß, daß bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloschen seyn wird. Ich gestehe am Ende gern, daß es mir eine heraliche Freude seyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das spätere Schicksal derer kennen zu lernen, mit denen ich einst so genau verbunden war. Vermögten meine Wünsche über die Winke der Vorsehung etwas, so würde es so glücklich seyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich gewesen ist.

Das Theater St. Carlo.

Ein sehr merkwürdiger Ort in Neapel ist das Königl. St. Carlo-Theater. Wer hat von diesem Schauspielhause, das, nächst dem Mailändischen, das größte in der Welt seyn soll, nicht gehört, nicht gelesen? Und welcher Reisende, der nach Neapel kommt, geht nicht mit großer Erwartung hinein?

Auch ich that dies. Ich fand es groß und prächtig; aber noch weit größer und prächtiger wurde ich es gefunden haben, hätte ich nicht von dem größten in der Welt gehört. Dies giebt der Einbildungskraft zu viel Spielraum; auch wenn man die Theater in Wien, in Venedig, in Florenz gesehen hat, so ist man nicht

ganz neu in diesen Dingen, und das *admirari* wird etwas seltner.

Indessen muß ich der Wahrheit zur Steuer bekennen, daß ich es gleich das erstemal mit innigem Vergnügen sah, und es seit der Zeit fast immer mit größerm Vergnügen gesehen habe; denn die Schönheiten und Vorzüge eines großen Werks, weder in der Malerei, noch in der Bildhauerkunst, noch in der Architectur, lassen sich mit dem ersten Blick umfassen: man muß sie studiren, um sie kennen zu lernen.

Das St. Carlstheater wurde im Jahr 1773 von dem Könige Carl Bourbon III. gegründet, und in 270 Tagen so weit fertig, daß die erste Vorstellung darauf gegeben werden konnte. Man scheint im Ganzen mit dem Bau der Schaubühnen zu eilen; die Neugierde und der Trieb zum Vergnügen beschleunigen das Werk. So wurde das neu-erbaute merkwürdige Schikanedersche Theater in Wien, dies ungeheure Werk, in einem Jahr und fünf Tagen aufgeführt.

Warum ich hier das unberühmte Schikane-

dersche Theater in Wien mit dem berühmten St. Carlstheater in Neapel in Vergleichung bringen, wird niemand fragen, der beide Bühnen kennt. Sie gehören nebeneinander. Was die Schikanedersche in ihrer alten Gestalt war, weiß ich nicht, aber daß sie in ihrer jetzigen unter allen Bühnen in Deutschland und Italien in Pracht, Größe, und Bequemlichkeit gleich auf das St. Carlstheater folgt, das glaube ich behaupten zu dürfen. Da sie 700 Menschen faßt, so kann man schon daraus auf ihre Größe schließen *).

Das Carlstheater liegt dicht am königlichen Pallast, und zwar im sogenannten Pallazo vecchio, ohnweit von der Straße Toledo, ohnweit von der Strada Nuova, ohnweit dem Meer, und in der Gegend, wo die großen Plätze bis hin zum Molo dicht auf einander folgen, also an einem
sehr

*) In meiner Reisebeschreibung habe ich umständlicher von dieser Bühne und ihren Vorzügen gesprochen. Dies ist eine Art von Pflicht für den Reisenden, da sie in Deutschland keinen so ausgebreiteten Ruf hat, als sie an sich, allen andern Theatern gereimt, verdient.

sehr vortheilhaften Ort. Dennoch haben Tausende von den Einwohnern Neapels gleichsam eine Reise dahin zu machen, weil es in einer Ecke der Stadt liegt, und die Entfernung bis zum entlegensten andern Theile derselben wohl eine deutsche Meile antragen könnte.

Es hat drei Eingänge und über dem Hauptthor die Inschrift:

Carolus, utriusque Siciliae Rex,
Pulsis hostibus, constituto legibus magistratibus,
Ornata litteris, artibus excitata, urbe pacato,
Theatrum, quo se populus oblectaret,
Edendum censuit
Anno Regni IV. (h. A. MDCCXXXVII.

Ich muß gestehen, daß mir die einfache Inschrift an dem Opernhause in Berlin: *Apollini et Minis Fridericus II. Rex*, weit besser gefällt. Auch ist das St. Carlstheater mit jenem in Absicht der äußern Bauart gar in keine Vergleichung zu bringen. Das Opernhaus ist in einem einfachen griechischen Styl aufgeführt; dies letzte hat gar keine Architectur von außen, es ist vielmehr, da es in einem alten Gebäude angelegt

wurde, an der Vorderseite ganz unregelmäßig, und gleicht einem großen Wohnhause, in welchem die Fenster hoch und niedrig angebracht sind, wie es die Bequemlichkeit foderte.

So ist es von außen. Aber wenn man hineintritt, lost sich alles in Schönheit, Harmonie und Größe auf. Das Parterre bildet ein großes langlichtes Rund, mit sechsfachen Logenreihen umgeben. Es hat 76 Schritt in der größten Breite, und die Länge von der Thür bis zum Orchester enthält 37 Schritt. Die eigentliche Bühne mag umgekehrt eben so groß seyn. Von der Geschichte des Theaters, von den genauern Mäßen, von den Decorationen, von der innern Architectur u. s. w. werde ich künftig reden.

Als ich am Ende des November 1801 in Neapel eintraf, waren die Theater verschlossen, weil alles über den Tod der Kronprinzessin sich in Trauer befand. Als sie nach vierzehn Tagen geöffnet wurden, sah ich zuerst eine Oper unter dem Titel: *Scipione in Cartagena*. Dies war nemlich die bestimmte Oper auf mehrere Monate.

Was mich gleich anfangs bei der Vorstellung überraschte, war die Gestalt des ersten Sängers, oder des Castraten. Dieser Mann, oder wie ich ihn nennen soll, zeichnete sich vor allen durch einen riesenhaften Körper, auf welchem ein kleiner wirklicher Engelskopf saß, aus. Er war dabei in alter Heldenkleidung, und dies vermehrte den Eindruck, besonders da ich mich in einer Loge nahe am Theater befand, und ihn immer etwas von oben sah. Kurz, er schien mir diesen ersten Abend dem Engel Michael zu gleichen, wenn er mit dem Teufel einen langen Kampf beginnen will.

Drei Dinge waren mir bis jetzt auf den italienischen Bühnen besonders vollkommen erschienen: die Bewegungen einer Tänzerin in Triest, die einen unglaublichen Zauber hatten, und nach meiner Meinung die Bewegungen der auch dort gegenwärtigen Vigano übertrafen; ferner die Nachtigallenstimme und das liebevolle Minenspiel einer Sängetin in Florenz, der in Italien wohlbekannten Vesta, die ich noch immer sehe

und hore, und endlich die Gestalt dieses Kastraten in Neapel.

Budmer nannte Klopstock, als er die ersten Gesänge seines Messias geschrieben hatte, einen jungen Seraph. Dies fiel mir lebhaft ein, als ich diesen Sanger zum erstenmal sah. So mußte der aussehen, der den Messias schrieb, wenn die Gestalt mit dem Gedicht übereinstimmen sollte.

Die Empfindung, womit man ein schönes Frauenzimmer auf der Bühne sieht, kann, nach meiner Meinung, nie so rein seyn, als die, womit man die Vollkommenheiten eines Mannes betrachtet. Bei jener wird immer eine verlangende Theilnahme sich einmischen, bei dieser ist es ruhige Bewunderung, die, wenn man eine solche Engelsgestalt vor sich sieht, wie wir dieser Sanger den ersten Abend erschien, sich in Ehrfurcht gegen den Schöpfer auflöst, daß er so etwas schönes erschuf, und eine gewisse Rührung hervorbringt. Vielleicht trug zu diesem Eindruck der Umstand bei, daß ich vorher viele Engel in Gemälden von Raphael, Guido Reni,

Domenichino u. s. w. gesehen hatte, und jetzt etwas ähnliches im Leben vor mir sah.

Die Vorstellung hatte die bekannte Geschichte des Scipio Africanus zum Grunde, nach welcher bei der Eroberung von Carthago ein junges schönes Mädchen als Gefangene zu ihm gebracht wird, die er endlich ihrem Geliebten zurückgibt. Scipio war hier freilich etwas verkleidet vorgestellt, um seinen Kampf und seine Tugend bei Zurückgabe der Schönen desto heller erscheinen zu lassen; aber da auch Polybius lib. X. zu dieser Freiheit berechtigt, so war sie dem Dichter um so erlaubter. Er heißt Paolo Ferretti, und der Componist der Oper Domenico Cercià.

Der Castrat stellt in diesem Stück den Alucio, oder den Geliebten der gefangenen Schönen vor, und die ersten Worte, womit er erscheint, sind:

Oh avversa sorte!

Oh sorpresa fatale! Oh me infelice!

Oh Patria, in un sol dì presa, e distrutta!

Ah, perchè un ferro ostil non giunse il petto,
 A crapparmi nel più fiero assalto?
 Chi ne non esisterei per mio dolore
 Tra vil catene avvinto e tra l'ortore.

Er trat also in voller Verzweiflung auf, und hatte dabei Gelegenheit, sich in sehr vortheilhaftem Lächel zu zeigen. Auch seine Stimme ist hold, wenn gleich nicht von der ersten Klarheit und Schönheit. Nachher, als ich ihn von dem Parterre, wo man alles mit sicherem Blick prüfen kann, sah, habe ich leider bemerkt, daß dieser Engel etwas steif in seinen Bewegungen ist, und sehr menschliche Beine hat. Er muß in römischem Gewande seyn, um in seinem größten Vorthail zu erscheinen; aber der Kopf mit dem braunen gelockten Haar bleibt zu allen Zeiten englisch, und man wird ihn vielleicht nirgends so schön auf einer Bühne finden. Schade, daß der Mensch einen Rumpf hat! Er heißt Francesco Fasciotti.

Die erste Sangerin in diesem Stuck hieß Cecilia Bolognesi; aber nach meiner Meinung wäre

sie auch als die zweite nicht gut genug gewesen. Sie sang gewöhnlich, und ihre Gestalt war noch unter dem gewöhnlichen. Die Billington, von deren Lobe noch alles voll ist, befindet sich durch Buonaparte's Vermittelung in Paris, und wird nicht leicht wieder ersetzt werden. Dieser Held hat nicht allein die vorzüglichsten Gemahle und Bildsäulen, sondern auch die vorzüglichsten Menschen nach Paris gezogen, und unser großer Componist Paisiello ist auch im Begriff, auf seine Veranstaltung dahin abzureisen. Wie gut, daß er den Kopf Fasciotti's nicht gesehen hat! Er hätte ihn abschlagen und nach Paris bringen lassen.

Die Opern in St. Carlo werden immer von zwei Balletten begleitet, von einem heroisch-tragischen, und von einem komischen. Die Oper ist in zwei Acte abgetheilt, und zwischen denselben wird das ernsthafte Ballet gegeben; am Ende des zweiten Acts aber kommt das komische, um zuletzt noch Lachen zu erwecken,

wenn man die ganze Zeit über einsthaft gewesen ist.

Das tragische Ballet hieß diesmal: *Lerides und Schinutes*, oder die heroische Freundschaft, und stellte nichts anders vor, als die bekannte Geschichte des Damon und Pythias, welche Valerius Maximus erzählt, und nach welcher ein Freund für den andern im Gefangniß bleibt, um hingerichtet zu werden, wenn der andere nicht zurückkommt. Dieser aber eilt in dem Augenblick der Hinrichtung herbei, und rettet seinen Freund, wodurch der Beherrscher von Syracus, wo die Scene vorfällt, so gerührt wird, daß er auch dem andern das Leben schenkt.

Diese Geschichte ist ohnstreitig zu einer pantomimischen Vorstellung ganz gemacht, und sie wurde auch mit aller Pracht und Schönheit dargestellt. Die erste Tänzerin Giovanna Campilli hat eine Leichtigkeit, und eine Süßigkeit in den Bewegungen, die sie gleich von den andern unterscheidet. Sie ist eine Diana in der *Caccia della Diana* von Dominichino, wenn sie Freude an-

deuten will; im Schmerz, in der Verzweiflung sinkt sie, wie eine trauernde Magdalena hin. Dabei hat sie einen zarten, schöngebauten Körper, und eine reizende Gesichtsbildung.

Der erste Tänzer Giovanni Marsigli ist zugleich der Erfinder der Ballette, und sie machen seinem Geschmack Ehre. Aber der Kopf dieses Mannes ist besser, als seine Füße; er tanzt nur mittelmäßig, und hat in seinen pantomimischen Bewegungen keine sonderliche Grazie. In beiden wird er ohnstreitig von dem zweiten Tänzer Innocenzio Buzzani, der einen trefflichen Anstand, eine sehr reizende Gewandheit, und in seinem ganzen Wesen etwas Gefallendes hat, übertroffen. Er ist wie ein jugendliches Reh, wenn er erscheint.

Außer diesen Tänzern vom ersten Range sind noch zwölf vom zweiten und dritten Range vorhanden, worunter sich die Springer befinden, und 24 Figuranten. Es ist leicht einzusehen, daß durch so viele Personen etwas Großes vorgestellt werden kann, zumal da die Figuranten oft so

tanzen, daß sie auf manchem deutschen Theater vorzüglich seyn wurden:

Das komische Ballet zu dieser Oper hieß: *il Malin magico*, und stellte Farcen im grotesken Geschmack vor.

Die zweite Oper, die ich in St. Carlo vorstellen sah, hieß: *Ginevra ed Ariodante*. Sie war nur ein Einschub, weil sie schon vom 13ten Aug. 1781. an, als dem Geburtstage der Königin, an der Reihe gewesen war, und wurde jetzt nur ohngefähr zehn Tage hindurch gegeben. Sie ist von Domenico Puccini, und hat in der Fabel einige Vorzüge. Hier ist sie.

Ein König von Schottland, dessen Name nicht genannt ist, und den man sich wohl in der ältesten Zeit gedacht hat, sandte einen italienischen Cavalier, Ariodante genannt, gegen seine Feinde. Dieser überwand den riesenformigen Unor, kehrte mit dessen ungeheuren Waffen triumphirend zurück, und ward von dem Könige mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, womit die Oper anfangt. Ariodante hatte schon längst mit

der schönen Ginevra, der Tochter des Königs, ein Liebesverständniß, und jetzt wurde sie ihm zum Dank für seine Thaten feierlich zur Gattin versprochen. Aber nach derselben Verbindung trachtete der Herzog Polinesso, und da er öffentlich und mit Gewalt nichts auszurichten vermögte, suchte er seinen Zweck durch List zu erreichen. Er erweckte Verdacht in Ariodanten, und brachte die Dalinda, eine seiner Liebhaften, und zugleich die Freundin der Ginevra, dahin, daß sie ihm in der Nacht in der Kleidung der Prinzessin eine Zusammenkunft an dem königlichen Pallast gab. Diese ließ er den Ariodanten sehen, täuschte dadurch diesen feurigen Liebhaber, sammt dessen Bruder Lurcanio, und brachte den ersten zur Verzweiflung. Man glaubt, daß er sich in einen Fluß gestürzt hat.

Lurcanio sucht seinen Bruder zu rächen, und klagt die Prinzessin dieser Verrätherei wegen an. Die Gesetze verdammen sie zum Scheiterhaufen, wenn nicht ein Ritter im Kampf mit dem Ankläger ihre Unschuld beweist. Es findet sich nie-

mand, und Ginevra wird zum Tode geführt. Endlich erscheint ein vermunter Ritter in schwarzer Kleidung, und will ihre Unschuld gegen den Lauranio beweisen. Es ist der unerkannte Ariodante, und sein innerer Kampf ist groß, weil er gegen seinen Bruder streiten soll. Aber ehe der Kampf beginnt, eilt Dalinda herbei, welche unterdessen vom Polinesso auf die Seite geschafft war, und enthüllt den abscheulichen Betrug. Polinesso wird entlarvt, und die beiden Liebenden werden vermählt; denn natürlich muß die Geschichte sich mit einer Hochzeit endigen.

Re. A tanta Gioia

Troppo angusto è il mio core,

Ginevra. Spota . . .

Ariod. Spota . . .

Re. Si stringen gli bracci,

E in questo luogo messo,

Che testimone fu d' altri tormenti,

Echeggian liete voci or di contenti.

Im Ganzen sehen sich die Opern auf dem St. Carls-Theater so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Sie enthalten eine angespannene Liebe,

Schwierigkeiten, die sich dagegen aufthürmen, aber überwunden werden, und eine Heirath. Dies ist gleichsam das Universal-Receipt dazu. Wollte man den Inhalt derselben durch einen allegorischen Zug vorstellen, so müßte Amor mit seinem Bogen darin voraufmarschiren, sodann das Mißgeschick mit einigen drohenden Blicken folgen, hinter demselben eine Victoria oder ein *Deus ex machina* dahereilen, und Hymen mit seiner Fackel den Beschluß machen. *Tout comme chez nous.*

Wird man denn nie einsehen, daß es noch bessere Gegenstände giebt, als die abgedroschene Liebe, und besonders für heroische Opern?

Die Oper, die jetzt 1802, seit dem 12. Jan. als dem Geburtstage des Königs, das Carneval hindurch bis zur Fastenzeit, gegeben wird, heißt: *Sesostris*. Was erwartet man von einem so großen Namen, von einem so berühmten Helden? Hier ist die Begebenheit, die sich mit ihm auf dem St. Carls-Theater zuträgt.

Sesostris erklärt feierlich, daß er sich ver-

heirathen will, und seine Wahl fällt auf Azema, die Großpriesterin der Isis. Aber zum Unglück hat diese vorher schon eine Wahl getroffen, und ist in den General des Sesostriß, den Atamaro, verliebt. Sie macht also Einwendungen gegen eine Heirath mit dem König, und besonders die, daß er kein Eingeweihter (*initiato*) ist. Das fehlte meinem Ruhm noch, sagt Sesostriß, und beschließt, sich einweihen zu lassen; wahrscheinlich in die Geheimnisse der Isis. Um die Probe zu bestehen, muß er in eine Pyramide hineintreten, und hier sieht er auf der einen Seite das Elysium mit allen seinen Reizen, auf der andern den Orcus mit Flammen, mit Drachen, mit Furiën. Alles lockt ihn auf die Seite des Elysiums; sogar den Schatten seiner Geliebten erblickt er dort. Nichts! Er eilt nach der Seite des Orcus, drängt sich durch die tanzenden Furiën, und besteht so die Probe. Aber o weh! Indem er kömmt, den Lohn davon bei seiner geliebten Azema einzuerndten, findet er sie in den Armen seines Generals.

Man kann denken, welcher Lärm entsteht.

Azem. O vista amara!

Sesost. (zu Atamaro). Un rege a rispettar, perfido,
impata!

Va superbo alle catene!

Punirò quel folle ardore.

(zu Azema) Godi pur del mio martire,

Godi pur del mio dolor!

Azem. Ah Signor . . .

Sesost. Va, non ti ascolta . . .

Azem. Se mancoi . . .

Sesost. Va, parti indegno!

Fermo, oh Dio! di rabbia, e adagio.

Non ha freno il mio furor.

So spricht Sesostriß, so seine Geliebte. Kurz, Atamaro wird in einen unterirdischen Kerker geworfen, und um ihn zu retten, erbietet sich Azema, den König zu heirathen. Aber o Wonne! Auch dies ist nicht einmal nöthig. Es findet sich am Ende, daß Azema die Tochter des Sesostriß ist, und nun kann sie mit voller Ruhe dem geliebten Atamaro als Gattin in die Arme sinken.

Azem. O avventurato istante!

Padre . . . bell' idol mio . . .

Ah, questa gioia, oh Dio!

Tutto minaccia il cor.

OSIRIDE. Vivete in dolci affetti,

Imen la face accendi!

Da ist der ersohnte Hymen, und die Oper hat ein Ende. Aber ist hier nur eine Spur von Sesostriis zu finden? Könnte das Stück nicht eben so gut Ramses, Amasis, Etearchus heißen, oder von irgend einem andern König den Namen tragen? Vielleicht am passendsten vom Coeur-König.

So steckt unter einer Heldenkleidung mit Panzer, Helm und Federbusch, ein Affe; so wohnt in einem Hause, das einen Löwen zum Schilde hat, ein Schneider.

Wenn der Verfasser nichts anders vom Sesostriis zu sagen wufste, als dals er sich in die Oberpriesterin der Isis verliebt, so hätte er seine Finger davon lassen sollen, denn Finger gehören beinahe nur zu einem solchen Machwerk. Ein großer Name erregt Erwartung, und man will von einem Weltoberer etwas mehr

wissen

wissen, als eine Liebesgeschichte, man will ihn von andern Seiten kennen, als von der, in welcher er mit allen übrigen Sterblichen Aehnlichkeit hat.

Zu dieser talentlosen Behandlung im Ganzen kommen noch einige einzelne auffallende Fehler. Ich besitze hier keine Bücher, und kann über nichts etwas nachschlagen; aber wenn mein Gedächtniß mich nicht ganz täuscht, so gab es zu der Zeit des Sesostriß noch gar keine Pyramiden, worin hier die Hauptscene ist, sondern bloß Obeliskten, und die Pyramiden wurden erst lange nachher erbaut. Ferner waren die Aegypten nach Herodot in weiß gekleidet, und selbst in der Bibel findet man dies. Der Pharaon, unter dem Joseph zum Großsiegelbewahrer ernannt wurde, befiehlt, ihn in weißer Seide zu kleiden, und so durch die Stadt zu führen. Im Sesostriß hingegen sind die vornehmsten Personen schon blau und roth gekleidet. Aber möge das hingehen, denn die Pracht

verlangt auch etwas; wenn nur die Hauptsachen mit Geist behandelt wären.

Was die Musik betrifft, so getraue ich mir nicht, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fallen; aber mir scheint sie gut und passend zu seyn. Besonders kunstreich ist die Stelle, wo Sesostris am Scheidewege zwischen Elysium und dem Orcus steht, und die Worte singt:

— — — — Da questa spira
 Un agave pincer, e a lei m'invita
 Dolce dimonta . . . Questa di Averno
 E del pianto la sede . . . Ah, mi spavento
 Tutto intorno di morte!

Die Nachahmung dieser beiden entgegengesetzten Erscheinungen durch Tone ist dem Componisten trefflich gelungen.

Der erste Tenorist, der den Sesostris macht, heißt Domenico Mombelli. Er singt mit großer Kunst und vielem Ausdruck; aber seiner Stimme fehlt viel zur Vollkommenheit. Sie reicht an Helle und Klarheit bei weitem nicht

an die Stimme des Herrn Simoni in Wien; auch hat dieser letzte eine schönere Figur und bessern Anstand.

Die Azema wird von der Bolognesi gespielt, und den Atamaro macht Fasciotti. Die zweite Sängerin heist Albertini.

Das heroische Ballet in dieser Oper hat viel Schönes und Prachtvolles, ist aber etwas zu verwickelt, um durch die Bewegungen der pantomimischen Personen verstanden zu werden. Das Sujet ist aus England genommen, und zwar aus der Zeit, als die Angelsachsen dort hausten.

Rovenna, ein brittisches Fräulein, die in einem Tempel der Diana erzogen wurde, war mit einem brittischen Edlen Namens Etelvolt verlobt; aber in einem Gewitter, worin sie aus dem zusammenstürzenden Tempel flüchtet, und von ihrem Geliebten hinweggeführt wird, werden beide von den Sachsen gefangen genommen. Ein Herzog derselben Namens Octa verliebt sich in die schöne Gefangene, laßt ihr die Ketten

abnehmen, und setzt auch den Etelvolt in Freiheit, oder vielmehr er jagt ihn von sich, um die Schöne ungestört zu besitzen. Sie ist in Verzweiflung, und er verkleidet sich in einen sächsischen Krieger, um in dieser Gestalt in seines Feindes Zelt einzudringen. Es gelingt ihm. Er findet den Octa schlafend, und ein Kampf beginnt in seiner Seele, ob er den wehrlosen Schlafenden umbringen, oder ihm das Leben schenken soll. Er entschließt sich zu dem letzten, und weckt bloß seinen Feind auf, um ihm zu zeigen, daß er in seiner Gewalt war, und auch ihn dadurch zum Edelmuth zu reizen. Aber dieser ist wüthend über seine Kühnheit, laßt ihn von neuem gefangen nehmen, und verurtheilt ihn zum Tode. In dieser Zeit erhalten die Britten Hülfsstruppen von ihren Nachbarn, machen einen Angriff auf ihre Feinde, schlagen sie, und nehmen den Octa gefangen. Etelvolt wird gerettet, und mit Rovenna vermählt.

Dies ist die Fabel des Ballets, die aber in der Darstellung weit ausgehnt ist. Es fängt damit an, daß die Britten am Tempel der Diana den Mond um Hülfe flehen, trauren, wenn er sich hinter Wolken verbirgt, und ihre Freude zu erkennen geben, wenn er wieder erscheint. Aber endlich verdunkelt er sich ganz, ein Blitz stürzt den Tempel nieder, und nun erscheint Roveuna fliehend mit ihren Gespielinnen.

Es hat etwas sehr reizendes, wenn aus einem schönen Körper durch Bewegungen alle Leidenschaften sprechen, wenn er Schmerz, Furcht, Angst, Freude, Verzweiflung, selbst Gedanken, mit einer bewundernswürdigen Gewandheit und Grazie ausdrückt, wenn man gleichsam ein geflügeltes Menschengeschlecht vor sich sieht, das sich von der natürlichen Schwere der Sterblichen losgemacht hat, und über die höchste Anstrengung mit Leichtigkeit gebietet. Unter allen theatralischen Künsten bewundert man diese am meisten, weil man am

weitesten entfernt ist, etwas ähnliches nachzuahmen.

Im vierten Act des Ballets ist die Hauptszene, nemlich die Schlacht zwischen den Sachsen und Britten, und hier erscheint etwas auf dem Theater, das man nicht darauf erwartet: eine Anzahl von 15 bis 20 Pferden, die zum Theil im Galopp herumsprengen. Unter Schlachtengetümmel, unter wilder Musik, und blendendem Lichterglanz kommen sie, und werden dennoch nicht scheu. Im Vordergrund kämpfen die Fußgänger mit großer Gewandheit gegen einander, im Hintergrunde hauen die Reuter auf einander ein, und alles ist im höchsten Aufruhr. Warlich man muß ein neapolitanisches Pferd seyn, um bei allem diesem Getöse nicht über Orchester und Parterre wegzusetzen.

Gothe sagt irgendwo: die Wagenräder in Neapel hätten Menschenverstand; eigentlich sind es die Pferde. Sie ordnen sich gleich nach dem wilden Schlachtengetümmel von neuem, stehen wie Bildsäulen, und machen bei den Be-

schlufstänzen die Gruppen im Hintergrunde. Mich wundert, daß sie nicht am Ende selbst mittanzen.

Das letzte komische Ballet heißt diesmal: *la fiera d'Aversa*, und der Jahrmarkt in dieser Stadt, oder vielmehr die Menschen auf demselben, werden darin lächerlich gemacht. Mir that dies in gewisser Rücksicht wohl, denn ich hatte auf der Reise sehr eigennützig, widrige, und ungefällige Menschen dort angetroffen. Unter den lächerlichen Italienern erscheint auch ein lächerlicher Franzose, und da diese Herren hier nicht beliebt sind, so kann man denken, wie er erscheint: Er hat kein Halstuch um, sondern vielmehr ein Bettuch, aus welchem der Kopf nur hervorguckt, und in das er sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurückziehen kann. Seine Beinkleider reichen bis unter die Arme hinauf, und hier begegnen sie sich mit der Weste, denn diese reicht nur so weit hinunter. In der Hand hält er einen kurzen ungeheuer dicken Knotenstab — kurz, er macht eine lächerliche

Caricatur. Und nun sein Wesen dabei! Man muß ihn sehen, wie er mit allen Verkäuferinnen einen Liebeshandel anfangen will. Endlich macht er es so arg, daß die Stützen erscheinen, und ihn fortbringen.

Da es Carneval ist, so hat auch der Pulcinell seine Rolle in dem letzten Ballet. Aber dies ist ein Wesen, das einen eignen Abschnitt verdient, und ich werde seiner an einem andern Ort gedenken.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im December 1801.

Da es dem Naturforscher, dem Oeconomen, und manchem andern Beobachter angenehm seyn könnte, die Temperatur der Luft in Neapel, und die Veränderung des Wetters daselbst kennen zu lernen, so werde ich die Grade der Wärme, nach einem guten englischen Thermometer, die Beschaffenheit des Himmels, und die Richtung der Winde, in einem Tagebuche, genau angeben.

Den 12. Decbr. 14 Grad nach Reaumur
64 Grad nach Fahrenheit.

Den 15. Decbr. Morgens um sieben Uhr
12 Grad nach R. 59 Grad nach F. Halb heit-
rer Himmel, stille Luft, Südwestwind. Mit-

tags um ein Uhr 18 Grad R., 75 Grad F. Sonnenschein, Sudwestwind.

Es ist fast unglaublich, dafs in dieser Jahreszeit in einem Theil Europa's eine solche Temperatur der Luft, eine solche Sommerwärme seyn sollte; aber ich empfinde sie, und mufs es glauben. Meine Fenster stehen offen, und fast ist mir zu warm in meinem Zimmer.

Abends um 10 Uhr 12½ Grad R. 61 Grad Fahrenheit, halb heiterer Himmel.

Den 14. Decbr. Morgens um 6 Uhr 12½ Grad R. 61 Grad F. Trübe und Staubregen. Mittags um 1 Uhr 15½ Grad R. 63 Grad F. Trübes Wetter und Sudwestwind. Abends um 8 Uhr 15 Grad R. Starker Wind, trübe Luft, das Meer sehr empört.

Den 15. Decbr. Morgens um 5 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. Ganz trübes Wetter. Mittags um 12 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. regnigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 9½ Grad R. 53 Grad F. Heitrer Himmel.

Den 16. Decbr. Morgens um 6 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heitrer Himmel. Um 8 Uhr ebenfalls 6 Grad R. Beinahe heitret Nordwind. Mittags um 12 Uhr 13½ Grad R. 63 Grad F. Schöner heitrer Himmel und Sonnenschein. Nordwind. Nachmittag um 3 Uhr 14½ Grad R. 65 Grad F. Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. R. 30 Grad F. Sehr klarer Himmel.

Den 17. Decbr. Morgens um 8 Uhr 12 Grad R. 60 Grad F. Sturmwind und Regengüsse mit Blitzen untermischt. Südwind. Mittags um 12 Uhr 11½ Grad R. 50 Grad F. Heftige Regengüsse mit Sturm. Südwind. Abends um 9 Uhr 04 Grad R. 51 Grad F. halb heiter, Westwind.

Den 18. Decbr. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad Fahrenheit. Sturm und Regen. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Starker Westwind mit Regenschauern.

Heute ist bei weitem der kälteste Tag, den bis jetzt der Winter gehabt hat. Der Vesuv samt seinem Genossen, dem Somma, ist mit

Schnee oben bedeckt, so wie die Gebürge links von demselben und an der Küste von Sorrento. Da ich noch keinen Ofen habe bekommen können, so ist mir die Kälte etwas empfindlich.

Den 19. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 47 Grad F. Regnigt. Nordwestwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 4½ Grad R. 42 Grad F. Heitre und stille Luft.

Den 20. Decbr. Morgens um 6 Uhr beinahe 4 Grad R. 41 Grad F. Trübe. Um 10 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Halbheiter. Nordwind.

Der Vesuv ist noch mehr mit Schnee bedeckt, so wie die Gipfel fast aller Berge an der sorrentinischen Küste. Den Neapolitanern sind also die Winterlandschaften nicht fremd, und sie gewahren hier ein sehr reizendes Schauspiel. Der Vesuv war nie schöner, wie jetzt.

Mittags um 1 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Sonnenschimmer. Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R.

Den 21. Decbr. Morgens um 6 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Beinahe heiter. Nordwind. Um 8 Uhr eben so. Mittags um 11 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Heitres Wetter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Trübe Luft.

Den 22. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Halbtrübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12½ Grad R. 60 Grad F. Heiter, Nordwind. Heute ist der erste angenehme und warme Tag wieder, nachdem es vier Tage unangenehm kalt gewesen ist. Indessen haben die Neapolitaner fortgefahren, bei offenen Thüren zu arbeiten, und die Lazzari sind fast ohne Ausnahme in dieser für Neapel empfindlichen Kalte barfuß gegangen. Dies an Hitze gewöhnte Volk zeigt sich bei kaltem Wetter beinahe stärker als die Nordländer. Ein Tag wie heute beseelt von neuem, wenn die Kälte, der man ohne Ofen und Camin widerstehen muß, fast unthätig gemacht hat. Die Sonne ist dann gleichsam wieder Helios der Titan. Auch nutze

ich sie recht begierigt denn ich setze mich auf meinen Balkon recht mitten in ihre Strahlen. Abends um 6 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 23. Decbr. Morgens um 5 Uhr 41 Grad R. 42 Grad F. Halbsternklar. Stille Luft, und stilles Meer. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Sonnenschein, Wind Nord-Nordwest. Abends um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Sternklar.

Den 24. Decbr. Morgens um 6 Uhr 31 Grad R. 40 Grad F. Klarer Himmel, stille Luft. Um 8 Uhr beinahe 5 Grad R. 45 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 12 Uhr über 9 Grad R. 55 Grad F. Regnigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Sternklar.

Den 25. Decbr. Morgens um 6 Uhr 71 Grad R. 42 Grad F. Trübe. Um 9 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Heiter und stilles angenehmes Wetter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 63 Grad F. Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr 10½ Grad R. 56 Grad F. Einige Sterne sichtbar.

Kaum habe ich in Deutschland einen so schönen und warmen Pfingsttag erlebt, als dieser erste Weihnachtstag war. Auch der Abend ist so mild wie ein Abend im Junius. Indem ich so eben durch die Strada Khiaja ging, hörte ich stark schnarchen, und sah einen Menschen, der vor einer Kirche auf den Steinen lag und schlief. Der Vesuv ist frei von Schnee, aber auf dem höhern Monte Gaudio sieht man noch welchen.

Den 26. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heitres, schönes Wetter. Südwestwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft.

Den 27. Decbr. Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. R. 59 Grad F. Trübe Luft. Starker Südwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Regnigt, Nordwestwind. Abends um 11 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Sternklar.

Den 28. Decbr. Morgens um 7 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Regnigt. Nachmittag um 2 Uhr

beinahe 10 Grad R. 55 Grad F. Abwechselnd Regen und Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 10 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Der 29. Decbr. Morgens um 8 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Heitre Luft, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Gr. F. Sonnenschein, Nordwestwind.

Den 30. Decbr. Morgens um 5 Uhr 8 Grad R. 51 Grad F. Sternklar. Um 8 Uhr 9 Grad R. 53 Grad F. Beinahe trübe, Südwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Regnet, Westwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Gr. F. Trübe und regnet.

Den 31. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Halbheiter, Südsüdwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 15 Grad R. 66 Gr. F. Sonnenschein, Westwind. Abends um 5 Uhr beinahe 11 Grad R. 58 Grad F. Trübe, Westwind. Im Ganzen ein angenehmer Tag bis auf den Abend, wo es regnet, und nach der Gegend von Sicilien blüzt.

Das Jahr 1802.

Den 1. Jan.: Morgens um 8 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe und regnet, Westwind. Abends um 8 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe. Im Ganzen ein sehr regnigter Tag.

Den 2. Jan.: Morgens um 9 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Regnet, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 6½ Grad R. 51 Grad F. Regnet, Ostwind. Seitdem ich hier bin, ist heute das erstemal, daß dieser Wind bläst. Der Vesuv, der gestern samt dem ganzen Vorgebürge in Wolken verhüllt war, ist heute mit Schnee bedeckt wieder zum Vorschein gekommen. Sollst in dem Krater, in den man etwas hineinschen kann, weiß

der Rand jenseits höher ist, liegt etwas Schnee. Auch die Berge vom Cap der Minerva sind bis zum Monte Gauto oben mit Schnee bedeckt; aber weiter hin bis zur Spitze des Caps bemerkt man keinen. Die Seeluft ist dort zu weich.

Abends um 9 Uhr $6\frac{1}{2}$ Grad R. 46 Grad F. Trübe; überhaupt ein regniger Tag.

Den 7. Jan.: Morgens um 7 Uhr $7\frac{1}{2}$ Grad R. 49 Grad F. Wolkigt. Nordwind, aber die Wolken ziehen aus Süden. Mittags um 12 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft, Nordwind. Abends um 5 Uhr 15 Grad R. 62 Grad F. Trübe, Südostwind, oder Sirocco. Ein so leuer Wind, wie dieser, ist in Deutschland gar nicht gekannt; aber er hat jetzt im Winter nichts unangenehmes, und zu meinem Trost sagt man mir, daß er im Sommer in den heißen Monaten fast nie eintritt. Um 9 Uhr Abends $1\frac{1}{2}$ Grad R. $6\frac{1}{2}$ Grad F. Großer Sturm, und ein laut brüllendes Meer; abwechselnd sternklar und wolkigt. Im Ganzen ein sehr nobliger Tag.

Den 4. Jan.: Morgens um 9 Uhr 9 Grad R.

52 Grad F. Unaufhörlicher Regen, Südostwind. Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Noch immer fort starker Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halb sternklar. Bis um 3 Uhr Nachmittags unaufhörlicher Regen, und überhaupt ein unfreundlicher Tag. Abends Sturm.

Den 5. Jan.: Morgens um 8 Uhr 5 Grad R. 4½ Grad F. Halbheiter, Nordwind.

Bei diesem Grad der Kälte sehe ich Kinder in bloßem Hemde, barfuß, und ohne die mindeste weitere Bekleidung, bei meiner Thür vorübergehen.

Mittags um 12 Uhr 9½ Grad R. 55 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt. Stille Luft. Im Ganzen den Tag über Aprilwetter.

Den 6. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Von 7 Uhr bis um 10 beständiger Regen mit immer abwechselndem Winde, der bald aus Norden, bald aus Süden, bald aus Westen kam. Um 10 Uhr bloß wol-

kigt; aber gegen 12 Uhr ein starkes Gewitter von Pausilippo her, welches mit Regen bis 1 Uhr anhielt. Um 1 Uhr 9½ Grad R. 57 Grad F. Wolkigt, Südwestwind. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Grad ½ Grad F. Sternklar.

Bei dem Gewitter zwischen 12 und 1 Uhr hat man einen Wasserwirbel im Meer gesehen von ungefehr 30 Fuß Höhe und eben so viel im Durchmesser, der aus der Gegend zwischen Capri und Pausilippo kam, mitten durch den Golf ging, und sich an der Villa in Neapel brach.

Den 7. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Beinahe heiter, Südwestwind. Mittags um 12 Uhr 15½ Grad R. 62 Grad F. Abwechselnd Sonnenschein und wolkigt. Südwind. Abends um 11 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Wolkigt. Der Tag im Ganzen etwas windig, aber nicht unangenehm.

Den 8. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Regnigt, Südostwind. Abends um 8 Uhr 8 Grad R. 50

Grad F. Ein stiller, halbheiterer Abend, aber den Tag überhaupt regnigt und windig.

Man fangt an, über die fortdauernde Nässe, die in dieser Jahreszeit nicht gewöhnlich ist, zu murren. Man verlangt sehr nach dem Nordwinde, der dem Regen ein Ende machen soll, da er nun schon monathelang hier gedauert hat. In Kalabrien hingegen soll eine große Dürre seyn.

Den 9. Jan.: Morgens um 8 Uhr 3 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr ein Gewitter mit Regen. Um 1 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Regen, Südwind. Abends um 9 Uhr 7 Grad R. 40 Grad F. Regen.

Den 10. Jan.: Morgens um 6 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trübe. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. R. 49 Gr. F. Halbheiter, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Gr. R. 50 Gr. F. Regnigt. Nur einige Stunden am Mittage schien die Sonne; aber gegen Abend ist wieder ein fortdauernder Regen eingetreten.

Den 11. Jan. Morgens um 8 Uhr 11½ Gr. R. 50 Grad F. Wolkigt, Südwind. Mittags um 12

Uhr 12 Gr. R. 59 Gr. F. Trube, starker Südostwind. Abends um 8 Uhr über 12 Gr. R. 60 Gr. F. Sieruklar, Sturm. Ueberhaupt ein sturmischer und veränderlicher Tag.*

Den 12. Jan.: Morgens um 6 Uhr 11 Gr. R. 57 Gr. F. Trube. Mittags um 1 Uhr über 13 Gr. R. 62 Gr. F. Halbheiter, Sudwind. Abends um 8 Uhr 12 Gr. R. 60 Gr. F. Trube.

Den 13. Jan.: Morgens um 9 Uhr 10 Gr. R. 54 Gr. F. Trube, Westwind. Nachmittags um 2 Uhr 10 Gr. R. 54 Gr. F. Regnigt, Südwestwind.

Die Neapolitaner wollen bei diesem fort-dauernden Regen fast in Verzweiflung fallen, und er ist wirklich unerträglich. Das Gleichgewicht in dem Luftkreis scheint durch irgend einen Unstand gehoben zu seyn, und zum Unglück leiden gewöhnlich zwei Gegenden durch ein solches Unwetter. Als im Sommer 1801 so viel Regen in Deutschland fiel, daß das Getraide vor Nase zu Grunde ging, fiel monathelang in Ungarn kein Tropfen, so daß alles Getraide ver-

braunte. Jetzt findet hier etwas ähnliches statt. Unterdeß es in Neapel unaufhörlich regnet, ist seit vielen Monaten in Apulien und Calabrien die größte Dürre gewesen. Es wäre kein unwichtiger Gegenstand für die Naturforscher, zu untersuchen, worin wohl der Grund zu der veränderten und seltsamen Witterung, die wir seit einigen Jahren gehabt haben, liegen möge.

Abends um 9 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F.

• Regen.

Den 14. Jan. Morgens um 7 Uhr 11½ Grad R. 53 Gr. F. Trübe, starker Südwind. Mittags um 12 Uhr 12½ Grad R. über 60 Grad F. Trübe, starker Südwind. Abends um 8 Uhr 10 Grad R. 55 Grad F. Regnigt.

Den 15. Jan. Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Uebethaupt ein trüber aber stiller Tag. Man hofft mit dem Vollmond, der den 18. Jan. eintritt, eine Aenderung dieses ewigen trüben oder

regnigten Wetters, das uns so lange die schöne Sonne entzieht.

Den 16. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 4 Grad R. 42 Grad F. Regen, Nordwind. Dieser Grad von Kalte ist bei Regenwetter ungewöhnlich; vielleicht deutet er endlich auf dauernden Nordwind hin. Mittags um 1 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trube, Nordwind. Abends um 8 Uhr 41 Grad R. beinahe 42 Grad F. Regnet. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daß die Russen, die hier sind, sich bei diesem Wetter in kaltem Wasser baden. Die Neapolitaner sehen dies Schauspiel bestürzt an, sprechen mit sich selber darüber, und gehen weiter.

Den 17. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 4 Grad R. zwischen 40 und 41 Grad F. Heitrer Himmel, bis auf einige Wolken am Horizont gegen Mittag und Abend. Nordwind. Endlich scheint dieser Wind siegen zu wollen. Mittags um 1 Uhr 51 Grad R. 44 Grad F. Trube, Nordwind. Abends um 8 Uhr 51 Grad R. 59 Grad F. Regnet. Noch hat der Nordwind nicht herr-

schend werden können. Er weht, und bringt Kälte, aber die Wolken ziehen aus andern Gegenden. Alles hofft auf den Vollmond, der morgen früh um 7 Uhr eintritt.

Den 18. Jan. Morgens um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Halbheiter, Nordwind. Es ist noch zweideutig, was der Vollmond bringen wird. Mittags um 1 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Nordwind. In diesem Augenblick fängt es wieder an zu regnen; die Hoffnung auf den Vollmond ist also getäuscht. Es scheint nun schon seit mehreren Wochen, als wenn ein guter und ein böser Genius mit einander um das Wetter kämpften, und als wenn der böse immer den Sieg davon trüge. Schon fängt man an, in den Kirchen um besseres Wetter zu bitten, und auf den Straßen bittet man nicht, man flucht. Ich bin sehr neugierig, zu wissen, welcher Winter in Deutschland herrscht. Wahrscheinlich ein guter; denn im vorigen Jahr, wo er dort so ungesund, so veränderlich und stürmisch war, hatte man hier eine höchst angenehme Zeit.

Vielleicht ist es dies Jahr umgekehrt. Abends um 8 Uhr 5 Grad R. 42 Grad F. Zweideutig. Der Krater des Vesuvius ist mit einem Kranz umgeben, aber nicht von Lorbeeren oder Oelzweigen, sondern von Schnee; dies macht indessen um die schwarze Vertiefung eine schönere Wirkung, als irgend eine Umgebung von grünen Bäumen thun könnte.

Don 19. Jan. Morgens um 8 Uhr 41 Grad R. 4 Grad F. Regnet, Nord-Nordwestwind. Es ist äußerst schmerzlich, wenn man einmal die winterliche schöne Sonne genossen hat, und muß sie dann auf so lange Zeit entbehren. Alle Prospektionen werden zu Schanden; der Nordwind scheint seine Kraft verlohren zu haben; er bringt Kalte, ohne heitre Luft. Aber alle stimmen dahin überein, daß dies Wetter eine außerordentliche und höchst seltene Erscheinung ist. Man sagt mir, daß einst Engländer hierher kamen, um den milden Winter zu genießen, und ebenfalls eine unaufhörliche Regenzeit trafen; sie

setzten sich also endlich wieder in ihren Wagen, und reisten in voller Furie ab.

Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halbheiter, Nord-Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 4½ Grad R. 41 Grad F. Sternklar.

Den 20. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 7 Grad R. 38 Grad F. Sternklar. Um 9 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Heitrer Himmel, Nord-Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 9½ Grad R. 53 Gr. F. Wolkigt und zweideutig. West-West-Nordwind. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Regnigt. Der böse Genius hat wieder gesiegt, nachdem der gute einen kleinen Vortheil errungen zu haben schien. Der Nordwind ist vorübergegangen, ohne heitern Himmel zu bringen, und die Neapolitaner sind voll Verzweiflung über das schadenfrohe und hartnackige Regenwetter.

Den 21. Jan.: Morgens um 6 Uhr 4½ Grad R. 42½ Grad F. Ganz heitrer Hünner. Mittags um 1 Uhr 13½ Grad R. 62 Grad F. Heitres, sehr schönes Wetter, Nordwind. Wenn das Wetter so bleibt, so hat endlich doch der gute Genius,

oder vielmehr der Nordwind den Sieg davon getragen. Abends um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Grad R. 49 Grad F. Heiter.

Den 22. Jan. Morgens um 8 Uhr 10 Grad R. 51 Grad F. Zweideutig, hatte in der Nacht geregnet, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar.

Den 23. Jan. Morgens um 7 Uhr 3 Grad R. 33 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 11 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Heittrer Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Man behauptet, daß heute Morgen etwas Eis auf den freien Plätzen gewesen ist, und der Stand des Thermometers hatte dies wohl erlaubt.

Den 24. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 56 Grad F. Heiter, und scharfer Nordwind, der alle Stralsen in wenigen Stunden trocken macht, und der den Neapolitanern fast unerträglich ist.

Um 10 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heiter, starker Nordwind. Abends um 8 Uhr etwas über 2 Grad R. beinahe 37 Grad F. Sternklar. Heute Mittag um 11 Uhr sah ich in einer StraÙe, wvobin die Sonne nicht scheinen konnte, Eis, so dick, wie ein dünner Pappendeckel. Um 12 Uhr fielen einige Schneeflocken. Die Neapolitaner, von denen viele sich gar nicht so anziehen, wie dieser Kälte gemäß ist, gehen halb erfroren auf der StraÙe, und sagen, sie wüßten nicht mehr, ob sie in Siberien, oder in Neapel wären. Es ist dies wirklich ein äußerst rauher und unfreundlicher Winter für diese Gegend, und ich begreife nicht, wie die Citronen und Pommeranzen. Bäume, die noch so voll von Früchten sind, daß die Zweige unter der Last brechen, diesen Grad von Kälte aushalten können.

Ich muß hier bemerken, daß mein Thermometer gegen die Mittagsseite hängt, ohne jedoch von der Sonne beschienen zu werden.

Den 25. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 36 Grad F. Heitrer Himmel, Nord. Nordwest.

wind. Mittags um 1 Uhr über 12 Grad R. 60 Grad F. Nordwind, heitrer Sonnenschein. Aus diesem Zunehmen der Wärme kann man sehen, was die Sonne hier für eine Gewalt hat. Abends um 8 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Heute Mittag war wieder noch Eis in den engen Straßen, und ich sah noch etwas anders, das hier selten ist: einen Sperling. Er war in der Villa am Meer, und die Kälte hatte ihn wahrscheinlich in die Stadt getrieben.

Den 26. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 5 Grad R. 50 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Nachmittags um 4 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 11 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Es ist gewöhnlich stille Luft, und das heitre Wetter scheint fort dauern zu wollen.

Den 27. Jan. Morgens um 7 Uhr 3 Grad R. beinahe 59 Grad F. Heitrer Himmel, und stille Luft. Nordwind. Nachmittags um 5 Uhr 14 Grad R. 64 Grad F. Heitrer Himmel, Nord-

wind. Abends um 8 Uhr $6\frac{1}{2}$ Grad R. 46 Grad F. Sternklar. Es ist heute fast ein Sommertag gewesen.

Den 28. Jan. Morgens um 6 Uhr $3\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es reift jetzt alle Morgen, und der Erdboden ist etwas gefroren; so weit aber Citronen und Pomeranzenbäume, oder selbst nur die entlaubten Feigenbäume stehen, bemerke ich nichts von Reif und Frost. Es ist kaum zu glauben, daß diese zarten Bäume einen solchen Grad von Kälte aushalten könnten, wie wir bis jetzt in der Nacht gehabt haben. Sie müssen durchaus mit ihrer größern Stärke und Höhe auch mehr Kraft bekommen, der Kälte zu widerstehen. Man macht zwar gegen Morgen einen starken Rauch in den Gärten, der dem Frost entgegenwirkt, aber in Deutschland würden sie dennoch in einer Nacht zu Grunde gehen. Um 9 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Dies Zunehmen der Wärme in 3 Stunden findet, so viel ich beobachten konnte, nie in Deutschland statt. Um

12 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Um 2 Uhr 16½ Grad R. 69 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Um vier Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwind. Abends um 11 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Den 29. Jan. Morgens um 7 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Heiter, und starker Wind. Nachmittags um 3 Uhr 11 Grad R. 64 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 47 Grad F. Sternklar. Der Nordwind hat nun schon alles so trocken gemacht, daß vom Vesuv und Somma, die doch beide lange mit Schnee bedeckt waren, die Asche bis nach Sorrento und Capri fliegt. Es ist nemlich heute ein heftiger Wind, und der Staub von beiden Bergen zieht, wie ein grauer Nebel, weit über Land und Meer dahin, mindestens 10 deutsche Meilen weit.

Den 30. Jan. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Hei-

trer Himmel, etwas windig aus Norden. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 45 Grad F. Sternklar. Aus dem Winter, der hier statt findet, zu schließen, muß es in Deutschland sehr kalt seyn.

Den 31. Jan. Morgens um 7 Uhr $3\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es scheint, als wenn dies Jahr ein vorzüglich starker und dauernder Winter wäre. Es friert beinahe jede Nacht Eis, mindestens ist der Erdboden stark gefroren; demohingeachtet säen und pflanzen sie in dem Garten gegen mir über, und die Gewächse wachsen auch ohne Schaden zu nehmen fort. Die Blätter des Salats, der Radies, bleiben unter Reif und Frost grün, welches eine wirklich wunderbare Erscheinung ist. Ich vermag sie bis jetzt nicht zu erklären. Nachmittags um 2 Uhr $1\frac{1}{4}$ Grad R. 63 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Im Ganzen ein stiller, angenehmer Tag.

F e b r u a r 1862.

Den 1. Morgens um 6 Uhr etwas über 3 Grad R. 39 Grad F. Sternklar. Mittags um 1 Uhr 14 Grad R. 65 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Sternklar.

Den 2. Morgens um 6 Uhr 5½ Grad R. 40 Grad F. Heitrier Himmel. Nachmittags um 1 Uhr 14 Grad R. 65 Grad F. Heitrier Himmel, Nordwestwind. Man wird bemerken, daß es zwar in der Nacht Winter oder Heist ist, aber am Tage ein wirklicher Sommer wird. Abends um 11 Uhr 5½ Grad R. 44 Grad F. Sternklar.

Den 3. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Beinahe heiter, Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 15 Grad R. 65 Grad F. Nord-

westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe.

Den 4. Morgens um 9 Uhr über 8 Grad R. 51 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Wolkigt, aber stilles angenehmes Wetter. Nordwestwind. Abends um 10 Uhr etwas über 5 Grad R. 44 Grad F. Sternklar.

Den 5. Morgens um 8 Uhr über 7 Grad R. beinahe 49 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 10 Grad R. 56 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Trübe. So wie es sich allmählich zum guten Wetter verändert hat, so scheint es jetzt sich wieder zum schlechten verändern zu wollen.

Den 6. Morgens um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nordwind. Mittags um 11 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nord.

Den 7. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Heiter, hatte aber die ganze Nacht

gereignet. Westwest - Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heiter, Westwest - Nordwind. Abends um 10 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt. Es blitzt über Paussilippo.

Den 8. Morgens um 8 Uhr beinahe 3 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr beinahe 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten regnet. Südwind.

Den 9. Morgens um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Wolkigt, Südostwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 61 Grad F. Sonnenschimmer, Südostwind. Abends um 9 Uhr beinahe 10 Grad R. 51 Grad F. Regnet.

Den 10. Morgens um 9 Uhr über 10 Grad R. 55 Grad F. Heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 68 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 10 Grad R. 51 Grad F. Sternklar. Es ist heute ein so schöner stiller Frühlingstag gewesen, wie vielleicht in Deutschland seit zwei Jahren nicht.

Den 11. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 61 Grad F. Trübe, Nordwind. Abends um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Regnigt.

Den 12. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Etwas regnigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Windig und zweideutig. Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 13. Morgens um 9 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Regnigt und unfreundlich, Nordwind. Nachmittags um 2 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Aprilwetter, Westwind. Abends um 9 Uhr über 6 Grad R. 47 Grad F. Windig und trübes Wetter.

Den 14. Morgens um 9 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe und unfreundlich, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt, Nordwinde. Um 2 Uhr über 15 Grad R. 66 Grad F. Sonnenschein. Man sieht, daß hier die Sonne auch im Winter sogleich

über den Sommer gebietet. Nachts um 12 Uhr
10 Grad R. 51 Grad F. Trübe.

Im Ganzen ist dies Jahr ein kalter, un-
freundlicher, und nasser Winter, und obwohl
nur an einem Mittage einige Schneeflocken um-
hergefliegen sind, so hat es doch die Nächte
oft Eis gefloren.

Die Fortsetzung künftig.

Witterungsbeobachtungen in Leipzig im December 1801, verglichen mit den gleichzeitigen zu Neapel.

Angenommen das Leipzig unter einer nördlichen Breite von $51^{\circ}, 20', 12\frac{1}{2}''$, und einer Länge von $30^{\circ}, 0', 15''$, in einer völlig ebenen Gegend, 116, 6 alte Toisen über der Meeresfläche gelegen sey, auf dessen Grundfläche von 95,500 Rheinländischen Quadratschuhen innerhalb der Ringmauer, jährlich im Mittel gerechnet, beinahe 191,953,000 Pfund Luft drücken, wenn die aus zusammengenommenen mittlern Barometerhöhen allgemein gefundene mittlere Luftschwere 27 Zoll, 7 Lin. 96 Skrup. paris. Masses beträgt: Neapel liegt in einer nördlichen Breite, von $40^{\circ}, 30', 15'', 26$ Fuß über der Meeresfläche erhaben, 193 Meilen von Leipzig entfernt, und der Unterschied der Mittagskreise beider Städte beträgt, $1^{\circ}, 52', 30''$ östlich. Aus diesen Umständen beider so entfernter Standpunkte auf der Erdoberfläche, zusammengenommen, glauben wir nichts unschickliches unternommen zu haben, diese Witterungsbeobachtungen gegeneinander zu halten und zu vergleichen. Die mittlere Höhe des Barometers ist nach der Erhabenheit Neapels über die Meeresfläche beinahe 23 paris. Zolle, und gegen 2 Linien.

Morgen - Mittags - und Abendbemerkungen zu Leipzig

I B O I.

Decemb. Tage.	Temperatur.			Windgong.			Witterung.		
	M.	Mitt.	Ab.	M.	M.	A.	M.	Mitt.	Ab.
12.	34.5	33.6	35.4	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Schnee.	Klar.
13.	35.	34.	36.7	—	—	—	Klar.	Trübe.	Klar.
14.	34.4	37.	34.4	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
15.	36.	35.	33.	—	—	—	Schnee.	Klar.	Trübe.
16.	35.5	35.	35.	—	—	—	Schnee.	Schnee.	Schnee.
17.	34.	32.7	37.5	—	—	—	Trübe.	Schnee.	Schnee.
18.	33.	30.7	37.5	NwN.	NwN.	NwN.	Klar.	Schnee.	Trübe.
19.	37.	39.	36.5	—	—	—	Klar.	Klar.	Trübe.
20.	36.	32.6	36.5	—	—	—	Klar.	Klar.	Klar.
21.	38.4	39.	37.4	—	—	—	Klar.	Klar.	Klar.
22.	35.5	34.	35.	—	—	—	Schogw.	Schogw.	Schogw.
23.	35.	37.	36.	NwW.	Wsw.	WS.	Schogw.	Klar.	Trübe.
24.	35.5	36.	36.	Wsw.	—	—	Schnee.	Thwett.	Thwett.
25.	36.	35.	39.	—	—	—	Nebel.	Nebel.	Regen.
26.	34.	36.6	40.	—	—	—	Trübe.	Regen.	Regen.
27.	36.	35.5	36.5	—	—	—	Trübe.	Klar.	Regen.
28.	33.7	41.	37.5	—	—	—	Regen.	Helle.	Trübe.
29.	34.4	41.	37.6	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
30.	35.	33.5	36	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Klar.	Trübe.
31.	33.6	34.4	37.6	NwN.	NwN.	WnW.	Schnee.	Schnee.	Schnee.

Anmerkung.

Halten wir die Witterung des Christmonats in Neapel und Leipzig sorgfältig gegen einander, so finden wir selbige in ihrem Gange, (die lokalen Umstände, und die physischen Differenzen der Klimate beider Städte abgerechnet) ziemlich gleichförmig in den Veränderungen. Der 20. war bey uns der kälteste Tag, vom Morgen an, bis Abends, der 18. hingegen in Neapel, dieser kleine Unterschied in der Zeit liegt bloß in der verschiedenen Lage und dem verschiedenen Windgange. Von da an änderte sich die Witterung an beiden Orten zur wärmeren, und für unser Klima, beinahe Frühlingstemperatur; in Neapel war sie in Verhältniß der Jahreszeit fast mehr als Frühlingemäßig. Wie auffallend übereinstimmend findet nicht der Meteorologe die Resultate der beiden Beobachtungen, und welche physische Schlüsse sind nicht möglich aus selbigen zu ziehen!

Das Jahr 1802.

Januar.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	15.2	21	25	WSw.	WSw.	WSw.	Klar.	Klar.	Klar.
2.	16.	26	29.	—	SwW.	SwW.	—	—	—
3.	16.4	24.	29.	NoO.	NO.	NO.	Schnee.	Schnee.	Schnee.
4.	17.	27.5	28.	—	—	—	—	—	—
5.	18.	27.5	25.4	nWn.	WnW.	WnW.	Schnee.	Schnee.	Klar.
6.	16.6	26.2	25.4	—	NON.	NON.	Klar.	Klar.	—
7.	16.4	26.6	24.	NON.	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
8.	18	26.7	24.	—	—	—	Schnee.	Schnee.	Nebel.
9.	19.	24.	29.	NoW.	WN.	WN.	Nebel.	—	Schnee.
10.	20.	24.6	25.	WN.	WN.	—	Schnee.	Trübe.	—
11.	20.4	24.6	15.	NoN.	NoN.	NoN.	—	—	Klar.
12.	6.	14.4	11.15.	—	WnW.	WnW.	—	Klar.	—
13.	7.1.	10.	9.	NO.	NO.	NO.	Nebel.	Nebel.	Trübe.
14.	9.1.	14.	10.6.	NoO.	NoO.	—	Klar.	Trübe.	Schnee.
15.	4.	6.	4.	NWw.	NoN.	NoN.	Trübe.	Klar.	Klar.
16.	0.5.	8.	6.	—	—	—	Klar.	—	—
17.	11.	24.	15.	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Trübe.	Schnee.
18.	14.	23.	20.	—	—	—	Nebel.	Schnee.	Trübe.
19.	14.	24.	20.	—	—	—	Trübe.	Regen.	Thwett.
20.	14.	25.6	17.7.	—	—	—	Klar.	Thwett.	—
21.	14.4	27.	25.	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trübe.
22.	15.4	24.6	20.	—	—	—	—	Schnee.	Schnee.
23.	20.	26.	20.	NoW.	NoW.	NoW.	Klar.	Klar.	Klar.
24.	20.4	27.	24.	WnW.	WnW.	WnW.	Trübe.	Schnee.	Regen.
25.	25.	26.	25.3.	—	Wsw.	—	—	Klar.	Klar.
26.	20.4	27.	29.	—	—	—	Klar.	—	—
27.	14.4	24.	20.	WnW.	WnW.	WnW.	Klar.	Klar.	Klar.
28.	15.4	27.6	24.	—	—	—	Nebel.	Nebel.	Nebel.
29.	15.	26.	22.	NW.	NW.	NW.	Klar.	Klar.	Klar.
30.	20.	29.6	24.	WN.	WnW.	WnW.	—	Trübe.	—
31.	26.2.	24.	27.	WnW.	—	—	—	Klar.	—

größte Kälte im Januar, den 16., 0, 3 Fahrh.
 größte Wärme — — — den 31. 24, 6 —
 8 klare, 4 gemischte, 7 trübe, 8 schneeyige, und
 4 neblichte Tage; den 19 bis 22ten Sturmwind
 vom 2ten Grade, den 21. 22ten aus Nacht dgl.
 vom 4ten Grade, bey einer Barometrichen von
 26, 102 Skrupel.

H o r n u n g 1802.

Hornung Tage.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	30°	45°	30°	WSw.	WSw.	WSw.	Klar.	Klar.	Trü.
2.	27.6	45.7	40.	—	—	—	Trübe.	Trübe.	Trü.
3.	31.5	44.	38.	SW.	SW.	SW.	Klar.	Klar.	Klar.
4.	30.4	41.	33.4.	—	WSw.	WSw.	—	—	—
5.	29.	44.	35.	WSw.	—	—	—	—	Schr.
6.	32.	38.	34.	—	—	—	—	—	Klar.
7.	33.	37.	—	OSO.	OSO.	OSO.	Trübe.	Trübe.	Nebel.
8.	34.	33.5.	32.	NWn.	NwN.	NwN.	Nebel.	Nebel.	Klar.
9.	31.5.	37.4.	34.7.	WSw.	WSw.	WSw.	Nebel.	Trübe.	Klar.
10.	30.	41.	30.3.	—	—	—	Klar.	Klar.	—
11.	32.	34.5.	33.	—	NwW.	NwW.	Nebel.	Nebel.	Schr.
12.	32.	31.	31.	NwW.	—	—	Schnee.	Schnee.	—
13.	32.	—	—	—	NW.	NW.	—	—	—
14.	32.	—	—	—	NW.	NW.	—	—	—
15.	27.	33.	30.	NO.	NO.	NO.	Schnee.	Schnee.	Ha.

So mittelmäßig sich die Mittags-Temperatur auch zum Ende des Monats zeigte, und so sehr die Winde ihrem Gange abwechselten, so fiel dennoch vom 11. Abends bis mit dem 15ten unterbrochen ein häufiger Schnee, dabey sich die kalte Temperatur vermehrte.

Die Fortsetzung künftig, wobey die Urtheile über den künftigen Winter für unsere Gegend folgen sollen.

Dr. G. E. Schmiedlein.
in Leipzig.

Geschichte des Tages in Neapel 1801.

In einer Stadt, wie Neapel, müssen täglich Dinge vorkommen, die merkwürdig und des Aufzeichnens werth sind; das läßt sich leicht einsehen. Aber etwas sehr Schweres ist es, diese Dinge zu erfahren. Weit eher vernimmt man in einer kleinen Stadt, was in einer andern kleinen Stadt, wenn sie auch meilenweit entfernt ist, vorgeht, als was in einer großen oft wenige Strassen von uns sich zuträgt. Die ungeheure Menge Menschen, die sich unter einander nicht kennen, und die großen Massen von Häusern sind gleichsam Dämme, die den Strom der Neuigkeiten aufhalten.

In Neapel können an einem Ende der Stadt Menschen gerädert, geköpft, und erschossen

werden, ohne daß man es an andern weiß, auch vielleicht nur erfährt. Wer vorübergeht, wenn etwas merkwürdiges vorkommt, erkundigt sich, und vernimmt es; aber man geht nicht überall vorüber, und so wie man selber in dieser großen Stadt unbemerkt bleibt, so bleibt auch für uns sehr vieles unbemerkt.

Demohngeachtet werde ich suchen, das merkwürdigste, was in Neapel vorgeht, zu erfahren, und es in einem Tagebuche aufzeichnen. Ich werde mich dabei bemühen, wenn auch nicht immer etwas merkwürdiges, doch wenigstens etwas zu erzählen, wodurch irgend ein Gebrauch, eine Sitte, ein Charakterzug der Italiener berührt wird.

In der Nacht vor dem 17. Decbr., in welcher ein Sturm aus Süden war, verunglückte hier ein Schiff im Hafen. Es war mit noch einem andern aus Boston gekommen, hatte Kasse

und Zucker geladen, und scheiterte gerade am Ziel, nachdem es sich auf einem offenen Meer durch diese stürmische Jahreszeit durchgewunden hatte. Es war eine Brigantine, also zweimastig, und führte nur 16 Menschen, aber für 100000 neapolitanische Ducaten, also für 125000 Rthlr. Waare; diese versank in den salzigen Golf, aber die Menschen wurden gerettet. Es ist hart, im Hafen zu scheitern. So stirbt der Jüngling, wenn er eben von der academischen Laufbahn, reich mit Kenntnissen ausgerüstet, in das väterliche Haus zurückgekehrt ist, und nun dem Staat sich widmen will; so stirbt er, und mit ihm die Hoffnung der Eltern.

Den 21. Decbr. sah ich, indem ich durch die Strada Khiaja ging, einen Engel vor mir her schweben. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ein kniender Jüngling dem Engel einen Fisch überreichte. Die Gruppe wurde hochgetragen, und vorher gingen in Procession viele anständige Frauenzimmer, nonnenmäßig in schwarz und weiß gekleidet, und mit einem

Schleier verhüllt. Neben ihnen gingen Männer, die Geld einsammelten. Man sagte mir, es wären die Nonnen von St. Raphael, die ihren Schutzengel mit dem jungen Tobias herumführten, um für ihr Stift zu sammeln. Wer vorbei ging, hielt den Hut in der Hand.

Den 22. Decbr. sah ich bei dem St. Cartheater etwas, das ich in Neapel nicht zu finden geglaubt hätte: einen Bären, der mit einem Affen herumgeführt wurde, und seine Künste machen mußte. Tief aus den Wäldern des Nordens, vielleicht vom Gestade des weissen Meers, hatte man dies respectable Thier hergeholt, um am Gestade des mittelländischen dem neapolitanischen Pöbel zum Gespott zu dienen. Nicht die südlichen Thiere allein, auch die nördlichen müssen dem Italiener Geld verdienen; denn er laßt gar zu gern andere für sich arbeiten.

Heute den 23. Decbr. wohnte ich den Exequien bei, die wegen der verstorbenen Kronprinzessin Matia, Clementina in dem Oratorio

einer Gesellschaft, die aus lauter vornehmen Edelleuten besteht, gehalten wurden. Diese Exequien sind nun schon in vielen Kirchen, wenigstens zehnmal begangen worden, und es dauert immer damit noch fort. Die verbrüdete Gesellschaft, die sie heute feierte, nennt sich *Articonfraternitas*; aber ihren Zweck kenne ich noch nicht. Sie ist weiß und himmelblau gekleidet, mit einem gestickten Schilde auf dem linken Arm, und besteht aus lauter vornehmen Edelleuten.

Ihre Versammlung war heute in einer Kapelle auf dem Monte calvario, die man mit vielen Gewändern verhangen, und inwendig stark erleuchtet hatte. Um das Trauermonument, das in der Mitte errichtet war, brannten allein mehr als sechzig Wachskerzen, und in der ganzen Capelle weit über hundert. Oben auf dem Monument sah man das Bild der entschlafenen Princessin, von Engeln getragen. Unten am Piedestal desselben waren lateinische Inschriften an jeder Seite. Hier ist eine davon.

In coelum expta
Populi sui
Calamitates, angustias
Audit, deumque precatur.
Ad eam accedito,
Ipsa ad nos pia, solita, clemens.

Es scheint nach dieser Inschrift, als könnte man sie auch zur Fürsprecherin erwählen.

An einem Altar wurden viel Ceremonien von den Cavalieren gemacht, und von einem Chor erscholl eine rührende Trauermusik, mit den Stimmen einiger Castraten begleitet. Die Feierlichkeit dauerte über zwei Stunden.

Ich war ganz von ohngefahr zu derselben gekommen, und noch in Morgenkleidung. Einige Priester in der Vorhalle der Kapelle machten deshalb Schwierigkeit, mich einzulassen, aber das Wort *Princo* öffnete mir sogleich die Thür.

Den 28. Decbr. Man hatte geglaubt, daß auf dem Schiff, welches in der Nacht vom 17. Decbr. scheiterte, keiner umgekommen sei; aber

heute ward der todte Körper eines Vermissten an der Kai ohnweit Pausilippo vom Meer ans Land geworfen. Es war ein junger Engländer von 22 Jahren, und man fand noch eine goldene Uhr so wie einen Beutel mit Geld in seiner Tasche.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

J a n u a r.

Den 2. Jan. ward hier ein Franzose von einem Russen erstochen; aber ich habe noch nicht erfahren können, wodurch sie Handel bekommen hatten.

Den 3. fand ich des Abends einen Menschen auf der Straſse, den ein Policeiaufseher angehalten hatte, weil er bewaffnet gewesen war. Er zeigte zwar einen Erlaubniſſschein vor,

vermöge dessen er hinter Pausilippo auf die Jagd gehen konnte, aber weil es schon sehr dunkel und spät war, so liefs sich der Polizeiaufseher nicht damit begnügen, und der Bewaffnete wurde ins Gefängnis geführt.

Den 6. Es ist hier ein Schiff mit französischen Soldaten eingelaufen, die von Taranto kommen, und nach Marseille zurückgeführt werden. Die vielen Stürme, die hier jetzt herrschen, haben ihr Schiff beschädigt, und sie bessern es im Hafen aus. Man sieht die Soldaten häufig auf der Strasse gehen; demohngeachtet stehen die Neapolitaner haufenweise bei ihrem Quai¹, welches neben dem Königlichen Palais in der Marine ist, still, und betrachten die angekommenen Fremdlinge. Diese Gäste sind ihnen noch von vorigen Zeiten her sehr merkwürdig; sie erinnern sich an die furchtbaren Zeiten der Republik.

Die Franzosen sind ganz blau gekleidet, bis auf die Füsse, an denen sie weisse und ziemlich schmutzige und abgerissene Stiefeletten tra-

gen. Auf dem Kopf haben sie eine große schwarze Bärenmütze, vorn mit einem Schilde von gelben Messing; auf dem blauen Rock ist ein rother Kragen, und sie sehen übrigens oben wie Soldaten aus, unten wie Bettler.

Den 12. Heute ist der Geburtstag des Königs. Auf allen Castellen wehen die Fahnen, und gegen Abend wird von denselben das große Geschütz abgebrannt. Auch ohne diesen Donner würde man es wissen, daß heute ein merkwürdiger Tag ist. Die Bedienten und Portiers sind in größter Galla, und so mit goldenen Tressen bedeckt, daß sie unter der Last fast erliegen. * Zur Feier des Tages wird immer in St. Carlo eine neue Oper bei hocherleuchtetem Hause gegeben, wobei die vornehmen Neapolitaner sich in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen, und besonders die Damen mit Diamanten gleichsam gestirnt sind. Die neue Oper heißt *Sesostris*, und wird von zweien Balletten begleitet.

Den 16ten. Eine sonderbare Sage verbreitet sich hier von einer scharfen Execution, welche die Russen gehalten haben. Ein neapolitanischer Backer, der Brod für ihr Regiment backt, hatte das Mehl verfälscht, und allerhand Unrath darunter gemischt, so daß mehrere Soldaten krank davon geworden waren. Um ihn für diesen hochhaften Eigennutz zu bestrafen, ließen sie ihn durch ein Paar Mann Wache aus seinem Hause abholen, und des Morgens zwei Stunden vor Tages bis auf den Tod Spießruthen laufen.

So erzählt man; aber es ist schwer, die Wahrheit zu erforschen, und ich glaube nicht ganz an die Sage. Etwas ist indessen höchst wahrscheinlich daran, denn die Russen erlauben sich manches in diesem Lande, das man nicht erwartet. Es ist wahr, sie haben ehemals viel dazu beigetragen, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; aber jetzt scheinen die strengen Maßregeln nicht mehr nöthig zu seyn.

Sollte die Sache gegründet seyn, so mußte es den Souverain des Landes schmerzen, einen

von seinen Unterthanen nach fremden Gesetzen gerichtet zu sehen.

Den 19. Ich sah heute einen gedruckten königlichen Befehl an der Ecke des alten Palastes befestigt, neben welchem ein russischer Soldat Schildwacht stand, und jeden, der hinzutrat, ihn zu lesen, nöthigte, den Hut während der Zeit abzunehmen. Da dies hier sonst nicht der Gebrauch ist, so war es den Neapolitanern sehr auffallend, und zu gleicher Zeit auch unangenehm. Denn es regnete, und die Feuchtigkeit ist in Neapel so ungesund, daß man selbst den Pferden im Regen den Kopf und Hals mit einer lederen Decke verhüllt. Die Russen scheinen ihre Sitten aus dem tiefen Norden hierher verpflanzen zu wollen, und dies mag die Ursache seyn, warum sie hier gehaft werden. Moscovit ist eine Art von Schimpfname, den man jemandem beilegt.

Den 24. Gestern, heute und morgen wird hier das Venerabile in der Kirche des heiligen Januarius ausgesetzt, und alle Theater sind auf

diese drei Tage verschlossen, weil das unangenehme und schädliche Regenwetter diesen Winter mit ganz ungewöhnlicher Hartnäckigkeit angehalten hat. Das heitere Wetter ist wirklich in dieser Zeit eingetreten, aber ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß es auch eingetreten seyn würde, wenn man das Venerabile nicht ausgesetzt, und die Theater nicht verschlossen hätte. Der Monat Januarius pflegt überall sein Recht durch Nordwind und Kälte zu behaupten, auch wenn der heilige Januarius sich nicht darcin mischt.

Den 30. Sonnabends. Ich kam heute von ohngefähr nach St. Giuseppe am Largo di Castello, und fand daselbst eine ungewöhnliche Menge Menschen versammelt, die geschäftlos, aber mit Erwartung dazustehen schienen. Auf meine Erkundigung hörte ich, daß heute die Zahlen des Lotto gezogen, und hieher in eine Druckerei gebracht wurden, daß man also hier die Nachrichten aus der ersten Hand haben könnte. Alle Straßen, durch welche der Ueberbringer kommen mußte, waren mit erwartenden Menschen

angefüllt, welche die Gabe hatten, aus fünf Zahlen unglaublich viel Heil oder Unheil herauszulesen.

So fliegt ein Eilbote durch eine Provinz, die auf Krieg oder Frieden wartet, und wird überall von einem lautforschenden Volk umgeben.

Das Lotto ist auch hier eine Krankheit, an der das gemeine Volk daniederliegt, und noch mehr, als an andern Orten. Man hat ganze Bücher über die Wahl der Nummern geschrieben, und besonders hat sich ein venetianischer Cabbalist, Namens Casamia, in dieser Art verdient gemacht. Auch finde ich ein Buch in Neapel von 1791. unter dem Titel: *Facilissimo modo di poter vincere — nel lotto di Napoli*. Zwischen den Worten *vincere* und *nel* ist mit ganz kleinen Buchstaben abgedruckt: *per chi sa indovinare cinque numeri, che dovranno estrarsi*; hier ist weislich mit der linken Hand genommen, was die Rechte gab. Aber der Fabel sieht nicht, und kauft das Buch mit den wunderbaren Zauberfiguren.

Den 31. Heute sah ich die kleine Prinzes-

sin, die Tochter des Kronprinzen, wie sie nach der Villa fuhr. Vorauf ritten zwei Reuter mit bloßen Degen, dann kam der Wagen der Prinzessin mit Cavalieren zu Pferde, und vielen Bedienten umgeben, hierauf folgten wieder eine Anzahl Reuter mit gezogenem Gewehr, und zuletzt kamen noch zwei Wagen mit Hofleuten angefüllt. So fährt die Prinzessin immer. Da dies Kind noch sehr jung ist, so muß diese starke Begleitung in irgend einem spanischen Etiket ihren Grund haben.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

Februar.

Den 3. Heute wurde bei der Villa am Meer die Revue über die Artillerie des Königs von Neapel gehalten. Sie ist schön, beinahe prächtig gekleidet, und man sagt mir, daß sie noch den Vorzug vor der französischen Artillerie haben soll. Die Stückknechte, oder der Train, ritten theils auf Mauleseln, theils auf Pferden, und jeder hatte noch eins von diesen Thieren an der Hand. An ihrem Anzuge, der aus himmelblau mit schwarzen Aufschlägen besteht, ist viel Gold, und auf dem Hut haben sie eine rothe Feder. Die eigentlichen Artilleristen sind noch schöner gekleidet. Zum Abzeichen haben sie an ihrem Helm vorn 6 Kugeln pyramidenförmig von Messing, und auf jedem Knopf dasselbe. Ich werde

bei einer andern Gelegenheit weitläufiger von dem luesigen Militär reden.

Den 10. Ein Schüler des Chevalier Finetti, der in Deutschland bekannt ist, hat sich hier mit seinen Kunststücken angekündigt.

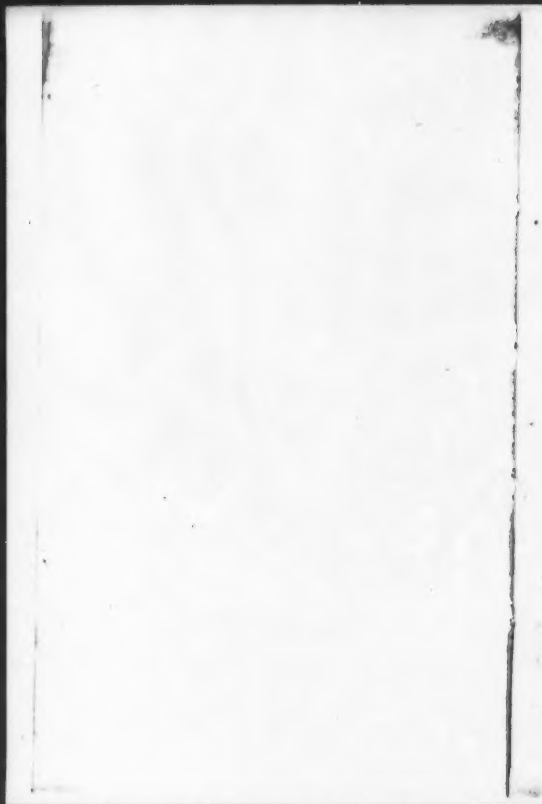
Die Fortsetzung künftig.

N a c h t r a g.

Da vielleicht mancher von meinen Landsleuten Anfragen in Neapel haben könnte, oder Erkundigungen irgend einer Art einzuziehen wünschte, so bin ich bereit, ihm die möglichste Auskunft zu geben, und es wird mir ein Vergnügen seyn, den Bewohnern meines Vaterlandes zu dienen. Ich bitte, die diesfallsigen Briefe mit Mundlack zu versiegeln, und in einem Umschlage an Herrn Heinrich Gräff in Leipzig frankirt einzusenden.

Ende des ersten Hefts.



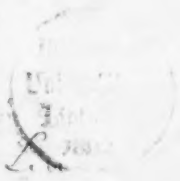


Helios der Titan,

oder

R o m u n d N e a p e l .

Zweytes Heft.



Folgende Bücher haben und werden bis Ofter-
messe 183 die Presse verlassen:

Gradt, C. W., Reisen durch einen Theil Deutschlands,
Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 1799,
2ter Theil, oder:

Derer Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Frank-
reichs, im Frühling und Sommer 1799. 3ter Theil, 2.
1 Thlr. 8 gr.

Ausgabe aus dem Tagebuch einer trauernden
Wittwe. Nebst einer kurzen Biographie der Verfasser-
in, 4r. 8. auf grob französisch Druckpapier, mit 1
Kupfer, 1 Thlr. 12 gr., auf ord. 8. Druckpapier 1 Thlr.

Verantwortung zur Erziehungskunst, zur Vervollkom-
mung derselben ihrer Grundzüge als ihrer Methode. — Er-
tern und Erziehern gewidmet. — Herausgegeben von
Christian Weiss, Prof. der Philosophie und M. Ernst Lili-
us, 1ten Fandes ihres Stud. 2.
1 Thlr. 8 gr.

Gravert, Ein literar. Magazin der deutschen und nor-
dischen Literatur. Herausgegeben von Gräber, 7ten Fds
2r. Th.

Mais on le vult le des femmes. Roman moral traduit
de l'allemand par la cinquieme edition originale pr.
Catal. la troisième Edition revue et corrigée Avec
les gravures 12. 1 Kthlr.

Stücker, C. W., Gemälde von Valencia, 2 Theile, 2.
1 Thlr. 8 gr.

Wannsch, R. W., Medicinischer Extract von dem Ge-
brauche der 10 besten Medicamente, welche sowohl
in neuen, als schon altgewurzelten Krankheiten die er-
mundete Hilfe leisten. Zweite Auflage. 2.
4 gr.

Hellas der Peron, oder Rom und Neapel. Eine Zeit-
schrift aus Neapel. (Von Benfornio.) Zweites Heft.
Mit 1 Kupfer, 4r. 2.
1 Thlr. 8 gr.

Chemisches, C. H., Chemische Farbenlehre oder aus-
führlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen
Arten der Malern. Erster Theil. Dritte, verm. Hft:
Aufgabe, herausgegeben von M. J. C. Hoffmann. 2.
1 Kthlr.

Kattsch, J. H., Chorographie oder vollständige und leicht
verständliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der Heu-
in Tag betriebl. Lauge für Landliebhaber, Vorstände
und Landwirthe. Zweiter Theil. Mit Kupfern. 2. ge-
bunden 1 Kthlr. 4 gr. roh 1 Kthlr.

Konhardt, H., de philosophiae studio scholarum doctri-
nis perquam utilis. Oratio sollemnis, quam pro mu-
nere docentis in Gymnasio Lubecensi hinc impetran-
da iussu Magnificorum Scholae Illustris Praefecto-
rum publicis, 2 maj. 4 gr.

Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

Von

dem Verfasser des Natalis.

1629

J. K. Schmidt.

Zweites Heft.

Leipzig 1803.
bey Heinrich Grift.

Folgende Bücher haben und werden bis Oster-
messe 1803 die Presse verlassen:

Arndts, C. W., Reisen durch einen Theil Deutschlands,
Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 1799,
1ster Theil, oder:

Dessen Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Frank-
reichs, im Frühling und Sommer 1799. 2ter Theil, 2.
1 Thlr. 8 gr.

**Auszüge aus dem Tagebuch einer wandernden
Witwe.** Nebst einer kurzen Biographie der Verfasser-
in. 8r. 2. auf groß französisch Druckpapier, mit 1
Kupfer. 1 Thlr. 12 gr., auf ord. 2. Druckpapier 1 Thlr.

**Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkom-
mung sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode.** — El-
tern und Erziehern gewidmet. — Herausgegeben von
Christian Weisk, Prof. der Philosophie, und M. Ernst Lil-
lich, 1sten Fandes 1sted Stück. 2.

Graur. Ein literar. Magazin der deutschen und nor-
dischen Poetik. Herausgegeben von Gräter, 7ten Bds
26 St.

Elise ou le modèle des femmes, Roman moral traduit
de l'allemand sur la sixième édition originale pr.
Cotel. la troisième Edition revue et corrigée Avec
des gravures 12.
1 Kthlr.

Fischer, C. W., Gemälde von Valencia, 2 Theile, 2.

Gaupp, J. W., Medicinischer Extract von dem Ge-
brauche der so heilsamen Medicamente, welche sowohl
in neuen, als schon altertümurzelten Krankheiten die er-
wünschte Hilfe leisten. Zweite Auflage. 2.
4 gr.

Helios der Eten, oder Rom und Neapel. Eine Zeit-
schrift aus Italien. (Von Ventomih.) Zweites Heft.
Mit 1 Kupfer. 8r. 2.

Hochheimer, C. F., Chemische Farbentheorie oder aus-
führlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu all-
Arten der Malerey. Erster Theil. Dritte, vermehrt:
Aufgabe, herausgegeben von M. J. C. Hoffmann. 2.
1 Kthlr.

Kattfuß, J. F. Chorographie oder vollständige und leicht-
fassliche Darstellung zu den verschiedenen Arten der deut-
zu Tage tretenden Länze für Tanzliebhaber, Bordauer
und Tanzmeister. Zweiter Theil. Mit Kupfern. 2. 26
bunden 1 Kthlr. 4 Gr. roh 1 Kthlr.

Kunhardt, H., de philosophiae studio scholarum doctri-
nis perquam utili. Oratio solemnis, quam pro mu-
nere docentis in gymnasio Lubecensi rite impetran-
du iussu Magnificorum scholas illustris Praefectorum
publica. G. maj.
4 gr.

Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

von

dem Verfasser des Natalis.

1029

J. F. Schmidt.

Zweites Heft.

Leipzig 1803.

bei Heinrich Grise.

1917-18

1918-19

1919-20

1920-21

1921-22

1922-23

V o r r e d e.

Ich biete hier meinem Vaterlande das zweite Heft vom Helios dem Titan dar; später, als ich es wünschte, aber ich vermogte nicht über die Umstände zu gebieten, welche die Zögerung desselben veranlafsten. Sie waren schmerzlich genug für mich, wie man in den folgenden Blättern selber sehen wird.

In der Vorrede zum ersten Heft bemerkte ich, daß die winterliche Sonne das schönste

sey, was man in Italien finde, aber dafs sie vielleicht den Zungen des Aesop gliche, und im Sommer das schlimmste in diesem Lande sey. Dieser Vergleich hat sich bewährt. Die Sonne verursacht im Sommer nicht nur eine brennende Hitze, sie dörft nicht allein alles aus, sie ist auch der Gesundheit höchst schädlich, und bringt in vielen Gegenden gefährliche Fieber hervor.

Demohngeachtet habe ich keine Gründe gefunden, den Titel dieser Zeitschrift zu verändern. Im Sommer ist hier der Titan nicht der sanfte Helios mit dem lieblichen Strahlenkranze, es ist der wütende Titan, der seinen Bruder Saturn aus dem Himmel jagt, und ihn einkerkt, der die ungeheuern Giganten zu

Kindern hat, der, was er auf der Erde erzeugte, gleich seinem Bruder, wieder verschlingt; dieser Titan herrscht hier im Sommer. Hätte Blumauer sein Gedicht an die Sonne in Italien gemacht, er würde noch lauter gegen sie gesprochen haben.

Uebrigens zürne niemand, daß in diesem Hefte nur so wenig von Rom vorkömmt. Die Sache selber bringt dies mit sich, und er mögte vielleicht künftig Ursache zu zürnen bekommen, daß zu viel von Rom in einem Hefte sey.

Mit vollem Herzen sende ich dies Heft an mein Vaterland ab, das ich nicht kannte, so lange ich darin war, das ich erst kennen lernte, als es zweihundert Meilen von mir

entfernt lag, und ich es mit dem Süden von Europa vergleichen konnte. Wer sein Vaterland nicht liebt, der komme, um diese Vergleichung anzustellen, und er wird es lieben lernen.

* Inhalt des zweiten Hefts.

	Seite.
1) Das unsichtbare Mädchen	1
2) Die Musik.	8
3) Ein Nachmittag in Neapel.	19
4) Was sind die Lazzaroni?	33
5) Lutherische Nachmahlsfeier in Neapel.	41
6) Neapel in Licht und Schatten. Ein Gedicht.	51
7) Zusätze zu Neapel in Licht und Schatten.	68
8) Seltsame Gebräuche in Neapel. Fortsetzung.	81
9) Eine Fahrt nach Ischia.	91
10) Preis und Beschaffenheit einiger Lebensmittel in Neapel. Fortsetzung.	119
11) Das Innere der Peterskirche.	135
12) Feiertliche Ankunft und Empfang des Königs in Neapel.	155
13) Etwas für Kranke, die nach Neapel kommen.	177

	Seite.
14) Theatralische Nachrichten:	
1) <i>Saule.</i>	195
2) <i>Socrate immaginario.</i>	210
3) <i>Siface e Sofonisba.</i>	225
4) <i>Chi dell' altrui si veste presto si spoglia.</i>	229
5) Einige andere Stücke auf den Bühnen zu Neapel.	298
15) Geschichte des Tages in Neapel 1808.	300
16) Wetterbeobachtungen in Neapel 1808.	330
17) Einige Fragen.	375

Das⁹
unsichtbare Mädchen.

Seit einiger Zeit ist hier *la fille invisible* aus Paris angekommen, und ihr Daseyn an allen Hauptecken der Stadt angekündigt worden.

Da man in deutschen und französischen Zeitungen viel von diesem Wesen geschrieben, und es auch in Paris vorzügliches Aufsehen erregt hat, so war ich neugierig, es kennen zu lernen. Ich ging den 16. März hin, es zu sehen, oder eigentlicher zu reden, es nicht zu sehen, wofür man zwey Carlin bezahlt.

Der Besitzer dieses unsichtbaren Schatzes hatte seine Wohnung in der Straße d' Afflitto, ohnweit von der Straße Toledo. Ein Schild mit

den Worten: *La Figlia invisibile*, zeigte das Haus an. Ich hatte noch einen Freund bey mir. Wir stiegen eine Treppe hinauf, und fanden einen jungen artigen Mann, der französisch sprach, und uns in ein Logis von geringem Umfange führte, das ein Zimmer nach der Strafe, und eins gegenüber nach dem innern Hofe hatte. Ohnweit von dem Fenster nach dem Hofe zu hing an vier messingnen Ketten von der Decke herunter ein viereckigter Kasten, oder vielmehr ein Parallelepipedum, das ohngefähr zwey Fuß lang anderthalb Fuß hoch und eben so tief seyn mochte. An der Vorder- und Hinterseite desselben war eine große Glasscheibe, so daß man durch den Kasten, wie durch eine Laterne hindurchsehen, und die Tapete der gegenüberstehenden Wand bemerken konnte. An den beyden kleinern Seiten des Kastens war kein Glas, sondern ein huetternes Behältniß, das nach vorne zu ohngefähr eine Hand breit seyn mochte, und durch die Tiefe des Kastens sich erstreckte.

Es ließ sich gleich beym ersten Anblick überschauen, daß in diesem Kasten kein menschl-

ches Wesen, weder ein sichtbares noch ein unsichtbares seyn konnte. Er war im Ganzen kaum groß genug, um ein kleines Kind zu fassen; da man nun obendrein durch den bey weitem größten Theil desselben hindurchsehen konnte, so hatte man in den kleinen bretternen Räumen an den Seiten kaum eine ganz kleine Katze verbergen können.

An etwas menschliches in dem Kasten war also gar nicht zu denken. Dagegen sah man etwas anderes darin, das wenigstens etwas menschliches abunden lassen sollte: das Mundstück von einem Sprachrohr, welches aus der bretternen Seite hervorkam, auswendig aber ein Knie machte, und mit der weitem Öffnung zu den Zuschauern hinlief, um hinein reden zu können. Der Kasten hing frey, ohne weitere Communication mit dem Zimmer, als durch die vier an der Decke befestigten ziemlich dünnen Ketten. Auf demselben stand ein kleiner Toilettenspiegel, unter dem gewöhnlichen Winkel aufgerichtet. Übrigens konnte man sich dem Kasten nur bis auf zwey Schritte nähern, weil eine kleine Gallerie ihn umgab.

Der Mann zeigte uns die äußere Öffnung des Sprachrohrs, als das Werkzeug, wodurch man mit dem unsichtbaren Wesen reden könnte. Ich sprach einige leise Worte hinein, erhielt aber keine Antwort; ich mußte wenigstens so laut reden, wie man gewöhnlich spricht, um von ihr verstanden zu werden. Hier sind einige von ihren Antworten:

Quel âge avez Vous? Eine weibliche Stimme antwortete: *douze ans.*

Comment Vous appelez Vous?

Caroline Masquien.

Êtes-You encore des parens?

Oui, Monsieur, mon père se trouve à Paris, mais ma mère est morte.

Connoissés-You Buonaparte?

Oui, Monsieur, je la connois fort bien; je lui ai parlé plusieurs fois.

Man sieht, daß diese Unsichtbare nicht bloß ein Ja- oder Nein-Fräulein ist; gewöhnlich antwortete sie mit mehreren Worten, wenn sie auch hätte mit *oui* oder *non* abkommen können.

Racontés moi, s'il te plaît, quelque chose de ce grand homme.

Je suis trop petit, (mir dünkt, das redende Wesen sagte petit, und dies würde ein Beweis seyn, daß es kein Mädchen, sondern ein Knabe sey, der sich vergaß,) pour Vous pouvoir parler de ses victoires.

Die Antwort war für ein zwölfjähriges Kind, wenn es anders damit seine Richtigkeit hat, nicht übel.

Je Vous prie, sagte ich weiter, de me décrire un peu sa Personne.

Son Physique ne répond pas à son Moral.

Die Antwort war wieder fein genug, und verrieth eine gebildete Sprache.

Je suis bien curieux, de savoir autre chose de lui.

Il est plus petit comme Vous, et porte les cheveux au visage.

Nach einigen andern gewechselten Worten sagte ich:

Vous êtes à présent jeune, mais quand Vous atteindrez l'âge de Vous marier, ce sera bien mauvais. Vous ne trouverez pas un autre invisible.

Ah, Monsieur, alors je serai visible.

Dafs hier ein Mensch redet, das leuchtet wohl jedem ein, und es bleibt nur die Frage, zu untersuchen, auf welche Art er die Stimme aus dem Ort, wo er verborgen ist, zu unserm Ohr bringt? Der Kasten hat, wie schon erwähnt ist, keine andere Communication mit dem Zimmer, als vermittelst der vier Ketten, und des Sprachrohrs, das auf der Gallerie ruht, welche die Schranken um den Kasten her ausmacht. Man geräth also gleich auf den Gedanken, dafs das Sprachrohr mit irgend einem hohlen Stabe der Gallerie communicirt. Aber man tauscht sich. Die Entdeckung läge zu nahe, und man überzeugt sich gleich, dafs es hier nicht steckt; man kann mit einem Messer zwischen der Gallerie und dem Sprachrohr hindurchfahren, und es ruht bloß auf dem Holze. Es bleibt bey der ersten Beobachtung nichts anders zu glauben übrig, als dafs in irgend einer von den vier Ketten, oder in allen vierten die Glieder hohl sind, und dafs durch dieselben der Ton in das Sprachrohr kommt. Ist es aber auch dies nicht, so ist es

gewiss etwas anders eben so nahe liegendes, und man sieht durchaus nicht ein, wie man in Paris so viel Aufhebens davon machen konnte. Der Ton pflanzt sich oft noch auf eine weit wunderbare Art fort, wie das Ohr des Dionysius, und manche Gewölbe in Kirchen und Häusern be- weisen,

Es waren keine andern Zuschauer da, als wir beyden; indessen sagte der Mann, daß schon 6000 Personen in Neapel ihn beehrt hätten. Die Unsichtbare sprach übrigens italienisch, englisch, türkisch, arabisch, nur kein deutsch. Ich konnte mich nicht enthalten, darüber einige bittere Bemerkungen gegen den Mann zu machen. Indessen er hat Recht; er wird weit eher in der Turkey und in Arabien mit dem unsichtbaren Mädchen sein Glück machen, als in dem hellern Deutschland.

Die Musik.

Ich ward von einem Duca, dessen Bekanntschaft ich ganz von ohngefehr machte, zu einer Musik eingeladen; so drückte er sich aus. Da in Neapel, so wie in vielen andern Dingen, auch in Gesellschaften eine ganz fremdartige Welt ist, so erlaube ich mir, die Beschreibung dieser Musik hier herzusetzen.

Derjenige, der mit mir zugleich eingeladen war, sagte mir, dafs sie um 1 Uhr in der Nacht anginge, das ist nach der deutschen Uhr im März ohngefehr um 7 Uhr Abends. Wir stellten uns ein, und fanden ein großes Zimmer, mit Herren und Damen angefüllt, die in mehreren Reihen langs dem Zimmer herunter safsen, und

sich unterhielten. Man trat unter sie, ohne zu grüßen, und machte bloß dem Duca eine leichte Verbeugung.

Was die Aufmerksamkeit gleich beym Eintritt in das Zimmer auf sich zog, war an der Spiegelwand gegen der Thür über. Hier sah man keinen Spiegel, sondern etwas, das ich am wenigsten bey einer Musik erwartet hätte: einen Altar, worauf an zwanzig große und kleine Wachskerzen brannten. Zwischen denselben standen Blumengefäße mit künstlichen Blumen, mir dünkt von Silber, wie man auf Altären zu sehen gewohnt ist. Vor dem Altar lag ein Teppich, und oben auf demselben stand ein Heiliger, der ein Kind auf den Händen trug.

Mein Begleiter hatte mir entdeckt, der Duca habe eine Geliebte, die auch zugegen wäre. Beym Anblick des Altars konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, es würde hinter der Musik noch etwas anders verborgen seyn; der Duca würde uns seine Geliebte als Braut vorstellen, und sich gleich mit ihr trauen lassen.

Wir hatten uns auch noch nicht lange unter die

Reihen der Gegenwärtigen gesetzt, als etwas geschah, das sehr leicht in dieser Vermuthung hätte bestärken können. Es ward ein Tisch mit einer rothen Decke neben den Altar hingesezt, und bald darauf erschien ein Priester in völligem Ornat, der sich hinter denselben hinstellte. Wer hätte noch zweifeln können, daß hier eine Trauung vor sich gehen sollte?

Nichts weniger! Der Priester schlug das Kreuz vor sich, welches ihm alle Gegenwärtigen nachmachten, und fing darauf an, mit gellender Stimme eine Lobrede auf den heiligen Joseph zu halten. Nun entwickelte sich, warum ein Altar da stand, und auf demselben ein Heiliger mit einem Kinde. Es war der heilige Joseph, dessen Namensfest wenige Tage vorher eingetroffen war, dessen Feier man aber, weil sie aufgehoben ist, bis auf den nächsten Sonntag verspart, und mit der Musik verbunden hatte.

Das war auch alles recht schön, wenn nur der Priester etwas mehr Anstand, mehr Würde, und eine bessere Deklamation gehabt hätte. Aber dies alles war gleich elend mit den Gedanken

selber, die er vortrug. Sie bestanden aus Lobeserhebungen des heiligen Josephs, wie er ein so guter Hausvater gewesen sey, wie er das Christuskind nach ermüdender Arbeit so väterlich gewartet und gepflegt habe, wie man ihm nachfolgen müsse u. s. w. Endlich foderte er die Gesellschaft auf, den heiligen Joseph mit ihm zu verehren, und sogleich fielen die meisten von den gegenwärtigen Damen auf die Knie, die Männer aber beugten sich nur etwas nieder, und einer stand ganz auf, wahrscheinlich um seine Nichttheilnahme an dieser Anbetung zu beweisen.

Nach einem kurzen Gebet hatte diese religiöse Feierlichkeit ein Ende. Mir schien es, als wäre die Gesellschaft nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen, und hätte dies auf eine merkliche Art geäußert. Im Anfang seiner Rede nemlich hatte er nach zehn Minuten eine Pause gemacht, um zu räuspern, und der Gesellschaft Zeit dazu zu lassen. Diese that dies im Ganzen so stark, reinigte die Kehle so heftig und wiederholt, daß man es sehr leicht auf einen Unwillen über die

Rede hatte hindeuten können. Mir ward ganz warm dabey.

Diese Religionsceremonie fiel also nur schlecht aus, aber man könnte einen sehr guten Gedanken daraus hernehmen. Man sollte einen Kalender machen, worin statt der Heiligen, die Namen großer, merkwürdiger Männer und Weiber, die vom Anfang der Geschichte an bis jetzt gelebt haben, auf die Tage des Jahrs vertheilt wären, und Gesellschaften von unterrichteten Personen stiften, welche jährlich die Namenstage von einer Anzahl dieser berühmten Menschen feierten. Bey diesen Festen könnte eine Rede auf das Andenken des Verstorbenen gehalten, sein Leben, seine Verdienste kurz erzählt, und der Beschluß mit einer passenden Musik gemacht werden. Nur müßte man sie zuletzt nicht anbeten, wie den heiligen Joseph. Da man unter einer Anzahl von 365 Weisen oder Edlen, jährlich immer andre zum Gegenstande des Festes wählen kann, so würde man eine lange Reihe von Jahren immer frische Namenstage zu begehen haben. Durch solche Gesellschaften, wenn ihrer

viele wären, würde ohnstreitig die Geschichtskunde sehr befördert werden.

Auch brauchten es nicht einmal Gesellschaften zu seyn. Kurz, wer ein Fest geben will, giebt es an dem Namenstage eines großen Mannes, der ihm vorzüglich theuer ist, stellt sein Bildniß auf, wenn er es besitzt, und sucht sein Andenken auf alle mögliche Art zu ehren.

Ein solcher Zweck der Gesellschaften wäre ohnstreitig besser und lehrreicher, als die gewöhnlichen Versammlungen zum Kartenspiel. Wenn ich Muße und Gesundheit habe, so mache ich vielleicht künftig selber den Entwurf zu einem Calender berühmter Menschen, und zur Feier ihrer Namenstage.

Als die Rede auf den heiligen Joseph geendigt war, brachte man Musikalien, und der Duca setzte sich an einen im Zimmer befindlichen Flügel, auf welchem schon verschiedene andere Instrumente lagen. Nach wenigen Minuten ging das Concert an, und man spielte zuerst eine Symphonie, die der Duca, der noch ein ganz junger Mann war, selber komponirt hatte. Sie hatte

nach meiner Art viel angenehmer, obwohl auch mehrere schon bekannte Gedanken.

Am Ende derselben hatte ich wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie die Neapolitaner gleich von Jugend auf in einer außerordentlichen Dreistigkeit aufwachsen. Man klatschte Beyfall, aber dies war einem Knaben, der zur Gesellschaft gehörte, nicht genug; er rief ganz laut: *e viva il Duca*, ohne im mindesten zu befürchten, daß er dadurch auffallen mögte, und er fiel wirklich nicht auf.

Nach der Symphonie sang ein junger Mann mit leiser aber schöner Stimme eine ernsthafte Arie. Hierauf trat ein kleiner Mann an den Flügel, aus welchem aber eine sehr große Stimme herauskam. Er hatte eine komische Arie zu singen, und that dies mit einer Gewandheit, mit einem Minenspiel und einer Pantomime, wie man dergleichen nur auf dem Theater zu sehen gewohnt ist. Ich hielt ihn für den ersten oder zweyten Buffo von irgend einer Bühne, und auf meine Erkundigung sagte man mir wirklich, daß er bey dem ersten Buffo vom *Theatro nuovo*

Unterricht im Singen habe. In dergleichen Dingen lassen die Italiener, glaube ich, jede andere Nation zurück.

Nach ihm liefs sich eine Dame hören, die ehemals als Sängerin beym Theater gestanden hatte, aber davon abgegangen war. Sie sang mit vieler Kunst, und hatte eine sehr starke, aber nicht ganz holde Stimme. Indessen war sie weit über dem mittelmässigen, so wie alles, was gespielt oder gesungen wurde. Ein kleines Mädchen, ihre Tochter, mußte hierauf sich zeigen, und sie sang zwar nicht sonderlich, hatte auch noch keine entwickelte Stimme, aber dagegen eine sehr schöne griechische Gesichtsbildung.

Es schien, als wollte man das ganz gute bis zuletzt sparen. Es trat jetzt ein junger Römer auf, und sang eine rührende Arie, mit einer so helltönenden und schönen Stimme, dafs er alle übertraf, die sich vor ihm hatten hören lassen. Ich erinnere mich, auf meiner Reise eine ähnliche Stimme gehört zu haben, nemlich die des Herrn Simoni in Wien, ersten Sängers im Schikanederschen Theater, den ich umständlicher in

meiner Reisebeschreibung erwähnt habe. Dieser Romanor glich ihm sehr in Stimme und Vortrag, nur daß jener noch tönender und ruhender sang. Außerdem erinnere ich mich nicht, einen so schönen Tenor gehört zu haben, und bin überzeugt, daß er auf einem deutschen Theater großen Beifall erhalten würde.

Nachdem obengefähr anderthalb Stunden gespielt und gesungen war, kamen Bediente und präsentirten kleine Kränzchen Gebackenes, in der Art wie Zwieback, herum. Hiesu wurde kein inländischer Wein, sondern Malaga gegeben, und zwar in Weingläsern, da man sonst, besonders den inländischen Wein, aus Biergläsern trinkt. Das Gebackene hatte wenig Geschmack, und für einen deutschen Gaumen gar keinen Reiz; aber das Clima von Neapel macht es auch nothwendig, daß man des Abends nur sehr leichte Sachen ißt.

Nach Tische wurde von neuem mit einer Symphonie vom Duca das Concert angefangen, und darauf sang der kleine Buffo eine komische Arie aus der satyrischen Operette des berühmten Abbate und königl. Rathes Galiani: *Il Socrate ima-*
gina-

ginario. Dies Stück ist schon seit geraumer Zeit geschrieben, denn der geistreiche Verfasser starb den 30. October 1787. Aber es hat vieles Aufsehen gemacht, und ward anfangs verboten, weil es eine bittere Satyre auf einen vornehmen Neapolitaner war, der die Manier hatte, den Sokrates nachahmen zu wollen; nach dem Tode desselben wurde es wieder erlaubt, und man gab es gerade, als ich in Neapel eintraf, zu wiederholtenmalen. Vielleicht rede ich einst unständlicher von dieser Operette; sie verdient es.

Die Arie, die heute daraus gesungen wurde, heißt so:

*Mia figlia, il mondo dice,
Che son' io il tuo Padre,
Per la forte ragione,
Ch' io giammai non poteva esserti Madre,
Ora dando per vero,
Che mi sei figlia, voglio, che distingui,
Qual differenza vi è tra Padre, e Madre,
Molti fanno morire
Disperate le figlie,
Per non darle un marito: Io per l'apposito
Con saggio avvedimento
Due mariti in un punto ti presento.*

*Speziali Janque entrambi, e il mondo impari,
Come i Savi risolvono gli affari.*

Man sieht, daß das Lächerliche bey dem Helden nicht gespart ist, besonders laßt der Dichter ihn oft nach dem Glück, oder vielmehr Unglück verlangen, das Socrates zu Theil wurde, indem Xantippe etwas, das ich nicht nennen will, über ihn ausgoß, um dem alten Weisen immer ähnlicher zu werden.

Ich kehre zu der Gesellschaft zurück. Nachdem noch eine Zeit lang gespielt und gesungen war, verhielt sich einer nach dem andern ohne Abschied zu nehmen, es mochte eill Uhr in der Nacht seyn.

Diese Gesellschaft hatte ohnstreitig in Abzicht der geistigen Unterhaltung und der Ungezwungenheit viele Vorzüge vor deutschen Gesellschaften, und man kann sie, wenn man sie durch die Erfahrung geprüft hat, mit gutem Gewissen zur Nachahmung aufstellen.

Ein
Nachmittag in Neapel.

Es war Sonntags den 26. März d. J., als ich nach Tische ausging, um einige Freunde zu besuchen. Ich hatte das Unglück, worüber der rechtschaffne Garve in Breslau sich oft soll beklagt haben, daß ich niemanden zu Hause fand. Das schöne Frühlingswetter hatte sie schon zum Genuß desselben irgendwo hingelockt.

Um es auch zu genießen, wandelte ich langsam nach dem Meer zu, las an der Ecke vom Theater St. Carlo die Comödienzettel, wurde von einem Pferde gestreift, indem ich weiter ging, und mußte mich sehr hüten, daß ich nicht unter das Kutschengedrauge kam, denn es war ge-

rade sehr groß; erschrock gleich darauf vor einem wassersüchtigen Bettler, und kam übrigens ohne Unfälle auf dem Molo an.

Indem ich denselben hinunter ging, bemerkte ich einen alten Priester mit einer Glocke in der Hand, dem ein Haufen Volks nachfolgte. Er stellte sich auf etwas Schiffbauholz, das auf dem Molo lag, nahm seine Priestermitze ab, und sagte, seine Obern hätten ihn abgeschickt, hier eine Predigt zu halten. Das Volk nahm Mützen und Hüte ab, setzte sich auf das Bauholz um ihn herum, und er machte sich zu seiner Rede bereit.

Ich hatte schon oft einen solchen Straßenspredner beobachtet, aber zugehört hatte ich noch keinem. Jetzt war ich gerade nach einer solchen Predigt lustern. Ich nahm meinen Hut ab, setzte mich auf einen Mastbaum und hörte. Aber ich hörte etwas so elendes, daß sich kaum davon schreiben läßt. Ein Theil der Rede war gerichtet gegen — wer kann rathen? — Aber wer auch sehr gut rathen konnte, der würde doch nicht darauf kommen: gegen die Türken.

Diese könnten, sagte der Redner, singen, sie könnten tanzen, aber das *Ave Maria* oder das *Pater noster* zu beten, davon wußten sie nichts. Wie erschrecklich!

Das war schon ein giftiger Zug, der sich gleich dem Blute und Herzen gleichsam mittheilt; denn wenn der unwissende Pöbel so etwas hört, muß er nicht glauben, daß die wahre Religion im *Ave Maria*- und *Pater noster*-Beten besteht?

— — *Hic nigrae succus heligint, haec est
Aerugo mora.*

Nach Verschwärzung der Türken kam er auf das Zeichen des heiligen Kreuzes, und fing an, dasselbe anzupreisen. *Ah che bello, bello segno*, rief er einmal über das andere aus, und machte seinen Zuhörern dies Zeichen wieder so heilig, als wenn ihr zeitliches und ewiges Glück davon abhinge. Ist es nicht jammervoll, wenn das arme Menschengeschlecht so irre geführt wird?

Um seine Lobrede auf das heilige Kreuz zu verstärken, machte er ein Gleichniß. Jeder Soldat, sagte er, hätte sein Zeichen, wir aber wären die Soldaten Gottes, sollten wir kein Zei-

chen haben? Aber nein, so kurz sagte er es nicht; er klebte es in einen großen Schwall von abscheulicher altweiberlicher Beredsamkeit ein, welche aber gerade auf einen Haufen, wie er ihn vor sich hatte, Eindruck machte.

Bald darauf kam er auf die Kaffeehäuser, verschrie sie, und stellte sie als Örter vor, wohin der Teufel die Menschen locke, um sie von Anhörung einer Predigt abzuhalten. Unter dem ganzen Haufen war, so viel ich bemerken konnte, keiner, der solche Häuser besuchte; wozu solches Geschwätz? Aber es ist, als wenn die Pfaffen recht darauf ausgingen, die Menschen auf Nebendinge in der Religion hinzulenken. Am Ende halt sich ein solcher Pöbel für heilig, wenn er auf kein Kaffeehaus geht.

Die Rede war umgekehrt in der Manier, wie im nördlichen Deutschland vor hundert Jahren, als Martin Scriver blühte, gepredigt wurde. So weit scheint man hier zurück zu seyn. Indessen will ich von diesem Straßenpriester durchaus nicht auf alle Prediger in Neapel schließen, ich erzähle blos, was ich auf dem Molo horte.

Ich würde ihm vielleicht noch einige Zeit zugehört haben, wenn nicht die Sonne, die sich bis jetzt hinter einer Wolke verborgen hatte, wieder hervorgekommen wäre. Ihr wollte ich mich mit entblöstem Haupte nicht aussetzen, setzte meinen Hut auf und ging fort. Gegen dem Priester über, auf dem Molo, stand ein Quacksalber, der auf einer Tafel schriftlich und auch mündlich seine Wzaren anpries. So wenig der Charlatan indessen auch von der Medicin verstehen mochte, so bin ich doch überzeugt, daß seine körperlichen Arzeneien heilsamer waren, als die geistlichen des Pfaffen.

Ich ging den Molo weiter hinunter, und bemerkte am Ende der Quermauer, die ihn vom Meer abschneidet, ein Kriegsschiff im Hafen. Dies Schiff hatte ich schon einigemal von weitem über die andern hervorragen sehen, und man hatte das Gerücht ausgesprengt, es sey bestimmt, den König nach Barcellona zu führen, um mit seinem Bruder zu reden, und mit der spanischen Prinzessin, die zur Gattin des Kronprinzen bestimmt ist, nach Neapel zurückzukehren.

Ich stieg dicht an der Quermauer, welche an einer Seite den Hafen einschließt, an das Meer hinunter, und ging langs der Mauer fort auf einem Wege von Quadersteinen, auf welchem ich eine Menge von Schiffgerath und Mastbäume, viele metallene und eiserne Kanonen mit ihren Lavetten, Chaluppen, die man aufs Trockne gezogen hatte, Seile u. s. w. Besonders fielen mir einige Schiffsanker von ungeheurer Größe auf. Der Stiel davon war mindestens sechzehn Fuß lang, und unten, wo die Haken daran sind, einen Fuß dick. Dies ist ein sehr anschaulicher Balken, besonders wenn er von Eisen gearbeitet wurde, wo alles noch weit größer erscheint. Die beyden dreyeckigten Flügel an dem Bogen des Ankers waren so groß, wie Tische, und die Sehne dieses Bogens enthielt gewiß zehn Fuß.

Ich mochte eine Hoffnung sehen, die zu diesem Anker paßte; sie mußte mindestens so groß seyn, wie der Coloss zu Rhodus.

Indem ich unten an dem Hafen fortging, riefen mir viele Marinaro's zu, ob ich nicht auf

dem Meer spazieren fahren wollte; andere luden mich ein, mit nach St. Lucia, (einem entfernten Theil der Stadt am Meer) und noch andere, an das Kriegsschiff zu fahren. Ich hatte zu nichts von allem diesem Lust, und begnügte mich für heute bloß, dies letzte von außen zu betrachten. Auch dieser Anblick war der Mühe werth.

Das Schiff, das man erst frisch mit schwarz und blafgelb angestrichen hatte, schien völlig neu und eben aus der Hand des Erbauers hervorgegangen zu seyn. Selbst die Stopfel auf den Mündungen der Kanonen hatte man angefarbt. Diese Neuheit war das erste, das bey dem Schiffe auffiel, und es vor allen andern im Hafen auszeichnete. Nachdem liefs es dieselben an Größe, an Höhe, an Zierathen und an Zahl der Kanonen zurück.

Da es mit der Quermauer des Molo parallel lag, so konnte man die Größe desselben bequem überschauen. Es giebt wenig Häuser auf dem Lande, die eine so breite Vorderseite haben, als die Flanke des Schiffs darbot. Drey Reihen Kanonen waren darin über einander an-

gebracht, wovon die beyden untersten aus geöffneten viereckigten Klappen hervorsahen, die oberste Reihe aber lag auf dem Verdeck. Das Schiff ragte obengefähr so weit aus dem Wasser hervor, als ein Haus von zwey Stockwerken bis an das Dach Höhe enthält, und die Größe desselben liefs sich vorzüglich dann bemerken, wenn man die Menschen, die daran herumfuhren oder hinaufstiegen, mit der ungeheuren Masse des Gebäudes verglich.

Es war bis auf die Segel ganz aufgetakelt, und jeder Mast hatte also drey Bäume über einander, wie gewöhnlich große Schiffe haben; dadurch bekam es eine Thurmhohe. Der Leuchthurm auf dem Maly ist bey weitem nicht so hoch, welches man besonders in der Entfernung bemerken kann.

In der mittelsten Reihe waren 15 Kanonen, also 30 um das ganze Schiff her, außer die in der obersten und untersten Reihe. An der Hinterseite stand der Name des Schiffs: *Archimede*; am Vordertheil aber sah man eine kolossalische Figur in weißem Gewande und mit einem großen

Bart, die wahrscheinlich den Archimedes vorstellen soll. Am Hintermast wehte eine große neapolitanische Fahne.

Indem ich noch mit Betrachtung dieses schönen Gebäudes beschäftigt war, gab ein französisches Schiff, das ich an der rothen, weißen und blauen Flagge erkannte, und das außerhalb des eigentlichen Hafens lag, drey Schüsse. Es mußte im Begriff seyn, abzusegeln, denn es wimmelte eine Menge von Boten um dasselbe herum, man hörte Musik; und alles schien lebendig auf dem Vordeck zu seyn.

Bey diesem Spaziergange entdeckte ich übrigens etwas, das ich noch nicht gewußt hatte, daß man nemlich unten am Molo rings um denselben herumgehen kann. Dieser Weg ist freilich beschwerlich, denn nach der Seite des offenen Meers zu liegen große Felsenstücke, an welchen sich die Wut des Meers brechen muß, um den Damm nicht zu beschädigen, und auf diesen muß man herumklettern; aber man wird dafür durch die freye Aussicht auf den Vesuv, auf das Vorgebirge der Minerva, auf die Insel

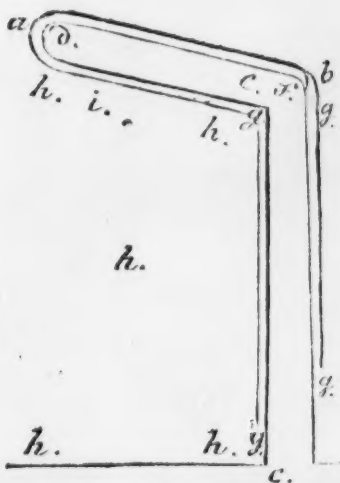
Capri u. s. w., die auf dem Molo selber durch die Quermauer unterbrochen ist, entschädigt.

Um eine etwas deutlichere Übersicht des Ganzen zu haben, füge ich eine Zeichnung vom Molo bey, so weit sie sich mit Linien und Buchstaben angeben läßt.

In *a, b, c* ist der ganze Molo, der einen etwas stumpfen Winkel bildet. Man stelle sich ihn rings um mit Wasser umgeben vor, ausser in *c*, wo er mit der Stadt zusammenhängt. Auf *d, e* ist die Quermauer, welche die Aussicht beschränkt; in *f* ist der Leuchthurm, der ohngefähr 180 Fufs hoch seyn mag; *g g* ist der Weg unten am Molo, worauf die vielen Kanonen und Anker lagen; in *h* ist der eigentliche Hafen, der beständig dicht mit Schiffen bedeckt ist; in *i* ohngefähr lag das Kriegsschiff; nach der Richtung von *h* sieht man den Vesuv und Somma, jenseits des Meers in einer Entfernung von ohngefähr einer deutschen Meile; in *l* ist die Spitze vom Vorgebirge Minervae, in einer Entfernung von 3 deutschen Meilen; in *m* die Insel Capri, 7 Meilen entfernt.

ℓ. m.

κ



Ich glaube, daß man nun eine ziemlich anschauliche Vorstellung von der Lage des Moló hat.

Als ich mich hinlänglich an dem Kriegsschiffe und an der schönen Aussicht gesättigt hatte, kehrte ich oben auf den Moló zurück. Was mußte ich erblicken? Der Paffe predigte noch, oder vielmehr, der Soldat Christi war noch unter den Waffen, um gegen die Turken, gegen den Teufel und gegen die Caffeehauser zu streiten. Hat man je einen ärgern geistlichen Donquichot gesehen? Wenn er doch lieber gegen eine Windmühle gekochten hätte!

Ich ging geschwind vorüber, um die wirkliche Intelligenz, die dieser Mann predigte, nicht mehr zu hören, und befand mich bald auf dem Largo di Castello. Von ohngefähr bemerkte ich, daß das Schauspiel im Theatro St. Carlino, das hier in einem Winkel verborgen ist, anfing, und ging hinein. Es wurde ein Stück gegeben unter dem Titel: *Lo sbarco degli Austri-
spani nell'Africa, ossia la presa di Centa.*

In diesem Stück war viel militärischer

Prunk, und hatte ich eben einen geistlichen Soldaten gesehen, so sah ich hier eine Menge weltlicher, bis zu den Zimmerleuten herab. Übrigens kam in dem Stück vor: eine Landung, und zwar mit einem Schiffe, auf welchem ich nicht bis zum Pausilippo hätte fahren mögen, ferner zwey Gefechte, die Einnahme einer Festung, einige bedrängte christliche und türkische Schönen, ein Muselmann, der im Begriff ist, gespiest zu werden, ein Cadi, der am Ende der Sündenbock seyn muß, eine Procession von gefangenen und siegenden Kriegern, alles dies, und noch weit mehr, kommt darin vor; demohingeachtet waren meine Nachbarn unzufrieden, daß nicht auch der Pulcinell darin vorkam, denn dieser ist ihnen gleichsam das Salz bey einem theatralischen Gericht.

Zu meiner Bewunderung bemerkte ich, daß in dem Stück die Religion, so wie die Sitten der Türken, recht *con amore* lächerlich gemacht wurden, und daß die Schauspieler es mit Fleiß darauf anlegten, mehr noch, als der Dichter ihnen an die Hand gab. Besonders arg machten

wie es bey den religiösen Ceremonien, wo sie die Türken den Mond auf eine höchst übertriebene Art anbeten helsen. Ich mag in keinem türkischen Schauspiel seyn, wo man Repressalien gebraucht.

In Deutschland vertragen wir uns besser mit den Türken. Iffland hat ein Schauspiel mit Gesang geschrieben, Achmet und Zenide, worin die Türken im Gegentheile recht edel und groß erscheinen. Hier hat man diese Gäste näher, und versäumt keine Gelegenheit, ihnen etwas anzuhängen. Aber in unserm sublunarischem Europa soll es immer so gehen; man soll sich darin besser mit den Huronen, mit den Hottentotten und Otaheiten, als mit seinen Nachbarn vertragen.

Vor dem letzten Act ward das Stück *Socrate imaginaire* angekündigt, und zwar mit Bitte um Nachsicht.

Als ich nach der Einnahme von Ceuta, und nachdem Hymen seine Fackel geschwungen hatte, wieder an die freye Luft kam, brach eben
die

die Nacht an, und ich ging zu Hause. Ich glaube, meine Leser werden nicht unzufrieden damit seyn, nachdem sie einen so langen Weg mit mir gemacht haben. Indessen werden sie daraus sehen, wie man sich in Neapel gleichsam nur seinem Genius zu überlassen braucht, um durch die mannichfachen Gegenstände, die sich hier darbieten, Unterhaltung zu finden.

Was sind die Lazzaroni?

Ich möchte auf diese Frage eine ganz kurze Antwort geben: es sind die brüllenden Löwen von Neapel. — Die brüllenden Löwen? — Allerdings! Sie gehen auf den Straßen von Neapel brüllend, gleich Stieren, Löwen und Bären umher, und suchen zugleich, wo etwas zu verschlingen ist.

Aber ich muß mich deutlicher erklären. Die Lazzaroni oder Lazzari sind nichts anderts,

als ein roher, unwissender, wild aufgewachsener Volkshaufe, der sich auf irgend eine Art zu nähren sucht: durch Verkaufen, durch Lasttragen, durch Betrügen, durch Botenlaufen, durch irgend einen Dienst, den sie jemandem erweisen.

In Deutschland hat man in mehreren Rücksichten einen ganz falschen Begriff von ihnen, und vorzüglich, wenn man glaubt, daß es Müßiggänger sind, die an den Straßen herumliegen, und sich mit nichts beschäftigen. Dies ist nur ein sehr kleiner Theil von ihnen, denn sie haben einen guten Lehrmeister, der ihnen Anweisung giebt, sich mit etwas zu beschäftigen, und dies ist ihr Magen; dieser fodert das Seinige so gut in Neapel, wie in irgend einem andern Theile der Welt.

Der größte Theil von ihnen beschäftigt sich damit, Lebensmittel in der Stadt umher zu tragen und zu verkaufen. Sie tragen einen großen Korb mit Waaren allerhand Art auf dem Kopfe, und zu denselben kommen die Neapolitaner, wie die Vögel zu den Körben des Beckers vom Pharao, um daraus zu essen. Man findet darin Fi-

sche aller Art, Fleisch, aber nur von der schlechtesten Gattung, u. F. Caldaunen, Schweinsohren, Ochsenlebern, ferner nach der jedesmaligen Jahreszeit, Äpfel, Birnen, Feigen, Kirschen, Erdbeeren, Pomeranzen, Citronen, Maulbeeren, Weintrauben, Kohl, Salat, Rüben, Bohnen, Schoterbsen, kurz alle Arten von Früchten und Gartengewächsen, auch wohl Brod und Rosinen. Alles dies holen sie aus den Gärten, Fleischbänken, oder vom Meer, und suchen ihren Gewinn bey dem Verkauf.

Dies sind die eigentlichen brüllenden Löwen, deren Stimme in hundertfacher Art durch die Straßen erschallt, und die durch die lange Übung gleichsam eisern geworden ist. Sie überschreien das Getöse der Stadt, und würden den Donner überschreien. Vor meiner Wohnung ging im letzten Winter gewöhnlich des Morgens ein Kerl vorbey, der gekochte Kastanien zum Frühstück ausrief. In meinem Leben habe ich keine so schmetternde, eiserne Stimme vernommen. Hätte Homer diesen Kerl seine Kastanien ausrufen hören, er hätte den schreienden Ares nicht mit

zehntausend andern schreienden Männern, er hätte ihn mit diesem einzigen verglichen. Ich habe diesen Kerl einigemal darauf angesehen, und seine Brust ganz braunschwarz und mit Haaren bewachsen gefunden.

Eine andere Art von Lazzaroni's sind die Fachini. Diese tragen auch einen Korb mit allerhand Lebensmitteln auf dem Kopfe, aber sie gehören nicht ihnen. Wenn nemlich jemand einzukaufen durch die Strafsen geht, so bieten sich ihm die Fachini mit ihren Körben an; er wählt einen davon und läßt seinen Einkauf von ihm zu Hause tragen. Besonders thun dies die Köche in großen Häusern. Auch wenn man übrigens was zu tragen hat, etwa Möbeln, Koffer, Reisegepäck, so sind die Fachini die eigentlichen kompetenten Zunftgenossen dazu. Sie halten sich gewöhnlich an irgend einer Straßenecke auf, die sie gleichsam in Besitz nehmen, und hier kann man denn immer den bekannten Kerl wiederfinden.

Eine dritte Art der berühmten Lazzaroni nennt man Mondezari. Diese finden in dem Un-

Wuth auf den Straßen ihren Lebensunterhalt, indem sie denselben zusammenkehren, auf Esel laden und an die Gärtner als Dünger verkaufen. Sie sind eine große Wohlthat für Neapel, weil bey den jetzigen Polizeyanstalten die Stadt ohne sie in Unrath untergeben würde; so aber wird eine beständige Reinlichkeit unterhalten. Diese Mondemari kommen auch in die Häuser, und holen den Kehricht nebst anderm Abgang von Speisen und Früchten ab.

Eine vierte Art dieses Straßenpöbels nährt sich auf allerhand Wegen, so gut es gehen will. Einige sitzen an irgend einer Straßenecke und flicken Schuh, andere laufen umber und kaufen altes Leder ein, denn hier geht kein Stück Schuhssole verlohren; noch andere sammeln Lumpen, wofür sie das sogenannte Mannabrod geben.

So beschäftigen sich diese bekannten Menschenkinder, von denen man in Deutschland sehr irrig glaubt, daß sie den ganzen Tag müßig an den Straßen liegen. Die dies thun, machen nur den niedrigsten und kleinsten Theil von ihnen aus. Sie wollen essen, sie wollen trinken, und

niemand bringt ihnen dies, wenn sie müßig da liegen.

Wenn man ferner in Deutschland den Wahn hat, wenn er fast in allen Schriften über Neapel verbreitet ist, als lebten diese Menschen unter freiem Himmel, als hätten sie keine Wohnung, und schliefen bey schlechtem Wetter in den Catacomben an Capo di Monte u. s. w., so ist dies noch weit irriger. Bloss der, der schnell durch Neapel reist, der eilend hintereinander das Merkwürdige dieses Orts kennen zu lernen sucht, der nicht Zeit hat, zu prüfen, der dem ersten Anblick nach oder von einzelнем Hörensagen urtheilt, kann so etwas verbreiten. Es ist durchaus falsch, und man braucht nur einen Blick auf die Wetterbeobachtungen des letzten Winters zu werfen, um es als falsch zu erkennen. In einem Klima, wo es oft ganze Wochen hinter einander regnet, und wo die Nässe sehr schädlich ist, wo es monathe-lang so kalt werden kann, daß man recht gut Caminfeuer, und selbst einen Ofen trägt, wo es fast jeden Winter schneiet, und der Schnee schon einmal vierzehn Tage liegen ge-

blieben ist, wo man oft des Morgens auf den Straßen einen Finger dick Eis findet, wo sich übrigens der Körper so gewöhnt, daß man bey 20 Gr. Reaumur sich ziemlich behaglich im Schatten befindet, und wo 2 Gr. über dem Eispunkt schon eine heftige Kälte scheint; in einem solchen Klima können die Menschen nicht das Jahr hindurch upter freiem Himmel bleiben, ohne zu erstarren, oder auf andere Art umzukommen.

Auch lehrt der Augenschein, daß dies nicht geschieht. Man gehe in der Nacht durch die Straßen von Neapel; wo liegen denn die *Lazzaroni*, wo ~~leben~~ sie denn ihre Lagerstätten? Dreyßig tausend Menschen, wie man ihre Zahl gewöhnlich angiebt, brauchen Platz, und es müßten in jeder Straße eine ganze Menge von ihnen liegen. Man kann lange danach suchen. In einer der volkreichsten Straßen habe ich wohl zu Zeiten einen schlafenden Menschen auf der Schwelle einer Kirchthüre liegen sehen, aber nur einen, und dies möchte wohl in London, Paris, Berlin auch kein Wunder seyn. Ich will selber zugeben, daß bey gutem Wetter einige hundert

arme Menschen die Nacht in Neapel auf den Straßen zubringen, aber mehr nicht.

Alle beobachtende Deutsche, alle unterrichtete Italiener, mit denen ich darüber gesprochen habe, betrachten die Sache als eine Fabel, und lachen darüber. Wer sechs Monathe in Neapel ist, lacht mit ihnen, nur müssen es keine sechs Tage seyn. Neapel ist ein sehr großes Buch; wer den Inhalt davon etwas kennen lernen will, muß lange darin studiren. Er darf es nicht schnell hinter einander durchblättern, und dann frisch weg seine Recension darüber niederschreiben. Das geht zur Noth mit einem Roman, aber nicht mit einer so ungeheuren Stadt, zumal, wenn viele Seiten in dem Werke geheim gehalten werden, und vieles nur nach einer langen Beobachtung entdeckt werden kann.

Es haben viel respectable Männer, und einige unter ihnen mit Scharfsinn und Kenntnissen, von Neapel geschrieben; aber ich habe auch nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, schon so viel irrige Meinungen in den Schriften über diese Stadt entdeckt, daß ich ein Buch

schreiben könnte, wenn ich sie alle berühren und widerlegen wollte. Um zu wissen, wie man in Neapel lebt, muß man hier leben, und nicht durchreisen; man muß hören, sehen, schmecken und fühlen, und alles dies sehr oft wiederholt, ehe man etwas Genaues und Wahres bestimmen kann.

Was die Zahl der Lazzaroni betrifft, so läßt sie sich unmöglich genau angeben. Wer mag zählen, wie viel Straßenvögel in einer so ungeheuren Stadt ist? Auch haben sie ihre Abstufungen, wie man aus ihren oben angeführten ~~Geschäften~~ ~~schaft~~ kann, und die höchsten von ihnen schließen sich unmittelbar an den Handwerkstand, oder fließen vielmehr mit denselben schon zusammen. Wer will hier eine Grenzlinie ziehen? Indessen mögen wohl 30000 Ketts in Neapel seyn, die kein Eigenthum und kein bestimmtes Geschäft haben.

Von ihrer Kleidung scheinen sie den Namen zu haben. Sie ist zerrissen, schmutzig, voll Ungeziefer, das sie sich ohne Scheu auf den Straßen absuchen, und keinen Anstand nehmen, sich

dabey zu entbloßen. Gewöhnlich gehen sie barfuß, auch im Winter.

Ob sie ein Oberhaupt, oder gar einen König haben? Mit eignen Augen laßt sich in Neapel nichts davon entdecken, und man hört auch von einer solchen Majestät nichts. Sie machen keinen Staat im Staate aus, denn sie bestehen aus einem zerstreuten Volk, das keine Verbindung unter einander hat. Indessen kann es seyn, daß in manchem District der Stadt einer von ihnen allmählig mehr Ansehen bekommt, als die andern, und daß dann ein Theil von ihnen, wenn etwas auszumachen ist, zu ihm seine Zullucht nimmt. So, sagt man, habe ein Capo der Lazzaroni in Palermo den König angetreten, habe ihm die außerordentliche Kleinheit des Brods gezeigt, und um Herabsetzung der Getraidepreise gebeten.

Was den Character dieser Menschen betrifft, so kann er unmöglich gut seyn. Ein Volk, das ganz in der Wildheit, ohne die mindeste Erziehung, ohne den kleinsten Unterricht, aufwächst, das in der Jugend, wenn die Eltern es strafen wollen, sogleich die Flucht nimmt, und sodann

mit Steinwürfen von ihnen verfolgt wird, das bey reifern Jahren nur an Erwerb, an Ueberscheidung, an Schacher denkt, das überdies statt aller Religion, einen dunkeln Aberglauben, und einige äußere Ceremonien hat, ein solches Volk kann sich ohnmöglich nur zu dem ersten Grade von Herzengüte oder Edelmuth erheben, es muß, bey aller Anlage, roh, ohne Gefühl, ohne Menschlichkeit bleiben.

Dies ist geschehen, und die guten Züge möchten sehr sparsam bey ihnen zu finden seyn. Wenn man vollends sich von den Abscheulichkeiten erzählen läßt, die sie in den Zeiten der Revolution begangen haben, so erscheinen sie in dem schwärzesten und scheußlichsten Lichte. Sie tragen Körbe auf dem Kopfe, wie jener Mundbäcker des Pharao im Traum that, und es ist gewiß, daß viele von ihnen verdient haben, auch in seinem nachherigen Schicksal ihm ähnlich zu werden.

Lutherische Nachtmahlsfeier

in

Neapel.

Der erste May d. J. war für viele hier befindliche lutherische Einwohner ein merkwürdiger Tag, und besonders für die, welche schon seit langer Zeit hier sind. Ein schwedisches Kriegsschiff, worauf ein lutherischer Prediger sich befand, war in den Hafen eingelaufen. Dies scheint nichts besondres zu seyn, und ist es im Grunde nicht; aber die Umstände machten es hier dazu.

In dem grossen Neapel nemlich, das nach den neuesten Zahlungen 600000 Menschen enthält, ist keine evangelische Kirche, kein evangelischer Prediger, keine freie Religionsübung für

die Protestanten. Man erstaunt, aber es ist wahr. In Madrid, in Lissabon, in Rom, wo einst doch das Inquisitionsgesicht herrschte, findet sich jetzt ein evangelischer Gottesdienst, in Amerika, in Asia, in Afrika, in allen Welttheilen steigen evangelische Kirchen empor, nur an dieser Spitze des cultivirtesten Welttheils ist keine zu finden.

Unter diesen Umständen läßt sich errathen, daß die Ankunft eines protestantischen Geistlichen hier von Wichtigkeit sey. Ich hatte den evangelischen Gottesdienst noch nicht lange entbehrt, und auch vor meiner Abreise noch einmal Theil an der erhabnen Gedächtnisfeier Christi genommen; aber es befanden sich evangelische Religionsbekenner hier, die in zwölf, in sechzehn, in zwanzig Jahren nicht hatten zum Abendmahl gehen können, und für diese war die Sache noch wichtiger.

Die erste Nachricht von der Ankunft des Geistlichen erfuhr ich von einem russischen Officier, erfuhr zugleich, daß die evangelischen Russen einen Tag bestimmen wollten, im stillen bey ihm zum Abendmahl zu gehen. Ich erbot

nich sogleich zur Theilnahme, und machte auch meinen evangelischen Freunden die Nachricht bekannt. Alle, die davon hörten, waren dazu bereit, und ein Sonnabend, der erste May, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt.

Da wir uns in keiner Kapelle oder Kirche versammeln konnten, so geschah es in dem Zimmer eines russischen Majors. Dies war auch deshalb gut, weil der Pöbel, der sehr abergläubisch und unduldsam ist, Unruhen hätte erregen können, wenn die Sache bekannt geworden wäre; unter dem Schutz der Russen, die um Erhaltung der Ordnung und Sicherheit willen hier sind, konnten diese desto leichter verhindert werden.

Um neun Uhr Morgens kamen wir zusammen, und bald nachher wurde der Prediger in einem Wagen von dem Schiffe geholt; denn die Entfernung vom Molo bis zu dem Hause des Majors betrug über eine italienische Meile. Er war ein Schwede von Geburt, und sprach nur sehr gebrochen deutsch; demohingeachtet hatte er eine deutsche Rede aufgesetzt.

Ein Tisch war unser Altar, ein längliches Zimmer unsre Kirche, und ein Sopha mit Stühlen unsere Logen. Der Prediger brachte Oblaten und Kelch vom Schiffe mit; zum Wein aber wurde Malaga gegeben, als der gewöhnlichste ausländische Wein. Da das Zimmer an der Stra-
ße lag, so wurde nicht gesungen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und der Prediger begann die Feierlichkeit gleich mit einer Rede.

Höchst selten spricht ein Ausländer das Deutsche rein und wohlklingend aus; dies war also auch in dieser Abendmahlsrede nicht der Fall, und besonders verwandelte der Redende, wie gewöhnlich geschieht, das ch am Ende in k. Demohingeachtet machte sie Eindruck, denn es war vieles darin zusammengetragen, wodurch das Abendmahl von einer würdigen Seite dargestellt wird, und ein rührender langsamer Vortrag gleich das Fremdartige der Aussprache wieder aus-

Ich mußte mehreremale meine Thränen zurückhalten, wenn mir einfiel, daß ein kleines Häuflein Protestanten, die alle einige hundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren,

hiet im Stillen sich vereinigt hatten, ihre Andacht zu halten. Dies gab der Sache nach meiner Meinung mehr Ruhe, als wenn alles in einer großen lutherischen Gemeinde vor sich gegangen wäre.

Nachdem die Rede geendigt und Brod und Wein eingeseget war, traten wir in einen Halbkreis zusammen, und der Prediger ging in demselben herum, um das Abendmahl zu verreichen. Er sprach dabey nicht ganz die Worte, die in deutschen lutherischen Kirchen gebräuchlich sind, sondern ungefähr so: dieser Leib Jesu Christi, der für euch gegeben ward, gereiche eurem Leibe zur ewigen Seligkeit. Wahrscheinlich sind diese Worte in Schweden gebräuchlich.

Die Begehung dieses Abendmahls war mir um so feierlicher, da ich auf meiner Reise häufige Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt hatte, daß das evangelische Christenthum die Menschen wirklich besser mache, indem es nicht so viel Anlaß giebt, durch äußere Dinge, durch mechanische Religionsübungen, durch Ceremonien

nien u. s. w. seinen Gottesdienst zu halten, sondern mehr auf das Wesentliche hinführt.

Es waren ohngefähr zwanzig Personen, die an der Feierlichkeit Theil nahmen: ein russischer Oberstlieutenant, ein Major, ein Hauptmann, einige Lieutenants und eine Anzahl Gemeiner. Vom Civil waren unserer nur vier, und zwar alle aus den nördlichen Gegenden von Deutschland, nemlich Kniep, ein Landschaftsmaler aus Hildesheim, Küster, ein junger Musiker aus Lippe-Bückeburg, Gustadt, ein Instrumentenmacher aus Braunschweig, und ich. Auch der dänische Consul Heigelin würde Theil daran genommen haben, wenn er die Nachricht davon nicht zu spät erhalten hätte.

Ich darf hier nicht unterlassen, meinen deutschen Religionsverwandten bekannt zu machen, daß es in Neapel viel evangelische Glaubensgenossen giebt, die nach einem lutherischen Gottesdienst verlangt, und die einen Geistlichen ihres Glaubens mit offenen Armen empfangen würden.

Die Gemeinde hieselbst ist freilich zu klein, um ihm hinlänglichen Unterhalt und Belohnung

für seine wichtige Pflicht zu geben; aber da das Schicksal so viele Deutsche nach Neapel führt, so ist zu hoffen, daß vielleicht auch ein ordinirter lutherischer Prediger von den erforderlichen Talenten, so wie von einigen Mitteln darunter seyn werde; bey seiner Anwesenheit würde sich dann alles besser einrichten lassen. Auf freie Wohnung, auf häufiges Speisen außer dem Hause, und manche andere Vortheile würde er gewiß rechnen können, und dabey die Beruhigung haben, ein sehr verdienstliches Werk für seine entfernten Glaubensgenossen zu stiften.

N e a p o l
in
L i c h t u n d S c h a t t e n .

Eine Epistel.

Du forschest, Freund, wie mir die neue Welt
Am Pausilipp und am Vesuv gefällt?
Welch Leben man, vom Cap Misen' umgrenzet
Und von Minervens Bergen, führt?
Wie hier am schönen Golf der milde Himmel glänzet,
Und welchen Reiz der Erde Schoofs gebiet?
Welch eine Farb' in diesem fernen Süden
Der Erdensöhne Schicksal trägt,
Welch Glück uns ward an Elmo's Fuße beschieden,
Und welcher Schmerz uns niederschlägt?

Du fragst viel, o Freund! Von einer Sonne Strahlen
Kann man die Wärme nicht, und nicht das Blendende mahlen
Doch will ich dir, so viel ich es vermag,
Parthenope in schwachen Zügen schildern.

Schon wird's in meiner Seele Tag,
Schon seh ich mich umringt von mannichfachen Bildern,
Die sich in dieser Welt in bunten Wirbeln drehn,
Ist kommen und ist untergehn.
Is, wenn es eine Welt! Neapel heischt den Namen,
Es trägt in sich zu einer Welt den Samen.

Das Höchste, Niedrigste, was gut und schlecht erscheint,
Das Edle, Schändliche, das Graßliche, das Schöne,
Kurz, Höl und Himmel sind in dieser Welt vereint.
Sechshundert tausend Erdenkinder
Umklimmen Elmo's Felsenhang,
Und sind die Spieler hier auf dieser weiten Scene
Von Menschensturm und Menschendrang.
Ein dumpfer Donner steigt mit Lachen, Weinen, Stöhnen,
Mit Jammern, Aechzen, Flehn und jubelvollen Tönen,
Am Vommero und Faustlipp empor,
Und schlägt im wilden Sturm ans Ohr.
Und niemand merkt darauf, daß dieser lachend stohet,
Und jener mit Gehul um eine Gabe sehet,
Daß dieser hier in grausen Wunden liegt,
Und jener mit dem Stern auf stolzem Rosse fliegt.

Des Menschen Leben gilt hier einen blinden Hölzer.
Ein Sterbender liegt vor dem Soller
Des Marmorhauses da, und keinem fällt es ein,
Sein Trost im letzten Schweifs zu seyn.
Der Herr des Hauses geht mit Hunderten vorüber,

Der Sterbende bleibt in dem Tücher
Der Todesangst mit sich allein,
Und stirbt im hellen Sonnenschein.
Man trägt ihn fort zu einem weiten Grabe
Und stürzt ihn mit einer letzten Gabe
Vom scharfem Kalk hihein, wie es mein Auge sah,
Und morgen sind von ihm nur noch die Knochen da.

Erheitern wir die dichtungswölkte Mine,
Komm, Freund, mit mir zu Carlo's großer Bühne!
Erholung brauchet Herz und Sinn,
Komm zu Thaliens Tempel hin!
Zum erstenmal wird Scipio gegeben,
Und tausend Kerzen haben in der Nacht
Dem Sonnenschein zurückgebracht,
Wir können hier den zweyten Tag verleben.

Blings um uns prangt der Menschen frohe Zahl,
Zum stolzen Fest geschmückt, in schimmernden Gewändern,
Und Scenen, die sich ewig ändern,
Zuthüllen sich dem Blick im hellen Kerzenstrahl.
Der Weiber Haupt ist ein gestirnter Himmel,
Die Diamanten glühn dicht in des Haars Nacht,
Und Saphir, Amethyst, Rubinen und Smaragd
Umsittern unsern Blick in feurigem Gewimmel.
Doch weit noch überstrahlt der Augen milder Glanz
Das blinkende Geschmeid', und in dem Rund bis oben
Ist rings umher ein heller Sternenkranz
Von Schönheit und von Reiz gewoben.

Die Harmonie beginnt, der Vorhang rauscht empor,
Es thut sich auf ein schimmerndes Gehirde,
Ihm oder Griechenland im Bilde
Leht schnell vor unserm Blick hervor.
Ein Held erscheint, Fabellos Töne,
Vermählt mit menschlichem Gesang,
Erfüllen die erhabne Scene
Mit Melodie und Zauberklang.
Und eine große That, die einst die Vorwelt schaute,
Geschiehet noch einmal, zum Ideal erhöht,
Und Tempel gehn hervor, die einst Athen erbaute,
Mit ihrer Götter Majestät.

Das Ohr ist satt vom Nachtigallenstimmen,
Und von der Saiten Harmonie;
Ein Weib beginnt im Tanz daher zu schwimmen,
Der Venus ihren Gürtel lich.
Ein schimmernd Heer von Männern und von Weibern
Schwebt rings um sie, wie Blüthenduft,
Die Seele spricht in ihren schönen Leibern,
Wo Hand, und Fuß, und Blick entzückt Gedanken ruft.
Vom Himmel ist herab ein reizend Volk gestiegen,
Das von der Ketten Last, die uns am Boden band,
Mit Zauberkräften los sich wand,
In teeknvollem Tanz auf Erden sich zu wiegen.
Das Auge wird berauscht, die Lippen werden stumm,
Die Seele lübt Elysium.

Bist du genug gestärkt? Nun Freund, nun komm
von hinnen,
Ein neuer Pfad ist zu beginnen:
Wir müssen durch Noth und Gefahr,
Und mit dem Licht zugleich die Nacht des Schattens sehn.

Siehst du dies Weib, mit bleichen Zügen,
Wie nur der Tod sie hat, am feuchten Boden liegen?
Siehst du den Strom von Blut, der aus dem Munde fließt,
Und purpurn über Wang' und Busen sich ergießt?
Siehst du der Kinder Schaar mit jammervollem Flehen
Um die entseelte Mutter stehen?

Du hebest, Freund? Warum? Sieh doch die an-
dern an!
Wer achtet auf das Weib, wo ist der edle Mann?
Schau auf die Sterbende! Du mußt es alles wissen,
Dein Herz zerrißt ich gern, denn meines ward zerrissen:
In meinen Adern quoll die Bitterkeit empor,
Und strömt durch Worte nun voll Verwundung hervor.
Du darfst den Blick nicht von dem Weibe wenden,
Viel lernest du von dieser Scene hier,
Denn sieh, ein Räthsel zeigt sich dir.
Schau hin, und laß mich ganz vollenden!

Das Weib ist jammervoll, doch dieses Angeschick
Der Kinder um sie her, und diese blut'ge Quelle,

Und dieser nahe Tod ist schwarze Gaukelei.
Auf liegt sie stehend da an eines Hauses Schwelle,
Und blutet und erbleicht, und stirbt allmählig hin.
Was um? Sie sucht der Bettelei Gewinn.
O weh, wie tief sind wir gefallen,
Beginnt uns hier das Herz vor Mitleid erst zu wallen.

Sprich, was ist schrecklicher, ob's schwarze Gaukelei,
Ach, oder bange Wahrheit sey?
O, schrecklicher ist die erfundene Scene!
Sie härtet das verletzte Herz
Selbst nur die jammervollsten Töne,
Und für des Bruders tiefsten Schmerz.
Du kennst die Folgen bald von dieser Lehre sehen:
Beim wirklich Sterbenden lernt man vorübergehen,
Der Nackte findet kein Gewand,
Der Halbeverlungerte verfehlt das Herz von Eisen.
Er liegt bey einem Berg von Speisen
Dicht an des Hungertodes Rand,
Mit dürrer Schalen in dem Munde,
Und stirbt dahin in einer bangen Stunde.

Das Schrecklichste, das nur zu finden ist,
Von Krankheit, Wunden, Schmerz, von Aussatz, Elter-
beulen,
Von Schäden, die kein Arzt mag heilen,
Das siehet täglich hier der glaubenvolle Christ.
Was that er? Seht, er kniet vor einem Heiligen nieder,

Und schenket Kerzen Ihm, und ehrt ihn in der Nacht
Durch theurer Feuerwerke Fracht,
Und hilflos blieben seine Brüder,
Religion ist hier ein süßes Schattenspiel,
Durch Pfaffen weit verrückt vom dem erhabnen Ziel.

Komm, Freund, wir müssen uns erholen,
Bist' Hermes Flügel an die Sohlen,
Und flieg mit mir zu Elmo's Höhl'n,
Um die Natur und Kunst in ihrer Fracht zu sehn.

Wir stehen da. Erholet die Gebehrde!
Wir sind am schönsten Ort der Erde,
Und was die Welt Erhabnes, Großes hat,
Das liegt verbreitet hier um diese Königstadt.
Auf dieser Zinne steigt kein sterbend Wiesel,
Kein banges Flehn an unserm Ohr,
Es gehen Berg, und Meer, und Felsen, Ebnen, Inseln,
Und Vorgebirg und Wald vor unserm Blick hervor.
Hier schwillt die Baust von feinen Lüften,
Wir fühlen uns dem Himmel nah,
Und in verschönenden ätherisch blauen Däften
Liegt weit umher die Muttererde da.

Hoch steigt Ischia zur Rechten aus den Fluten,
Ein steiler Gipfel ist, doch seine Höhen bluten
Den reinsten Nectar aus, und Ceres giebt im Thaf,
Pomona giebt mit ihr ein reiches Gütermahl,

Siehst du an ihrem Fuße den Arm ins Meer sich
recken?

Siehst du Misenens Cap am großen Wasserbecken?
Das Land ist heilig dort, der hochbesungne Mann
Aeneas kam allda mit den Gefährten an.
Hier ist Elysium, hier schwimmt Charons Nachen,
Hier öffnet Cerberus den weiten Höllentrachen,
Hier wohnt die Sybill, hier ist Misenus Grab,
Hier stieg Anchises Sohn zur Unterwelt hinab.

Doch wende deinen Blick von diesen heiligen Auen,
Rings um sie her ist noch des Großen viel zu schauen.
Es heult sich Focida und Nilda uns dar,
Die weißen Flecken dort sind jene Solfäur,
Sind jener ausgebrannte Krater,
Der Fruchtbarkeit und der Verwüstung Vater.

Uns näher ist des Auges Ziel,
Der Pausilipp mit freundlichem Gesichte,
Ein Stück, nach Sannazars Gedichte,
Vom Himmel, das zur Erde fiel.

Nicht vor uns sehen wir die Stadt den Berg er-
klettern,
Und fast erklimm sie ihn bis zu dem Gipfel schon.
Hier hört man jenes Meer von Stimmen,
Von Weh und Jauchzen nur im dumpfen Donnerton;

Freund, sieh die Riesen an, auf Ebenen und auf Höhen!
Nein, solche Stadt hat nie dein trunkner Blick gesehen!

Nun blicke weiter noch hinaus,
Und schau nach Süden hin in das unendlich Leere.
Doch nein, es steigt aus dem Meere
Die Insel Capri auf des Golfes Felsenhaar,
Und überall sieht man das große Wasserbecken
Mit hochgeflügelten Pallästen sich bedecken.
Das Meer ist hier bewohnt, wie eine weite Flur,
Die Häuser schwimmen drauf und blau ist die Natur.

Wir wenden erst den Blick an dem erhabnen
Bilde,

Das uns zur Linken prangt. Was ist die Ebene hier?
Ein lichter Wald; o nein! Ein weites Fruchtgefilde?
Auch nicht! — So ist des Weinstocks Lustrevier! —
Auch dieses ist es nicht, und doch hast du gerathen;
Freund, es ist alles dies, es werden große Thaten
Durch die Natur gethan. Am Boden sproßt die Frucht,
Und darüber steigt empor in abgemessnen Räumen
Ein schlankes Heer von Pappelblumen,
Das seinen Sitz hoch in den Lüften sucht.
Dazwischen siehet man von einem Baum zum andern
Des Weinstocks schöne Reben wandern,
Und dreyfach spendet die Natur
Hier ihre Gaben aus auf einer einsigen Flur.

Reich sind die Ebenen, und prachtvoll sind die Höhen;
 Sich jene beyden Riesen stehen,
 Und sprich, ob unser Blick was Größers schauen kann!
 In jenem, der den weiten Rachen
 Als Gott erhebt, als brüllt er laut den Himmel an,
 Erblickst du den Vesuv, den feuerspeienden Drachen.
 Doch schließt der Lowe jetzt, und aus dem weiten
 Bauch

Erheben sich nur schmale kahlen Rauh.
 Wird seine Wut von neuem einst beginnen,
 Dann flucht, ihr Sterblichen, wie scheues Wild, von
 Hinnen!
 Schon lange sammelt er sich eine Hölle ein,
 Und schrecklich wird sein Ausbruch seyn.

Zu keiner Reichen steht der Somma, rings von
 Reben,
 Von Wald, von goldner Saat und stillem Moos um-
 geben,
 Gleich einem Brod, i sanfter Art;
 Dem Frieden und den Krieg hat die Natur gepaart.

Und hinter diesen Bergen schon
 Wir jene weißberühmten Höhen,
 Auf denen einst Minerva's Tempel stand,
 Und wo Sorrento liegt; es ist ein heilig Land.
 Mit Städten ist besetzt der Fuß von diesen Bergen;
 Sie schlummern hell daher, doch gleichen sie den Zwergen,

Die unter Niesen stehn. Vor allen trägt die Spitze
Der Gauro stolz empor, und von dem hohen Sitze
Schaut man zum Krater selbst, in das weit offene Grab
Des schrecklichen Vesuvs hinab.

Hoch sind die Berge hier, doch höher sind die
Spitzen,

Die dort von weitem her im Sonnenstrahle blühen;
Bis in den schönen Lenz sind sie mit Schnee bedeckt,
Weil sich ihr graues Haupt bis zu den Wolken streckt,
Es ist die Kettenreih' der stolzen Apenninen,
An deren Stirn nur selne Krüner grünen;
Doch mildern sie die Glut, die hier der Sommer schafft,
Und des Scirocco's wilde Kraft.

Ist noch ein Ort auf unsrer weiten Erde,
Wo man so viel Erhabnes schaut,
Trägt die Natur noch sonst die reizende Gebehrde,
In welcher hier der Morgen thaut?
Nein, Freund, nur selten ist ein solcher Kranz zu finden,
Wie hier ringum das Meer, und Berg und Thäler
winden.

Hast du genug geschwelgt? O schwelge dich recht
satt,

Denn gleich mußt du mit mir hinuntersteigen
Zum Abgrund unsrer Königstadr.
O dürft' ich doch den Abgrund dir nicht zeigen!

Hast du Gefühl auch für der Thierwelt Fein,
So Reug, als wollt' auf schönen Tritten
Ein Natterheer dir deine Luft vergiften,
Und geh nicht in Neapel ein.
Dort sind der Menschen viel, die sich an Märtern laben,
Die in der Brust kein Herz und kein Erbarmen haben.

Sieh dieses Roß, einst seines Reiters Lust,
Vor dem beladenen Karren stehen;
Hast du was Schrecklichers gesehen?
Erhebt dein Herz nicht tief in deiner Brust?
Bedeckt ist dies Geripp mit tausend frischen Wunden,
Sie schimmern blutig roth im schwarzen Haar daher,
Ein Martrys der Thierwelt ist gefunden,
Ein Lämmerbild, ein Martyrer.
Zertrübt ist die Brust, zerfleischt der ganze Rücken,
Am Körper ist kein Glied, das keine Wunden hat;
Und solche Greuel muß die fromme Christenstadt
In ihrem weiten Schoufa erblicken?
Ist denn kein Richter da, ist kein Erbarmen mehr?
Bleibt alles bis zum jüngsten Tage
Für jenes letzten Richters Wage,
Und ist der Menschen Brust denn ganz von Mitleid leer?

Erschein', o Tod, mit deiner scharfen Spitze,
Und führe schnell dies wandelnde Gerippe
Zur Klage vor des Richters Thron!
Seit Jahren blutete, seit Jahren starb es schon.

Und solcher Wesen sind hier tausende zu finden,
Die unter Martern sich vor ihren Treibern winden.
Sieh jenes Saumroß an: entkräftet liegt es da,
Zerschmettert von der Last, und scheint dem Tode nah.
Doch martern sie es noch mit ungeheuren Stößen,
Und sehn erbarmungslos sein Blut am Boden fließen.
Es mühet sich umsonst, es will sein Helfer sehn,
Und runder wird das Knie, und größer seine Pein.

Auf, Freund, auf flehn wir schnell von hinnen!
Allein wohin? Was seh' ich dort beginnen?
Ein Metzger hängt eine Zahl
Von Ziegenlammern auf an einen scharfen Stahl.
Er läßt mit kaltem Blut ihn durch die Sehnen dringen,
Er sieht gedankenlos den Quell von Blut entspringen;
So hängen sie verwundet nun,
Bis er die Zeit gewinnt, bequem sie abzuthun.
Kann unser Herz, kann dies der Blick ertragen?
Wir eilen schnell von diesem Henker fort;
Allein welch Schreien tönet dort?
Sieh, eine Henne wird erschlagen.
Erschlagen? Nein, so schnell erdödet man hier nicht,
Die Thiere trifft ein härteres Gericht.
Ein Schlag, ein kleiner Schnitt, dann rupft man ohne
Erbarmen
Das Thier lebendig ab, und hört das Schreyn der Armen
Gelassen an. Es ist schon Brust und Rücken blut,
Und noch empfängt das Thier nicht seinen Todesstoß.

Non sprich dem Henker von Erbarmen,
Von Mitleid gegen Thiere vor.
Er weiß nicht, was du meinst, und leiht dir kaum sein
Ohr;
Kein Mitleid kann sein Herz, nur Geld kann es er-
wärmen.

Hinweg aus dieser Straßens Grab!
Wir wollen hin zu offenen Plätzen eilen.
Sieh, eine Heerde kommt am Strande dort herab,
Bei ihrem Anblick kann das Auge froh verweilen.
O weh! Ein Lamm verirrt sich ach von seinem Ort;
Der Treiber schlägt es hart, es irrt noch weiter fort.
Er folgt. Wir mochten gern dem Treiber bittend sagen,
Das arme Lamm nicht mehr so hart zu schlagen.
Er aber wird vor Zorn im ganzen Antlitz roth,
Er schlägt's voll Wut, er schlägt's vor unsern Augen
tödt.

Es sinkt entseelt zur Erde nieder,
Er hebt's empor, es soll von neuem aufrecht stehn;
Allein das Haupt ist schlaff, und blutig sind die Glieder,
Es wird nicht mehr mit seiner Heerde gehn *).

Geßelt

*) Ich glaube zur Ehre meiner deutschen Leser,
daß viele von ihnen die obigen Züge für übertrieben
halten, und sich nicht davon überzeugen werden; aber
ich muß ihnen diesen edlen Irrthum rauben. Alles
obige

Gefällt dir dieses Volk im Süden?

Was man so oft von einem Volk begehrt,

Ist ihm in vollem Maass beschieden.

Sieh, Freund! es ist unaufgeklärt,

Es ist unwissend, roh, es kennt nicht seine Pflichten,

Es kann nicht gegen Gott, noch Menschen sie ent-
richten,

Nicht gegen das verläßne Thier,

Die Menschen sind das Vieh, das Vieh ist menschlich
hier.

Voll Reiz ist die Natur, doch sind die Menschen Sünder,

Die beste Mutter sieht sehr oft die schlimmsten Kinder;

Den Teufeln ward ein Paradies gewährt,

Erscheint kein Engel mit dem Schwert?

obige ist buchstäblich und hundertfach wahr; nur we-
nige Stunden brauchte ich, einen von ihnen durch Nea-
pel zu führen, und er würde schon einen großen Theil
davon mit eigenen Augen entdecken. Auch in Deutsch-
land ist viel Böses, viel Grausames, viel Empörendes;
aber ein so tiefes Versinken in Fühllosigkeit, in erbar-
mungsloser Kälte, in Mangel an aller wahren Religion ist
dort nicht zu finden, und meine Nation erscheint mir
immer in einer edlen Gestalt, wenn ich sie mit dem ge-
meinen Schlage der Italiener vergleiche. Selbst die Ge-
bildeten sind hier von Jugend auf so sehr an solche
Szenen der Grausamkeit gewöhnt, daß sie wenig Ein-
druck mehr auf sie machen.

II. Hef.

E

Hier, Freund, hier wollt' ich itzo schliefen,
 Allein zu dunkel ist das Bild,
 Das ich zuletzt vor deinem Blick enthüllt.
 Es würde mich bey allem Schmerz verdriessen,
 Ließ ich zu schwarze Nacht in deinem Geist zurück;
 Viel Schreckliches ist hier, allein auch vieles Glück.
 Dabey wirst du, und niemand wird es wähen,
 Dafs jenes Schreckliche vom ganzen Haufen gilt;
 Ich konnte das verhasste Bild
 Vom Fabel nur der schönen Stadt entlehnen.

Jetzt wollen wir zurück zum Drang der Straßen gehn,
 Um auch das Reisende zu sehn.

Hier haben einen Tisch bereitet
 Pomona, Ceres, Pan, von tausend Gaben schwer,
 Und zwischen diesen Gaben schreitet
 Gott Bacchus mit dem Kelch daher.
 Hier ist der Schutz der Hesperiden,
 Der goldenen Apfel Laet zu Bergen aufgehäuft,
 Dort ist dem Blick ein andrer Reiz beschieden,
 Wenn er umher auf tausend Früchte schweift,
 Auf Trauben, Feigen und Melonen,
 Auf Ananas mit ihren Kronen,
 Auf Mandeln ohne Zahl, auf rother Pflätschen Glanz;
 Allein wie nennt' ich je Pomonens Kinder ganz!

Dort sehen wir Neptuns Geschenke liegen;
 Des Meers Bewohner sind in tausendfacher Art

Des Golfo's tiefem Schlund' entliegen,
Und Wunder sind mit Wundern dicht gepaart.
Was Linné lehrt, was wir im Buffon lesen,
Du zeigst hier die Natur, wie die Gestalt erscheint:
Wo seh' man so viel seltne Wesen,
Und Ungeheuer so veräht?

Unüberschaubar sind der fetten Heerden Gaben,
Sich eine Fülle hat das Auge nie gekannt;
Sorrento, Fuglien, und die Campagna haben
Uns ihre Schätze zugesandt.
Hier siehet man den Gott der Gärten stehen
In seiner lieblichsten Gestalt,
Dort sehen wir die Blumengöttin gehen,
Wie nager ihrem Schritt empor der Frühling wallt.
Und was vielleicht dem schaffenden Gefilde
An Gaben noch gebricht, das tragen Schiffe her,
Und unaufhörlich fließt vom Meer
In dieses Magazin der fremden Länder Milde.
Neapel ist ein ungeheures Haus,
Die Erde leert darin ihr großes Füllhorn aus.

Hier, Freund, hier können wir uns trennen,
Und uns mit leiserm Sinn die holde Ruhe gönnen.
Seld' lad' ich dich zur neuen Wandrung ein,
Zu neuer Lust, zu neuer Pein.

Z u s ä t z e

23

Neapel in Licht und Schatten.

Es werden vielleicht manche über das erstaunen, was in dem Licht und Schatten von Neapel gesagt ist, besonders in dem letzten; vielleicht manche Züge darin für erfunden oder für übertrieben halten. Leider ist keins von beyden der Fall; es ist alles nach eigener Wahrnehmung und in dem Grade der Wahrheit geschildert, den es hat. Demohngeachtet sind einige hinzugefügte Bemerkungen, besonders über das Nachtheilige, hier nicht am unrechten Ort.

Es schmerzt gleichsam recht im Innern, in einer Stadt, die so viel Vorzüge hat, so viel Bö-

ses, und so viel dem Anscheine nach zu heben-
des Böse wahrzunehmen. Hierunter fällt zuerst
die fast allgemeine, unerhörte und empörende
Bettelei in die Augen. Schon in dem ersten Heft
habe ich davon gesprochen; aber von einer so
widrigen Sache kann man nicht oft genug reden,
und sie ist hier so verbreitet, daß sich immer
neue Züge davon darbieten.

Das gemeine Volk in Italien treibt das Betteln gleichsam handwerksmäßig, und als eine Beschäftigung, die immer neben ihrer gewöhnlichen Beschäftigung hergeht. Sobald sie jemanden erblicken, von dem etwas zu hoffen steht, fangen sie sogleich ihr Nebengeschäft auf eine unverschämte Art an zu treiben, und sind besonders gegen einen Fremden äußerst zudringlich. Sie scheinen gar kein Gefühl für das unanständige und erniedrigende des Bettelns zu haben, im Gegentheil betrachten sie es als einen gewöhnlichen Erwerb.

Man geht vor einigen Weibern vorbei, die in der Hausthüre sitzen und arbeiten; plötzlich fangen sie in einem kläglichen Ton an zu bet-

telu, und setzen dann gleich hinterher ihr Gespräch in gewöhnlichem Ton fort. Sie werden es nie unterlassen den Versuch zu machen, ob nicht etwas zu erhalten ist.

Die Art, womit gebettelt wird, ist mindestens für einen Deutschen höchst beleidigend und empörend. Signor ist gewöhnlich das erste Wort, womit sie anfangen, und dies Signor wird in einem so dreisten und gleichsam befehlenden Tone gerufen, als wenn ein Oberer mit seinem Untergebenen zu reden anfängt, oder ihn etwa aus dem Fenster anruft. Sieht man sich auf diesen Ruf um, so hält uns ein Bettler seine Hand entgegen. Ein andrer tritt uns in den Weg, hält uns auf, und wir müssen um ihn herum, vielleicht in Schmutz und Wasser gehen, um bey ihm vorbey zu kommen. Ein Dritter tritt geheimnißvoll zu uns heran, als hätte er uns etwas wichtiges zu sagen; man wundert sich über das Vertrauliche eines Unbekannten, er sagt uns was ins Ohr, und es ist eine Bettelei. Die meisten begehren im Namen der Mutter Gottes; irgend eines Heiligen, den man verachtet, oder um der

armen Seelen im Fegfeuer willen, ein Almosen. Ist es möglich, wenn man auch gern giebt, daß man hier mit gutem Herzen geben kann.

Vorsüglich aber wird man durch jene erkünstelte Art des Bettelns empört, wodurch zu dem wahren Elend noch ein schauspielerischer Zusatz, der es übertrieben und abscheulich macht, hinzukommt. Dieser erstickt sogleich alles Mitleid, und ist gänzlich dem Vortheil der Bettelnden entgegen, ohne daß sie es je merken; der Italiener zeigt sich hier, wie in vielen andern Rücksichten.

Wer kann es dulden, wenn jemand eine Blöße des Körpers geflissentlich noch mehr entblößt, wenn er eine klagende Stimme in eine unsinnig heulende verwandelt, oder wie ein weinender Knabe schluchzt, wenn er sich lang am Boden hinwirft, und die fürchterlichsten Grimassen macht, wenn Kinder abgerichtet sind, unaufhörlich zu weinen und zu schreien, wenn die Mütter absichtlich die Schamtheile ihrer Kinder entblößen, um die Nackenden zu spielen, die ihre Scham nicht bedecken können, wer kann so

etwas dulden? Und doch ist man unaufhörlich mit solchen Pantomimen und Gaukeleien umgeben. Selbst in seinem Zimmer kann man nicht in Ruhe vor ihnen bleiben, und da es den Bettlern verboten ist, in die Häuser zu gehen, so verfolgen sie uns wenigstens darin mit ihrer Stimme, indem sie unter großem Geheul durch die Straßen schleichen, und selbst in der Nacht noch ihre abscheulichen übertriebenen Klage töne erschallen lassen.

Und nicht Neapel allein, alle umliegende, selbst die heiligsten Gegenden sind mit diesem Ungeziefer, wie mit Heuschrecken bedeckt. Man geht auf Cap Misene, und will sich seinen Empfindungen überlassen; man will an den Aeneas, an den Palinurus, an die Landung der Trojaner denken; aber in jedem Augenblick stört uns ein Bettler. Man befindet sich an dem Ort, wo die alte Stadt Bauli stand, und will die Überbleibsel davon aufsuchen, aber vor jeder neugebauten Hütte steht ein bettelndes Weib, und sendet überdies schreiende Kinder hinter uns her. Es ist hier ein ganzes bettelndes Volk. In den ely-

säuschen Foldern sieht man keine Schatten, sondern Bettler, und am todten Meer schleichen zerlumppte Landstreicher herum.

Wie sehr dies den Genuß dieser merkwürdigen Gegenden verbittert und herabsetzt, leuchtet von selber ein. Und ein so reiches Land, wo der Boden vier-, fünf-, sechs-, ja achtmal das Jahr hindurch trägt, wo nie ein Stillstand in der Natur ist, wo das Getreide, wie man behauptet, das zwanzigste Koru giebt, sollte diesem Übel nicht abhelfen können? Das ist gar nicht denkbar.

~~Es ist~~ ~~schon~~ ~~genug~~ ~~bekannt~~, daß man in meiner kleinen nicht reichen Vaterstadt dem Betteln auf eine ganz einfache Art in einem Tage ein Ende machte. Es wurde des Sonntags eine Predigt über eine zweckmäßige Wohlthätigkeit, und über die Vorteile einer Armenkasse gehalten, denselben Montag gingen die Prediger des Orts in der ganzen Stadt umher, fragten jeden Einwohner, wie viel er nach seinen Kräften wöchentlich zur Unterstützung der Armen geben wolle und könne, schrieben die Summe auf und sammelten sie

nachher alle Sonntage ein. Die unvernünftigen Armen wurden unterstützt, die vernünftigen zu einer zweckmäßigen Arbeit angehalten, und das verderbliche Übel des Bettelns hatte plötzlich ein Ende.

Sind denn die Pfaffen hier bloß da, um die Menschen auf Irrwege in der Religion zu führen, um ihnen das Nützlichkeits heilig zu machen, und das wahre Große, Erhabene und Heikame der Religion ins Dunkel zu stellen? Kann man sie denn nicht zu irgend etwas wesentlich Gutem gebrauchen?

Indem ich dies niederschreibe, geschieht etwas, das alles obige unnöthig gemacht hatte, wenn es früher geschehen wäre. Die Ankunft des Königs aus Palermo ist nahe, und auf einen Befehl desselben werden plötzlich alle Arme zusammengebracht und in Arbeits- oder Armenhäuser geführt. Verschwunden ist auf einmal ein großer Theil dieser ungestümen Fordrer, und nur hier und da sieht man noch in schwarzen Florlappen Frauenzimmer, die sich von der gemeinen Klasse von Bettlern unterscheiden, und im

Stillen etwas begehren. Unter diesen sind viele Unglückliche aus gutem Stande, die durch die Revolution verarmt sind.

Welch eine Wohlthat dies schnelle Aufhören der Bettelei für die Bewohner von Neapel sey, das kann man leicht errathen, wenn man das obige gelesen hat. Man ist gleichsam von einer Art Verfolgung befreit, die nicht allein den Geldbeutel, sondern, was schlimmer ist, auch das Herz angreift. Überhaupt macht der König vor seiner Ankunft viel heilsame Einrichtungen, und er wird mit großem Jubel empfangen werden.

Ich komme auf einen zweiten Punkt, der in Neapel jeden Menschen von Empfindung empört, auf die grausame Behandlung der Thiere. Es ist unglaublich, wie man diese unglücklichen Geschöpfe, von denen der größte Theil ganz der Willkühr eines rohen Haufens überlassen ist, wartet, und wie weit mehr man ihnen auflegt, als sie ihren Kräften nach tragen können. Unsere deutschen Lastthiere würden unter der Last von Steinen, von Erde, von Holz, die man hier den Pferden und Eseln aufbürdet, gleich zusam-

menbrechen, würden niederstürzen, und nicht wieder aufstehen können. Hier bewirken Gewohnheit von Jugend auf und der Stab des Treibers, daß die Thiere unter unmäßigen Lasten dahinschleichen, und allmählig mehr leisten lernen, als sie ihrer Natur nach können. Freilich ist es ein ganz gewöhnlicher Anblick auf den Straßen, daß sie blutig zu Boden stürzen, und sich unter allen mörderischen Schlägen nicht wieder erheben können. Aber man packt sodann die Last ab, und legt sie ihnen gleich wieder auf, wenn sie aufgestanden sind.

Damit auch die Thiere ihre letzten Kräfte bey der Arbeit anwenden, so hat man gewisse künstliche Mittel erfunden, sie in der Anstrengung zu erhalten. Den Pferden und Eseln zieht man bey dem Lasttragen den Kopf scharf zurück, so daß sie denselben stets hoch tragen, und in einer beständigen Spannung seyn müssen. Man sieht daher bey diesen Thieren gewöhnlich einen Streifen rings um das Maul, der blutig und dick geschwollen ist. Hierin schneidet sich das Band, das den Kopf zurückhält, tief ein.

Bey dieser Überladung der Thiere findet noch der augenblickliche Vorthail statt, daß der Transport größer ist, aber bey dem martervollen Abschachten der Thiere sieht man weder einen nahen noch einen entfernten Nutzen. Es ist ein trauriger Anblick, ein junges Lamm an einem Haken, der ihm durch den Hinterfuß gestochen ist, hängen, und stumm zappeln zu sehen, bis der Metzger kömmt, ihm langsam die Kehle abzuschneiden. Es ist eine schmerzhaft Scene, ein blutendes, halbtodtes Huhn zu sehen, das schon am ganzen Leibe gerupft ist, aber noch immer wacht und schreiet. Und dergleichen sieht man doch bey jedem Schritt, den man bey der Boutique eines Pollajots oder Hühnerhändlers thut.

Selbst die gebildeten Stände bekümmern sich um diese Grausamkeit nicht, und gehen gelassen vorüber. Ich sprach einst mit einer Dame darüber, die man schon zu den vorzüglich Gebildeten rechnen konnte, und äußerte, wie sehr man sich in Neapel gegen die Thierwelt versündigte. Sie antwortete mir aber, dies wäre keine Sünde, sondern nur *una certa inhumanitas*.

Die Unmenschlichkeit ist also keine Sünde. Will man dagegen wissen, was Sünde ist, und was die Priester den Schafen ihrer Gemeinde hoch anrechnen? Wenn sie die Messe nicht gehört, wenn sie das Ave Maria nicht gebetet, wenn sie den Hut vor einem Heiligenbilde nicht abgenommen haben, wenn sie bey Vorbeytragen des Hochwürdigen nicht niedergekniet sind, u. s. w. Beobachtet ein katholischer Christ diese und andere Gebräuche seines Glaubens, so hat er seine Religion erfüllt und ist hoch zufrieden mit sich selber. Den letzten Gebrauch muß man sorgfältig mitmachen; kniet man etwa vor dem Hochwürdigen nicht nieder, oder nimmt den Hut nicht lange Zeit in die Hand, so kann man die Worte hören: warum schlägt man den Hund nicht gleich todt? Was macht man Umstände mit dem Spitzbuben?

So zeigt hier der fromme Christ seinen Eifer in Religionssachen, so beweist er, wie fest er an Glauben hängt, und wie er alles thut, um ihn zu schützen. Dabey denkt er nicht an die Pflichten, die ihm gegen Gott, gegen die Men-

schen, gegen die Thiere obliegen, und verletzt sie, sobald sich ihm die Gelegenheit darbietet, mit dem leichtesten Herzen. Er verehrt das todte Symbol Christi, die Hostie, auf den Knien, aber das lebendige Symbol desselben, das Lamm, womit er so oft in der Bibel verglichen wird, martert er langsam zu Tode. Er brennt Tag und Nacht eine Lampe vor dem Madonnenbilde; aber gegen seine Nebenmenschen erlaubt er sich jeden Betrug, jede Übervortheilung, jedes Böse, wenn er Nutzen davon hat. Er verehrt die Heiligen und ruft unaufhörlich ihren Namen an, aber den Gedanken an den allwissenden Gott, der die Herzen prüft, und sein Inneres erforscht, verbannt er sorgfältig; denn dieser möchte es genauer nehmen, als die Heiligen, die selber sündhafte Menschen waren.

Die Religion hat hier beynahe gar keinen Zusammenhang mit Menschenliebe, mit Rechtchaffenheit, mit Sanftmuth, mit Gerechtigkeit, mit Erbarmen, mit allen den Tugenden, woraus sie besteht; es ist durchaus keine biblische Religion mehr zu finden, sondern ein bloßes Pfaf-

fensystem, das aus Ceremonien, häufigem gedankenlosem Beten, Messe hören, Beichten und allenfalls einiger Wohlthätigkeit durch Almosen besteht. Wenn Christus und die Apostel in die Welt zurückkehrten, wenn sie untersuchen wollten, welche Früchte der ausgestreute Samen getragen hätte, und sie hörten dann vom Fegfeuer, von Messe, von Verehrung der Heiligen u. s. w. reden, hörten die Worte erschallen *ora pro nobis*, oder bitt für uns, und ein ewiges *ave Maria*-Geplapper, sahen die Christen vor den Bildern der Heiligen knien, sahen statt des Jupiters den heiligen Januarius, statt des Vulkan den heiligen Florian, statt des Hercules den heiligen Christoph, statt der Juno die heilige Maria zur Anbetung aufgestellt, sahen nur Ceremonien statt Tugend, nur gedankenlose Bußungen und Prozessionen, statt christlicher Frömmigkeit und Rechtschaffenheit — würden sie ihre eigne Religion wieder erkennen? Unmöglich! Sie würden fast keine Spur davon zu entdecken vermögen; sie würden glauben, daß ein neues Heidenthum mit veränderten Namen der Götter entstanden wäre. Die

Apostel

Apostel würden den Staub von den Füßen schütteln, und Christus würde sagen: hinweg von mir, ihr Verruchten, ich habe euch nie erkannt!

Ich kehre zu der grausamen Behandlung der Thiere zurück. Die Bettelei vermogte der König abzuschaffen, aber die Grausamkeit gegen die Thiere zu vernichten, so weit reicht sein Arm nicht. Und wenn auch in alle Straßen Shirren hingestellt würden, die jeden, der ein Lastthier übermäßig belastete oder mißhandelte, jeden, der ein Lamm lebendig an einen Nagel hänge, oder ein Huhn lebendig rupfte, sogleich in Strafe setzten; wie viel Gelegenheit würden die Unmenschen dennoch übrig behalten, im Stillen Grausamkeiten zu verüben, und zwiefach ihre Wut auszulassen. Hier müssen die Priester, die Erzieher, die Religion wirken; und jene ersten vermögten besonders so viel. O machten sie es dem Neapolitaner nur den zehnten Theil so heilig, kein Thier unnütz zu martern, als vor dem Hochwürdigen zu knien, die Messe zu hören und das Kreuz zu machen, so würden plötzlich

alle jene Scenen der Grausamkeit verschwunden seyn.

Die Fortsetzung künftighin.

Selt same G e b r ä u c h e
in
N a s p e l.

• —————
F o r t s e t z u n g .

In gewisser Rücksicht kann man behaupten, daß in dieser Stadt Freiheit und Gleichheit Statt findet. Die Freiheit besteht darin, daß man in seinem Hause und auf der Straße sich nicht den mindesten Zwang auflegen darf, sondern sich ganz seinem Hange überlassen kann. Man geht, man steht, man redet laut, man zankt sich, man umarmt sich, man kauft, man ißt, man trinkt, kleidet sich wie man will, und thut viele andere Dinge, die in andern Städten wenigstens beob-

achtet werden, ohne daß es jemandem einfällt, danach hinzusehen. Mitten unter Tausenden ist man unbemerkt, wie in einem einsamen Walde. Die Ströme von Menschen, die in den Straßen fließen, die Hunderttausende, die hier in gedrängten Schaaren umher wallen, verhindern alle Aufmerksamkeit, die einem einzelnen zufallen könnte, und wenn Freiheit mit Ungezwungenheit verglichen werden kann, so herrscht sie hier.

Die Gleichheit wird durch einen andern auffallenden Gebrauch verursacht; man nennt hier nämlich niemanden bey seinem väterlichen, oder bey dem Familiennamen, sondern immer bey dem Taufnamen. Stellt die Person irgend etwas vor, so wird das Don zu dem Namen hinzugesetzt, und so heist es Don Carlo, Don Christiano, Don Giovanni, Don Federigo u. s. w. Dies fängt bey dem Prinzen an, und geht durch alle Stände bis zu dem Kaufmannsburschen und Schulknaben herunter; alle haben denselben Titel, und es entsteht also natürlich eine gewisse Art von Gleichheit daraus. Will man jedoch jemanden vorzüglich ehren, so setzt man noch das

Signore hinzu, und bey vertrauten Freunden auch das *mie*, so dafs es dann in der Anrede heifst: *Signore don Carlo mie*, welches gar nicht übel klingt. Dieser Gelwauch hat übrigens die grofse Bequemlichkeit, dafs man um den Titel nicht verlegen zu seyn braucht, sondern mit dem Don und dem Taufnamen gleich fertig ist.

Durch die grofse Anzahl von Menschen wird ebenfalls die Gleichheit sehr befördert. Es achtet niemand darauf, ob ein Prinz, oder ein Marchese, oder irgend ein besterater Ritter auf der Strafsen geht oder fährt; er verliert sich unter dem grofsen Haufen als ein höchst unwichtiges Wesen, so wichtig er seyn mag, und es geht ihm kein Mensch aus dem Wege. Die Sache hat ihr angenehmes, aber auch ihr unangenehmes; sie befördert die Freckheit, die Insolenz und Grobheit der gemeinen Italiener sehr, und der Gebildete darf nicht darauf rechnen, nur einen geringen Grad von Achtung zu finden. Nur dann, wenn ein gemeiner Kerl Geld haben will, wird er geschmeidig.

Die Katzen sind hier in einer Rücksicht übel daran, indem ein gewisser Aberglauben ihnen sehr nachtheilig wird. Man bemerkt nemlich mit Verwunderung, daß fast allen Katzen ein Stück vom Schwanz abgehackt ist. Als ich mich nach der Ursache dieser Verstümmelung erkundigte, sagte man mir: die Katzen hätten in der Spitze des Schwanzes einen Wurm; diesen müßte man weghacken, weil sie dann besser gediehen und größer würden.

Ich bin kein Buffon, kein Bonnet und kein Linné; aber die Sache kommt mir verdächtig vor, und ich kann mir nicht einbilden, daß ein Thier vollkommen werden könne, wenn man ihm ein Stückchen vom Körper abhackt. Die Neapolitaner werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier sage, daß ihr Aberglaube bis zu den Katzen herabsteigt.

So viel ist indess gewiß, daß es hier ungeheuer große Katzen giebt, wie ich sie an keinem andern Ort gesehen habe; aber dies hat einen andern Grund. Das Kastriren nemlich ist hier sehr im Gebrauch, und nicht allein die

Menschen, sondern auch die Katzen sind diesem Schicksal unterworfen. Die Menschen kastriert man, damit sie schön singen, und die Katzen, damit sie groß werden. Auch läßt sich dies letzte eher hören, weil dann die ganze Kraft der Thiere beysammen bleibt.

Der Cubicinhalt, oder der Umfang einer solchen Katze beträgt mindestens noch einmal so viel, als einer gewöhnlichen deutschen Katze, und man scheint einen gewissen Staat damit zu treiben. Sie liegen gewöhnlich in den Laden an der StraÙe, und ich habe sogar einige angeschossen gesehen. Dabey sind sie sehr schön und fett, und dienen gleichsam zum Prunk. Kurz, wer sich keine Pferde halten kann, der hält sich große Katzen, und der Eigenthümer eines solchen Katzenwallachs würde ihn oft um vieles Geld nicht verkaufen.

Mögen die Katzen indessen so groß seyn, wie sie wollen, so bin ich doch geneigt zu glauben, daß man deshalb weder das Recht hat, ihnen den Schwanz abzuhacken, noch auch, sie zu kastriren.

In Deutschland wünscht man sich eine gute Nacht, wenn man sich des Abends von einander treunt; hier in Neapel geschieht, dies noch zu einer andern Zeit, nemlich, wenn Licht angezündet wird. Sobald dies geschieht, hört man das *felice notte* von allen Seiten erschallen. Dieser Gebrauch hat nichts widerainniges, im Gegentheil einigen Grund für sich. Wenn nemlich das Licht angezündet wird, so ist dies ein Beweis, daß die Nacht angebrochen ist, und man wünscht sich also gleich im Anfang derselben, daß sie gut hingehen möge.

Das Kopfschütteln bedeutet an andern Orten so viel als nein; hier hat man eine andere Manier, nein zu sagen. Man hebt den Kopf in die Höhe, als wollte man ihn in den Nacken legen, und macht dabey eine gewisse Bewegung mit dem Munde, oder schnalzt wohl gar etwas dabey, als gäbe man seine Mißbilligung über die Frage zu erkennen. Dies scheint anfangs unan-

ständig und beleidigend zu seyn, macht auch in der Folge einen widrigen Eindruck. Indessen laßt sich doch etwas dafür sagen. Unsere pantominische Bejahung ist ein Kopfnicken, das Verneinen hier ist das Gegentheil davon, ein Kopfaufheben.

Die Fleischer haben hier eine große Geschicklichkeit, das Fleisch so zu hauen, daß es ein gutes Ansehen bekommt, und die Knochen verborgen werden. Um aber die Haut des Schlachtviehes leicht abzuziehen, bedienen sie sich eines sonderbaren Mittels. Sie stecken nämlich eine Federspule oder eine andere kleine Rohre zwischen Haut und Fleisch hinein, etwa am Schenkel, und blasen sodann das Thier auf. Dadurch bekommt es ein ungeheures Ansehen, und gleicht gänzlich einem Thier, das ertrunken und hernach aufgeschwollen ist. Sodann nehmen sie große Stäbe und schlagen aus allen Kräften auf das Thier über den ganzen Körper, welches

bey der ausgespannten Haut ein großes Geräusch macht, und ziehen es darauf ab. Wahrscheinlich löst sich durch das Aufblasen und Schlagen die Haut von dem Fleisch von selber ab, und verursacht hernach bey dem Abziehen nur noch eine geringe Mühe. Ich glaube, daß man diese Gewohnheit als nachahmungswürdig empfehlen kann.

Das Aderlassen geschieht hier nicht mit dem Schnapper, wie in Deutschland, sondern mit der Lascette, wodurch man bloß die Ader ritzt oder aufsticht. Diese Methode scheint sicherer zu seyn, und hat nicht das widrige und ängstliche des Zugschnappens.

Wenn die Fasten begonnen haben, so berechnet man hier die Dauer derselben auf eine besondere Weise. Jeder Materialist hängt vor

seinem Laden eine Pomeranze auf, und steckt darin sieben Federn, weil die Fasten sieben Wochen währen. Jeden Sonntag ziehen sie eine davon heraus, und so kann man vor jedem Laden sehen, wie lange der fromme Katholik noch die Fleischspeisen entbehren muß. In einigen Läden hängt über der Pomeranze noch ein altes Weib von Lappen gemacht, und mit einer Spindel in der Hand, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß jetzt nicht die Zeit des Vergnügens, sondern der Arbeit und der Büßung sey. Ich habe am Ende der Fasten ein kleines Feuerwerk um das alte Weib bemerkt. Man schießt sie also wahrscheinlich am Ende der traurigen Zeit voll Freuden in die Luft.

Die Fortsetzung künftig.

Eine
Fahrt nach Ischia.

Ein Freund von mir, ein deutscher Officier, hatte den May 1802 hindurch die Wache auf dem Kastell der Insel Ischia. Ich wollte diese Gelegenheit nicht versäumen, die Insel zu sehen, und machte die Anstalten zur Reise.

Gewöhnlich geht im Sommer Abends um 8. Uhr ein Boot vom Molo piccolo dahin ab. Ich schiffte mich zur bestimmten Zeit unter großem Gepöhl der Schiffleute ein, denn noch jetzt ist es gerade so, wie es Horaz vor zwey tausend Jahren beschreibt, noch jetzt rufen, und schelten, und zapfen diese Menschen bey ihren Geschäften wie zu den Zeiten Augusts und Macen's,

Wir fuhren bey dem großen Molo mit seinem Leuchthurn, bey dem Castell nuovo, bey dem königlichen Palais, bey dem Castell dell' Uovo, bey Khiaja, also bey einem großen Theil der Stadt vorbey, und näherten uns der Spitze vom Pausilipp. Es waren einige Bauerweiber auf dem Schiff und einige gemeine Männer, die alle das niedrige Neapolitanische sprachen, und mit denen ich also nicht reden konnte. Ich konnte nichts als sehen.

Einige Fremde, die auf dem Golf spazieren gefahren waren, kamen unter schnellem Rudern zurück, einige Boote mit Fackeln schwammen auf dem Wasser zum Fischen herum, und aus der Stadt tönte ein dumpfes Getöse über das Meer. Die vielen Lichter in den Häusern an Khiaja und am Pausilipp gewährten einen schönen Anblick.

Es war Nacht, und mit Verwunderung bemerkte ich auf einmal, daß rings um das Fahrzeug her Feuerfunken sprühten, und daß das Wasser, so wie es von den Rudern geschlagen wurde, ganz feurig schimmerte. Das Meer hat

nemlich an einigen Orten die Eigenschaft, gleichsam Feuer auszuspiesen, wenn es bewegt wird, und wie einen hellen electrischen Glanz zu verbreiten.

Indem ich mich im Stillen an dieser Erscheinung ergötzte, begegnete mir etwas, das mir noch nicht begegnet war: ich wurde allmählich seekrank. Ich war nach Venedig, ich war von Fazzuolo nach Baja gefahren, ohne dadurch zu leiden; hier empfand ich auf einmal eine immer zunehmende Übelkeit, die alles Vergnügen an der Fahrt vernichtete. Es wehte kein Wind, und das Meer war, besonders am Ufer, ganz ruhig; aber tiefer im Golf hinein spürte man Wellen, und das Boot nahm eine wankende Bewegung nach der jedesmaligen Richtung der Wellen an.

Ich als einige Citrus Pomeranzen und wollte mich stark machen; aber das Übel wurde schlimmer, und noch ehe wir die Spitze vom Pausilipp erreichten, kam es zum Ausbruch.

Man verzeihe mir, daß ich so etwas erzähle; es ist nichts angenehmes, aber es ist etwas

menschliches, und ich berufe mich hier auf das *homo sum cæc.* Auch habe ich, wenn ich Autoritäten anführen darf, zwey sehr wichtige: Homer und Virgil haben dasselbe, und zwar sehr umständlich beschrieben. Kurz, ich muß hier um der Umstände willen etwas erzählen, das man sonst nicht zu erzählen pflegt, und noch einen Augenblick dabey verweilen.

Es ereignete sich nemlich bey dieser Seekrankheit etwas, das mit der Beschaffenheit des Meers in Verbindung stand, und mir bey allen übeln Empfindungen lacherlich vorkam. Indem der unangenehme Erguß das Meer berührte, verwandelte er sich gleichsam in Feuer, und es schien, als wenn besonders viele Funken dadurch hervorgebracht wurden. Mir fielen dabey einige komische Bilder ein, und ich hätte überlalt lachen müssen, wäre es Spasß mit der Seekrankheit. In meinem Leben hatte ich keine Ähnlichkeit zwischen mir und einem feuerspeienden Drachen gefunden, hier konnte ich sie beynabe nicht verkennen; zugleich fiel mir der nahe Vesuv, als das große Muster alles Feuerspeiens ein.

Die ganze Gegend ist hier dazu eingerichtet, dachte ich, warum sollten die Menschen ausgeschlossen seyn? Kurz, die ganze Natur ist hier schwanger von Feuer. Auf dem ganzen Erdboden werfen die Menschen nur Speichel oder Wasser aus; wer das Vergnügen haben will, Feuer zu speien, der fahre in der Nacht nach Ischia.

Die Seekrankheit scheint aus zwey Ursachen zu entstehen, aus der wankenden Bewegung des Schiffs, und aus der Meerluft. Die Empfindung, die durch das Wanken des Schiffs hervorgebracht wird, hat viel Ähnliches mit der, wenn man sich in einer Schaukel hin und her werfen laßt, und diese Bewegung nicht vertragen kann. Das eigentliche Wiegen des Schiffs ist nicht so empfindlich, als vielmehr die Bewegung, wenn eine Welle es vorne hebt, und sodann die Spitze wieder hinunterfährt, unterdeß das Hintertheil wieder emporsteigt. Es ist, als wenn der Magen diese Bewegung mitmache.

Die Meerluft aber, die sich wegen ihres Salzes und wegen ihrer Feinheit ganz von der

Landluft unterscheidet, vermehrt die übeln Empfindungen. Eins von beyden wäre schon genug, sehr krank zu machen. Als unser berühmter vaterländische Dichter und Schriftsteller, Gothe, auf seiner Reise durch Italien von Neapel nach Palermo reiste, ward er vorzüglich heftig von der Seekrankheit angegriffen. Sie brachte ihn so weit, daß er alle Besinnung verlor, und wie in einem hitzigen Fieber lag. In diesem Delirio hielt er das Getöse des Schiffsvolks für das Zanken eines Frauenzimmers, und ereiferte sich über sie. Keine Vorstellungen halfen. Seinen Begleiter, der ihm mit vieler Mühe zu beweisen suchte, daß die Schiffsleute den Lermen um ihn her machten, sah er groß an und sagte: nun sehe ich, daß auch Sie mich hintergehen wollen; das hatte ich nicht gedacht. Ich verliere alles Zutrauen zu Ihnen.

Ich habe dies aus dem Munde seines Begleiters, der dagegen nicht im geringsten von der Seekrankheit litt. Gothe ward nicht eher hergestellt, als bis sie sich Sicilien näherten, und Landluft einzuathmen anfangen. Sobald dies geschah,

sah, kam er zu sich selber, stand auf, und be-
gehrte was zu essen.

Die Meerluft muß also einen sehr großen
Einfluß haben, und auf manche Naturen noch
mehr wirken, als die Bewegung des Schiffes. So
weit kam es mit mir nicht; ich hatte aber auch
nur ohngefähr vier Meilen zu reisen, unterdeß
von Neapel bis Palermo über vierzig sind. In-
dessen litt ich auch in den sechs Stunden, die ich
auf dem Wasser zubrachte, schon viel, und sie
schienen mir sechs Tage zu seyn; denn eine so
geraume Zeit in einer beständigen und heftigen
Übelkeit auszubringen, das gleicht einer angreifenden
Krankheit.

Unterdeß ich litt, zogen die Schiffer Fino-
chi hervor, eine Art Fenchel, den man hier roh
ißt, genossen Käse dazu, und tranken Wein aus
den Flaschen. Wie beneidete ich sie!

Die Nacht war dunkel, und ich konnte we-
nig von den Gegenständen umher sehen; ich
mogte auch nichts sehen. Die Küste ließ sich
rechts beobachten, aber nichts darauf unterschei-
den. Endlich näherten wir uns einem Lande,

H. Sch.

G

und ich freute mich, das Ende meines Duldens kommen zu sehen. Ich konnte kaum reden, fragte jedoch, ob es Ischia sey; allein ich hörte zu meinem Schrecken, wir wären erst bey Procida. Noch eine ganze Stunde mußte ich aushalten, dann fuhren wir bey hohen Felsen vorbey, die fürchterlich über uns hingen, und landeten endlich bey der kleinen Stadt Ischia nuova. Ich taumelte ans Land, und ließ meine Sachen in ein Wirthshaus tragen, in welchem ich eine gute Aufnahme und ein ertragliches Nachtlager fand.

Am andern Morgen sah ich auf einen kleinen Marktplatz, auf welchem Weiskraut, das das Boot mit aus Neapel gebracht hatte, Brod, Finochi, Pommeranzen, Nüsse, und sehr schönes Fleisch feil geboten wurden. Auch einen Aquapol oder einen Menschen, der mit Eiswasser handelt, bemerkte ich.

Aus der Stadt führt ein langer schmaler Damm durch das Meer zu dem Felsen, auf welchem das Castell liegt. Dieser Felsen ist an allen andern Seiten unzugänglich, und erhebt sich

senkrecht aus dem Meere. Das Ausgebrannte, Schwarze der Steine, woraus er besteht, zeigt deutlich, daß er vulkanischen Ursprungs sey. Vielleicht entstand er in Zeiten, von denen die Geschichte nicht redet, wie der Monte nuovo, in einer Nacht, vielleicht sind alle Inseln und Berge, die in dieser Gegend liegen, Kinder von Ausbrüchen unterirdischen Feuers. Man glaubt gemeiniglich, die Erde wird in Feuer untergehen; hier entstand sie aus Feuer.

Man steigt auf das Castell durch einen einzigen Weg, der durch viele Thüren und Gewölbe führt, hinauf. Oben wohnt der Commandant, der wachthabende Officier aus Neapel, der Adjutant des Commandanten u. s. w. Auch ist der Ort zu einem Aufenthalt für Gefangene vornehmer und gemeiner Personen bestimmt.

Die Aussicht von dem Castell, das nach dem Augenschein ohngefähr 800 Fuß hoch über der Meeresfläche liegt, ist so schön, wie vielleicht wenig Aussichten in der Welt. Um eine Insel zu sehen, besonders eine Insel, wie Ischia, muß man nicht auf derselben seyn, sondern einen vor-

theilhaftigen Standpunkt außer ihr haben. Diesen hat man auf dem Castell, wo man sie gegen sich über in ihrer ganzen Pracht emporsteigen sieht. Die beyden höchsten Berge derselben St. Nicole und Campagnano ragen an beyden Seiten mit einem unbeschreiblichen Reiz hervor, und zwischen ihnen versenkt sich ein Thal, das aber im Vergleich mit dem Ufer des Meers auch ein Berg ist. In der größten Tiefe desselben ist eine Thurmspitze von einem kleinen Städtchen der Insel. Zu seinen Füßen sieht man die Hauptstadt der Insel Ischia nuova sich am Ufer des Meers hinstrecken, die aber nur eine StraÙe zu haben scheint.

Indem ich mich an dem schönen Anblick der Gebirgsinsel weidete, entdeckte ich auf einmal einen Strich Landes, der sich an Farbe und Gestalt gänzlich von dem andern Boden unterschied. Er nahm seinen Anfang an dem höchsten Berge der Insel, am St. Nicole, ohngefähr am dritten Theil der Höhe desselben, und erstreckte sich dann dicht hinter der Stadt bis ans Meer hinunter. Die Farbe war braun, und die Gestalt so

rauh und wild, wie ich noch keine Gegend gesehen hatte. Ich rieth, was es seyn würde, und errieth es; es gehörte kein großer Scharfsinn dazu. Es war eine Lava, die gerade vor fünfhundert Jahren sich aus dem Berge ergossen, und ihren Lauf nach dem Meer genommen hatte. Diese Begebenheit ereignete sich unter Carl II. von Anjou im Jahr 1301. Damals brach ein heftiges Feuer aus der Erde hervor, welches zwey Monathe brannte, und eine Stadt, die auf dem Wege der Lava lag, gänzlich zu Grunde richtete.

Der Ort, aus welchem die Lava hervorgequollen war, liefs sich selbst vom Castell aus noch deutlich unterscheiden, indem er einen weiten Krater bildete. Seltsam schien es mir, daß der Strom nicht an dem steilsten Abhange des Berges herabgeflossen war, sondern seine Richtung gegen das Meer über ein weit weniger abschüssiges Land genommen hatte. Da dies ganz den Gesetzen der Schwere entgegen ist, so muß die Gegend seit der Zeit eine Veränderung erlitten haben, und der Ort, wo der Strom dem jetzigen

Anscheine nach hätte hinfließen sollen, ist vielleicht allmählig tiefer versunken, welches in fünfhundert Jahren sehr leicht geschehen kann, und selbst bey der damaligen plötzlichen Revolution schon geschehen konnte.

Ich hatte bis jetzt einen unrichtigen Begriff von dem Strom einer Lava gehabt. Ich glaubte, er flüsse, wie geschmolzenes Metall, mit einer ebenen Oberfläche fort. So ist es nicht. Auf dem Strom schwimmt etwas, und zwar eine Menge glühender Felsklumpen, die seine ganze Straße bezeichnen, und nach der Erstarrung wild unter einander liegen bleiben. Da der eigentliche Glutstrom unten ist und allmählich verwittert, so bemerkt man zuletzt nur diese großen und kleinen ausgebrannten Schlacken, die das Bild der furchterlichsten Verwüstung aufstellen. Die Natur bekommt dadurch eine Wunde, wovon die Narben erst nach Jahrtausenden abheilen.

Der nächste große Gegenstand also, wenn man gegen Abend schaut, ist Ischia; gegen Morgen ist die Scene mannigfaltiger und prächtiger. Man sieht von dieser Seite Procida mit der klei-

nen Felsinsel vor derselben, Cap Misene, die Küste Italiens bis Gaeta, vielleicht bis Terracina, wo der Kirchenstaat anfangt, St. Elmo, die Carmaldoli, den Vesuv und Somma, das Cap Minervae, den Pausilipp, die Insel Capri, und tiefer im Lande die lange Bergkette der Apenninen. Auf einem Theil dieser letzten sah man noch eine Menge Schnee. In einem so warmen Lande ist es angenehm, auch im Sommer Schnee zu sehen. Gegen Mittag blickt man in das weite Meer hinaus, so wie auch gegen Mitternacht, wo einige Inseln darin liegen.

Da es oben auf dem Castell einen Fleck, einen Astrico, giebt, von welchem man dies Alles überschauen kann, so ist dieser Aufenthalt ohnstreitig sehr reizend, und ich glaube, daß manche meiner Landsleute sich gern entschließen würden, einige Tage hier Festungsgefangene zu seyn, um die schöne Aussicht zu genießen.

Ich fand hier eine Anzahl Staats- und auch Baugesangene, bey denen dies nicht der Fall schien; sie waren freilich auf längere Zeit für diese schöne Aussicht bestimmt. Unter den

Staatsgefangenen befanden sich, welches mir sehr seltsam schien, vier oder fünf junge Leute, welche ihre Väter hieher hatten setzen lassen. Der eine hatte gegen den Willen seines Vaters geheirathet, der andere wollte gegen den Willen desselben heirathen, ein dritter hatte mit der Gemahlinn eines Franzosen Liebschaft gemacht, und das französische System angenommen, ein vierter hatte seinem Vater Unterschleif gemacht u. s. w. Unschuldig mochte wohl keines von den Vögeln seyn, die hier im Käfig eingesperrt waren; indessen schien es mir doch auffallend, daß die väterliche Gewalt so weit ging. In Deutschland ist dies, so viel ich weiß, nicht der Fall; dem ohngeachtet besinne ich mich, daß ein solcher Zeisig auf väterliche Veranstaltung in Glogau auf der Festung saß.

Der die Liebschaft mit der Französin gehabt hatte, war ein Marchese, und nach dem Tode seines Vaters ein Principa. Er ging gekleidet, wie man auf den hiesigen Theatern die Franzosen vorzustellen pflegt: mit Pantalons, die bis über die Brust reichten, mit einer zweyhän-

breiten Weste u. s. w. Denn es giebt Menschen, die das Wesentliche der republikanischen Grundsätze in folgende Dinge zu setzen scheinen: in einen kurzen Knotenstab, in abgeschnittene Haare, in ein Betttuch um den Hals, in ungeheuer weite und lange Hosen, und, was schlimmer als alles dieses ist, in ein unverschämtes Wesen, das keinen Wohlstand und keine Bescheidenheit kennt.

Indessen sollte man in Staaten, wo man keine Freiheitsgrundsätze entstehen lassen will, der gleichen republikanische Popanze durchaus nicht verdrängen, sondern sie vielmehr auf alle mögliche Art öffentlich zu produciren suchen. Sie sind das beste Arzneimittel gegen alle übertriebene Freiheitssysteme, und können gleichsam zu Schreckmännern gebraucht werden. Welche Sache kann Männer von Einsicht und Einfluß auf ihre Seite bringen, wenn ihre Anhänger sich auf eine so widerliche Art charakterisiren.

Der Marchese, der hier in einer Höhe von 800 Fuß, und hinter zwanzig verschlossenen Thüren, durch seinen Anzug die Freiheit predigte,

war ohngefähr 18 Jahr alt, aus einer der vornehmsten Familien in Neapel, hatte aber keine gesittete, noch weniger eine wissenschaftliche Erziehung, und redete beynahe die Sprache der *Lazzari*, worin man das *aggie* und *saccio* statt *e* und *io* immer hört.

Ich muß gestehen, mir kamen mehrere von diesen jungen Leuten nicht *satti* genug vor, um auf die Festung gesetzt zu werden, und es hätte wohl noch eine andere Art, sie zu bestrafen, gegeben. Einer von ihnen hinkte; dafür schien er aber die meisten Kenntnisse zu haben. Diesen letzten besuchte ich einst in seinem Zimmer, fand ihn aber nicht, sondern einen andern schlechtgekleideten Gefangenen, der Weiskraut und Speck zum Mittagsessen zubereitete. Ich fragte ihn, weshalb er sich hier befand, und horte mit Verwunderung von ihm, er habe seinen Kammerdiener erstochen. Der Mann also, der einst selber seinen Bedienten hatte, machte hier jetzt denselben. Aber dies Schicksal trifft ja oft Menschen, die vorher den andern nicht umgebracht haben. Er war aus Palermo, und

ein kurzer dicker Mann, bey denen man gewöhnlich viel Jachzorn antrifft.

Da ich weder einen Kammerdiener umgebracht, noch eine Mißheirath gethan, noch auch jacobinische Grundsätze angenommen hatte, so thaten sich vor mir die Thore des Castells auf, wenn ich ausgehen wollte, und ich bediente mich dieses Vortheils. Denn wenn man eine reizende Gegend vor sich sieht, so erwacht die Lust, darin herumzuwandeln. Wir stiegen das Castell herab, gingen über die lange steinerne Brücke, die es mit der Insel verbindet, sodann durch die Stadt, und stiegen in einem tiefen beschatteten Wege an dem Berg Campagnano hinauf. An einer beträchtlichen Höhe schlängelte sich der Weg links ziemlich horizontal um den Berg herum, und von diesem Wege hatten wir bald eine so reizende Aussicht, wie sie sehr selten in der Welt ist. Der Landschaftsmaler ist hier gleichsam in seinem Element, oder vielmehr auf der Akademie, und von allen Seiten bieten sich ihm Scenen dar, welche auch in der Nachahmung die reizendste Wirkung machen.

Es ist wahr, man sieht in diesen Gegenden immer dieselben Gegenstände, die nemlichen Berge, Inseln, Vorgebirge, Städte u. s. w.; aber sie erscheinen auch immer wieder in einer andern Gestalt. Der Vesuv und Somma, die bey Neapel einen erhabnen und majestätischen Anblick gewähren, erscheinen hier, wie ein reizendes Miniaturgemälde; die Insel Capri hebt ihr Haupt mit einer ganz andern Physiognomie aus dem Meere, und der Pausilipp hat eine ganz fremdartige Gestalt an dieser Seite. Bey dem beständigen Einerlei ist eine beständige Verschiedenheit zu entdecken. Auch gewährt hier das Castell, auf welchem die Häuser terrassenmäfsig über einander liegen, einen sehr schönen Anblick.

Als wir durch den hoblen Weg wieder herabstiegen, bemerkte ich an den Seiten einige Höhlen in dem Felsen, worin Menschen wohnten. Sie hatten sich eine Thür in dem Eingange gemacht, und auch eine andere Öffnung zum Abziehen des Rauches. Dies Clima erlaubt es, dafs die Menschen, gleich wilden Thieren, in Höhlen wohnen. In einer Höhe von dreifsig

Fuß hoch, über ihnen wuchsen Bäume und Getreide, und Weinreben. Die Menschen aber bettelten.

Wir hatten eine beträchtliche Tiefe hinab zu steigen, und am Castell mindestens eben so hoch wieder hinauf, unser Spaziergang betrug vielleicht $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile, und ich war ziemlich ermüdet; demohingeachtet konnte ich die Nacht nicht schlafen. Man sagte mir, dies rühre von der feinen Meer- und Bergluft her, die gewöhnlich nur starken und fetten Personen bekäme, für eine magerere Constitution aber nicht nährend genug wäre. Ich habe nachher überhaupt bemerkt, dafs, ganz wider die Meinung, welche man hie und da in Deutschland hat, die Meerluft viel zu subtil und scharf für eine schwache Brust ist, und dafs ihr vielmehr eine dickere Land- oder Gartenluft bekömmt.

Am andern Tage machte ich eine Wallfahrt nach dem Lavastrom, den ich nun schon so oft von weitem bewundert hatte, und auf den sich immer mein Auge von neuem richtete. Je mehr ich mich demselben näherte, um so furchterlicher

ward sein Ansehen, um so größer erschienen die Felsklumpen, die er fortgewälzt hatte, um so rauher ward seine Bahn. Sehr viele von den ausgebrannten Schlacken hatten mehr als Mannshöhe, und waren dabey noch ganz kahl. Ein Feuerstrom, wie dieser, ist ganz dazu gemacht, das fruchtbarste Gefilde zu verwüsten, und nicht auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende.

Liefse der Strom eine ebne Oberfläche zurück, so würde sich in kurzer Zeit wieder Erde darauf sammeln, oder dahin gebracht werden können; jetzt ist alle Cultur unmöglich. Wessen Acker auf solche Art überschwemmt wird, der sieht ihn dadurch gleichsam auf ewig aus dem Hypothekenbuche der Natur ausgelöscht. Dennoch hatte man hie und da in dem Strome Häuser gebaut, und hinter denselben ganz kleine Gärten angelegt. Vielleicht hatte hier der Strom milder raube Plätze gelassen, oder die Schlacken waren allmählich verwittert; sie hinwegzuschaffen, wurde mehr kosten, als ein ebnes Gefilde zu kaufen.

Ehimals schlängelte sich nur ein schmaler Fußsteig durch die Breite der Lava, jetzt hat man eine ebne geraume Fahrstraße durch dieselbe angelegt, denn der König hat an jener Seite desselben ein Lusthaus, worin er sich gewöhnlich vierzehn Tage im Jahr aufhält, und sich mit Fischfang belustigt. Denn ohnweit von demselben ist ein Teich, der mit dem Meer Communication hat, und worin viele Fische sind.

In dieser Gegend liegen nahe am Meer einige Bäder mit heißem Wasser. Es sind schlechte Häuser ohne Fenster, ohne Bequemlichkeit, darüber gebauet. Hier baden sich die Gäste in einem Zimmer; doch kann man auch das Wasser holen lassen.

Indem wir an den Häusern herumgingen, machte mich mein Begleiter auf kleine Bäche aufmerksam, die aus denselben hervor kamen. Sie waren klar und hell, aber so heiß, daß ich kaum die Hand darin halten konnte. Der Geschmack schien mir sehr salpeterartig und mineralisch. In der Nähe war der Erdboden eben weiß von Salpeter.

Es sind eine große Menge Bader auf der Insel, nemlich 34, und es ist fast keine menschliche Krankheit, gegen welche sie nach der Angabe nicht helfen sollten. Sie heilen das Fieber, den Kopfschmerz, den Stein, die Lungen-, Leber- und Magenkrankheiten, das Podagra und Chagra, das Blutspeien, die Krätze, die Epilepsie, die Lahmungen, u. s. w.; 34 Bader müssen freilich etwas leisten. Doch kann es wohl mit allen nicht so ganz richtig seyn, sonst müßte man sich wundern, daß in dieser Gegend noch Menschen starben.

Unter den Badern sind auch Sandbader, und diese helfen vorzüglich gelähmten Personen; ihre Wirkung soll außerordentlich seyn.

Auf der ganzen Insel umher sind Landhäuser, wenn sich die Bädegäste einmieten. Mein Begleiter wies mir ein kleines sehr angenehm gelegenes, welches er für mich mieten wollte, wenn ich ein Bad der Insel nothig hatte. Aber die Ärzte hielten die Luft der Insel für nicht für zuträglich. So viel ist gewiß, daß sich viele

Menschen Leben und Gesundheit von dieser Insel holen.

Sie hat achtzehn italienische Meilen im Umfange, 10000 Bewohner, und führt jährlich 10000 Botten (à 12 Baril) Wein aus. Das Gedächtniß hat mit der Zahl 10 eine große Hülfe. Sie besteht aus Bergen, und Thälern, und Vorgebirgen. Auf der ganzen Insel ist keine einzige Kuh, aber eine Menge Ziegen. Doch verkauft man schönes junges Rindfleisch, nur nicht alle Tage.

Ich fand einige Theurung auf der Insel, denn es waren genuesische Schiffe da gewesen, und hatten vielerley Sachen eingekauft, besonders Weine. Die übriggebliebenen Sorten waren nur schlecht.

Zwey Commandanten auf dem Castell in Ischia haben ein etwas merkwürdiges Schicksal gehabt. Vor ohngefähr fünfzig Jahren lebte hier ein Commandant, der keine Frau hatte, wohl aber eine Freundinn, in deren Armen er sich schadloß hielt. Nachdem er eine geraume Zeit mit ihr gelebt hatte, kam einst in der Nacht ein

starkes Gewitter herauf, und stand fürchterlich über dem Castell. Nachdem es eine lange Zeit unter Donner und Blitz getobt hatte, fuhr endlich ein Blitz in das Zimmer des Commandanten, schlug an seinem Bette herunter, und lief durch das ganze Haus, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sogleich beschloß, sich dem heiligen Nicolaus, den er in der Noth angerufen hatte, und dem er seine Errettung zuschrieb, zu widmen. Er ließ sogleich Anstalt machen, auf dem höchsten Berge der Insel St. Nicole ein Kloster zu erbauen, bezog es mit einigen Mönchen, und brachte sein Leben darin zu.

Vor ohngefähr dreißig Jahren starb er; aber noch jetzt leben einige Mönche in dem Kloster, und sind die Zeugen von der Wahrheit der Geschichte. Wenn übrigens ihr Genuß auch nicht groß seyn kann, so haben sie wenigstens eine der schönsten Aussichten in der Welt.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß bey dem Commandanten der Eindruck über die Errettung des heiligen Nicolaus nicht so groß ge-

wesen wäre, wenn er nicht schon eine so geraume Zeit mit seiner Freundin gelebt hätte. Ob sie auch ein Kloster bezogen hat, weiß ich nicht.

Der jetzige Commandant ist ein artiger, kenntnißreicher, und angenehmer Mann. Er zeigte viel Achtung für den preussischen Staat, und sprach besonders von Friedrich dem Zweyten mit Begeisterung. Ich mußte ihm viel von der Einrichtung des preussischen Staats erzählen, und da ich die Vorzüge dieses Landes besonders habe fühlen lernen, nachdem mir so viel andere Länder bekannt geworden sind, so machte mir die Beschreibung viel Vergnügen. Es war ihm sehr interessant zu hören, daß man den jetzigen König und Königin von Preussen für das schönste Paar im Lande hielte.

Zu meiner Verwunderung hatte dieser Commandant einen Anverwandten in Schlesien, nemlich den Prinzen Pignatelli, der vor einiger Zeit die Tochter des Herzogs von Curland zu Sagan geheirathet hat. Ich hatte bei der Kammer in Glogau über diese Heirath selbst etwas unter Händen gehabt, und es war mir merkwürdig,

hier in Ischia auf einmal von dieser Verbindung sprechen zu hören.

Auch in dem Leben dieses Commandanten ist etwas merkwürdiges. Er wollte sich in jüngern Jahren gegen den Willen seines Vaters verheirathen, und kam darüber drey Jahre auf das Castell in Ischia. Als er späterhin dennoch seinen Wunsch erreichte, und im Dienst befördert ward, sagte einst der König zu ihm: Sie sind drey Jahre auf dem Castell in Ischia gewesen, Sie müssen alles genau daria kennen, ich will Sie noch einmal dahinschicken, und Sie zum Commandanten daselbst machen. So geschah, was vielleicht, seitdem das Castell existirt, noch nicht geschehen ist, daß ein ehemaliger Gefangener desselben der Commandant davon ward.

Von diesem Manne erhielt ich übrigens einige interessante Aufschlüsse über den *Socrate immaginario*, (den man späterhin kennen lernen wird) und die Beziehungen desselben.

Nachdem ich drey Tage in Ischia gewesen war, dachte ich mit Grauen an die Rückreise. Es hat etwas angstliches, wenn man das Seerei-

sen nicht vertragen kann, sich auf einer Insel zu befinden. Man hat dann immer einen bittern Gegenstand vor sich.

Ich eilte, ihn zu überwinden, und setzte mich an einem windigen Tage gegen Mittag in ein großes Boot, das allerhand Waaren nach Neapel brachte. Ich selber nahm aus dreyen Elementen etwas mit mir, aus der Luft, dem Wasser, und von der Erde; nemlich eine Anzahl Wachteln, einen Fisch, und ein Faß Wein.

Nachdem die Schiffer sich ein wenig gezankt und geschlagen hatten, fuhren wir ab, und hatten guten Wind. Indem wir um das Castell herumsegelten, bewunderte ich den senkrechten Felsen, worauf es liegt, und der nur einen einzigen Zugang hat, jenen obenerwähnten Damm. Er scheint ganz aus vulkanischen Produkten entstanden zu seyn, und gleicht ausgebrannten Steinen und Schlacken.

Ich hatte nicht lange Zeit zur Bewunderung, als sich der unangenehme Gast, die Seckrankheit, schon wieder einstellte. Sie war Schuld, daß ich das interessante Gestade, daß ich Pro-

cida mit seiner Stadt, die sich von der Meerseite vortrefflich ausnimmt, daß ich Misene, Puzzolo, den Monte nuovo, die Solfatara, die kleinen Felseninseln, den Pausilipp, kurz, daß ich alles mit gleichgültigen Augen ansah. Wenn dem Aeneas nicht besser zu Muth gewesen wäre, als er in diesen Gegenden landete, er hätte keine Spiele aufgestellt.

Nach einer fünfstündigen Fahrt liefs ich mich endlich bey St. Lucia ans Land setzen, und dankte Gott, als ich die mütterliche Erde wieder betreten konnte.

Preis und Beschaffenheit

einiger

Lebensmittel in Neapel.

Fortsetzung.

Der Zucker, der ein so wichtiger Punkt in der Wirthschaft ist, hat hier einen etwas geringern Preis, als in Deutschland. Man verkauft gewöhnlich zwey Gattungen davon, nemlich den sogenannten Puderzucker, und den Zucker in Hüten. Der erste ist bey weitem wohlfeiler, und das Rottolo davon, oder ohngefehr zwey Berliner Pfund, kostet 16 Ggr., oder 5 Carlin und einige Gran. Aber er ist auch nicht ganz weifs und rein, läfst sich jedoch zum Caffee und zu andern Sachen sehr gut gebrauchen. Die feste Gattung

ist weisser und reiner, aber das Rottolo kostet auch 8 Carlin, oder einen preussischen Thaler.

Der Caffee kostet das Rottolo 8 bis 9 Carlin, und ist gewöhnlich von einer guten Art. In den Caffeehäusern aber wird er meistens schlecht bereitet, indem man ihn zu lange kochen läßt, oder auch mit andern Sachen vermischt; dafür kann man aber auch eine große Tasse voll für einen Gran oder Kreuzer bekommen. Gewöhnlich kostet die Tasse mit Zucker und ohne Milch zwey Gran. Milch trinkt man selten dazu, weil man sie für schwer verdaulich hält.

Der Wein ist nach meiner Meinung das wohlfeilste, was man hier verkauft. Ein Baril sehr guter rother Wein, oder ohngefähr 48 Berliner Flaschen, bekommt man um 24 bis 30 Carlin; aber der gewöhnliche Tischwein wird auch das Baril um 16 bis 18 Carlin verkauft. Dagegen ist der ausländische Wein bey weitem theurer, und eine Flasche Malaga z. B. kostet 5 Carlin. Durch die Wohlfeilheit des Weins werden die gemeinen Deutschen, die hier kommen, gewöhnlich Trinker; für die Ita-

liener, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, hat er nicht so vielen Reiz.

Das Öl, wovon hier sehr verschiedene Sorten sind, ist auch um billigen Preis zu bekommen. Die Berliner Flasche davon mögte ohngefähr 8 Ggr. kosten. Das gute hat einen sehr angenehmen Geschmack. Es muß mit dem Schweineschmalz die Stelle der Butter vertreten, und wird an vielen warmen Speisen gebraucht. Butter wird sehr wenig gegessen, und kann auch, wegen ihres hohen Preises, nur auf die vornehmsten Tafeln kommen. Sie ist im Ganzen sehr schlecht, und nur die sorrentinische läßt sich mit der Butter in andern Ländern vergleichen.

Auch der Käse ist zu hohem Preise, und, nach meiner Meinung, sehr schlecht. Er hat gewöhnlich etwas Brennendes und Beißendes, und mancher sieht eckelhaft weiß aus. Es scheint, als wenn die Neapolitaner in Zubereitung solcher Produkte, die von Viehzucht herkommen, durchaus eine falsche Manier erwählt hatten. Es werden vielfache Sorten von Käse gemacht,

und fast keine einzige hat einen guten Geschmack. Eine Art davon wird geräuchert, (hat man je dergleichen gehört?) eine andere Art ist ganz blätterigt und schwammigt, eine dritte heißt *cascio cavallo* u. s. w., aber keine einzige Art ist für einen deutschen Gaumen schmackhaft. Was eigentlich fetter Käse sey, davon scheint man hier wenig zu wissen; der erträglichste ist noch der ganz frische süsse Käse, wovon eine Art Ricotta, und eine andere Muzzarelle heißt. Die Ricotta oder der weiche Käse wird in das Gebackene, etwa in Blätterteig gemacht, und bey allen Pastetenbackern, die hier sehr elende Waare führen, verkauft. Diese Pastetenbäcker bieten zugleich gebratene Hühner und anderes gebratenes Fleisch feil.

Es hat etwas sehr widerstehendes, Käse, statt eingemachter Früchte in dem Gebackenen zu essen, zumal da dies letzte mit Schweine- oder Rindsfett statt der Butter gemacht ist.

Die Muzzarelle, die kleine blätterige Klumpchen sind, haben einen süßen und ziemlich angenehmen Geschmack; aber ihre Zubereitung ist

sehr seltsam. Man bratet sie an einem kleinen Spieß über Kohlen; wer hat je in Deutschland gebratene Käse gegessen? Auch bratet man sie mit einem in einer Pfanne, wo sie sich denn mit der Gabel lang in die Höhe ziehen lassen. Dies gilt bey Tische, selbst auf vornehmen Tafeln statt der sogenannten Fasten- oder Mehlspeise. Wenn man es zum erstenmal ißt, so widersteht es sehr,

Der beste Käse, den man hier jetzt bekommen, ist der holländische. Man bezahlt das *Bottolo* davon mit 4 Carlin; der inländische Käse gilt 2, 3, bis 4 Carlin, je nachdem er besser oder schlechter ist.

Die Milch ist so theuer, daß der gemeine Mann sie sich ganz versagen muß. Die Kuhmilch wird sogar nach Unzen (2 Loth) verkauft, und jede Unze kostet 14 Kreuzer (6 Pf.). Das ist wirklich unerbötlich. Wie viel entbehrt der Arme, wenn er sich die nährende und wohlschmeckende Speise der Milch versagen muß, die er meistens in Deutschland um den wohlfeilsten Preis findet.

Ich erinnere mich, daß ich im vorigen Sommer mich einige Zeit auf dem Landguth des Geheimraths von Seidl bey Glogau befand, um die sogenannte Buttermilch zu trinken, die mir vortrefliche Dienste that. Hier wurden vier schlesische Quart (ohngefähr drey Berliner Flaschen) von der dicken oder geronnenen Milch um einen Kreuzer verkauft, und zu ganzen Tounen für arme Landleute abgeholt. Das Quart, oder anderthalb Pfund Butter, die ich mit Freunden gegen die sorrentinische vertauschen würde, galt damals 6 Ggr., und das Quart Buttermilch ohngefähr einen Pfennig.

Welch eine Wohlthat ist der niedrige Preis eines so schönen Produkts für den Armen, und wie glücklich würden die gemeinen Neapolitaner seyn, wenn sie daran Theil nehmen könnten! Jetzt kaufen sie sich, wenn sie etwas recht leckeres genießen wollen, um einen Kreuzer zwey Bissen geronnene Milch oder etwas Ricotte, und schlurfen es mit Begierde hinunter.

Es ist wahr, daß hier viele Arten schöne Früchte sind, aber sie nähren und sättigen bey

weitern nicht, wie die Milch. Melonen, Feigen, Pomeranzen, sind keine Nahrung für den, der arbeiten soll; und auch der Preis davon ist noch immer zu hoch für den Armen. Ich sehe oft Menschen in den Eisbuden stehen, und die ausgedrückten Citronenschalen essen, von denen Gefrommes gemacht ist.

Die Theurung der Milch kommt von der geringen Anzahl Kühe her, die in Neapel sind, und die sich vielleicht nicht höher, als auf 100 Stück belaufen. Was ist dies für eine Stadt von 600000 Menschen? Ziegen sieht man dagegen häufig, und für drey Kreuzer bekommt man ein mittleres Bierglas voll Milch; aber man hält sie nicht für so gesund, wie die Kuhmilch.

Der König hatte ehemals eine sehr schöne Holländerei in Caserta von 600 Kühen, und es wurde dort vortreffliche Butter, auch Käse nach Schweizer Art gemacht. Aber die Franzosen haben die Kühe geschlachtet, und alles zu Grunde gerichtet. Es ist unglaublich, was dieser unselige Krieg überall im Großen und Kleinen für

Unheil angerichtet hat. Fast alles ist schlimmer dadurch geworden.

Das Eis, oder das Gefrorne ist ein sehr wichtiger Artikel für Neapel, und besonders im Sommer. Es ist unglaublich, in welcher Menge es genossen wird, vorzüglich in heißen Tagen. Kaum sollte man glauben, daß ein solcher Vorrath von Schnee, der dazu gehört, im Winter konnte gesammelt werden. Aber die Berge vom Cap Minervae müssen ihn hergeben, und besonders der Monte Gauro, auf welchem er, als auf dem höchsten davon, am meisten liegt. Hier wird er zur Winterzeit in ungeheure Gruben eingestampft, und von dort, in Laub und große Matten eingewickelt, zu Wasser nach Neapel gebracht.

An keinem Ort in der Welt wird vielleicht so gutes Eis gemacht, wie hier. Man hat es von allen Arten nach der Jahreszeit und den jedesmaligen Früchten: von Pommeranzen, Citronen, Milch, Erdbeeren, Kirschen, Melonen, Apricosen, Pistazien, Zimmt, Orgeade, Caffee, Choctolade u. s. w. Es wird auf zweyerley Art betrei-

tet, entweder in der Weichheit wie Butter, oder in fester Consistenz und in runden Stücken, doch so, daß sie sich mit einem Löffel abstechen lassen. Die erste Art wird aus einem kleinen Becher oder Glase gegessen, die andere von einem Teller.

Zum Glück für Neapel ist das Gefrorene zu wohlfeilem Preise zu bekommen; ein gutes halbes Bierglas voll von der weichen Sorte gilt 6 Gran, und ein festeres Stück von der Größe eines halben Tellers, zwey Finger dick, einen Carlin.

Die Eishäuser sind bey heißem Wetter gedrängt voll, und der größte Zufluß ist des Abends um neun Uhr. Ein ewiges Kommen und Gehen findet dann statt. Ein Eiswirth an der Strada Chiaja hatte an dem Tage, an welchem der König kam, allein 3000 Stück festes Eis, also für 300 neapolitanische Dukaten ($\frac{1}{2}$ Tblr. 6 Ggr.) verkauft; rechnet man das übrige eben so viel, so war in seinem Hause an einem einzigen Tage für 750 Thaler Eis verzehrt. Hieraus kann man auf den ungeheuren Absatz des

Gefrorenen schliessen. Indefs war damals gerade ein sehr heißer Tag, und die Stadt noch gedrängter voll von Menschen, wie sonst. Sind die Tage kühler, oder regnet, so ist dieser Absatz weit geringer; doch glaube ich, daß der Eismärker in der Strada Khinja im Durchschnitt des Sommers wohl für 100 Dukaten Eis absetzt.

Man halt den Genuß des Gefrorenen für gesund, und besonders der Verdauung für zuträglich. Auch giebt man dasselbe fast allen Kranken ohne Ausnahme, in Brustkrankheiten, im hitzigen Fieber, in Schwäche des Unterleibes u. s. w. So viel ist gewiß, daß das Eis eine der größten Wohlthaten für Neapel ist, und daß die Sommerhitze ohne dasselbe fast untraglich seyn würde.

Ein ebenfalls sehr wichtiger Handlungsartikel ist hier der Schnee. Die Schneehäuser sind von den Eishäusern unterschieden. In jenen ersten verkauft man bloß den Schnee, wie er aus den Eisgruben kommt, in den letzten das künstlich zubereitete Gefrorene. Da auch der Schnee in Krankheiten häufig gebraucht wird, so ist ein

schar-

scharfer Befehl da, daß es nie an Schnee mangeln darf, und der Pächter des Ganzen muß fast mit seinem Leben dafür stehen. Auch müssen die Schneeverkäufer ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht feil haben.

Man bedient sich dieses Schnee's vorzüglich, um das Wasser und den Wein abzukühlen, wozu man eigene kleine hölzerne Gefäße mit Flaschen darin hat. In diese wird das Wasser, oder der Weir gegossen, der Schnee umhergelegt, und das Gefäß geschüttelt, wo sich dann gleich das Getränk stark abkühlt. Man kauft den Schnee wohlfeil, nemlich das Rottolo um 3 Grati.

Ein ganz allgemeiner Genuß im Sommer ist das Eiswasser, und hievon ist der Absatz noch bey weitem größer, als von den beyden vorigen Artikeln, weil auch der Ärmste Theil daran nimmt. In allen bevölkerten Straßen stehen die Wasserverkäufer, und sind fast unaufhörlich mit Trinkenden umgeben. Man trinkt dies Wasser ganz rein, auch mit Citronen, Pomeranzen, weißem Syrup u. s. w. vermischt. Es wird in kupfernen verzinnnten Gefäßen aufbewahrt. Diese

sind mit einer andern holzernen Hülle umgeben, zwischen welcher und dem kupfernen Gefäße der Schnee liegt.

Ein großes Glas Eiswasser kostet $\frac{1}{2}$ Gran, oder beynahe einen Pfennig. Läßt man es vermischen, so kann man es zu 1, 2 und 3 Gran trinken. Aus allen Ständen gehen die Menschen an diese Wasserhändler herau, und trinken auf der Straße.

Man sollte glauben, bey der großen Hitze, und bey der Kälte des Eiswassers, oder des Gefrorenen, mußten viele Lungenkrankheiten entstehen, zumal da man sich hier vor dem Genuß desselben nicht abkühlt, sondern unmittelbar das Eiskalte isst und trinkt, wenn man in das Eishaus kömmt; aber man bemerkt keine schlimme Folgen von diesem Genuß, und selbst sehr erhitzte Personen essen Eis. Ich kann den Grund davon nicht bestimmt angeben, aber es scheint mir, als wären in diesem weichen Clima die Nerven nicht thatig oder angespannt genug, um eine plötzliche Erstarrung zu leiden; auch hin-

dert vielleicht die fortdauernde Hitze, die den ganzen Körper umgiebt, eine gefährliche Stockung.

Auch habe ich bemerkt, daß man sich hier bey Erhitzungen ohne Gefahr der Zugluft aussetzt, indem gewöhnlich die Fenster und Thüren im Sommer offen stehen. Die mindere Vorsicht, die dies Klima in Absicht der Brust nöthig macht, muß dagegen zwiefach auf den Magen gewandt werden.

Vom Reisa giebt es hier verschiedene Gattungen, unter denen der salernitanische Reisa am weißesten und besten ist. Die übrigen Arten sind oft grau und schwärzlich, auch wohl mit kleinen Salpeterstückchen vermischt. Das Rottolo von dem besten kostet zwey Carlin, welches in einem Lande, wo er wächst, sehr theuer scheint.

Von der sogenannten Buchweizen- oder Heide-Grütze, so wie von Habergrütze weiß man hier gar nichts. Das einzige dieser Art, was hier kommt, ist die Perlgräupe, die hier unter dem Namen *farro di Germania* bekannt und sehr beliebt ist; sie wird das Rottolo zu dem hohen

Preise von 5 Carlin verkauft. Ehemals ist hier ein Mann aus Baiern gewesen, der sie verfertigt und stark abgesetzt hat. Seitdem er todt ist, kann man sie nur zu Zeiten bekommen. Man hat hier versucht, sie nachzumachen, es aber nicht gekount, so wie man oft die gemeinsten Dinge den Deutschen nicht nachmachen kann. Sie kommt jetzt zu Schiffe von Triest.

Die frischen Feigen, die seit dem Junius feil geboten werden, sind zu einem Preise, der nach meiner Meinung ebenfalls hoch ist. Das Rottolo der ganz gemeinen Feigen kostet 4 Gran, der besten Art aber, die man Paradiesfeigen nennt, 8 auch 12 Gran. Auch dies also ist eine Speise, die für den Armen zu theuer ist. Man sagt mir indessen, daß die zweite Art Feigen (denn sie kommen den Sommer hindurch dreimal) wohlfeiler werde. Sie haben einen sehr angenehmen und weit bessern Geschmack, wie in Deutschland. Die Farbe ist schwarzbraun, oder grün, oder gelblich. Man hält sie für hitzig und darf keinen Wein darauf trinken, sondern bloß Wasser. Man verkauft und ißt sie gewöhnlich des

Morgens. Des Abends hält man sie für schädlich. Zugleich hat man den Glauben, daß sie mit dem Thau, der die Nacht hindurch darauf gefallen ist, am gesündesten sind.

Die Arten der Fische, die es hier giebt, sind fast unzählig. Von dem Schwerdtfisch an bis zum kleinsten Meerinsect wird alles für den Gaumen aus den Fluten heraufgeholt. Demohngeachtet ist der Preis der Fische im Ganzen hoch, besonders der frischen. Die wohlfeilste Art ist der Stockfisch, wovon das Rottolo gewöhnlich um 8 Gran verkauft wird. Zu diesem nehmen die gemeinen Leute an Fasttagen ihre Zuflucht. Der Preis der übrigen ist äußerst verschieden, je nachdem viel oder wenig gefangen sind. Die Alici, eine Art kleiner Heringe oder frischer Sardellen, kosten bald 3 Carlin das Rottolo, und mehr, bald nur halb so viel. Die gesalznen Sardellen kauft man um 2 Carlin. Eigentliche gute Heringe habe ich hier noch nicht gefunden. Das Stück davon kostet einen Gran, aber sie sind auch elend, und scheinen halb Hering, halb Bückling zu seyn.

Karpfen und Hechte giebt es hier nicht, denn Neapel hat wohl das Meer, aber keine Flüsse. In Caserta hat jedoch der König Teiche mit Karpfen.

Der Thunfisch ist ein großer Fisch ohne Schuppen, der oft an zweyhundert Pfund wiegt. Sein rothliches Fleisch ist sehr wohlschmeckend und kaum von dem Fleisch vierfüßiger Thiere zu unterscheiden. Er wird gewöhnlich abgesotten, und mit Öl und Essig gegessen. Das Rotolo kostet 3 bis 4 Carlin. Überhaupt kann man rechnen, daß man nicht leicht gute Fische unter diesem Preise in Neapel kaufen kann. Die Tage, wo sie am theuersten sind, sind die Fasttage, nemlich Freitage und Sonnabende.

Die Triglien, eine Art Barben, hält man für die delikatesten, besonders diejenigen, welche am Pausilippo, wo der König seine Fischerei hat, gefangen werden; nächst diesen aber den großen Schwerdfisch, der an der Küste von Sicilien gefangen wird.

Die Fortsetzung künftig.

Das
Innere der Peterskirche.

Wenn man aus den engen Straßsen auf den St. Petersplatz tritt, um die Außenseite der berühmten Kirche anzuschauen, so ist die Erwartung sehr hoch gespannt; aber bey weitem höher steigt sie noch, wenn man nun die Reise über den merkwürdigen Platz zwischen der herrlichen Colonnade und den bewundernswürdig schönen Springbrunnen gemacht hat, wenn man dicht an dem egyptischen Obelisk vorbegegangen, wenn man die breiten Stufen hinangestiegen ist, und nun in das innere Heiligthum hineintreten will — dann, dann zittert man gleichsam vor Erwartung.

Wie könnte es anders seyn? Wie viel hat man von diesem Tempel gelesen, wie viel vernommen, wie oft ihn als das prächtigste und schönste Gebäude in der Welt preisen hören? Es wäre ein Wunder, wenn die Erwartung nicht einen so hohen Grad erreichte.

Man biegt den Vorhang hinter der Thür zurück, und tritt hinein. Was erblickt man? — Einen eingeschlossenen leeren Raum mit einem Altar gegen sich über, an welchem die gewundenen Säulen auffallen. Warlich, weiter ist es nichts, was man anfangs sieht; kann der Eindruck groß seyn?

Und dieser leere Raum scheint überdies so klein, als man sich ihn nie einbildete, auch wenn man zehnmal gelesen und gehört hat, daß die Peterskirche weit kleiner erscheint, wie sie ist. Man bringt immer die Vorstellung von der größten Kirche in der Welt mit, und hat das Recht, sie mit zu bringen; denn die Peterskirche ist es. Wie kann man glauben, daß man eine Kirche erblicken wird, wie man sie schon oft gesehen zu haben glaubt? ja, die man schon

größer und schöner gesehen zu haben glaubt? Und dies muß dennoch der Fall bey jedem seyn, der zum erstenmal hineintritt. Der Dom in Magdeburg, und die Stephanskirche in Wien sind mir mindestens eben so groß bey dem ersten Eintritt vorgekommen, wie die Peterskirche, wo nicht größer, die Nicolai-Kirche in Leipzig aber erscheint ohnstreitig ungleich prachtvoller und schöner, wenn man hineintritt. Kurz, man glaubt gar nichts Außerordentliches zu sehen, wenn man zum erstenmal die Peterskirche sieht, und ist uns die Außenseite ~~klarin~~ vorgekommen, so ist dies mit dem Innern noch bey weitem mehr der Fall.

Woher diese Seltsamkeit, woher dies Kleinerscheinen? Ich möchte antworten: von der Größe. Die Peterskirche hat so ungeheure einzelne Theile, daß das Ganze dadurch gleichsam gedemüthigt wird. Und dieser Haupttheile sind so wenig, daß sie den Eindruck noch mehr vermindern. An den Seiten des mittelsten Schiffs der Kirche stehen nicht zwanzig, nicht dreyßig Säulen, die das Gewölbe unterstützen, und einen

perspectivischen Anblick gewähren; nein, an jeder Seite sieht man bis zum Ende der Kirche nicht mehr, als vier ungeheure Pfeiler, zwischen denen immer ein großer Bogen ist; wie können diese wenigen Gegenstände die Vorstellung von einer großen Ausdehnung erwecken?

Von dem Thor der Kirche an bis zum großen Altar ist ferner nichts, gar nichts, als ein leerer Fußboden, ein Meer, das wieder keine Perspective gewährt. Dieser große Altar schneidet überdies einen großen Theil von der Kirche ab, und bildet weit vor dem Ende derselben einen Endpunkt. Ist es Wunder, wenn die Kirche klein erscheint, wenn dieser große leere Raum, an dem man keinen Maßstab anlegen kann, sich verengt?

Man fülle den Raum zwischen dem Thor und dem Altar mit Stühlen, mit Bildsäulen, mit andern Gegenständen aus, und die Peterskirche wird sich sogleich um mehrere hundert Fuß weiter ausdehnen. Ich selber habe sie einst an einem Fest sehr groß gesehen. Ich fand nemlich viele Menschen auf dem leeren Fußboden, und

das Auge lernte seine Weite messen. Die Kleinheit der Wesen, die darauf wimmelten, lehrte die Größe der Umgebung kennen.

Es ist durchaus kein Räthsel, warum die Peterskirche so klein bey'm ersten Anblick erscheint. Man sieht Tauben an den Pfeilern in Marmor, und sie erscheinen dem Auge nicht größer, wie Tauben, aber in der Nähe sind es Adler, Reiher, Habichte; man sieht Kinder, die das Becken zum Weihwasser halten, aber in der Nähe sind es Riesen. Dies alles weiß man nicht, wenigstens weiß es das Auge nicht, und mißt das übrige Unbekannte nach dem Bekannten ab. Eine Größe verdunkelt die andere, und der hohe und weite Raum, der alles in sich hält, erlaubt selbst dem Ungeheuren nicht, sich auszuzeichnen. So erscheint die große Peterskirche unverhältnißmäßig klein, und alles erscheint klein, was darin ist, selbst der große Altar.

Wer in Neapel am Ufer des Meers steht, und die Insel Capri ansieht, ohne ihre Entfernung zu kennen, der hält sie gewiß für weit näher und kleiner, als sie ist; denn die weite

Fläche des Meers zwischen ihm und der Insel engt sich in eine geringe Breite zusammen, weil sie keine Reihe von Gegenständen hat. Das Meer und die Insel scheint kleiner. So ist es mit dem Hauptaltar in der Peterskirche und dem Raum vor demselben.

Auch der Schmuck der Kirche ist für den ersten Anblick ganz verloren. Das Gewölbe ist zu hoch, um ihn daran wahrzunehmen, und auch die übrigen Zierden zu entfernt, um sie zu bemerken. Hundert andere Kirchen in Deutschland und Italien erscheinen prächtiger beym Eintritt.

Aus dem Gesagten könnte man schließen, die Peterskirche sey nur ein gewöhnlicher Ort, ohne sonderlichen Reiz für das Auge. Nein, so ist es nicht gemeint. Es war nur von dem ersten Eindruck die Rede. Die Peterskirche gleicht einem Menschen, der anfangs ganz einfach und glanzlos erscheint, bey dem sich aber allmählich immer mehr schöne Eigenschaften entwickeln, und den man am Ende aus vollem Herzen lieben lernt.

Man muß vom Ganzen zum Einzelnen übergehen, um diesen prachtvollen Bau nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wer könnte wä-
nen, daß ein Gebäude, woran Bramante, Mi-
chael Angelo, Raphael, Vignola, Carl Maderno
und viele andre als Baumeister sich verewigten,
worin wiederum Michael Angelo, Bernini,
de la Porte, Algardi und andere ihre Wer-
ke als Bildhauer aufstellten, worin ferner
Raphael, Guido Reni, Bernini, Carl Maratti,
Dominichino, Lanfranco, d'Arpino, u. s. w. als
Mahler glänzen, wer könnte wännen, daß ein
solches Gebäude nicht ganz was außerordentli-
ches in sich fasse?

Man müßte ein Buch schreiben, wenn man
alles dies Außerordentliche herausheben und
schildern wollte; hier also vermag ich nur das
Merkwürdige hie und da zu berühren.

Die Kirche ist 562 Fuß lang, und 408 Fuß
breit, nemlich da, wo unter der Kuppel das
Kreusschiff das Hauptschiff durchschneidet. Die-
se Kuppel hat vom Pflaster der Kirche bis zum
Gipfel 585 Fuß Höhe, und der inwendige Durch-

messer derselben beträgt 130 Fufs, aber der ganze Durchmesser mit der Dicke der Mauern 145 Fufs. Hier schwebt also ein Pantheon hoch in der Luft, denn das Pantheon in Rom hat beynahe dieselbe Gröfse. Die vier Pfeiler, die sie tragen, sind so ungeheuer dick, dafs man einen beträchtlichen Raum durchwandern mufs, um sie zu umgehen. Sie sind ringsumher mit Pila- stern und einigen Nischen geschmückt, worin Bildsäulen stehen.

Unter dieser Kuppel steht etwas sehr Merk- würdiges: der grofse Altar, und unter diesem Al- tar ist noch etwas Merkwürdigeres: das Grab- mahl des Apostels Petrus.

Der Altar steht ganz frei, so dafs man rings um ihn herumgehen kann. Nur der Pabst liest vor ihm die Messe. Über dem Altar ist ein prächtiger Thronhimmel von vergoldeter Bronze, den vier bronzene gewundene Säulen von ge- mischter Ordnung tragen. Man kann denken, welcher Schatz von Bronze hier angebracht ist, da der Thronhimmel eine Höhe von $6\frac{1}{4}$ Fufs hat, und also die Säulen auch von ungeheurer Höhe

seyn müssen. Das Gewicht dieser Bronze beträgt 106,392 Pfund, und die Unkosten der Arbeit über 100,000 Thaler, indem die Vergoldung allein 40000 Thaler kostete. Und dies nur ein einziger Altar.

Wahrscheinlich hätte man so viel Bronze nicht verschwendet, wenn man nicht eine ergiebige Erzgrube gehabt hätte. Man nahm nemlich das Metall von den Balken des Pantheons, man plünderte den Tempel aller heidnischen Götter, um einen christlichen Altar zu bereichern.

Vor diesem Altar ist ein eisernes rundes Gitter, das einen beträchtlichen Raum umgiebt, und in welchem rings umher 112 Lampen brennen; vielleicht haben sie ohne zu verlöschen schon einige Jahrhunderte gebrannt. Sie geben eine ganz kleine runde Flamme, und erscheinen wie helle Pünktchen in einiger Entfernung. Ehemals waren diese Lampen von Silber, aber seitdem eine Republik in Rom gewesen ist, sind sie von Metall. Die Franzosen, die bekanntlich kein Silber und Gold im Auslande leiden können, führten die Lampen des heiligen Petrus nach

Paris, wo man sie wahrscheinlich nicht mehr zum Brennen gebraucht.

In der Mitte des Gegitters steigt man in das Grabmahl selber hinunter, dessen Vorhalle mit Engeln, mit Festons und mit den Statuen des heiligen Petrus und Paulus geschmückt ist. Durch ein Gegitter von vergoldeter Bronze sieht man dann in das eigentliche Heiligthum hinein, wo in einer Nische die Gebeine des Apostels beygesetzt sind.

Vielleicht liegt es manchem am Herzen, zu erfahren, wodurch man denn eigentlich weiß, daß wirklich die Gebeine des Apostels Petrus in diesem Begrabnisse ruhen. Hier sind einige Nachrichten hierüber.

Zu den Zeiten der römischen Kaiser war an dem Ort, wo jetzt die Peterskirche mit ihren Umgebungen steht, der Circus des Nero. Constantin der Große aber erbaute hier eine weite Kirche, und zwar, weil der Apostel Petrus hier begraben war. Dies ist die Nachricht, auf der die Ächtheit des apostolischen Grabmahls beruht. Constantin konnte als Kaiser, als großer Freund
der

der christlichen Religion sehr gut wissen, wo die Gebeine des Apostels lagen, und da er eine Kirche über dem Grabmahl erbaute, so konnte sich die Spur davon auch nicht wieder verlieren. Denn diese Kirche stand elf Jahrhunderte, und als sie dann in Trümmern zerfallen wollte, ließ der Papst Nicolaus V. gegen das Jahr 1450 den Grund zu der neuen Kirche legen, die noch jetzt dasteht, und allmählich die Bewunderung der Welt ward. Die folgenden Päpste ließen den Bau bald liegen, bald wurde er fortgesetzt, bis er endlich nach drey Jahrhunderten unter Paul V. vollendet ward.

So viel also kann man, glaube ich, mit Gewissheit annehmen, daß die Asche des Apostels unter der Peterskirche ruht. Ohnstreitig ist dies eine Merkwürdigkeit, die dem Gebäude einen gewissen heiligen Werth giebt. Selbst der Umstand, daß Constantin schon hier dem Apostel Petrus zu Ehren eine Kirche erbauen ließ, ist für das christliche Alterthum merkwürdig.

Über dem Grabmahl rings in dem Gesimse der Kuppel umher steht ein Spruch aus der Bi-

bel, den man nicht besser hätte auswählen können, und der für die papstliche Herrschaft sehr bedeutend ist, nemlich die Worte: *Tu es Petrus, et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo Claves Regni Coelorum.* Man kann denken, daß dies mit sehr großen Buchstaben geschrieben ist.

Christus spricht ohnstreitig von der Ausbreitung der christlichen Religion hier auf der Erde, und giebt dem Apostel die freie Gewalt, so wie auch die Kraft, sie verbreiten zu können, als den Weg zur Glückseligkeit, oder als das Himmlreich; aber so verstehen die Nachfolger des heiligen Petrus es nicht. Sie glauben den Schlüssel zu besitzen, der die Thore des Himmels in jenem andern Leben aufschließt, und hineinlassen oder zurückweisen zu können, wenn sie wollen. Ohe! Sollten sie es aber auch nicht glauben? so haben sie wenigstens danach gehandelt.

Am Ende der Kirche erblickt man wieder einen Altar, und über demselben etwas, das von innen und außen merkwürdig ist. Es ist eine

Art von Kanzel aus vergoldeter Bronze von Bernini, die von vier bronzenen Riesen getragen wird, nemlich von vier berühmten Kirchenvätern aus der römischen und griechischen Kirche: dem heiligen Ambrosius und Augustinus, und dem heiligen Athanasius und Chrysostomus.

Es ist ein gutes Symbol, daß diese den Stuhl des heiligen Petrus tragen; denn dieser soll in der bronzernen Kanzel verschlossen, und der nemliche seyn, dessen sich Petrus und die Päpste, seine Nachfolger, bey ihren öffentlichen Religionshandlungen bedienen. Von der Authenticität dieses Stuhls weiß ich keinen einzigen Beweis; hier muß man glauben, was die heilige Kirche glaubt.

Außer dem Grabmahl des heiligen Petrus sind noch neunzehn andere Grabmähler in der Peterskirche, und keine von den geringsten Zierden derselben. Auch an beyden Seiten dieses hintersten Altars ist das Grabmahl von zweyen Päpsten, von Paul III, und von Urban VIII. Auf dem Grabmahl Pauls III. ist die berühmte Statue der Gerechtigkeit von la Porte, die ein

Spanier einst zum Ziel seiner Lüste soll erschen haben. Es ist wahr, sie ist wunderschön; aber ich halte die Sache dennoch für eine Fabel. Sie bleibt immer kalter Marmor, und kann zwar Bewunderung und Vergnügen, aber keine Liebe einflößen. Wahrscheinlich gab irgend eine Stellung oder ein anderer Umstand Gelegenheit zu dieser Sage, und man ergriff sie mit Begierde, um der Statue Ruf zu geben; denn so etwas ergreifen die Römer gern. Sollte die Sache aber auch wirklich gegründet seyn, so ist es dennoch äußerst thöricht, die schöne Statue deshalb mit einer Decke von Blech zu verunstalten. Soll denn, weil ein wollustiger Spanier hier einen Frevel beging, deshalb allen andern die Schönheit der Bildsäule entzogen, und der Eindruck derselben durch sein häßliches Blech widrig gemacht werden? Das ist doch wahrlich unzumuthig und seltsam, zumal, da vielleicht jener Fall, so lange die Peterskirche steht, nicht wieder vorkommt.

Bernini ließ diese Decke anbringen, und da das Grabmahl auf der andern Seite des Altars

von ihm ist, aber keine Bildsäule von so hoher Schönheit hat, so könnte man auf den Gedanken gerathen, der Neid hätte etwas bey Bedeckung der Statüe gewirkt. Dafs man aber die Bedeckung noch immer liegen läfst, daran scheint mir ein anderer Umstand Schuld zu seyn. Man nimmt sie nämlich weg, wenn jemand eine Zechine, oder einen Dukaten bezahlt, und läfst sie für Geld in ihrer ganzen Nudität sehen. Weifs man nun noch nicht genug, so muß ich hinzufügen, dafs es unmöglich ist, die Italiener sollten eine solche Gelegenheit, Geld durch nichts zu verdienen, aus den Händen lassen. Wenn kein Befehl von oben dies garstige Schutzfell wegschaft, so wird es ewig liegen bleiben. Aus dieser blechernen Decke prägen die Römer Gold, und da sie auf keine edle Art Geld aus dem Auslande zu gewinnen verstehen, so verschmähen sie auch die niedrigste nicht, es zu thun. Mich wundert, dafs man nicht die ganze Peterskirche zu einer solchen Fundgrube gemacht hat. Könnte man über ihre Schönheit eine Decke legen, man thäte es gewifs.

Das letzte Grabmahl, das hier angelegt ist, ward dem Papst Benzonico erbauet. Der scharfsinnige Archenholz macht in seinem schönen Werke über England und Italien die Bemerkung, daß die Dankbarkeit ein solches Grabmahl von seinen Angehörigen fordert. Jetzt ist es errichtet, und zwar durch den großen Künstler Canova, an der rechten Seite der Peterskirche. Auf der einen Seite liegt ein Genius mit einer umgekehrten Fackel, und auf der andern steht die sehr schöne Statue der Religion. Der ganz weiße Marmor hat etwas höchst reizendes, besonders, wenn er zu Bildsäulen verarbeitet ist.

Unter den vielen andern Grabmählern, wovon einige 24,000 Scudi, oder 36,000 Thaler gekostet haben, ist auch das Grabmahl der Königin Christina von Schweden, das Innocentius XII. ihr durch Carl Fontana errichten ließ. Aber es gereicht ihr nicht zur Ehre, denn es ist ihre Abschwörung des evangelischen Glaubens darauf abgebildet.

Die Gemälde in der Peterskirche sind, wie bekannt, keine eigentliche Gemälde mehr, son-

dem in farbigen Steinen nach den Gemälden großer Meister zusammengesetzt, welche Arbeit man Mosaik nennt. Man könnte sich wundern, wie man die feinen Nuancen des Pinsels durch Zusammensetzung von Steinen hervorzubringen vermöge; aber die Größe der Gemälde und die verhältnißmäßige Kleinheit der Steine erlaubt dies sehr gut. Nur ganz in der Nähe entdeckt man die Zusammensetzung, und sie sehen übrigens aus, wie die frischesten, schönsten Ölgemälde. Niemand, der nicht vorher unterrichtet wäre, würde auf den Gedanken gerathen, daß er Steine sähe.

Es sind 29 solcher Altargemälde vorhanden, ohne die Gemälde an den Kuppeln, den Vorkapellen u. s. w. Von den größern kostet jedes 30,000 Thaler. Man denke, welch ein Schatz hier von Gemälden sey. Diese Gemälde haben etwas Erhebendes, etwas Ruhbeeinflößendes, etwas Überirdisches. Da auf den meisten die Figuren in übermenschlicher Größe sind, so vermehrt dies den Eindruck, und man erblickt hier den Adel der menschlichen Natur in seiner höch-

sten Würde. Man sieht ein ganz anderes Menschengeschlecht in Gestalt, in Handlung, in Gewand, in Ausdruck, als man sonst zu sehen gewohnt ist, und ein Künstler muß beym bloßen Anschau dieser Gemahle seinen Styl edler und schöner bilden. Hier ist nichts Kleinliches; alles ist groß, erhaben, edel, göttlich, ruhig. Man kann ganze Stunden zubringen, um ein solches Gemahle anzuschauen, und man wird bey jedem neuen Besuch neues Vergnügen finden, vorzüglich dann, wenn man sich in die Schönheiten der Darstellung erst recht einstudirt hat.

Es ist ein erhebender Gedanke, daß diese Gemahle durch die Nachahmung in Stein eine Art von Ewigkeit erhalten haben, bey der kein Veralten, kein Verlöschen der Farben, und keine Veränderung statt findet, sondern wo eine ewige Jugend, eine ewige Frischeit, als wären sie eben aus dem Pinsel geflossen, frühlingsmäsig schimmert. Wie würden Raphael, wie würden die übrigen Künstler der vorigen Jahrhunderte staunen, wenn sie ihre Gemahle zum zweiten-

mal in Stein geschaffen erblickten, und sie nun unvergänglicher sahen, als sie je hoffen durften.

Das schönste Gemälde in der Peterskirche ist die Transfiguration von Raphael, an einem Altar befindlich. Das Original in Öl war sonst zu St. Pietro Montorio, jetzt ist es sammt den andern schönsten Kunstwerken von Rom ausgewandert, und befindet sich in Paris. Hätte man die ganze Peterskirche, gleich dem Laocoon und dem vatikanischen Apoll, in einen Kasten packen und nach Paris schicken können, sie stünde nicht mehr an der Tiber, sondern an der Seine.

Ein anderes sehr schönes Gemälde von Mosaik ist der heilige Hieronymus von Dominichino, wie er das letzte Abendmahl empfängt, so wie ein anderes von Guido Reni: der Erzengel Michael.

Aber die vollständige Beschreibung der Gemälde allein würde ein Buch fodern, und ich trenne mich jetzt bey diesen schönen Gegenständen von der Peterskirche. Niemand wird hoffentlich wännen, daß hier eine ausführliche Beschreibung von dem Innern derselben hat gelie-

fert werden sollen. Hier ist nur so viel, als man beym ersten Besuch derselben flüchtig übersieht, was ich aber nach vielen Besuchen, nach vielen Lesen, Vergleichen und Hören niederschrieb. Ich werde noch oft dahin zurückkehren, und halte es selbst für den Leser für angenehm, nicht alles auf einmal zu finden, sondern diesen großen Gegenstand allmählich kennen zu lernen, und zwar so, wie jemand, der sich in Rom befindet, ihn kennen lernt. Er geht sehr oft hin, sieht, vergleicht, hört, prüft, überläßt sich ruhig seinen Empfindungen, bringt immer neue Schätze mit, und dringt endlich in des Ganzen des erhabenen Werks ein.

Feierliche Ankunft
und
Empfang des Königs
in Neapel.

Lange schon hatte man die Rückkehr' des Königs aus Palermo erwartet, hatte zu verschiedenenmalen die Zeit dazu schon bestimmt, selbst das Schiff, auf welchem er kommen sollte, und immer täuschte sich die Hoffnung. Es verflossen Monate unter diesen Vorhersagungen, und niemand wußte, woher diese Zögerung kam. Wahrscheinlich wollte der König erst die vielen Hilfsbedürftigen, die es durch die Revolution geworden waren, befriedigen, rückständige Gelder auszahlen lassen, die Cassen in Ordnung bringen u. s. w., ehe er in seine Hauptstadt zurück-

kehrte, um hier nicht von zu vielen Seiten angefallen und supplicirt zu werden.

Dieser Zeitpunkt erschien im Jani, und auf einmal sah man die Anstalten zu dem Empfange des Königs gemacht; die Rückkehr, woran bis jetzt noch Viele zweifelten, wurde gewiß. Auf Largo di Castello, so wie gegen dem königlichen Pallast über, begannen sich große Gerüste zu erheben, und bald geschah dies auf dem ganzen Wege, der von Portici aus durch die Stadt zum Pallast führt. Selbst an Orten der Stadt, die nicht an dem Wege lagen, wurden Ehrenzeichen errichtet, und einige tausend Menschen waren beschäftigt, an dem feierlichen Empfange des Königs zu arbeiten.

Diese Gebäude stiegen mit einer Schnelligkeit empor, daß man darüber erstaunte, und in wenigen Wochen entstanden aus leichten Balken, aus Stangen, aus Brettern, aus Leinwand ungeheure Werke, die das Ansehen hatten, aus Steinen oder Marmor, und für Jahrhunderte erbaut zu seyn. Es war, als wenn Feenpalläste aus der Erde hervorgingen.

Die Italiener, die in so vielen Rücksichten hinter andern Nationen zurückgeblieben sind, zeigten sich hier von einer Seite, von welcher sie wahrscheinlich durch keine andere Nation erreicht werden. Es scheint, als sey es eine eigene Wissenschaft, für das Auge zu bauen, und aus allerhand leichten Stoffen Gebäude zu errichten, die für die Ewigkeit zu seyn scheinen. In dieser Wissenschaft, die uns ganz neu ist, und die man zum erstenmal in Italien kennen lernt, haben die Architecten dieses Landes, und die ihnen untergeordneten Arbeiter, es so weit gebracht, daß man sich recht freut, diese Nation auch einmal den Vorzug vor andern erringen zu sehen.

Diese schnell errichteten Gebäude haben aber nicht allein das Ansehen der Dauer und Festigkeit, sie sind auch in dem edelsten antiken Styl erbauet, wie man sehr selten Werke der Architectur findet.

Vielleicht ist seit langen Zeiten kein Monarch mit so vieler Pracht, mit so vielem Aufwande von Kunst, in seiner Hauptstadt empfan-

gen worden, als jetzt der König von Neapel nach einer Entfernung von vier Jahren. Zu seiner Ankunft sind mehr als vierzehn ansehnliche architectonische Werke aufgeführt, ohne die vielen andern kleinern Verzierungen und den Schmuck der Häuser.

Die vorzüglichsten Gebäude sah man gegen das Ende des Weges, den der König machen mußte. Vor dem Castell nuovo, das unweit dem Molo liegt, hatte das Königliche Corps der Artillerie eine neue Art von Befestigung aufgeführt, mit vielen wirklichen und gemahlten Kanonen, die vielleicht einst zum Muster dienen konnte. In der Mitte desselben, über dem Eingang des Castells, steht die Statue des Königs in kolossaler Größe, und man sieht überhaupt viele militärische Verzierungen und Trophäen an demselben. Da aber die Befestigung, wegen der daran liegenden Straße, eine gerade Linie bilden muß, so kann nicht viel Vertheidigungskunst darin angebracht seyn. Sie ist mehrere hundert Schritte lang.

Gegen diesem Gebäude über an der Post sieht man einen Arcus errichtet, unter welchem der König auf einer Biga steht, und vom Siege und andern allegorischen Statuen begleitet wird. Oben an dem Bogen sind sehr schöne Bas-reliefs, welche Bezug auf Schiffahrt, auf Handlung u. s. w. haben.

Von dieser Gegend, bis zum Largo di Castello, sind einige hundert Schritte, und hier ist ein Gebäude aufgeführt, das die Aufmerksamkeit des Kenners und des Liebhabers verdient. Es ist großer Halbkreis, oder ein halbes Amphitheater, in welchem oben 28 freistehende dorische Säulen angebracht sind. Da diese in dem großen halben Rund regelmäßig herumstehen, so machen sie eine außerordentliche Wirkung. Auf dem Gesimse, das sie tragen, stehen eine Menge Statuen, ebenfalls nach der Krümmung des Bogens, und bilden die größte Höhe des Werks. Zu den Säulen führt eine große Treppe, auf deren Stufen eine Menge Zuschauer sitzen können, und vor derselben sind Sitze mit Lehnen, wie in einem wirklichen Amphitheater. Basreliefs, Ge-

nahide, kolossalische Statuen, u. s. w. bilden die übrigen Verzierungen des Werks.

Das Ganze hat ein so edles, ganz antikes Ansehen, daß man bey'm Anschauen desselben in das Alterthum versetzt zu seyn glaubt. Bey Gebäuden, die zu wirklichem Gebrauch aufgeführt werden, muß der Baumeister oft die Schönheit der Bequemlichkeit aufopfern; hier konnte er sich ganz seiner Einbildungskraft und den besten Mustern aus dem Alterthum überlassen. Darum glaube ich nicht, daß in irgend einem Ort ein neueres Gebäude dieser Art anzutreffen ist.

Ich darf nicht vergessen, daß an jeder Seite vor dem Amphitheater eine Biga steht; auf der einen sieht man den König, auf der andern die Königin stehen. Statuen, und Wagen, und Pferde sind wie in Bronze gemacht. Auch liegen innerhalb des Halbzirkels an beyden Seiten die beyden Flüsse, die in der Nähe der Hauptstadt sind, mit ihren Urnen: der Sibetus.

Ohnweit von dem Largo di Castello ist die Porcelainfabrik, dicht an dem St. Carlstheater.

Vor

Vor derselben ist die *Paçade* des berühmten Tempels in Pästum aufgeführt, kleiner zwar, wie er in der Wirklichkeit ist, aber doch nach einem richtigen Verhältnisse. Die *Simplicität* der Bauart macht einen seltsamen Eindruck. Sie scheint aus dem Anfange der Architectur zu seyn, aber das Ganze ist in einem hohen Styl, der große Kunst verräth. In diesem Tempel ist eine sehr schöne Gruppe angebracht. Der König steht auf einem Piedestal mit ausgestrecktem Zepter, und zu seiner Rechten eine äußerst zarte und edle Figur, die *Parthenope*, welche ihm eine Schale mit Weibrauch darbietet; zur Linken sieht man den Genius der Künste in einer sanften bescheidenen Stellung, wie er seine Kränze überreichen will.

Diese Gruppe verdiente ohnstreitig durch Marmor verewigt zu werden, und sie würde ein treffliches Denkmahl für irgend einen großen König seyn. An dem Piedestal, worauf der König steht, liest man die schöne und passende Inschrift: *Optime Princeps, hic ames dici pater*. Dies bezieht sich ohnstreitig auf die Besorgniß, daß er in Palermo seine Residenz wählen könnte.

Die Säulen des Tempels sind mit Guirlanden von Rosen umwunden, um an die Rosen von Västum zu erinnern, die im Alterthum so be-
rühmt waren.

Von hier bis zum königlichen Palaat ist nur noch ein kleiner Weg. Gegen denselben über ist ein Tempel zum Ruhm gerechter und wohlthätiger Monarchen erbauet. Dieser Tempel ist so schön, so erhaben, daß er ein stilles Vergnügen einflößt, und als Muster des edelsten Tempels dienen kann. Er wetteifert mit dem Amphitheater auf Largo di Castello, und man weiß nicht, welchem Werk man den Vorzug geben soll. Nur in dem alten Athen oder Rom konnte man Gebäude ähnlicher Art finden; aus der neuern Architectur sind sie gänzlich verschwunden.

Dieser Tempel des Ruhms hat ein Frontispiz mit sechs freistehenden korinthischen Säulen, und zwey Seitenflügel, jeden mit sieben eben solchen Säulen, so daß die ganze Vorderseite zwanzig freistehende Säulen enthält, einige Säulen in der Vertiefung des Frontispizes nicht ge-

rechnet. In dem Giebelfelde sieht man in Basrelief das Bild des Königs und der Königin kolossalisch, getragen von zwey fliegenden Faunen. Zu den Säulen, unter deren Gebälk man wie in einer Vorhalle frei herzugehen kann, führt eine hohe Treppe, in der Breite des ganzen Frontispizes, und oben an derselben stehen sechs Bildsäulen von so schöner Arbeit, daß sie aus den Zeiten, wo die Niobe mit ihren Kindern entstand, hergeholt zu seyn scheinen. Die Bildung dieser Statuen ist so rein antik, daß ihr Anblick Ruhe und Zufriedenheit einflößt. Sie stellen die Länder der beiden Königreiche vor, und tragen die Namen: Sicilia, Campania, Lucania, Japigia, Messapia und Sannia.

Hätte die Peterskirche, die für viele Jahrhunderte erbaut ist, in der verhältnißmäßigen Größe eine Façade, wie dieser Tempel, der nur Monathe stehen soll, sie würde mit Recht die Bewunderung und das Studium der Kenner seyn, sie würde Einheit, Erhabenheit, und ein antikes Ansehen haben, ohne, wie jetzt, durch viele

Balkons, und Fenster, und halbe Säulen, und Pilaster, und Züßerblätter kleinlicht zu werden.

Es ist offenbar, daß die Neapolitaner, die sonst bey der ersten Prüfung als sehr weit zurück erscheinen, sich bey den Zurüstungen zum Empfang des Königs sehr groß gezeigt haben. Man konnte sich darüber wundern, aber die Sache ist zu erklären. Was in Italien noch blüht, ist die Kunst. Die sich ihr widmen, haben von Jugend auf, hatten wenigstens ehemals in der Architectur die besten Muster vor sich, sehen schöne Gebäude in der Wirklichkeit und auch in den Darstellungen ihrer großen Mahler. Wenn man ihre besondere Fertigkeit in Errichtung solcher Ehreng Gebäude hiemit verbindet, so bleibt es nicht wunderbar, daß sie gerade hietin so viel leisten, zumal wenn die besten Künstler in Neapel und Rom dazu gebraucht werden. Hatte man die Dichter und Gelehrten dieser Städte aufgefordert, die Ankunft des Königs durch literarische Produkte zu feiern, die Sache würde sehr mittelmäßig ausgefallen seyn. Auch ist

kein einziges Produkt dieser Art, so viel mir bekannt ist, erschienen.

Es würde zu viel Raum fodern, wenn ich alle übrigen Gebäude und Tempel beschreiben wollte, die auf dem Castell del Carmine, auf den Plätzen del Spirito santo, al Mercato, an der Dogane, auf der Gewehrfabrik u. s. w. errichtet waren, und ich eile zur Ankunft des Königs selber fort.

Im letzten Drittel des Junius kam ein kleines Fahrzeug aus Sicilien mit der Nachricht an, daß der König von Palermo abgegangen sey. Die verdoppelte Eile bey Errichtung der Gebäude, die noch nicht ganz fertig waren, und manche andere Anstalten zeigten, daß diese Nachricht gegründet sey.

Den 23ten Jun. gab St. Elmo Nachmittags um 4 Uhr Signale durch Kanonenschüsse, und steckte Fahnen aus, wodurch man sah, daß der König sich näherte. Man sah links von Capri einige Schiffe, die aber wieder verschwanden, weil der Wind ungünstig war. Am andern Morgen erblickte man diese Schiffe an der andern

Seite von Capri, und mit der Murette oder mit dem Meerwinde, der sich gegen Mittag einzustellen pflegt, kamen sie der Stadt näher, und nun begann eine sehr feierliche Scene. Das Fort St. Elmo begann die Schiffe mit Kanonenschüssen zu begrüßen, welche tobend über die Stadt hinwegdonnerten, die Schiffe aber gaben in ihrer weiten Entfernung Antwort, und die Schüsse schallten dumpf über das Meer daher. Es war ein erhabnes Gespräch, welches das Geschütz unter einander hielt.

Man erblickte an 20 Schiffe, und zwischen diesen schwamm das Schiff des Königs, das man durch seine Größe unterschied, in der Mitte. Die übrigen Schiffe, unter denen auch einige englische waren, dienten zur Bedeckung; denn hier hat man die barbarischen Küsten zu nahe, um vor Caperei sicher zu seyn.

Unterdefs fuhr der Kronprinz, begleitet von dem lauten Donner der Kanonen, dem König entgegen, und stieg an sein Schiff. Aber der Meerwind ließ wieder nach, und die Schiffe

So nahe am Lande zu seyn, und es nicht erreichen zu können, das muß etwas sehr Unangenehmes haben, und ein König setzt sich demselben nicht aus, wenn es zu vermeiden ist. Es dauerte wirklich nicht lange, so stieg der König aus seinem Schiff, das wegen Größe nicht rudern konnte, sammt dem Kronprinzen in ein kleineres Ruderschiff, und fuhr nach Portici zu seinem Lustschloß Favorite. Der verdoppelte Donner der Kanonen auf den Castellen und auf den Schiffen verkündigte diesen Entschluß.

Der 27te Jun. 1802 war der Tag, an welchem der König, nach so langer Abwesenheit, nach so vielen vorgefallenen traurigen und schrecklichen Begebenheiten, wieder in seine Residenz einzog. Schon bey seinem Anlanden hatte sich ihm eine Ehrenbezeugung dargeboten, denn es war eine sehr große Brücke erbauet, um das Betreten des Landes desto bequemer zu machen. Sie ist nach Art der uralten sublicischen Brücke in Rom angelegt, welche Ancus Martius über die Tiber erbaute, und welches dieselbe ist, auf der Horatius Cocles die Armeen des Porsenna

aufhielt. Eine solche Brücke ist von Holz und ohne Nägel, so daß sie leicht zusammengesetzt und auseinander genommen werden kann. Die bey Portici war 250 Palmen lang, und 45 Palmen breit, und bey der Ankunft des Königs sehr prächtig ausgeschmückt.

Am Tage des Einzugs drängten sich die Ehrenbezeugungen gleichsam um den König. Schon am Mittage versammelte sich alles Militär, das in Neapel liegt, und besetzte die Straßen, durch welche der Zug gehen sollte. Sie bildeten zwey Reihen, um in der Mitte einen freien Durchgang zu lassen. Alles Fahren in diesen Straßen war verboten, bis auf die Wagen der Personen, die nothwendig nach Portici und zurück mußten, diese wurden von einem Cavalieristen begleitet. Außerhalb der Stadt bis Portici stand die Cavallerie. Dies starke Besetzen der Straßen war sehr nothwendig, denn das Gedränge der Menschen hatte keine Grenzen. Neapel ist immer gedrängt voll, aber an diesem Tage waren vielleicht noch 100,000 Personen mehr darin.

Es mochte ohngefehr 5 Uhr Nachmittags seyn, als der Kanonendonner von St. Elmo sich zu verdoppeln begann, und auch die übrigen Castelle ihr Geschofs erschallen ließen. Zugleich fingen alle Glocken an zu läuten, und dies bewies, daß der König unterwegs sey.

Die Scene hatte etwas sehr feierliches. Das geordnete Militär, die Hunderttausende von Menschen in den Straßen, auf den Balkons und auf den Dächern, die von den Balkons herunterhängenden farbigen seidenen Decken, die man zum Schmuck der Häuser angebracht hatte, das abwechselnde Donnern des Geschützes und Läutens der Glocken, alles dies verkündigte etwas Großes. Wer nicht von der Sache unterrichtet gewesen wäre, der hätte den Triumphauzug irgend eines siegreichen römischen Feldherren erwarten können.

Der König hielt zu Pferde seinen Einzug, und stieg zwischen 5 und 6 Uhr auf. Begleitet von allen Generalen, Marschällen, Brigadieren, der Blüthe des Adels, und einer unzählbaren Menge Volks, kam er bey der Magdalenen-Brük-

ke an, die an dieser Seite den Anfang der Stadt bezeichnen. In ihrer Nähe war ein Dom erbauet, in welchem sich das Tribunal des Adels, der Senat, und alle Magistratspersonen von Neapel versammelt hatten, um dem Monarchen ihre Huldigungen zu beweisen. Von hier fingen die Verzierungen der Stadt an, und dauerten in verschiedener Art bis zum Palast fort.

Obwohl alles Militär versammelt war, die Ordnung zu erhalten, so vermogte es dennoch nicht, die strömende Menge zu bezwingen. Sie drängte sich an den König heran, umgab ihn in dichten Haufen, und dies war die Ursache, daß der Einzug nur mit der größten Langsamkeit vor sich gehen konnte.

Von der Magdalenen-Brücke an sah der König ununterbrochen Festons, und Tropheen, und Statuen, und Tempel, und künstliche Felsen mit seiner eignen Statue, und Pyramiden u. s. w. Als er bey dem Castell nuovo ankam, wo die künstliche Befestigung angelegt war, gab es von einem Ende bis zum andern eine große Salve,

denn unter den vielen gemahlten Kanonen waren auch viele wirkliche.

Auf diese kriegerische Scene folgte ein anderer minder geräuschvoller, aber sinnreicherer Auftritt. Auf dem *Largo di Castello* stand vor dem Amphitheater, also an dem Ort, wo die Arena ist, die Göttin der Zwietracht auf einem Piedestal. Als sich der König demselben näherte, ward sie von einem Blitz heruntergeschlagen, verschwand, und an ihrer Stelle erschien der Genius des Friedens mit Palmzweigen, und bekränzte die Büste des Königs. Dieser Gedanke ist wegen der deutlichen und einfachen Allegorie, die darin liegt, sehr einnehmend.

Unterdeß dies alles vorging, warteten die Zuschauer, die sich in der Nähe des königlichen Palastes aufhielten, mit großem Verlangen auf die Ankunft desselben. Ich befand mich unter diesen, und zwar auf einem halberbauten Hause, von dem man die Straßee vor dem Carlstheater hinuntersehen, und zugleich den königlichen Palast überschauen konnte. Ich befand mich also auf einem vortheilhaften Standpunkt, und hätte

den König einen Raum von mehr als hundert Schritten gerade daherkommen sehen. Aber die Ankunft desselben zögerte, und zögerte immer länger. Die Russen, die dem Palast und dem Carlstheater die beyden Reihen forrirten, ermüdeten sichtbar, und die Officiers setzten sich auf die Trommeln zum Ausruben. Die Hitze stieg an diesem Tage, glaube ich, auf den höchsten Grad, gewifs auf 27 oder 28 R. An diesem einzigen Nachmittage wurden sicher viele hunderttausend Gläser Eiswasser, und viele Myriaden Becher mit Eis verzehrt.

Der König kam noch immer nicht, obgleich der Abend schon anbrach. Statt dessen ereignete sich eine andere für Neapel sehr charakteristische Scene. Bis jetzt hatte ich zwischen der geschlossenen Reihe Soldaten nur einige Engländer, die mit dem Könige gekommen waren, sehr wenig andere Personen, und nur einige Wagen von Hofleuten gesehen. Auf einmal sah man von weitem einen großen Haufen Volks unter Staub und Getöse mitten in der Reihe daherlaufen, welche jauchzten, sprangen, die Tarantelle tanz-

ten, Hüte und Schnupftücher in die Höhe warfen, lachten, sangen, tobten, kurz, ganz ausgelassen waren. Es schien, als wenn ein Heer zerlumpter Bachanten daherstürmte. Es waren die liebenswürdigen Lazaroni, die uns diesen Auftritt gaben, und wahrscheinlich hatte sich dieser Haufe von dem großen Haufen, der den König umgab, losgerissen, um gleichsam die Vorläufer davon zu seyn — So reißt, wenn ein Gewitter heraufzieht, eine Wolke von dem Ganzen sich los, und fliegt unter Blitz und Donner durch den Himmel daher — welch eine erhabnere Scene sich näherte.

Die Russen waren ganz versteinert, die Ordnung auf einmal so unterbrochen, und mitten in ihrer Reihe, wo niemand gehen durfte, einen großen Haufen wilden Pöbels zu sehen. Dieser Pöbel stürmte bey dem Palast vorbey bis zum Ende der geschlossenen Reihe, und dachte hier sein Wesen zu treiben; aber die Russen wollten den Spafs nicht verstehen, und unter Stockschlägen und Kolbensößen ward er aus seinen Eroberungen herausgedrängt. Die Freude war von

kurzer Dauer. Einen Buben bemerkte ich unter andern, der, gleich den übrigen, springend und tanzend gekommen war, der aber jetzt ganz langsam wieder zurückhinkte, laut weinte, und sich den Kopf hielt. Kopf und Fuß hatten bey ihm gelitten. Es dauerte nicht lange, so kam eine zweite Wolke dieser Art daher, wütete und tobte vorbey, wie die erste, und wurde auch, wie jene, aus ihren Besitzungen herauskomplimentirt.

Unterdeß brach der Abend mit Macht heran, und noch immer erschien der König nicht. Es war leicht einzusehen, daß diese lange Zögerung durch den ihn umgebenden Pöbel verursacht wurde; denn wahrscheinlich wollte er nicht, daß dieser jauchzende Pöbel aus einander getrieben werden sollte, obwohl ihm jeder Schritt dadurch erschwert wurde.

Endlich, nachdem es schon ganz dunkel war und sich nichts mehr erkennen ließ, sah man einen dichten, zahllosen Haufen langsam daherschleichen. Es war der König mit seiner Begleitung, und dem ihn umgebenden Volk. Aber kaum un-

terschied man in der Dunkelheit, wer zu Pferde und wer zu Fuß war; denn man hatte die unglaubliche Unvorsichtigkeit, bey der eintretenden Dunkelheit weder Fackeln, noch Lichter, noch Lampen anzuzünden, und der König kam in dicker Finsterniß vor dem St. Carlstheater vorbey.

Da ich nun nichts gesehen habe, so wird man es mir vergeben, wenn ich nichts zu erzählen weiß.

Aber nicht lange nachher eröffnete sich eine andere Scene, die ganz für das Auge gemacht war. Die Tempel und andern aufgeführten Gebäude wurden erleuchtet, und was am Tage den griechischen Gottheiten geweiht zu seyn schien, das verwandelte sich die Nacht in Feenpaläste. Der Eindruck ist unglaublich, den diese Gebäude mit ihren Tausenden von Lampen machten. Sie glichen großen Zauberpalästen, in welchen irgend ein großer Zauberer ein Fest beging. Auch die Straßen und Balkons waren überall erleuchtet. Vor allen aber unterschied sich das Karthäuserkloster auf St. Elmo. Dies ungeheure Gebäude war ringsum mit zahllosen Lampen

nach den Verzierungen der Architectur sehr geschmackvoll erleuchtet, und glich einem Feenschloß, das in der Luft schwebte. Da man in der Dunkelheit den Berg nicht sah, so schien dieser Palast in den Wolken erbauet zu seyn. Man denke sich ein solch feuriges Gebäude, das in einer Höhe von vier- bis funfhundert Fuß gleichsam über Neapel schwebt, und man wird fühlen, daß die Einbildungskraft sonst nur in Feenmärchen erblickt, was man hier in der Wirklichkeit sah.

Dieser Tag würde mir einen sehr reizenden Genuß gewährt haben, wäre die Hitze nicht so unerhört, und wäre ich dabey nicht zum Sterben krank gewesen. Inneres Leiden verscheucht jeden äußern Genuß.

Auch die beyden folgenden Abende war Neapel erleuchtet, und stand gleichsam in Feuer. Der Anblick aus einer gewissen Entfernung im Meer muß alles übertroffen haben, was man sich Prachtvolles denken kann.

Etwas für Kranke,
die
nach Neapel kommen.

Da viele Personen aus den europäischen Ländern, besonders aus den nördlich gelegenen, um ihrer Gesundheit willen nach Neapel gehen, aber, so viel mir bekannt ist, keine Verhaltensregeln für sie bekannt sind, so kann die folgende Krankheitsgeschichte als ein kleiner Beitrag dazu dienen.

Ich bezog im Anfange des May eine neue Wohnung, in der Straße St. Theresie in Khiaja. Ohngefähr vierhundert Schritte von mir sah ich das Meer aus den Vorderzimmern, und hinten erhob sich in einer Entfernung von ohngefähr

dreyhundert Schritten der Vommero. Dicht vor mir sah ich einige große Gärten mit wenigen Bäumen, und jenseits derselben war nur eine Reihe Häuser zwischen mir und dem Meer. Hinter mir hatte ich ebenfalls Gärten dick mit Citronen- und Pomeranzenbäumen besetzt.

Ich bin sehr umständlich in Beschreibung der Lage, und die Gründe davon wird man künftig finden.

Man hätte glauben sollen, es liefse sich keine gestündere Wohnung finden. Ich wohnte zwey Treppen hoch, hatte Meerluft, Landluft, und Bergluft, genoß einen freien Zug derselben, und hatte zugleich die Mittagssonne. Demohngeachtet bemerkte ich gleich in der ersten Nacht, daß mir die Luft nicht wohlthat, und bemerkte dies auch in der Folge. Man sagte mir, daß dies oft in Neapel der Fall sey, daß eine Luft, die anfangs nicht gut anschläge, in der Folge oft desto heilsamer wäre; man müsse erst vierzig Tage abwarten, ehe man richtig von der Wirkung der Luft urtheilen könne.

Ich blieb in der neuen Wohnung. Die erste wesentliche Unbequemlichkeit, die ich empfand, war eine gewisse häufig eintretende Unverdaulichkeit, welche ich vorher nicht empfunden hatte. Bald darauf spürte ich, daß ich bey weitem nicht so gut schlief, wie sonst, und nicht lange hernach stellte sich auch eine häufige Übelkeit, besonders nach dem Essen ein.

In dieser Zeit, am Ende des May, reiste ich nach Ischia. Die Seekrankheit griff mich heftig an, und ich schlief auch auf dieser Insel sehr unruhig. Ein Freund von mir, und ein Chirurgus in Ischia redeten mir stark zu, eine gehörige Cur anzufangen, da ich einmal in Neapel sey, und nicht allein das Clima wirken zu lassen. Ich weigerte mich, denn ich wußte schon, daß mit der Cur gewöhnlich auch die Krankheit beginne, und hatte eine geheime Ahnung davon; aber ich ließ mich leider überwinden, besonders da mein Übelbefinden mich erinnerte, daß ich Hülfe gebrauchte.

Ich nahm den insularischen Chirurgus zur Assistenz mit nach Neapel, und einer der besten

Ärzte daselbst ward consultirt. Er untersuchte meinen Zustand, meinen Körperbau, so wie meine Respiration, und erklärte, daß mein Übel vorzüglich im Unterleibe sich befände, und in Trockenheit der Gedärme bestünde, daß man alles thun müsse, diese zu erweichen, auch wo möglich die Hämorrhoiden hervorzubringen, um alles von der Brust zu entfernen. Da der berühmte Doctor Reich in Berlin, mit dem ich über meine Krankheit correspondirt hatte, in dem letzten Punct derselben Meinung war, so bekam ich Zutrauen, und merkte genau auf das, was er mir vorschrieb. Dies bestand erstlich in einem lauen Bade, welches man hier das Bad *a semi-cupi* nennt, weil es nicht den ganzen Körper betrifft, sondern nur den Unterleib bis an die Brust, und einen Theil der Schenkel. Man setzt sich nemlich in eine kleine dazu bestimmte Badwanne, so daß die Beine heraushängen, und der obere Theil des Körpers ebenfalls hervorragt. Dies sollte ich alle Abend nehmen, und eine Viertelstunde darin bleiben. Ferner verordnete er mir die Milchkur, die hier sehr häufig gebraucht

wird, und in nichts anderm besteht, als daß man statt des Frühstücks und Abendbrods eine bestimmte Quantität frischer Ziegen- oder Kuhmilch genießt.

Zu gleicher Zeit rieth er mir, die Luft zu verändern, und nach Foria zu ziehen, um mehr der Landluft als der Seeluft zu genießen. Aber diese Straßse liegt ganz am andern Theile der Stadt, wo ich niemanden kannte, wo ich von allen meinen Freunden wäre gänzlich abgesondert gewesen, und hey nahe eine deutsche Meile bis zu ihnen hätte reisen müssen; dazu konnte ich mich unmöglich entschließen.

Unterdessen begann ich die Kur, und es schien mir, als wenn das laue Bad dem Unterleibe wohlthat. Aber es schien auch nur so. Meine Schlaflosigkeit wuchs von Zeit zu Zeit, die Unverdaulichkeit wurde stärker, und eine fast beständige Übelkeit quälte mich. Ich schob die Schuld davon auf die veränderte Luft, auf das scharfe Salz des Meers, und bemühte mich um eine andere Wohnung. Zum Unglück war in der Gegend, wo ich gewohnt hatte, keine of-

fen, und zu dieser hatte ich das meiste Zutrauen, denn ihren Einfluß auf meine Gesundheit kannte ich schon, und sie wird überdies als gesund in ganz Neapel betrachtet.

Hey diesen Nachforschungen hörte ich etwas, das mir sehr auffiel, und das meinen Lesern nicht minder auffallen wird. Aus einer Straße nemlich, welche dicht an meine ehemalige Wohnung stieß, ließ man mir sagen: auf der einen Seite der Straße wäre die Luft recht gut, auf der andern taugte sie nichts.

Dies könnte in Deutschland seltsam und ungereimt scheinen, in Neapel ist dies nicht der Fall. Hier ist wirklich oft auf eine kleine Strecke eine ganz veränderte Luft, wie ich an meinem eignen Beispiel erfahren habe; und hey diesen Häusern fand etwas statt, wodurch die obige Nachricht wahrscheinlich ward. Auf der einen Seite nemlich waren die Häuser zwey Stockwerk hoch, hatten die Hinterzimmer gegen die Morgensonne und gegen Garten, die Vorderzimmer aber genossen der Mittags- und Abendsonne. Auf der andern Seite hatten die

Häuser nur Ein Stockwerk, hatten keine Morgen-, keine Mittagssonne, und keinen freien Durchzug. Diese und ähnliche Umstände können dergleichen Seltsamkeiten erklären.

Unterdeß ich eine andere Wohnung suchte, verschlimmerte sich mein Übel beynahe mit jedem Tage. Die große Hitze trat jetzt ein, und auch sie that ihre Wirkung. Der Schlaf floh mich beynahe ganz, die Übelkeit verliefß mich höchst selten, und war besonders des Nachmittags kaum erträglich, die Unverdaulichkeit wuchs, und ich sah mich kaum mehr ähnlich. Jetzt merkte ich, daß mir eine falsche Kur verordnet war, und unterließ zuerst den Genuß der Milch. Bald darauf unterließ ich auch den Gebrauch der Bäder, und zugleich fand ich eine andere Wohnung in der Gegend, wo ich zuerst gewohnt hatte.

Aber alles dies war zu spät. Mein Übel verwandelte sich in eine Art von hitzigem Fieber, das zuerst einen Tag um den andern, und sodann alle Tage kam. Ich verlor alle Eßlust, der Wein ekelte mich an, ich genoß in vielen Ta-

gen nicht das geringste, und vermochte kaum einige Theelöffel mit Gefromen hinunterzubringen. Dies war am Ende des Juni.

Unterdeß hatte ich einen andern Doctor angenommen, und von ihm hörte ich die Bestätigung dessen, was ich schon längst empfunden hatte; er sagte mir, daß man eine ganz verkehrte Kur bey mir eingeschlagen habe, und daß nur eine entgegengesetzte mich retten könnte. Die Milch nemlich ist hier unverdaulicher, wie an irgend einem andern Orte, und indem man mir Morgens und Abends etwas sehr Unverdauliches gab, raubte man mir zugleich durch die lauen Bäder die Kraft, demselben zu widerstehen. Denn anstatt meine Eingeweide zu stärken, wurden sie durch das Erweichende erschlaßt, und zur Verdauung unfähig gemacht.

Es kam jetzt ein merkwürdiger Zeitpunkt in meinem Leben: ich glaubte, dem Tode nahe zu seyn. Das Fieber griff mich mit seiner ganzen Wut an, ich hatte nicht die mindeste Kraft mehr, demselben zu widerstehen, und da ich in vielen Tagen nichts genossen hatte, so schien es

mir, als wenn mein Magen, und mein Eingeweide gänzlich zusammengeschrumpft wären, und sich gleichsam in eine feste Masse verwandelt hätten. Meine Empfindungen dabey waren so entsetzlich, daß ich durchaus keine Hoffnung zum Leben schöpfen konnte. Ich schlich zwar noch zu Zeiten umher, aber in einem Zustande, gegen den die Phantasie im hitzigen Fieber Wohlthat gewesen wäre. So weit hatte mich eine unglückliche Combination der Umstände und eine falsche Kurart gebracht. Ich war vorher beynahe völlig wieder hergestellt gewesen, und befand mich jetzt am Rande des Grabes. Ein Chirurgus, der dem Arzt zum Assistenten diente, sagte mir gerade ins Gesicht: wenn ich nicht mit der äußersten Sorgfalt und Geschicklichkeit behandelt würde, so müßte ich nothwendig darauf gehen.

Ich fühlte dies selber, und suchte mich zu dem großen Schritt, den ich vor mir hatte, zuzubereiten. Mich verlangte nach einem Geistlichen; aber in ganz Neapel ist kein evangelischer Prediger, wie schon an einem andern Ort er-

wahnt ward, zu finden, und einen katholischen wollte ich nicht kommen lassen, aus Furcht, er möchte mich mit Annahme seiner Religion bestürmen, und mir die Ceremonien derselben aufdringen. Dennochachtete sehnte ich mich sehr nach Vorbereitung, nach einer gewissen Beruhigung, so viel sie in meinen Kräften stände. Ich wollte noch gern etwas Gutes thun, und dies mit hinübernehmen. Mein Kopf war zu Zeiten frei, und ich konnte also hell über meinen Zustand nachdenken. Ich suchte daher mindestens allen Haß, alle Feindschaft, allen Unwillen, den ich gegen irgend jemand hatte, aus meinem Herzen zu verschrecken. Zu diesem Endzweck erinnerte ich mich an alle Beleidigungen, an alle Kränkungen, die ich von Jugend auf von meinen Nebenmenschen empfangen hatte, und vergab allen meinen Beleidigern aus vollem Herzen. Es blieb auch nicht ein Fünkchen von Feindseligkeit oder Unwillen in mir zurück; denn bey der Annäherung des Todes schwindet alles Irdische sehr klein dahin, und die bitterste Beleidigung wird gleichsam zu einem Undinge. Wo bleibt

Stand, wo Verbindungen, wo Kenntnisse, wo alle Beziehungen auf dies Leben? Was haben wir in dasselbe mitgebracht, und was können wir mit hinwegnehmen!

Dies Verbannen alles Feindseligen aus meinem Herzen war also meine Vorbereitung, und ich fand eine gewisse Beruhigung darin. Vielleicht wird jemand fragen, ob ich den Tod fürchtete? Ich sah ihn ohne Schrecken kommen, und mein Wunsch dabey war: nur bald, nur bald! Wenn es mir einfiel, daß ich in meinen besten Jahren hinübergehen sollte, so rief ich sogleich den Gedanken in mir hervor, daß dies vielen Millionen geschehen wäre, daß alle Menschen vor mir gestorben wären, daß so viele große und erhabene Wesen, ein Socrates, ein Rousseau, ein Friedrich II. den Tod geschmeckt hätten; warum sollte ich Unwichtiger, ich Entbehrlicher, ich Wirkungsloser mich dagegen sträuben?

Die trauigste Empfindung war dann in mir, wenn ich an mein Vaterland gedachte, an manche Pflichten, die ich noch zu erfüllen hätte, an meine Freunde; wenn ich mich erinnerte, daß

ich nun keinen von allen wiederschen würde, keinen zum Abschiede die Hand drücken könnte. Aber auch dies Schmerzliche wurde ich durch Resignation und den Gedanken an mein Unvermögen überwunden haben. Ich wollte noch thun, noch einrichten, was ich konnte, und mich dann meinem Schicksal überlassen.

Aber noch war es nicht beschlossen, daß die Riegel des dunkeln Thores, das sich nur zum Eingang, und nie zum Ausgange öffnet, sich vor mir aufthun sollten. Die veränderte Wohnung, eine neue Kurart, und eine eintretende Abkühlung der brennenden Luft, gaben mir etwas Linderung, und führten mich allmählich auf den Weg zum Leben zurück. Der neue Arzt fing seine Kur damit an, daß er mir des Morgens ein Decoct von China, vermischt mit einigen Unzen Molken von Eselsmilch verordnete. Diese Molken haben die Eigenschaft, daß sie sich in wenig Minuten verdauen, und ich bemerkte dies besonders am ersten Morgen. Des Abends um 6 Uhr aufste ich wieder ein halbes Glas Decoct von China trinken, und eine Stunde dar-

auf einen Becher mit Gefrorenen, das mit Zimmt
verfertigt ist, und hier *Canelle blanche* heist, es-
sen. Übrigens untersagte er mir alle andere Spei-
sen. Diese Entsagung wurde mir leicht, denn
mich eckelte alles an.

Die China that eine unerwartete Wirkung.
In wenigen Tagen liefs das Fieber nach, ein we-
nig Schlaf stellte sich ein, und ein Schatten von
Eislust kehrte zurück. Um diese Zeit trat, gegen
die Gewohnheit des neapolitanischen Clima, ein
erfrischender Regen ein, und auch dieser schien
mich etwas zu stärken. Der Arzt erlaubte mir
den Genuß von etwas Fleischbrühe, und einigem
Obste, und sobald das Fieber sich nicht mehr
spüren liefs, mußte ich alle Abend ein ganzes
Bad von süßem Wasser nehmen, das durch hin-
zugegossenes warmes Wasser etwas gemildert
war, um den Körper nicht zu sehr zu erschüt-
tern. Eine Stunde vorher mußte ich die China
nehmen, und eine Stunde nachher das Eis. Durch
diese einfache Kur kehrten allmählich meine ge-
sunkenen Kräfte zurück, ich konnte wieder, wie
wohl mit Behutsamkeit, einige Speisen genießen,

und nur zu Zeiten noch kehrte Mißbehagen und Übelkeit zurück.

Auch der Schlaf würde mich jetzt sehr gestärkt haben, wenn ich mich ihm ruhig hatte überlassen können. Aber wie viel Übel drohen dem armen Kranken zur Sommerzeit in Neapel! Der ungewöhnliche Regen, der einige Tage eintrat, hatte eine Menge kleiner Insecten hervor gebracht, die man in Deutschland gar nicht kennt, und die hier eine Geißel für die Menschheit werden können. Sie sind ganz klein, beynahe wie die sogenannten Schnaken, ganz weiß und so leicht, daß man sie gar nicht fühlt. Aber ihr Stich ist so brennend, daß ein Mückenstich nicht damit verglichen werden kann, und wenn man den verletzten Ort kratzt, besonders so, daß die Haut verwundet wird, so entsteht sogleich ein kleines Geschwür, welches schwer heilt.

Diese Insecten fielen über mich her, und quälten mich in dem Grade, daß ich oft vor Anbruch des Tages nicht einschlafen konnte, gerade wie mitten in meiner Krankheit. Alle Mit-

tel, die ich dagegen zu erfinden suchte, waren umsonst.

Es ist wahr, daß es sehr vieles auf der Erde giebt, wovon man nicht den kleinsten Nutzen sieht, und dessen Daseyn Quaal für die Menschheit ist. Dazu scheinen mir auch diese kleinen Insecten zu gehören, die hier am Ufer des mittelländischen Meers in der größten Hitze erscheinen, den Menschen den Schlaf rauben, und bey dem ersten rauhen Lüftchen wieder verschwinden. Wenn ich diese kleinen, fast unmerklichen Thierchen am Tage ansah, so konnte ich mich kaum überzeugen, daß sie so vielen Einfluß auf meine Gesundheit und mein Glück haben sollten. Der Schlaf ist so etwas Balsamisches, Stärkendes und Heilendes für den Kranken, daß er oft mit großen Summen Geldes verkauft werden würde; hier rauben unmerkliche Punkte in der Schöpfung dies so unentbehrliche Labsal.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie abzuhalten, ließ ich endlich mein ganzes Bette mit der sogenannten *vela per i tarani*, die man hier

eigends zu diesem Gebrauch macht, umgeben, und erkaufte, durch Entfaltung von etwas mehr Hitze, Schutz vor den Stichen der Insecten.

Um allen diesen Unbequemlichkeiten zu entgehen, rathe ich jedem, der um seiner Gesundheit willen nach Neapel kommt, und in Gegenden, wo Gärten sind, wohnt, sich wo möglich ein Schlafzimmer zu wählen, worin er die Fenster mit dünner Leinwand ausfüllen kann, so daß zugleich der Luftzug nicht verhindert wird, und die Thür so wenig als möglich öffnen zu lassen. Durch dies kleine einfache Mittel wird er große Beschwerlichkeiten vermeiden.

Übrigens, glaube ich, sind die gesündesten Gegenden in Neapel die *Calate di Brancaccio*, wo ich jetzt wohne, besonders für die, denen etwas Meerluft zuträglich ist, und die andere Seite der Stadt, wo die Straße *Feria* liegt. Neapel ist ein so fremdartiger Ort, daß alle Erfahrung aus andern Gegenden hier nichts hilft, und daß man gleichsam in die Jahre der Kindheit zurückkehren und von neuem zu lernen anfangen muß.

Der Arzt hatte mir zwanzig Bader in süßem Wasser verordnet, und zehn andere solann in Meerwasser; aber als ich drey oder vier von den letzten genommen hatte, bemerkte ich, daß sie meiner Brust nicht zuträglich waren, und unterliefs sie. Einen kleinen Fieberanfall, der sich nachher noch spüren liefs, überwand ich sogleich durch China, und überhaupt habe ich diese Arzenei hier in Neapel äußerst wirksam für den Magen, gegen die Übelkeit, und gegen das Fieber gefunden. Sie hat mir den Glauben an Kraft officineller Arzneimittel wiedergegeben.

Übrigens giebt es eine Arznei für mich, die mehr anschlagen würde, als alle China, und alle andere Arznei in der Welt; aber ich kann sie nicht nehmen. Sie heist: Entfernung von aller Geistesarbeit einige Jahre hindurch, und so viel Anstrengung des Körpers in dieser Zeit, als ich bis jetat meine Seele angestrengt habe. Aber das Loos eines Jeden ist gezogen; ich vermag nicht über die Umstände zu gebieten, und kehre im Frühjahr 1803 zu meinen Berufsarbeiten zurück. Ich bringe einen kleinen Schatz von Lefahrtan-

gen, von Bemerkungen und Kenntnissen, die ich erst in Deutschland nutzen kann, mit; gebe der Himmel, daß ich auch einen Schatz von Gesundheit mitbringen möge, nachdem ich so vieles that, um sie mir zu erwerben.

Theatralische Nachrichten.

1) *Saulle*.

Die Vorstellungen auf den Theatern in Neapel werden oft ausgesetzt. Der Eintritt eines grossen Festes, die Fasten, u. s. w. sind Schuld an dergleichen Unterbrechungen. Besonders haben diesmal die Opern auf dem St. Carlstheater einen langen Zwischenraum gehabt. Seit Anfang der Fastenzeit, also vom dritten März an bis zum May sind keine gegeben worden. Gewöhnlich wird sonst in der Fastenzeit eine grosse biblische Oper aufgeführt; die Abwesenheit des Hofes hat wahrscheinlich diesen Ausfall verursacht.

Dagegen hat das Theater del Fondo eine geistliche Oper unter dem Titel *Saulle* gegeben, und diese scheint die Stellvertreterin von der in

St. Carlo gewesen zu seyn, denn die meisten Sanger von diesem letzten Theater waren dazu engagirt.

Ich habe sie wiederholt mit Vergnügen gesehen, und da es das erstemal war, daß ich ein geistliches theatralisches Stück sah, so richtete sich um so mehr meine Aufmerksamkeit darauf. Seit langer Zeit hatte ich durch mündliche und schriftliche Kritiken ein Vorurtheil gegen biblische theatralische Stücke eingesogen, und glaubte, daß sie nicht statt finden dürften; dies Vorurtheil sollte in einem Abend einen großen Stoß bekommen. Ich fand, oder ahndete vielmehr, daß biblische Stücke einen großen und erhabenen Charakter an sich tragen können. Saul schien mir nichts Außerordentliches zu leisten, aber ich fühlte mindestens dabey, daß in diesem Fach etwas Außerordentliches geleistet werden konnte.

Die Religion ist ohnstreitig das Erhabenste, was es auf der Erde giebt, weil es auf das Größte in unserm Gedankensystem Bezug hat, auf Gott, auf Ewigkeit, auf eine selige Zukunft u. s. w. Wenn nun etwas auf eine würdige Art

daraus vorgestellt wird, so muß es nothwendig Wirkung machen. Es ist etwas ganz anders, die Tempel der griechischen Götter mit ihren Gottheiten zu sehen, als den Tempel Jehovah's, wenn er von ihm mit Herrlichkeit erfüllt wird; es macht einen ganz andern Eindruck, die einfachen Geschichten der Bibel, die uns mindestens einmal in unserm Leben heilig waren, vor Augen zu haben, als die fabelhaften Bilder der Mythologie, an die man weder in den Kinderjahren, noch bey reiferem Alter geglaubt hat.

Die Wirkung einer biblischen Darstellung hat etwas ganz eignes und erschütterndes, und ich glaube, daß die Oper, welche die stärksten Empfindungen rege machen sollte, mit der Religion in Verbindung stehen mußte.

Man hat die Erfahrung davon auf dem St. Carlstheater gemacht. Hier wurde ehemals die Leidensgeschichte Christi in einer großen Oper nach Metastasio gegeben, und der Eindruck davon war so heftig, daß viele ihn nicht ertragen konnten, sondern in Thränen zerfließend fortliefen; so mindestens hat man mir gesagt. Des-

abgeschätzt glaube ich, daß diese erhabene Leidensgeschichte nicht für eine theatralische Darstellung gemacht sey, und nur das Genie eines Metastasio, verbunden mit den großen Sängern Italiens, konnte hier siegen.

Ich kehre zum Saul zurück. Dieser Gegenstand hat ohnstreitig vieles, das ihn zu einer Oper, und selbst zu einem Schauspiel würdig macht. Die Unruhe des mißtrauischen Königs, seine Begebenheiten mit seinem Thronfolger David, seine Kriege mit den Philistern, seine Scene mit der Zauberin in Endor, sein tragischer Tod, die Freundschaft Davids mit Jonathan, alles dies kann der Handlung sehr viel Anziehendes geben, selbst wenn die Religion sich nicht darein mischt.

Die spielenden Personen in diesem Stück sind: Saul, David, seine Gattinn Abigail, die hier Micole genannt ist, Jonathan, der Hohenpriester Achimelech, der Feldherr Abner, Volk, Leviten, Philister, ebräische Soldaten, die Zauberin in Endor, und der Schatten Samuels. Schon diese Personen erwecken wegen ihres biblischen

Karakters Theilnahme, und man ist begierig zu sehen, wie sie erscheinen, wie sie handeln werden. Der Dichter und der Erfinder des Kostüms haben hier beyde ein großes Feld.

Ob beyde hier dies Feld genützt haben, will ich nicht entscheiden; eine biblische Vorstellung ist mir zu neu, um darüber mit Überzeugung urtheilen zu können.

Der Inhalt des Stücks ist aus den Büchern der Könige genommen, und der Zeitpunkt gewählt, wo Saul sich von Gott verlassen glaubt, wo er von den Philistern gedrängt wird, und den David, den Archimelech, samt seinem Volk, für Aufrührer hält. Die erste Scene stellt den innern Hof des königl. Pallasts vor, wo Micole, Jonathan, Archimelech, Leviten und Volk versammelt sind. Jonathan und Micole, die beyden Kinder Sauls beginnen den Gesang mit folgenden Worten:

*Deh, mio, gran Dio,
L' afflitto Israele;
Del popol fedele
Ti muove pietà.*

*Mi senti la terra,
L' amico mi cendi,
Il padre difendi,
Che calma non a.*

„Schaue, großer Gott, auf das traurende
Israel herab; duh ruhre der Kummer deines
treuen Volks. Gib mir den Gatten, gib mir
den Freund wieder; schütze unsern Vater, der
keine Ruhe hat.“

Sie reden darauf von dem traurigen Zustand
des Sauls, von seinem Hafs gegen David, von sei-
ner Unruhe, von einem lachenden Gott, bis er
selber erscheint. Seine Kinder sagen ihm, daß
sie für ihn beten, und seine Antwort ist:

*E che sperate or più? Gli affanni vostri
No più non metta un padre, un re, del cielo
Giustamente dannato . . . Ohimè! Fu tempo,
Ch' era Saul l'amore
Del gran Dio d' Israele! Or più non regna
Meco con me. Ne usupo io stesso il trono
Malgrado suo. Maligno spinto invasa
Mi persegua e spaventa. Ognor la paro
Sospira invano, e mi risponde guerra
La terra, il Ciel! Veggio dovunque intorno
Perigli, insidie, morte . . . Ah ti, nimici*

*Tutti vi temo, e tali appena vi merto,
Ecco il mio stato! ecco la vita orrenda
Di un infelice re!*

„Was holt ihr jetzt noch? Nein, euren Kummer verdient ein Vater, ein König nicht mehr, den der Himmel mit Recht verwarf . . . Ach, es gab eine Zeit, wo Saul die Liebe von Israels großem Gott war! Jetzt herrscht er nicht mehr mit mir. Wider seinen Willen nehme ich den Thron ein. Statt seiner verfolgt und schreckt ein böser Geist mich. Vergebens seufze ich nach Frieden; Erde und Himmel kündigen mir Krieg an! Rings um mich her sehe ich Gefahr, Nachstellung, Tod . . . Ja, Feinde, ich fürchte euch alle, und kaum bin ich eurer werth. Das ist mein Zustand! dies ist das schreckliche Leben eines unglücklichen Königs!“

Man sieht, daß er von einer sehr schwatzmelancholischen Seite dargestellt ist. Er glaubt sich von seinem Volke, von seinen Kindern von David verrathen. *Ognun m'invidia il trono, e m'insidia la vita.* Dies ist der Gedanke, der ihn quält. Umsonst versucht der Hohepriester, um-

erst versuchen seine Kinder, ihn zu beruhigen, umsonst demüthigt sich David vor ihm, und beweist ihm die zärtlichste Liebe und Anhänglichkeit. Sein schwarzes Blut macht ihn immer von neuem mißtrauisch, und wenn David ihn eben überwunden hat, so reizt ihn Abner wieder zum Zorn und Argwohn, indem er ihm denselben als einen heimlichen Anhänger der Philister aufstellt.

Ich weiß, sagt er, daß einst der ungerechte Samuel deinen Knecht zu deinem Nachfolger wählte, daß das empörte Volk deinen Arm unkriegerisch nennt, und zu deiner Schmach nur den David als Held ausruft. O bedenke, daß David von den Philistern, die ihn aufnahmen, hieher kommt, daß hinter ihm die ganze Macht deines kühnen Feindes sich nahet. Und du willst dich diesem trügerischen Herzen anvertrauen?

So wird der unglückliche Saul wie auf den Wagen eines empörten Meeres herumgeworfen, und die Unruhe, von innen und außen angefaßt, siegt immer von neuem. Aber vorzüglich erschüttern drey Dinge sein Herz, und bringen

sein Schicksal der traurigen Entscheidung näher. Ehe er die Schlacht gegen die anrückenden Philister zu beginnen wagt, beschließt er, in den Tempel zu eilen, und die Antwort des großen Gottes zu vernehmen. Er giebt den Befehl zu der Feierlichkeit, und die Austalten werden gemacht. Man erblickt das Innere eines Tempels mit der Stiftshütte, und der Bundeslade darunter; auf der einen Seite derselben steht ein Altar mit Rauchgefäßen, auf der andern der große Leuchter. Dieser war nach dem gemacht, den man auf dem Triumphbogen des Titus in Rom auf dem Campo vaccino sieht, und gleich zu erkennen.

Auf der Bundeslade ruhte eine große Wolke zum Zeichen der Gegenwart Gottes. Noch andere Zierrathen waren vorhanden, die ich mir nicht mehr zurückrufen kann, und eine Menge Volks voll Awdacht und Ehrfurcht machte das Tableau. Während einer passenden Symphonie trat sodann David auf, und vor ihm her die Leibwache mit dem Fanier Israels. Ihm folgten Archimelech, Jonathan, Micole, Leviten u. s. w.

Der Hohepriester hielt hierauf eine Anrede an das Volk, und verkündigte demselben, daß Gott hier das Schicksal Sauls entlecken würde.

Bald darauf erschien der König, und der Hohepriester näherte sich dem Altar, unterdeß das Volk anbetete. Sogleich erscholl ein lauter Donner, Blitze durchkreuzten sich, und die Wolke stieg schnell von der Bundeslade empor. Alles zitterte, es entstand eine allgemeine Verwirrung, denn Jehovah hatte im Zorn geantwortet, und voll Schrecken floh das Volk.

Diese Scene machte große Wirkung, obwohl sie nicht mit aller der Würde, welche sie forderte, vorgestellt war. Geschähe dies, so mußte sie einen tiefen und erschütternden Eindruck zurücklassen.

Der Zorn Jehovah's schlägt den unglücklichen Saul noch mehr nieder, und er eilt, geleitet von Abner, dem zweyten erschütternden Schlage entgegen.

„In den Waldern hier, sagt dieser verführerische Feldherr, am Fusse des Berges Gelboa, verbirgt ein Weib sich, das mit mächtigen Zau-

bersprüchen die Schatten unter dem kalten Marmor hervorruft, und die Schicksale der Menschen enthüllt. Du, mein König, verbanntest jeden fremden Gebrauch aus deinem Reich; darum verbirgt sie ihre Zaubereien zwischen einsamen und unterirdischen Kluften. Diese können wir zu deinem Vortheil befragen.“

Saul entschliefst sich dazu, und nicht lange nachher sieht man ihn in einer fürchterlichen Höhle, wo das Bildniß der Hecate steht. Die Zauberin tritt pantomimisch und wild hervor. Sie hat einen nackenden Fuß, und in der linken Hand schwingt sie eine Fackel. Nach einigen bedeutungsvollen Gebärden ruft sie unter heftigen Bewegungen den Entschlafenen hervor, und der Geist des alten Propheten erscheint in bleicher fürchterlicher Gestalt. Sie fragt ihn durch Zeichen um das Schicksal Sauls, er wendet sich mit drohenden Gebärden gegen den König, und kündigt ihm den unvermeidlichen Tod an. Saul stürzt voll Entsetzen zu Boden und die Zauberin flieht eilend hinweg.

Dies ist der zweyte große Schlag, der den unglücklichen König trifft, und der ihn der Verzweiflung näher bringt.

„Wo flieh ich hin? ruft er. Was habe ich gesehen! Welche schreckliche Drohung! . . . Noch umgeben mich die Töne des Todes . . . Furchtbarer Schatten, höre auf, mich zu schrecken! Ich selbst, ich selbst will dir gehorchen! . . . Ach! Nur schliesse mir die Hand meiner geliebten Kinder die sterbenden Augen!“

Seine Kinder nahen sich ihm, um ihn zu trösten, und David erscheint mit der Harfe, läßt sich auf ein Knie nieder, und sucht durch schmelzende Töne seine Angst zu verscheuchen. Er singt zum Spiel der Harfe:

*Pietoso Dio, che alora,
Che vedi i nostri affanni
La tua pietade imploro,
Rendi la pace al re!*

*Tu ristorar sol puoi
I nostri antichi danni:
Senti pietà di noi,
Rendi la pace al re. cess.*

„Schau, erbarmender Gott, den ich anbede,
auf unsere Angst; dein Mitleid flehe ich an, gib
dem Könige den Frieden! Du allein kannst un-
ser altes Elend tilgen; habe Mitleid mit uns,
gib dem Könige den Frieden.“ Die letzten
Worte sind Refrain.

Saul hört; aber plötzlich fährt er wieder
auf, und will David umbringen. Sein Geist ist
serrüttet. Jetzt erscheint Abner, und verkündigt,
daß der Feind den hohen Gelbois hinaufzieht.
Die Schlacht beginnt, und ein Theil davon geht
auf der Bühne vor. Die Israeliten werden be-
slegt, sie fliehen verwirrt, und Saul unter ihnen
ohne Waffen.

Dies ist der letzte und entscheidende Schlag,
und diesen erträgt der unglückliche König nicht.
Er reißt Jonathan das Schwerdt aus der Hand,
als wollte er sich damit vertheidigen, und eilt
in sein Zelt.

Unterdeß sammelt David das fliehende Heer
Sauls von neuem, ein zweytes Treffen beginnt,
und hierin siegen die Israeliten. Aber Saul kann
nicht mehr Theil an der Freude des Sieges nehmen.

men; er hat sich in der Verzweiflung der Flucht ermordet, und man sieht ihn bald nachher bleich und blutig in seinem Zelt liegen. David erscheint darauf an der Spitze der Truppen, und wird zum Könige ausgerufen.

Ich darf nun nicht hinzusetzen, daß diese Oper von großer Wirkung seyn kann. Das Feierliche, das Religiöse, das Tragische, das Altisraelitische und das Biblische darin muß nothwendig Eindruck machen. Demohngeachtet war die Wirkung auf dem Theater del Fondo nicht außerordentlich, und das Stück wurde selbst hier und da langweilig. Aber dies lag nicht in der Sache selbst, sondern in einigen Nebenumständen. Die Darstellung war nicht präcise genug, und die Illusion wurde an mehreren Orten gröblich unterbrochen. Damit verbindet sich das ewige Singen, von dem man das wenigste versteht, und dadurch kann die beste Sache verdorben werden.

Übrigens waren die Rollen gut besetzt, und zwar meistens mit Sängern vom St. Carlstheater. Mombelli machte den Saul, und da dieser König

nichts

nichts Liebenswürdigen, sondern nur etwas Wildes und Drohendes an sich zu haben braucht, so gelang sie ihm. Den Abner machte der zweyte Sanger vom St. Carlstheater, aber dieser ist nicht vorzüglich, er mag auf einer Bühne erscheinen, auf welcher er will. David und Jonathan wurden von zwey Frauenzimmern gespielt, und zwar der letzte von der Albertini, der zweyten Sangerin auf dem St. Carlstheater.

Bey dieser Gelegenheit bemerkte ich, welchen Einfluß die Größe der Bühne auf eine Stimme hat. Die Stimme der Albertini scheint in St. Carlo nur schwach zu seyn, in del Fondo war sie durchdringend hell.

Am liebenswertigsten wurde die Rolle Davids gespielt. Die Sangerin hatte einen schönen Körper, eine schöne Stimme, und eine treffliche Pantomime. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte Saul etwas angenehmeres in seinem Wesen gehabt, als David, das Stück würde auferst gelitten haben; denn das Interesse mußte sich für David erklären. Dies ward durch das liebenswürdige Spiel der Sangerin sehr befördert, und

besonders reizend erschien sie bey dem Spielen der Harfe.

Micote wurde von der ersten Sangerin in del Fondo gespielt. Sie singt mit vieler Kunst, und hat eine schöne, aber etwas zu schwache Stimme.

Diese drey Frauenzimmer wetteiferten in ihrem Spiel mit einander. Mein Gefühl entschied sich für die, welche den David machte.

Die Musik des Stücks ist von dem hiesigen Kapellmeister Andreozzi. Ich würde mich bemühen, es in mein Vaterland zu verpflanzen, wenn mich nicht das Vorurtheil, das man dort gegen geistliche Stücke hat, zurückschreckte. Dieser Widerwille hat vielleicht keinen hinlänglichen Grund, und ich warte auf das Urtheil einsichtsvoller Kunstrichter, um mich zu entscheiden.

2) *Socrate immaginario.*

Schon vor mehr als zwey tausend Jahren hat der berühmteste Weise Griechenlands das Schicksal gehabt, auf der Bühne in einem lächerlichen

Lichte aufgestellt zu werden. Aristophanes liefs seinen Witz an dem Socrates aus, und die Wolken, worin dieser erhabene Sterbliche im Angesicht von Athen als der abgeschmuckteste Thor aufgestellt wird, sind dem Sachkundigen bekannt. Jetzt, nachdem die Asche des Aristophanes und des Socrates längst in den Lüften stäubt, ist in Neapel etwas ähnliches geschehen, und ein neuer Socrates auf die Bühne gebracht, wo möglich noch mit stärkern, grellern und witzigern Zügen, als jener erste.

Als ich am Ende des Novembers 1801 nach Neapel kam, bemerkte ich unter den Anschlagzetteln der Komödien auch einen mit der Ankündigung: *Socrate immaginario, comedia per musica*, und dieser Titel fiel mir unter allen andern am meisten auf. Aber ich ward von zu vielen neuen Gegenständen bestürmt, um mein Augenmerk darauf zu richten, und ich vergafs selbst die Bühne zu besuchen, wo es gegeben wurde.

Dies in vielen Rücksichten merkwürdige Stück wurde schon vor geraumer Zeit in Neapel aufgeführt, aber auch sogleich verboten.

Jetzt mußten sich die Umstände verändert haben; es wurde auf dem *Theatro nuovo* von neuem gegeben, und drey Monathe hintereinander aufgeführt. Es war die Wut der Neapolitaner.

Ich darf nur die Verfasser dieser Oper nennen, und man wird sich darüber nicht wundern. Der Text ist von dem berühmten Albate Galiani, von diesem letzten großen Stern Italiens, und die Musik von Paisiello, dessen Talent, mindestens für Opernmusik, entschieden ist. Es verdruß mich, als die Oper nicht mehr gegeben ward, daß ich die Zeit versäumt hatte, sie zu sehen, besonders da mich viele auf das Satyrische und Witzige darin aufmerksam machten. Ich wurde *inlets* nach einiger Zeit etwas entschädigt, denn man hatte das Stück in Prosa bearbeitet, und gab es in dieser Gestalt im *Theatro Carino*. Hier sah ich es, und bewunderte die Wirkung, die es machte, obgleich die Darstellung weit hinter ihrem Gegenstande blieb. Der Socrates schrie heftig, der Plato war äußerst roh, die Xantippe wurde von einer Schauspielerin gemacht, die gegen die Anlage der Ita-

liener weit stärker im Tragi-schen als im komi-schen ist, und die Sophrosyne hatte durchaus nichts Liebenswürdiges an sich. Dennochsachtet erregte das Stück lebhaftes Sensation, und ein beynahe fortdaurendes Lachen.

Es hat das Vorzügliche, dafs es durch grotesk-komische Züge den grofsen Haufen belustigt, und zugleich durch feines attisches Salz, so wie durch treffende Anspielungen auf ältere und neuere Zeit, auch den Gebildeten und selbst den Gelehrten ergötzt.

Während der Vorstellung desselben fiel mir unser neues Sonntagskind, unser Alte überall und nirgends, und andere tolle Produkte ähnlicher Art ein, und es that mir gleichsam in der Seele meines Vaterlandes weh, dafs man sich dort zu solchen abgeschmackten Nichtswürdigkeiten herablassen mufs, um lachen zu können, und dafs sich nicht witzige Köpfe mit guten Componisten verbinden, ihr Vaterland auch in diesem Fach auf eine edlere und belehrendere Art zu unterhalten.

Deutschland hat in Kenntnissen und Litteratur so viele Vorzüge, besonders vor Italien, hat eine so weit höhere Cultur, eine im Ganzen so weit edlere Menschenklasse, vorzüglich im nördlichen Theil desselben, und überhaupt so viel weise Einrichtungen, daß es recht schmerzt, es in irgend einer Art zurückbleiben zu sehen. Dies geschieht obstreitig jetzt in den sogenannten komischen Operetten, worin man sich jeden Unsinn, jede abgeschmackte Thorheit erlaubt, um nur Lachen zu erregen.

Einige Betrachtungen darüber brachten mich auf den Gedanken, den *Secrate immaginario* für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Es boten sich mir, als ich nachher diese Unternehmung reiflicher erwog, manche Schwierigkeiten dar, besonders die Übersetzung der Verse nach Paisiello's Musik, das Schwerverständliche vieler Localumstände, das Lascive des italienischen Witzes n. s. w. Aber die Vorzüglichkeit des Stücks gab mir den Muth, den Versuch zu machen, sie zu überwinden. Vielleicht wird es mir möglich, es meinem Vaterlande darzubieten; mindestens

will ich hier eine Probe davon liefern, die ohngefähr den Ton desselben angiebt. Nur glaube man nicht, aus dieser Probe den Werth des Ganzen beurtheilen zu können. Wo die Melodie Paisiello's, wo die Action, die vorzüglich lebendig in dem Stück ist, und das Interesse des Knotens noch fehlt, da darf man auf keinen starken Eindruck hoffen.

Es beginnt damit, daß der neue Socrates von seiner Frau aus dem Hause geprügelt wird. Er kommt ganz gravitatisch heraus, laßt sich ruhig schlagen, und rechnet sich's zur Ehre. Sie ist außer sich darüber, sie schmäht, sie droht, ihm die Augen auszukratzen, und er antwortet ganz gelassen:

Hier sind die Augen, hier ist die Stirne,
Immer noch bleibt mir das Aug' im Gehirne;
Mit diesem dritten Auge dann
seh ich dich an

Ihre Wut steigt, aber er bleibt in einer eisernen Kälte. Endlich fängt das Gespräch an.

Calandrin. (Der Kellermeister.) Ei, meine gnädige Herrschaft, Mama und Frau müssen sich schnell wieder ansöhnen.

Rosa. (Zu den Tammaro.) Ich weiß es, aber wie ist es möglich? Solche Tollheiten, solche hämische Reden —

Calandrin. Ich bitt' um Vergebung; Socrates hat mit dem dritten Auge Sie nicht beleidigt. So nennt man das Auge des Geistes.

Rosa. Mein superkluger Herr Doctor, sey er so gut, und scheere er sich in den Keller, wo er hingehört.

Calandrin. Auch in die Küche, wenn Sie es befehlen.

Tammaro. Was redet ihr? Calandrin habe ich zu meinem Bibliothekar ernannt, und mein Bibliothekar muß in der Bibliothek bibliotheciren, nicht zwischen den Küchengottern und Penaten.

Rosa. Ich weiß nicht, welche Tollheiten du von neuem vorbringst, aber wir wollen zur Sache kommen. Die Frage ist, ob du noch immer den unsinnigen Gedanken hast, deine Toch-

ter mit deinem Barbier, mit dem Meister Anton, zu verheirathen?

Emilie. (Tochter des Tammaro aus der ersten Ehe.) Wie? Was sagten Sie?

Rosa. Ja, Mamsell! Dein Vater will dich mit dem verrückten Barbier verheirathen!

Emilie. Ist es möglich? O dann bin ich das unglücklichste Geschöpf auf der Erde.

Rosa (zu Tammaro.) Sprich, hast du noch den tollen Gedanken?

Calandrin (heimlich zu Tammaro.) (Bleiben Sie bey Fassung, und ertragen Sie allen Schimpf. Socrates war ein Muster von Geduld; das sagt Diogenes Laertius deutlich).

Tammaro. (Und was kann der Herr Diogenes Laertius mir etwa vorwerfen?)

R e c i t.

Laß ich mich, ohn' ein Wort zu sagen,

Nicht spät und früh von meinem Weibe schlagen?)

Calandrin. (Gewiß! Auch hat die Welt erkannt,
Und Socrates den zweyten Sie genannt.)

Rosa. Wirds kein Ende? Was hast du beschlossen?

Tammato. Hore mich, du geschwätzige Elster, und merke wohl auf! Dieser Meister Anton ist nicht mehr der Meister Anton, der er sonst war. Sieh, unter der Erde liegt die wohlriechende Truffel verborgen, bis das unsaubre Schwein kommt, und sie mit seinem Russel herauswühlt; dann wird eine Speise für Damen und große Herren daraus. So lag die Truffel Meister Anton vergraben; ich war das Schwein, das ihn ausgrub. Ich nahm ihn in meine Schule, und in sieben Tagen war Meister Anton ein Philosoph.

R e c i t.

Wird Seif und Messer weg, den ganzen Baderorden,
Zug eine Toge zu, und ist zum Plato worden. 1)

Rosa. Aber sage mir, du unter allen Narren der Erznarr, wie willst du andre in der Philosophie unterrichten, wenn du selber nicht weißt, was du sprichst?

Tammato. Das ist es eben, mein Kind, darin liegt das ganze Geheimniß. Man muß sprechen, was man selber nicht, und was auch keinander verachtet, dann ist man ein Philosoph.

Rosa. O dann bist du ein großer Philosoph, wenn es der Unverstand macht —

Tammaro. Und was anders? — Wer war Socrates? Ein Ignorant, ein Exignorant; das sagte er selber, und ich will dir's beweisen. Nie sprach er etwas aus eigenem Verstande, sondern er fragte immer, und hielt dies oben-drein für schwer. Das ist ein deutliches Zeichen, daß er ein dummer Hans war, und nichts wußte. Ich bin ein größerer Philosoph, als er. Wenn ich ihn nachahmen will, so weiß ich gleich, was ich zu fragen habe.

Rosa. Genug, kein Wort mehr! Höre mich, Tammaro —

Tammaro. Ich bitte dich, mein Kind, erschütte mein Trommelfell nicht mit diesem gemeinen Namen! Nenne mich Socrates, und du sollst von diesem Augenblick an Xautippe heißen, so hieß jenes verheufelte Weib des ersten Socrates. Du, meine Tochter, sollst dich Sophrosyne nennen, und du, Calandrin, Samis.

Rosa. Gott, gib mir Geduld! Der Kopf steht mir schon —

Tammaro. Ich suche Griechen nur allein;

R e c i t.

Mein ganzes Haus soll ein Gräcismus seyn,
Und selbst mein Hund soll sich mit Kopf und Krallen
Nach griechischem Gebrauche tragen.

Rosa. Ich kann's nicht aushalten! — Tammaro, sey vernünftig, rede mir nicht so viele Tollheiten vor, laß mir den Meister Anton weg, oder ich sage dir —

Tammaro. Liebe Nantippe, meine Tochter wird mit dem Plato vermählt, und mein Rücken steht dir zu Dienst. Ich habe mir eine philosophische Hornhaut zugelegt.

R e c i t.

Kein Schimpf, kein Schmälen kann mich rühren,
Und selbst den Stab kannst du ganz nach Belieben
Führen. a)

(Während des Singens geht Tammaro gravitätisch, von Catandrin begleitet, ab. Die Uebrigen sehen ihm nach.)

Zweyter Auftritt.

Rosa, Emilie, Hyppolyt, Geliebter der Emilie, ohne daß Tamaro es weiß, kommt zum Vorschein.

Hyppolyt. O Gott, was habe ich gehört!

Emilie. Sind Sie hier, Hyppolyt!

Hyppolyt. Ja, meine theure Emilie; dort im Verborgenen habe ich mein Todesurtheil angehört.

Emilie. Wir sind sehr unglücklich.

Rosa. Muth, Muth, Kinder! Nur der kann uns retten.

Hyppolyt. Und welche Hoffnung bleibt uns, wenn ein Vater so fest entschlossen ist? Die Hoffnung hat mir den Rücken gewandt.

Rosa. Und ich wende mich zu ihnen, ich, die Entschlossenheit. Wissen Sie, ich liebe das Mädchen, wie meine eigene Tochter, und ich will sie nicht ins Verderben stürzen lassen.

Hyppolyt. Aber wie können Sie sich einem Vater, der das Recht für sich hat, widersetzen?

Rosa. Ich werde mich mit Hand und Mund widersetzen; und wenn alles schief geht, wenn der Himmel ganz einfällt, so weiß ich noch ein Mittel: ich werde euch den Weg zur Flucht öffnen. Geht, heirathet euch, und kehrt zurück; dann kann sich der Barbier den Mund wischen.

Emilie. Welch ein Gedanke! Mir erstarret das Herz dabey.

Rosa. Und was soll das heißen, Mamsell?

Emilie. Lieber will ich sterben, als meinen Ruf durch eine solche Handlung beflecken.

Rosa. Seht doch, das sittsame Püppchen, die keusche Penelope von Ithaka.

Hyppolyt. O schonen Sie! Die Liebe giebt mir in diesem Augenblick ein Mittel ein, Emilie zu erhalten, ohne ihren Ruf zu beflecken. Wenn sie dann nur einwilligt, die meinige zu werden.

Rosa. Ich hoffe, sie wird vernünftig seyn. Aber worin besteht Ihr Mittel?

Hyppolyt. Sie wissen, Tammaro kennt mich noch nicht; ich habe mein Glück ganz in

Ihre Hände gelegt. Darauf, und auf seine Man-
 nie für Griechenland habe ich meinen Entwurf
 gegründet. Ich will mich in einen Griechen ver-
 kleiden, ich will sagen, daß ich von Athen
 komme, und seiner Thorheit volle Nahrung ge-
 ben; sodann will ich ihn als ein Verehrer des
 Socrates um seine Tochter bitten. Ist Emilie
 damit zufrieden.

Rosa. Sie soll es seyn. Mädchen, willst
 du denn den verrückten Barbier heirathen? Wie
 schickst du dich zu diesem? Sich nur! (sie
 pflückt Blumen ab.)

A r i a.

Ros und Hyacinthe bindet
 Schön vereint in einen Strauß,
 Welch ein süßes Dufte windet
 Aus den Blumen sich heraus!
 Aber wird ein Strauß gebunden
 Von der Ros' und Tulpe hier,
 Seht, so ist der Duft verschwunden.
 Und der Rose schönste Zier.
 Jungfer Tochter, kannst es glauben,
 Willst du deinen Schmuck dir rauben.
 Nimm den Meister Anton dir.

Nun, was sagst du, Mädchen?

Emilie. Ich weiß nicht, was ich beginnen soll; ich werde auf einem unruhigen Meer herumgeworfen.

Aria.

In meinem Busen kämpfet
Die Ehrfurcht und die Liebe,
Und über diese Triebe
Entscheidet noch kein Sieg.
Oft hat der Tugend Stärke
Den schönen Sieg errungen,
Denn spricht mit hundert Zungen
Die Liebe gegen sie.

Rosa. So oder so muß es gehen; wir wollen diesen Weg noch einschlagen, und bringt er uns nicht zum Ziel, so soll es zu Feuer und Schwerdt kommen *). (Alle ab.)

Dritter

*) Der muthwillige Italiener hat hier den Ausdruck *al taglio, e al fero*, und verbindet damit eine etwas unsaubere Zweydeutigkeit. Die Krankheit nemlich, die von Neapel und von Frankreich, vielleicht von beyden nicht mit Unrecht den Namen hat, ist hier besonders sehr häufig. Ein Zweig derselben wird auf eine gewisse, und

Dritter Auftritt.

Zimmer im Hause des Tammaro. TAMMARO. Calandrin.

TAMMARO. Simia; rede mir nicht dawider! Du weißt es selber, wie wichtig mir die Sache ist. Seit vierzehn Tagen bin ich in kein Bette gekommen, und immer quält mich der Gedanke, daß meine Geschichte noch nicht gedruckt ist. Nun habe ich einen Entschluß gefaßt: Du sollst nach Griechenland reisen.

CALANDRIN. Nach Griechenland?

TAMMARO. Ja, mein Herr, und das gleich. Dort suche den Diogenes Laertius auf, kufs' ihm das Dintefals in meinem Namen, und sag' ihm, daß er eilen mögte, mein Leben zu schreiben;

wie es scheint, schreckliche Art geheilt. Man öffnet nemlich die Geschwüre mit einem glühenden Eisen, und dies nennt man *ornire al taglio e al fero*. In das Deutsche kann diese Zweideutigkeit nicht übergetragen werden, weil man dort, so viel mir bewußt ist, diese Kurart nicht hat. Ich denke, der Verlust einer solchen Zweideutigkeit ist Gewinn.

II. Akt.

P

nach ich will eine Rolle unter den Rollen werden, die man zu Portici abwickelt.

Calandrin. Und wo soll ich ihn finden?

Tammaro. Du kannst ihn Nachmittags um drey Viertel auf funfe im Porticus zu Athen finden.

R e c i t.

Um diese Zeit, so spricht die Feme,

Zieht er daseibst mit Xenophon die Dame.

Calandrin. Aber auf einmal nach Griechenland zu reisen, ich muß es Ihnen gestehen, theurer Socrates, das will mir nicht recht in den Kopf.

Tammaro. Bey der Gottin Ceres, du erschreckst mich. Sage mir, unweiser Simia, was treibt die Esel?

Calandrin. Der Stab.

Tammaro. Gut geantwortet! Wer aber ist der, der die Schüler zur Tugend antreibt?

Calandrin. Der Meister.

Tammaro. Vortreflich! Da nun der Meister und der Stab hier einerley sind, wer sind denn die Schüler?

Calandrin. Die Esel.

Tammaro. Folglich mußt du abreiten.
Wenn ich der Meister oder der Stab bin, bist
du nicht der Esel?

Calandrin. Ich bin überzeugt, ich ge-
hore.

Tammaro. Simia, mein Bibliothekar, hast
du bemerkt, daß ich dich durch Fragen über-
führt habe?

Recit.

Sag' an, wer will dawider seyn,

Der zweyte Socrates sey ich in Fleisch und Bein?

Calandrin. Niemand kann es leugnen.

Tammaro. Und doch that's Nantippe,
mein Weib, und nennt mich Tammaro. Aber
was willst du? Uns Socraten geht es nicht an-
ders, wir haben immer böse Weiber.

Calandrin. Beym Hercules, das ist wahr!
Was hat nicht jener erste Socrates um seiner
Tochter willen gelitten? Schmähsungen, Schimpf,
Verschtung . . .

Tammaro. Prügel . . .

Calandrin. Von Prügeln redet nun eigentlich Diogenes Laertius nicht.

Tammaro. So soll er in meinem Leben davon reden.

Calandrin. Das sagt er wohl, daß seine Frau eines Tages in einem Anfall von ihrer bösen Laune ihrem Mann ein Nachtgeschirr über den Kopf goß.

Tammaro. Ein Nachtgeschirr? Ist das gewiß? Ja, ich erinnere mich. Heute soll Xantippe mir vier und zwanzig über den Kopf gießen.

R e c i t.

Xantippe soll zu meiner Ehre sehen
Mich ganz im Wasser untergehen.

Calandrin. Ich werde also meine Reise aufschieben, bis die Sache geschehen ist, um dem Diogenes Laertius sogleich Nachricht davon zu geben.

Tammaro. Nein, ich will nicht, daß meine Lebensbeschreibung Verzug leide. Reise jetzt ab!

R e c i t.

Und wird mir dann das Bad des Socrates beschieden,
So schreib' ich's dir; zieh hin in Frieden!

Calandrin. (Ich soll also abreisen, ohne
meine geliebte Cilla zu sehen? Das Ding wird
mir doch zu arg.)

Tammaro. Simla, was murmelst du da?

Calandrin. Ich dachte nur, wie viel Geld
Sie mir würden zur Reise mitgeben müssen.

Tammaro. Geld? Was redest du?

R e c i t.

Im Reich der Weisheit ist der Ausdruck Kotzerei,
Denn nackt und bloß ist die Philosophie!

Calandrin. Allein was soll ich denn auf mei-
ner Wandrung essen?

Den Punkt, den darf man nicht
vergessen.

Tammaro. Am Eichenbaum wächst Frucht, der
Bach ist hell und rein.

Calandrin. Dagegen wendet sich nichts ein,
Doch Menschen essen Fleisch, und
Eicheln ist das Schwein.

Tammaro. Kein Wort weiter! Schweig
und gehorche! Du mußt gleich abreisen! —

Sinia, unarme mich! (Sie unarmen sich.) Lebe wohl!

Calandrin. Leben Sie wohl! (Theure Cilla, lebe wohl!)

A r i a.

(Ach, das Herz will mir verspringen.

Cilla, dies hier ist mein Grab.

Ich muß reisen. Oieb, o Himmel,
dein Begehren diesem Lämmel!

Jeder schreie! Flügel! Flügel!

Und der Stab bekomme Flügel

Wohl den Rücken auf und ab.

Dann giebt die Geschichte ihr Stiel!

Seinem Ruhme durch den Stab.)

Ja, mein Herr, ich schluchze bitten,

So sag ich das Ungewinnig

Aus dem bangen Herzen fort,

Und die Ruhe hab' ich dort. (ab.)

Vierter Auftritt.

Tammaro allein.

Tammaro. Hier in deinem einsamen Zimmer überlege reiflich, Socrates, wie Xantippe dir heute noch jenen Regen nach dem Donnerwetter über den Kopf giesen, und dich unsterblich

unthun könnt. Was fehlt mir, zum Socrates weiter? Ich habe die griechische Weisheit eingezogen, ich habe Schüler, die sie von meinen Lippen abhörfen. Plato ist mein Freund, und Diogenes Laertius wird meinen Lebenslauf schreiben. O glorreiches Nachgeschick, wenn wirst du mich beglücken!

Aber ich muß auf die Weisheit sinnen, die ich meinen Schülern vortragen will. Die Gottheiten können mir auf meine Fragen nicht antworten, und ich muß selber reden. Wovon werde ich reden? Wovon spricht ein Socrates? Wodurch wird man berühmt? Ich weiß es. Der Weg zum Ruhm ist dunkel zu seyn. Ich will es werden; ich will es dahin bringen, daß niemand versteht, nicht, was er spricht, nicht, was er hört. Wie groß wird mein Ruhm seyn!

Fünfter Auftritt.

Calandria schnell zurückkommend, und hinter sich den Meister Antonio in einer Toga mit seiner Tochter Cilla. Tamaro.

Calandria. Lustig, lustig! Plato ist mit seiner Tochter angekommen. (Sie treten ein.)

Tamatio. O mein Flot! Reiche Quelle,
aus der die Weisen schöpfen.

Antonio. O mein Socrates, ich bin nur
das Mundstück von deinen Wasserleitungen; du
hast sie mit dem Reichtum der Quelle ange-
füllt. Meine Tochter Aspasia, geh, und küß
dem Socrates die Hand!

Cilla. Nur die Hand?

Antonio. Und was willst du ihm denn
können?

Cilla. Was weiß ich? Papa, mit meiner
Gefährtin küß ich mich immer auf den Mund.

Antonio. Aber mit einer Mannsperson
schickt sich das nicht, närrisches Ding!

Cilla. Warum nicht?

Tamatio. Reizende Unschuld, die mich
bezaubert!

Antonio. Socrates, laß uns jetzt zur Sa-
che kommen! Ich habe deinen Befehl erfüllt,
ich bin in der Grotte, die du kennst, gewesen,
um das Orakel zu befragen, wer der größte
Weise in Griechenland wäre? Aber weißt du,
was mir geschehen ist? Einige Viehhirten haben

mir gesagt, sie wären die Priester des Gottes Apollo; darauf haben sie mir die Hunde auf den Hals gehetzt, und mich sodann ein wenig gesteinigt.

Tammaro. Das haben sie in der Begeisterung gethan, in der Wut, die vom Dreifuß zu Delphos ausgeht.

R e c i t.

Von Priesterinnen ward auch Orpheus einst verrufen;
So haben Priester hier mit Steinen dich geschmissen.

Antonio. Endlich hat mir der Hauptsteu-
niger, oder der Hauptpriester im Namen des gro-
ßen Gottes den Orakelspruch gesagt, und hier
hat er ihn mit Kohlen aufgeschrieben. (Zieht ein
altes Stück Papier hervor.)

Tammaro. Welch ein beschmutztes Papier!

Antonio. Ich glaube dir's! Wenn die Prie-
ster vier Stück alten Käse darin eingewickelt
hatten!

Tammaro. Käse? Was sagst du? Aber
warum nicht?

R e c i t.

Die Käse sind von Gott Apollo's Hand,

Da er bey dem Admet als Knecht im Dienste stand;

Er wies die Leyer weg, der holden Tonkunst Mäurer,
Ergriß den Hirtenstab, und machte Kie und Bette.

Antonio. Groß ist, o Sokrates, was ist dein
Geist erdacht;

Die Kise hat Apoll mit seiner Hand
gemacht.

Tammaro. Aber lies! Ich bin begierig,
den Orakelspruch zu hören.

Antonio. Ja, wann ichs lesen könnte!
Sieh nur, was das für eine Klaus ist!

Tammaro. Es ist die Hand der Begeiste-
rung, die von der Gottheit erfüllt war. Lesen
wir zusammen! (lesen.)

Ja, che sa, so sa, chi sa,

Che so sa, so sa, chi sa,

Wer es weiß, daß er nichts weiß,

Der weiß mehr, als wer's nicht weiß.

Tammaro. Potz Blitz, in diesem Orakel
ist das Hundegehetz und der Steinregen ausge-
drückt. Siehst du, was in einem Orakelspruch
steckt?

Antonio. Du kannst denken, wie sie mich
zugerichtet haben. (Sie lesen und sprechen darüber.)

Calandrin (zu Cilla.) Du bist mir also gut, liebes Mädchen?

Cilla. Und wie? Ich bin meiner Katze Mugnello so gut, und du siehst gerade so aus, wie sie. Laß einmal sehen! (betrachtet ihn.)

Calandrin. Das verdank' ich meiner Frau Mutter. Du machst mir ein ganz artiges Compliment.

Tammaro. In diesem Papier ist noch ein anderes Geheimniß verborgen, ein großes Geheimniß; aber das will Überlegung, und wir wollen es künftig zu erforschen suchen. Du, mein Fleck, bleibe bey mir, ich habe mit dir zu reden. Du, Simia, führe Aspasia in ihre Zimmer!

Calandrin. Komm, Aspasia!

Cilla. Ich komme — aber Meister Socrates, ich hätte wohl eine Bitte —

Tammaro. Fodre, schöne Aspasia!

Cilla. Ich schäme mich — Ich wollte mir eine Puppe machen, so eine Docke, einen Hansemann, und dazu brauche ich einen alten

Hader — verstehen Sie mich — ich habe so
mein Vergnügen —

Tammaro. Einen alten Hader? Du sollst
ihn haben, Asposia!

Cilla. O herrlich! Ich empfehle mich.
Papa, wollen Sie noch was von mir?

Antonio. Mehr Kopf, mehr Kopf, meine
Tochter! (Calandrin und Cilla ab.)

Sechster Auftritt.

Tammaro. Antonio.

Tammaro. Ein liebes, liebes Mädchen!
Aber setze dich, Plato, und thue die Ohren weit
auf; ich will Schule halten. (Sie setzen sich.)

Antonio. Hebe an!

Tammaro. Sage mir, wer sind die Bürger?

Antonio. Schweine.

Tammaro. Ei, ich rede nicht von den
Bürgern zu Sorrento, von Menschen rede ich. 3)

Antonio. Nimm nicht übel, ich habe dich
nicht recht verstanden.

Tammaro. Weiter! Wodurch besteht das
Vaterland?

Antonio. Durch List und Trug.

Tammaro. Zum Teufel, ich frage das
nicht!

Antonio. Aber du weißt ja, daß man sich
durch Lügen und Trügen, und allerhand Spitz-
bühereien durchhilft.

Tammaro. Davon wollte ich jetzt nicht
sprechen.

Antonio. Aber wie du mich mit deinen
Reden auch ganz konfus macht! Sprich mit mir,
ohne mich zu fragen.

Tammaro. Der weise Sokrates fragte im-
mer, und du wirst bald erfahren, wohin meine
Fragen führen; jetzt will ich mich bestimmter
erklären: Die Bürger sind Söhne des Vaterlan-
des, und dies besteht in den Söhnen der Söhne,
gebohren von den Söhnen seiner Söhne. Ich bin
Bürger, deshalb bin ich meinem Vaterlande Söh-
ne schuldig; ich bin durch dasselbe da, und
durch mich ist dasselbe da.

Antonio. Es lebe Sokrates hoch! Ich ver-
stehe nun wohl nicht, was du sprichst, aber es
ist vortrefflich.

Tammaro. Ich danke es; darin besteht die höchste Weisheit, wenn sie niemand versteht. Aber nun merke wohl auf, wohin ich durch alle meine Fragen komme. Sage mir, wie halt es deine Tochter mit dem männlichen Geschlecht?

Antonio. Sie wirft so zu Zeiten ein Auge darauf.

Tammaro. Gut, ich werde sie heirathen. Ich bin meinem Vaterlande Söhne schuldig, und ich will als Bürger meine Pflicht erfüllen.

Antonio. Aber hast du nicht schon ein Weib?

Tammaro. Socrates hatte zwey.

Antonio. Wenn das ist, Glück zu, und Glück auf, und fetten Speck in die Erbsen!

Tammaro. Jetzt gehe ich zu meinem Hauptweibe, um von dieser wichtigen Sache mit ihr zu sprechen. Du kannst mich hier erwarten.

Antonio. Fahre wohl.

Tammaro. O glücklicher Socrates, was fehlt dir jetzt noch? Nichts, als Aspasia, und das Nachtgeschirr.

Recit.

Kentippe muß mich, wie du weißt, begreifen. (ab.)

Antonia. O diese Mühe wird Kentippe nicht
verdrissen.

Siebenter Auftritt.

Antonio allein. Hernach Emilie mit einem Bedienten, sodann Rosa und Hyppolyt als ein Griechische gekleidet.

Antonio. Es ist wahr, Socrates ist ein großer Mann; aber Plato darf sich auch nicht verkriechen. Fünfmal habe ich den Merkur von Frankreich durchgesehen, und nun, denke ich, habe ich Weisheit genug im Leibe.

Emilie (die mit dem Bedienten auftritt.)
Du, verbirg dich hier in einem Winkel, und wenn ich dir ein Zeichen gebe, so überreiche meinem Vater diesen Brief. (Bedienter ab.) Ich habe meine Pflichten als Tochter, und ich will sie erfüllen. Mein Vater war sonst ein vernünftiger und edler Mann; ich darf ihn im Unglück nicht verlassen.

(Rosa und Hyppolyt treten auf, unterdeß Antonio im Hintergrunde steht.)

Hyppolyt. Emilie, hier ist Ihr Grieche.

Emilie. O Hyppolyt, vermehren Sie meinen Kummer nicht! Fodern Sie mich von meinem Vater, aber ohne Betrug, ohne Verstellung.

Rosa. Mädchen, du hast dir's in den Kopf gearzt, heute noch meine Hand zu fühlen.

Emilie. Aber meine Mutter —

Rosa. Schweig, und predige nicht mehr, oder —

Emilie. (Ich will schweigen, aber mein Brief wird reden, und meine Pflicht erfüllen.)

Antonio (der etwas vortritt.) (Götter der Unterwelt, da ist meine Lais, meine Sappho, meine Gottin. Ich muß mich an sie machen.)

Hyppolyt. (Da ist ja Meister Anton.)

Rosa. (Dieser Schurke? Den will ich zu rechtzufahren.)

Antonio. Seyd gegrüßt, schöne Griechinnen, und lasse Zeus vom Himmel Perlen auf euch herabregnen, jede ein Pfund schwer.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Wie? Man lacht mir ins Gesicht? Das ist eine Beschimpfung.

Rosa.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Noch einmal? Was untersteht man sich?

Rosa. O Himmel! Ich muß ersticken.
(Lebt mit Hyppolyt aus allen Kräften.)

Antonio. O Hercules, und Pluto, und all ihr Götter im Pantheon! Glaubt ihr, daß ich eine Pagode bin, die man auf den Camin setzt und auslacht?

Hyppolyt. Und wer bist denn du?

Antonio. Plato.

Rosa. Wer?

Antonio. Plato? Wißt ihr nicht, Plato der Philosoph?

Rosa. Du ein Philosoph?

Antonio. Ja, ich!

Rosa. Und worin besteht denn deine Philosophie?

Antonio. Was weiß ich? Ich müßte euch was vorlegen. Fragt den Socrates, der weiß es.

Hyppolyt. Freund, du scheinst mir vor lauter Philosophie ein Narr geworden zu seyn.

Rosa. Mein Herr Philosoph aus der Bader-
stube, sey er hiesich vernünftig, wenn er bey
honesten Leuten ist, sonst werde ich ihn zei-
gen, wo er hingehört.

Antonio. O Cybele, Mutter der Götter,
o Zeus, Kronion, Allvater! einem griechischen
Weisen so zu begegnen! Das schreiet zum
Olymp empor.

Hyppolyt und Rosa (jochen laut.)

Antonio. Und ihr lacht immer fort?

R e c i t.

O wofate man im schönen Griechenlande;
Doch hier gereicht Catinth, und selbst Athen zur Schande!

Rosa. Die Schande vor Athen soll bald noch
mehr sich schärfen,
Ich werde dich sogleich hinaus zum Hag-
se werfen.

(Nicht ihm mit Hyppolyt ins Gesicht.)

A r t i c.

Antonio. Was heißt das? Und was galst man?
Ihr lacht ins Antlitz mir?
Bin ich etwa ein Kraßmann,
Gemeicht von Fälschpapier?
Falsch Weiter, ich bin Philosoph,
Und lebe mit Muth und Töben,

Geladen wohl bis oben,
Gleich einem Feuerlöcher,
Bald bricht der Kessel hervor,
Dann mögt ihr Spötter sehen,
Was es für Folgen bedeutet;
Solch einen Spass verstehen,
Kann auch ein Plato nicht.

R e c i t.

Allein ein Plato muß sich auch als Weiser zeigen,
Ich eile fort, dem Unglück vorzubeugen. (ab.)

Achter Auftritt.

Rosa. Emilia. Hyppolyt.

Rosa. Kann man einen größern Narren
finden, als diesen Menschen?

Hyppolyt. Nein, warlich nicht! Und die-
ser ist mein Nebenbuhler. Welch eine Rolle
muß ich spielen!

Rosa. Stille! Ich sehe meinen Mann kom-
men. Machen Sie nur zuerst ihre Sache mit ihm
ab; wir wollen uns hier so lange verstecken.

Emilie. Aber warum soll mein Vater so
betrogen werden?

Rosa. Nicht so viel Einwendungen, Jung-
fer Wahrheit! Meine Hände jucken mir schon.

Hyppolyt. O meine Emilie, nicht zu zart,
nicht zu gewissenhaft!

Neunter Auftritt.

Rosa und Emilie versteckt, Hyppolyt im Hintergrund. Tammaro.

Tammaro. Versteufelte Xantippe! Gerade wenn ich sie suche, ist sie nirgends; sonst überall. Wie ist mir das Herz so voll! Ich denke an nichts, als an die zukünftigen Söhne, an das Nachtgeschirr, und an die Heirath Plato's mit Sophrosynen. Aber wo ist denn Plato geblieben? (Sieht sich um und erblickt den Hyppolyt.)

Hyppolyt. Socrates, Zierde der Menschen!
Democrates entbietet dir seinen Gruss.

Tammaro. Und wer bist du?

Hyppolyt. Ein Grieche, Verehrer deines
großen Namens.

Tammaro. Ein Grieche? Sie ein Grieche?

Hyppolyt. Ich ward in Athen geboren.

Tammaro. Ein Grieche von Athen?
O mein hochzuverehrender Herr, welch Glück
genieße ich! Umarmen wir uns! Für Athen

würde ich mich aufhängen lassen . . . Sie wissen also von mir?

Hyppolyt. Von Ihrem erhabnen Namen hallt ganz Athen wieder.

Tammaro. Athen? (Ach, wo bist du jetzt, besessene Xantippe, daß du nicht hörst, wie Athen wiederhallt! Die Thörin, die Erzthörin!) Mein Herr Grieche, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?

Hyppolyt. Ich begehre von dem erhabnen Socrates nichts, als daß er einige Seltenheiten Griechenlands von mir zum Geschenk annehme.

Tammaro. O mein Herr, wie kann ich —

Hyppolyt. Zuerst überreiche ich Ihnen in diesem Kästchen zwey einbalsamirte Fledermäuse von Athen.

Tammaro. Zwey Fledermäuse von Athen? Hochzuverehrender Herr, wie soll ich mich je dankbar gegen ein so erhabenes Geschenk beweisen!

Hyppolyt. Ich bitte sehr, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Kleinigkeiten? Ich nenne dies einen Schatz. Zwey Fledermäuse von Athen, das ist was großes.

Hypolyt. Diese drey Flaschen sind angefüllt mit Wasser aus den drey Flüssen, die in Griechenland so betrachtet sind, aus dem großen Mäander, dem Simois, und dem Xanthus; diese gehören Athen.

Tammaro. Mir? Ich bin vor Verwirrung und Freude außer mir.

Hypolyt. Ich bitte noch einmal, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Und Sie nennen drey Flüsse Kleinigkeiten? Dies ist ein Geschenk, das in die Hände des römischen Kaisers Caracalla gelegt werden kann.

Hypolyt. Diese Blumen hier sind von dem Berge Hymettus; sie sind es, aus welchen die griechischen Bienen den köstlichen Honig bereiten, und aus denen sie ihn einst in den Mund des schlafenden Plato trugen.

Tammaro. Hoch- und Wohlgebohrner

Herr, Sie machen mich zu dem glücklichsten Sterblichen. (besieht und bewundert die Geschenke.)

Hyppolyt. (Ich möchte bersten vor lachen.)

Emilie. (Ich kann es nicht länger aushalten.)

Rosa. (Sei ruhig, oder —)

Emilie. (Soll ich denn alle Achtung gegen meinen Vater verlieren? Das hoffen Sie nie.) Mein Vater!

Tammaro. Ei, seyd ihr hier? Sophrosyne, Xantippe, freut euch, wir haben einen Schatz! (Apropos, sage mir, sind die Nachttöpfe voll?)

Rosa. (Schweinygel, wornach fragst du mich?)

Tammaro. (Ja, Madam, Sie sollen mir einen über den Kopf gießen; aber genug für jetzt! Wir werden weiter davon reden.) Vergeben Sie, mein Herr-Grieche!

Hyppolyt. O ich bitte, lassen Sie sich nicht stören!

(Der Bediente übergiebt dem Tammaro Emilie's Brief.)

Emilie. (Himanel, steh mir bey, der Augenblick ist da.)

Tammaro. Da erhalte ich einen Brief. Wer sendet ihn? Vielleicht gab ihn dir mein Bibliothekar? Nicht doch! Ich weiß schon, wer schreibt. Es ist Plutarch, der mir über gewisse Angelegenheiten berichtet.

Rosa. Gib mir den Brief, ich will ihn lesen.

Tammaro. Ha, ha, ha! O ihr Götter! Welch eine Thorin! Ein Brief vom Herrn Plutarch, ein Brief in griechischer Sprache ist keine Speise für einen blinden Maulwurf in Neapel. Lesen Sie, würdiger Sproßling aus Athen! (gibt Hypolyt den Brief.)

Rosa. Aber wenn die Aufschrift an dich in italienischer Sprache ist.

Tammaro. Was italienisch! Der Brief ist geschrieben mit Alpha, Beta, Zeta, Jota.

Hypolyt. Verzeihen Sie, er ist geschrieben, wie die Madam sagt.

Tammaro. Mit a b c?

Hypolyt. So ist's.

Tammaro. Ich schliesse also, daß es eine

Übersetzung ist von einem Übersetzer aus dem
funfzehnten Jahrhundert.

Rosa. Kann ich ihn also lesen?

Tammaro. Nein, Madam, sage ich!

Rosa. Und ich sage, ja, mein Herr!

Hyppolyt. Wir wollen alle befriedigen,
wir wollen ihn zusammen lesen. „Dieser auf-
richtige Brief — hm, hm“

Rosa. „Eine Tochter voll kindlicher Liebe.“

Tammaro. „Kann ihr Herz nicht beru-
higen.“

Rosa. Was ist das? Gieb mir den Brief!
(will ihn nehmen, aber Tammaro reißt ihn wieder an
sich.)

Hyppolyt (zu Emilie. Um Gotteswillen,
was haben Sie gemacht?)

Rosa. (Mädchen, bist du rasend?)

Emilie. (Ich kann, ich darf diesen Betrug
nicht verhehlen!)

Hyppolyt. (Mein Gott, was haben Sie
denn geschrieben?)

Tammaro. Was bedeutet das? „Eine blin-
de Liebe, die in verstellter Tracht kommt, ein

verkleideter Griechen?“ — O entweiltes Athen,
o gelastertes Herrguthum der Griechen!

Hypolyt. Grausame Emilie, ist dies Ihre
Treue?

Rosa. Mädchen. unverschämtes Geschöpf,
ich bringe dich um!

Emilie. Thun Sie es, aber fordern Sie nicht,
daß ich meinen Vater verlassen soll!

Tammaro. O mein Plato, meine Aspasia,
mein Simia, wenn ihr es wüßtet! — Alles, was
atheniensisches Blut hat, wird gen Himmel
schreien.

Rosa. Laß es schreien! Der griechische
Himmel wird davon nicht einfallen.

Recit.

Tammaro. O böse Welt, mußt selbst von seinen
Höhen

Ein Socrates verlacht sich sehen?

Rosa. Gleb dich zufrieden, lieber Mann!

Ein Socrates ist nur, wer alles tragen kann.
Vom Aristophanes läßt er sich gern verlachen!
Der Stab und Nachtopf kann nicht bloß den
Weisen machen.

Darum zeige dich auch jetzt als Socrates.
Wo bleibt sonst die Ähnlichkeit?

Tammarö. Du hast Recht.

R e c i t.

Ich will ein Weiser seyn, ein Fuderkopf, ein Stock;
Doch süßt die Götter aus, und opfert einen Hock!
(ab.)

Rosa (zu Emilie.) Geh aus meinen Augen,
du boshafte Mädchen! Fort! Gleich, sag' ich
dir, gleich auf dein Zimmer! Ich will dich leh-
ren, geheime Briefe zu schreiben. (Emilie ab.)
Bleiben Sie bey uns, Hyppolyt! ich gehe, die
Sache wieder einzulenken. (ab.)

Zehnter Auftritt.

Hyppolyt allein.

Ein Ungewitter stieg an meinem Himmel
herauf; ich wollte es verscheuchen, und habe
es näher herbeygezogen. Die Liebe, die schon
so viele unglücklich gemacht hat, ach, sie wird
auch mich unglücklich machen.

A r i a.

Ihr meine bangen Thränen,
Ihr Sanfter meiner Brust,

Erzählt mein heißes Sehnen.
 Bejammert den Verlust.
 Allein was hilft mein Klagen,
 Mein Weinen, und mein Schmerz?
 Es dringet mein Verzagen
 Nicht an ihr Felsenherz.
 Sah sie denn von Medusen
 Das grause Schlangenhaupt?
 Und ist ihr Marmorbusen
 Des Mitleids ganz beraubt? (ab)

Eilfter Auftritt.

Rosa von einer andern Seite, hernach Tammaro.

Rosa. Ich weiß nicht, wo ich bin, nicht,
 wo mir der Kopf steht. Die tolle Emilie, ich
 möchte sie mit Füßen treten. Da kommt mein
 Mann; ich will ihm aus dem Wege gehen.

Tammaro. Wohin, wohin? Ich habe mit
 dir zu reden.

Rosa. (Gut! Ich will einmal gelinde Saiten aufspannen, vielleicht hilft das!) Was willst du?

Tammaro. Setze dich und höre, wie ich
 gesonnen bin, mich um mein Vaterland verdient
 zu machen.

Rosa. Socrates ist immer ein würdiger Mann gewesen, und ich oft eine böse Hausfrau. Ich habe ihn zuweilen mit Unrecht geprügelt; aber von jetzt an will ich mit ihm Ein Herz und Eine Seele seyn.

Tammaro. Ei, mein liebes Weibchen, das ist es eben, was ich nicht will. Ohne dein Toben und Wüten würde meine Tugend verwildern; darum bitte ich dich, mein Herz, präge mich, wie ein Vieh!

Rosa. Nein, mein lieber Mann, das wird nie wieder geschehen; eher hast du das Recht, wenn ich dir Ursache gebe, mich zu schlagen.

Tammaro. Ei, mein Schatz, hätte mir Socrates nur ein Beispiel dieser Art gelassen, ich hätte dir längst alle Rippen entzwey geschlagen; aber was soll ich machen, mein Kind? Das Beispiel fehlt.

Rosa. (Ja, rühre mich nur an, du Spitzbube! Du sollst sehen, wie ich dich auf den Kopf stellen will!)

Tammaro. Laß uns jetzt zur Sache kommen. Um mich um das Vaterland verdient zu

machen, rathe Xantippe, was ich zu thun entschlossen bin?

Rosa. Ei, wie kann ich das rathe!

Tammaro. Rathe!

Rosa. Zum Henker, spanne mich nicht länger auf die Folter! Rede!

Tammaro. Vermumm und staune! Ich will mir ein andres Weib nehmen.

Rosa. Eber soll dich — Schurke, was redest du? Holst du, daß ich sterben soll?

Tammaro. Nein, mein Engel, du irrst dich. Socrates der Erste hatte zu Einer Zeit zwey Weiber, und zwey will auch ich haben. Jene hier auf dieser Seite, und du auf der andern. Bin ich nicht reich genug, das Gewicht von zwey Weibern zu ertragen?

R e c i t.

Ich habe, was es braucht, zwey Weiber zu erhalten, Kraft, Reichthum und Geduld, und laß den Himmel walten.

Rosa. (Ich weiß nicht mehr, was ich mit diesem Narren machen soll. Prügel, Schmähungen, nichts rührt ihn mehr. Ich will noch den

Weg der Eifersucht versuchen; wer weiß —)
Du bist also schon entschlossen?

Tammaro. Fest entschlossen!

Rosa. Und wer wird die neue Gemahlin
seyn?

Tammaro. Aspasia, die Tochter des Plato.

Rosa. (Mit dieser Närrin soll ich zusammengepaart werden?) Gut! Wenn du dir noch ein Weib nehmen willst, so weiß auch ich, was ich zu thun habe: ich will mir noch einen Mann nehmen. Auch ich will mich um mein Vaterland verdient machen.

Tammaro. Aber mit welchen Söhnen?
Das ist der Hauptpunkt! Wenn du Griechen erzeugen könntest! — Und wer wird der neue Gemahl seyn?

Rosa. Sieh, da kommt er eben.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Hyppolyt.

Tammaro. Ei, vortrefflich, der Herr Grieche mit den beiden einbahiartigen Fledermäusen!

Rosa. Ja, dieser soll mein Gemahl seyn,
Hypolyt, geben Sie mir die Hand!

Hypolyt. (Seyen Sie mir, was bedeutet
das?)

Rosa. (Sie sollen alles erfahren: heißen Sie
mir nur jetzt!) Nun, mein Herr Philosoph, sa-
gen Sie nichts? Gefällt Ihnen diese meine Ver-
heirathung nicht? Zwey Männer will auch ich
zu derselben Zeit, einen auf dieser Seite, und du
auf jener. Bin ich nicht auch reich genug?

Recit.

Ich habe, was es braucht, zwey Männer zu erhalten:
Den Muth, und die Geduld, und laß den Himmel
walten.

Tammaro. Weibchen, wenn willst du
Hochzeit machen?

Rosa. (Vermaledeiter Eisklumpen! Auch
die Eifersucht ruht ihn nicht mehr.)

Hypolyt. (Ich begreife nicht, wo das
hin aus will.)

Rosa. Im Schauspiel, bey Festins, auf Spa-
ziergängen wirst du mich mit meinem Hypolyt
an der Seite sehen.

Tammaro,

Tammaro. Warum nicht, mein Kind? Es sind jetzt so viele Männer mit socratischer Geduld ausgerüstet.

Rosa. O Hyppolyt, wie glücklich wollen wir zusammen leben! Sie sollen mein Trost, meine Freude seyn. Versiegeln wir gleich unsere Liebe durch einen Kuß! (Sie umarmen sich.)

Tammaro. Ha, ha, ha! Sie kann die Zeit bis nach der Hochzeit nicht abwarten. Das wird feurige Söhne geben, wenn die Liebe so fort-dauert.

Rosa. (Ich möchte den hölzernen Schurken ins Gesicht schlagen; aber ich will mich zwingen.) Geliebter meiner Seele, von jetzt an werde ich das Glück des Lebens erst kennen lernen, von jetzt an erst schmecken, was wahre, innige Liebe sey. (Lübkost ihn.)

Tammaro (geht gravitätisch auf und nieder.) Erhabner Socrates, welcher Sterbliche kommt dir gleich? Dies alles schaut dein Auge, und in deiner Seele bleibt die Ruhe unerschüttert. Dein Ruhm verdient zu den Sternen zu dringen. Lieblose, Weibchen, lieblose deinen neuen Aus-

erwählten; du giebst meiner Tugend den höchsten Glanz.

Rosa. (Der wahnsinnige, der unverschämte Thor!) Ich weiß meinem Gefühl keinen Namen zu geben, theurer Hyppolyt, Worte drücken es nicht genug aus. Ich will es mit Gesang vermählen, und Ihnen ein Lied aus der tiefen Empfindung meines Herzens singen. (Singt verliebt gegen Hyppolyt.)

A r i a.

Holder, reizender Adonis,
Unters Buxus heiße Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Unter Freuden, unter Scherzen
Soll das Leben uns verfließen;
Jeder Morgen soll uns grüßen
Als das liebevollste Paar.

Und mit umgekehrter Fackel
Soll der Tod vereint uns finden,
Soll auch dort uns noch verbinden,
Wo die Trennung nicht mehr wohnt.

Holdet, reizender Adonis!
Unsers Bürens heiße Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Nun, mein Herr Philosoph, wie gefällt Ihnen dies?

Tammaro. Vortreflich, liebe Xantippe! Und wenn du es verlangst, so lasse ich dich auch allein mit deinem Adonis.

Rosa. (O Eisklumpen aller Eisklumpen! Ich kann's nicht länger erdulden. Kommen Sie eilend fort! Ich muß Luft schöpfen.) (Beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

• Tammaro allein. Hernach Cilla und Calandrin.

Tammaro. Toller, erztoller Kopf! Aber es ist nothwendig; sonst würde der meinige keine Gelegenheit haben, einen solchen Schwung zu nehmen.

Cilla. Socrates, haben Sie mir einen alten Hader gebracht?

Tammaro. Was für einen Hader, närrische Aspasia? Ich habe dir einen schönen Mann mitgebracht.

Cilla. Einen schönen Mann?

Tammaro. Allerdings; aber genug für jetzt.

Calandrin. (O Himmel, was hör' ich?)

Cilla. Und wenn werden Sie mir ihn geben?

Tammaro. Bald.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio kömmt eilend.

Antonio. Freue dich, Socrates! Der Orakelspruch ist aufgelöst; ich habe seinen Sinn ergründet. Freue dich, du bist für den größten Weisen in Griechenland erklärt.

Tammaro. Ich? Wie denn?

Antonio. Ja, du bist unter den Thieren von Griechenland das Wunderthier. Apollo hat es deutlich gesagt; lies nur! (zieht den Orakelspruch wieder heraus.)

Sa cha sa, se sa, chi sa,

Chi se sa, nun sa, se sa.

Wer nur weiß, daß er nichts weiß,

Der weiß mehr, als wer's nicht weiß.

Nun sage mir, weißt du nichts, und bist
du ein dummes Vieh?

Tammaro. Ja, Lob sey den großen Göt-
tern!

Antonio. Folglich bist du der größte
Weise von Griechenland.

Tammaro. Ich beuge mich vor dir, lügen-
tragender Apoll!

Antonio. Nun komm in die Schule, um
deinen Schülern Unterricht zu geben! Von da
wollen wir dich in einem griechischen Gewande
nach altem Gebrauch im Triumph durch die
Straßen von Neapel führen.

Tammaro. O Wonne, o Ruhm, o Un-
sterblichkeit!

R e c i t.

Nun stich, Kantsippe, stich, du giftige der Zungen,
Ich habe mir den Ruhm des Weisesten errungen.

(Beide ab.)

Fünfzehnter Auftritt

Calandria und Cilla.

Cilla. Ich armes Mädchen!

Calandrin. Was ist dir, meine Cilla?

Cilla. Socrates hat mir einen schönen Mann versprochen, und jetzt ist er fortgegangen. Wie dumm ist das!

Calandrin. Es hat also solche Eile mit dem Versprechen des Socrates?

Cilla. Was denkst du? Es ist von einem Mann die Rede.

Calandrin. Du liebst mich also nicht mehr?

Cilla. Ich habe es dir ja schon gesagt, daß ich dich lieber habe, als meine Katze.

Calandrin. Und willst du mich denn auch heirathen?

Cilla. Das versteht sich.

Calandrin. Und wenn nun ein Anderer käme, und wollte dich haben?

Cilla. So heirathete ich sie alle beide; ginge das nicht?

Calandrin. O du liebe, liebe Unschuld! Aber etwas dumm bist du noch.

Cilla. Dumm? Was redest du? Glaubst du, daß ich eine Närrin bin? Ich habe mein

Gehirn im Kopf, und so viel, daß der Mund davon überfließt,

A r i a.

Bist 'n junges Mädel,
Allein ich bin nicht dumm;
Ich dreh das Ridel
Behend herum,
Die Hand hier spielt Clavier,
Der Fuß kann tanzen,
Ich kann auch weben schier,
Und Blumen pflanzen.
Und wenn ein Fest kommt,
So kann ich gassen
Wohl auf die Laffen
Zum Fenster 'aus.
Nun sagt, ihr Herren sein,
Kann dieses Mädel
Bey ihrem Ridel
So dumm wohl seyn?

Nein, Calandrin, das sage mir nicht wieder,
sonst laufe ich dir davon. A dio! (läuft fort.)

Calandrin (ihr nachlaufend.) Cilla, du bist
klug, du bist Aspasia!

Sechzehnter Auftritt.

Ein Keller, der zur Schule des Socrates bestimmt ist. Einige Treppen führen zu ihm hinunter. Das Locale ist nach den Umständen eingerichtet. Stühle, eine Bank, und ein halbes Fels ist vorhanden.

Zuerst kommen Rosa und Hyppolyt; hernach Tammaro, gekleider als ein alter Philosoph. Ihm folgen Antonio in der Toga, und vier Schüler in griechischen Gewändern. Zuerst kommen Cilla und Calandria.

Rosa. Kommen Sie, hier wollen wir uns verbergen. Ich will die Tollheiten meines Mannes sehen, und wenn er mit der Tochter des verrückten Balbiers nur so viel den Narren macht, so soll ein schönes Ungewitter über ihn kommen.

Hyppolyt. Wenn das Schauspiel sich nur für mich nicht in ein Trauerspiel verwandelt!

Rosa. Fürchten Sie nichts, ich nehme alles auf mich. Da kommt mein Mann schon. (Sie verbergen sich.)

(Tammaro tritt feierlich mit seinen Begleitern auf.)

Antonio. Sey gegrüßt, weiser Socrates, und mögen wir dich noch hundert Jahr so grünen und blühen sehen, wie heute.

Tammaro. Keinen Wunsch für mich, mein Plato! Die Götter schenkten mir alles, was mein Herz begehrte. Ich bin Socrates, mein Ruhm schallt über den Erdball, und es fehlt mir nichts zur Unsterblichkeit, als von Xantippe, was du weißt.

Antonio. Es wird dir werden; verzweifle nicht!

Tammaro. So wollen wir denn unser großes Werk beginnen. (steigt, unterstützt von seinen Schülern, auf ein halbes Faß, worauf ein Stuhl steht, und setzt sich. Cilla und Calandrin kommen.)

Cilla. O ja, Sie haben den Socrates auf ein halbes Faß gesetzt; wollen Sie ihn verbrennen, wie einen Hexenmeister?

Tammaro. Sey gegrüßt, Aspasia; du kömst in einem wichtigen Augenblick. Setze dich zu meiner Rechten, und du Plato zu meiner Linken.

Antonio. Socrates, und Plato, und Aspasia, welch ein Kleeblatt! Sah die Welt schon ein Gleiches?

Tammaro. Nie, nie! (Antonio und Cilla setzen sich neben Tammaro, die Schüler auf eine Bank. Tammaro hängt mit Cilla.)

Calandrin. (Socrates sollte mit dem Munde reden, und er redet mit den Augen.)

(Tammaro räuspert sich laut, und die Schüler machen es ihm nach.)

Antonio. *Silentium!* Socrates hat sich gerauspert.

Tammaro. Geliebte Zöglinge, erhabne Hoffnung von Terra di Lavoro! Was ich im einsamen Zimmer voll tiefer Gedanken erfand, das soll jetzt über euch herabtraufen, wie das ausse Manna über die Israeliten. Merkt wohl auf! Zwey Grund- und Ecksteine der Philosophie giebt es; sie heißen Musik und Tanz. Faßt das wohl, und vernehmt weiter: Fliehet die Deutlichkeit, wenn ihr philosophisch redet; scheint, als wenn ihr tief gedacht hättet, und denkt gar nichts! Die wahre Weisheit besteht darin, nichts zu denken, und fett zu werden.

Antonio. O eine treffliche Weisheit!

Aber Meister Socrates, die Bürger von Sorrento,
und die Domherren verstehen sie auch.

Tammaro. Das sind gebohrne Philosophen. Also Musik und Tanz, meine Schüler!
Die Musik erfreuet den Geist, und der Tanz den Körper.

R e c i t.

Seht, die Gymnastik giebt uns Appetit zum Essen,
Die Tonkunst aber lehrt des Lebens Müh vergessen.

Antonio. Hat man was größers je erfunden,

Als diese neue Weisheit lehrt?

Selbst Epikur und Zeno sind ver-
schwunden,

Seidern man diese Weisheit hört.

Tammaro. Jetzt, meine Theuren, wollen wir von der Musik im Allgemeinen reden, und als Grundsatz festsetzen, daß das Schwere nie leicht ist, denn das Schwere steht dem Leichten entgegen. Wer vermag diesen Grundsatz umzu-
stoßen? Da ich nun ein Philosoph bin, so habe ich die Grenzen der Musik bestimmt, und drey Gattungen derselben für überflüssig erkannt: das Diatonikon, das Enarmonikon, und das Kromati-

kon. Ich habe also drey Saiten auf meinem Tetrachord zerissen, und die vierte hält nur noch so eben. Da nun die Musik auf eine einzige Saite zurückgebracht ist, so hängen sich alle Musiker, die mir folgen, daran. Denkt, wie stark sie seyn muß!

R e c i t,

Die Tonkunst wird dadurch leicht, kritisch, einfach,
rein,

Und wird es nun für ewige Zeiten seyn.

Antonio. O großer Mann, o wundervolle Gaben!
Und diese Weisheit lag so lang in die
vergraben?

Tammaro. Ich hab' es dir, mein Plato, schon
entdeckt,

Dass in uns Socrates ein eigner
Dämon steckt.

Selch einem Dämon hab' auch ich in
meinem Leibe,

Ich selber weiß nicht, was ich
red' und schreibe.

Antonio. Drum ist, so viel ich schließen kann,
Ein Philosoph wie ein besessener Mann.

Tammaro. Wie schön hast du den rechten Fleck
getroffen,

Wie ist dein Herz, dein Ohr, und
dein Gehirn so offen!

Sieh, was kein Mensch versteht, und
was verworren macht,

Das treibt ein Philosoph am Tag
und in der Nacht.

Willst du den Weg zum wahren
Ruhme finden.

Gieb lauter Räthsel auf, und keine
sey zu ergründen.

Jetzt hole mir mein neues Instrument, Simin!
Durch euer eignes Ohr, meine Zöglinge, will ich
euch überzeugen, daß keine Musik der meinigen
gleich kommt.

Antonio. Ausgenommen die Musik der
Sphären.

Calandrin (der mit einer langen Violine, wor-
auf eine einzige Saite gezogen ist, zurückkommt.) Hier
ist das neue Instrument.

Cilla. O je! das sieht aus, wie ein Pfer-
defuß.

Tammaro. Öffnet nun, ihr meine Schüler,
öffnet das Ohr!

Recit.

Und du, Appala, o laß es dir gefallen,
Wenn meine Töne dich, wie Zauberklang, umwallen.

Aria.

(Spielt und singt.)

Sternenaugen, helle Lichter
In dem schönsten der Gesichter,
Ach, von euch, ihr Sprücheweiser,
Wird mein ganzes Herz umglimmt.
Redet, habt ihr nun noch Zweifel,
Dass ein Gott die Seize stimmt?
Seht, in ihren Zauberhallen
Hört ihr jeden Ausdruck schallen.
Wollt ihr Zagen . . . Ah!, ah!
Wollt ihr Senzen . . . Ehi, eh!
Wollt ihr Zürnen . . . Ohi, oh!
Wollt ihr Klagen . . . Uhi, uh!
Doch die allerschönsten Noten
Hat der Liebesgott gemacht.

Sternenaugen u. s. w.

Caßandrin. Göttlich, vortrefflich! CLAM-
maro hat während der Arie mit Cilla gelächelt, und
fährt damit fort.)

Rosa. (Sehen Sie nur, welche Zärtlichkeit!
Aber ich werde bald darunter fahren.)

Hyppolyt. (Was wollen Sie machen?)

Rosa. (Ein kleines Gegenstück zu dieser Musik, um die socratische Geduld zu prüfen.)

Antonio. Socrates, hat dir dein Dämon diese Musik eingegeben?

Tammaro. Warum fragst du danach?

Antonio. Weil es mir scheint, als wenn der Teufel sie gemacht hätte; sie hat so was dämonisches.

Tammaro. Was von einem Dämon kommt, muß dämonisch seyn. Aspasia, wie hat dir der Gesang gefallen?

Cilla. Aufrichtig zu gestehen, so ist es mir vorgekommen, als wenn ein Hund geprügelt würde.

Tammaro. Welch ein holder Scherz fließt von deinen Lippen, Aspasia!

Antonio. Aber, Socrates, es ist Zeit, dich im Triumph aufzuführen, und wir müssen uns vorher in diesem Aufzug üben. Ihr, seine Schüler, umringt ihn feierlich, und singt jene griechischen Worte, die ihr gelernt habt.

Tammaro. Ehe wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, habe ich euch noch etwas Großes mitzutheilen. Der größte Meister in der Gymnastik ist der Floh, und das will ich euch beweisen. Ich habe mit eigener Hand einen gefangen, und nur einen von seinen kleinen Sprüngen gemessen. Vernehmt, wie ich dies begann! Mit zwey Punkten bestimmte ich die Grenzen des Sprunges, dann drückte ich die Füße des Thierchens in Wachs ab, und maß sie mit einem Zirkel. Wißt ihr, was ich entdeckte? Daß das Thier dreyhundert und neun von seinen Füßen gesprungen war. Diese Regel merke sich ein jeder von euch, und ihr werdet die größten Tänzer in Griechenland seyn.

Antonio. Socrates, wenn man bey dieser Regel nicht den Hals bricht, so hast du eine große Entdeckung gemacht. Stimmt nun euren griechischen Gesang an, ihr Schüler, und übt euch dabey in der Gymnastik. (Sie fangen an, wild und ungeschickt zu tanzen und zu singen.)

Chor.

Choros

Andron apantion

Socrates sofutatos.

Antonio. *Patron apantalon*

Socra krosutatos

Tammaro. *Ton d'apameibpinenot.*

Antonio. O Phoebus Apollo, ich habe mir
die Hüfte verrenkt.

Tammaro. Dann hast du Ähnlichkeit mit
dem Gott Vulcan.

Calandrin. O weh, ich habe mir die
Knöchel ganz wund gestossen.

Tammaro. Freue dich darüber, an diesem
Ort ward auch Achilles verwundet.

Antonio. O mein Kopf!

Calandrin. O mein Fuß!

Tammaro. *Silenzium!* Wenn ihr auch ein
paar Rippen zerbrochen habt, so ist doch nichts
geschehen, als daß die Maschine sich mit zu
großer Gewalt bewegt, und den Mittelpunkt
der Schwere verlohren hat.

Antonio. Weiter nichts? Aber Meister
Socrates, wenn der Hals gebrochen ist, so hat

die Maschine sich auch bloß mit zu großer Gewalt bewegt.

Tammaro. Vortrefflich, mein Plato! Wie ist dein Verstand so helle, wie schnell faßest du meines Lehren!

Antonio. Aber es ist Zeit, Herr und Meister, daß wir uns üben, wie wir dich durch die Stadt führen wollen. Laß uns zuerst in dieser Academie feierlich mit dir herumziehen!

Tammaro. Ich bin bereit zu dem Triumphzug, welcher der Weisheit und der Geduld gebührt. Kommt herbey, meine Schüler, und umgebt euren Lehrer!

(Die Schüler tragen sein Gewand, und ziehen unter Chorgesang feierlich mit ihm in dem Keller herum.)

C h o r.

Andron apanton

Socrates isofutatos!

Antonio. *Patron apantalon*

Sorata isofutatos.

Tammaro. *Ton d'apanneibomenos.*

Aria.

Antonio. Von grünen Eichenweigen
Empfange diese Krone,
Laß sie dein Haupt besteigen
Für dein Verdienst zum Lohne.
(Setzt ihm einen Kranz auf.)
Ein ganzer Wald gebührte dir
Zu Kränzen um dein Hangt.

Tammaro. Ich nehme diese Krone,
Und als Aspasien's Gatte,
Hoff' ich, zur Weisheit Lohne
Mich auch gekrönt zu sehen.
Wohlan, es mag geschehen,
Aspasia sey mein!

Calandrin. (Unseligste der Ehen,
Wie kann er Cilla freyn!)

Siebzehnter Auftritt.

Rosa und Hyppolyt, der eine Cyther hat, kommen mit Ungestüm in den Keller herunter. Die Vorigen.

Rosa. Platz hier, Platz hier!

Hyppolyt. Raum uns andern!

Rosa. Fort! Zur Seite müßt ihr wandern.

Platz für uns!

Tammaro. Was fällt dir ein?

Rosa. Auf der sanften holden Cyther

Soll hier ein Concertchen seyn.

Tammaro. Himmel, welch ein Ungewitter!

Rosa. (zu Hyppolyt.) Dir, Geliebter meiner Seele,

Will ich diese Musik weihen.

Tammaro. Ketzerreien, Ketzerreien!

Hyppolyt. Seht, ich führe schon die Saiten,

Um die Seele zu erfreuen.

Tammaro. Muß auch denn der Teufel reiten!

Hyppolyt. Theure, singe an den Tönen,

Hier soll Lust und Freude seyn.

Tammaro. Welch Verhöhnern, welch Verhöhnern!

Rosa. Schweig, und rede nicht darein!

Calandrin und Cilla. Schweigt doch,

schweigt, wir bitten euch.

Antonio. Götter, welch ein dummer Streich!

Tammaro. Weich von mir, o Satan weich!

A i i a.

Rosa. Mein hartes Schickial sprach: Du bist vom

Schmerz gehoben,

Besitzen soll dein Herz der Grammatte

der Thoren;

O weh, er ließ es weiden, das Hebevulles

Heiz,

Mit Thränen, Seufzern und mit Schmerz.

Nun ist mein Vorsatz reif, ich will den
Gram verschleichen,
Mein Glück gebent, ich muß von dem
Verzäther weichen;
Dir schenk' ich, mein Geliebter, dies Herz
auf ewig nun,
Laß es an deinem Herzen ruhn.

Alle. Vivat, vivat!

Tammaro. Ferat, perat!

Rosa. Schweig, und sprich mir nicht davon!

Und ihr griech'schen Weisheits-Ritter,
Auf der Violin' und Cyther
Spielt die schöne Tarantelle,
Denn ich zeig' euch hier zur Stelle,
Was der Tänze besser sey. 8)

(Zwey Tänzerinnen erscheinen, und tanzen die
Tarantelle. Die Schüler spielen.)

Tammaro. Welch eine Schande im ganzen
Lande!

Antonio. Welch ein Kutweihen der Academia!

Rosa und Hyppolyt. Dies ist Gymnastica, dies
ist die Musica.

Tammaro. Die Musik haben die Eume-
niden gemacht, die Tochter der Nacht und des
Acheron.

Rosa. Das ist die Musik für dich! Wenn jemanden die Tarantel gestochen hat, so wird er dadurch kurirt; vielleicht hilft sie auch bey dir.

Tammaro. O ihr Gottheiten der Griechen, seht nicht, hört nicht! Zeus, dir will ich eine Hecatombe opfern, dir, Pallas Minerva, ein Schwein, und dir Phobus Apollo, dem Erfinder der holden Leyer, einen Drachen; aber, seyd blind, seyd taub! Hört die Entweihungen nicht!

Rosa. O der Narr aller Narren! Ich will dir auch etwas opfern, du griechischer Hantwurst, einen Centner Niesewurz, damit du gescheut wirst.

Tammaro. Hebe dich weg, Satanas, daß Zeus vom hohen Olymp nicht einen seiner Blitze auf dich schleudre! Und ihr unwürdigen Zöglinge des Socrates, die ihr dies Heiligthum der griechischen Gottheiten durch die Tarantelle entweiht habt, hebt euch hinweg aus meinen Augen, und erscheint nicht wieder, ehe ihr die Götter nicht ausgesöhnt habt. Fort, sage ich! (Die Schüler gehen ab.)

Ross. Erscheint nie wieder ihr kleinen Narren bey dem großen, sonst will ich euch die griechischen Tollheiten versalzen.

Tammaro. Seyd blind, seydt taub; ihr Götter! Und du, Aspasia, komm, wir wollen zum Altar gehen; eile, Plato, eile! Hymen erwartet auch dich an Sophrosynens Seite. (feierlich mit Antonio und Cilla ab.)

Ross. Ehe sollen alle Nachbarn zusammen laufen, und Geschrei auf allen Straßen seyn, ehe der verrückte Barbier meine Tochter bekommt, und die halbverrückte Cilla meinen Mann. Kommt, Kinder, wir müssen auf Mittel sinnen, den Tollheiten ein Ende zu machen, und ich will mein Haupt nicht eher sauft legen.

(Alle ab.)

Ende des ersten Akts.

Erläuterungen

über den

Socrate immaginario.

In diesem Stück sind viele Sachen, die selbst der sachkundige Neapolitaner nicht versteht. Der Verfasser ist ein Teufel, sagen sie, der alles, was am Hofe und in der Stadt vorging, wußte; man kann ihm nicht ganz auf die Spur kommen. Dennoch ist es mir gelungen, einige Erläuterungen einzuziehen, die ich als authentisch angeben kann, und ich will sie nach den Nummern hier eintrocknen.

1) Diese Stelle ist ein bitterer Ausfall auf den Minister Tanucci. Dieser hatte die Eigenheit, als er noch das Ruder führte, oft jemanden, der tief stand, und nichts war, plötzlich

hoch zu heben, manchen aus dem Staube schnell in ein wichtiges Amt zu versetzen. Galiani hatte vielleicht gefunden, daß dies auch den Unwürdigen ~~raf~~, und jene obige starke Stelle ist eine sehr heissende Anspielung auf die Gewohnheit des Ministers.

2) Die Hauptsatyre in dem Stück ist gegen einen vornehmen Neapolitaner gerichtet, der seiner Frau äußerst untergeordnet war, und dabei den Socrates nachahmen wollte. So lange dieser Mann lebte, war das Stück verboten, jetzt, einige Jahre nach seinem Tode, ist es wieder erlaubt.

3) Aus Sorrento kommt nicht allein das lockerste und beste Kalbfleisch, wie bekannt ist, sondern auch das beste Schweinfleisch. In grosser Menge landen die Schweine von Sorrento, wenn die Zeit ihres Schlachtens ist, in Neapel an, wogegen man nur wenig Bürger von dort sieht. Da nun diese letzten auch übrigens in keinem grossen Ansehen stehen, so nennt man hier die Schweine spottweise Bürger von Sorrento, und im Grunde liegen diese den Neapoli-

tanern mehr am Herzen, als die wirklichen Bürger.

4) Dieser Auftritt ist nicht gegen einen einzelnen, sondern gegen alle Antikensammler gerichtet, die auf zu kleine Dinge aus dem Alterthum einen Werth legen. In diesen Fehler kann man sehr leicht verfallen, und ich muß hier mein eignes Beispiel anführen. Ich war in der Höhle der Sybille von Cuma gewesen, und hatte aus dem äußersten Winkel derselben, jenseits der unterirdischen Wasser, einen Stein zum Andenken mit herausgebracht. Ich hatte den Tempel des Serapis in *Puzos* gesehen, und ein Stück Marmor von den Trümmern desselben aufgehoben. Ich hatte einige Münzen aus dem Alterthum gekauft, auf denen von dem Gepräge nichts mehr zu sehen war. Seitdem mir aber der *Socrate immaginario* in die Hände gerathen ist, habe ich den Binsstein aus der sybillinischen Höhle weggeworfen, aus dem Marmor vom Tempel des Serapis ein Pfundgewicht gemacht, und die Münzen liegen unangerührt in einem Winkel.

Es fragt sich aber, wie weit der Antikensammler zu geben hat, und was ihm eigentlich wichtig seyn muß? Ich glaube, man kann diese Frage ganz kurz dahin beantworten: alles, was etwas von dem Geist des Alterthums enthält, oder einige Kenntniß desselben verbreiten kann, ist des Aufhebens würdig, alles übrige nicht. Doch giebt es hier einen Zweig in der Liebe zum Alterthum als Ausnahme, wenn nemlich die aufgehobene Sache auf eine angenehme Art auf die Einbildungskraft wirkt, und theure Erinnerungen hervorrufft; dahin rechne ich z. B. einen Lorbeerzweig vom Grabe Virgils, etwas Asche aus der Urne eines großen Mannes im Alterthum, u. s. w. Doch ist hier die Grenze sehr fein.

5) Die Tarantelle ist ein seltsamer, den Neapolitanern ganz eigener Tanz. Er ist so charakteristisch, wie die Musik dazu, und besteht darin, daß zwey Personen mit einem gewissen hüpfendem Fes, zu welchem sie den Takt mit den Händen durch Knippchen schlagen, gegen einander und um einander herumtanzen. Die Hände sind dabey unaufhörlich aufgehoben, und schlagen oft

jene Knippen mit kleinen dazu passenden Holzchen. Zu Zeiten tanzen sie in der Runde, ohne sich jedoch die Hände dabey zu geben; kurz, sie betanzen sich bloß, ohne sich zu berühren, und drehen sich dabey willkürlich herum.

Indem ich mich mit der Bearbeitung des Socrates beschäftige, fällt mir ein, ob dies merkwürdige Stück nicht schon ins Deutsche übersetzt seyn sollte, und ich kann mich kaum überzeugen, daß dies noch nicht geschehen ist, zumal, wenn ich unsern Mangel an guten Operetten, so wie die Berühmtheit des Abbate Galiani, bedenke. Aber wenn ich mich wieder erinnere, daß viele wichtige Werke dieses Verfassers noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, z. B. *Della moneta*, *Della perfetta conservazione del grano*, *Dialogues sur le commerce des bleds* u. s. w., so kann ich mich wieder sehr leicht von jener Möglichkeit überzeugen. Sollte indeß dies Stück auch schon einen Übersetzer gefunden haben, so hoffe

ich dennoch, daß die jetzige Bearbeitung desselben den Bühnen nicht unwillkommen seyn wird; denn eine bloße Übersetzung wäre für Deutsche ungenießbar gewesen. Es mußte mit großem Fleiß bearbeitet werden, wenn es für die deutsche Bühne das werden sollte, was es für die italienische war.

3) *Siface e Sofonisba.*

Seit dem 30ten May 1802, als dem Namens-
tage des Königs, wird auf dem St. Carlstheater
eine Oper unter dem obigen Titel gegeben. Der
Text ist von Andreas Tottola, und die Musik
von Peter Guglielmi. Kaum wird man diese Na-
men in Deutschland kennen, und vielleicht darf
sich Deutschland deshalb keine Vorwürfe ma-
chen. Auch wenn sich kein Übersetzer des
Stücks findet, und man die Musik nie daselbst
zu hören bekommt, so kann man sich vollkom-
men darüber beruhigen.

Auf dem St. Carlstheater sieht man gewöhn-
lich Könige, und zwar verliebte Könige. Dies-

mal sind gar ihrer zwey: der König von Numidien, Masinissa, und der König der Massulier, Sifax. Der Stoff ist aus dem zweyten punischen Kriege, und hätte etwas Gutes liefern können; aber aus einem Marmorblock kann ein Apoll und auch ein ungestalteter Priapus werden, je nachdem er bearbeitet wird. Hier ist ein Priap daraus geworden, mindestens ein ganz alltägliches Geschöpf, wie man es bey jedem Steinmetzger sehen kann. Kurz, Sifax und Masinissa sind beide verliebt in die Sophonisba, (so schreibt man hier diesen Namen) Tochter des Karthaginensers Hannibal. Wenn zwey Könige Nebenbuhler mit einander sind, so geht es ihnen am Ende gerade wie andern ehrlichen Leuten; einer muß sich den Mund waschen. Dies Schicksal trifft hier den Masinissa, und Sifax führt die Braut heim; ja, er hat sogar seinen Nebenbuhler, unbeschreiblich gedemüthigt, in seiner Gewalt, und handelt zuletzt recht edel und großmüthig an ihm. *Oh generoso, o grande!* rufen seine Hofleute aus, Masinissa aber ruft mit seinen An-

hängern aus: *oh vergogna, o rossore!* Dann noch ein kleines Chor, und das Stück ist aus.

Wie schön hat der Verfasser dafür georgt, daß man mit recht leichtem Herzen zu Hause gehen kann. Alles geht in der Ordnung, und die Hochzeit am Ende, wie befriedigend! Kurz, wer sonst guten Schlaf hat, dem wird er durch das Stück nicht geraubt. Der König hat es noch gar nicht besucht, und wer kann es ihm verdanken?

Aber ist denn kein Mann am Hofe, ist denn kein Minister da, der die Fädelheit der Opern bemerkt? Ist denn kein Dichter in ganz Neapel, der etwas Gescheutes liefern kann? Haben denn Apoll und Minerva, und Melpomene, und Thalia ganz ihren Blick von dieser Stadt abgewandt? Dennoch ist eine Scene in der obigen Oper, die wegen der gerade obwaltenden Umstände Interesse erregt. Sifax nemlich kehrt siegreich wieder unter sein Volk zurück, und sitzt zu Pferde, als er zum erstenmal erscheint. Er wird mit Zurufungen des Volks empfangen, und hält von Herde eine Anrede an sie. Da nun eine

gewisse Ähnlichkeit zwischen der Rückkehr Ferdinands IV, und des massulischen Königs Sifax statt findet, da beide zum erstenmal wieder zu Pferde erscheinen, und jauchzend begrüßt werden, so gewinnt die Scene dadurch viel.

Mombelli, der den Sifax macht, wird auf einem isabellfarbenen Pferde herbeygeführt, und singt auch vom Pferde die erste Aria. Ich habe ihn nie so schön und tönend singen hören, wie hier zu Pferde. Vielleicht trägt die Erhöhung dazu bey.

Übrigens muß ich bemerken, daß Herr Fasciotti der Castrat abgegangen ist. Wohin, weiß ich nicht. Vielleicht nach Paris, um in den Messen zu singen, die der fromme Buonaparte wieder einführt. Wenn er keine so feine Stimme hatte, so würde sein schöner Kopf große Unordnung bey den Pariser Damen anrichten, wenigstens wenn die Wirkung ohne die Ursache statt fände.

Der neue Castrat bey St. Carlo heißt Raccaglia. Er spielt den Masinissa. Man kann denken, wie heldenmäßig der Held mit der holden

den

den Weiberstimme erscheint. Und nun dazu die Demüthigung; ein Gefangener von seinem Nebenbuhler zu seyn! Der arme Masinissa! Er hat sich gewiß nicht einfallen lassen, daß er nach zweytausend Jahren so beschämt und mit so feiner Stimme *o vergogna, o rossore!* auf dem St. Carlstheater würde singen müssen. In dem Stück erröthet er zuletzt; wenn er wirklich da wäre, und sähe, welche Rolle man ihn hier spielen läßt, er würde noch weit mehr erröthen.

Das diesmalige Ballet ist aus den Zeiten hergenommen, wo die Hunnen in Italien eindringen, und heißt: *Ildicone ad Olgio*, erfunden vom Herrn Angiolini. Hier ist die Begebenheit des Stücks.

Bendemus, Heerführer der Hunnen, erobert Aquileja! In dieser Stadt sind ein Paar Verliebte; es mögen wohl mehrere darin gewesen seyn, aber von diesen beiden ist nur die Rede. Sie heißen *Ildicone* und *Olgio*. Zum Unglück verliebt sich Bendemus in die schöne *Ildicone*, wodurch der arme *Olgio* in großes Herzeleid geräth. Auf der andern Seite wird das Unglück dadurch noch

großes, daß auch Bendemus schon seine verlobte Braut hat, nemlich die Honoria, die Schwester des Valentinianus, die zum Bedinge des Friedens mit Rom bestimmt ist. Sie findet ihren Brautigam, als sie im Lager erscheint, mit der schonen Ildicone, wie er ihre Tugend bestürmt. Man kann denken, welcher ein Lärm entsteht; aber so etwas verschlägt einem Anführer der Hunnen nichts. Er ist ein *taurus in Venerem rure*, er zwingt die Ildicone, ihn zu heirathen, und Honoria und Olgio müssen voll Verweilung zusehen. Ja, er zwingt sogar die Honoria, seiner neuen Geliebten zu huldigen. Aber das alles kann ihm unmöglich so hingehn; wo bliebe die poetische Gerechtigkeit? Diese wird bey Ballets so gut gehandhabt, wie bey Schauspielen und Romanen. Kurz, Ildicone verwundet in der ersten Hochzeitsnacht ihren aufgedrungenen Gatten, er flieht aus dem Zelt, will sich rächen, kann nicht mehr, und sinkt endlich sterbend zu den Füßen der Ildicone, der Honoria und des Olgio, welche beiden letzten von ohngefehr dazu kommen. So bekommt er seine Bezahlung.

Honorio ist gerächt, und die beiden Verliebten aus Aquileja können sich heirathen.

Dies ist die Begebenheit, die uns mit Händen und Füßen und Gehehrden erzählt wird. Aber so deutlich würde man sie nicht verstehen, wenn sie nicht auch neben dem Operntext erzählt wäre. Indessen muß man gestehen, daß die Darsteller des Ballets weit mehr Geschicklichkeit mit den Füßen zeigen, als der Verfasser des *Sifare* mit dem Kopf bewiesen hat.

Übrigens spielen sowohl in der Oper, als auch in dem Ballet, wieder zwanzig bis dreißig Pferde mit, und betragen sich dabey sehr manierlich. Denn man weiß schon, daß die Pferde in Neapel eine vortreffliche Erziehung genießen. Mit der Zeit wird diese auch wohl an die Menschen kommen.

Das zweite komische Ballet heißt diesmal: *I furi deliqui*, und wenn man sich bey dem vorigen etwa recht satt geweint hatte, so kann man hier wieder recht herzlich lachen. Dies letzte halte ich jedoch hier für weit leichter, als jenes erste.

4) *Chi dell' altrui si veste presto si spoglia.*

Unter diesem Titel hat man im Theatro nuovo den Frühling und Sommer hindurch eine komische Oper gegeben, die außerordentlichen Beifall findet, und nach mehr als fünfzig Vorstellungen noch immer ein volles Haus hat. Die vielen Lobeserhebungen, die man davon hörte, machten sehr neugierig darauf, und spannten die Erwartung hoch. Hier ist, was man findet: eine treffliche Musik von Cimarosa, eine glückliche Fabel, mit einigen glücklichen Stellen, im Ganzen aber eine schlechte Ausführung, einige schöne Singstimmen, einen Buffo mit komischem Talent, und übrigens eine Darstellung unter aller Kritik. Wenn diese Oper das werden sollte, was sie seyn könnte, so müßte sie mit Geist und Wahrscheinlichkeit ungearbeitet und auf einer guten deutschen Bühne mit deutscher Präcision und Aufmerksamkeit dargestellt werden.

Die Musik von Cimarosa fällt bey einer schonen Simplicität doch sehr angenehm ins Ohr,

und schmiegt sich sehr passend an den Text. Man hält sie hier für eine seiner besten Opern.

Die Fabel besteht kürzlich darin. Ein Bedienter und eine Kammerjungfer verkleiden sich in ihrer Herrschaft, weil diese von Räubern angefallen sind, und für todt gehalten werden; der Bediente, um eine Rolle zu spielen, die Kammerjungfer, um eine Erbschaft, die für ihr Fräulein bestimmt ist, in Empfang zu nehmen. Aber ~~and~~ dauert nicht lange, so kommt der wahre Kapitän und das wahre Fräulein wieder zum Vorschein, und es entsteht eine große Verwirrung. Die frechen Bedienten halten sich einige Zeit, werden aber zuletzt erkannt, und der Verfasser verläßt sie in einem Walde, wo sie sehr hungrig sind, und über ihr künftiges Schicksal sich berathschlagen. Dafs der Kapitän das Fräulein heirathet, das darf ich wohl nicht sagen; die Hochzeit ist ja das große Ziel, dem alle Opern und Schauspiele und Romane im Galopp entgegen laufen.

Der Verfasser, Herr Joseph Palomba, kann recht niedliche Verse in wirklicher italienischer

Sprache, und auch im neapolitanischen Dialect machen; aber er erlaube mir, zu sagen, daß er von der dramatischen Kunst und von der dichterischen Wahrscheinlichkeit keinen Begriff hat. Seine Oper ist keine Scene in der wirklichen Welt, es ist ein Taubenhaus, worin die Taubericken, so wie die Tauben, ab und zu fliegen, ohne daß man weiß, warum? Der Tauberich kommt, knurrt um seinen Gegner, oder um seine Geliebte etwas herum, und fliegt wieder weg, wenn der Autor ihn nicht mehr gebraucht. So geht es auch mit den Tauben. Kaum kann man sich enthalten, eine Anspielung auf seinen Namen zu machen.

Übrigens mag er es andern einbilden, daß, so wie er die Sachen vorstellt, nicht gleich im ersten Augenblick der platte Bediente mit seiner Bauernsprache, und die grobe Kämmerjungfer mit ihrer ungebildeten Bedientenmanier, erkannt worden wäre. Er mußte sie weit feiner aufführen, wenn die Sache glaubwürdig seyn sollte. Und nicht einmal die Papiere ihrer Herrschaften hat er ihnen in die Hände gespielt.

Aber man thut Unrecht, wenn man dem Herrn Palomba dies hoch anrechnen will. *Nos plures sumus*, heißt es hier, und man bekommt es mit beynahe allen italienischen Opernschreibern zu thun, wenn man das Motiviten des Kommens und Abgehens, so wie Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten verlangt. Besinne ich mich recht, so bekomme ich es hier auch mit meinen eigenen Landleuten, besonders in dem letzten Punkt, zu thun.

Die prima donna in diesem Stück wird von einer Madam Müller deutscher Herkunft gemacht. Diese Person hat ein hübsches Gesicht, einen starken wollüstigen Bau, und eine sehr schöne Stimme. Bey allen diesen Vorzügen ist sie oft dem gebildeten Zuschauer unerträglich. Sie besitzt nemlich eine außerordentliche Frechheit in ihrem Betragen, und zeigt dies fast bey jeder Bewegung auf der Bühne. Das Zuhauseseyn auf derselben ist vortreflich, aber Madam Müller ist nicht allein zu Hause, sie ist in ihrem Schlafzimmer, sie ist bey ihrem Dienstmädchen, und erlaubt sich jede unanständige Mine und

Gesticulation, die sie sich nur unter ihren vertrauesten Freundinnen erlauben könnte. Kurz, sie ist ganz das Gegenstück von der Madam Müller, die Kotzebue¹ schildert. So ganz im Nachkleide wünscht man doch die neapolitanische Madam Müller nicht zu sehen.

Mit dieser Frechheit besitzt sie *parry comble de fauteur* auch eine große Koketterie. Sie ist sehr stark und voll, aber sie stopft dabey den Busen bis zum unnatürlichen an. Von dieser Seite soll sie durch den König sehr gedemüthigt worden seyn. Es lebt nemlich dicht bey Neapel eine sehr dicke Gastwirthin, bey der die Neapolitaner oft zu Mittage sich speisen lassen, und die sehr bekannt ist; diese hat der König laut genannt, als er die Madam Müller zum erstenmal gesehen hat.

Mögte sie doch dies bessern! Denn eine andere Art, die Schauspieler auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, giebt es hier nicht. Was in Deutschland zu viel ist, davon findet man hier gar nichts: von Schauspielerkritik. Hier wird das Talent und Nichttalent übersehen. Madam

Müller wird dies wahrscheinlich nie zu lernen bekommen, und ich schreibe es auch nicht für sie, sondern für meine Landsmänninnen auf dem Theater, um sie vor diesem Fehler zu warnen. Selbst wenn Frechheit, Unsittsamkeit, Koketterie u. a. w. darzustellen ist, so muß es immer nur das Spiel dieser Laster seyn, und nie die Sache selbst.

Der Buffo in dieser Oper ist Herr Luzzio, den viele für den ersten in Neapel halten. Er ist wirklich außerordentlich natürlich in seinem Spiel, aufmerksam auf seine Rolle, richtig in seinem Minenspiel, und hat von Natur viel Komisches. Das öftere Hinblicken auf Logen und Parterre verdicht viel von diesen Eigenschaften.

Was die Darstellung des Stücks im Ganzen betrifft, so ist sie so elend, daß man nicht weiß, wo man den Tadel anfangen, nicht, wo man ihn enden soll. Ich werde künftig vor dem ganzlichen Mangel an Illusion, Präcision, richtigem Costüm u. a. w., der hier auf den Bühnen statt findet, reden.

5, Einige andere Stücke von den Bühnen in Neapel.

Damit man ohngefähr sehe, welche Titel die hier aufgeführten Schauspiele tragen, so mögen hier einige Raum finden von dem *Theatro Fiorentino*, *Carlino*, (welches man nicht mit dem St. Carlstheater verwechseln muß) und *del Fondo*.

Il Trionfo della Religione. Tragedia. — *I falsi Galantuomini*, von Federici. In diesem Stücke werden die Italiener von einer schrecklichen Seite gezeigt. — *Sofia e Lange, ossia il ravvedimento. Commedia di Carattere.* — *Gli accidenti della villa.* *Il soldato d'onore.* Dies Stück ist aus dem Deutschen übersetzt, und findet den lebhaftesten Beifall. Es ist ganz militärisch. In langer Zeit ist kein Schauspiel so oft wiederholt worden, als dies. — *Il Conte semplice Maczocola. Con buffi napoletani.* — *Il Avvocato del Diavolo condannato a morte da i vecchi amanti.* — *La Dama errante col Pulcinella spaventato dallo spirito immaginario.* — *I tristi effetti di una rivoluzione imprudente col Pulcinello confuso.* — *Socrate immaginario, tradotto in Prosa. Con coro ed aria.* — Im *Theatro del*

Fondo: Si rappresenta da una nuova compagna di Saltatori, balli da corda, salti e Pantomime. Diese Leute haben einige Monathe ihre Tänze in der Luft und an der Erde gemacht, ohne übrigen Nussel in Erstaunen zu setzen, das bey weitem mehr an Geschicklichkeit der Füße als der Köpfe gewöhnt ist.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

M ä r z .

Vor einigen Tagen ist hier eine Magistratsperson in Khisja, welche den Titel als Legat hat, schwer verwundet worden. Er kam des Abends spät zu Hause, und sah einen Menschen unter dem Hausthor, der auf seine Frage: *chi è?* keine Antwort gab. Da er Gefahr merkte und eine Bewegung machte, als wollte er ein Pistol hervorziehen, um den Fremden zu schrecken, näherte sich ihm dieser, und gab ihm mit einem feinen Instrument einen Stich in die Seite, worauf er verschwand.

Der Verwundete beichtete noch in derselben Nacht, und man weiß bis jetzt nicht, ob er davon kommen wird.

Man sagt, der Thäter sey ein Mann, der einst, nachdem die königlichen Truppen nach der Republik wieder in Neapel eingerückt waren, den Legaten mit Thränen bat, ihn nicht verhaften zu lassen. Er wurde demohngachtet ins Gefängniß gesetzt, und hernach des Landes verwiesen. Aus Rache, sagt man, sey er jetzt heimlich zurückgekommen, habe seinem Feinde den Stich versetzt, und sich sogleich wieder fortgemacht.

Den 1ten. Heute ist der letzte Tag im Carnevall, und es wird ein gewaltiger Lärm mit den Verkleidungen getrieben, aber meistens nur von dem Pöbel. Der Pulcinell mit seiner greulich langen Nase, und den hervorstehenden Backenknochen, ist am häufigsten zu sehen, und nächstdem alle mögliche Caricaturen von verleideten Männern und Weibern. Das Volk ist ganz ausgelassen; es ißt sich heute auch noch recht satt im Fleisch, weil es nun, den Gesetzen nach, in 40 Tagen keins mehr essen darf.

Den 3ten. Es ist Aschermittwoch. Die Masken sind verschwunden, der Pulcinell treibt sein

Wesen nicht mehr, die Theater sind verschlossen, und fast möchte ich hinzusetzen, die Fleischbanke mit ihnen. Der ungeheure Vorrath von Fleisch, der fast in allen Straßen feil geboten wird, ist verschwunden, und man sieht nur hier und da einiges Federvieh, nebst einigen übriggebliebenen Knochen, hängen. Dagegen sind alle Ungeheuer des Meers heraufgestiegen, und von dem Thunfisch bis zur Sardelle, von der Schildkröte bis zur kleinsten Muschel, von dem Dintenfisch bis zum Frosch sieht man alle Bewohner des Meers und anderer Gewässer in den Straßen von Neapel. Die Frosche sehen abscheulich aus, wenn sie abgezogen und an Binsen aufgereiht sind. Welch ein seltsamer Gottesdienst, der auf einmal alles Fleisch in Fische verwandelt!

Den 5ten. Heute Morgen hat man den Theater, der die Magistratsperson verwundet hat, gefangen genommen. Er hat sich noch in Neapel aufgehalten. Er wird wahrscheinlich auf die Galeeren kommen, und auch da soll man gut leben können, wenn man Geld hat. Der Verwundete

hat eine Schrift aufsetzen lassen, worin er erklärt, daß er seinem Feind vergebe, er möge sterben oder am Leben erhalten werden.

Den 7ten. Nachdem die Theater seit der Aschermittewoche verschlossen gewesen sind, werden sie heute zum erstenmal wieder geöffnet. Da jetzt die Fasten sind, so stellt man meistens Stücke aus der Bibel vor. Im *Theatro Fiorentino* giebt man: *Le Profete di Debora, ossia la morte di Sisera, Tragedia spettacolosa*. Im *Theatro del Fondo* wird ein biblisches Singstück aufgeführt unter dem Titel: *Saulle*. Auf dem *Theatro nuovo sopra Toledo* spielt eine neue Gesellschaft von Komikern, die heute das Stück geben: *Lajuto, da chi si crede il meno*, und darauf eine Farce unter dem Titel: *Bernardone Medico*. Im *Theatro Carlino* hat man seinen Gegenstand aus Amerika hergeholt, und spielt die Entdeckung dieses Welttheils durch Columbus.

Im großen St. Carlstheater, so wie in dem *Theatro Ferdinando* wird heute noch nicht gespielt.

Den 10ten. Heute wird hier die Königin von Sardinien, die Sonntags den 7ten gestorben

ist, in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt. Sie beklagte sich seit 14 Tagen über einen Schmerz unter dem Herzen, fuhr aber dabei aus, und besuchte noch in der vergangenen Woche die Kirche. Dieser Schmerz aber ist in den Kopf gestiegen, und soll die Ursache ihres Todes geworden seyn.

Sie war die Tage über in dem Pallast, worin der König von Sardinien wohnt, auf einem Paradebette zu sehen. Aber das Gerüst, auf welchem sie lag, war mindestens vier Ellen hoch, und man konnte fast gar nichts von ihr entdecken, zumal da man nur durch das Zimmer durchgehen durfte, ohne sich darin zu verweilen. Es waren an zwanzig Geistliche in dem Trauerzimmer, die für die Seele der Entschlafenen beteten. Eine gelbe Decke hing von dem Gerüst herunter, und eine Menge Candelabers mit Kerzen standen um dasselbe.

Die Königin ging in ihrem Leben höchst einfach, nemlich mit einer niedrigen Haube, einem schwarzen Halstuch u. s. w., weil sie ihren Schmuck der Jungfrau Maria geopfert hatte.

Es heißt, sie wird einbalsamirt, und nur so lange in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt, bis der König in seine Staaten zurückkehren und sie mitnehmen kann. Sie hat vor ihrem Tode verordnet, ganz ohne Pomp, wie eine dürftig Verstorbene, beigesetzt zu werden. Der unglückliche Ludwig XVI. war ihr Bruder. Der Schmerz, ihn und ihre königliche Schwägerin Antoinette auf dem Blutgerüst, sich aus ihrem Staat vor-
drängt, und so viel tausendfaches anderes Übel zu sehen, mag lange schon an ihrem Hetzen genügt haben.

Den 18ten. An der Post ist folgende Ankündigung: *E uscito alla luce il primo tomo della Biblioteca medica Browniana Germanica, pubblicata dal Signor Giuseppe Bellavomini e Luigi Giobbe.* Dieser erste Band ist mit Browns Portrait garnirt, kostet aber nur 20 Gran oder 6 Ggr. Denn man muß wissen, daß hier die Bücher zu einem äußerst wohlfeilen Preise verkauft werden. Sie scheinen eine Waare zu seyn, die hier noch keinen Werth erhalten hat.

Den 19ten. Wenn man auch nicht wüßte, daß heute das Fest des heiligen Josephs ist, so würde man es schon mit frühem Morgen erfahren. Ein Knallen von Kanonenschlägen, womit man den Tag begrüßt, und womit überhaupt die Feste großer Heiligen begrüßt werden, laßt sich von allen Seiten hören, und dem Israeliten Joseph, der lange vor dem Monch Schwarz lebte, steigt Fulverdampf zum Opfer entgegen. Übrigens betteln die Armen schon seit einigen Tagen in seinem Namen um Almosen.

Den 20ten. Indem ich heute über den Monte Dragone, unweit meiner Wohnung, ging, sah ich einen sterbenden Menschen an einer Thüre liegen, um welchen einige andere Menschen herumstanden. Die Bettler treiben hier oft die scheußlichste Verstellung bey ihrem Handwerke, aber hier sah man, daß es Ernst war, und daß der Tod mit starken Schritten sich näherte. Die tief verfallene Wange, das brechende Auge, das ganze ausgemergelte Gerippe zeigte deutlich, daß hier keine Verstellung mehr möglich war. In die eine Hand hatte man etwas Kupfermünze

gelegt. In der Angst legte ich etwas dazu, und eilte hinweg; denn ein solcher Anblick hat etwas höchsterschütterndes, wenn man nicht helfen kann.

Ich führe dies als ein Beispiel von der äusserst vernachlässigten Polizei an. Es sind Hospitäler vorhanden, so groß, wie Städte, und es ist unbeschreiblich, welche Erscheinungen von Kranken, von Sterbenden, von Wundenvollen, von den schrecklichsten Gebrechlichen man auf den Straßen hat. Ich habe an einer der volkreichsten Straßen eine Frau mit todtblassem Antlitz auf dem Rücken liegen sehen, aus deren Munde Blut hervorquoll, und die mit schreienden Kindern umgeben war. Ich habe in einer andern einen Mann in Convulsionen, und wie wahnsinnig an der Erde liegend erblickt, ohne daß jemand darauf achtete. Von den Nackten und Halbnackten, und über Hunger Schreienden will ich hier gar nicht reden, aber man kann denken, was man dabey empfindet, wenn man dergleichen Scenen nicht von Jugend auf gewohnt ist.

Den 1ten. Es leist schon seit einiger Zeit, der französische General Murat wird hieher kommen, und der Pallast, den er bewohnen soll, ist schon bereit. Er liegt ohnweit Khiaja, und ist sehr groß.

Heute, Sonntags Nachmittags, sah ich den Kronprinzen fahren. Ganz voraus kamen zwey Laufer, sodann sprangten mehrere Reuter daher, und hiernauf folgte der Prinz in einem offenen Wagen. Er hatte einen sehr alten Mann neben sich, und fuhr selber.

Der Kronprinz scheint ein gesunder starker Mann zu seyn. Er hat ein volles Gesicht, und etwas herunterhangende Wangen, aber zugleich etwas sehr Gutmüthiges in seiner Physiognomie. In einigen Zügen hat er Ähnlichkeit mit der Königin.

Den 2ten. Man hat den General Murat erwartet, aber er ist nicht gekommen. Statt seiner ist ein anderer unbekannter General, und ein Generaladjutant erschienen, die in dem Palais logiren, das für ihn bestimmt war. Ich weiß

nicht, wie mir immer das horazische *contendere durum est cum victore* einfällt.

Ich war eben in der Strada Khiaja, als sie ankamen. Sie hatten zwey große Reisewagen bey sich, und wurden von sechs neapolitanischen Reutern begleitet; aber da es schon Abend war, so machte ihre Ankunft wenig Aufsehen. Die Nacht hindurch ist ihr Palais stark erleuchtet gewesen.

April

Den 3ten. Seit geraumer Zeit liegen hier zwey russische Kriegsschiffe im Hafen. Heute, als ich von ohngefähr auf den Molo kam, liefs sich aus mehreren Umständen schließen, daß sie im Begriff sind, auszulaufen. Sie wurden aufgetakelt, und alles war in Beschäftigung. Es ist ungläublich, welche gefährliche Arbeiten auf den Schiffen vorkommen. Die Menschen müssen an den thurm hohen Masten wie Vögel herunklettern, und über dem Abgrund gleichsam schweben. Die Arbeit der Thurmdecker und Mauer-

ist nichts dagegen. Ich sah selbst einen Cadett oder Officier unter dem großen Mastkorb herumklettern, und sich dann sehr künstlich auf denselben hinaufschwingen. Die Landsoldaten sind nur im Kriege in Gefahr. Die Seeleute im Kriege und Frieden.

Den 4ten. Gestern Abend ist der General Acton von Palermo zurückgekommen, wo er seit einigen Monathen bey dem Könige gewesen ist. Er wurde schmerzlich erwartet, weil er vielen darbedenden Personen, die auf ausgebliebene Pensionen, auf Gehalt u. s. w. hatten, Hülfe bringen, und viele Unglückliche, die es in der Revolution geworden sind, wieder glücklich machen soll. Es heißt, der König sendet ihn voraus, um das Gros der Supplicanten zu befriedigen, damit er selber bey seiner Ankunft nicht zu sehr mit Bitten bestürmt wird.

Heute sah ich wieder einige Straßenedner, die dem Pöbel predigten. Einer hatte sich unter einen Laden gestellt, in welchem sonst Eisenwaaren verkauft werden, und zwar an einer Ecke, wo Wagen über Wagen vorbeifahren.

Hier predigte er nach Herzenslust. Welche Stimme mußte er haben, um die schmetternden neapolitanischen Wagenräder zu überschreien! Aber er überschrie sie.

Die Leute, die um ihn her standen, hatten die Hüte abgenommen, aber die Mützen nicht. Ich denke, dies ist Ehre genug für diese Straßenreden. Auch die Vorübergehenden pflegen den Hut abzunehmen, und ich habe dies sonst selber gethan; aber seitdem ich den Soldaten Christi habe predigen hören, thue ich es nicht mehr. Es fing bald darauf an zu regnen. Ich hoffe doch, daß das Volk den Schreier wird haben stehen lassen.

Den taten. Das Schiff Archimedes, das hier seit einiger Zeit im Hafen lag, und, nach Aussage der Mannschaft, den roten nach Palermo segeln wollte, um den König zu holen, ist schon früher abgegangen, und auch in Caserta, wo sich der König von Sardinien nach dem Tode seiner Gemahlin aufhält, werden allerhand Einrichtungen gemacht. Es ist also wahrscheinlich, daß

der König bald zurückkommen wird, obwohl nichts gewisses davon verlautet.

Den 15ten. Heute ist der grüne Donners-
tag, und dieser ist sehr merkwürdig für Neapel.
Das ganze Jahr hindurch fahren hier unglaublich viele Kutschen auf den Straßen; heute Nachmittag ist dies untersagt, und alles geht zu Fuß in den Straßen. Ich war in Toledo, und fand sie so gedrängt voll, daß ich 30 bis 50000 Menschen in der ganzen Länge der Straße rechnete. Männer und Frauen von irgend einiger Bedeutung waren schwarz gekleidet.

Die große Anzahl von Laotwandelnden wird auch dadurch verursacht, daß heute der König, und in dessen Abwesenheit, der Kronprinz zu Fuße vier Kirchen besucht, um die heiligen Gräber zu sehen. Umgekehrt um 3 Uhr Nachmittags kam er unter einer großen Begleitung von Soldaten, Offizieren, Hoffleuten u. s. w. aus dem königlichen Pallast, und der Zug ging langsam vor dem St. Carlstheater vorbey. Zuerst kam eine Schaar von Leuten, die im Pallast eine gewisse Wache haben, mit Kurzgewehren, dann

die königlichen Läufer, hierauf die übrige Dienerschaft. Hinter diesen folgten Soldaten von der Infanterie und Cavallerie, sodann ihre Officiere, und endlich der Hof mit dem Kronprinzen. Er war weiß gekleidet, mit gelben Aufschlägen und Kragen, weißer Weste, und blauen Pantalons mit ungarischen Stiefeln.

Als er aus dem Palais herauskam, schien er etwas ängstlich; aber als er ohngefähr nach einer Stunde von dem Besuch der Kirchen zurückkehrte, hatte sich seine Mine mehr aufgeheitert, und er grüßte von allen Seiten.

Es waren nicht in allen Kirchen Vorstellungen bey dem heiligen Grabe, und in einigen brannten bloß Lichter auf dem Altar, zwischen denen die Hostie unter Blumengeschirren in ihrem Behältniß stand. Diejenige, die wir am besten gefiel, sah ich in einer Kirche an Toledo. Hier war der Altar bis oben an das Gewölbe mit Wolken umgeben. In der Mitte derselben erblickte man Gott den Vater, mit Engeln umringt. Unter denselben, wo die meisten Lichter brannten, war ein gläsernes Behältniß mit dem

Corpus Christi. Vor dem Altar knieten Adam und Eva, tief in Schmerz versunken, und den erschlagenen Abel zu ihren Füßen. Unter dieser Gruppe las man die Inschrift:

Primi progenitores.

Prima mors.

Primus luctus.

„Die ersten Eltern, der erste Tod, die erste Trauer.“ Hinter derselben standen zwey kleine Altäre mit transparentem Feuer, um an die Ursache dieses ersten Mordes zu erinnern. Am Fuße des Altars brannten eine große Menge Lichter mit Blumengeschirren dazwischen, und das Ganze machte eine angenehme Wirkung.

Den 19ten. Heute, den zweiten Osters- tag, ging ich nach Tische von ohngefehr durch die Villa. Da sah ich vor mir eine Menge Weiber, die sehr ausgelassen waren. Zwey von ihnen schlugen das Tambourin, und die übrigen tanzten die Tarantelle unter Singen und Lachen. So tanzten sie durch die ganze Villa, ohne die mindeste Anwendung von Verlegenheit, und wo sie einen Mann von ihrem Gelichter trafen, da

versammelten sie sich mit großem Lärm, und betanzten ihn gleichsam. Es war, als wenn die Tarantel sie gestochen hätte.

Eine solche Scene wurde unter den Länden in Berlin, oder im Augarten in Wien, ohnstreitig große Aufmerksamkeit erregen, hier sah kaum jemand danach hin.

Den 2ten. Heute Morgen ist endlich der General Murat angekommen. Er hat eine Ehrenwache in seinem Palais.

May 1802.

Den 4ten. Heute ist der Tag, wo ein großer Theil von Neapel sich in Unruhe und Bewegung befindet. Er ist nemlich zum Ausziehen bestimmt, und um 11 Uhr (jetzt ohngefahr um 2 Uhr Nachmittags nach deutscher Uhr) muß jeder die Wohnung geräumt haben. Die Straßen sind mit Hausmobeln bedeckt, die getragen oder gefahren werden, und 3000 Menschen sind gleichsam unterwegs. Ich war selber einer von

diesen. Übrigens wird die Miethe nicht vierteljährlich, sondern zu Dritteln, also alle vier Monathe bezahlt, und man macht den Hauscontract gewöhnlich auf ein Jahr.

Den 6ten. In der Villa sah man heute einige Soldaten vom Regiment Macedonien, die Weintrauben zum Verkauf ausboten. Sie hingen an grünen Zweigen, und sahen sehr frisch aus; aber bey näherer Untersuchung fand sich, daß sie bis auf die Zweige und Blätter, an denen schon wirkliche kleine Trauben saßen, nachgemacht waren. Ein herzutretender Priester fand die Sache bedenklich, und zwar aus einem Grunde, den man in Deutschland schwerlich errathen würde. Er meinte, sie würden für schwangere Frauen gefährlich seyn, weil sie dadurch in ein nicht zu befriedigendes Gelust verfallen könnten. Der eine Soldat antwortete, er mache sich nichts daraus, wenn auch die Weiber einen Kanonendeckel zur Welt brächten. Wahrscheinlich heißt dies bey ihnen so viel, als Mondkath.

Mir schien die Bedenklichkeit des Priesters selbst etwas weit hergeholt; aber ich hörte

nachher, daß die Schwängern hier ganz außerordentliche Gelüste bekämen, und bey weitem stärkere, als in kältern Gegenden. Dabey aber gebähren sie sehr leicht, besonders die Weiber von gemeinem Schlage, und man hört fast nie von einer Wöchnerin, die an Geburtsschmerzen starb.

Den 13ten. Man hat heute in dem Golf eine beträchtliche Anzahl Schiffe gesehen, die sich einen halben Tag darin aufhielten. Nach allen Nachrichten waren die Franzosen darauf eingeschifft, um in ihr Vaterland zurückzukehren, und ihr Verweilen im Golf wurde wahrscheinlich dadurch veranlaßt, um ihre Gefahrten, die etwa noch in Neapel waren, mitzunehmen. Wenn die Sonne hier einen langen Sommertag hindurch gebrannt und alles ausgedorrt hat, so wünscht man ihr mit Freuden eine gute Nacht, sinkt sie endlich hinter dem Vonnere und Pausilipp hinunter. Ein solches Lebewohl hat man hier den Franzosen bey ihrer Abfahrt gesagt.

Es heißt, daß auch die Russen nicht lange mehr hier seyn werden. So viel ich bemerken kann, wird man ebenfalls nicht viele Thrauen hinter sie her weinen.

Den 17ten. Es scheint, als wenn die Franzosen nicht das Königreich Neapol² verlassen könnten. Ein Sturm¹ der am 17ten war, hat ihre Schiffe stark beschädigt, und sie haben bey Geta anlegen müssen.

Den 18ten. In diesen Tagen ist hier ein Sergeant vom Regiment Real Allemand sehr hart bestraft worden. Er ist nicht Gassen gelaufen, sondern öffentlich durch die Straßen gepöbelt worden, und zwar so heftig, daß er bald darauf gestorben ist. Sein Verbrechen soll darin bestanden haben, daß er nächst dem Solde, den er im Dienst des Königs zog, auch im Dienst der hier noch beündlichen Jacobiner stand, und von ihnen bezahlt ward; dabey soll er überdies durch Schmachschriften gegen den König und die Königin sich strafbar gemacht haben.

Es ist freilich ein großes Verbrechen, im Dienst eines Monarchen zu stehen, sein Brod von

ihm bekommen, und ihn dabey im stillen zu verrathen.

Den 24ten. Auf dem Largo di Castello, einem großen Platz ohnweit dem königlichen Palast, wird jetzt ein großes Gerüst erbauet, das seine Vorderseite gegen einen Flügel des Pallastes gerichtet hat, um bey Ankunft des Königs ausgeschmückt zu werden. Seit langer Zeit schon hat man die Ankunft des Königs bestimmt; jetzt endlich scheint sie wirklich sich zu nähern.

Den 26ten. Die endliche Ankunft des Königs kündigt sich sehr prächtig an. Nicht allein auf dem Largo di Castello, sondern auch gegen der Post und gegen dem königlichen Palais über, so wie auf dem Platz Espíritu santo am Ende von Toledo, und an andern Orten werden ungeheure Gerüste gebauet, um bey seinem Einzuge einen großen und festlichen Anblick zu gewähren. Es sind Architekten dazu aus Rom verschrieben, und viele hundert Menschen sind mit Errichtung derselben beschäftigt.

Den 27ten. Seit einigen Tagen hatte man in meiner Nähe ein Seil von einem Hause zum

andern gezogen, an welchem eine große Fahne mit einem Löwen hing, der ein Kreuz hielt. Dies deutete auf die Himmelfahrt Christi, weil in der Nähe eine Kirche *all' ascensione* ist. Gewöhnlich ließ man Abends unter derselben Kanonenschläge knallen und Schwärmer herumfahren, und es wurden zugleich eine Menge kleinerer Fahnen mit Kreuzen ausgehängen. Die Kirche schmückte man prächtig aus, und am Himmelfahrtstage endlich brachte man mehrere Feuerwerke und Feuerräder, die unter der Fahne aufgestellt wurden. Ich wunderte mich, die Figur eines Pulcinell zu erblicken, der ungestalt auf einer Mauer stand, und ein solches Feuerwerk hielt. Eben so sah man eine große Puppe, wie ein neapolitanischer Advocat gekleidet, mit einem solchen Feuerwerk.

Der Zufluß von Menschen nach der Kirche war stark, und am Abend versammelte sich eine große Menge Pöbel bey dem Feuerwerk, der allerhand Ungeheuer trieb. Um 10 Uhr endlich brachte man eine Tonne mit Pech, Theer und andern brennbaren Sachen angefüllt, die man anzündete, und

und einen großen Lärm umher machte. Es war, als wenn die Kanonen einen Marschzug befehligen wollten.

Hierauf zündete man die Feueräder und andere Maschinen nach einander an. Weit sprühten die Funken auf den Balkons und in den Straßen umher, und es waren so viele Kanonenschläge angebracht, daß ein unaufhörliches Knallen, wie in einer Schlacht, entstand. Nach einer Stunde war alles vorbey.

Man kann sich unmöglich überzeugen, daß die Himmelfahrt Christi dadurch auf eine würdige Art gefeiert werde, indem kriegerisches Getöse und Kunstfeuer nicht in der kleinsten Verbindung damit stehen. Im Gegentheil wurde man die beträchtlichen Unkosten dabey, in Rücksicht auf die drückende Armuth so vieler Tausenden, weit zweckmäßiger an diesem Feste verwenden können.

J u n i u s 1802.

Den 14^{ten}. Heute ist der spanische Gesandte hier angekommen. Da die Vermählung des Kronprinzen mit der spanischen Prinzessin jetzt verhandelt wird, so erscheint der Gesandte mit vielem Pomp. Er hat zwölf Laufer vor seinem Wagen, und giebt dreierlei Livree: eine an Galatagen, eine bey halber Galla, und eine gewöhnliche. Spanien hat sich ja immer durch viel äußeres Gepränge ausgezeichnet. Der Gesandte wohnt übrigens in dem Pallast an der Villa, worin ehemals der englische Gesandte Hamilton gewohnt hat.

Den 4^{ten}. Es sind heute 14 Schiffe mit Getraide aus Palermo angekommen, die wahrscheinlich der König hergeschickt hat. Bey der großen Theuerung des Brods konnte er keinen angenehmen Vorläufer wählen, und der lauteste Jubel wird ihn gewiß begrüßen, wenn er es zu veranstalten vermag, daß der dreifachgestiegene Preis des Weizens wieder abschlägt.

Den 15^{ten}. Dieser Tag ist der Namenstag des heiligen Antonius, und durch eine Rocketin-

nerung sehr merkwürdig. Vor drey Jahren, nemlich im Jahr 1799, rückten hier königliche Truppen wieder ein, nachdem die Republik einige Monate bestanden hatte. Von dem, was diesem Zeitpunkt vorherging, und was darauf folgte, ließe sich ein hochat merkwürdiges Buch schreiben. Aber die Data dazu sind sehr schwer zu sammeln.

Den 17ten. Das Frohnleichnamfest wird hier, wie in allen katholischen Städten, feierlich begangen. Wenn der König da ist, so geht er an diesem Tage zu Fuß in die Kirche St. Chiara; diesmal hat es der Kronprinz an seiner Stelle gethan. Auch übrigens werden viele Processionen mit Musik und Gesang angestellt.

Julius 1801.

Man wundre sich nicht über die große Lähme, die sich hier findet. Eine Krankheit, deren Entstehen, Krisis und Abnehmen beinahe drey Monate dauerte, hat in allen meinen Arbeiten

eine große Lücke gemacht, und ich habe kaum vermocht, selbster und durch andere die Wetterbeobachtungen fortzusetzen.

Den 17ten. Es verbreitet sich hier jetzt die Nachricht von der Entleibung des Chevalier de Saxe, der in Carlsbad durch die Hand eines Russen fiel. Allgemein im Civil und Militär ist das Bedauern dieses Prinzen, der nach Aller Ausspruch ein vortrefflicher Mann war. Warlich, es ist ein großer Verlust für die Menschheit, wenn ein edler, rechtschaffener Mann, der hoch steht und einen großen Wirkungskreis hat, der Welt entrissen wird. Der Genius der leidenden Menschheit laßt eine heiße Thräne auf sein Grab rinnen. Wehe der Hand, durch welche dieser Edle fiel; er hat einen großen Raub an seinen Nebenmenschen begangen.

Empörender noch ist diese Entleibung, wenn die Sage gegründet ist, daß der heutige Prinz, nach Überwindung seines wahren Gegners, in einem zweyten Duel von dem Secundanten desselben erschossen ward.

Den 16ten. Was man sonst nur durch Abbildung in Naturgeschichten zu sehen bekommt, das erblickt man hier sehr oft in der Wirklichkeit, besonders was die Bewohner des Meers betrifft. Ich sah heute einen Schwerdtfisch auf dem Fischmarkt, der zum Verkauf angeboten wurde. Er hatte einen Spieß an der Schnauze von 2 bis 3 Fufs Länge, und mochte im Ganzen ohngefähr 8 Fufs lang seyn. Dieser Fisch ist ganz glatt auf dem Leibe, wie ein abgezogenes vierfüßiges Thier, hat aber große Flossfedern an den Seiten, und einen eben solchen aber ausgezackten Schwanz. Er war übrigens so dick, wie ein junges Schwein, und ich schätzte sein Gewicht auf 150 Pfund. Das Fleisch, das ganz weifs, wie Klipffisch, ist, wird sehr theuer verkauft, nemlich das Rottolo zu 10 bis 15 Carlin; dennoch ist es nicht so schmackhaft, als das Fleisch des Thunfisches. Er wird aber auch nicht bey Neapel, sondern bey Sicilien gefangen.

Den 20ten. Man sieht ein Edict gegen die Bettelci angeschlagen, welches sehr wohl einge-

richtat ist, und nothwendig wirksam seyn muß, wenn es gelohnt, befolgt wird. Es fangt so an:

Volendo noi con efficace misure prevenire i delitti, che la mendicizia suol produrre, e promuovere nel stesso tempo verso i veri poveri l'esercizio di tutti i doveri d'umanità e di beneficenza; abbiamo ordinato la rinnovazione degli ordini per la reclusione generale dei poveri della Capitale nel Reale Albergo istituito dalla Augusta memoria del Nostro Genitore; ed abbiamo disposto, che de' simili stabilimenti per canale della Real Segreteria di Azienda, ci si proponcano subito per le Provincie del Regno, dove sarà provoluta efficacemente a questo male.

Es folgen jetzt viele Punkte, worin alles bestimmt ist, was die Bettelei hintertreiben kann. Die bemittelten Leute sollen sogleich für ihre bettelnden Anverwandten sorgen, und wer vom Gegentheil überwiesen wird, soll sechs Monathe ins Gefängniß kommen, und für den Bettelnden, den man in das große Armenhaus bringt, monatlich 70 Carlin bezahlen. Alle Arbeitsfähigen sollen in den großen Armenhäusern untergebracht, beschäftigt und ernährt werden. Alle

Unfähige und Kranke sollen in den Hospitälern ihr Brod finden, und wer sich selber bey diesen Anstalten einfundet, für den soll auf alle mögliche Art gesorgt werden. Wenn dies Edict nicht eludirt und in seiner Kraft befolgt wird, so wird auf einmal viel Scheußliches und Empörendes in Neapel verschwinden. Die Zeit wird es lehren.

A u g u s t 4 8 0 2.

Den 7ten. Wenn der Namenstag, oder das Fest eines Heiligen erscheint, so wird ihm zu Ehren gewöhnlich ein Altar öffentlich erbauet, und ein Feuerwerk abgebrannt. Als ich heute etwas spät zu Hause kam, bemerkte ich die Anstalten zu einem solchen Feuerwerk auf dem Largo del Vasto, und ein Schwärmer kam mir in horizontaler Richtung entgegen. Zu meiner Verwunderung flog dieser Schwärmer an den eisernen Balkon eines Hauses, knallte, und kehrte dann auf demselben Wege, den er gekommen war, in horizontaler Richtung zurück. Diese

Erscheinung war mir seltsam, und ich konnte sie mir nach den Regeln der Schwere und nach den sonstigen Bewegungen der Schwärmer nicht erklären. Ich wollte eben die Erscheinung für einen seltsamen Zufall halten, als ein anderer Schwärmer kam, und denselben Weg und Rückweg machte. Gleich darauf kehrte ein anderer auf halbem Wege wieder um. Etwas ähnliches war mir noch nie vorgekommen. Ich entdeckte endlich, daß die Schwärmer sich an einem Draht bewegten, der einige hundert Schritte lang gezogen war, und also eine bestimmte Richtung behalten mußten. Es schien beynahe, als wären sie irgendwo hingewandt, um etwas auszurichten, und kehrten dann eilend zurück.

Die Sache ist also ganz einfach, aber die Erklärung schwierig. Es läßt sich etwas sehr Wichtiges darauf gründen, aber ich kann mich nicht entschließen, die Sache früher bekannt zu machen, ehe sie durch Proben bewahrt ist.

Den 3ten. Heute sind die Russen, nach einem mehrtägigen Aufenthalt, endlich wieder abgesegelt. Sie nehmen das Bedauern der Neu-

politaneer nicht mit, und ihre Abreise wird nur von Caffeewirthen, Fiserverkäufern, Weichhändlern u. s. w. beklagt. Es ist dies kein Wunder. In ganz Europa wird kein Militär so gut bezahlt, als hier die Russen, und die Nation mußte doch das Geld dazu aufbringen. Ein Lieutenant bekam monatlich 60 neapolitanische Ducaten (à 1 Thlr. 6 Ggr.), freie Wohnung und andere Emolumente. Es ist einzusehen, wie viel die Stabsofficiere bekommen haben. Es wurden ihnen jeden Abend ihre bestimmten Wachschlichter und viele andere Bequemlichkeiten geliefert. Solche theure Gäste sieht man lieber gehen, wie kommen. Indessen sind sie bey den Greueln und Unordnungen der Revolution der Stadt von großem Vortheil gewesen.

Die Fortsetzung künftg.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im Februar 1802.

Der Februar scheint hier in der Veränderlichkeit der April von Deutschland zu seyn; nur in der Kälte nicht. Er ist milder, und man sieht den Schnee höchstens auf den Apenninen, auf dem Vesuv, und dem Monte Gauro.

Den 15ten Februar, Morgens um 7 Uhr 11 Grad Reaumur, trübe, Südostwind, oder Scirocco.

Nachmittags um 2 Uhr 12 Grad, stürmisch und regnet, Südostwind. Um 5½ Uhr ein Gewitter mit Blitz und Donner. Darauf folgte ein heftiger Plattergen mit Sturm und Hagel. Abends um 9 Uhr 7 Gr. R. beinahe sternklar.

Den 16ten Morgens um 8 Uhr 7¹ Grad, trübe, Westwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. beinahe sternklar.

Der gestrige Platzregen hat die Straßen, die seit einiger Zeit sehr feucht und schmutzig waren, endlich wieder trocken gemacht. Trocken? fragt man; ja, so ist's, der Platzregen macht hier trocken, und die Sache geht ganz natürlich zu. Da Neapel mit lauter Quadersteinen gepflastert ist, so sammelt sich nur Feuchtigkeit und Schmutz darauf, wenn es gelinde regnet, und die Neapolitaner haben daher auch den Ausdruck: *pietre della merde*, es regnet Koth. Kommt aber ein Platzregen, so spült er allen Unrath mit sich weg, und die glatten Steine sind in wenigen Stunden trocken.

Den 17ten Morgens um 8 Uhr beinahe 6 Grad R., regnigt, Nordostwind. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R., regnigt, Nordwind. Abends um 8 Uhr 4¹ Gr. R., beinahe sternklar.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr. R., heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr,

etwas wolkigt. Nachmittags und die halbe Nacht hindurch beständiger Regen, ohngefähr 6 Gr. R. Westwind.

Den 19ten Morgens um 7 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 10 Gr. R., Nordwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 10 Gr. heiter, Westwind. Die Nacht hindurch starker Regen.

Bey dieser unfreundlichen Witterung blühen dennohngachtet die Mandelbäume schon; aber, wie man mit sagt, weit später, als sonst.

Den 21ten Morgens um 8 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Der Golf ist bey diesem Winde ganz mit Schiffen bedeckt, die absegeln; denn mit dem Nordwinde, oder auch mit der halben Direction desselben, können die Schiffe nur auslaufen. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R. halbleiter, windig. Der Vesuv, der Monte Gauro, und die Apenninen sind so stark mit Schnee bedeckt, wie den ganzen Winter noch nicht.

Den 22ten Morgens um 7 Uhr 4 Grad R., heitrer Himmel, Nordwind. Auch dem hiesigen Februar nach muß in Deutschland ein strenger und veränderlicher Winter mit vielem Schnee seyn. Nachmittags um 5 Uhr 10 Gr. R., trübe, Nordwestwind. Den ganzen Winter hindurch, der doch gewiß zu Zeiten nicht milde ist, hat man die Russen, die noch in Neapel liegen, ruhend in dem Hofe ihres Quartiers herumlaufen sehen. Sie nehmen dort wahrscheinlich ihre Dampfbäder, und halten sich dann noch einige Zeit in frischer Luft auf, oder waschen sich auch mit kaltem Wasser ab. Die vorübergehenden Neapolitaner, die zum Theil bey gelindem Wetter stark friert, und die sich bey dem kleinsten Nordwinde dicht verhüllen, sehen mit Erstaunen dies Volk aus Norden ihrem Winter naschend Trotz bieten.

Abends um 9 Uhr 7 Gr. R., sternklar.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 8 Grad R., trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. R., abwechselnd Sonnenschein, Nordwestwind.

Abends um 9 Uhr $7\frac{1}{2}$ Gr. R. starkklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 24ten Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. heiter, Nordwind. Um 10 Uhr 12 Gr. R. heiterer Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. R. heiter, und sehr angenehmes, stilles Wetter. Um 2 Uhr $15\frac{1}{2}$ Gr. Bey diesem warmen Wetter, in welchem die sogenannten Brummliegen ins Zimmer kommen, ist der Monte Gauro, der Vesuv, und die große Kette der Apenninen hinter Avella, noch immer mit Schnee bedeckt. Abends um 5 Uhr 9 Gr. heiter, Westwind.

Den 25ten Morgens um 8 Uhr 9 Gr. halbheiter, Westwind. Um zehn Uhr $15\frac{1}{2}$ Gr. noch etwas wolkigt, aber mehr Sonnenschein. Mittags um 1 Uhr $15\frac{1}{2}$ Gr. Sonnenschein, Westwind. Abends um 8 Uhr 9 Gr. regnet und windig.

Den 26ten Morgens um 8 Uhr 11 Gr. trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr über $15\frac{1}{2}$ Gr. Sonnenschein, Südwind. Abends um 7 Uhr 10 Gr. starkklar.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter. Um 8 Uhr 10 Gr. Ein stiller, sehr schöner Mor-

gen, mit der mildesten Frühlingsluft. Nordwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. heitrier Himmel, Nordwind. Es scheint, als käme nun der wirkliche Frühling heran, da der Nordwind anfängt so warm zu werden. Um 2 Uhr 19 Gr. Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 11 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Gr. halbheiter, Nordwind. Um 10 Uhr 15½ Gr. heitrier Himmel, und ein stilles, äußerst schönes Wetter, wie man es in Deutschland seit einigen Jahren fast gar nicht mehr kennt. Nachmittags um 3 Uhr 17½ Gr. heiter, West-Westnordwind. Es ist so stille warme Luft, daß man den Schatten sucht. Die großen, oder die sogenannten Saubohnen blühen jetzt, und die Mandelbäume haben schon lange geblühet. Indessen kommt doch dies Jahr alles später, weil ein besonders kalter und unfreundlicher Winter gewesen ist. Der Schnee auf dem Monte Gauro und auf den Apenninen ist noch nicht geschmolzen. Abends um 8 Uhr 11 Gr. sternklar, ganz stille Luft.

M a r z 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heitrer Himmel, Westwind. Um 1 Uhr Nachmittags 16½ Gr. heiter, Südwind. Überhaupt ein schöner Frühlingstag.

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. wolkeigt, Südwind, hernach etwas Regen. Abends um 7 Uhr beinahe 12 Gr. Ein trüber, windiger Tag.

Den 3ten Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. wolkeigt, Südwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. Sonnenschein, Südwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. sternklar. Ein milder Frühlingstag mit etwas Regen.

Den 4ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Um 10 Uhr 14½ Gr. Wetter, wie vorhin. Um 12 Uhr 17 Gr. wie vorhin. Nachmittags um 3 Uhr 18 Gr. Um 5 Uhr 14½ Gr. Nordwestwind.

Den 5ten. Ein angenehmer Tag, mit Sonnenschein und Wolken. Das Thermometer auf 16 bis 17 Gr. Mittags, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. etwas trüb.

Aus

Aus Wien hat man die Nachricht erhalten, daß dort ein sehr kalter Winter gewesen ist.

Den 6ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. halbeiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 16 Grad, Westwind. Wie vorhin.

Ich muß bemerken, daß von heute an das Thermometer gegen Norden langt.

Ein stiller Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. trübe, Westwind. Ein stiller, etwas rauchericher Morgen; aber nachher auch Sonnenschein. Überhaupt ein angenehmer Tag.

Den 8ten. Fast die ganze vergangene Nacht hat es geregnet. Morgens um 9 Uhr 15 Gr. trübe, Nordwind. Bald darauf wieder regnet. Mittag und Nachmittag anhaltender heftiger Regen mit Westwind, 11 Grad.

Den 9ten. Wieder starker Regen in der Nacht. Am Morgen Sonnenschein und Wolken, 10 Gr. Mittags um 12 Uhr über 12 Gr. wolkigt, Südwind. Das Meer brüllt heftig. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar. Am Nachmittage hat es

noch stark geregnet, aber der Nordwind hat sich zugleich eingefunden.

Den 10ten. Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Nachher bezog sich der Himmel mit Wolken. Mittags über 15 Gr. heiter, Nordwind. Die Berge sind noch mit Schnee bedeckt, und ich mochte aus mehreren Umständen schließen, daß es in Deutschland sehr kalt seyn und viel Schnee fallen muß. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 7 Uhr 7 Gr. heiter, und ein scharfer Nordwind. Diesen Wind pflegt man hier Bergwind zu nennen, wahrscheinlich, weil er von den Apenninen herkömmt. Man kann dabey sehr gut einen Oberrock und noch einen Mantel darüber vertragen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr 5½ Gr. heiter Himmel, Nordostwind. Dieser Grad von Kalte ist hier nach meiner Meinung im März etwas ungewöhnliches. Mittags um 12 Uhr 14 Gr.

beiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8½ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. beiter, Südwind. Es ist kein Wunder, daß hier dies Jahr alles bey weitem später kommt, wie es gewöhnlich kommen soll, da wir für Neapel so äußerst kalte Nächte haben. Die Sonne behauptet freilich ihr Recht am Tage, und sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat, ist es Sommer. Aber des Morgens und Abends ist es mehr als kühl; man kann sehr gut Caminfeuer oder selbst einen warmen Ofen vertagen. Da die Neapolitaner davon nichts wissen, so erwärmen sie sich bey Kohlenbecken. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind. Dieser Wind muß noch nicht vorhanden seyn, obwohl die Wetterfahnen ihn anzeigen. Die Luft ist bey weitem zu kühl für diesen Wind, und das Meer, das sonst bey dem gelindeyen Südwinde gleich in Aufruhr geräth, und schäumende Wellen gegen den Strand wälzt, ist gänzlich ruhig.

Den 14ten Morgens um 7 Uhr 8½ Grad, Regen, Südwind. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. Re-

gen, Westwind. Abends um 9 Uhr unter 3 Gr. Noch immerfort Regen. Der Neapolitaner hat das Sprichwort: *il Marzo è pazzo*, der März ist ein Narr, wahrscheinlich wegen seiner Veränderlichkeit. Man muß gestehen, daß er bis jetzt ein recht bosartiger Narr ist, da er so kalte Luft und doch so vielen Regen bringt, nachdem wir den Winter hindurch schon eine ganze Sundfluth von Regen gehabt haben.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Mittags um 11 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Grad, trübe.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 5 Gr. Platzregen, Westwind. Die Berge sind überall wieder mit Schnee bedeckt, der Somma, der Vesuv, der Monte Gauro, ja noch ein Berg weiter hin zum Cap Minervä, wo sonst die Meerluft nicht leicht Schnee duldet. Mittags um 12 Uhr 9 Gr. trübe. Es ist zwar der erste Winter, den ich mich in Neapel befinde, und ich darf im Ganzen noch nicht urtheilen, aber dieser Winter scheint mir sehr unfreundlich zu seyn, und im

März noch einen Grad von Kälte zu haben, wie man ihn in Neapel nicht vermuthet. An einen ewigen Frühling, wie so manche Schriftsteller sich ausdrücken, ist hier also gar nicht zu denken, und wenn auch die Luft nicht kalt ist, so kommt doch wenigstens eine gewisse Regenzeit, die beinahe schlimmer, als Kälte ist. Es muß dies Jahr ein vorzüglich böser Winter statt finden, sonst könnte das Clima von Neapel keinen so großen Ruf haben. Abends um 9 Uhr 8 Gr.

Ich habe heute etwas besonders schönes gesehen. Wenn man auf dem großen Platz Largo di Castello geht, so ragt der Vesuv hin und da über die Häuser hervor. Die mit Schnee bedeckte Spitze desselben war heute gegen Abend von der Sonne erleuchtet, unterdeß alles übrige im Schatten lag, und dies gewährte einen außerst schönen Ausblick. Sie lag in einem hellen, reizenden, und gleichsam verklärten Licht da. Noch habe ich keinen Funken Feuer aus dem Vesuv hervorkommen sehen, aber das Gegentheil davon sah ich nun schon oft, und auch dies ist schon.

Den 17ten Morgens um 7 Uhr $5\frac{1}{2}$ Gr. Nordwestwind, wolkigt. Mittags um 1 Uhr $9\frac{1}{2}$ Gr. Nordwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 7 Gr. beinahe sternklar. Ein rauher Wind hat den Tag über gewehet, und die Neapolitaner sagen, daß sie keiner solchen Kälte und unfreundlichen Luft im März sich zu erinnern wissen. Wie muß es in Deutschland aussehen?

Den 18ten Morgens um 7 Uhr $5\frac{1}{2}$ Gr. Nordostwind, heiter. Mittags um 12 Uhr beinahe 13 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr unter 7 Gr. sternklar. Ich höre, daß in den Gebirgen von Abruzzo der Schnee mannshoch liegen soll. Etwas Außersordentliches muß vorgehen, sonst könnte hier unmöglich eine so rauhe Witterung seyn.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwind. Um 11 Uhr 13 Gr. heitrer Himmel, Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. heiter. Abends um 11 Uhr beinahe 9 Gr. etwas trübe.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr beinahe 9 Gr. trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt und Sonnenschein. Abends starker Regen.

Den 22ten Morgens, regnigt, so wie die Nacht hindurch. Um 7 Uhr beinahe 9 Gr. Südwestwind. Mittags beinahe 10 Gr. regnigt, Südwestwind. Im Ganzen ein unfreundlicher feuchter Tag. Auf das Fort St. Elmo, das bey weitem keine Wolkenhöhe hat, hatte sich heute eine Wolke herabgelassen, und verhüllte seine hohen Mauern.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. trübe, Westwind. Hernach regnigt, Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. Nordwind, heiter. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar. Ein ziemlich heitrer Tag, aber mit etwas kaltem Winde.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Man glaubt

hier, daß ein fruchtbares Jahr eintritt, wenn der März rauh und feucht ist, wie man dies ohngefähr in Deutschland von dem Mai glaubt; aber für Neapel scheint mir der März doch zu unfreundlich zu seyn, und ich kann ohnmöglich glauben, daß er in der Regel diesen Grad von Kälte hat. Mittags um 1 Uhr 13 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. wolkigt.

Den 16ten Morgens um 6 Uhr 7½ Gr. halbheller, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Grad, sternklar. Ein ziemlich angenehmer, aber etwas windiger Tag.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 8 Grad, heitret Himmel, Nordwind. Um 11 Uhr 16 Grad, ebenso. Angenehmes Wetter, obwohl noch einige Spuren von etwas rauhem Winde. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. heiter. Abends um 9 Uhr über 11 Gr. sternklar.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heitret Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Gr. heiter, Nordwind. Um 9 Uhr 13 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. wolkigt. Den Tag über ein etwas rauher Wind, seitdem er sich nach Südwest gedrehet hatte.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 10 Gr. heiter, Südwestwind. An der Spitze des Pausilipp zeigt sich seit gestern schon eine gewisse Trübheit im Meer, welche gewöhnlich schlecht Wetter bedeutet. Abends um 9 Uhr 11 Gr. halbheiter. Ein angenehmer stiller Tag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. beinahe heiter, Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 13 Gr. heiter. Abends um 10 Uhr 10 Gr. wolkigt.

A p r i l 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr $6\frac{1}{2}$ Gr. heiter, ein etwas kalter Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 1ten. Ein temperirter, heitrer Tag.

Den 3ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 14 Gr. ebenso. Nachmittags um 5 Uhr 10 Gr. Nordwestwind. Etwas trübe nach dem Pausilipp zu. Nachts um 12 Uhr 8 Gr. trübe.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr 9 $\frac{1}{2}$ Gr. trübe, Westwind. Mittags 13 Grad, indem die Sonne hervorgekommen war; sodann fiel es gleich wieder auf 12 Gr. Ueberhaupt sind die Baume und Erdfruchte dies Jahr hier so weit zurück, daß man sich dergleichen Verspätung nicht erinnert. Es ist alles frisch in der Blüthe, und die Feigen haben schon Blätter und Früchte, auch die Weinstöcke fangen an auszuschlagen; aber alles dies hätte weit früher kommen sollen. Der Pausilipp sieht noch gar nicht recht grün aus. Nachmittags etwas Regen. Abends 8 Gr. sternklar.

Den 5ten. Morgens um 7 Uhr 8 Gr. wolkig, Westwind. Nachher klärte es sich auf, und wurde sehr schön; aber sodann kamen wieder Wolken mit etwas rauhem Winde. Die Neapolitaner gebrauchen noch das Kohlenbecken,

und es ist auch beinahe noch nöthig. Ich habe oft in Deutschland im April eben so warme Tage erlebt; nur dies Jahr muß es dort wohl anders seyn. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags zeigten die Wetterhähen von St. Elmo und von einer hohen Kuppel in der Stadt aus Südost. Dies hätte Scirocco seyn müssen; aber zwey Dinge bewiesen, daß er es nicht war. Die Luft war kühl, und das Meer ruhig. Beides laßt der Scirocco nicht zu, sobald er wirklich weht. Die Luft wird dann lau, auch im Winter, und das Meer geräth bey dem kleinsten Meerwinde gleich in Unruhe. Es mußte also nur ein kleiner Luftzug seyn, der vielleicht einige Meilen weit aus dem Meere kam. Gegen Abend regnete es etwas, und wurde dann sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter.
Um 12 Uhr 12 Gr. heiter. Der Wind weht aus der
Witter von den Apenninen her, und brachte den Ves-
uv bis über die Hälfte in dunkle Wolken; in
Neapel regnete es eine halbe Stunde.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10½ Grad, heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags wieder ein Gewitter mit Regen. Abends um 9 Uhr 10 Gr. beinahe sternklar. Ein angenehmer Tag.

Den 8ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 17 Gr. Aus Morgen thürmen sich Wolken auf. Nachmittags Regen. Diesen Regen, der beinahe an jedem Tage im April wiederkommt, und der gewöhnlich mit Blitz und Donner begleitet ist, nennt man hier die Tropen. Am Abend wird alles wieder hell.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 17 Gr. heiter. Heute ist die gewöhnliche Tropen nicht gekommen.

Den 10ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. heiter. Die Wetterhäute zeigen aus Süden, aber es kann kein wirklicher Südwind seyn, weil das Meer ruhig ist. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter. Ein angenehmer Tag.

Den 11ten und 12ten angenehme und temperirte Tage. Doch ward es den 12ten trübe. Den 13ten in der Nacht regnete es stark, und

heute den 14ten ist bey Westwind ein sehr tauher Tag gewesen. Am Mittage hat es gelagelt. Abends um 9 Uhr unter 7 Grad. Dies ist etwas außerordentliches.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 4 Gr. heiter, Nordwestwind. Wer könnte in Neapel in der Mitte des Aprils einen solchen Grad von Kalte vermuthen. Wenn man aus demselben auf Deutschland schließcn darf, so müssen dort die Fenster frieren. Um 11 Uhr hat es zu meinem Erstaunen etwas geschneiet, und ein sehr kalter Nordwind fegt durch die Straßen. Nachmittags um 2 Uhr 11 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 7 Gr. sternklar. Der heutige Tag ist in Absicht der Kalte von einem Apriltage in Deutschland nicht zu unterscheiden gewesen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 8 Gr. beinahe heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. trübe, Nordwind. Um 12 Uhr 12 Gr. trübe. Nachmittags Regen und kalte Luft. Abends um 10 Uhr beinahe 7 Gr. trübe.

Den 18ten. Ostern Morgens um 6 Uhr 5 Gr. Regen, Nordwind. Ich bin überzeugt, daß meine unterrichteten Landsleute mit mir voll Verwunderung seyn werden, in dieser Jahreszeit solche rauhe Witterung in Neapel zu bemerken. Wer glaubt in Deutschland, daß man zu Zeiten im April recht gut einen warmen Ofen in Neapel vertragen kann? Von dieser Seite ist, so viel ich weiß, das neapolitanische Clima noch nicht bekannt. Entweder es ist dieses Jahr etwas außerordentliches, oder dies Clima hat viele Seltsamkeiten. Es ist den 18ten April 6 bis 8 Gr. kalter, wie die Weihnachtsfeiertage; Ostern verlangt einen warmen Ofen, unterdeß man Weihnachten in freier Luft sich sehr behaglich befand. Um 9 Uhr 7 Gr. abwechselnd Regen. An der Spitze vom Pausilipp klart sich's auf, und Ostern wird wahrscheinlich besser enden, als es begann. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. trübe, Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Gr. trübe.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6½ Gr. halbreiter, Nordwind. Die Apenninen, so wie die Berge zwischen dem Vesuv und Monte Gau-

so sind wieder mit Schnee bedeckt. Ich habe oft in Deutschland wärmere Ostern erlebt, als die diesmaligen in Neapel sind. Demohingehet würde man davon nicht auf die Witterung im Ganzen schließen können. Das diesmalige Ostern ist eine Ausnahme, so wie vieles den Winter hindurch Ausnahme gewesen ist. Die Neapolitaner sagen, daß sie sich so raube und kalte Ostertage nicht zu erinnern wissen. Das ist nicht Ostern, setzen sie hinzu, das ist Weihnachten. — Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. etwas sternklar.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. beinahe heiter; ein scharfer Nordostwind fegt durch die Straßen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. ein stiller, heitrer Morgen, Nordostwind. Um 11 Uhr 16 Gr. sehr heiter, Nordostwind.

Den 22ten. Ein angenehmer, temperirter und heitrer Tag. Nachmittags erschien die oben erwähnte Tropen, aber ohne Regen zu bringen.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. heiter, Nordwind.

Die letzten Tage des Aprils ist ein beständig temperirtes und angenehmes Wetter gewesen. Das Thermometer ist bey der größten Wärme auf 16, 17 und 18 Gr. gestiegen. Gewöhnlich aber hat es bis Mittag schon seine größte Höhe erreicht, da es in Deutschland bey heiterm Wetter bis um 2 Uhr Nachmittags steigt. Dies hat seinen Grund in einem kühlen Meerwinde, der hier gewöhnlich des Mittags bläst.

An einem Mittage ist ein starkes Hagelwetter mit Donner und Blitz gekommen, und zu Zeiten ist ein bald vorübergehender Regen gefallen.

May 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. Mittags 17 Gr., im Ganzen ein angenehmer Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter.
Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wolkigt, Nordwest-
wind. Abends um 10 Uhr 12 Gr. sternklar.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter,
Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wol-
kigt. Nachmittags ein starkes Gewitter mit Re-
gen; übrigens ein angenehmer, stiller Tag.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. halb-
heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wol-
kigt; bald darauf ein Gewitter mit Regen bis an
den Abend; während desselben 14 und 15 Gr.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr etwas über 12
Gr. wolkigt und Sonnenschein, Westwind. Ein
sehr schöner, stiller Morgen. Nachmittags um
8 Uhr 17 Gr. heiter, Südwestwind. Abends um
9 Uhr beinahe 13 Gr. stille Luft und halb stern-
klar.

Den 6ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. wol-
kigt, Südwestwind. Das Thermometer fällt jetzt
die ganze Nacht nicht tiefer als auf 12 Gr. Ser-
vatus, Pancrasius und Mamertus, wo oft in
Deutschland noch Nachtfroste kommen, mögten
also wohl hier nicht so gefährlich seyn. Mittags

von 12 bis 1 Uhr ein sehr starkes Gewitter mit besonders drey heftigen Donnerschlägen. Es war so stark, wie ich es in Neapel noch nicht erlebt habe, und hat wahrscheinlich eingeschlagen; man erfährt so etwas nur nicht. Während desselben stand das Thermometer auf 14 Gr., da es vorher schon auf 17 Gr. gestanden hatte, und der Wind drehte sich gegen Norden. Zu gleicher Zeit fiel ein Platsregen. Nach einer Stunde war starker Ostwind und heit're Luft. Abends um 10 Uhr 11½ Gr. wolkigt und einige Sterne.

Den 7ten Morgens um 4 Uhr 9 Gr. wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 8ten. Ein durchaus heit'rer, etwas luftiger Tag. Thermometerhöhe. Mittags ohngefähr 16 Gr. fortdauernder Nordwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr über 10 Gr. ganz heiter, Nordwind. Das Meer ist an einigen Orten so eben und klar, wie ein Spiegel, hier und da etwas gekraust. Um 9 Uhr 15 Gr. es stieg heute bis auf 19 Gr.

Vom 9ten bis zum 15ten ist beständig schön, heitres Wetter und Landwind gewesen. Das Thermometer hat dabey eine Höhe von 10 Gr. erreicht, und ist also die angenehmste Temperatur der Luft gewesen. Den 14ten trübte sich der Himmel, und es war ein schwuler Tag mit 19 Gr. Wärme am Mittage.

Den 15ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr., ein anhaltender Regen mit marktem Südwinde. Das Meer, das seit langer Zeit völlig ruhig war, braust heute wieder, wie im Winter. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind, das Meer braust fürchterlich. Abends um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt. Ein sehr stürmischer Tag mit heftigen Regengüssen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt und stürmisch, Westwind. Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 8 Gr. Sturm und Regen. Der Grad von Kälte und überhaupt das Wetter, das diese beiden letzten Tage in Neapel geherrscht hat, ist im Mai etwas außerordentliches, indem es ein Paar vollkommene Wintertage sind. Ich bitte also die

Wetterbeobachter, sie vorzüglich zu bemerken und mit dem Wetter in Deutschland zu vergleichen.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. wolkigt, Westwind. Mittags 12 Gr. Abends 8 Gr. wolkigt. Wieder ein Wintertag bis auf den Sturm und Regen.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Gr. wolkigt, Westwind. Hernach etwas Regenschin. Mittags um 2 Uhr 14 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 17 Gr. heiter, etwas windig. Abends 12 Gr.

Den 20ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr. Nordwind, beinahe heiter. Mittags um 1 Uhr 21 Gr. Sonnenschein, Nordwind. Abends um 8 Uhr 14 Gr. Regen.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. Gewitterluft und etwas Donner, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr. Sonnenschein, Nordwind.

Nachdem wir mehrere Wochen hintereinander fast beständig temperirtes Wetter gehabt haben, fängt jetzt allmählich die Hitze an, doch sind die Abende und Morgen immer noch kuhl und sehr angenehm.

Abends um 7 Uhr 15 Gr. trübe über dem Meer, Nordwind.

Den 22ten Morgens um 6 Uhr 10 Gr. Nordwind, heiter. Mittags um 1 Uhr 23 Gr. heiter, Westwind.

Den 23ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Bloß über Cap Minervae schwebt eine lange Kette von Wolken, die sich über das Meer bis Capri hinzieht, und fast die ganze Insel einhüllt. Von da geht ein dunkler Streif am Horizont bis zur Spitze vom Fausilippo. Wenn Capri eine Kappe von Wolken trägt, so soll dies eine gewisse Anzeige von nahem Regen seyn. Dies wäre also eine Art von Stadtbarometer. Mittags um 11 Uhr 16 Gr. heiter. Ein kühler Meerwind aus Südwesten bläst und erhält eine treffliche Temperatur der Luft.

Den 24ten Morgens um 5 Uhr über 10 Gr.

heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wolkigt.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. regnet, Nordwestwind. Das Stadt- oder Landbarometer Capri hat die Wahrheit gesagt; der ganze Himmel hat sich in Wolken eingehüllt, und es scheint ein Landregen einzutreten. Von Capri und vom Cap der Minerva sieht man gar nichts. Mittags um 12 Uhr 13 Gr., es hat den ganzen Vormittag geregnet, sodann ist gutes Wetter bis auf den Abend gekommen.

Den 26ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und schwül, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. trübe mit Sonnenschimmer, und sehr schwül. Abends um 9 Uhr 13 Gr. etwas trübe.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und Sonnenschein, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. starker Westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 13 Gr. beinahe sternklar. Den 28ten Morgens um 6 Uhr 13 Gr. halbheiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr.

J u n i u s 1802.

Der Mai hat mit schönem Wetter beschlossen, und der Juni hat eben so angefangen. Nur war dem guten Mai ein etwas trüber Morgen, und es fielen einige Regentropfen. Dagegen beginnt jetzt die Hitze ihre Wirkung zu äußern, und der Anfang des Juni hat gewöhnlich am Mittage eine Temperatur von 23 bis 24 Graden gehabt. Indessen scheint es mir, als wenn dieser Grad von Hitze, der in Deutschland schon sehr groß ist, hier nicht so viel Drückendes hatte, als man nach der Thermometerhöhe vermuthen sollte.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. neblig über dem Meer, Westwind. Um 1 Uhr 35 Grad, heiter, Westwind. Abends um 8 Uhr 18 Grad, heiter, Westwind.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr beinahe 17 Gr. heiter, Westwind. Die Ostern waren kalt, aber die Pfingsten scheinen sehr warm werden zu wollen. Dies ist besonders in den Nächten beschwerlich. Mittags um 12 Uhr 20 Gr. Sonnenschimmer, Westwind. Über dem Meer ist es

vollig dunkel, und die Insel Capri, so wie das Vorgebirge Minervae mit Wolken bedeckt. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr. die Thermometerhöhe von nicht mehr als 20 Gr. am Mittage hat die Meerluft verursacht, die gewöhnlich einige Stunden bläst. Abends um 9 Uhr über 15 Gr. sternklar.

Den 7ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwind. Überhaupt ein heitrer, warmer Tag.

Den 8ten. Heute wurde es sehr trübe im Süden über dem Meer, und alles kündigte einen nahen Regen an.

Den 9ten. Der Regen ist in der Nacht gekommen, und hat etwas Kühle zurückgelassen. Morgens um 7 Uhr 16 Gr. trübe, Nordwind. Mittags um 2 Uhr 20 Gr. heiter, ziemlich starker Südwestwind. Abends 14 Gr. Diese Kühle ist sehr willkommen.

Den 10ten. Ein heitrer, stiller und warmer Tag.

Den 11ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr.

Den 12ten Morgens um 5 Uhr 14½ Grad,

heiter, Nordwestwind. Mittags um 2 Uhr 24
Gr. heiter, Westwind.

Vom 12ten bis zum 18ten ist ein beständig
heiteres Wetter gewesen mit Westwind, und am
Mittage ein Grad von Hitze zu 23 und 24 Gra-
den. Die Nacht hat das Thermometer auf 15,
16 und 17 Grad gestanden. Da also die tempe-
rirte Wärme, oder 15 Gr. jetzt die größte Küh-
le ist, so leidet man durch eine so fortdauernde,
durch nichts geschwächte Hitze, und auch in
den Zimmern läßt sich keine erfrischende Tem-
peratur erhalten. Das Barometer hat zwischen
veränderlich und Regenwetter gestanden; es hät-
te aber auf unveränderlich stehen sollen. End-
lich begann es etwas zu fallen, und auch die
großen Landbarometer gaben ein Zeichen zu ei-
ner Wetterveränderung. An der Spitze vom Pau-
silipp wurde es trübe, die Insel Capri bedeckte
ihr Haupt mit Wolken, und an den Bergen von
Cap Minervas lagerte sich eine lange Reihe von
Wolken, über welche hin und da ein Gipfel her-
vorragte.

Den 18ten war der Himmel des Morgens mit

Wolken bedeckt, und man freute sich auf Regen; aber er kam nicht, und die Hitze stieg auf 22 Gr. dabey dominirt ein beständiger Westwind.

Übrigens ist die Getreideerndte in Apulien schon vorbey, und jenseits des Pausilipp bey Puzzolo ist sie jetzt. Den Mai hindurch sind die Kirschen gekommen, und seit einiger Zeit sieht man Feigen, grüne Mandeln, eine Art von Apricosenpflaumen u. s. w.

An Gartengewächsen haben wir schon seit vielen Wochen grüne Erbsen gehabt, auch Schnurbohnen (Vicebohnen, Fasolen) Saubohnen, nur keine gelben Rüben, als welche man hier nicht ißt. Seit einiger Zeit sind die Cucuze, und noch eine andere Art langer, dünner Kurbis, die Gurken, rothen Rüben, das Weiskraut u. s. w. gekommen. Sogar ganz junge Kartoffeln habe ich schon gesehen.

Den 30ten Juni. Ich habe bis jetzt die Veränderung des Wetters aufgeschrieben, aber unmöglich kann ich mich entschliessen, das Einerley desselben aufzuzeichnen. Wir haben bis zum Ende des Juni unumthörlich heitres Wetter ge-

habt, und wenn sich auch zu Zeiten einige Wolken über dem Meer gezeigt haben, so sind sie dennoch gleich wieder verschwunden, und haben höchstens eine kleine Kühlung verursacht. Dabey hat ein ewiger Westwind geblasen, und nur einigemal hat er sich auf kurze Zeit gegen Süden gewandt. Das Thermometer ist des Mittags unausgesetzt wenigstens bis auf 22 Gr. gestiegen, und die Nacht ohngefehr bis auf 16 Gr. gefallen; in den Zimmern aber stand es am Mittage auf 19½ Gr. und fällt darin nicht tiefer, als bis beinahe 18 Gr. Es läßt sich leicht einsehen, daß dieser ewige Sonnenschein mit Hitze nichts angenehmes hat.

Julius 1803.

Der Julius hat angefangen, wie der Juni endigte: mit einem beständig blauen Himmel, mit Hitze, mit Sonnenschein, mit Westwind. Ein Tag ist dem andern gleich, und wenn auch zu Zeiten ein wärkeres Lüftchen weht, oder ein Wölkchen durch den Himmel schiffet, so bleibt

die Verschiedenheit dennoch unmerklich. Hier ist ein Tag von diesen unveränderlichen Tagen.

Den 5ten Juli Morgens um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind. Kein Lüfchen rührt sich. Um 9 Uhr 19 Gr. Ebenso. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. Ebenso. Abends um 6 Uhr 22 Gr. Ebenso.

Den 6ten Juli. Heute sind einige kleine Wolken am Himmel, und einige einzelne Regentropfen sind gefallen; aber es ist die schönste Hoffnung, daß es sich aufklären wird, und das Thermometer steht dabey Morgens um 6 Uhr schon auf 19 Gr. der Wind geht aus Nordwest; aber es rührt sich kein Blatt. Um 10 Uhr 22 Grad, heiter und Sonnenschein, Nord-Nordwest. Nachmittags um 2 Uhr 27 Gr., um 5 Uhr 26 Gr. Nordwind. Eine schwarze Wolke, wie ein Gewitter, zieht vom Lande daher. O wollte Gott doch Gewitter und Regen senden! Abends um 7 Uhr 20 Gr. Nordwind. Das Gewitter ist uns nur geseigt worden. Es hat ein wenig gedonnert, es sind einige große Regentropfen gefallen, aber das Gewitter steht, wie umgestoßen in Osten, und kommt nicht herauf.

Den 7ten Jul. Wir haben wieder den heitersten Himmel, und an keine Abkühlung ist zu denken. Das Thermometer erreicht am Mittage die Höhe von 36 Gr. und die größte Kühle in der Nacht, oder am Morgen ist 17 Gr. Es ist leicht zu erachten, wie glühend allmählich alles werden muß, und wie niederdrückend eine so unaufhörliche Hitze ist. Der Wind kam heute Morgen aus Norden, ist aber am Nachmittage wieder an seinem gewöhnlichen Ort, in Westen. Es ist, als hätte dort Aeolus seine Höhle aufgeschlagen, und schickte nur zu Zeiten einen von seinen pambückigten Gehälfen aus, um zur Veränderung von einer andern Seite etwas zu blasen. In dem Zimmer ist 21 Gr. Hitze.

Den 8ten Jul. Das Thermometer ist heute bis auf 27 Gr. gestiegen, und Abends um 7 Uhr steht es noch auf 22 Gr.

Den 13ten Jul. Nachdem wir fortdauernd Sonnenschein und Westwind, und des Mittags 24 oder 25 oder 26 Gr. Hitze gehabt haben, ist endlich, heute eine Veränderung mit dem Wetter vorgegangen. Ein Gewitter stieg von Westen

hinter dem Pausilipp herauf, und stand am Mit-
tage über Neapel. Es donnerte, blitzte, und reg-
nete stark. Auch am Nachmittage donnert und
regnet es zu Zeiten noch. Aber es läßt sich
dennoch dabey nicht triumphiren. Das Thermo-
meter steht ohne Sonnenschein auf 20 Gr. und
der Wind kömmt nach den Wetterfahnen auf
St. Eilms und den Kuppeln der Kirchen aus Süd-
ost, ist also Scirocco. Es ist das erstemal, daß
er diesen Sommer bläst, und es scheint mir, als
wenn er seine Wirkung schon durch Mattigkeit
in dem Körper äußerte.

Das Gewitter und der Regen hat bis spät
Abends abwechselnd fortgedauert, aber der Wind
sich zum Glück nach Nordwesten gewandt, so
daß eine angenehme Kühle entstanden ist.

Den 14ten Jul. Die Nacht ist so kühl ge-
wesen, wie keine in langer Zeit. Das Thermo-
meter stand auf 14 Gr. Morgens um 5 Uhr, und
stieg nur bis 22 Gr., so daß man in seinem Zim-
mer nicht die geringste Empfindung von Hitze
hat. Dies ist etwas sehr angenehmes, und man
hat wenigstens die Möglichkeit gesehen, daß es

sich etwas abkühlen kann. Fast hätte ich bey dem systematischen Steigen der Wärme daran gerweifelt. Der Wind hat seinen alten Ort in Westen eingenommen.

Den 15ten Jul. Noch gestern Abend kam ein kühler Regen, und heute Morgen steht das Thermometer bey Westwind auf 14 Gr. Dies ist eine Kühle, bey der man sehr gut einen Tachrock tragen kann. Wenn man lange Zeit von 20, 24 und 26 Gr. Hitze gelitten hat, so ist es ein rechter Trost, gleichsam deutsches Wetter zu finden, und ein Gewitter mit Abkühlung entstehen zu sehen. Auch heute sind Wolken am Himmel und es regnet zu Zeiten; ja die Spitze des Pausilipp kündigt noch mehr Regen an. Nachmittags um 3 Uhr 13 Gr. Wolken, Sonnenschein, und zu Zeiten Regen, Westwind. Um 5 Uhr Abends ein heftiges Gewitter mit Platzregen.

Den 16ten Morgens um 5 Uhr 12½ Gr. beinahe heiter, Nordwestwind. Daß es zu diesem Grade von Abkühlung kommen könnte, davon hatte man vor einigen Tagen noch gar keinen

Begriff, und sie scheint mir außerordentlich für Neapel zu seyn. Die mit Lumpen behangenen Bettler zittern darin vor Frost. Mittags um 1 Uhr 10 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Diese Temperatur der Luft muß man jetzt mitten im Sommer für etwas sehr erquickendes halten, weil sie auch im November und December statt finden kann. Aber das Wetter war uns diese Erholung schuklig; denn wie ich höre, so ist die Hitze diesen Sommer schon 3 Grad hoher gestiegen, wie im ganzen vorigen Sommer. Abends um 9 Uhr 13½ Gr., Wolken.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. abwechselnd Regen, Westwind. Nach einem milden Vormittage um 11 Uhr ein kurzer heftiger Regen; nachher 10 Gr. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 10 Gr. Westwind, Sonnenschein und Wolken. Man wird aus dieser Temperatur sehen, daß diese Tage gänzlich deutschen Sommertagen gleichen, und dies muß man in Neapel, wo der Winter gewöhnlich so milde ist, für eine große Wohlthat betrachten. Abends um 9 Uhr bei-

beinahe 14 Gr. sternklar, ein schöner, stiller Abend, fast wie alle Sommerabende in Neapel.

Den 18ten Morgens um 5 Uhr 13 Gr. heiter, Westwind. Man sieht, es ist jetzt hier in der Nacht und am Tage ganz die gewöhnliche Temperatur des deutschen Sommers, und wenn auch einige Tage vom Julius nur so verfließen, so ist dies großer Gewinn, denn wir kommen dem September, ohne Hitze zu leiden, näher. Nachmittags um 3 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Der ganz heitre Himmel ist leider wieder da, und die Hitze fangt auch allmählich wieder an. Abends um 7 Uhr 17 Gr. etwas wolkigt, Westwind.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter und mit einigen Wolken, Westwind. Um 9 Uhr 18 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 22 Gr. ganz heiter, Westwind. Abends um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwestwind. Das ganze Landlärmwetter verkündigen Regen. Hinter dem Pausilipp ist es völlig trübe, und auf der größten Höhe von Capri, auf Anacapri ruht eine Wolke; so sieht man auch auf Cap Minervae eine Kette von Wolken liegen. Aber das Quecksilber ist gestiegen, und

die zwey Arten Wetterverkündiger widersprechen sich. Es wird sich zeigen, wer Recht behält; ich fürchte, das letzte. Mittags um 2 Uhr 23 Grad, heiter, Westwind. Abends um 6 Uhr 21 Grad, ebenso. Man sieht, daß die Hitze wieder merklich anfangt.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 18 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 22 Gr. ebenso. Es ist, als wenn der Himmel durchaus keine Wolke leiden wollte.

Den 22ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Der Himmel, der hier sonst eine besondere Klarheit und Bläue hat, ist seit gestern weißlicht und räuchericht; wenn doch das Regen bedeutete! Denn dieser ist hier im Sommer ein Balsam, wie die Sonne im Winter. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter, Westwind. Nachmittags um 5 Uhr 22 Gr. ebenso.

Den 23ten Morgens um 5 Uhr 16½ Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. einige Wolken, Westwind. Mittags um 12 Uhr 25 Gr. wolkigt. Es kühlte sich allmählich etwas ab, und stand gegen Abend 18 Gr.

Den 25ten Morgens um 5 Uhr 15½ Gr. hei-

ter, Westwind. Am Tage kamen einige Wolken, demohingechtet stieg das Thermometer auf 25 Gr. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 26ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Es ist gewöhnlich eine so stille Luft des Morgens, daß sich kein Blättchen rührt. Mittags um 1 Uhr 24 Gr. heiter. Abends um 7 Uhr 19 Gr. heiter, Westwind.

Den 27ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. der Himmel hat sich etwas getrübt, und es sind viele Wolken im Abend.

Den 29ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr., im Morgen Wolken, wie ein Gewitter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. heiter, Westwind. Die Gewitterwolken zeigen sich bloß. Abends um 6 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Es ist nicht zu leugnen, daß das Sommerwetter hier eine sehr drückende Einförmigkeit hat.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Um 11 Uhr 19 Gr. ebenso.

August 1802.

Das Ende des Julius, so wie der Anfang des August ist ewiger Sonnenschein gewesen. In Deutschland hat man von dieser Einformigkeit des Wetters gar keinen Begriff. Dort kommt gewöhnlich nach der Hitze ein Gewitter und Regen. Hier sind die Gewitter im Sommer so ungewöhnlich, wie dort im Winter. In der Regel regnet es hier in den drey Monathen Juni, Juli und August durchaus nicht, und Donner und Blitz bemerkt man nur im Winter. Von einer solchen Hartnackigkeit des Sonnenscheins und eines bestandigen heitern Himmels hat man vielleicht in keiner andern Gegend Beweise. Wer hat denn gesagt, daß unter diesem Himmel ein ewiger Frühling herrsche? Drey Monathe brennender Sonnenschein sind eine Art von Ewigkeit, und ich glaube, daß man daher weit eher von einem ewigen Sommer reden kann.

Wir haben die ersten sechs Tage des August immer am Tage eine Hitze von 25, 26 und 27 Graden gehabt.

Den 7ten August Morgens um 5 Uhr 18 Gr. Nordwestwind, einige Wolken. Mittags um 12 Uhr 28 Gr. heiter, Nordwestwind. Dies ist bis jetzt der heißeste Tag. Nachmittags um 4 Uhr

25. Gr. Im Zimmer steigt das Thermometer auf 21 Gr. und man kann diese Hitze nur dann erträglich finden, wenn man auf das allerleichteste gekleidet und unthätig ist. Abends um 3 Uhr 20½ Gr. sternklar. Eine solche Hitze ist wohl seit Menschen Gedenken nicht in Deutschland gewesen, demohingeachtet leidet man hier bey weitem nicht so viel dabey, als man nach dem Grade derselben glauben sollte. Der ganze Körper muß sich hier wohl zu Ertragung der Hitze einrichten.

Den 8ten Morgens um 5 Uhr 17½ Grad, heiter, Nordwind. Um 10 Uhr beinahe 21 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 19 Gr. sternklar.

Den 10ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr beinahe 18 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr über 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. heiter, Nordwestwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. Nordwestwind. Einige Wolken zeigen sich in Osten. Wolken sind hier im Sommer so etwas seltenes, daß man sie als eine Seltenheit aufführen muß. Abends um 10 Uhr 20½ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 18 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. neblichte Luft.

Den 14ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr. neblicht, aber ohne Wolken, Südwestwind. Um 10 Uhr 22 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. ebenso. Dieser hohe Grad von Hitze, sagt man mir, wird nicht eher nachlassen, ehe nicht der erste Regen gekommen ist. Denn das Wetter hat hier eine solche systematische Hartnäckigkeit im Sonnenschein oder Regen, daß man uns noch in keiner Beschreibung einen Begriff davon gemacht hat. Eins oder das andere dauert hier immer ganze Monathe. Man kann denken, daß jetzt alles lau oder warm wird, was man um sich hat, Wasser, Wein, Früchte, Fußboden, Wände u. s. w. Der Schnee ist das einzige Mittel zur

Abkühlung. Abends um 10 Uhr 20 Gr. sternklar. Bey dieser Hitze, bey welcher keine Abkühlung statt findet, und wo die Nächte so warm sind, wie die heißesten Tage in Deutschland, werden viele Menschen krank, und besonders leidet die Verdauung sehr. Indessen behauptet man auch, daß sie dies Jahr größer und anhaltender sey, als sonst.

Die Fortsetzung künftighin

Einige Fragen.

- 1) Von welcher Seite zeigt sich Voltaire am größten?
- 2) Was ist das erhabenste Geschäft?
- 3) Welches ist das erhabenste Wesen auf der Erde?
- 4) Mit welchem Thier hat die Gegend um Neapel in Absicht des Ertragens der nas- sen und trocknen Witterung Ähnlich- keit?

- 2) Wie sind folgende Worte des Platon im *Symposium* imaginativ zu erklären?

*E s'avea come io sia via 'sua vita? Chien
che bene a dir? O no ... po dir ca ...
si la nomina ... Ma jammontene a can-
zare senza che se vedete pe sta via no So-
po della Gioia nostra 'mpia.*

*Che stato, che bedite, che nome vedete
'nfante
Che se qualche mammuculo, fatto de
carta strascia?
Almalora se selome ce tanto de tagliare
E appressa le tagliare
Perciò le trache trache come tenemo a
spina.*

Ende des zweiten Hefts.

J. F. Schindler.

Fortgesetzte Witterungs-Beobachtungen in Leipzig im Hornung bis August 1802.

Hornung Tage.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
15.	49.5	33.	70°.	NOO.	NOO.	NO.	Helle	Trübe	Schnee
16.	36.	—	—	—	—	—	Schneeg.	Schnee	—
17.	40.5	35.0	34.	NNW.	NNW.	—	—	Helle	Klar
18.	34.	34.0	43.	NO.	NO.	—	Helle	Klar	Klar
19.	40.6	—	37.	NNW.	NNW.	NNW.	Nebel	Trübe	Nebel
20.	31.5	38.0	49.	WSw.	WSw.	WS.	Klar	—	Schnee
21.	40.	46.5	40.	—	NOW.	WS.	Nebel	Thauwett.	Thauw.
22.	34.	45.0	39.	—	—	NNW.	Regen	Klar	—
23.	33.	38.7	70.	NNW.	—	—	Trübe	Helle	Trübe
24.	33.5	44.	37.	WSw.	WSw.	WSw.	Nebel	Klar	Regen
25.	35.0	39.	54.	WSw.	NNW.	NNW.	Regen	Nebel	Nebel
26.	32.	37.4	34.	NNW.	—	—	Schnee	—	—
27.	40.6	30.7	31.	WS.	WS.	WS.	Klar	Klar	Klar
28.	49.7	30.9	37.	—	—	—	Nebel	—	—

größte Kälte im Hornung des 21. 14,6 Fahrh.

größte Wärme — — — 2. 45.7 —

Ferner fanden sich im Hornung 3 klare, 4 gemischte, 7 trübe, 6 schneeyige und 6 ganz nebelichte Tage. Am 22. Abends kam es bey NNW. zu einem geringen Sturmwinde und Thauwetter.

Nehmen wir die Resultate unserer Beobachtungen im Hornung zusammen, so finden wir, daß dieser Monat ein äußerst gelinder und lauer Wintermonat gewesen seyt: vergleichen wir ihn aber nach Hrn. Haasow's von Donzig Hypothese der 10jährigen Periode der Hauptveränderungen des Dunkleins auffällig, so finden wir bey dem genauen Gegenüberhalten des heurigen Monats mit dem des Jahres 1783, daß beyde in der Temperatur und dem Gange der gelinden Witterung völlig übereinstimmen. So war

die größte Kälte im Hornung 1783 24 Fahrh. den 23.

die größte Wärme — — — 31.5 — — 27.

Auch diesmal trafen die größte Kälte und vorzüglichste Wärme mit denen Leipziger Beobachtungen zusammen.

Tage.	Temperatur.			Wind gang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	31.°	30.°	45.°	WSw.	WSw.	WSw.	Klar	Klar	Klar
2.	37.5	43.8	56.	—	—	—	—	—	—
3.	35.4	32.	45.2	—	—	—	—	—	—
4.	30.4	49.6	44.	—	—	—	—	Trübe	Regen
5.	34.6	55.	35.4	NWN.	NoW.	NoW.	Schnee	Regen	—
6.	34.	40.	55.4	NO.	NoN.	NoN.	Klar	Klar	Klar
7.	31.	59.4	54.5	NNN.	NO.	NO.	—	—	—
8.	30.4	48.	50.5	—	—	—	—	—	—
9.	35.3	35.7	54.4	NNW.	NoW.	NoW.	Nebel	Nebel	Nebel
10.	—	45.4	57.6	—	—	—	—	Klar	—
11.	36.7	45.5	50.7	NWN.	NoN.	—	—	Trübe	Klar
12.	36.	50.4	45.	WSw.	Wsw.	Wsw.	Klar	Klar	—
13.	41.	44.6	50.6	—	—	—	—	Verzud.	Schnee
14.	35	37	54.5	NoN.	NoW.	NoW.	—	Schnee	Klar
15.	31.5	35.	30.	NO.	NO.	NO.	Trübe	Klar	—
16.	34.	54.4	49.	NO.	NoW.	NoW.	Klar	—	Nebel
17.	35.6	50.7	54.5	NoW.	NoW.	—	Nebel	Trübe	—
18.	31.3	45.4	57.6	—	NoW.	—	—	—	Klar
19.	33.6	50.	45.6	WaW.	Wsw.	Wsw.	Klar	Klar	—
20.	30.4	56.7	41.6	—	—	—	—	—	—
21.	46.5	59.	49.6	—	—	—	—	—	—
22.	47.4	51.5	45.6	—	—	—	Trübe	Trübe	—
23.	41.	45.5	56.4	—	—	—	Regen	Graup.	Trübe
24.	36.9	45.	40.	NoW.	NoW.	NoW.	Nebel	Striche.	Klar
25.	30.4	54.	49.5	W.N.	W.N.	W.N.	Klar	Klar	Regen
26.	47.4	57.4	40.4	—	—	—	Nebel	Nebel	Klar
27.	47.	50.4	45.5	WaW.	WaW.	WaW.	—	Trübe	—
28.	45	50.5	46.6	—	—	—	Klar	Klar	—
29.	47.6	47.9	50.4	—	—	—	—	Striche.	—
30.	39.4	45.6	56.7	—	NoW.	NoW.	—	—	—
31.	34.5	40.	57.4	NO.	NoN.	NoW.	Nebel	—	—

größte Kälte im März, den 17. 27° 6. Fahrh.

größte Wärme — — den 25. 50. 3. — —

Ferner waren im März 10 klare, 9 gemischte, 6 trübe, 5 regnigte und schneige Tage, und 1 ganz neblichter.

Vom 7ten fröhe, bis zum 9ten Abends bemerkte man bey immer veränder-tem Windgange aus NO, NE, und NoWest ein jählings Fallen des Barome-ters von 27°, 05 Skrup. auf 27°, 41 Skrup. folglich 84 Skrup. die Luft war mit dickem Nebel gefüllt. Vom 21. Abends bis mit dem 22. Mittags war ein Sturm- wind vom 4ten Grade, in der untern Luftregion, und die Luft war lau, trübe und nals.

Den 17. fröhe wehte zu Neapel, wie hier, Nistwind, und die Neapolita-ner beklagten sich über ungewöhnliche Kälte, hier war es der kälteste Morgen des Monats. Uebungsgen bei der warmen Mittag zu Neapel den 31. zu 19° R. = 74°, 7 Fahrh. bey ganz heiterm Himmel.

May. Tage.	Temperatur.			Wind gang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	54 ⁵	63 ⁵	50 ⁷	NoW.	NoW.	NoW.	Klar	Klar	Klar
2.	54 ⁶	—	39 ⁵	—	—	—	—	—	—
3.	54 ⁴	65 ⁵	49 ⁴	—	—	—	—	—	—
4.	65 ⁵	55 ⁵	40 ⁵	No.	No.	No.	—	—	—
5.	44 ⁵	54 ⁵	43 ⁴	—	—	—	Trübe	—	—
6.	44 ⁴	66 ⁵	54 ⁵	—	—	—	Klar	—	—
7.	54 ⁵	56 ⁵	44 ⁵	—	—	—	Nebel	—	—
8.	66 ⁶	66 ⁵	54 ⁶	—	OSO.	OSO.	Klar	—	—
9.	67 ⁵	70 ⁶	64 ⁵	West.	West.	West.	—	Trübe	Trübe
10.	55 ⁶	54 ⁵	54 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	Trübe	—	—
11.	46 ⁶	54 ⁵	61 ⁴	—	—	—	Klar	Klar	Klar
12.	54 ⁵	65 ⁵	55 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	Nebel	Klar	Klar
13.	47 ⁵	47 ⁶	45 ⁵	—	—	—	—	Regen	Regen
14.	44 ⁶	54 ⁵	47 ⁵	—	NoN.	NoN.	Trübe	Klar	Trübe
15.	46 ⁵	47 ⁵	45 ⁵	NoW.	NW.	NW.	—	Trübe	—
16.	55 ⁵	56 ⁵	57 ⁶	—	—	—	Regen	Regen	—
17.	49 ⁵	58 ⁵	46 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	Klar	Klar	Klar
18.	57 ⁵	45 ⁵	59 ⁵	—	—	—	Schnee	Regen	—
19.	56 ⁵	54 ⁵	45 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	Klar	Klar	Klar
20.	47 ⁵	59 ⁵	46 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	—	—	—
21.	44 ⁶	64 ⁵	55 ⁵	NoN.	—	—	—	—	—
22.	47 ⁶	55 ⁵	45 ⁵	Nord.	Nord.	Nord.	—	—	—
23.	44 ⁶	65 ⁵	55 ⁵	Nord.	Nord.	Nord.	—	—	—
24.	44 ⁶	64 ⁵	55 ⁵	NoW.	NoN.	NoN.	—	—	—
25.	44 ⁵	66 ⁵	54 ⁵	—	NoN.	NoN.	—	—	—
26.	44 ⁴	65 ⁶	57 ⁵	NoN.	—	—	—	—	—
27.	49 ⁵	64 ⁵	54 ⁵	Ost.	NoW.	NoW.	—	—	—
28.	49 ⁶	71 ⁵	64 ⁵	NW.	NW.	NW.	—	—	—
29.	61 ⁶	75 ⁵	69 ⁵	NoW.	NoW.	NoW.	—	—	—
30.	67 ⁵	75 ⁵	64 ⁵	WSw.	WSw.	WSw.	—	Veränd.	Trübe
31.	64 ⁵	65 ⁵	57 ⁶	NoN.	NoW.	NoW.	Veränd.	Trübe	—

die größte Kälte im May den 15. 55⁵, 3 Fahrh.

die größte Wärme — — — 77⁵, 9 —

Der May hatte 17 klare, 7 gemischte, 3 trüb, 5 regnete, 1 Schnee, 2 sehr-lichte Tage. Den 1ten Mittags erlief sich bey klarem Himmel und Nordwest- winde ein kurzer Sturm vom 1ten Grade, und den 1ten Mittags eines des 4ten bey volligstem Nordwinde. Den 1ten fand man im Freien und in Gärten Reif, so wie den 1ten 6. und 11ten Nachmittags kurzes Schneegestöber, dahingegen der Schnee am 17ten Vormittags etliche Stunden liegen blieb. Den 1ten Nach- mittags 4 Uhr hatte man entsetzten Donner, wovon der Nacht vom 1sten Be-

gen folgte. So außerordentlich den 16ten und 17ten die kalte Maytemperatur des Neapolitaner vorkam, eben so befriedend war sie uns Deutschen ebenfalls, denn die beständigen Winde aus den nördlichen und östlichen Gegenden hielten die erwarteten und langstehenden Blüthen der Obstbäume noch länger auf, ja selbst bey den gesäeten Kaulgewächsen in der Erde zeigte sich ein ungewohnter Aufenthalt, und man war genöthigt, beym Schlusse des Monats wo sich die Temperatur in Wärme umwandelte, frühe Saamen zu legen, z. B. Gurken u. dergl. Der am 18ten früh gefallene Schnee bedeckte bis gegen Mittag 12 Uhr das bereits geschosste und seiner Blüthe sich nähernde Korn der Felder, und erregte Furcht vor die Zukunft einer mislichen Erndte des Rohkorns. Zur nähern Berichtigung dieser so seltenen Witterung des künftigen May's dienen nachfolgende Resultate meiner blässigen Beobachtungen: Vom 1ten bis mit dem 9ten hielten sich die Morgentemperaturen zwischen 54 und 56 6 Fahrenheit, oder 9, 6 und 11, 4 Reaum. Gradus; die mittäglichen bey 53, 79 oder 13, 7 und 15, 8 Reaum. die Abendtemperaturen bey 50, 54 oder 11, 4, bis 14, 3 Gradus. Die Luftschwere änderte sich von 27 Z. 109 Skrupel bald steigend, bald sinkend, bis zu 27", 83 Skrupel. Der Wind war Nordnordwest, Nordwest und Ost-Südost, die Witterung dabey meistens klar. Vom 10ten bis zum 11ten umflühte den Schwermeter von 27", 83 Skrup. im Sinken bis zum 11ten täglich von 1½ — 3 Linien. Die mittäglichen Temperaturen fielen vom 63 bis 30, 7 Grade nach Fahrenheit, oder von 13, 7 bis 2, 6 Reaum. Grade. Anmerkungsworth ist ferner noch, daß die mittlere Mittagstemperatur vom 10ten bis mit dem 11ten 54, 4 Fahrenheit's - oder 9, 6 R. Grade betrug.

Junius.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	54.5	61.7	57.5	Wa.	Wa.	Wa.	Trübe	Trübe	Regen
2.	54	65	55.5	—	NwN.	NwN	Klar	Klar	Klar
3.	54.6	66.3	58	ES.	SW.	SW.	—	—	—
4.	54.5	74	60	SE.	Wsw.	Wsw.	—	Trübe	Trübe
5.	64	74.4	69	Sw.	Sw.	Sw.	Regen	—	—
6.	64.5	68	60.5	WS.	WS.	WS.	Regen	Klar	Klar
7.	60	70.2	67.5	(N.)	(N.)	(N.)	Klar	—	—
8.	60.5	68	60.1	SES.	WaW.	WaW.	—	Veränd.	—
9.	60.5	64.7	58.4	WSw.	WSw.	WSw.	—	Klar	—
10.	56.7	71.4	60	—	—	—	—	—	—
11.	64.5	74.2	71	WS.	—	—	—	—	—
12.	64	80	74	NwW.	NwW.	NwW.	—	—	—
13.	71.5	74	68	—	—	—	—	—	Trübe
14.	64.2	67	58	—	—	—	Regen	Regen	—
15.	50	64.7	50.8	—	—	—	Klar	Klar	Klar
16.	56.5	70.2	60	NW.	NW.	NW.	Trübe	Trübe	—
17.	64.3	67	64	—	—	—	Klar	Regen	Regen
18.	52	68	60.5	—	WnW.	WnW.	Regen	Klar	Klar
19.	50	71	60.1	WnW.	—	—	Trübe	—	—
20.	60	71.5	64	—	—	—	Klar	—	—
21.	56.5	74	67	—	—	—	—	—	—
22.	54.4	64	57.5	NW.	—	NW.	—	—	—
23.	56.5	70	64	—	NW.	—	—	—	Trübe
24.	59.4	60.5	57	—	—	—	Nebel	—	—
25.	54.4	65	57.4	—	—	—	—	—	—
26.	51	66	60	—	—	—	Klar	Klar	Klar
27.	54	77	68	—	—	—	—	—	Regen
28.	62.5	74	64.4	—	WnW.	WnW.	—	Trübe	Klar
29.	59	71	60.6	—	—	—	Regen	Klar	Halle
30.	56	63	57.5	NwN.	NwN.	NwN.	Strichr.	Strichr.	Trübe

Die größte kältere Temperatur den 1sten 51° Fahrh.
die warmste — — — — — 80° —

Der Unterschied der Mittagswärme den 1sten zu Neapel und Leipzig beträgt 6 Fahrh. Grade, nemlich jene kam auf 86 Grade. Bey der so drückenden Hitze der Mittage waren die kühlen Morgen am Ende des Monats den Italianern auferst willkommen. Sonst hielt sich vom 8ten bis zum 12ten das Schwere man immer bey tiefen Ständen, weit unter der bisherigen mittlern Luftschwere, und dennoch blieb der Himmel klar. Den 1ten um 4 Uhr Nachmittags hiess man entfernten Donner, und der Regen hielt die Nacht hindurch an; den 8ten um Mitternacht und den 9ten fr. um 2 Uhr Gewitter mit heftigen Sturmwinde vom 1ten Grade. Der Regen dauerte die ganze Nacht bis 3 Uhr Morgens. Strichregen mit entferntem Gewittern waren vom 8ten bis den 28ten unterbrochen die gewöhnliche Witterung des Monats. Den 29ten und 30ten war die Atmosphäre bey NW und NwNordwinden sehr stürmisch im 3ten Grade der Sturmwinde.

Der Junius hatte 12 klare, 12 gemischte, 4 trübe und 3 regnigte Tage, imgleichen 2 seltsame Morgen.

Julius.	Temperatur.			Windg. u. g.			Witterung.		
	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.	M.	M.	Ab.
1.	54.6.	60.	61.3.	WN.	WSw.	WSw.	Klar	Klar	Klar
2.	60.2.	71.4.	63.	WSw.	—	—	Trübe	Verand.	—
3.	58.2.	66.8.	62.	WS.	WS.	WS.	Regen	Klar	—
4.	58.4.	68.	61.4.	WaW.	WN.	WN.	Klar	—	—
5.	57.4.	70.4.	62.	—	WS.	WS.	—	—	—
6.	58.5.	65.	66.	WS.	—	—	—	—	—
7.	61.8.	73.5.	67.	WaW.	WN.	WN.	—	—	—
8.	64.5.	76.5.	72.	WS.	WS.	WSW.	—	—	Trübe
9.	67.	86.	77.	—	—	—	—	—	Klar
10.	66.5.	76.	86.	—	WSw.	—	—	—	—
11.	62.4.	77.	68.5.	—	—	—	—	—	—
12.	65.	68.	62.	WSw.	—	—	—	Trübe	Regen
13.	58.	65.	60.	—	—	—	Trübe	Regen	—
14.	58.	51.1.	48.8.	—	NWN.	NWN.	Regen	—	—
15.	45.5.	58.4.	49.5.	NWN.	WaW.	WaW.	—	Trübe	—
16.	47.4.	50.1.	49.6.	WaW.	—	—	Trübe	Strichr.	Trübe
17.	51.4.	60.6.	52.8.	—	—	—	Regen	—	—
18.	50.6.	61.5.	55.4.	—	—	—	Klar	Klar	Klar
19.	50.	65.7.	58.	—	—	—	—	—	Trübe
20.	57.6.	65.8.	62.	WSw.	WSw.	WSW.	Regen	Strichr.	—
21.	58.	81.	74.	—	—	—	Klar	Klar	Klar
22.	66.5.	79.8.	70.5.	—	—	—	—	Gewitt. Reg.	Trübe
23.	61.8.	74.7.	65.	—	—	—	—	Regen	Klar
24.	62.5.	70.5.	62.	—	—	—	—	Strichr.	—
25.	60.1.	71.	65.	—	—	—	Trübe	Klar	—
26.	59.	77.	66.5.	WS.	WS.	WS.	Regen	—	Trübe
27.	63.7.	85.5.	74.6.	—	—	—	Trübe	—	—
28.	65.6.	70.5.	64.7.	WaW.	WaW.	NW.	Regen	Trübe	Regen
29.	65.0.	72.	65.6.	NW.	NW.	—	—	Strichr.	Klar
30.	61.5.	74.7.	65.6.	WaW.	WN.	WN.	Klar	Gewitt. Reg.	Regen
31.	64.	70.	65.7.	WS.	WS.	WS.	—	Klar	Klar

Der kühlfte Morgen, Julius, den 19ten 45°, 3 Fahrh.
der heisseste Mittag, — — — — — 86°.

Der Luftschweremesser oscillirte fast den ganzen Monat hindurch bald a. L. nien im Sinken, bald eben so viel im Steigen, am 9ten Morgens kam er zu seinem tiefsten Stande, im Julius nemlich zu 27°, 31 Schrup., bey WSufwinde und Regen bis Mittags, den 25ten früh erreichte er seine größte Höhe von 27° 106 Schrup. vor diesem. Das Verhältniß der trüben gegen die klaren Tage war für diesen Sommermonat sehr unbedeutend, denn es helen der ersten mehr, als der letztern. Gewitter mit starkem und anhaltendem Regen hielten vom 9ten Abends unterbrochen fast jeden Tag, jedoch von unserer Gegend entfernt. Am 11ten, 14ten und 18ten gränzten die Winde an die Stürme vom 9ten und 25ten Grade ihrer Heftigkeit nach, und diese unbeständige Witterung verzögerte die Ämelte und deren Anfang in unserer Gegend bis zum völligen Ende des Monats. Es waren im Monate nur 9 ganz klare, 11 gemischte, 3 trübe, 12 regnigte Tage.

August.	Temperatur.			Windgang.			Witterung.	
	M.	M.	Ab.	N.	M.	Ab.	M.	M.
1.	61.3.	65.7.	61.4.	WnW.	WnW.	WnW.	Klar	Klar
2.	55.0.	60.	57.5.	—	NwN.	NwN.	—	Trübe
3.	57.5.	64.	59.	—	—	—	—	—
4.	56.4.	60.5.	56.	—	—	—	—	—
5.	55.0.	71.5.	66.	—	WNw.	WnW.	—	—
6.	67.	77.	69.6.	—	—	W Sw.	—	Klar
7.	64.2.	—	69.5.	W Sw.	SwW.	SwW.	—	—
8.	65.6.	79.0.	74.	SwW.	—	—	—	—
9.	70.	85.	76.	—	—	—	—	—
10.	72.6.	83.	77.	—	—	—	—	—
11.	71.	87.0.	72.	NwW.	SwW.	—	—	Trübe
12.	69.	78.	—	SwW.	NWN.	NWN.	Regen	Strich.
13.	68.	71.	67.0.	NwN.	—	—	Klar	Klar
14.	66.4.	—	66.2.	Nw.	Nw.	NuO.	—	—

Der rote war hier in unserer Gegend der heißeste Tag des Augusts, hey so trockner Luft und klarem Himmel äußerst drückend, schon der in freier Luft wegen der Hitze sehr beschwerlich, jedoch war er für Land nicht der möglichst heißeste, denn 1783 den 3ten Aug. habe ich tagswarme zu 99, 5 Fahrenh. oder 29°, 8 R. beobachtet. Ein abermalig weit von der Wahrscheinlichkeit der oben erwähnten Hanowschen H. se. Hiesigen Orts waren wenig Kranke, und die Zahl der Gestorbenen, im n. d. der hiesigen Volksmenge von 32 — 33000 Menschen, war ganz ausnehmend geringe.

&
 Ab.
 Klar
 Trübe
 —
 —
 Klar
 —
 —
 —
 —
 Trübe
 —
 auch
 te war
 deutsch-
 e Mit-
 er Ro-
 potha-
 orkult.
 augen-

- Lettres à Nina, ou conseil à une jeune mère de la-
 famille, pour former l'esprit et le cœur de ses enfans,
 par Mad. de la Roche. Trad. de l'allemand sur la
 7^{me} édition originale par S. H. Castel, Prof. royal.
 Tome Second.
- Liscov, H. C., über die Handschriften der guten Werke
 zur Seligkeit. Eine reichhaltige wohlgeordnete Erinnerung
 an Hrn. M. L. — Herausgegeben aus dessen nachgelassenen
 Schriften, als Probe einer Herausgabe der sämtlichen
 literarischen Werke. 1.
- Magnus, D. Georg Heinrich, Untersuchungen und Be-
 obachtungen über natürliche, zufällige und gemisch-
 te Kalkpocken. 2. 16 gr.
- Mullers, C. C., Kindheit eines Patrioten und Christen
 zur Ausrottung des Straßendiebstahls und zur Verbesserung
 der Industrie, durch Errichtung eines allgemeinen Arbeit-
 Verordnungs in Litzhausen und Carlsbad. gr. 4. 6 gr.
- Olivier, F. Nachlass einiger wichtigen Zeugnisse
 und Urtheile über meine neue Methode, lesen und
 rechtschreiben zu lehren. Ein Anhang zu der letzt er-
 schienenen kleinen Schrift über den Charakter und
 Werth guter natürlicher Unterrichts - Methoden.
 gr. 8. 3 gr.
- Dessen Kunst, lesen und rechtschreiben zu lehren,
 auf die einzig wahre, leicht einfache und untrügliche
 des Grundprinzips zurückgeführt. Erster theoretischer Theil,
 zweyte verb. Aufl. gr. 8. 4 gr.
- Romanen:
 Die schöne Blaubirne und ihre Freier. 1 Theil,
 Mit 1 Kupfer von Penzel. 1.
 Die Kazarani. Vom Verfasser des Romans: Alba-
 no, der Kautenpieler. 2 Theile. Mit Kupfern von
 Penzel, und mit Stahl. 2.
 Die Hütte. Von Sophie von La Roche. 1.
 Der Spanzer mit der Mandoline. 2 Theile. Mit
 Kupfern von Penzel. 2.
- Schreidepult, das größte, zum Unterrichte und Ver-
 angen junger Personen 12. Mit Kupfern und Signet-
 ren. 12. gebunden 16 gr. roh 13 gr.
- Schum's, P. J. von, Geschichte der Dänen. Aus Liebe
 zu dem Studium derselben und aus Ehrfurcht für ihren
 Verfasser ins Deutsche übertragen von J. D. Seider.
 Erster Band: Geschichte der nordischen Jähre vom
 größten Alterthum an bis zum Ende des achten Jahr-
 hunderts. gr. 8.
- Ueber die Krankencommuniken, mit besonderer
 Rücksicht auf ihre Behandlung und Seelsorge. 1. 8 gr.

Helios der Titan,

oder

R o m u n d N e a p o l .

Drittes Heft



Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

VON

dem Verfasser des Natalis.

1029

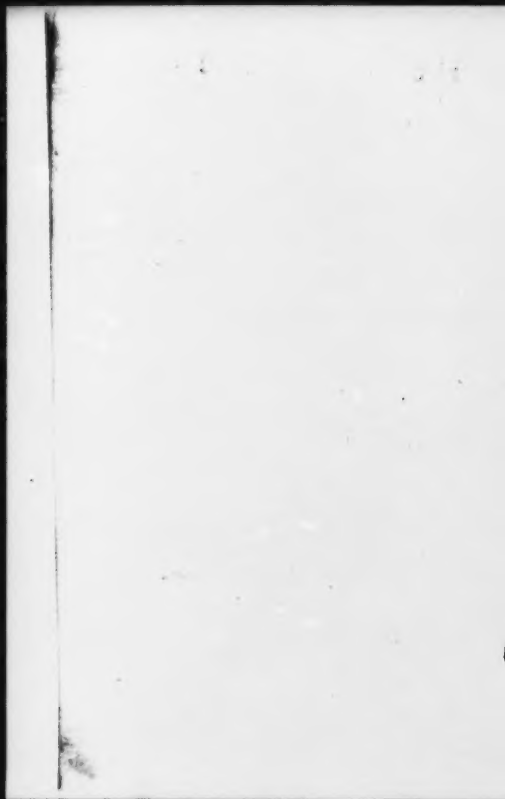


J. F. Schmidt.

Drittes Heft.

Leipzig 1804,

bey Heinrich Grise.



V o r r e d e.

Ein Freund aus Deutschland schreibt mir folgende Worte: „Das erste Heft des Helios ist ungünstig beurtheilt worden, weil der Titel nicht mit dem Inhalt des Buchs übereinstimmt.“ Da ein Freund mir so schreibt und nichts weiter hinzusetzt, so glaube ich, er sey mit Bedacht leicht über die Sache hinweggegangen, um mir nicht wehe zu thun, und bilde mir ein, das Urtheil sey sehr ungünstig ausgefallen, und der Tadel sey heftig.

Ich kann es nicht läugnen, daß mir dies unangenehm, sehr unangenehm ist, und daß ich sehr gewünscht habe, günstig beurtheilt zu werden; ja ich muß hinzusetzen, daß ich geglaubt habe, es würde geschehen.

Es kann sehr leicht seyn, daß ich mich

über den Werth des Helios irre, da ich der Verfasser davon bin, und also natürlich mein Kind liebe; aber ich habe nie eine blinde Liebe zu meinen Kindern gehabt, ich kann Tadel ohne Unwillen anhören, und eine scharfe Kritik ist mir sogar lieb, weil ich daraus lerne.

Dessen ungeachtet habe ich, auch nach aufrichtiger Prüfung, einige Gründe, den Helios zu vertheidigen, und zu glauben, das Urtheil hierüber hätte nicht ungünstig ausfallen sollen. Er ist die erste Zeitschrift in dieser Art, er wird in einer Entfernung von 300 deutschen Meilen geschrieben, und zwar an einem Orte, wo sehr viel Merkwürdiges, wo fast eine neue Welt ist, und es waren sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe dies geschehen konnte, Schwierigkeiten, die nur wenige Schriftsteller überwinden können. Dies ist mindestens etwas.

Aber mag er tausend Meilen von Deutschland, mag er in einer ganz neuen Welt geschrieben werden, und die Schwierigkeiten der

Unternehmung mögen fast unbesiegbar schei-
nen, der Inhalt desselben kann doch schlecht
ausfallen. — Auch dies darf ich nicht zuge-
ben, wenn ich billig gegen mich seyn will,
und irgend etwas urtheilen kann. Urtheilen
aber muß ich können, denn ich bin in Nea-
pel, ich kenne die beschriebenen Sachen, und
meine Beschreibung besser, als irgend jemand,
und fühle, daß im Helios etwas geleistet wor-
den ist.

Es kann seyn, daß besser, edler, und in-
teressanter über Neapel geschrieben worden
ist, aber wahrer, und treuer noch nie. Dies
sage ich mit Zuversicht. Die Sachen sind hier,
so wie sie im Helios dargestellt werden, nicht
verschönert, nicht verschlimmert, nicht durch
ein gefärbtes Glas angeschaut, nicht durch Vor-
urtheil entstellt; dies werden alle sagen, die
Neapel nach der Revolution kennen, und dies
sagen mir alle, die den Helios hier lesen.

Aber vielleicht tangt der Gang des Helios
nicht, vielleicht sind keine wichtigen Dinge

darin aufgestellt, vielleicht ist keine allgemeine Uebersicht der Gegenstände, keine Beurtheilung im Ganzen gegeben worden. — Dies Letzte habe ich nicht gewollt, und aus Gründen nicht gewollt. Neapel ist kein systematisches Buch, kein Compendium irgend einer Wissenschaft, es ist eine kleine Welt mit unendlicher Mannigfaltigkeit, und auf jedem Blatt in diesem großen Werk ist etwas anderes geschrieben, oft etwas Widersprechendes. Wie kann dies alles unter eine Ansicht gebracht werden? In Khiaja gilt vieles, was an dem andern Ende der Stadt in Furia durchaus nicht gilt, und in der Gegend der Magdalenenbrücke ist vieles wahr, was bey Capo di Monte gänzlich unwahr ist. Wer will im Allgemeinen darüber zu urtheilen wagen? Wer es thut, der irrt sich, und täuscht seine Leser. Nur äußerst wenige Züge kann man von dem Ganzen zusammen fassen, und diese lassen sich immer durch viele specielle Züge am besten anschaulich machen.

N Dessen ungeachtet hätten wichtige Dinge, wichtige specielle Gegenstände dargestellt werden können. — Allerdings; und ich glaube, dies ist geschehen. Viel Großes in der Natur und Kunst ist vor der Hand dahinein gelassen: aber mit Bedacht. Manches Kleine und Unwichtige, wovon noch niemand schrieb, ist wichtiger, als das Große und absolut Wichtigere, das schon in hundert Büchern abgehandelt ist. Die seltsamen Gebräuche in Neapel, diese unwichtig scheinenden Bemerkungen schildern das jetzige Parthenope besser, als alle Beschreibungen älterer und neuerer Kunstwerke, als alle Reisen nach Pästum und Pompeji, und Puzzolo, als alle Urtheile im Ganzen. Doch wird auch dies seinen Platz finden; nur Geduld, Geduld!

Rom und Neapel sind ein Paar Worte, die sehr viel sagen, und viel verlangen lassen. — Wohl; aber nicht in einem Heft. Man muß den Anfang machen, etwas zu geben, und der Billige muß zufrieden seyn.

wenn dies etwas zweckmäßig ist. Der Mahler kann eine Stadt auf einmal mit allen ihren Thörmen und Gipfeln, ja mit den Gegenständen neben ihr, mit Bergen und Wäldern und Flüssen darstellen; dem Schriftsteller ist dies der Natur der Sache nach unmöglich, und er kann nur das Einzelne herausheben, um sich zu dem Ganzen allmählig den Weg zu bahnen. Dies habe ich gethan, und was ich bis jetzt schrieb, hat mindestens den Vorzug, daß es aus keinen Büchern, von keinem Hörensagen, sondern durch unmittelbares Anschauen und eigne Prüfung entstanden ist.

Verlangt jemand, daß über Rom und Neapel so geschrieben werden soll, wie man über London und Paris etwa schreiben kann, so verlangt er etwas, das ihm ein Erröthen ablegen sollte, und das er nicht verlangen würde, wenn er nur einen Blick hieher gethan hätte. Ich will ihm zu seiner Beruhigung nur einige Worte ins Ohr sagen: In Rom und Neapel ist keine Publicität, kein fliegendes

Blatt, keine Litteratur, hier muß man alles, was man von neuern Dingen sagen will, mit eignen Augen und Ohren wahrnehmen, hier kann man nicht in der Studirstube studiren, man muß das große Buch, das man beschreiben will, selber aufschlagen, und das Blättern darin ist oft etwas schwer. Dessen ungeachtet ist dies im Helios immer geschehen, und meine Quellen waren keine Bücher, sondern Rom und Neapel.

Sollte dies kein Vorzug des Werks seyn, sollte ein billiger Richter nicht gerade dadurch Gelegenheit haben, etwas Gutes davon zu sagen? Das Publikum ist, so viel ich weiß, zufrieden, die Sachen werden mit Vergnügen gelesen, weil vieles darin noch nie berührt ist, und meine Freunde machen mir Lobsprüche darüber. Dies letzte soll nichts beweisen, denn es kann in Güte und Freundschaft seinen Grund haben; aber ich darf doch auch kein zu ungünstiges Urtheil von meiner Schrift fällen, weil mich dies niederschlagen und meine

künftigen Arbeiten wirklich schlecht machen würde.

Es wäre etwas Erschreckliches, wenn der Beurtheiler einer Schrift das wirklich nehmen könnte, was er ihr in der Kritik abspricht; dann wäre eine Recension etwas sehr Furchterliches, eine wahre Seelenmörderin, die Vertilgerin des höchsten Schönen und Guten, und wir würden in unserer ganzen Litteratur fast nicht ein einziges gutes Werk besitzen. Alles Geistvolle darin wäre schon längst hingemordet. Aber, Dank sey dem Apoll und den Muses, das vermögen alle Recensionen der Erde nicht, und dies gereicht mir auch bei meinem unwichtigen Helios zum Trost; es kann ihm kein einziger guter Gedanke durch eine böse Beurtheilung genommen werden.

Die Stelle in dem Gedicht über das Klima:

Empfange mich in deinem Schoofs,
Sorrento, reizendes Gefilde,
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Das findet, und wenn auch die Beurtheilung es unter aller Kritik erklärt.

Das ist freilich ein Trost, und man lernt nach den ersten unwilligen Augenblicken eine ungünstige Recension als das betrachten, was sie ist, als die Beurtheilung eines einzigen Menschen, auf dessen Gedanken viele Nebendinge Einfluß haben konnten: jedesmalige Gemuthsstimmung, Abweichung seiner Meinung von der unsrigen in religiösen, politischen, oder philosophischen Sachen, Privathsaf, eine andere Manier zu denken und zu schreiben u. s. w. Auch würde man unter den jetzigen Umständen wenige Rücksicht weder auf eine günstige noch auf eine ungünstige Recension nehmen dürfen, wenn es nicht noch immer Menschen gäbe, die gleichsam daran glaubten, die nicht selber prüften, die noch immer mindestens den dunkeln Wahn hätten, ein Recensent sey, vermöge seines Berufs schon, ein gelehrter, unparteiischer, talentvoller, und selbst

in der Sache, die er beurtheilt, bewandelter Mann. Ach, wie sehr irren sie sich! Ich habe unsere talentvollsten und berühmtesten Schriftsteller auf das hämischste kritizirt, alles irgend Fehlerhafte auf das bitterste herausgehoben, und ihr Gutes übergangen geschen, ich habe nachher ihre Recensenten erforscht, etwas von ihnen gefunden, und etwas so elendes gefunden, daß jene Männer sich geschämt hätten, es im achtzehnten Jahr zu schreiben. Ich habe manche Bücher hoch gepriesen gesehen, sie gelesen, und etwas schulgerechtes ohne Geist, ohne Leben, ohne Verdienst gefunden, ich habe in andern gänzlich verworfenen Büchern viel Vortrefliches entdeckt, ich habe nur höchst selten eine Recension gefunden, die ein Werk in seinem wahren Licht darstellte. Ist es möglich, daß man nach diesen Erfahrungen noch Zutrauen zu Recensionen haben kann?

Vielleicht sagt jemand, daß man eben

deshalb nicht darauf achten, und sie ganz mit Stillschweigen übergehen müsse. Er hat Recht; besonders, da der Schriftsteller bei der Selbstvertheidigung immer im Nachtheil gegen den Recensenten steht. Dieser hüllt sich in ein tiefes Dunkel, und alle auf ihn abgeschossene Pfeile treffen ihn nicht selbst; jener steht öffentlich da, und die Augen richten sich bei dem Zank nur auf ihn. Dieser hat eine fremde Sache angegriffen, und kann ganz freimüthig davon reden, jener hat seine eigene zu vertheidigen, und kann dabei sehr leicht schamredig erscheinen, auch wenn er die bloße Wahrheit sagt.

Es ist daher unstreitig das beste, zu schweigen, wenn man in einer Recension gekränkt ist, und ich würde dies thun, wenn ich mich in Deutschland befände; hier, in einer so weiten Entfernung betrachte ich mich gleichsam als den dritten Mann, da die Sache keinen so tiefen Eindruck auf mich machen

kann, da ich bloß weiß, daß die Recension ungünstig ausgefallen ist, und daher ohne Leidenschaft schreibe.

Es kann seyn, daß mein Recensent nicht vermag, zehn Reihen solcher Verse zu schreiben, als im Helios vorhanden sind, es kann seyn, daß er nicht eine Seite anschaulich darstellender Prosa zu schreiben im Stande, und durchaus kein Mann von hinlänglicher Beurtheilungskraft und Kenntnissen ist; in diesem Fall würde es mich gereuen, diese Vertheidigung geschrieben zu haben. Es kann aber auch seyn, daß das Gegentheil Statt findet, daß er ein Mann von Talenten und Kenntnissen ist, daß er selber Rom und Neapel kennt, und also zu urtheilen weiß. Sollte dies seyn, so, muß ich gestehen, würde das ungünstige Urtheil großen Eindruck auf mich machen, und es könnte mich dahin bringen, die Feder niederzulegen.

Genug davon! Hat mir der Recensent Unrecht gethan, so wird er bei denen, die das Buch und die Recension vergleichen, den Unwillen auf sich lenken, hat er Recht, so wird ihr Unwille mich treffen; und es sind der Einsichtsvollen in Deutschland genug, die zu unterscheiden wissen, ob eine Schrift günstig oder ungünstig beurtheilt zu werden verdient.

Inhalt des dritten Hefts.

	Seite.
1) Das Fest Fiesdegrotte am 8ten Septbr. 1802.	1
2) Die sitzende Jungfrau. „ „ „	16
3) Das Blut des heiligen Januarius am 19ten Sep- tember 1802. „ „ „	17
4) Der Tempel des Priap bei Neapel. „	21
5) Die Villa reale. „ „ „	25
6) Die fehlende Röhre. „ „ „	56
7) Die Reine. „ „ „	57
8) Einige Worte über einen Leipziger Bücherka- talog. „ „ „	61
9) Klopstock in einem Stammbuche. „ „	67
10) Seltsame Gebräuche in Neapel. Fortsetzung.	83
11) Einige Sonderbarkeiten in der Anlage von Nea- pel. „ „ „	96
12) Die Pyramide des Caput Centini in Rom.	102
Bl. Heft.	

	Seite.
13) Was ist die Gratte im Pausilipp?	109
14) Die Wohnung: einige Folgen der Republik und die wahnsinnige Frau.	115
15) Schreiben eines neapolitanischen Lottospielers zu den Herausgeber, nebst Unterricht im Lottospiel.	137
16) Theatralische Nachrichten.	157
17) Wetterbeobachtungen in Neapel.	185
18) Geschichte des Tages in Neapel.	202
19) Beantwortung der Fragen am Ende des zwei- ten Hefts.	203

Das
Fest Piedegrotte
am 8ten September 1802.

Große Städte, besonders in katholischen Ländern, haben gewöhnlich ein jährliches Fest, das vor andern hervorleuchtet. In Palermo ist das berühmte Fest der heiligen Rosalia, in Venedig war einst das Himmelfahrtsfest, wo der Doge sich mit dem adriatischen Meer vermählte, in Rom ist die Kuppelerleuchtung oder vor demselben noch das Karneval u. s. w. Das Fest, das Neapel für das größte halt, ist das Piedegrottenfest, welches jährlich den 8ten September zu Ehren eines wunderthätigen Marienbildes gefeiert wird. Der Sitz dieses Marienbildes ist eine kleine Kirche dicht am Pausilipp, also an einem entfernten Ende der Stadt

Die Kirche entstand schon am Ende des zwölften Jahrhunderts, und zwar durch die Frömmigkeit einiger Neapolitaner. Diese konnten etwas nicht ertragen, das die jetzigen Neapolitaner sehr gut ertragen, und das überhaupt eine merkwürdige Antiquität seyn würde: die Ueberbleibsel und das Andenken von einem Tempel des Priapus. Nicht weit von dem Eingange der pausilippischen Höhle nämlich stand in den ältesten Zeiten ein Tempel, diesem Gotte, von dem Pausanias, Horaz, Katull und Virgil uns manches erzählen, gewidmet. Nächst der Verehrung, die ihm als Gott über die Diebe, die Vögel und die Gärten gebührte, wurde in seinem Tempel auch eine gewisse *religio nocturna* getrieben, über die ich mich hier weiter nicht verbreiten will; die Erwachsenen werden verstehen, was hierunter gemeint ist, und wenn die Kinder es nicht verstehen, so ist es recht gut für sie.

Genug, eine Menge frommer Neapolitaner damaliger Zeit konnte das Andenken an den nächtlichen Götzendienst der Heiden nicht er-

tragen; sie vertrieben also den Priapus aus seinem Bezirk und erbauten dafür der Jungfrau Maria eine kleine Kirche. Welch ein Sprung von dem frommen, bescheidenen Bilde der heiligen Jungfrau, bis zu der garstigen und schamlosen Gestalt des Priapus, der seiner ganzen Geschichte und Verehrung nach nichts weniger als ein Junggeselle war!

Seit fünfhundert Jahren also befindet sich am Fuße des Pausilipp und seiner Grotte eine Kirche der heiligen Maria, die von ihrer Lage den Namen Piedegrotte hat. In dieser langen Zeit hat sie einige Veränderungen erlitten, ist verlassen worden, ist im Jahr 1353 wieder aufgebaut, ist 1452 dem Alphonsus von Aragonien überlassen, im Jahr 1493 aber den Domherren, und hat seit dieser Zeit ihre jetzige Gestalt erhalten.

Zu dieser Kirche also wallfahrtet jährlich die Königliche Familie in Neapel mit dem ganzen Hofstaat, und mit der größten Pracht, worin der Hof öffentlich erscheinen kann. Es ist leicht einzusehen, daß bey dieser Gelegenheit

sich etwas zeigen muß, das man nicht alle Tage sieht. Aber nicht allein die Pracht des Hofes und dessen Atmosphäre schmückt dies Fest, ganz Neapel samt der umliegenden Gegend tragen dazu bey.

Neapel ist sehr volkreich, und an manchen Orten ist das Gedränge so groß, wie wahrscheinlich in keiner Stadt in der Welt; aber an dem Piedegrottefest wird die Menschenzahl noch um viele Tausende vermehrt, die von allen Seiten herbeykommen, und ein sehr buntes Gemälde bilden.

Wie groß die Sehnsucht sey, diesem Fest beyzuwohnen, das kann man auch aus einem seltsamen Umstande schließen, der, soviel ich weiß, noch von keinem Schriftsteller erwähnt ist. Die Landmädchen um Neapel her lassen häufig in den Ehecontract setzen, daß der Mann gehalten seyn soll, sie zum Piedegrottefest nach Neapel zu führen. Man kann also denken, wie viele Menschen sich zu demselben in Neapel versammeln, und da die Landleute hier umher auferst seltsame Trachten haben,

so gewährt dieß ein sonderbares Schauspiel. Ich habe Bauerweiber mit rosenrothen seidnen Rücken und Jacken gesehen, die mit Gold besetzt waren, ich habe Mädchen gesehen, die alle Farben des Regenbogens an sich trugen, und Bauerkerls, die wie Harlekins aussahen. Viele Frauenzimmer vom Lande sind wie alte Israelitinnen gekleidet, und die meisten haben ein plattes weißes Tuch auf dem Kopf liegen, von dem breite Streifen mit Spitzen besetzt herabhängen.

Diese Wesen kommen auf Eseln, auf Pferden, auf Wagen, und zu Fuß, und vermehren das Farbigte der neapolitanischen Welt. Am Morgen des Festes fand ich einen deutschen Historienmaler in der Villa, der dahin gekommen war, um die Physiognomien der Landleute zu studiren; ich war in einer ähnlichen Absicht gekommen, nämlich, um ihre seltsamen Trachten zu beobachten. So seltsam aber auch diese ländlichen Figuren sind, so verlieren sie sich dennoch unter das Meer von Menschen, das in Neapel wogt, und niemand achtet auf sie.

Das Fast kündigte sich schon einige Tage vorher an, und besonders den 5ten September, als den Sonntag vorher. An diesem Tage war die sogenannte Incoronatio oder Krönung des Marienbildes, das vorher noch keine Krone gehabt hatte. Der Donner der Kanonen, eine Feier vom Morgen bis zum Abend in der Kirche, und ein großes Feuerwerk zeichneten diesen Tag aus. In der Strafe, die zu derselben führt, war eine Ehrenpforte errichtet, und überhaupt allerhand Schmuck angebracht.

Am Tage vor dem Fest besah ich mich in der Kirche. Sie war überall mit Gewändern und Festons ausgeschmückt, fast alle Fenster hatte man verhangen, und es herrschte eine feierliche Dunkelheit darin. Das wunderthätige Bild erblickte man über dem Altar, und es war mit der neuen Krone geschmückt. Was es für Wunder thut, weiß ich nicht, man mußte denn das dahin rechnen, daß es jährlich so viele Menschen, Pferde und Wagen zu sich hinzieht, und am 5ten September eine Menge demüthi-

ger Christen, mit einigen Millionen Brillanten geschmückt, um sich erblickt.

Am Morgen des Festes wogte es vorzüglich in dem Theil der Stadt, der Khiaja heißt, von Menschen, denn in diesem Theil wird das Fest eigentlich begangen. An der Villa, wo man sonst nichts verkauft, wurden heute eine Menge Sachen feilgeboten, besonders Feigen, Weintrauben, Melonen, Liqueurs und Arten kleiner Prezeln dazu. Auch hatte sich ein Marionettenspieler mit seiner kleinen Bude hier angesiedelt, und der Pulcinell machte seine Capricien.

Nach Tische traten die Truppen unters Gewehr, und formirten eine Reihe von dem königlichen Pallast an bis zur Kirche Piedegrotte. Dies ist eine Entfernung von vielleicht 3000 Schritten. Sie standen mit dem Rücken gegen das Meer, und mit dem Gesicht gegen die Häuser, an welchen eine eben so lange Reihe Volk herunterstand. Zwischen denselben und dem Militär wurde ein leerer Raum erhalten, damit sich der Zug ungehindert fortbewegen könne.

Am Ufer des Meers, zwischen der Villa und dem Fausilipp, waren eine Menge Kanonen aufgestellt, mit der Mündung gegen das Meer gerichtet, und von den Kastellen wehten die Königlichen Fahnen.

Ich begab mich Nachmittags ungefähr um vier Uhr zu einem Freunde, der einen Balkon nach dem Meer zu hat. Es war ein Anblick, wie man ihn durchaus nur in Neapel haben kann, der sich hier darstellte, denn eine Menschenzahl, wie sie das Auge hier entdeckte, ist nur in wenigen Städten in der Welt zusammen zu bringen, und eine Umgebung, wie sie diese Menschenzahl hat, ist nur hier allein. Vom Anfang der Villa an bis zum Fausilipp, eine Strecke am Meer mindestens 1000 Schritt lang, und an vielen Orten über 100 Schritt breit, war alles nur eine Menschenflut, die unordentlich untereinander wogte. Es ist sehr schwer, die Zahl so vieler Menschen zu bestimmen, weil das Auge nicht gewohnt ist, sie zu sehen, und also noch keinen Maßstab dafür hat; aber es schien mir als sahe man ungefähr 200,000

Menschen: Dies ist eine größere Anzahl, als überhaupt in Rom oder in Berlin sind. Wo sind so viel Menschen auf einer Stelle zu finden?

Hinter dieser bunten Menscheufflut wogte das erhabene einfarbige Meer, und dies hatte wieder seine Umgebung vom Pausilipp, der Insel Capri, und der Gebürigskette bey Sorrento. Auch hatte es hier und da gleichsam ein buntfarbiges Kleid angezogen, denn einige Schiffe legten sich gegen Khiaja über, die alle ihre Flaggen, also wohl hundert farbige Streifen, wehen ließen.

Alle Balkons, alle Fenster, alle Dächer waren mit Menschen angefüllt; nicht auf der Erde allein, auch in den Lüften schwebten die Zuschauer. Gemeine Leute, die an der Straße wohnen, wo der Zug vorbeigeht, vermiethen an diesem Tage ihre Balkons zu einem hohen Preise, vielleicht für das Drittel von dem, was die Wohnung das ganze Jahr hindurch kostet. Vornehme nöthigen ihre Freunde zusammen, und bewirthen sie an diesem Tage; eine solche Bewirthung muß man doppelt hoch aufnehmen,

weil man auch den Genuß des festlichen Ausblicks nach außen zu dabey hat.

Zwischen vier und fünf Uhr ward ein Kanonenschuß gehört, und dies war das Zeichen, daß der König den Palast verlassen hatte, und in den Wagen gestiegen war. Ungefähr nach einer kleinen halben Stunde näherte sich der Zug langsam.

Es ist nicht möglich, alles ins Gedächtniß zu fassen, was man bey einem solchen Aufzuge sieht, und auch alles verdient dies nicht. Nur etwas von dem Merkwürdigen.

Zuerst erschien der Stadtwagen, in welchem die höchsten Magistratapersonen der Stadt sich befinden. Er ist sehr groß und schwer, und es scheint, als wenn ein ganzes Haus sich fortbewege. Hinter demselben fuhrn in langen Reihen Hofpersonen, Minister, hoher Adel u. s. w. Es war deutlich auch von weitem schon zu bemerken, wo die Königliche Familie sich befand; denn je nachdem sie sich näherte, neigten sich immer die Fahnen des Militärs, bey

Jenen sie vorbeifuhr. Dieser Anblick hatte viel Feyerliches,

Vor der Königlichen Familie fährt bey solchen öffentlichen Prachttagen immer der Staatswagen, worin sich niemand befindet, und der bloß oben mit großen nickenden Straußfedern geschmückt ist. Der Kutscher des Staatswagens, so wie der übrigen Wagen, worin die Königliche Familie sich befindet, hat ein besonderes Costüm. Er sitzt mit bloßem Haupt auf dem Bock, und ist so frisirt, als wenn er eine Alongenperücke aufhätte. Die Haare hängen ihm nämlich in lauter kleine Locken gekrümmt bis auf den halben Rücken herunter. Dies macht mit der übrigen bunten Livree einen seltsamen Contrast.

Der Wagen des Königs war mit acht braunen Pferden im goldenen Geschirr bespannt, und oben ebenfalls mit großen weißen Straußfedern geschmückt. Er hatte, so wie die meisten großen Prachtwagen, an jeder Seite drey Fenster, und man bemerkte den König und die Königin sehr deutlich darin. Sie grüßten zu Zei-

ten heraus, und die Königin warf auch einen grüßenden Wink auf unsern Balkon, weil sie die Marchese Berio darauf erkannte. Der König war in seiner weißen militärischen Uniform, und die Königin mit Fächer und einer großen Menge Brillanten geschmückt. Man schätzt den Schmuck, den sie bey solchen Festen trägt, auf eine halbe Million neapolitanische Ducaten. Ich verbürge diese Angabe nicht, und kann durchaus nicht beurtheilen, ob sie höher oder niedriger bestimmt werden muß. Genug die Königin war fast ein Brillant. Hinter dem Wagen des Königs kam der Wagen des Kronprinzen, der für diesmal ohne Gefährten war, denn die Kronprinzessin war seit einem Jahr todt. Dem Anscheine nach wird er das künftige Jahr Gesellschaft haben.

Hinter ihm fuhren die Prinzessinnen, und hinter diesen der Prinz Leopold, dessen Wagen sich durch eine starke Vergoldung von oben bis unten auszeichnete. Er schien aus Platten von massivem Golde gemacht zu seyn. Die größten Frachtwagen aber waren nicht mehr

vorhanden, und der König fuhr in einer neuen Kutsche; jene hatte das Ungeheuer der Revolution mit den unzählbaren andern Dingen zerrißen und verschlungen.

Hinter der Königlichen Familie kam der weibliche Hofstaat, und eine Menge Wagen mit Prinzen, Duca's, Marchesen, und ihren Gattinnen angefüllt, denn diese Titel sind hier nicht so selten.

Man kann denken, daß bey einem solchen Aufzuge alles im höchsten Glanz erscheint, und wenn man ihn innerhalb der Wagen nicht bemerkt, so kann man ihn schon aus der äußern Umgebung schliessen. Eine Menge Läufer und Bediente gehen bey jedem Wagen, und tragen schwer an den goldenen oder silbernen Schabracken, die man ihnen aufgelegt hat. Denn hier sucht man sich der Bedienten weit mehr als an andern Orten zu bedienen, sich einen gewissen Glanz zu geben.

Das Costüm der Hofdamen war seltsam. Sie waren in großen Reifstöcken, die kaum Platz im Wagen hatten, und ihre Kleider waren aus

einem Zeuge von einem schmutzigen, braungelben Roth mit goldenen Blumen. Ich weiß nicht, ob man Unrecht hätte, es für eine Art weiblicher Livree an Gallatagen zu halten.

Was aber besonders bey dem Zuge in die Augen fiel, waren die schönen Pferde. Wer ein Liebhaber von diesen Thieren ist, dem würde das Fest Piedegrotte schon um ihrentwillen sehr feierlich seyn. Die neapolitanischen Pferde zeichnen sich vorzüglich durch etwas aus: durch lange und starke Mähnen.

Auch bey Menschen hält man ein schönes, dickes Haupthaar für eine Zierde; aber bey Pferden, deren Haupt unbedeckt und in seiner vollen Natur ist, wird diese Zierde noch weit merkbarer. Die Mähnen hängen hier nicht, wie bey uns, an einer Seite, sondern sie sind in der Mitte abgetheilt, und fließen an beyden Seiten des Halses, so daß der Kopf des Pferdes, wie ein Menschenhaupt, aus einem wallenden Schatten von Haaren hervorsieht. Dies gibt ihm ein außerordentliches Feuer und eine große Schönheit. Vor allen andern zeichneten sich

hierin die Pferde des Kronprinzen aus; ich hatte vorher keinen Begriff von so langen und starken Mahnen gehabt, und glaube, seitdem ich sie gesehen habe, daß darin die größte Schönheit eines Pferdes bestehe. Man könnte dies Fest nicht mit Unrecht das Fest der schönen Pferde nennen.

Fragt man, worin es sonst bestehe, so ist die Antwort sehr kurz. Der König fährt in der oben beschriebenen Procession nach der kleinen Kirche Piedegrotte, unweit des Pausilipp, um dem dortigen Marienbilde seine Verehrung zu beweisen, hört dort eine Musik, empfängt einen Blumenstrauß von einem Priester, und kehrt sodann in der nämlichen Ordnung langsam nach seinen Pallast zurück. Dies ist die ganze Feierlichkeit.

Die Entfernung von dem Königlichen Pallaste bis zu diesem Ende der Stadt mag eine starke Viertelmeile betragen, und weil der Zug sehr langsam geht, so währt er beinahe eine Stunde. In der Kirche verweilt der Hof ungefähr eine halbe Stunde, und in dritthalb

Stunden also ist dies weltberühmte Fest ge-
endigt.

Die sitzende Jungfrau.

Um den Anfängern in der Geographie die Ge-
stalt von Europa besser einzuprägen, hat man
es eine sitzende Jungfrau genannt. Es ist
wahr, daß einige Einbildungskraft dazu gehört,
das Königreich Großbritannien als den rechten
Arm, Portugal als die Fontange, und Italien,
das ganz wie ein Bein aussieht, als den linken
Arm zu betrachten. Indessen gehen dergleichen
Sünden am Himmel so wie auf der Erde vor,
und wer kann im Thierkreise einen Löwen, ei-
nen Wassermann, eine Wage, einen Scorpion
entdecken?

Da also in solchen Vergleichen, die dem
Gedächtniß zu Hülfe kommen, eine gewisse
poetische Freiheit herrscht, so sey es auch mir

erlaubt,

erlaubt, eine zu machen. Wenn Europa eine sitzende Jungfrau im Profil ist, so kann man Neapel samt seiner Umgebung mit weit größerm Recht eine sitzende Jungfrau *en face* nennen, und diejenigen, welche diese Stadt gesehen haben, werden mit mir übereinstimmen, daß sie, aus dem Meer, oder nur vom Thurm des Molo betrachtet, Aehnlichkeit damit hat.

St. Elmo, das hoch und prächtig über das Ganze hervorragt, ist das Haupt, das Kloster die schöne königliche Stirnbinde, und das Kastell der Kopfschmuck, oder die Mauerkrone derselben. Der Vommero ist die rechte und Capo di Monte die linke Schulter; der Körper und der Schoofs wird von der großen Häusermasse, die am Berge und unten am Golf liegen, gebildet. Der Golf selber mit seinen wogenden Fluten stellt den weiten Rock dar, und die Insel Capri bildet die Füße. Die beiden Arme gibt der Pausilipp und das Cap Minervae. Da diese letzten unthätig ausgestreckt daliegen, so ist auch in moralischer Hinsicht einige Aehnlichkeit vorhanden. Kurz, die Stadt, die einst

Parthenope hieß, hat in spätern Zeiten diesen Namen verloren, aber die Gestalt einer Jungfrau in der Wirklichkeit angenommen.

Das
Blut des heiligen Januarius
am 19ten September 1802.

Das Flüssigwerden dieses berühmten Blutes ist schon sehr oft beschrieben worden, aber noch nie vom 19ten Septbr. 1802. Da wahrscheinlich auch kein anderer diese Mühe übernehmen wird, so sey mir erlaubt, es zu thun, und meinen Landsleuten zu erzählen, was an diesem Tage in der Kirche des heiligen Januarius zu Neapel vorgegangen ist.

Diese Kirche, die eigentlich in dem Abgrunde von Neapel liegt, mögte wohl eine halbe deutsche Meile von meiner Wohnung in

Khlaja entfernt seyn; dessen ungeachtet verfügte ich mich den 19ten Septbr. dahin, um das Blut des heiligen Januarius, das zu Puzzolo vergossen wurde, fließen zu sehen. Welcher Fremde in Neapel ist nicht neugierig auf diese Verwandlung? Welcher Sterbliche wünscht nicht, ein Wunder zu sehen? Man würde ja gern hundert Meilen zu Fuß danach reisen.

Als ich mich der Kirche näherte, fand ich einige hölzerne Triumphbogen mit Papier beklebt in den engen Straßen, und den Apparat zu einem Feuerwerk; wie man denn hier immer den Heiligen Pulverdampf und Feuerfunken zum Opfer bringt. Auf den Triumphbögen stand der heilige Januarius, auch etwas hölzern.

Ich eilte zur Kirche. Ehe man zu derselben kommt, sieht man auf dem kleinen Platz vor ihr einen hohen Obelisk, auf welchem oben der heilige Januar von Bronze steht. Um ihn zu sehen, muß man den Kopf weit hinterwärts biegen, und wer ein kurzes Gesicht hat, sieht ihn auch denn nicht. Kann man einer Bildsäule ein unpassenderes Piedestal geben? Aber

vielleicht ist sie so schlecht, daß ihre Fehler durch die Höhe, worauf sie steht, bedeckt werden. Dies ist ja gewöhnlich bey großen Herren der Fall!

Als ich in die Kirche hineintrat, fand ich sie halb mit Menschen angefüllt. Der dickste Haufe stand in einem Oval um den mittlern Theil desselben, den man mit einer Gallerie umgeben hatte. Auf dem Altar im Hintergrunde brannten einige Lichter, und an der linken Seite stand auf demselben ein kleines Gestell, wie zu einer Monstranz, vor welchem auch ein Paar Lichter brannten. Bald erfuhr ich, daß hierin das heilige Blut sich befunde.

Ich war mindestens funfzig Schritt von dem Altar entfernt; dessen ungeachtet bemerkte ich oben in dem Gestell eine runde Kapsel, die viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne hatte. Es verdroß mich, daß man eine Sache, von der man das Wunderbare so gewiß in Händen hat, dem Auge so weit entzog. Neben dem Altar stand ein Priester mit einigen Chorknaben, und einem Abgeordneten vom König, der

die Nachricht sogleich überbringen muß, wenn das Wunder geschehen ist. Der Priester trat zu Zeiten an die Kapsel heran und leuchtete mit einem Licht daran herum, um zu sehen, ob das Blut noch nicht fließen wolle. Zu Zeiten traten auch einige Personen in den Kreis hinein, und knieten am Altar nieder; der Priester zeigte ihnen sodann die Kapsel, drehte sie vor ihren Augen herum, indem ein anderer ein Licht dahinter hielt, um das Glas durchsichtiger zu machen, und ließ sie sodann dieselben küssen.

Uebrigens bemerkte man in einiger Entfernung vom Altar ein kleines Gerüst an einem Pfeiler, auf welchem einige Sitze standen, und an einem derselben las man den Namen des Cardinal Ruffo. Es dauerte nicht lange, so erschienen Chorknaben und Priester, und *Canonici mirati* *), und Bedienten mit einer reichen Livree, und das Crucifix und viele andere vornehme Geistliche, die in dem Kreise Platz nah-

*) Geistliche, die eine Bischofsmütze tragen.

men. Alles dies hatte nichts anders zu bedeuten, als dafs der Kardinal Ruffo, der vor kurzem noch päpstlicher Nuntius in Wien war, jetzt aber Erzbischof geworden ist, die Messe lesen sollte. Dies geschah denn auch mit vieler Feierlichkeit und Pracht.

Wenn man eine solche Messe sieht, so könnte man auf die Gedanken gerathen, alle die Ceremonien und Pantomimen geschähen nicht zur Ehre Gottes oder Christi, sondern zur Ehre des Messelesenden. Die vielen dienenden Priester, die er um sich hat, die Ehrfurcht, die ihm bezeugt wird, die prächtigen Gewänder, die Veränderung derselben, das Bedecken bald mit einer weissen, bald mit einer gelben Bischofsmütze u. s. w., alles dies stellt den Messelesenden in einem so stolzen Lichte dar, dafs er die grösste Unähnlichkeit mit dem demüthigen und sanften Christus hat,

Während der Messe sangen einige Castraten von der Orgel, und ihre holden Stimmen würden auch in der Entfernung Vergnügen gemacht haben, wenn nicht der Directeur der

Musik sie immer mit einem heftigen Tactschlagen unterbrochen hätte. Gleich dem Ton der dumpfen Trommel in der türkischen Musik schallte dies immer dazwischen, und vernichtete den ganzen Eindruck der Musik. Ueberhaupt haben die meisten Musicdirecteurs hier die Unvernunft, denn man kann es unmöglich gelinder benennen, den Tact so schallend zu schlagen, daß man ihn zum mindesten so weit hört als die Musik. Sie fühlen nicht, daß man weit lieber ein wenig Tactlosigkeit erträgt, als ein solches fortdauerndes Hammern, und es scheint, als wollten sie sich dadurch der ganzen Versammlung als dirigirende Personen ankündigen.

Während der Messe liefs man das Blut des heiligen Januarius ganz aus der Acht, und es schien, als wenn es gar nicht da wäre. Endlich, nachdem sie geendigt war, und der Erzbischof sich hinwegbegeben hatte, nahm der Priester die Kapsel vom Altar, und trug sie in dem Kreise herum. Ich hatte dies längst gewünscht und war sehr begierig, die Sache in der Nähe

zu sehen. Der Priester drehte die Kapsel immer vor einem Theil der Versammlung herum, indem jemand das Licht dahinter hielt; sodann liefs er sie jeden küssen, legte sie ihm auf die Stirn, und liefs sie ihn wieder küssen. Dasselbe geschah in dem ganzen Kreise. Endlich näherte er sich dem Ort, wo ich stand, und ich hatte nun die erwünschte Gelegenheit, eine sehr berühmte und oft erwähnte Sache ganz in der Nähe zu beobachten. Was sah ich? Nichts als eine Kapsel, welche, wie gesagt, die grösste Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne, auch hinten und vorne ein Glas hatte. In derselben entdeckte ich zwey kleine Flaschen, etwa wie Riechfläschchen, wovon eines gröfser war, als das andere. Das gröfsere war undurchsichtig, und es liefs sich nichts darin bemerken; in dem kleinern sah man einige kleine schwarzbraune Stückchen, die, je nachdem er die Kapsel umdrehte, hin und her helen. Das Wunder nemlich war noch nicht geschehen, und das Blut noch geronnen. Einige alte Weiber, welche dies bemerkten, fingen an zu heu-

len und zu weinen, als wenn ein großes Unglück über sie verhängt wäre.

Addison sagt irgendwo, das Lachen sey mit einer Art Stolz verknüpft, weil man gewöhnlich nur über das lacht, was man unter sich hält, oder was uns auf irgend eine Art als niedrig erscheint. Ich wünschte, daß er Unrecht hätte, denn das Lachen ist eine zu angenehme Sache, als daß man gerne den Begriff des Stolzes damit verbände. Eher mögte ich ihn mit einigen Arten des Weinens verbinden, und besonders mit dem obengedachten. Was geht es die alten Weiber an, wenn das Blut des heiligen Januarius nicht fließen will? Sie müssen sich etwa sehr wichtig vorkommen, wenn sie ein Unglück beweinen, das über die Stadt kommen könnte. Aber wenn dies auch geschieht, so sind sie gewiß die letzten, die darunter leiden; sie haben nichts zu verlieren, als einen Spinnrocken, etwas altes Geschirr, und ein Bißchen Leben. Aber sie heulten und weinten, und glaubten wahrscheinlich dadurch Theil an der Wohlfahrt des Staats zu nehmen.

Männer habe ich nicht weinen sehen. Einer, mit dem ich redete, bediente sich des Ausdrucks: das Wunder würde geschehen, *quando placera a Dio*, (wenn es Gott gefallen wird).

Es gefiel für jetzt dem lieben Gott nicht, und die Paar kleinen Stückchen fielen in dem Fläschchen immer hin und her. Der Priester war jetzt an der Stelle, wo ich stand; aber zumeiner Verwunderung reichte er mir die Kapsel nicht zum Küssen, sondern vermied dies, wie es mir schien, absichtlich. Vielleicht hatte ich irgend einen satyrischen oder ketzerischen Zug nicht aus meinem Gesicht tilgen können, oder der Priester mußte sonst bey mir eine feine Witterung von Unglauben an dies Wunder haben. Kurz, ich bekam die Kapsel nicht zu küssen, ob ich gleich den Mund schon dazu gespitst hatte. Ohne darüber untröstlich zu seyn, fiel mir die Sache doch etwas auf, und ich hätte gern untersucht, woher dies kam?

Nicht lange darauf bemerkte ich einige feingekleidete Leute, die in den Kreis bineintraten, niederknieten, und zum Kufs gelangten. Ich

gesellte mich zu ihnen, kniete auch nieder, und nun hatte ich das Glück die Kapsel zu küssen, worin das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt wird, sie an meine Stirne gelegt zu fühlen, und sie sodann wieder zu küssen. Es schien, als sollte ich mein Verlangen nach dem Kufs erst recht sichtbar zu erkennen geben, ehe ich dieses Glücks theilhaftig würde.

Beneiden mich vielleicht einige meiner Landsleute, daß ich die berühmte Kapsel geküßt habe, so kann ich ihnen zum Trost sagen, daß es weit angenehmer ist, einen schönen Mund, oder eine schöne Wange zu küssen, als diese kleine Stocklaterne, und ich rathe ihnen, wenn sie eine Gattin, eine Geliebte, oder einen redlichen Freund haben, diesen den Kufs zu geben.

Dem Priester, der bis jetzt die Kapsel getragen hatte, mochte der Arm von dem vielen Umdrehen müde geworden seyn, und er gab sie einem andern. Ich stellte mich nun noch einmal in die Reihe derer, die noch nicht zum Kusse gelangt waren, um zu sehen, ob auch

dieser die Witterung von einem Ungläubigen hatte. Und siehe, auch dieser ging bey mir vorbey, und versagte mir auf diese Art den andächtigen Kufs. Indefs war ich jetzt noch leichter getrostet, da ich ihn einmal weg hatte. Uebrigens weiß ich diese Zurücksetzung nicht zu erklären; denn ich bin nicht stolz genug, anzunehmen, daß der heilige Januarius, der heute schon ein Wunder zu thun hatte, noch ein zweytes gethan, und den Priestern ins Ohr geraunt hätte, daß ich ein Lutheraner sey. Dies ist auch deshalb um so unwahrscheinlicher, da der Heilige, wie man nachher sehen wird, es gar nicht übel genommen hat, daß ich seine Kapsel geküßt habe.

Es wäre hier noch zu untersuchen, zu welcher Gattung man diesen Kufs eigentlich zu rechnen hat. Ein Dichter, mir dünkt Lessing, nennt eine Menge Küsse, um den süßesten davon herauszusuchen, nemlich den, welchen man einem Vater, einer Schwester, einem Freund, einer Geliebten gibt; aber er nennt keinen darunter, den eine Stocklaterne bekommt. Ich

bin geneigt, ihn unter die Gattung der heiligen Küsse zu rechnen, deren es in Italien eine große Menge gibt, und wozu auch diejenigen gehören, wodurch man dem Apostel Petrus in der Peterskirche in Rom beynahe den einen Fuß abgeküßt hat. Sollte man diese allgemeine Erklärung nicht befriedigend genug finden, so bin ich nicht ungehalten darüber, da ich noch nicht tief in diese Materie eingedrungen bin, und überlasse die nähere Untersuchung vielmehr dem Verfasser, der ein ganzes Buch über den Kufs geschrieben hat.

Als die heilige Kapsel den ganzen Zirkel gemacht hatte, und einige tausendmal geküßt worden war, verlor sich das Volk allmählig, und der Priester trug sie auf den Altar zurück. Es war Mittag, und nur ungefehr hundert Menschen befanden sich noch in der Kirche. Es war also kein Anschein da, daß das Blut jetzt flüssig werden würde, und ich entfernte mich ebenfalls; freilich, ohne das Wunder gesehen zu haben, aber doch in der Lage, es mir sehr leicht denken zu können.

Auch war ich hierüber um so weniger betroffen, da ich das Wunder im Grunde schon einmal gesehen hatte, nicht in Neapel, sondern in Göttingen. Auch verrichtete es dort nicht der heilige Januarius, sondern der Hofrath Lichtenberg, in dem Collegio über die Experimentalphysik. Dieser hatte nemlich eine kleine Flasche mit geronnenem Blute, das nach einigem Erwärmen in der Hand, und nach einigem Hin- und Herbewegen flüssig wurde; auch war das Recept zu bekommen, um es in der Apotheke machen zu lassen.

Ich hoffe nicht, daß die rechtgläubigen Katholiken sich hierdurch werden irre machen lassen; sie brauchen sich bloß zu erinnern, daß die Wunder Mosis auch durch ägyptische Zauberer nachgemacht wurden, um sich hierüber völlig zu beruhigen. Und so wie diese Zauberer nicht alles dem Mosis nachmachen konnten, so ist es auch hier; denn ich glaube, daß Lichtenberg auf keine Weise seine Zuhörer dahin hatte bringen können, seine Flasche zu küssen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags erscholl endlich der Kanonendonner von St. Elmo, und verkündigte, daß das Wunder geschehen, und das Blut flüssig geworden sey. Ich schloß daraus, der Heilige sey auf keine Weise unwillig darüber, daß ein Ketzzer seine Kapel geküßt habe; ja, ich mögte die Vermuthung wagen, auch die Nähe eines Ketzers würde das Wunder nicht verhindern, wie man in Neapel sich einbildet, und auch einigemal öffentlich gezeigt hat. Ich glaube vielmehr, der Heilige habe, unter seinen übrigen Tugenden, auch die schöne Tugend der Duldung besessen, und mögte sie hierdurch allen seinen Verehrern dringend empfehlen. Sie werden sich dadurch weit mehr als wahre Christen zeigen, wie durch alle heilige Küsse und heilige Ceremonien.

Uebrigens hat der heilige Januarius seit einiger Zeit etwas an seinem Ruf gelitten, und sogar das Schicksal gehabt, das in unserer Zeit so viele Menschen haben: sich den Namen eines Jacobiners zuzuziehen. Als nemlich die Franzosen hier waren, und die Republik, die

sich als keine sonderliche Froundin der Heiligen ankündigte, gestiftet hatten, wurde sein Blut flüssig, wie gewöhnlich. Was konnte man anders daraus schliessen, als dafs der heilige Januarius ein Jacobiner sey? Kurz, er hat einen Stols bekommen, und der heilige Antonius scheint an seine Stelle treten zu wollen, welches mir gar nicht auffallend scheint. Da wir in einem Zeitraum leben, worin man Könige absetzt und macht, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch einen Heiligen absetzen, und einen andern an seine Stelle erheben soll. Wer ihm das Recht gibt, ein Heiliger zu seyn, der, denke ich, kann es ihm auch wieder nehmen.

Genug für heute. Sollte diese Absetzung wirklich zu Stande kommen, so werde ich nicht unterlassen, es meinem Vaterlande bekannt zu machen. Auch werde ich ausserdem Gelegenheit finden, noch einmal zu diesem Heiligen zurückzukehren, welches um so mehr meine Pflicht ist, da ich jetzt unter seinem Schutze lebe, und mich seiner Gnade nicht genug empfehlen kann.

Der Tempel des Priap bey Neapel.

Da, wo schauerlich sich der Mund des Pausilippus
aufthut,

Und ein unabsehbares Thor vor Farchenope bildet;

Da, wo die Kirche der Mutter Gottes am Fuße des Ber-
ges steht,

Und der Könige Hof alljährlich in Herrlichkeit glänzt,

Dort war einst dem frechen Priap ein Tempel erbauet.

Wenn zur Erde die Nacht mit schwarzem Flügel herab-
sank,

Sammelten sich an seinem Altar der Jungfrauen Scharen,

Und es nahete sich ihnen der Mann und der feurige
Jüngling.

Unterdess zwischen Gestirnen am Himmel die Kentaure
Elana

Wandelte, sammt den auf Erden des Priaps unkensche
Opfer,

Und in des Tempels mächtlichen Hallen verblühte die
Unschuld.

Ein Jahrtausend war lange zur Ewigkeit eingegangen,
Als hininkende Trümmer noch laut die Thaten erzählten,
Welche vordem allhier der Heiden Söhne begingen.

Aber Parthenop's Söhne, die frommen Christen,
begannen,
Heiligen Eifers voll, des Frevels Gedächtniß zu tilgen.
Schnell verschwand von der Erde die Spur des unheil-
ligen Tempels,
Und es erhob die bescheidene Stirn ein Tempel der
Jungfrau,
Wo sich der Christen heilige Schaar im stillen Gebeten
Heiß ergoß, und die Grusel der blinden Heiden ver-
söhnte.
Also geschah es, und heilig ist jetzt der unheilige Tempel.

Dech es erhebt der spottenden Schaar die tönende
Stimme
Ob des Eifers der Christen, und ihres heiligen Banes.
Seitdem, also erzählten sie laut, aus seinem Bezirke
Gott Priapus vertrieben sich ab, begann der Verruchte
Freudlich einzuziehen in die frommen Häuser der Christen,
Und sie mit frevelnder Lust zu seinem Tempel zu bilden.
In dem Schooße der Jungfrau Neapel ist ihm kein Palast,
Ist kein Haus, o wohl! noch keine Hütte zu finden,
Wo der Lurche nicht seinen Altar, nicht seine Verehrer

Sich erah, und der einst am Fuße des Pausilippus
— herrschte,
Ist anizzo zum Herrscher am weiten Golfe geworden.

O erbauet, ihr Christen, von neuem den
Tempel des Priap, daß er aus euren Häusern
entflieh, und das seine bewohne!

Die Villa reale.

Dieser Spaziergang, welcher der einzige in
Neapel ist, wurde vor etwas mehr als zwanzig
Jahren angelegt. Er liegt in der Vorstadt Chia-
ja längs dem Meer, so daß auf der einen Sei-
te demselben die Straße, auf der andern das
Meer ist. Er läuft von Morgen gegen Abend,
also in gerader Richtung gegen den Pausilipp;
doch ist er von demselben noch über tausend
Schritte entfernt.

Ich will diesen Spaziergang in dem fernen
Süden Europa's, der in mehreren Stücken et-

was merkwürdiges hat, meinen Lesern anschaulich zu beschreiben suchen, um ihn ihrem Urtheil zu unterwerfen, und nur zuletzt als Augenzeuge das meinige hinzufügen.

Die Villa ist ein ebener langlicht viereckiger Platz am Ufer des Meers, der über 700 Schritte in der Länge, und 76 in der Breite enthält. Er ist an den drey Landseiten mit einem eisernen Gitter umgeben, an der Meerseite aber mit einer niedrigen Mauer, und hat zwey Eingänge, den einen gegen Morgen, den andern gegen Abend. Vor beiden stehen Schildwachen.

Die Hauptanlage des Spazierganges besteht in zwey verdeckten Laubengängen, die parallel mit einander die ganze Länge der Villa hinunterlaufen, und nur in der Mitte unterbrochen sind. Unter diesen, und neben denselben hat man Schatten. Zwischen ihnen ist ein breiter leerer ganz ebener und offener Weg in der ganzen Länge der Villa. An beiden Seiten aber, nach dem Meer, und nach der StraÙe zu, sind kleine Zierathen angebracht. Am Meer sind

viereckigte Rasenflecke, und nach der Straße zu kleine Beete mit Buchsbaum eingefast, von verschiedenen Formen und Krümmungen. An denselben stehen kleine Citronenbäume, und Büsche, die in gewissen Jahreszeiten Blumen tragen. Außerdem sind an beiden Seiten der Laubengänge kleine runde Wasserbehälter mit einer kleinen Fontaine in der Mitte.

Das bey weitem Merkwürdigste in der Villa sind die Kunstwerke. Ungefähr in der Mitte derselben steht der berühmte Toro, oder die größte Marmorgruppe aus dem Alterthume. Sie besteht aus zwey männlichen und zwey weiblichen Figuren, mit dem Stier in der Mitte, alles etwas mehr als Lebensgröße. Außerdem sieht man viele kleinere Figuren von Menschen und Thieren daran. Von dem Werth dieser Gruppe werde ich in dem Abschnitt: Mahlerei und Bildhauerkunst in Neapel reden.

Die Gruppe steht auf einem viereckigten Piedestal, und zwar in einem großen runden Wasserbecken von Marmor. Unten an dem Pie-

destal sind natürliche Felsstücke angebracht, aus welchen Wasser in dünnen Strahlen springt.

Dies Wasser sammelt sich um die Gruppe her, so daß dieselbe auf einer Insel steht, und es hat seine verhorgenen nicht immer sichtbarer Schönheiten. In demselben nämlich sind eine Menge kleine Fische von den schönsten Farben. Kaum entdeckt man an den gefiederten Bewohnern der Luft so schöne Farben, als an diesen kleinen Söhnen des Meers. Einige glänzen wie das feinste Gold, andere wie Silber; dieser ist purpurfarben, jener violet, dieser hat einen schwarzen Kopf mit rothem Rücken, jener umgekehrt, dieser ist grünlicht, jener bunt gesprenkelt; kurz, man kann nicht leicht etwas schöneres sehen, als diese kleinen Fischchen. Auch haben sie fast eben so viele Bewunderer als die Gruppe, um welche sie schwimmen, und werden häufig von den Spaziergängern gefüttert.

Am Anfange der Villa, wenn man von der Seite der Stadt kommt, stehen noch zwey antike Statuen, nämlich ein Commodus mit einem

totten Knaben, den er sich über den Rücken geschlagen hat, und ein Fechter; am andern Ende aber sind zwey leere Piedestale, welche noch ihre Bildsäulen erwarten. Außerdem ist am Eingange der Villa zur Rechten ein Kaffeehaus mit einigen Billards, zur Linken ein Wachhaus.

Dies ist das Locale und Innere dieses Spazierganges. Da er der einzige in Neapel ist, und man davon, so viel ich weiß, noch keine Zeichnung hat, so lasse ich einen Grundriß nach einer genauen Ausmessung davon abdrucken, und ich glaube, man wird einen sehr anschaulichen Begriff dadurch erhalten. Hier ist die Erklärung des Grundrisses:

aa ist die niedrige Mauer nach dem Meere zu,

abca ist das eiserne Gitter an den andern drey Seiten.

dd sind die verdeckten Laubgänge.

ee sind die Beete mit Zierathen von Buchsbaum, welche die ganze Villa hinunterlaufen.



ff sind die länglichten Rasenfloeken nach dem Meer zu, die man sich ebenfalls der ganzen Länge nach denken muß.

gg sind die kleinen Springbrunnen nach der Form des Gegitters um sie.

h ist die Marmorgruppe; der Toro. Am Anfange der Laubengänge sieht man zwey kleine Vierecke, auf denen der Commodus und der Fochter stehen.

ii sind das Kaffeehaus und Wachhaus.

Man denke sich diesen Grundriß in der gehörigen Größe nach dem verjüngten Maßstabe, und man hat ein treues Bild von der Villa. Der Platz von der Mauer am Meer, bis zum Laubengange ist 16 Schritt breit, die Laubengänge selbst sind 8, und der Platz zwischen ihnen 23 Schritt breit. Uebrigens findet man 144 steinerne Bänke zwischen den Bäumen, welche die verdeckten Gänge bilden, und die ganze niedrige Mauer am Meer hat einen Absatz, auf welchem man bequem sitzen kann.

So ist die oftgenannte Villa beschaffen, und dies ist alles Wesentliche, was man darin ent-

deckt. Aber obwohl ich glaube, sie genau beschrieben zu haben, so würden meine Leser doch durch ein einziges Anschauen derselben einen weit deutlicheren Begriff davon bekommen. Ich füge also noch eine kleine Kritik hinzu, die hier beinahe unumgänglich nöthig ist. Ueberhaupt halte ich es für die Pflicht des Schriftstellers, der in einem fremden Lande lebt, alles, was ihm lobenswürdig oder tadelnswerth erscheint, ans Licht zu bringen, um dadurch das zu Vermeidende und das Nachzunehmende für sein Vaterland aufzustellen.

Bey einem prüfenden Ueberblick der Villa, und bey einer forschenden Untersuchung ihrer Einrichtung ist es fast unmöglich, nicht neben dem Vorzüglichen eine Menge Fehler und Zweckwidrigkeiten darin zu entdecken.

Dieser Ort ist zu einem öffentlichen Spaziergang in einem heißen Klima bestimmt; was ist also das erste, das man darin erwarten könnte? Ich dachte, hohe, schattigte Bäume mit weitverbreiteten Zweigen, unter denen man Kühle finde, und deren Dauer mehrere Gene-

rationen erfreuen könnte. Aber was entdeckt man dagegen? Zwey Laubengänge von sehr unansehnlichen Pappeln und Weinstöcken, die unter der Scheere müssen gehalten werden, die einer fast ununterbrochenen Wartung bedürfen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, und die dessen ungeachtet höchst vergänglich sind. Ich brauche nur einige Winke darüber zu geben, um dies unverkennbar zu machen.

An den Seiten der Laubengänge sind hölzernes Gitter, bey weitem keine zwey Finger dick, über welche das Laubwerk rankt; um die Wölbung aber hervorzubringen, bedient man sich ganz schwacher Tonnenreifen, die man an Latten nagelt, und die dann auch, wie man leicht errathen kann, in kurzer Zeit wieder abspringen, und die Zweige der Laube in den Gang herunterhängen lassen. Dann nagelt man sie wieder an, und immer wieder, und hat viele tausend Reifen nöthig, und eine Menge Arbeiter und Gerüste. Hat man je etwas ähnliches in einem öffentlichen Spaziergange gesehen?

In einem kleinen französischen Garten sieht man wohl sonst einen verdeckten Gang angebracht, der wenig Schritte lang ist, und den ein Gärtner in acht Tagen zur Noth wieder im Stand setzt; aber Laubengänge, 700 Schritte lang — welche Ungeheuer, und welche Reparaturen! Die Unterhaltung der Villa kostet jährlich mehr, als sie, die Kunstwerke ausgenommen, im Ganzen werth ist.

Und wozu diese ängstlichen Laubengänge, wenn das Klima durchaus einen schattigten Wald fodert? Es ist wahr, daß diese Laubengänge unten offen sind, und daß die Seiten aus vielen Bogen bestehen, zwischen denen man eine freie Aussicht hat, aber an Kühlung darin ist nicht zu denken. Und was ist in Neapel nothwendiger als Kühlung? Schöne Aussichten hat man überall.

Man kann vielleicht manches auf diesen Tadel antworten. Es wachsen nicht alle Bäume am Meer, kann man sagen, und man mußte die wählen, die hier fortkommen. Das wäre ein starker Einwurf, und würde einen großen Theil

der Kritik ungütig machen. Ich bin kein Gärtner und kein Forstbeamter, und weiß nicht, welche Bäume am Meer wachsen, und welche nicht; aber ich habe dennoch etwas zu antworten. Nicht weit von der Villa ist der Garten des Kronprinzen dicht am Meer. In diesem sieht man einige hohe dickbelaubte Acacien, und mehrere andere hohe Bäume, die einen starken Schatten geben. Sollten also keine Linden, oder wilde Kastanienbäume u. s. w. am Meere wachsen, wie aber noch erst zu untersuchen ist, so gibt es doch viele andere Arten, die gut an demselben fortkommen. Warum wählte man doch Weinstöcke, die so viel Wartung gebrauchen, die in Italien so äußerst alltäglich sind, und wovon man die Trauben nicht einmal gebrauchen kann, weil sie inwendig im Schatten hängen? Wenn aber Pappeln dastehen sollten, warum überließ man sie nicht der Natur, und verbrannte sie durch die Scheere? Jetzt sind es bloße Krüppel.

Vielleicht sagt man, es dürfte nicht zu viel Schatten angebracht werden, weil die Villa

auch ein Spaziergang im Winter seyn sollte, und dicke Bäume zu viel Feuchtigkeit unterhalten würden. — Aber die Villa ist 7 bis 800 Schritte lang, und man konnte sehr leicht die eine Hälfte sonniger lassen, unterdeß die andere Kühlung gab. Auch könnte man Sonnenschein genug genießen, wäre der mittlere Weg zwischen den Laubengängen frei geblieben, und hatte man an beiden Seiten nur gehörige Bäume angebracht.

Uebrigens sind die Laubengänge jetzt *) in sehr schlechtem Zustande, und es hängen gleichsam die Fetzen von ihnen herunter. An einem Orte hat man das heruntersinkende Gewölbe durch zweitausend Tonnenseifen wieder in die Höhe gedrängt, aber an andern droht es, sich auf das Haupt der Lustwandler herabzulassen. An Ausbessern hat es nicht gefehlt. Man hat diesen Sommer viel daran gearbeitet, oder vielmehr geliebt.

*) Im October 1866.

Indem ich dieses schreibe, habe ich bemerkt, daß man die eisernen Stäbe zählt, welche das Gitter um die Villa ausmachen; vielleicht steht ihr eine Veränderung bevor. Aber man sollte lieber sein Augenmerk auf die verküppelten Bäume richten.

Was die 22 Buchsbaumbeete, die auf der einen, und die 22 Rasenflecke, die auf der andern Seite liegen, betrifft, so, glaube ich, kann man sie mit eben dem Recht antasten, wie die verdeckten Gänge, wo nicht mit mehrern. Wozu soll beides eigentlich dienen? — Zu Zierathen — Gut! Aber sind Beste, mit Buchsbaum eingefast, die kleine Kränzchen, Ovale, Schneckenlinien u. s. w. bilden, eine Zierath für einen öffentlichen Spaziergang? Sind Rasenflecke mit kleinen Wegen darzwischen, die einen halben Fuß breit sind, passende Gegenstände am Meer? Man scheint einen kleinen Lustgarten am Hause mit einem öffentlichen Spaziergange verwechselt zu haben.

Die Buchsbaumeinfassungen werden übergens im Sommer alle Morgen mit unglaublicher

Muße begossen. Man denke, was es für eine Arbeit sey, Beste, die 20 bis 24 Schritte lang und 8 breit, die dabey ganz mit Schnörkeln von Buchsbaum angefüllt sind, nach allen Krümmungen der Figuren zu begießen. Man hätte viele Straßen, in denen die Menschen den Sommer hindurch vor Staub beinahe erstickt sind, dafür begießen können. Eine ungeheure Mühe wird aufgewandt, um etwas Fehlerhaftes zu verpflegen.

Die Rasenflecke werden nicht begossen; aber sie haben dafür auch im Sommer ein seltsames Ansehen. Bei Rasen denkt man sich etwas grünes; man irrt sich. Bei diesem hier muß man an goldgelb und braun denken. Diese Farbe trägt er sechs Monate hindurch. Das möchte noch hingehen; aber er macht dabei aus einem breiten Spaziergange einen schmalen, so wie die Buchsbaumbeete, und es bleibt nur ein wenig Raum an beiden Seiten übrig.

Es ist wahr, daß auf den Buchsbaumbeeten an allen vier Ecken ein Citronenbaum, und in der Mitte noch ein Strauch mit Blumen steht.

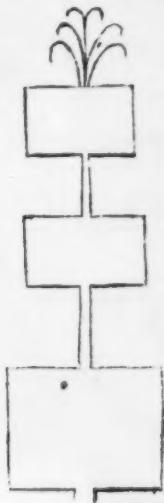
Aber

Aber die Citronenbäume sind etwas höher, wie ein Mann, und kaum kann ein Kind Schatten darunter finden. Ist es möglich, in Neapel Citronenbäume an einem öffentlichen Spaziergange stehen zu lassen, und solche elende Citronenbäume? Dreihundert Schritte davon, gegen den Vommero zu, findet man Gärten, worin dunkle Wälder von Citronenbäumen sind. So etwas will man noch weit mehr an einem öffentlichen Orte.

Fremden, welche die Villa zum erstenmal sehen, erscheint sie wie eine schön angelegte Landstraße, und diese Vorstellung erweckt wirklich der leere Weg zwischen den beiden Alleen lebhaft. Wiener, die an ihren Prater, und Berliner, die an ihren Thiergarten gewohnt sind, müssen ihn freilich sehr kahl finden; aber nicht in Wien und Berlin allein, in jedem Lande in Deutschland sind bessere Spaziergänge, ja in jeder mittleren Stadt, worin ein tüchtiger Polizeibürgermeister ist.

Uebrigens sind noch einige Zierathen in der Villa. In dem eisernen Gitter stehen in

abgemessenen Räumen gemauerte Zwischensätze, und an diesen ranken Bäume in beigefügter Gestalt hinauf. Fragt man mich, was dies für Bäume sind, so weiß ich nichts zu antworten,



als daß sie halb von der Natur, halb von der Scheere gebildet sind. So ganz regelmäfsig und viereckigt, wie sie in dem Abdruck erscheinen, muß man sie sich nicht denken; bis zu dieser Höhe der Vollkommenheit hat man es nicht zu bringen vermocht. Aber an einigen Orten ist sie beinahe erreicht. Man muß von der Zukunft das übrige hoffen.

Fragt man mich, wozu diese Bäume dienen, so weiß ich gar nichts zu antworten. Uebrigens sind es Citronenbäume, die keine Citronen tragen.

Ob man das alles in Deutschland glauben wird, was ich von der Villa gesagt habe? — Es ist schwer zu glauben, aber es ist wahr, und gerade so wahr, wie es erzählt ist, ohne Zusätze, ohne Verunstaltung. Man komme und schaue, oder man frage die, welche seit Anlage der Villa in Naxos gewesen sind; denn ich will es niemandem zumuthen, daß er einige hundert Meilen machen soll, um einen fehlerhaften Spaziergang zu sehen.

Ich weiß nicht, wer ihn angelegt, oder ausgegeben hat, und will es jetzt nicht wissen; ich habe es mit der Sache, und nicht mit der Person zu thun. Von jener aber konnte ich nicht anders schreiben, wenn ich davon schreiben wollte. Ich bin der Freund der Neapolitaner, und wünsche, daß sie die meinigen seyn mögen; aber ich habe eine Freundin, die mir noch mehr am Herzen liegen, und der ich, besonders wenn ich schreibe, alles aufopfern muß. Diese Freundin heißet Wahrheit, und ich werde sie auch in der Zukunft immer vor Augen zu behalten suchen.

Ich betrachte Neapel als ein großes Buch, das ich studire, und sodann beurtheile. Mit Freuden wollte ich recht viel Gutes davon sagen, und ich thue es, so oft ich auf eine schöne Stelle darin stolze, *con amore*. Aber dies Buch hat selten u. s. w. — es hat vielmehr u. s. w. u. s. w. u. s. w. — Kurz, dies Buch ist wie die Bibel, von sehr vielen geschrieben, und gibt Gelegenheit zu scharfen Kritiken. Manche deutsche Recensenten, besonders die un-

bärtigen, würden kein gutes Haar daran lassen, und über das Fehlerhafte das Gute ganz vergessen. Ich werde jenes so schonend wie möglich vorzutragen, und dieses hoch herauszuheben suchen, ich werde das Gute eher verschönern, als das Böse verschlimmern. Aber das letzte ganz zu verschweigen, das werde ich nie über mich vermögen, so lange man mir nicht Gewalt anthut, zumal da ich überzeugt bin, daß man aus einer Kritik mehr lernen kann, als aus einem Lobe. Ich wünschte, daß man in Neapel hineinschaute, *sicquam in speculum*, und daß die deutschen Städte ihr eigenes Portrait mit den Gegenständen um sie her daraus beurtheilen lernten. Dies ist mein Hauptzweck, und ihm muß ich die übrigen Rücksichten unterwerfen.

Obwohl ich auch weiß, daß man weit anziehender und schöner schreiben kann, wenn man alles in einem glänzenden Lichte darstellt, und zu erheben sucht, so wird mich dieser Vortheil doch nie dahin bringen, nur einen kleinen Theil der Wahrheit aufzuopfern; denn was

will nicht wissen, wie die Gegenstände in dem Kopfe eines Schriftstellers, sondern wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Er muß die Sachen nicht ins Idealische zeichnen, er muß sie in den kleinsten Zügen nach der Natur darstellen. Wie viel aber jenes erste gethan haben, besonders von denen, die auf acht oder vierzehn Tage nach Neapel kamen; davon werde ich gelegentlich Beispiele anführen.

Aber zurück zur Villa! Damit man sieht, wie bereitwillig ich bin, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so will ich noch am Ende alles Gute zusammendrängen, das sich davon sagen läßt. Die Lage dieses Spazierganges ist so schön, daß es darin keine Promenade in Rom, Florenz, Wien oder Berlin mit ihm aufnehmen kann. Er hat das Meer dicht neben sich, und in diesem Meer liegt eine Insel, es bewegen sich darauf große und kleine Schiffe; in dies Meer strecken sich zwei große Arme hinein, die einen schönen Golf bilden; der Pausilipp und das Cap Minervae. Von welchem Spaziergange sieht man etwas ähnliches?

Uebrigens ist auch die Landseite schon. Gegen Morgen, fast über die Villa, ragt der Hügel Pizzo Falcone mit seinen hohen Häusern hervor, und in Norden steigt die prächtige Höhe St. Elmo mit ihrer Mauerkrone in die Luft. Wo ist ferner ein Spaziergang in der Welt, der einen Toro aufzuweisen hat? Die größte Marmorgruppe aus dem Alterthum ist nur einmal da, und kann nur einmal da seyn.

Fragt man, wie denn die Villa eigentlich eingerichtet seyn sollte, so ist die Antwort sehr leicht. Man setze, statt der bedeckten Gänge zwei Reihen schattiger Bäume hin, und statt der Buchsbaumbeete und Rasenflecke ebenfalls zwei Reihen, so daß an jeder Seite drei Reihen Bäume sind, man umgebe die Marmorgruppe in der Mitte mit einem Kranz von dicklaubigen Bäumen, und die Villa ist ein angenehmer, natürlicher Spaziergang, in welchem man keine Buchsbaumbeete zu begießen, und keine Puppenfußsteige zwischen Rasenflecken zu reinigen hat.

Wundert sich jemand, daß über einen Ort,
wie die Villa, so viel gesagt ist; so rufe ich
ihm noch einmal zu: dieser Ort ist der einzige
Spaziergang in Neapel.

Die fehlende Röthe.

Männiglich schimmert glänzendes Roth im weiten
Neapel.

Purpurn liebt der Wein in des Pokales Krystal;
Und die schimmernde Traub', und die Wangen der Lieb-
lichen Fürstlich

Winkt zum süßen Genuß rüthlich und lockend heran.
Herrliches Roth verstreuet die Ros', und die Nelk', und
die Blüthe

Sprossender Baum', und der Luft Morgen- und Abend-
gewölk.

Auch der Gesundheit Roth erblickt man auf feurigen
Wangen;

Eine Röthe nur fehlt, ach, die Röthe der Scham.

D i e R e i s e .

Ein großes, ein erhabenes, ein nie genug gekanntes und verehrtes Wesen macht seit Jahrtausenden eine Reise von Süden nach Norden, vom Aequator zum Polarkreis. Was Gutes und Schönes und Edles auf Erden vorhanden ist, begleitet dies Wesen, das einen Kranz der Unsterblichkeit um seine Stirn, in der Rechten eine wehende Rolle mit Flammenschrift, in der Linken eine hell leuchtende Fackel trägt. Zuerst sey das Geleit genannt, in welchem es über den Erdball wandelt. Die Dichtkunst mit begeisterten Blick, mit Lorbeerzweigen im Haar, und in weißem einfachen Gewande beginnt den großen Zug; hinter ihr tanzen in lieblichen Reihen die schönen Künste, und ihre Gestalt, ihr Antlitz trägt das Göttliche in menschlicher

Form, erhebt sich zum Urbild, zur schönen Vereinigung des Vollkommenen. Auf sie folgen in weitverbreiteten Schaaren ernste Gestalten mit Eichenlaube geschmückt. Sie tragen den Griffel der Geschichte, sie tragen Messketten, und die Elemente, sie tragen die Erd- und Himmelskugel, und reichen sich schwisterlich einander die Hände. Es sind die Wissenschaften, und ihre Gewänder haben alle Farben des Himmels und der Erde. Auf sie folgt eine erhabne halbverbüllte Gestalt, mit tiefsinniger Stirn und denkendem Antlitz, die mit scharfem Auge das Ganze überschaut, und die Gesetze desselben grubelnd abwägt. Es ist die Weltweisheit, und sie schließt die wandelnde Schaar.

Mitten in diesem schonen Zuge geht jenes Wesen, über alles erhaben, alles umfassend. Zur Rechten wird es von der Religion unterstützt, die ihr Antlitz gen Himmel richtet, zur Linken lehnt es sich auf einen ruhigen Alten, der einen Pflugschaar trägt. Es schreitet langsam aber unaufhörlich; unter seinem Schritt sprossen alle Herrlichkeiten der Erde hervor,

und versinken wieder, wenn es vorüber gegangen ist. Es durchzieht die Theile der Erde, aber in Jahrtausenden.

Wer nennt dieses Wesen? Wem sich das große Buch der Weltgeschichte aufthat, wer mit forschendem Blick die aufblühenden und hinsinkenden Nationen der Erde überschaute, dem hat es sich nun schon selber genannt: es ist die Cultur der Menschheit.

Wird es Licht in deiner Seele, theurer Leser im Norden? Ja, dies Wesen macht eine erhabne Reise von Mittag gegen Mitternacht, und überall, wo es weilte, läßt es Spuren auf Jahrtausende zurück.

Im grauen Alterthum, als die Menschen Menschen zu werden begannen, ging es an den Ufern des Euphrat hervor, und strebte zuerst mit dem Thurm Babylons gen Himmel. Es schaute von den Ebenen Babylons zu den Sternen, und umfasste mit scharfem Blick ihren Lauf. Es erbaute die Stadt mit hundert Thoren, und zog die Riesenmauer, dies Wunder der Vorwelt, um sie her.

Von Babylon und Assur zog es hinab in das Thal am Nilus, und beschrieb mit seinem Finger die ewigen Pyramiden. Es meißelte aus Felsen die Gigantenschaar der Obeliskcn, die bis zum Abend des Weltgerichts das Staunen der Nationen seyn werden, und bildete das Labyrinth in Thebis. Es hauchte dem ernsten Moses seine Weisheit ein, es wies dem Erguß des Nilus Schranken an, und grub den See Moiris.

Von Aegypten zog das erhabne Wesen weiter, setzte den einen Fuß auf Persien, und ließ dort Persepolis zu unermesslichen Trümmern nach Jahrtausenden zurück. Mit dem andern berührte es Phönizien und Palästina, half den Tyriern ihre Schiffe erbauen, und bildete die Säulen am Tempel Salomonis. Es sang aus dem königlichen Dichter die himmlischen Psalme, that den Mund des Salomo zu weisen Sprüchen auf, und schrieb durch die Propheten das Erhabene, was je Menschenhand schrieb.

Berührte, sagte ich? Ja, es berührte diese Gefilde an der Gränze Asiens nur, und zog von

Aegypten hin nach Griechenland, zu dem Beginn unsers Welttheils, dort in seiner lieblichsten Gestalt, in seinen höchsten Reizen hervorzugehen. Mächtig führte es den Griffel der Dichter, der Weisen, der Geschichtschreiber, sprach durch den Mund des Socrates und Demosthenes, und gab den Meisterstücken der Natur, Alcibiades und Aspasia, ihren höchsten Reiz. Voll Begeisterung ergriff es den Meißel der Bildner, und besetzte die Hand des Zeichners zum hohen Ideal. Noch ist, was der Griffel, was der Meißel erschuf, die Lust des Auges, die Wonne der trunkenen Seele.

Aber ach, es weilte auch hier nicht, und machte sich auf, hinzuziehen in die schönen Gefilde Welchlands. Mit offenen Armen empfingen es die erhabnen Consuln, und die Kaiser bahnten ihm freudig den Weg. Es gab Rom seine Herrlichkeit, und ließ Griechenland an den Gestaden des tyrrenischen Meers wieder aufblühen. Es erhob mächtig seine Stimme in Virgils erhabnen Gesängen, und drang durch den Mund des Cicero an die Seele. Es gab den

Cäsar den Zepter über den Erdball in die Hand, gab ihren Namen die Ewigkeit auf der Erde. Augustus, Hadrianus, Antoninus, Marc Aurel, euer Name sey mit Jubel genannt, wenn jenes erhabenen Wesens gedacht wird.

Vermogten sie es zu fesseln in Italiens meerumflossenen, gebirgumlagerten Gefilden? O weh! Seine Fackel erlosch Jahrhunderte hindurch, und seine Spur war verloren.

Wo ist es nun? Wohin ist es gewandelt? Mein Herz erhebt mir vor Wonne, und mein Geist jubelt laut, indem ich es sage. Es ist hinabgezogen zu den Auen Germaniens, zu Britanniens Insel, und in Galliens weite Bezirke. Athen, Rom, Corinth liegt an den Ufern der Spree, der Themse, der Seine. Mächtiger erhebt es dort seine Stimme, zahlloser sind seine Begleiter, und heller läßt es seine Fackel leuchten, als je vorher auf der Erde. Friedrich, Joseph, und auch du, Rußlands erster Cäsar, eure Namen trage das Wesen zu den Sternen, dem ihr mit mächtiger Hand die Bahn auf rauhen Gefilden ebnetet. Ach, dies Wesen ist

göttlichen Ursprungs, und göttlich sind seine Werke. Es singt himmlische Lieder in Klopstocks Harfe, es redet niedertonnernde Kraft aus Rousseau's Munde, und in dir, Britanniens Socrates, unsterblicher Addison, in dir spricht es die menschlichste Weisheit aus, die je gesprochen ward.

Wird es noch einmal sich aufmachen und wandeln? O nein, göttliches Wesen, weile bey uns! Ruhe nach der langen Wanderung, ruhe Jahresende! Es ist eine weite Reise von Asur zu den Gestaden des baltischen Meeres, und zu Britanniens Gefilden; nun kannst du ruhen, und wir flehen in heißen Gebeten dich darum an. Strecke deine Fackel hoch in die Lüfte, und laß sie leuchten über Rußlands Öden, und Schwedens Bergen, aber weile bey uns! Sieh, im Norden thürmen sich dir Eisgebirge entgegen, welche der Fuß deiner Begleiter nicht zu erklimmen vermag, im Süden aber verschließen die Fürsten dir mit eisernen Thoren ihre Länder, und schlagen deine holden Gespielen in schwere Ketten. Es herrschen kei-

ne Consuln, es herrscht kein August, kein Trajan, kein Marc Aurel mehr in Rom, verlöscht ist in Athen seit Jahrtausenden das Gedächtniß der Archonten, Tyrus und Sidon ist hinabgesunken ins Meer, und Jerusalems Tempel ist Staub. In Aegypten erheben sich keine Pharaonen auf den Thron, und in Assur herrscht keine Semiramis mehr.

Ach, sie haben tief dein Scheiden gefühlt, die Länder, die du verliefest, und die Trümmer deiner Werke verkündigen nur noch, daß du einst hier weiltest. Es ist Nacht hinter dir geworden, und sie hängt schwer auf die Gefilde herunter, die dein Fuß einst betrat. Darum weile bey uns, erhabnes Wesen, Cultur der Menschheit, deine Reise von Süden nach Norden sey geendet; weile bey uns mit deiner holden Schaar auf ewig! Wohne in den Bezirken, wo man die zahllose Opfer bringt, wo man dich wie eine Gottheit ehrt, und wo Myriaden deiner Zöglinge dein Daseyn verkündigen.

Einige Worte über einen Leipziger Bücher - Catalog.

Mein Freund Gräff in Leipzig hat mir seinen Catalog neugeschaffter Bücher von der Ostermesse 1802. zugesandt. Ein solcher Catalog ist in Deutschland etwas Gewöhnliches, und man achtet wenig darauf; hier in Neapel wird er höchst merkwürdig, und erscheint in einem sehr glänzenden Lichte.

Warum? — Wer dies fragt, der komme nach Neapel, und weile nicht Tage, sondern Monate oder Jahre hier, und er wird sich selber sehr klar zu antworten wissen.

Wenn man vom königlichen Palast in Neapel nach St. Luciae geht, so sind rechts, unter dem Palais Actons, einige Laden, worin Kupferstiche, Gemähde, Bücher u. s. w. verkauft

werden. Hier las ich eine geraume Zeit hindurch die geschriebene Ankündigung eines Buchs, nämlich von dem Lebenslauf der verstorbenen Kronprinzessin. Dafs die Ankündigung geschrieben war, das mag hingehen; aber das ganze Buch ist geschrieben, und wird, wie vor Erfindung der Buchdruckerkunst, im Manuscript verkauft; Preis 3 Carlin. Das ist arg. Man hatte es nicht bis zum "Abdruck bringen können.

Ein bekannter Mann, dessen Name mir jetzt nicht einfällt, hat eine Beschreibung von Rom angekündigt, oder vielmehr eine neue Ausgabe seines Werks. Brown's medicinische Hefte sind übersetzt zu bekommen, Federici laßt seine *Comedien* in Padua drucken, in Florenz kommt ein Journal heraus, in Livorno auch eins, hier und da ist in den Zeitungen ein Buch angekündigt, und ein hiesiger Geograph gibt auf Präunmeration Specialkarten vom Königreich Neapel heraus.

Ich bin fertig mit dem, was ich hier von der italienischen Litteratur beobachten konnte;

denn gelehrte Zeitungen gibt es hier nicht, und ein Journal habe ich mit keinem Auge gesehen. Es kann seyn, daß mir manches entwischt ist, aber nach allem dem, was ich von andern hörte, und selber prüfen konnte, kann man mit der gesammten jährlichen Litteratur Italiens bald fertig werden. Hier in Neapel schränkt sie sich fast auf den Abdruck elender Operntexte ein, welche die Pächter der Schauspielhäuser von elenden Dichtern machen lassen.

1. Fragt man nun noch, warum ein Bücher-catalog von der Leipziger Messe hier in einem glänzenden Licht erscheint? Ich denke, man hat eine vollwichtige Antwort erhalten. Es ist kaum glaublich, aber es ist gewiß: nach dem jetzigen Lauf der italienischen Litteratur kommen in diesem Lande in 50, schreiben fünfzig Jahre, nicht so viel Bücher heraus, als in Deutschland in einer Ostermesse. Ich bin erstaunt, und wer erstaunt nicht mit mir?

2. Aber auch ohne Vergleichung mit Italiens Bettelarmuth erscheint dieser Catalog in einem gewissen litterarischen Glanze, den selbst Eng-

land und Frankreich bewundern muß. Alle Zweige des menschlichen Wissens sind darin abgehandelt, von der Sonne bis zum Samenstäubchen, von der Ceder bis zum Yaop. Die Mechanik des Himmels und die Verfertigung des besten Butterfasses, Homers Darstellungen nach Antiken gezeichnet, und grammatische Elementarbücher für Kinder, Reisen der Spanier nach jener Seite des Erdballs, und Streifereyen in den Harz, die Religion in ihrem weitesten Umfange, und Moral in Fabeln für die Jugend, das Ganze der Oekonomie, und die beste Art, Hopfen zu bannen, alles dies Allgemeine und Besondere, Hohe und Niedrige, mit allen Abstufungen dazwischen ist darin abgehandelt. Jede neue Erfindung, jede neue Erscheinung erhält ihre kleine Bibliothek, und wird bis zur letzten Tiefe erschöpft. Die Kuhpocken, der Galvanismus, die Rumfordsche Suppe, die Thermolampe, die Sparofen, alle diese und tausend andere specielle Gegenstände, haben darin ihre Bücher, und werden mit Fackeln, mit Lichtern, und mit schmutzigen Lampen beleuchtet:

Dies muß in jedem cultivirten Lande erstaunlich scheinen, aber besonders in Italien, wo man keinen Begriff von einer solchen öffentlichen Verhandlung aller Erkenntnisse zu haben scheint, und wo sie dennoch so unendlich nöthig wäre. Mein Vaterland erscheint mir hier gleichsam in einem verklärten Lichte, als ein großes leuchtendes Magazin, worin alle Schätze des menschlichen Wissens aufgehäuft sind, und immer mehr aufgehäuft werden.

Es ist etwas sehr seltsames: an der Ecke des Gewandgeschäftes in Leipzig werden in einer Ostermesse mehr neue Bücher angeschafft, als, nach der jetzigen Einrichtung, alle Buchhändler Italiens in vielen vielen Jahren sich anschaffen, und anschaffen können. Hat man je einen solchen Begriff von der italienischen Literatur gehabt? Welches Urtheil soll man davon fällen, welche Vergleichung machen? Es findet gar keine Vergleichung Statt.

Tausende werden vielleicht rufen: es wird in Deutschland zu viel geschrieben. Ich gehörte einst zu diesen Tausenden, aber seitdem ich

nich in Italien befinde, seitdem ich das Elend gesehen habe, das aus dem Gegentheil entsteht, bin ich aus ihrer Reihe herausgetreten, und habe einige Antworten auf ihre Einwürfe gefunden. Es ist wahr, daß in Deutschland viel Mittelmäßiges, viel Schlechtes geschrieben wird; aber es sind auch viel mittelmäßige und schlechte Köpfe dort vorhanden, die auch etwas für sich haben, auch etwas lesen wollen, und die an den Werken höherer Geister keinen Geschmack finden. Für diese Millionen sind jene Myriaden von Büchern da, und auch ein mittelmäßiges Buch kann den Geist bilden, oder Grundsätze der Tugend einflößen.

In der Sündfluth von Büchern, sagt man ferner, wird manches gute Buch ersäuft, und schwimmt unbemerkt vorüber. Es kann seyn; aber auch manches gute Buch nur. Im Ganzen schwimmt das Gute oben, und wird es auch einmal heruntergedrückt, so ist gewiß in dem umgebenden Haufen so viel Gutes zu finden, als unmöglich in dem einen Buche seyn kann.

Die vielen Bücher und das viele Lesen,

engt man endlich, verbreitet eine gefährliche Aufklärung. Dies ist ein Einwurf, der eine längere Prüfung fordert, als hier an ihrem Ort seyn würde, und ich werde an einem andern von Aufklärung reden. Hier will ich nur einige Thatsachen bemerken, die etwas Licht geben können. In Paris, wo das Volk im Ganzen aufgeklärt ist, und in Neapel, wo es wahrlich dies nicht ist, wo es nicht liest, und nicht lesen kann, an beiden Orten ist eine große Revolution gewesen, an beiden Orten sind Greuel vorgefallen, vor denen jeden, jeden ein Schauer überfällt, an beiden Orten ist Menschenfleisch gegessen, und der Unschuldige mit Nägeln zerrissen worden. Die Aufgeklärten und die Nichtaufgeklärten haben einerley Grausamkeiten verübt, sind dieselben Karaiben, dieselben Bluthunde gewesen, und Robespierre, der Erstgebohrne aller blutdürstigen Tyger, hasste Wissenschaften und Aufklärung.

Hieran kann es nicht liegen, aus Aufklärung kann nichts Gefährliches hervorgehen. Es muß einen andern Grund haben, und diesen

werde ich bey einer andern Gelegenheit aus Licht zu bringen suchen.

Aber aus Nichtaufklärung, aus Unwissenheit, aus Rohheit kann viel Erschreckliches hervorgehen, und ein Beispiel schon wird dies beweisen. In Deutschland hat man das frühe Beerdigen gefährlich gefunden, und so lange darüber geschrieben, bis alles aufmerksam geworden ist, alles Vorsicht gelernt hat. Will man wissen, wie man von den 20,000, die jährlich in Neapel sterben, 15,000, vielleicht weit mehr begrabt? Man wirft sie im Sommer und Winter, 24 Stunden nach ihrem Entschlummern, nackend in eine weite Höhle, die oben eine Oeffnung hat, und worin schon eine Menge Tode liegen, hinunter, schüttet etwas ungelöschten Kalk auf sie herab, und wirft die Thür der Höhle zu.

Nun denke man sich, daß der Hinuntergeworfene nicht todt ist, daß der Kalk seine Wirkung thut, und ihn aus seinem Todesschlummer erweckt. Er findet sich in einem unterirdischen Gewölbe nackend auf Todtengebeinen,

auf halb und ganz verwesten Leichnamen, fühlt sich von brennendem Kalk verzehrt, weiß, daß er begraben ist, daß er hier zum zweitenmal sterben muß, und daß keine Rettung Statt findet. Sein Jammergeschrei kann nicht zu dem Ohr der Lebendigen dringen. Dies ist einer der schrecklichsten Gedanken, welche die menschliche Seele fassen kann.

Nun frage ich jeden, der Neapel kennt, auf welchem Wege er Dies zu der Kenntniß des gemeinen Mannes bringen will? Es ist kein Mittel dazu vorhanden, und wenn er ein Schriftsteller, ein Luther, und Rousseau wäre. Die Zeitungen nehmen keine Anzeige davon auf, Journale sind nicht vorhanden, die übrige Literatur ist in nichts versunken; und wenn auch dies alles nicht wäre: der gemeine Mann vermag keinen Buchstaben zu lesen. Er hat kein Organ, wodurch man mit ihm reden kann. Ueber ihm schwebt ein schreckliches Gewitter, und er weiß es nicht. Aber dies nicht allein, tausend andere Greuel sind vorhanden, welche die Unwissenheit dicht mit ihrem Mantel bedeckt,

O gesegnet sey das Verhandeln des Menschlichen in Deutschland vor den Menschen, gesegnet sey das aus Licht bringen im Finstern schleichender Verderbnisse, und das Organ der fliegenden Blätter, wodurch ganz Deutschland gleichsam mit einander redet! Gesegnet sey das All unserer Litteratur, die jeden Zweig menschlicher Erkenntnisse hell beleuchtet, und gemeinnützig zu machen sucht!

Dessen ungeachtet fühle ich, daß eine gewisse Gränze vorhanden ist, die nicht ohne Nachtheil überschritten werden darf, und die vielleicht in Deutschland überschritten worden ist. Man hat nicht mit Auswahl genug geschrieben, nicht das daheim gelassen, was keinen nahen oder unmittelbaren Bezug auf das Glück der Menschen hat, und dies ist bey dem unermeßlichen Umfang der Litteratur so nöthig; eine Revision des mehr und minder Nützlichen ist so dringend erforderlich, daß derjenige eine große litterarische Sünde zu begehen scheint, der so wenig Beurtheilungskraft besitzt, um über

einen unfruchtbaren Zweig des Wissens zu schreiben.

Mit Bedauern habe ich folgende Titel von Büchern bemerkt: Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis; Taschenbuch für Lottospieler zur gründlichen Anweisung zum Lottospiel; Historisch-genealogische Nachricht von dem angesehenen Geschlecht derer von Eikstadt u. s. w.; Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den National-Characteren; die Kunst, sich mit falschen Haaren zu schmücken u. s. w.; wenn anders die Bücher nichts weiter enthalten, als was der Titel verspricht; ferner die vielen Bücher über die Geheimnisse des Beischlafs, die, gegen den Charakter der Deutschen, recht schamlos vor dem Publikum verhandelt werden, und endlich die Bibliothek von Schriften über eine Philosophie, die für so wenige Menschen ist, und die eine weit kleinere Anzahl von Männern verstehen, als wir Bücher darüber haben,

O hätte doch einer von den Verfassern dieser und ähnlicher Schriften den Gedanken gehabt, eine Untersuchung über die beständig wachsende Thierung in den Ländern Europa's zu schreiben, und Mittel gegen dieselbe anzugeben! Dies ist einer von den wenigen Artikeln, die ich in dem Catalog nicht fand, so wie noch einen andern, der von minderer Wichtigkeit scheint, der aber dennoch wegen seines Einflusses auf die Geschichte, auf die schönen Künste, und auf das Vergnügen der Menschen, von Bedeutung ist: ein Werk über alle Münzen. Da ich mich jetzt mit diesen reizenden Ueberbleibseln aus dem Alterthum beschäftige, und eine beträchtliche Anzahl echt antiker griechischer und römischer Münzen vor mir habe, so werde ich nach meinen Kräften einen kleinen Theil dieser Lucke auszufüllen suchen, und im Helios einige Worte über diesen Gegenstand sagen.

Ich bemerkte oben, daß man mit Bedauern die Titel von einigen unfruchtbaren Büchern in dem Catalog wahrnehme; dagegen sind hundert

andre zu finden, die mir höchst bedeutend scheinen, wenn sie ihren Gegenstand erschöpfen. Ich nenne nur einige: Uebungs - Magazin, wie ein jeder Schullehrer auf dem Lande es haben sollte; Zeitschrift für eine künftig aufzustellende Rechtswissenschaft; Kern des Reichsanzeigers in Hinsicht der Gesundheitskunde; derselbe in Hinsicht der Land- und Forstwirthschaft; über die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten.

In Italien hat man jetzt gar keinen Begriff von der Herausgabe solcher Bücher, und wird ihn auch nicht wieder bekommen, denn das Land, das einmal von jenem Wesen verlassen wurde, dessen im vorhergehenden Abschnitt gedacht wird, sieht es nie wieder. Es erscheint nur einmal.

Was die Romane in dem Catalog betrifft, so habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß sie nicht den mehnten Theil von den Büchern einnehmen, und daß besonders die Ritterromane

fast ganz verschwunden sind. Dagegen entdeckt man eine Menge Räubergeschichten; aber eine eigentliche Hauptperiode irgend einer Gattung Romane scheint nicht vorhanden zu seyn. Einmal hatten wir mehrere davon. Die empfindsamen Romane nahmen mit dem Siegwart, Carl von Burgheim, Yoriks Reisen u. s. w. ihren Anfang. Nicht lange nachher folgten die Ritterromane, denen in verschiedenen Zeiten Gutz von Berlichingen, die Sagen der Vorzeit u. s. w. ihr Entstehen gegeben zu haben scheinen. An sie knüpften sich mit Hermann von Unna die volkreichsten Romane, und an diese wieder die Geistergeschichten, denen Schillers Geisterseher den ersten großen Stofs gab. Zu den Räubergeschichten, die jetzt merklich in der Romanenwelt dominiren, schenken die Räuber von Schiller ebenfalls den ersten Keim gelegt zu haben; übrigens haben wir jetzt keine eigentliche Periode.

Mögte doch die Periode der Gemeinnützigkeit bey den Romanen kommen, mögte doch jedes dieser Werke mit dem Zweck der Unter-

haltung einen moralischen, wissenschaftlichen, oder sonst lichtverbreitenden Zweck verbunden, der das Ganze hindurch merkbar wäre! Salomann's Carl von Carlsberg, Schumann's Spitzbart und kleiner Voltaire, von Göthe's Wilhelm Meister haben eine Probe davon gegeben, und ich wage es, jedoch mit der größten Bereitwilligkeit, nachzugeben, wenn jemand anders urtheilen sollte, hieher auch meinen Natalis und Zauberer Angelion zu rechnen. Durch einen solchen überall sichtbaren Zweck wird zugleich die so schwer zu erreichende Einheit eines Werks erleichtert.

Man betrachte die Romane nicht mit ungleichgültigem oder verächtlichem Blick. Sie bringen den zum Lesen, der nie liest, sie bilden das Herz des Unwissenden, sie stellen Tugend und Laster in ihrem wahren Lichte auf, und entwickeln oft das schlummernde Genie. Sie verbreiten Kenntnisse, und geben das Nichtwohlschmeckende gleichsam mit einem süßen Saft ein,

Wie sehr übrigens die Romane auf die bessere Gesinnung einer Nation wirken, das kann man in einem Lande sehen, wo es keine Romane gibt. Die Menschen verlieren desselbst allmählich das Muthgefühl, die Tugend verliert ihren Reiz, das Laster seine Abscheulichkeit, und der Geist des Volks wird zuletzt von einem unersättlichen Eigennutz beherrscht, der allen Handlungen desselben sein Gepräge aufdrückt. *Crisis experit!*

Von den Schauspielen kann man ungefähr dasselbe sagen: sie bilden das Hertz und die Sitten des großen Haufens. Im Schauspielhause allein kann dieser in Gesellschaft edeldenkender und feingesitteter Personen seyn, und aus ihrem Spiel lernen, wie man handeln und sich betragen muß. Wien stünde unendlich tiefer, wenn es nicht fünf Schauspielhäuser, und gar Kanzeln hatte.

Ich ende meine Bemerkungen über einen Buchercatalog, zumal da es nicht der ganze Mefscatalog ist, sondern nur die angeschafften Bücher einer einzigen Buchhandlung enthält;
aber

aber aus mehreren Umständen schloß ich, daß er mindestens das Beste enthält, was 1802 herauskam. Uebrigens wird sich niemand wundern, daß er mir so wichtig war, wenn er sich erinnert, daß ich in einer Stadt bin, wohin keine einzige litterarische, und keine einzige gute politische Zeitung kommt, wo das Bücherlesen im Ganzen ein unbekannter Genuß ist, und wo man in der größten Buchhandlung des Orts, nämlich bei den Gebrüdern Terres, kein einziges deutsches Buch findet.

Klopstok in einem Stammbuche.

Ein ungarischer Graf, v. R., der in Europa und Amerika viel sah, erfuhr, litt, und zuletzt als Major in englischen Diensten war, ist, mit Wunden aus den Schlachten des letzten Krieges bedeckt, nach Neapel gekommen, das Schicksal hat uns mit einander bekannt gemacht, und Behagen an einander finden lassen.

Dies würde ich dem deutschen Publikum nicht erzählen dürfen, wenn ich nicht noch etwas anders hinzusetzen hätte. Dieser Graf ist zugleich ein großer Freund der deutschen Literatur, und liefert selber Beiträge dazu. Er hat überdies etwas mit nach Neapel gebracht, was hier ein Leckerbissen ist, nämlich deutsche Bücher: Schillers Jungfrau von Orleans, Lavater über ihn und seine Schriften, die Laterne des Diogenes; nächstdem aber auch etwas Geschriebenes von einem großen deutschen Mann, von Klopstock, zwar nur in seinem Stammbuche, aber doch wichtig.

Wer ist nicht begierig, zu wissen, was Klopstock in ein Stammbuch schreibt? Es ist eine Uebersetzung von dem Anfange der 7ten Ode im 7ten Buche des Horaz, und man fühlt bei dem ersten Ueberblick, daß die Uebersetzung von ihm sey. Hier ist, was Klopstock schreibt:

Hier ist,

*Dem Mann, der recht thut, "grandhaft" ist, wird
das Volk*

Nicht, glänzend, Ayes feindlich, den festen Geist;

*Erschüttern, noch der nahen Herrschers
Drohendes drüht, und kein Orkan nicht;*

*Empörer aller Wogen des Adria,
Nicht Jupiters des Donnerers hoher Arm!
Und wenn der Himmel krachend einstürzt,
Schmettern die Trümmer den Ungeschrocken:*

Hamburg den 17ten Okt:

1797:

Klopstock.

Wer, der Klopstocks Poesie nur etwas kennt,
fühlt nicht, daß sie es sey? Wer erkennt nicht
den hohen Odenjdichter? es ist fast unmöglich,
hier einen großen Wunsch zu unterdrücken,
den Wunsch: Klopstock mögte alle Oden des
Horaz übersetzt haben. Diese Probe, das Ge-
drungene; Getroffene derselben, die Erreichung
des Horaz, (denn er scheint hier erreicht zu
seyn,) gibt diesem Wunsche eine große Stär-
ke. Und dennoch fühle ich noch einen andern
stärkern: hätten wir doch aus der schönen Zeit
Klopstocks eine Uebersetzung der Aeneide; der
Iliade und der Odyssee von ihm! Dann hätten
wir einen deutschen Virgil, einen deutschen
Homer!

Unersetzlich ist dieser Mangel, ewig unersetzlich. Nur der Heliendichter kann den Heliendichter übersetzen, und Deutschlands größter that es nicht. Nur er vermogte die Schönheiten und Wendungen der alten Dichter, welche die neuere Sprache lie und da verloren gehen ließ, durch andere Schönheiten und Wendungen, welche der deutschen Sprache eigen sind, dort und dort wieder aufzuwiegen. Nur er vermogte rein, einfach, erhaben, kurz, wie die Alten zu seyn. O hatte er manches in Prosa nicht geschrieben, und uns dafür eine deutsche Aeneide, eine deutsche Iliade in der Sprache und Schönheit des Messias gegeben.

Die Wünsche sind vergeblich, Klopstok ist über sechszig Jahr alt, und alles, was wir hoffen dürfen, sind einzelne Oden aus dem Horaz, oder ein Buch aus der Aeneide. Aber wer fühlt nicht, daß auch dies etwas Großes seyn würde.

Ich erinnere mich nicht, ob die obenbenannte Ode ganz von Klopstok übersetzt, und irgendwo schon abgedruckt ist; aber so etwas liest man nicht zu oft, und ich setze um der

Vergleichung willen auch die Stelle aus dem Original her:

*Iustum et tenacem propositi civium
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solidas neque Ausser,
Dux inquieti turbidus Albiae,
Nec fulminantis magna Jovis manus
Si fractus illabatur orbis
Impavidum serient ruinae.*

Und wenn der Himmel krachend einstürzt,
Schmettert die Trümmer den Ungeschrocknen.

Wo ist der Deutsche, der diese letzten Worte besser, kürzer, treuer zu übersetzen wagt? Ich halte dies bey der jetzigen Ausbildung unserer Sprache beinahe für unmöglich.

Ich zeigte die übersetzte Stelle einem Neapolitaner, einem von den wenigen, welche die deutsche Sprache lernen, und er brachte sie mir am folgenden Tage von einem italienischen Dichter übersetzt. Hier ist sie:

*Non furor di popoli, che impens
Dura legge, non truce tiranno,
Non i flutti, che irati si stanno,*

Quasi Oltro il mar d'Adria scompono:

Non la destra di Giove tonante

Ponte far, che si muol di mente

Vim, che mena una vita innocente,

E nel proprio valor è costante.

Se valere del mondo la mole

Reggerebbe a rovina, che uccide.

Nein, nein; aus Welschland wird der Held
nicht kommen, der unsere Dichtkunst besiegt.
Die Uebersetzung scheint mir, bei einigen
Schönheiten, aufserst matt, und trotz der Rei-
nie am Ende, sehr prosaisch zu seyn. Wie
elend und weitschweifig ist der schöne Anfang
der Ode: *justum et tenacem propositi virum*, durch

Vim, che mena una vita innocente,

E nel proprio valor è costante,

übersetzt! Aus fünf Worten sind zwölf ge-
worden. Uebrigens ist von einer *vita innocente*
gar nicht die Rede, und das Wort *mente* hat
offenbar das *innocente* herbeigezogen. Klopstok
besiegt in jeder Zeile den Ausländer, und wür-
de wahrscheinlich auch den mit ihm wetteifern-
den Inländer besiegen.

Wenn man die Veranlassung weiß, warum er gerade dies in das Stammbuch schrieb, so wird die Stelle dadurch noch schöner. Der Graf hatte nicht lange vorher einen großen Sturm auf dem Meer ausgestanden, und sich bei der gewiß scheinenden Annäherung des Todes durchaus erschießen wollen, um nicht in den Wellen umzukommen; dies hatte Klopstok erfahren, und dem jungen Krieger einen Wink gegeben, daß man auch in der höchsten Gefahr standhaft bleiben müsse.

Seltene Gebräuche in Neapel.

Fortsetzung.

Das Tabakrauchen ist bei weitem in Neapel nicht so gebräuchlich, als in Deutschland. In Kaffeehäusern, wo mehr als hundert Menschen beisammen sind, sieht man keinen einzigen rauchen, während in deutschen Kaffeehäusern zehn Personen ganze Zimmer mit Dampf und Wolken anfüllen. Wahrscheinlich ist das warme Klima dieser Gewohnheit entgegen. Indessen raucht man zu Zeiten auf den Straßen, und zwar aus kleinen Röhren, die ganz von Tabakblättern gemacht sind, und Cigarri heißen. Diese zündet man auf der einen Seite an, und nimmt die andere in den Mund, wie auch schon in Deutschland hier und da gebräuchlich ist.

Es ist die Unbequemlichkeit damit verbunden, daß die Pfeifen immer kürzer werden, und daß man am Ende ein Stückchen davon wegwerfen muß.

Dies Rauchen aus Cigari ist wohl der Grund, warum man hier sehr schlechte Pfeifen hat. Sie bestehen aus einem kleinen von Erde gebrannten Kopf, worin ein gewöhnliches Schilfrohr steckt, und kosten einen Gran. Gipspfeifen kennt man hier gar nicht.

Die größten Ochsen, die ich in meinem Leben gesehen habe, sind in Neapel. Die polnischen Ochsen sind Kinder gegen sie. Sie sehen ganz weiß aus, und ihr Rücken ist weit höher, als ein gewöhnlicher Mensch. Dafür müssen sie aber auch ihrer Größe gemäß arbeiten, und ungeheure Lasten ziehen. Um dies besser zu können, und den Huf dabei nicht zu zerreißen, sind sie beschlagen, und zwar an allen vier Füßen. Wenn man zum erstenmal ei-

nen beschlagenen Ochsen sieht, so fällt dies sehr auf; aber die Sache ist hier etwas so gewöhnliches, wie in Deutschland das Beschlagen der Pferde.

In Deutschland hat man in 24 Stunden nur einen Tag, und nur eine Nacht; in Neapel hat man, mindestens im Sommer, in dieser Zeit zwei Tage und zwei Nächte. Die erste Nacht tritt nach der Mittagstafel ein, und ist gleichsam die Hauptnacht, obgleich während derselben heller Tag ist. Die Fensterthüren oder Laden werden fest zugemacht, so daß die dickste Finsterniß in den Zimmern herrscht, die Gewölbe werden verschlossen, Handel und Wandel stehen still, und man sieht nur wenig Menschen auf der Straße. Ich habe das Beispiel, daß selbst in Apotheken in dieser Zeit nichts zu bekommen war.

Diese Nacht währt zwei bis drei Stunden, und nach ihr wäczt sich die elegante Welt,

und zieht sich erst gehörig an, um in die Conversation, oder ins Schauspiel zu gehen. Den Vormittag hindurch gehen die Frauenzimmer in einer schwarzseidenen Morgenkleidung, die Mante genannt, mit verschleiertem Haupt, und die Männer sind gewöhnlich unfrisirt. Friseur und Barbier erscheinen bei ihnen Nachmittag um vier oder fünf Uhr.

Die zweite Nacht beginnt in der Mitternacht unserer wirklichen astronomischen Nacht, wo der Himmel seine Laden verschließt, und die Sonne den Insulanern der Südsee scheint. Wenn man nämlich aus der Conversation oder dem Schauspiel kommt, ißt man ein kleines Abendbrot, und legt sich sodann gleich schlafen. Die Länge dieser zweiten Nacht ist sehr verschieden, je nachdem die Geschäfte und Berufsarbeiten sie bestimmen. Die arbeitende Classe von Menschen steht mit Anbruch des Tages auf, die beschäftigte einige Stunden später, und die faulenzende schläft bis gegen Mittag. *Tous comme chez nous.*

Von Ostern bis Michaelis dauern diese zwei Tage und zwei Nächte. Den Winter hindurch hat man wie bei uns in 24 Stunden nur einen Tag und eine Nacht. Aber über jene erste Nacht im Sommer halt man so pünktlich, daß, wenn man in einem bekannten Hause zu Mittag gegessen hat, einem auch gewöhnlich nach Tische ein Bette angeboten wird; Sieste muß man halten, und in der Hitze würde es unbequem seyn, zu Hause zu gehen.

An dieser Gewohnheit, einen so langen Mittagsschlaf zu halten, ist indessen nicht so wohl die Hitze Schuld, als vielmehr der Glaube, daß man im Schlafen weit besser verdaue, als beim Wachen.

Eine seltsame neapolitanische Gewohnheit besteht darin, daß die Männer Fächer tragen. Dies ist so häufig, daß man auf allen Straßen, in allen öffentlichen Häusern, und besonders auf den Promenaden geistliche und weltliche Männer sieht, die sich wedeln. Mit einem

Schnupftuch oder Hut dies zu thun, wie es etwa bei uns geschieht, würde gleichsam schimpflich seyn, weil man den Verdacht erwecken könnte, man hätte sich aus Sparsamkeit keinen Fächer gekauft.

Anfangs fällt diese Gewohnheit äußerst auf, und mißfällt zugleich sehr; allmählig gewöhnt man sich daran, so daß ich mich jetzt nicht mehr wundern würde, wenn ich jemanden zu Pferde sich wedeln sähe. Indessen hat es doch immer etwas Widriges, wenn jemand in der linken Hand den Degenknopf hält, und mit der rechten den Fächer schwingt.

Nur die genauesten Bekannten grüßen sich in Neapel auf der Straße, wie in allen großen Städten; aber man hat eine andere sonderbare Gewohnheit. Wenn jemand niest, indem man bei ihm vorbeigeht, so sagt man: zur Gesundheit. Ich bemerkte dies zuerst, als ich einst einer alten Frau, die recht aus allen Kräften nieste, im Vorbeigehen aus Scherz: *corna!* zu-

rief. Ich glaubte, sie würde es übel nehmen; aber sie dankte mir ganz artig. Nachher habe ich gefunden, daß dies Höflichkeitssatz ist, und man hat mir oft gedankt, ehe ich noch zur Gesundheit gesagt hatte.

Die Betten in Neapel, und fast in ganz Italien, unterscheiden sich von den deutschen Betten wie die übrige Lebensart. Ein Federbette ist in ganz Neapel nicht zu finden, mindestens bei keinem gebornen Neapolitaner. Man schläft auf Matracen mit Wollé ausgestopft, und die Vornehmen bedienen sich der längern und weichern Wolle der Barbaresken, die von der afrikanischen Küste in der Gegend von Algier hieher gebracht wird, die ärmere Klasse von Menschen schläft auf inländischer Wolle. Man liegt freilich nicht so weich, als auf Federn; aber auch nicht so warm; dies ist besonders im Sommer von Bedeutung.

Zwei kleine Kopfküssen, ebenfalls mit Wollé ausgestopft, und eine durchgenähte Dek-

Es machen den ganzen Apparat aus. Im Ganzen schläft man hier sehr niedrig mit dem Kopf und sehr unbequem, mindestens für einen Deutschen.

Die Bettstellen sind noch ungewöhnlicher wie die Ratten. Sie bestehen aus zwei eisernen Fußgestellen, die eine Querstange tragen. Diese stellt man gegen einander über, legt ein Paar Breter darauf, und die Bettstelle ist fertig. Sie hat also an den Seiten keine Einfassung, aber man ist doch nicht leicht in Gefahr, herunterzufallen, weil diese Lagerstätte gewöhnlich sehr groß sind.

Am Tage rollt man die Matratzen zusammen, legt sie auf das Kopfsende der Breter, und des übrigen Theils derselben bedienen sich die ärmeren Leute zum Sitzen.

Die Fortsetzung künftig.

Einige Sonderbarkeiten in der Anlage von Neapel.

Neapel ist auf Tiefen und Höhen erbauet, hat im Ganzen flache Dächer und viele abschüssige Straßen. Dies bringt eine Menge Sonderbarkeiten in der Lage hervor, die ich in keiner andern Stadt bemerkt habe, von denen ich hier einige anführen will. Ich fange bei meiner Wohnung an.

Wenn man hinter dieselbe geht, so befindet man sich auf einem freien Platze, neben welchem einige kleine Wohnungen sind, und im Grunde desselben sich die Häuser gegen St. Elmo zu erheben. Tritt man auf die linke Seite dieses Platzes, so sieht man sich auf einmal auf einer glatten Fläche, die durch die Kunst gemacht

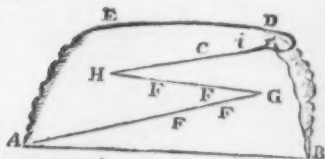
gemacht ist, und an der einen Seite eine niedrige Einfassung hat. Sieht man über diese hinweg, so erschrickt man, denn man sieht in eine große Tiefe hinunter. Wo befindet man sich? — Auf dem Dach eines hohen Hauses, und die Tiefe ist eine Straße, die nach St. Elmo hinaufführt. Näher nach meiner Wohnung zu geht man auf ein anderes etwas niedrigeres Dach, und von diesem kommt man durch einige Thüren unter jenes höhere Dach. Es wohnen Menschen darunter, und zwar haben sie drei Stockwerke höher ihren Eingang, als die untern Bewohner des Hauses. Sie mögen diese, wenn sie auch schon Jahrelang mit ihnen in demselben Gebäude wohnen, nie gesehen haben. Sie beschäftigen sich mit dem Ausstopfen der Matraszen, und arbeiten bei gutem Wetter gewöhnlich im Freien auf dem Dach, von welchem sie in ihre Wohnung hineingehen. Auf diesen Dächern versammelt sich auch an Feiertagen die Jugend umher, und spielt mit Kugeln.

Nach vorne zu ist die Lage meiner Wohnung fast eben so seltsam. Trete ich aus mei-

ner Hausthür, so trete ich auf ein schönes Fila-ster von Quadern aus Lava, und bin in einer abschüssigen Straße; aber ich stehe über dem Haupt anderer Menschen, die unter der Straße wohnen. Gehe ich einige Schritte rechts unterwärts und wende mich wieder links, so komme ich bei den Hausthüren der Menschen vorbei, über deren Kopf ich mich eben befand, und was das seltsamste ist, so befindet man sich hier wieder über dem Kopf Anderer, und würde, wenn man zu graben anfinge, auf bewohnte Zimmer stoßen. Ich will das Rathsel zu erklären suchen.

Meine Wohnung liegt nahe an der Höhe des Monte Dragone, und zu diesem führt von dem Largo del Vasto ein Weg im Zikzak hinauf, um ihn weniger abschüssig und bequemer zu machen. Wenn man in diesem Zikzak geht, so muß man nothwendig an der einen Seite die Höhe, an der andern das Abschüssige des Berges haben. Die Höhe ist senkrecht abgeschnitten, und in dieselbe haben die Menschen ihre Wohnungen eingegraben. Wenn man nun her-

aufsteigend bei denselben vorbeieht, und sich in dem Winkel des Zikzaks wendet, so muß man nothwendig gleich nachher über sie hinwegkommen. Hier ist eine flüchtige Zeichnung davon:



AB ist die Grundfläche, *AEDB* der Berg, *AG* der Weg bis zum ersten Winkel des Zikzaks, *GH* der zweite, und *HD* der dritte; in *FF FF* sind die Wohnungen unter dem gepflasterten Wege; in *C* ist meine Wohnung, in *i* der alte verfallende Palast Brancaccio, *DE* ist eine Straße in der Stadt selbst, und diese ganze Seite des Berges macht gleichsam die Gränzen zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt Khisja. Genau kann sie nicht bestimmt werden, weil beide unmerklich in einander übergohen.

Die Wohnung C hat in der Lage große Vorzüge. Da keine Häuser, sondern nur die niedrige Mauer des Zikzaks, ihr gegenüber liegt, so hat sie eine vortrefliche Aussicht. Kein Schif kann in den Golf einlaufen, ohne bemerkt zu werden, ja wenn man auf dem Astrico ist, so braucht man sich nicht gegen die Meerseite oder gegen Süden zu wenden, um zu wissen, ob Schiffe einlaufen, man kann sich auch gegen Norden wenden, wie jener persische König, der sich, um den Sonnenaufgang zu sehen, mit dem Gesicht gegen Abend wandte.

Bei den Schiffen hier ist man seiner Sache noch weit gewisser. Nach der Landseite nämlich erhebt sich St. Elmo, und von der höchsten Mauer desselben werden Fahnen oder Kugeln ausgesteckt, wenn Schiffe sich nähern; ja man kann sogar aus der Farbe derselben wissen, was für Schiffe es sind.

Am Tische in seinem Zimmer sieht man die Insel Capri, und von seinem Sopha die Spitze des Passilipp, oder des Cap Minervae. Von dem Balcon, oder dem Astrico aber ist die Aus-

sicht so umfassend, daß ich Bogen davon vollschreiben müßte, wenn ich sie detailliren wollte, und ich bemerke nur, daß man den königlichen Garten Francaville dicht vor sich, und am Ende desselben den Palast dieses Namens sieht, in welchem Hakkert wohnte, und aus dem dritten Stockwerk in den Garten gehen konnte. Schöner wird er nie wohnen. Aber zurück zu den Sonderbarkeiten in der Lage Nespels.

Wenn man die Straße *DE* hinuntergeht, so kommt man über eine hohe Brücke. Unter dieser aber fließt kein Wasser, sondern ein Strom von Menschen, Wagen, Pferden und Kaeln, die oft in dem engen Beet dicht zusammen gedrängt werden, und sich nicht selten stopfen. Kurz, es läuft eine Straße unter der Brücke durch, die *Strada Khiaja*, (die man von der Vorstadt *Khiaja* wohl unterscheiden muß) und die Brücke geht an hundert Fuß hoch quer über sie hinweg, von einem Berge zum andern.

Jenseits der Brücke ist ein freier Platz, von

welchem man zur Rechten vermittelt einer Treppe in die untere StraÙe hinabsteigen kann. Wendet man sich zur Linken, so kommt man in eine schmale Gasse, die zum königlichen Fa-
last hinunterführt. In dieser sind groÙe Thor-
wege in den Häusern, und man kann bequem
hineinfahren; geht man aber einige Schritte
weiter, so sieht man plötzlich aus dem dritten
Stockwerk hinaus. Ja in demselben Zimmer
kann man aus dem einen Fenster bequem hin-
aussteigen, aus dem andern schaut man in eine
groÙe Tiefe hinab. Man könnte hier einen bo-
artigen Spas machen, nach Art, wie Gil-Blas
ihn erfuhr.

In dem Hause eines Freundes von mir ist
ebenfalls eine seltne Lage. Geht man im drit-
ten Stockwerk in ein Hinterzimmer, so sieht
man nahe unter sich einen Garten, gegen sich
aber etwas höher, als man selber sich befindet,
sieht man ebenfalls einen Garten mit Bäumen
und Lauben. Denselben Anblick hat man oft
in den StraÙen der Stadt; man sieht plötzlich
einen Garten in der Luft schweben, und die

Gärten der Semiramis verlieren in Neapel viel von ihrem Wunderbaren.

Der königliche Garten Francaville am Brancaccio ist schon ein kleines Nachbild davon. Er hat drei Etagen. In die zweite konnte Hakkert aus seinem Fenster hineingehen, in der dritten wohnt der Gärtner, der ein Deutscher ist, und sie liegt so hoch, wie das Dach des Palastes,

Gegen meinen Fenstern über, nicht weit vom Meere, ist auf dem Dach eines hohen Hauses eine kleine Straße. Durch drei oder vier Thüren gehen die Menschen hier von einem freien Platz, nämlich von einem Theil des Daches, in ihre Wohnungen hinein. Damit aber die Kinder oder Hunde, oder sonst etwas nicht aus dieser Straße in die andere hinunterfallen, so ist sie an der einen Seite mit einer kleinen Mauer umgeben. In ihr treiben die Bewohner dieser Höhe ihr Wesen, trocknen ihre Wäsche, verrichten ihr Gewerbe, und belustigen sich. Sie wohnen, gleich den Adlern, in einer andern Region, und haben ihr Nest in den Lüften.

Unter ihren Fäfern weilt Schwelgerei, und Wollust, und Fracht; sie selber essen Polenta mit etwas Käse, und trinken Wein zu al' Grän die Handfa. In ihrer Strafe ragen, statt der Früchten, Schornsteine hervor, und sie könnten, wenn sie ein Seil darin hinunterließen, Feuer heraufziehen. Ich zweifle nicht, daß dies nicht geschehen sollte.

Die Fortsetzung künftig.

Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom.

Wenn man sich in Rom in einer einsamen Gegend, wo selten der Fußtritt eines Menschen erschallt, der Stadtmauer nähert, und das Thor St. Paul zur Linken laßt, erblickt man etwas, das die Aufmerksamkeit sogleich an sich reißt, und den Blick mit einem außerordentlichen Gegenstande füllt. Dieser ist das Grabmal des

Romern, Cajus Cestius, eines Oberaufsehers der *Lectisternia* oder religiösen Gastmahl in den Tempeln, der wahrscheinlich zu den Zeiten des Kaisers August lebte.

Das Grabmal besteht aus einer einfachen Pyramide, welche 113 Fuß hoch, von Backsteinen erbauet, und auswendig mit Platten von weißem Marmor bedeckt ist, mindestens war. Sie hat an jeder der vier Seiten 89 Fuß Breite, und ruht auf einem drei Fuß hohen Sokkel von Travertinstein.

Diese Pyramide macht einen Eindruck, der einzig ist, denn man hat nie vorher ein ähnliches Gebäude gesehen. Man wird nicht überrascht, denn man erwartet eine Pyramide, aber der Anblick imponirt äußerst und man empfindet ein stilles Erstaunen über die seltsame Gestalt.

Ich erinnerte mich, daß einst in der Zeitschrift über die Kunst, dem Torso, der Vorschlag zu einer Pyramide zum Denkmal Friedrichs des Einzigen gemacht ward. Beim Anblick dieser Pyramide des Cajus Cestius fühlte

ich lebhaft, eine Pyramide sey etwas dem Andenken des großen Monarchen Würdiges, weil es so einzig, so wichtigscheinend, so unwandelbar ist.

Man kann sich kaum einen Begriff machen, welche Wirkung eine noch einmal so große, oder gar eine ägyptische Pyramide machen würde, da diese kleinere schon so dominirt; sie müßte alles ringsum vernichten, und wenn es die herrlichsten Gebäude wären.

Dafs aber ein solches Monument auch das dauerhafteste sey, beweist die Pyramide des Cajus Cestius so gut, als die ägyptischen es beweisen. In ganz Rom, und überhaupt aus dem ganzen Alterthum ist kein Gebäude übrig, das so in seinem Ganzen, in seinem Wesentlichen erhalten wäre, als sie. Die Spitze, die einst durch äußere Angriffe in den Zeiten der Barbaren, oder durch Alterthum heruntergesunken war, liefs der Papst Alexander VII. wieder aufsetzen, und seitdem steht dies Monument wie in seiner Junglingskraft da. Selbst das Pantheon kann sich mit ihm in Erhaltung des Ganzen

nicht vergleichen; ihm fehlt nichts, als die äußere Bekleidung von Marmor.

Die ägyptischen Pyramiden scheinen ihre Entstehung einem Aberglauben zu verdanken. Man glaubte in jenem Lande, die Seelen der Menachen dauerten so lange fort, als ihr Körper vorhanden wären. Daher entstand zuerst das Einbalsamiren. Damit aber auch diese unverweslichen Leichname ein gleich ewiges Grab hätten, und vor äußern Angriffen sicher wären, erbauten sich diejenigen, die es vermochten, ein Erbbegräbniß, das am meisten der Zeit trotzte. So entstanden die noch vorhandenen Beweise ägyptischer Größe.

In Rom herrschte dieser Glaube nicht, und man dachte dort zur Zeit des Cajus Cestius beinahe so wenig an Erhaltung der Seele, als des Körpers; es ist daher ungewiß, was zur Wahl eines solchen Monuments die Veranlassung gab. Ich bin der Meinung, daß er dabei bloß an Erhaltung seines Namens dachte. Wir haben ja Beispiele, daß auch neueren Monarchen mehr

der Unsterblichkeit ihres Namens am Herzen
lag, als die Unsterblichkeit ihrer Seele.

Die Pyramide des Caput Castius hat einige
ganz einbare und uneheliche Sprößlinge, einige
Grabhügel um sich her. Wenn nämlich ein
evangelischer Christ in Rom stirbt, so tragen
ihn seine Brüder hieher, und begraben ihn in
der Nähe derselben, denn hier nur ist ihnen
erlaubt, ihre Todten zu begraben. Das Grab
des Heiden schaut stolz auf die versinkenden
Gräber der Christen herab. Wahrscheinlich
glaubten die frommen katholischen Römer, ihre
heilige Stadt wurde minder durch die Gebeine
der Ketzer entweicht, wenn sie neben einem
heidnischen Grabmal verwesten.

In der Mitte der Pyramide ist das Leichen-
zimmer, 13 Fuß lang, 12 Fuß breit und 13
Fuß hoch; hierin fand man einen Sarkophag,
der jetzt in irgend einer Villa ist. An den
Wänden bemerkt man einige Malereien, die
aber von dem Pinsel der Zeit beinahe ausge-
loscht sind.

Was ist die Grotte im Pausilipp?

Eine unterirdische Landstraße, der kürzeste Weg von einer Seite des Berges zur andern, das größte Gebirgsthör auf der Erde, ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang, und ein Wesen, das sein Haupt verbirgt wie der Nil.

Alle diese Namen lassen sich auf die berühmte pausilippische Grotte anwenden und rechtfertigen. Sie ist eine unterirdische Landstraße, denn sie führt von Neapel nach Puzuolo, Bajä, Cuma, Patria u. s. w. Bei der großen Bevölkerung Neapels ist überdies zu erwarten, daß sie eine sehr befahrene Landstraße sey; man begegnet darin mindestens hundert Menschen, und Lastthieren, und gewöhnlich mehr als zehn Wagen. Sie ist so breit, daß

zwei Wagen bequem sich einander ausweichen können, und dafs noch einiger Raum übrig bleibt.

Sie ist der kürzeste Weg von einer Seite des Berges bis zur andern. Der Bergrücken des Pausilipp und des Vomero bilden einen ungeheuren Wall gegen Mittag und Abend um Neapel. Ueber sie muß man hinweg, wenn man von dieser Seite die Stadt verlassen will. Aber das Besteigen von Hohen, die 900, 1000 und mehrere Fufs betragen, hat seine Schwierigkeiten, und man fand ein Mittel, es zu vermeiden. Man durchstach den Pausilipp unten an seinem Fufs in gerader Linie, und wollte einen Feisengang von einer Ebne zur andern. Nun fährt man in horizontaler Richtung fort, und legt eine Anhöhe von 300 Fufs zurück. Der alte Weg, der sich im Zikzak an den Berg hinauf schlängelt, ist noch vorhanden, und dient zu der Stadt Posilipo, die auf der Höhe liegt, und zu den Landhäusern an den Abhängen zu führen. Dafs niemand darauf nach Fuzzuolo reist, (es könnte höchstens ein Engländer seyn)

ist einzusehen, obwohl auch die Grotte ihr Unangenehmes hat.

Das größte Gebirgsthör auf der Erde. Wer vermag ein größeres aufzustellen? Und ein Thor ist es, denn man tritt aus demselben in die Vorstadt Khiaja. Die Größe aber wird daraus einleuchtend, daß es 900 Schritte in der Länge, und zu manchen Orten gegen 30 Fuß Höhe hat. Die beiden Seiten und das Gewölbe bestehen aus glatten Felsen, der Fußboden ist mit Quadern gepflastert, und geht ungefähr bis zur Mitte der Höhle etwas bergan, sodann wieder unmerklich abwärts.

Ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang. Sannazar sagt vom ganzen Pausilipp das Gegentheil; aber die Grotte selber kann er unmöglich mit einschließen. Sie hat etwas Schaudervolles, und gleicht dem Eingang zum Tartarus. Gleich anfangs herrscht Dämmerung, die allmählig in Nacht übergeht, und man befindet sich am hellsten Mittag auf einer schauerlich dunkeln Larjstraße. Besonders aber ist die Durchfahrt am Abend furch

terlich. Die Einbildung vernag es sich kaum zu denken, welchen seltsamen Eindruck es macht, wenn die Colessare mit Fackeln in den Händen, unter Rasseln der Wagen, unter wiederhallendem Getöse und lautem Geschrei, sich in diese Hölle hineinstürzen, wenn man in der Nähe und Ferne wehende Fackeln durch das tiefe Dunkel erblickt, wenn vor und hinter uns donnernde Wagen rollen, wenn gedrängte Scharen von Menschen, und Lastthieren, und Heerden uns begegnen, und zu Zeiten ein lautes Rufen ertschallt, daß man sie nicht überfahren möge. Man glaubt in dem Eingange des Orkus zu seyn, und es ist einige Gefahr vorhanden, wirklich hineinzukommen. Ein Furchtsamer, der am Abend durch dies Gebirgsthor nach Neapel käme, und nicht wüßte, wo er sich befinde, würde vor Entsetzen außer sich gerathen, und den nicht Furchtsamen überfällt bei aller Kenntniß des Orts ein unwillkühlicher Schauer.

Ich glaube, daß man ihn mit Recht ein Stück vom Orkus nennen könne, so wie endlich

lich auch ein Wesen, das sein Haupt verliert, wie der Nix. Noch weiß man den Ursprung der Grotte nicht, weil er bis in die Zeiten der Griechen hinaufreicht, und die Geschichte nichts davon sagt. Man weiß ihn wahrscheinlich deshalb nicht, weil man ihn nicht wissen kann, weil keiner bei dem Anfang ihres Entstehens an ihren Zweck dachte. Das Natürlichste, was man sich davon denken kann, ist, daß man zum Erbauen der Häuser Steine aus dem Pausilipp brach, daß man es durch ein glückliches Ungefähr in einer Richtung that, daß allmählig eine tiefe Höhle entstand; und daß man endlich auf den Gedanken gerieth, sie bis an die andere Seite des Berges fortzuführen.

Wenn man bei Neapel an vielen Orten ähnliche Höhlen gesehen hat, die durch Steinbrüche entstanden sind, wenn man selbst den Pausilipp nach vielen Richtungen dadurch ausgehöhlt sieht, so kann man sich dieses Gedankens nicht erwehren, und er wird fast zur Ueberzeugung. Ihr Ursprung dauerte vielleicht Jahrhunderte; wie soll man ihn wissen?

Auch ward sie erst in spätern Zeiten ganz, was sie ist. In den ältesten Zeiten war sie nur so hoch, daß ein Reiter mit einer Pike bequem hindurchreiten konnte. Strabo sagt von ihr (id. 5): sie habe sich von einer Seite des Berges bis zur andern erstreckt, sey viele Stadien lang gewesen, und habe oben viele Fenster gehabt, wodurch das Licht hereinfiel. Dies letzte ist am schwersten zu glauben, weil der Berg über der Höhle von einer beträchtlichen Höhe ist, und jedes Fenster nur einem sehr hohen Schornstein ähnlich sehen konnte.

Seneca sagt von ihr, daß sie lang, langweilig, beschwerlich und voll Staub sey; dies gilt noch jetzt von ihr, obwohl sie seit der Zeit sehr verbessert ist. Alphonsus I. von Aragonien legte die erste Hand daran, und ließ ihren Eingang und Ausgang tiefer ausgraben, so daß beides höher wurde. Auch ließ er einige Oefnungen zur Erleuchtung anbringen. Zu Carls V. Zeit ließ der Vicekönig Peter von Toledo sie in der Tiefe ausgraben, ließ die jetzt vorhandenen Fenster in der schiefen Richtung

anlegen, den Boden pflastern, und eine Kapelle in der Mitte der Grotte aushohlen. Unter Carl III. von Bourbon endlich wurde sie gänzlich wieder ausgebessert, und von neuem gepflastert. So finden wir sie noch, und ihre Durchfahrt ist völlig bequem.

Die Wohnung; einige Folgen der Republik; und die wahnsinnige Frau.

Die Ueberschrift dieses Aufsatzes scheint keinen Zusammenhang zu haben, und hat dennoch einen sehr genauen; es werden nur Kleinigkeiten darin enthalten seyn, aber Kleinigkeiten charakterisiren oft eine Stadt besser, als das Groesse, was man schon davon kennt, und in hundert andern Büchern gelesen hat.

Als ich zuerst nach Neapel kam, führte mich mein Weg eines Morgens an der Calata

di Bionaccio, oder an dem Abhange eines Berges herunter, auf welchem der in Trümmern versinkende Palast Bionaccio liegt. Ich war bey demselben vorbeigekommen, und stieg das Zibzak hinab, als sich auf einmal zur Linken die Häuser öffneten, und ich eine auferst reizende Aussicht auf den ganzen Golf, seine Umgebungen, und einen großen Theil der Stadt bekam. Mitten in einer so bewohnten Stadt einen solchen Anblick zu haben, das überraschte und erfreute mich sehr.

Zur Rechten, gerade am vortheilhaftesten Ort der schönen Aussicht gegenüber, wurde ein neues Haus gebaut. Wer doch hier wohnen könnte, dachte ich, bewunderte die schöne Lage desselben, und stieg unzufrieden zu dem Fuß der Hölz hinab, wo mir meine wirkliche Wohnung bestimmt war. Meinen Wunsch hielt ich für unerreichbar, weil ich glaubte, der Erbauer des Hauses würde es selber bewohnen, oder es würden sich hundert andere Competenten dazu finden.

Das Haus wurde allmählig fertig, und blieb zu meiner Verwunderung leer stehen. Ich erkundigte mich näher, erfuhr, daß es zu vermieten sey, daß sich noch kein Miether gefunden habe, und ließ mich sogleich mit dem Erbauer, einem neapolitanischen Cavalier, in Unterhandlung ein. Zu meiner Verwunderung war auch seine Forderung gemäßiget, und er verlangte jährlich 150 neapolitanische Dukaten.

Das Haus hatte in der Bel Etage 9 Zimmer, einen innern Hof, mit 4 kleinen Behältnissen umher, eben vortreflichen Astricci al Cielo, und drei Balkons an der Vorderseite. Ich beschloß, es zusammen mit einem Freunde anzunehmen, und wir machten ein ausländisches Gebot. Der Besitzer ließ es uns halb und halb, aber er hatte gemerkt, daß wir es gerne haben wollten, und begann ganz auf die gewöhnliche neapolitanische Art zu handeln. Er nahm sein Wort zurück, und steigerte den Preis. So oft wir mit ihm sprachen, schlug er sein Haus 10 Dukaten höher an, war ^dweidutig in seinen Reden, zauderte vorsätzlich, kurz, es ließ sich

mit ihm durchaus nicht zum Ziel kommen, und wir gaben endlich voll Verdrufs unsern Plan auf.

Es stutete sich auf etwas, nämlich auf die Ankunft des Königs und der Königin, welche gerade in dem Zeitpunkte sich näherte, glaubte, das zahlreiche Gefolge desselben, und viele andere ankommende Fremde würden die Miehle sehr steigern, und hoſte auf einen verdoppelten Preis. Er irrte sich. Der Hof kam, und das Haus mit der schönen Aussicht blieb leer stehen, blieb es zu meinem Erstaunen sechs Monate hindurch.

Jetzt, da ich weiß, daß man in Neapel im Ganzen wenig Gefühl für eine schöne Aussicht hat, und daß man weit lieber in einer engen Straße das Gedränge der Menschen und Kutschen sieht, als die schöne Natur, und noch einige andere Umstände kenne, würde ich nicht mehr darüber erstaunen.

Endlich ward das Haus an einen neapolitanischen Hauptman vermietet und bezogen, Mein Wunsch, darin zu wohnen, war noch

nicht erloschen, und ich wandte mich deshalb an den Miether, jedoch mit weniger Hoffnung, ihn zu erweichen. Ich irte mich, er überließ mir sogleich vier Zimmer, sobald ich in einen beträchtlichen Vortheil für ihn eingewilligt hatte.

Man wundere sich nicht, daß ich einen beträchtlichen Vortheil geben mußte, die Sache ist ganz natürlich. Nicht leicht wird ein gewöhnlicher Neapolitaner, oder überhaupt Italiener jemandem eine Gefälligkeit erweisen, ohne den möglichsten Gewinn dabei zu suchen. Aber hier hatte der Eigennutz noch eine andere Quelle, und ich muß, um sie ans Licht zu bringen, in die Zeiten der sechsmonatlichen neapolitanischen Republik zurückkehren.

Als diese in Neapöl entstand, und die gewöhnliche Umwälzung bewirkte, wurden die Regimenter aufgelöst, und die Collegia der königlichen Officianten hatten dasselbe Schicksal. Eine große Menge Menschen verloren Amt und Brot, oder mußten der Republik dienen. Es ist leicht einzusehen, daß sehr viele, vom

Militär und Civil, sich zum letzten entschlossen, und gewiß auch manche, die es um ökonomischer Umstände willen nicht bedurften.

Als sodann die königlichen Truppen unter Auführung des Cardinals Ruffo wieder einrückten, als die Franzosen die junge Republik, die noch in der Wiege und gleichsam an der Mutter Brust lag, ihrem Schicksal überließen, und die Santa Fede entstand, (es zittre jeder, der dies Wort liest: Wer seit der Revolution in Neapel war, wird wissen, was es heisst; ich aber kann es jetzt nicht sagen,) da verloren wieder die republikanischen *Beauisten* ihr Brot, die sich ausgezeichnet hatten, noch etwas mehr, und die minder Angeschuldigten wurden zurückgesetzt. Sehr viele Officiere auch vom Stabe erhielten, statt ihres ganzen Gehalts, vier *Castro* täglich (ungefähr 12 Gr.) und zu diesem gehörte auch der oben erwähnte Hauptmann. Nun wundre man sich nicht, warum er kleine Vortheile nicht vernahmte,

Aber er liefs es dabei nicht, und es geschah noch etwas anders, wovon man einen

Meinen Beweis hernehmen kann, was sich hier der Eigennutz ohne Umstände erlaubt. Der Hauptmann zog eines Tages plötzlich aus, und am folgenden Abend waren seine Zimmer von einem andern Besitzer auf eine etwas geheimnißvolle Art eingenommen. In großen Städten pflegt man auf so etwas nicht zu achten; aber ich wurde bald sehr lebhaft erinnert, es zu thun.

Gleich am ersten Abend hörte ich im Nebenzimmer, das nur durch eine Thür von mir abgesondert war, einen außerordentlichen Lärm. Eine Frauenzimmerstimme, die äußerst heftig und rauh war, erscholl vorzüglich, und ich hörte sie bald fluchen, bald schimpfen, bald sich beklagen, bald weinen, bald sich laut mit andern anken, und alles dies in einem äußerst gemeinen Ton.

Da ich wußte, daß ein anderer Officier eingenogen war, so erstaunte ich über das Rohe dieser Scene, und einige Deutsche, die bei mir waren, erstaunten mit mir. Wir glaubten darin einen neuen Beweis zu finden, wie im

höchsten Grade ungebildet auch die höhere Classe von Menschen hier ist.

Der Lärm wurde einigemal so heftig, daß die nahe gelegenen Häuser ihn bemerken mußten, und ich klopfte stark an die Thür des Zimmers, worin er war; aber zu meiner Verwunderung wurde auch nicht die kleinste Unterbrechung dadurch veranlaßt. Der Lärm dauerte fort, ich hörte mehrere zankende Stimmen, allein alle wurden von der weiblichen gleichsam zu Boden gedonnert; sie hatte jedesmal das letzte Wort.

Auch die Nacht machte diesem Ungewitter kein Ende, und ich konnte wenig schlafen. Welch eine unselige Xantippe, dachte ich, hat ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, um deine Ruhe zu stören! Ich konnte mir das unbeschreiblich Rohe und Wütende der Scene durchaus nicht erklären, da die Wohnung nicht von der Beschaffenheit war, um vom Pöbel in Besitz genommen zu werden.

Am andern Morgen erkundigte ich mich näher, und nun erfuhr ich etwas, das mir das

Räthsel löste, das mich aber dabei nicht wenig befremdete, und befremden mußte. Der Hauptmann hatte die Zimmer an einen Officier vermietet, dessen Frau wahnsinnig geworden war, und der man die Luft am Braucaccio, die man vielerlei Kranken hier verordnet, für zuträglich glaubte; und dies bloß, um mehr mit dem gemieteten Hause wuchern zu können.

Dies ist einer von den Zügen, bei welchen man Gelegenheit bekommt, sich gegen den Eigennutz der Italiener zu empören, und leider bieten sich diese hundertfach dar, wenn man auf irgend eine Art mit ihnen zu thun hat.

Die Nachbarschaft einer wahnsinnigen Frau hat unstreitig nichts Angenehmes; indessen hatte diese hier mindestens etwas Merkwürdiges. Sie war eine Märtyrerin der republikanischen Grundsätze, und eine Uebertreibung derselben, die so manchem den Kopf halb verrückt hat, hatte ihr denselben ganz verrückt. Ihr Mann hatte der Republik gedient, war nachher zurückgesetzt, und bekam täglich ebenfalls nur vier Carlin. Dies und mehrere traurige Erfah-

rungen hatte sie so zu Herzen gefaßt, daß sie den Verstand verlor. In ihrem jetzigen Zustande nun redete sie fast von nichts anderm, als von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, von Ferdinand IV, und Carolina Maria. Aber sie hatte kein System in ihrem Wahnsinn, und eiferte bald gegen die Republikaner, bald gegen die Königlichgesinnten. Oft hörte ich sie rufen: *non tutti Jacobini, tutti Birbanti, tutti il Brancaccio!* Zu einer andern Zeit kufte sie die Franzosen in Gedanken wohl hundertmal, und ich hörte deutlich den schmalzenden Ton davon. Auch sang sie zuweilen, und ich hörte die Worte von ihr:

*Non c'è vita
Per questo
Che libertà.*

Oft rief sie laut: *viva la libertà, viva la repubblica!* Waren die Shotten gerade vorbeigegangen, sie wären heraufgekommen, um den dreisten Republikaner aufzusuchen.

Im Ganzen merkte man wohl, daß ihr Herz an der Republik hing. Einst, in einer guten

Stunde, brachte sie ihr Mann zu mir herüber. Sie sprach beständig von den beiden großen politischen Parteien, und sagte endlich: morgen Mittag wird die Republik wieder da seyn.

Um zu versuchen, ob sie etwas dabei dachte, sagte ich: die Zeiten wären vorüber, wenn man an die Wiederherstellung der Republik glaube, und es gäbe jetzt keine Jacobiner und Royalisten mehr. O, rief sie, ich möchte das nicht glauben, die beiden Parteien ständen im Stillen noch immer gegen einander. Das war nicht ganz wahnsinnig gesprochen. Aber bald darauf redete sie wieder viel Verwirrtes von Buonaparte. Von welchem Buonaparte spricht denn du, fragte ihr Mann; nun, von dem, antwortete sie, den sie in der Türkei gespielt haben. Unmittelbar nachher fing sie von dem Regiment Estre an zu sprechen, und klagte laut darüber, daß viele schuldige Jacobiner Brot und Rang behalten, die weniger Schuldigen aber lange im Gefängniß gesessen und alles verloren hätten. Es mochte viel Wahres unter ihren Reden seyn.

Dies war eine von ihren sehr guten Stunden; in den bösen wütete sie wie ein Unthier, hatte auf jeden Verweis zehn Antworten, bediente sich der gemeinsten, schimpflichsten Ausdrücke. Niemand vermogte mit ihr auszukommen. Besonders wütend war sie, wenn sie einen Officier sah, der in der Revolution nichts verloren hatte. Sie fing endlich an, mit Tellern, mit Gläsern, mit Stühlen umherzuwerfen; dabei klopfte sie oft stark an die Thür, die in mein Zimmer führte. Einst verlangte sie, daß ich ihr aufzusuchen sollte, weil sie was mit mir zu reden hätte. *Aprite, Don Carlo, rief sie, aprite!* — *Non, Signora,* antwortete ich; *non aprirò. Siete troppo cattiva. — Io cattiva?* rief sie, und fing an mit der größten Wut im Zimmer herumzugehen, indem sie immer wiederholte: *io cattiva, io cattiva?* Sie mußte sich auch in der Verrücktheit getroffen gefühlt haben.

Man mußte sie endlich, da sie auch zu beißen anfing, an Händen und Füßen in Ketten legen, man gebrauchte kalte Bäder, und aus dem Hospital der Incurabili, wo die Verrückten

siad, kam eine Frau, die zur Cur etwas mitbrachte, das man eher etwas heisses nennen könnte: einen Ochsenziemer. Das Kalte und das Heisse wurde von jetzt an bei ihr angewandt, und das letzte oft sehr hörbar. Ich vermogte kaum Mitleiden mit ihr zu haben, obwohl ich kein Freund von solchen Curarten bin, weil sie ein gar zu arger Teufel zu seyn schien.

Nach einigen Tagen milderte sich ihr Wahnsinn, und verlor sich allmählig ganz. Sie ~~schien nicht mehr~~ von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, sie sang keine Freiheitslieder mehr, kurz, sie war, so viel man äusserlich bemerken konnte, hergestellt. Welche von den beiden entgegen stehenden Curarten diese Wirkung hervorgebracht hat, kann ich nicht entscheiden; ich bin aus Menschenliebe geneigt, mehr an die kalte zu glauben, obwohl auch die heisse bei Wahnsinnigen noch immer besser angebracht zu seyn scheint, als bei vernunftigen Menschen.

Aus dem Zustande dieser Frau wird man sehen, was hier in den Köpfen gährt. Es ist

ausgemacht, daß die beiden Parteien im Stillen gegen einander stehen; und daß die Flamme der einen nur deshalb nicht empor lodert, weil sie keine Luft hat. Mögten sie immer verschiedener Meinung seyn, mögten innewein diese die Republik, jene die Monarchie vorziehen, wenn es nur nicht mit Haß, mit Wut, mit Verfolgung geschähe.

Die Menschen sind gleichsam von Natur bestimmt, andere Meinungen zu haben, so wie sie auch am Körper unter einander verschieden sind. Dies ist ein großer Vortheil, indem es die Einformigkeit aufhebt; und die Menschen können, bei aller Verschiedenheit im Denken, in Fried und Einigkeit mit einander leben, sobald sie die Leidenschaft davon entfernen. O mögte doch dies bei allen Anhängern fremder Parteien Statt finden!

Es ist etwas Erschreckliches, wenn der Vater um einer Meinung willen den Sohn vergiftet, wenn der Sohn den Vater mit eignen Händen erwürgen mögte, wenn die blutigsten Zwiespalten in Familien entstehen, wenn die näch-

sten

sten Anverwandten sich im Kerker schmachten lassen, wenn Mann und Weib sich mit dem grimmigsten Hafs verfolgen, und dies alles, weil sie in einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden und verwickelten Sache anders denken.

Auch in meinem Vaterlande ist etwas ähnliches zu finden, und die beiden Meinungspartheien stehen oft wütend, und sich gleichsam emporbäumend, gegen einander.

Indem ich dies schreibe, ist wieder die Zeit des beginnenden Jahres herangerückt, und ich kann nicht umhin, noch einmal aus voller Empfindung heisse Wünsche, besonders in jener Rücksicht Wünsche, die mein Herz, meine Erfahrung, mein Nachdenken mir gebietet, für mein Vaterland gen Himmel zu senden. Ein sehr wichtiger davon heisst: o mögten die streitenden Parteien sich einander mit Versöhnlichkeit, mit Sanftmuth, mit Nachgiebigkeit nähern, und sich Hand und Herz bieten, wenn gleich der Sinn noch verschieden denkt. Diese Annäherung wird jedem Ausbruch der Leiden-

schaft, der Verfolgungssucht, so wie den künftigen Blutströmen vorbeugen; und sie ist so vernünftig, so gegründet auf reifes Nachdenken.

Alles, was der edle und weise Staatsbürger wünschen kann, ist, selbst glücklich zu seyn, und andere neben sich glücklich zu sehen. Woher entspringt aber dies Glück? Aus einer Monarchie, aus einer Democratic, aus einer Republik? O wahrlich nicht! Dies sind nicht die Quellen, aus welchen jenes erhabene Wesen: Glück der Menschheit, hervorgeht, es sind Nebensachen. Aus Weisheit, aus Ordnung, aus Ruhe, aus Tugend tritt es wie ein Gott hervor, und breitet seine Arme segnend über die Menschen aus. Der Staat ist am glücklichsten, der am tugendhaftesten ist, nicht das Königreich, nicht die Republik, nicht die Aristocratie.

Wie vermag ein Monarch Millionen von Menschen zu beglücken, wenn sie sich unter einander unglücklich machen? Wie vermag es ein Directorium, wenn sie sich durch Haß, Neid, Parteisucht, Blutvergießen in ewige Unruhe versetzen? Wie kann irgend eine Obrig-

heit ihre Unterthanen beglücken, wenn sie nicht selber das meiste dazu beitragen?

Volksglück ist ein Strom, der aus Bildung des Herzens, aus wahrer Religion, aus Menschenliebe, aus allgemein verbreitetem Wohlstande entspringt, nicht aus irgend einer Staatsform. O müßten doch Royalisten, und Republikanisch- oder Democratichesinnende dies unter ihren Nebenmenschen zu befördern suchen, müßten sie sich doch in solchen Punkten vereinigen, worin alle gute und edle Menschen vereint seyn müssen, und das Unwesentlichere ganz aus den Augen lassen. Es ist jetzt nicht darauf zu sehen, ob man in einer Aristocratie, oder Monarchie lebe, sondern, ob der allgemein einwirkenden Theuerung Mittel entgegen gesetzt, ob die Armuth möglichst unterstützt, ob die Jugend zu guten Grundsätzen erzogen, ob das in jeder Staatsverfassung vorhandene Fehlerhafte möglichst gemildert, ob die Gerechtigkeitspflege schnell und wirklich gerecht geübt, ob Sicherheit denen, was uns theuer ist, erhalten, und jede Grausamkeit gegen unsere Nebenmenschen

verdrängt werde. Dahin muß aller Blick gerichtet seyn, darin liegt das Große verborgen, das des höchsten Trachtens würdig ist!

Es ist eine traurige, und halb unerklärbare Erfahrung, daß Menschen um politischer Wünsche willen sich so bitter entzweien, zumal da die Erreichung dieser Wünsche keine von beiden Parteien glücklich macht. O mögten sie sich doch nicht verkennen, und die einzige Wahrheit fühlen, daß auf jeder Seite edle, gute und einsichtsvolle Menschen sind, die viele scheinbare Gründe für ihre Meinung auführen können. Mögten doch die Anhänger eines Freistaats oder einer Republik bedenken, wie viel Wohlthaten schon durch Könige über die Menschen gekommen sind. Was wäre Rußland ohne Peter den Großen; wie tief würde die Menschheit in diesem Staat stehen, wenn nicht dieser einzige auf seine Millionen so wohlthatig gewirkt hätte! Und wo ist der, der es nicht fühlt, welch ein Segen Friedrich II. für die Menschheit war, wie viele erhabene Beispiele von Fürstentugenden er den Monar-

chen Europa's gab, welche große Lehren er verbreitete, ein Land zu regieren, und die Bewohner desselben glücklich zu machen? Was würde der preussische Staat seyn, wenn statt der Regierung Friedrichs II. eine Revolution ausgebrochen wäre!

Auch das Alterthum beweist, wie wohlthätig die Regierung der Könige für die Menschen war. In Aegypten und Assyrien herrschte unter ihnen die höchste Cultur, und selbst der jüdische Staat trat unter David und Salomo auf seine höchste Spitze. Aber wozu Beweise aus dem Alterthum, da uns ein großer, entscheidender vor Augen liegt? Ist in Frankreich Ruhe, Ordnung, Menschenglück wiedergekehrt, ehe nicht ein Einziger wieder die Zügel der Regierung ergrif?

Mögen aber auch die Anhänger des Königthums bedenken, daß nicht alles für sie spricht! Mögen sie mit Ruhe und Unbefangenheit erwägen, daß der römische Staat seinen höchsten Glanz unter den Consuln hatte, daß die Griechen durch republikanische Regie-

rungsform sich zu einem großen hochcultivirten Volk emporschwangen; daß Holland nur groß wurde, nachdem es sich von der Herrschaft der spanischen Könige losgerissen hatte, und daß die Schweiz ein sehr glückliches Land war, als es seine freie Regierungsform hatte!

Mögen beide Parteien die Lehren, welche die Weltgeschichte predigt, ohne Vorurtheile prüfen, und sie werden sich wahrlich mit Nachsichtigkeit einander nähern. Und man kann ja verschieden in unentschiedenen Sachen denken, ohne sich zu hassen und zu verfolgen. Nur in einem einzigen großen, der Menschheit wichtigen Punkt, scheint es, müssen beide Parteien sich vereinigen, in dem: daß eine Revolution nicht zum Glück der Menschen führt. Millionen in meinem Vaterlande können dies nicht so lebhaft fühlen, als ich. Ich habe mit forschendem Auge und mit uneingenommenem Sinn die Länder gesehen, wo Revolutionen waren, und urtheilen gelernt. Aber auch in der Ferne predigt die Vernunft jene Wahrheiten laut. Ach, es ist besser, in einem fehlerhaft ge-

bauten Hause zu wohnen, als ganz ohne Obdach, und allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt zu seyn! Wenn die großen Maschinen der Cabinette, der Landescollegien, der Tribunale, der militairischen Systeme, der Stadtoberkeiten zusammenstürzen, wo ist der Baumeister, der dies alles sogleich wieder aufbauen kann? Die Trümmer der großen Werke liegen da, und die zerschmetterten Menschen liegen darunter.

Noch in einem andern Punkt, glaube ich, können die Parteien sich vereinigen, nämlich in dem: daß diejenige Monarchie die vollkommenste sey, in welcher der Monarch jedes Recht hat, Gutes zu thun, und wo das Böse nur durch die Gesetze verhängt werden kann. Der Monarch hat ein Herz, und die Gesetze haben keine Leidenschaften. Wer über Staatsregierung dachte, dem darf ich nicht mehr sagen.

Aber noch einen dritten Vereinigungspunkt bietet Vernunft und Erfahrung dar, nämlich dem: daß dann die Monarchie allen andern Re-

gierungsformen vorzuziehen sey, wenn ein edler und weiser König regiert. Wer vermag zu zweifeln, daß dieser am leichtesten den Menschen den Weg zum Glück bahnen kann? Er kann das Gute, das, was ihm sein Herz und sein Geist gebietet, ohne Hinderniß vollbringen, wenn in Republiken erst viele Sinne darüber vereinigt werden müssen, er kann hundert edle Thaten vollendet haben, unterdeß getheilte Glückseligkeiten noch darüber stimmen, und vielleicht das Beste verwerten. Es ist nichts so schön, so edel, daß sich nichts dagegen einwenden ließe; und unter zehn Menschen sind oft fünf, die nicht gut und edel denken. Was können sie Gutes stiften.

Ich scheide jetzt, am Neujahrsmorgen 1803, von meinen geliebten vaterländischen Lesern, und wiederhole nur noch einmal den Wunsch, daß die großen politischen Parteien in Deutschland Haß, Verfolgungssucht und Zwietracht verbannen, daß sie dagegen über jene der Menschheit wichtigen Punkte sich vereinigen,

und die kleinen Verschiedenheiten der Urtheile ohne Unwillen dahin gestellt seyn lassen mögen.

Aber auch für mich habe ich einen innigen heißen Wunsch: daß ich in diesem Jahre gesund und glücklich in mein Vaterland zurück kehren möge.

Schreiben eines neapolitanischen Lottospieters an den Herausgeber, nebst Unterricht im Lotteriespiel.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die an dem Tage, wo die Zahlen der Lotterie gezogen werden, in der Vicaria, bei St. Giuseppe, oder bei irgend einem Laden stehen, an welchem die herausgekommenen Nummern erscheinen. Sie werden wissen, daß nach ihrer Bekanntmachung einige wenige mit frohlockender Miene weg-

gehen, eine Menge anderer hingegen voll Verzweiflung in den Straßen herumlaufen, weil sie auf dem Gewinn einer Terne oder Quaterne sich zu Bette zu legen hofen, jetzt aber nicht wissen, womit sie am Abend ihren Hunger stillen sollen. Ich gehöre nicht zu dieser Klasse, und Sie werden mich immer mit derselben Mine bei Gewinn oder Verlust hinweggehen sehen; denn ein echter Spieler muß unter allen Umständen kalt bleiben, und sich von den kleinen Neckereien des Glücks nicht irre machen lassen, zumal, wenn er seine Hoffnungen auf einem festen Grunde erbauet hat, und einem großen gewissen Ziele entgegen geht.

Ich bin auf diesem Wege, und ich hoffe, Sie werden sich davon selber überzeugen, sobald Sie meine Geschichte gehört haben.

Sie müssen wissen, daß ich vor ungefähr fünf Jahren ein sehr wohlhabender Mann war. Nach dem Erweiterungstriebe aber, der allen Menschen, und vorzüglich den Italienern eigen seyn soll, wünschte ich, noch etwas mehr zu seyn, nämlich reich zu werden. Zu diesem

Endsweck warf ich mich auf das Lottospiel, das ich als das am wenigsten beschwerliche Mittel dazu ersah, und habe es diese letzten fünf Jahre hindurch mit großem Eifer und unermüdeten Anstrengung getrieben. Ich schmeichle mir, daß ich kein gewöhnlicher Spieler bin; ich habe nicht allein gespielt, ich habe auch gerechnet, und bin endlich dem Glücksrade, oder vielmehr dem großem Exempel der Lotterrie auf die Spur gekommen, so daß in Kurzem das *Fecit* da seyn muß.

Es ist wahr, daß ich während dieses Calculs mein Vermögen zugesetzt habe, und jetzt mit Weib und Kind einigen Mangel leide, (denn Sie werden selber fühlen, daß eine so schwere Berechnung eine große Anstrengung des Geistes fodert, und wenig Zeit für andere Geschäfte übrig läßt,) aber ich bin auch gewiss, meinen Verlust in Kurzem zehnfach ersetzt zu sehen, denn wenn ich mein Besetzen der Nummern nur noch ein Jahr fortsetzen kann, so muß ich nach den untrüglichen Anzeigen einige Ternen und Quaternen gewinnen, wo

nicht die Bank der Lotterie sprengen. Ich hoffe dies mit Ihrer Hülfe zu können, und ersuche Sie um die Gefälligkeit, mir einen Vorschuss zu leisten, um noch ein Jahr auszuhalten, wo ich dann selber in dem Stande seyn werde, Andern Vorschüsse zu machen. Mündlich werde ich Ihnen meine Berechnungen mittheilen, und Sie völlig überzeugen, daß ich meinem Ziel nahe bin. Ich bin selbst bereit, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen, wenn Sie geneigt sind, an meiner Speculation Theil zu nehmen, und wir wollen dann vereint das Glück genießen, zu welchem ich mir seit fünf Jahren mit großen Kosten den Weg gebahnt habe.

Ich bin u. s. w.

Credulus Ziffer.

Ich überlasse es meinen Lesern, ihre Betrachtungen über diesen Brief, den ich mit einigen kleinen Veränderungen horgesetzt habe, anzustellen, und füge bloß hinzu, daß mich die glänzenden Versprechungen dieses Mannes, der

seiner Sache so gewiß zu seyn scheint, auf keine Weise reizen, daß ich im Gegentheil weit eher geneigt seyn würde, ihm zu helfen, wenn er in seinem Briefe erklärt hätte, gänzlich vom Lottospielen abzugehen, und einen sicherern und solidern Erwerbszweig zu ergreifen.

Da aber in meinem Vaterlande viele an der Krankheit danieder liegen, die mein obiger Correspondent seit fünf Jahren mit sich herumträgt, so kann ich nicht umhin, einige Worte über das neapolitanische Lotto zu sagen, und einige Regeln anzugeben, deren man sich hier bedient, um durch dies schöne Spiel reich und glücklich zu werden. Ich hoffe, meine Landsleute werden aus diesen Angaben den Nutzen ziehen, der sich billigerweise daraus ziehen laßt.

Die Italiener haben die kleine Untugend an sich, daß sie gern durch Nichtsthun etwas verdienen mögen; da nun auf keine Art etwas leichter zu verdienen ist, als durch die Lotterio, so ist es kein Wunder, daß sie sich gleichsam *à tête perdue* in dies Spiel werfen. Sie ge

ben aber dennoch mit einiger Sicherheit zu Werke, und studiren das Geschäft, das sie treiben, aus dem Grunde. Es sind nämlich Bücher vorhanden, worin die Wissenschaft des Lotto-spiels ausführlich abgehandelt ist, und man wird nicht leicht einen gemeinen Neapolitaner finden, der nicht in diesen Büchern bewandert wäre, wenn er auch sonst weder lesen noch schreiben kann. Wer lehrbegierig ist, der lernt auch vom Hörensagen.

Eins von diesen Büchern heist: *La Smerfa fortunata*, und in denselben sind große Schätze vorhanden, von denen ich jetzt meinen Lesern einige anthun will.

Träume waren von jeher der große Fingerzeig auf die Nummern, welche der blinde Knaabe herausziehen wird. Wenn von Zahlen in Neapel träumt, durch dessen Hand geht gewiß etwas Geld, und wenn er es auch nicht bekommt, so trägt er es doch hin, damit es Andere bekommen können. Da uns die Einbildungskraft aber nur selten Zahlen im Schlafe vorspiegelt, so hat man ein Mittel erfunden,

von Zahlen zu träumen, ohne von Zahlen zu träumen. Die *Smorfia fortunata* lehrt nämlich, daß gewisse Dinge Zahlen bedeuten, und wer das Glück hat, diese Dinge im Schlaf zu sehen, der sieht zugleich sein Glück in der Lotterie vor Augen. Hier sind einige davon.

Wem träumt, daß er hungrig sey, wie denn dies leicht bei einem Lottospieler sich ereignen könnte, der muß die Zahl 16 oder 30 setzen, und er hat die größte Hoffnung, seinen Hunger gestillt zu sehen. Wem träumt, daß ihm sein Schnupftuch gestohlen wird, eine Sache, die jemandem in Neapel nicht allein im Schlaf, sondern sehr leicht auch beim Wachen geschehen kann, der darf auf die Zahlen 66 und 76 sein Glück bauen. Wer den etwas seltsamen Traum hat, daß seine Tochter eine Büffelkuh sey, der darf die Zahl 35 als seinen Glücksstern betrachten. Da aber dies nicht leicht jemandem in Deutschland, wo es keine Büffelkühe giebt, träumen wird, so glaube ich, man kann hier ohne Nachtheil eine wirkliche Kuh unterscheiden, und ich zweifle nicht, daß nicht jemand

auch in Deutschland den Traum haben könnte, seine Tochter sey eine Kuh.

Wer das Vergnügen hat von einem Kutscher zu träumen, der kann durch eine ganze Menge Zahlen sein Glück machen, nämlich durch 16, 19, 20, 25, 30, 33, 34, 39, u. s. w. Wenn er diese Zahlen heifsig besetzt, so werden sie ihn in kurzer Zeit in den Stand setzen, sich einen Kutscher zu halten. Doch hat man auch Beispiele, daß sie jemanden dahin gebracht haben, ein Kutscher zu werden.

Träumt jemandem, daß er eine Braut habe, wie denn dergleichen Träume sehr gewöhnlich seyn sollen, so lachelt ihm die Zahl 56, und er kann sich durch eine hohe Besetzung derselben leicht ein Heirathsgut erwerben; träumt ihm von Diote, so schreibe er die Zahlen 76, 77, 85 und 87 auf, und es darf die Hoffnung zu einer Quaterne nahen. Erscheint ihm im Schlaf ein surrentinisches Kalb, so ist ihm die Zahl 10 gewogen, sieht er den Seefisch Merlutz, so muß er sein Glück mit 7 und 82 versuchen, trinkt er im Schlaf den Wein Aspinio, so ist

die größte Hoffnung vorhanden, daß der blinde Knabe die Zahl 23 ziehen wird. Da aber viele von den deutschen Lottospielern nie von diesen Dingen mögten gehört haben, so rathe ich meinen Landsleuten, statt des sorrentinischen Kalbes einen polnischen Ochsen, statt des Merlutz einen ehrlichen deutschen Karpfen, und statt des Weins Asprinio, Merseburger oder Braunschweiger Bier zu setzen.

Ich habe Ursache zu glauben, daß dies ohne Nachtheil der Deutung, und ohne den Träumen Gewalt anzuthun geschehen kann. Selbst mein Autor berechtigt mich dazu, denn ich finde darin, daß die geträumten Sachen nach den Städten auch andere Zahlen bedeuten. Wenn jemand z. B. in Rom von Fantoffeln träumt, so bringt die nächste Ziehung die Zahl 6 aus Läch, in Neapel aber haben Bratwürste diese Zahl. Ich darf mir schmeicheln, daß man noch immer mehr Ähnlichkeit zwischen einem Merlutz und einem Karpfen, einem Sorrenter Kalbe, und einem polnischen Ochsen, als zwischen Fantoffeln und Bratwürsten finden wird, zumal da ich

meine Leser versichern kann, daß die Kälber von Sorrento halbe Ochsen sind.

Traumt man in Neapel von Kaldaunen, so muß die Zahl 51 im Lotto erscheinen, in Rom aber erscheint sie, wenn man von Schüsseln geträumt hat. Man sieht jedoch, daß die Sachen einigen Bezug unter einander haben, und daß Rom die leeren Schüsseln zu den Kaldaunen hergibt, die Neapel hervorbringt.

Ich könnte noch ein langes Register von Dingen hersetzen, wodurch man im Schlaf die Ziffern findet, aber ich hoffe, meine Leser werden aus dem Obigen schon sehen, auf welchem festen Grunde die Sache erbauet ist, und wie systematisch man sie hier behandelt. Sollten etwa, trotz den Traumen und ihrer Deutung, die bestimmten Zahlen nicht herauskommen, so lasse man sich dadurch nicht irre machen; man bedenke, daß mehrere ehrliche Leute Träume haben, und daß leicht einem Andern von Kapannen und Fasanen geträumt haben kann, wenn man selber von Kaldaunen und Bratwürsten geträumt hat. Was soll das Schicksal hier thun?

Die Kaldaunen oder die Fasane gelten lassen? Geschichte jenes, so ist der große Haufe unzufrieden, geschieht dieses, so hat sich der Vornehmer zu beklagen. Dies ist der Grund, warum es das Schicksal nicht allen Recht machen kann; es müßten mit jeder Ziehung alle 90 Nummern herauskommen, wenn nur die Träume einiger wenigen Lottospieler befriedigt werden sollten, ja 900 und 9000 Zahlen, wenn sie da wären. Die Träume verderben sich untereinander die Ziehung. Darum bescheide man sich und denke, daß es mehrere Lottospieler gibt, die sich nicht allein am Tage, sondern auch in der Nacht mit diesem lobenswürdigen Handwerk beschäftigen.

Ich will hier jetzt aus der *Smorfia fortunata* noch die Auslegung einiger Träume hersetzen, die keinen Bezug auf Lotto und Zahlen haben, die aber dessen ungeachtet nützlich werden kann. Träumt jemandem von Ochsen, welche schlafen, so bedeutet dies schlechtes Wetter. Man weiß also jetzt, woher es kommt, wenn oft anhaltendes schlechtes Wetter ist: die Leute träumen

dann viel von schlafenden Ochsen. Oekonomen, denen zu Zeiten viel an der Veränderung des Wetters liegt, rath ich, sich bei solchen schlafenden Wettergläsern Raths zu erholen.

Sieht man weiße Ochsen im Traum, welche tanzen, so bedeutet dies Ehre. Ich würde gern auf die Ehre Verzicht thun, wenn ich nur die Ochsen tanzen sehen könnte; sie müssen dies mit vieler Grazie thun, besonders in Neapel, wo sie Hufeisen tragen. Sieht man mageren Ochsen im Traum, so ist Theurung zu befürchten. Die Sache hat sich also seit jenes Pharo Zeiten nur in dem kleinen Umstande verändert, daß aus Rohen Ochsen geworden sind. Traumt man, daß man Kohlen ist, so zeigt dies Schaden an. Ich glaube, daß man diesen Traum nur bei großem Hunger haben kann. Sieht man im Traum eine goldene Krone um sein Haupt, so folgt Zank und Neid darauf. Diesen Traum scheint Buonaparte gehabt zu haben, und die Auslegung dürfte auch wohl eintreffen. Traumt man, daß man Menschenfleisch ist, so bedeutet dies Arbeit. Ich halte

dafür, daß man diesen Traum nur in Paris oder in Neapel haben kann, und daß selbst hier nur einige wenige ihn haben. Uebrigens muß dieser Traum auch in der Auslegung etwas Furchterliches für einen Italiener an sich tragen. Genug von diesen wichtigen Dingen, die in der Nacht vorgehen, und die einen so großen Einfluß auf die Weltbegebenheiten haben.

„ Ich habe im Obigen einige Anweisung gegeben, wie man im Schlaf die Nummern des Lotto finden kann; jetzt bleibt mir noch der zweite Theil meines Unterrichts übrig, nämlich, wie man wachend diese wichtigen Zahlen ausfindig macht. Hierzu habe ich einen andern und in Italien sehr beliebten Gewahnsmann. In diesem Lande nämlich gibt der verstorbene venetianische Astronom, Physiker und Cabbalist, Casamia, wie er sich nennt, jährlich einen Calendar heraus, der wichtige Aufschlüsse über diese Sache ertheilt. Man wundre sich nicht, daß ein verstorbener Mann diesen Calendar herausgibt; es ist wirklich so. Casamia ist längst todt, aber sein Talent, einen astrologischen und cab-

balistischen Calender herauszugeben, ist, gleich dem Mantel des Elias, auf irgend einen andern unbekannten Sterndeuter gekommen, und er erscheint noch immer unter seinem Namen.

Bei einer andern Gelegenheit werde ich von diesem für Italien sehr merkwürdigen Calender reden, und hier nur das daraus hervorzeln, was an einem tüchtigen Lottospieler gehört, der nicht allein bei der Nacht, sondern auch am Tage sein Geschäft treiben will.

Ein solcher muß immer die Zahlen vor Augen haben, die in der verflossenen Zeit herausgekommen sind, besonders in der letzten Ziehung; mit diesen und einigen andern cabbalistischen Nummern kann er dann durch eine gewisse mysteriöse Operation die Zahlen finden, die in der künftigen Ziehung herauskommen werden. Hier ist ein Beispiel davon.

In Venedig sind den 6ten Septbr. 1800 folgende Zahlen herausgekommen: 69, 3, 87, 55, 66. Will man nun wissen, welche in der nächsten Ziehung den 3ten Octbr. herauskommen werden, so erfährt man dies, wenn man fünf

Zahlenpyramiden bildet, die im Gegensatz mit andern Pyramiden auf der Spitze stehen. Diese Pyramiden entstehen auf folgende Art. Zuerst schreibt man die erste Nummer der letzten Ziehung, also 69 hin. Neben diese setzt man das Datum der folgenden Ziehung, also 3. Hinter diese kommt die Zahl von den jedesmaligen Graden der Sonne, die nach meinem Gewährmann den 3ten Octbr. 1^o betragen. Zuletzt kommt die sympathetische Nummer des *Mandao*, der im October im Scorpion stand, und die Zahl 31 hatte. Zu diesen beiden letzten Zahlen muß man den Calendar des *Casale* haben.

Ist dies geschehen, so addirt man die nebeneinander stehenden Zahlen zusammen, und setzt die Summe darunter, doch so, daß man immer die Zahl ganz wegwirft, die man sonst im Sinn zu behalten pflegt. Ist die zweite Reihe auf diese Art entstanden, so geht man zur dritten fort, bis am Ende unten nur eine Zahl bleibt, die innerhalb den Grenzen von 1 bis 90 liegt. Dies ist dann die erwünschte Zahl, die

in der nächsten Ziehung herauskommt. Hier sind zwei von diesen mysteriösen Pyramiden:

6.	5.	10.	31.	5.	5.	10.	31.
5.	2.	4.	1.	5.	4.	1.	5.
7.	6.	3.	47.	5.	4.	7.	
5.	1.	9.	1.	9.	1.		
4.	0.	0.					
40.				12.			

Diese Pyramiden sind also auf folgende Art entstanden: 6 und 9 macht 15; die 5 darunter geschrieben; 9 und 3 macht 12; die 2 darunter geschrieben; 5 und 1 macht 4 u. s. w. Ich hoffe, man wird nun im Stande seyn, diese geheimnißvollen Pyramiden zu bilden, und die erwünschten Zahlen zu finden, welche diesmal 40 und 10 sind. Ich weiß nicht, ob sie der blinde Knabe den 3ten Octbr. 1800. in Venedig gezogen hat; aber ich glaube, daß aus einer Mischung von Sonnengraden, von sympathetischen Mondzahlen, vom Datum des Tages und Lottoriffen nothwendig etwas Gutes herauskommen muß. Wer nur etwas mystischen und

chaballistischen Sinn hat, der wird hier große Geheimnisse wittern. Nur wundert mich, daß der Nachfolger des Cassinis, der die Lotteriezahlen so schaufrinnig zu errathen weiß, sich nicht selber reich dadurch spielt, und noch immer mit dem mühsamen Calenderschreiben sich ernährt.

Ich hoffe nun meinen deutschen Lesern einen Fingerzeig gegeben zu haben, wie sie recht gründlich das wohlthätige Lottospiel treiben können, und ich zweifle nicht, daß, wenn sie ihn befolgen, eine Menge Geldes durch ihre Hände gehen wird.

Das beste Geheimniß aber habe ich mir selbst aufgespart, und die deutschen Liebhaber des Lotto werden es mir gewiß sehr Dank wissen, wenn ich es ihnen offenbare; denn es besteht in nichts geringerem, als in der Wissenschaft, in der Zahlenlotterie zu gewinnen, und recht viel zu gewinnen, ohne darin zu spielen. Dies scheint unglaublich, und es gibt dennoch ein ganz einfaches Mittel dazu.

Wer sich dessen bedienen will, der schaffe sich zuerst eine recht freche Stirn an, und sodann einen etwas zutraulichen Ton der Sprache. Hat er beides zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht, so trete er geheimnißvoll zu irgend einem Lottospieler, und sage ihm fünf Nummern ins Ohr, mit der dringenden Bitte, sie zu setzen. Er muß sich dabei das Ansehen geben, als wüßte er gewiß, daß sie in der nächsten Ziehung herauskommen werden. Fragt man ihn, warum er sie nicht selber besetzt, so antwortet er, daß er nicht gerade bei Gelde sey, welches bei einem eifrigen Lottospieler nicht unwahrscheinlich seyn kann, daß er aber gern einem Andern das Glück gönnen wolle. Ist dieser Andere nun nur des geringsten mystischen Eindrucks fähig, so wird er die geheimnißvollen Zahlen setzen, und in diesem Fall muß er sich einen Theil des Gewinnes bedingen, welches nicht mehr wie billig ist.

Dieselbe Scene wiederholt er mit einem andern Bekannten, nur mit dem Unterschiede,

dafs er diesem wieder fünf andere Nummern nennt, und so fort mit dem dritten, vierten und fünften Lottospieler. Könnte er alle 90 Nummern auf diese Art besetzen lassen, wozu nur 10 Personen gehören, so wäre sein Gewinn offenbar; indessen müßte es wunderbar ausgehen, wenn er auch nur bei Besetzung des dritten oder vierten Theils nicht bei jeder Ziehung ein wirkliches durch die Dankbarkeit der Gewinner davon tragen sollte.

10. Kommen die Zahlen nicht heraus, und macht man ihm Vorwürfe darüber, so gibt es ja tausend Entschuldigungen. *Aura inclinant, non cogunt*, *) ist ein Sprücheichen, das er beständig im Munde führen muß, und es wird ihn bei keiner Vorhersagung zu Schanden werden lassen. Kurz, er hat die Zahlen in den Ge-
stirnen gelesen, oder durch eine auf dem Kopf stehende Pyramide berechnet, oder durch einen Talisman, einen divinatorischen Traum, eine

*) Die Geirne zeigen sich nur an etwas, sie erzwingen es nicht.

Erscheinung oder eine andere Offenbarung erhalten, und bloß ein antipathetischer Umstand hat ihre Ziehung verhindert. So ist er in jedem Fall geborgen.

Ich hatte dies Geheimniß, durch die Lotterie reich zu werden, ohne darin zu spielen, nicht ans Licht bringen sollen, ohne es mir, wie es der Gebrauch ist, durch Pränumeration bezahlen zu lassen; aber da ich gerne meinen Landsleuten dienen will, so habe ich allen Eigennutz bei Seite gesetzt, und ihnen diesen Stein der Weisen aus der neapolitanischen Praxis, bei welchem bloß einige Vorsicht nöthig ist, umsonst gegeben, und glaube, mich dadurch nicht wenig um sie verdient gemacht zu haben.

Ueberhaupt schmeichle ich mir durch diesen ganzen Aufsatz deutlich dargethan zu haben, wie man das Lottospiel systematisch treiben, und mit wie vieler Wahrscheinlichkeit man auf diese Art ein reicher Mann werden kann.

Theatralische Nachrichten.

- 1) Armida und Rinaldo, und die Amerikaner, auf dem Theater St. Carlo.

Die große Oper, die vom 2ten Septbr. bis zum 17ten Octbr. 1802. auf dem St. Carlstheater gegeben worden ist, heist Armida und Rinaldo. Als ich die Ankündigung davon sah, glaubte ich, daß jener berühmte Räuber Rinaldo gemeint sey, von dem wir einen sehr gelesenen Roman in Deutschland haben, und der auch hier in Neapel noch häufig besungen wird. Ich irrte mich; der Dichter hat diesmal seinen Stoff aus dem befreiten Jerusalem des Tasso genommen, und jener Rinaldo, der darin vorkommt, ist sein Held, wenn man anders das einen Helden nennen kann, was die Dichter vom St. Carlstheater dafür ausgeben.

Aus dem Gegenstande hätte etwas Vorzügliches werden können, denn er ist einfach und schön, und Tasso konnte schon durch seine reizenden Beschreibungen zu etwas begeistern. Aber leider ist die Bearbeitung wieder einem Menschen in die Hände gefallen, der keinen Geist hatte, der also auch seinem Werk keinen einhauchen konnte.

Der Stoff ist aus dem sechzehnten Gesange des Heldengedichts genommen. Hier findet man den jungen Held Rinaldo, der sich einer Missethätigkeit wegen von dem Heer Gottfrieds von Bouillon entfernt hatte, in den Gärten der Zauberin Armida, die ihn mit allen Künsten der Liebe und der Zauberei in ihrem Bezirk zurückzuhalten sucht. Aber seine Streitgenossen machen ihm Vorwürfe über sein weiches wolustiges Leben, und fordern ihn auf, in den Kampf zurückzukehren.

*Ubaldo in comincio parlando all'ora:
Va l'Asia tutto, e va l'Europa in guerra;
Chiunque pregio brama, e Cristo adora,
Travaglia in arme, or nella Siria Terra.*

*Tu solo, o figlio di Bertholdo, fuora
Del mondo in ozio un breve angolo seras;
Te sol dell' universo il moto nulla
Move, egregio Campion d'una fanciulla.*

Ubald begann so: Ganz Asien, ganz Europa zieht in den Krieg; jeder durstet nach Ruhm, und betet Christum an; bis nach Syrien hin senkt die Erde unter Waffen. Du allein, Sohn Bertholds, lebst müßig außerhalb der Welt in einem engen Winkel, dich allein rührt die Bewegung des Erdballs nicht, dich, den glorreichen Ritter eines Kindes.“

So schreibt Tasso. Rinaldo laßt sich überwinden, besiegt die Liebe, und kehrt mit seinen Gefährten zum Heere zurück.

Diese so einfache Fabel konnte unstreitig sehr angenehm behandelt werden. Die beiden heftigsten Leidenschaften; Liebe und Ehrgeiz, sind in Kampf mit einander; hierzu gesellt sich das Außerordentliche der Zauberei. Zu welchen anziehenden Scenen, und zu welcher lebhaften Handlung konnte dies Gelegenheit geben? — Nichts von dem allen! Tasso's schön.

ne Episode konnte den Verfasser der Oper nicht begeistern.

Gleich der Anfang verräth, daß er seinem Gegenstande nicht gewachsen war. Hier ist ers

Scena prima.

*Lido di Moro, con Campagna adjacente. Vascel-
la agitata della tempesta, e sul medesimo Ubal-
do, Carlo e Coro di Soldati; indi Gualberto.*

Gualb. Oh Cielo! A voti miei
Cento il furor del vento;
Tutti serena il mar ad.

Tutti. Si fortunato evento
Chi mai potea sperar?

Ubaldo. } Dalla crudel tempesta
Carlo. } Salvi per te noi siamo;
Ma svela, a chi dobbiamo
Tanta felicità?

Gualb. Sol grazie al Ciel rendiamo
Ch' ebbe di noi pietà.

Tutti. La nostra al ciel dobbiamo
Comun felicità

Ubaldo

o) Calmati il turbin.

Ubaldo. *Ma come tanto in cielo*

Postano i voti tuoi?

Gualb. *Del Nume io sono*

Interprete fidel; il camin vostro

Ei reise, e non a caso. In questo Lido

Rinaldo or giungera.

Ubaldo. *Come? Rinaldo?*

Carlo. *Parla! . . . L' addita a noi!*

Gualb. *La premurosa inchiesta*

Merta, che tutto io velli. Egli a momenti

Preda d' Armida diverrà. L' indegna

Saprà sedurlo, ed affannarli il cuore.

Ma, mentre in folle amore

Sepolto sia, voi già destina il cielo,

Per sottrarlo all' affetto insidioso.

Invano ella opporrassi. Ubaldo in tanto

Con tuoi più forti per quell' ampia valle

Vola all' impresa. Carlo per brev' ora

Vegli da saggio a custodir la prora.

Dies ist die erste Scene, denn Gualbert
geht jetzt ab; — warum? Danach müssen mich
meine Leser nicht fragen. Ich weiß es nicht,
und vielleicht weiß es der Verfasser auch nicht.
Kurz, er braucht ihn nicht mehr. Aber ich
muss wohl die saure Muhe des Uebersetzens

übernehmen, damit auch meine unitalienischen Leser die Schönheiten dieser Scene fühlen können.

Erste Scene.

Ufer des Meers mit daranliegendem Felde. Ein von Sturm bewegtes Schiff, und auf demselben Ubald, Carl. Chor von Soldaten, und sodann Gualbert.

Gualbert. O Himmel! Auf meine Wünsche endige die Wut des Windes, das Meer werde heiter! a)

(Dafs der Himmel heiter werden kann, weiß jeder, aber wie das Meer heiter werden soll, das weiß man nicht, wenn man auch dicht daran wohnt. Ueberdies geht es mit der Sache nicht so geschwind.)

Alle. Wer hatte je ein so glückliches Ereigniß hoffen können.

Ubald. Von dem grausamen Ungewitter

a) Der Sturm legt sich.

sind wir durch dich befreiet; aber entdecke uns, wem verdanken wir so viel Glück?

Gualb. Sagen wir blos dem Himmel Dank, daß er Mitleiden mit uns hatte.

Alle. Unser ganzes Glück verdanken wir dem Himmel.

(Welch ein Geschwätz! Und welche eine Rolle muß der Himmel darin spielen! Nach der Volksmeinung gibt es einen Wolkenhimmel, einen Sternenhimmel, und einen Freudenhimmel, ich weiß wohl, wissen, welchen von diesen dreien der Verfasser meint? Ich glaube, den Wolkenhimmel. Mindestens hat er in sehr wässerigten und schweren Wolken gelebt, als er seine Oper schrieb, und sein Gehirn ist gänzlich ungewölkt gewesen. — Was soll man anders sagen? Kritik ist bei einem solchen Anfang einer Oper nicht gut möglich; es laßt sich fast nichts anders thun, als spotten.)

Ubaldo. Aber wie können deine Wünsche so viel über den Himmel?

(Ist nicht etwas Aehnliches schon einmal gefragt?)

Gualb. Ich bin ein treuer Dolmetscher der Gottheit. Sie leitete eure Reise, und nicht aus Zufall. An diesem Ufer wird Rinaldo sich mit uns vereinigen.

Ubaldo. Wie? Rinaldo!

Carl. Rede! . . . Beweise es uns.

Gualb. Euer hastiges Forschen verdient, daß ich euch alles entdecke u. s. w.

(Wenn Menschen im wirklichen Leben so mit einander reden, so sind es gewöhnlich unbedeutende Schwatzer; aber wenn ein Dichter seine Personen so reden läßt, so muß seine Geistesarmuth einen hohen Grad erreichen, und er sollte billig alle Arbeiten für das Publikum sorgfältig vermeiden. Sie können ihm nie Ehre oder Vortheil bringen, sondern nur das Gegentheil. Gualbert spricht weiter:)

Er wird auf Augenblicke die Beute der Armida werden. Die Unwürdige wird ihn zu verführen und sein Herz zu bestriicken wissen; aber unterdeß er in thörichtester Liebe begraben ist, bestimmt auch der Himmel schon, ihn der hinterlistigen Leidenschaft zu entziehen. Ver

gebens wird sie sich widersetzen. Du Ubaldo eile mit deinen Tapfersten durch dies weite Thal zur Unternehmung hin. Du Carl wache eine kurze Zeit.

Das Beste ist, daß man hier gleich den ganzen Gang, und das Ende der Oper erfährt. Aber auch ohne dies würde bei einer solchen Behandlung ein Interesse entstehen können. Die zweite Scene fängt so an:

Ubaldo. Udui? Hast du's gehört?

Carlo. Udu, Ich hab's gehört.

Ubaldo. Cid volle il Ciel pietoso.

Hier ist nichts aus dem Zusammenhange gerissen; dieser kann also nicht Schuld seyn, daß die Sachen sich so elend ausnehmen. Uebrigens hat der Dichter sein Sujet als bekannt vorausgesetzt, und sich alle seine Zuhörer als Leser des Tasso vorgestellt. Dadurch wird manches in seiner Behandlung sehr leicht. Er hatte Unrecht. Eine Oper muß ein Ganzes für sich seyn, und kein anderes ästhetisches Werk zur Grundlage haben, ohne das es nicht bestehen kann. Und der Verfasser ist zum Unglück

nichts, auch wenn er auf den Schultern des Tasso sitzt.

Aber um ihm nicht Unrecht zu thun, muß ich auch eine von den Hauptscenen heransheben, nämlich die, wo der eigentliche Kampf zwischen Liebe und Heldenruhm in Rinaldo vorgeht.

Scena XII.

Rinaldo solo, indi Ubaldo con Guerrieri.

*Rinald. Misero me! Ove son io? Più non mi
alletta*

Desio di gloria, e di vincer l'affetto!

Più non mi sento in petto

L'usato mio valor! Sol mi consola

Di due bei lumi il folgorar soave,

*Che l'alma accende! Ma chi mai si ap-
presta?*

*Qual armi io veggio? Quel Guerrier
chi sia?*

Ubaldo. Va l'Asia tutta, e va l'Europa in guerra,

Sol qui Rinaldo in ocio vil si giace,

Per vano fregio dinge

*Quel brando suo, che al fero Truce in
campo*

- Fè vacillar del Regal serto il dono:*
Ecco gli Eroi latini, ecco, ove sono.
- Rinald.** *Ubaldo, ah per pietà! . . .*
- Ubald.** *Sorgi, ti desta*
Dal letargo funesto.
Rammenti chi sei, qual fosti un giorno,
E dove giaci in mille vassi involto.
- Rinald.** *Qual fulmine improvviso*
La mia ragion combatte . . . a)
- Ubald.** *Fuggi l'infam^a albergo, e mecoiedi*
Di Goffredo agli amplessi, e degli amici.
- Rinald.** *Sì, ti seguo . . . b)*
- Ubald.** *Oh contento,*
Oh noi felici!
- Rinald.** *Sento nel sen risorgere*
Il mio guerriero ardore,
Che al campo dell' onore
Invitami a pugar.
- Ubald.** *Là fra le stragi, e il sangue*
Dell' Ottomano altico^a
Erga la sè l' Impero
Oh, vieni a trionfar.
- Rinald.** *Ma qual dolor . . .*
- Ubald.** *Che pensi?*

a) Confuso. b) Risoluto.

Rinaldo. Amor miei passi arresta;

Qui mi trattiene amor.

Ubaldo. Ah, qual viltade è questa!

Rammenta il tuo valor.

Zwölfte Scene.

Rinaldo allein; hernach Ubaldo mit Kriegern.

Rinaldo. Ich Unglücklicher! Wo bin ich? Mich lockt nicht mehr das Verlangen nach Ruhm, und die Sehnsucht zu siegen. Ich fühle nicht mehr den gewohnten Muth im Busen. Nur der Blitz von zwei schönen Augen, der die Seele entflammt, entrent mich. Aber wer naht sich? Welche Waffen sehe ich? Welch ein Krieger erscheint.

Ubaldo. Ganz Asia und Europa zieht in den Krieg, Rinaldo allein liegt hier in schimpflicher Muße. Zum eitlen Schmuck gürtet er sein Schwert um, das im Felde den königlichen Hauptschmuck des wilden Thraciens wankend machte; wo sind die lateinischen Helden, wo sind sie?

Rinaldo. Ubald, ach, aus Mitleid! . . .

Ubald. Steh auf, ermuntre dich von dem traurigen Schlummer! Erwinnere dich, wer du bist, wer du einst warst, und wo du jetzt liegst, von tausend Reizungen umgeben.

Rinaldo. Welch ein unerwarteter Blitzstrahl bekämpft meine Vernunft. . . .

Ubald. Fliehe den schändlichen Aufenthalt, und kehre mit mir zu den Umarmungen Gottfrieds und deiner Freunde zurück.

Rinaldo. Ja, ich folge dir.

Ubald. O Zufriedenheit, o wir Glücklichen!

(Hier ist das Werk zu Stande, und der Held überwunden. Man sieht, Demosthenes Beredtsamkeit hat nicht dazu gehört; er hat sich bald breitschlagen lassen. Der Anfang der Scene ist nicht schlecht; es ist wenigstens darin gesagt, was man ungefähr erwartet. Aber da, wo Rinaldo seine Paar Worte der Unentschlossenheit und der Verlegenheit ausruft, ist die Behandlung elend. Und welch eine falsche Metapher ist es: ein Blitzstrahl bekämpft mei-

ne Vernunft! Ein Blitzstrahl oder Donnerschlag kann wohl erschüttern, aber nicht bekämpfen. Allein das Unterscheiden wahrer und falscher Metaphern darf man durchaus nicht von einem solchen Verfasser erwarten. Uebrigens war es kein Blitzstrahl, der den Rinaldo erschütterte, sondern ein alltägliches gewöhnliches Uebertönen, wozu Gottfried keinen Cicerò abzusenden brauchte. Bei dem Rinaldo dieser Oper thut es weniger.)

Rinaldo. Ich fühle meinen kriegerischen Muth in meinem Busen wieder erwachen, der mich zum Streit im Felde der Ehre ruft.

Ubaldo. Dort, zwischen der Niederlage und dem Blut des stolzen Ottomannen erhebe der Glaube sein Reichthum auf, komm zum Sieg!

Rinaldo. Aber welcher Schmerz . . .

Ubaldo. Was denkst du?

Rinaldo. Liebe . . . O Gott!

Ubaldo. Entschliesse dich!

Rinaldo. Liebe verweilt meinen Schritt,
Liebe hält mich hier zurück.

Ubaldo. Ach, welch Niedrigkeit ist dies!
Erwecke deinen Muth!

Armida kommt jetzt dazwischen, und vernichtet durch ihre Reize Ubaldo's Zureden wieder. Dies geschieht noch einigemal, Ubaldo muß noch einigemal einen solchen Sturm wagen, und dann ist die Sache geschehen, und sie kehren zu Gottfrieds Heer zurück.

Ich denke, die Kritiker unter meinen Lesern kennen nun den Verfasser dieser Oper aus dem Grunde. Sein Geschwätz: welch ein Schmerz, und was denkst du, und entschliefse dich, zeigt deutlich, daß er schwerlich den Weg zum Tempel des Ruhms oder der Unsterblichkeit finden wird, ob er ihn gleich am Vorhange des St. Carlstheaters abgebildet sieht.

Was das Motiviren des Abgehens und Kommens der theatralischen Personen betrifft, so haben die Schauspieldichter in Italien wenig Begriffe davon, und unser Verfasser gar keine. Im zweiten Act verwandelt sich seine Oper in eine Singschule, wo jeder kommt, sein Lied

betreffend, und wieder geht. Es ist fast unerträglich, solche steife Personen ohne Handlung abwechselnd kommen und gehen zu sehen. Wir Deutschen bemühen uns, unsere theatralischen Personen immer auf eine natürliche Art erscheinen und wieder abgehen zu lassen, und die Rezensenten sind unerbittlich über diesen Punkt. Die Italiener helfen sich sehr leicht aus der Schwierigkeit, und zwar durch einige wenige Wörter. Diese Wörter heißen: *via, parte, via-no etc.* (ab, geht ab, gehen ab u. s. w.) Diese setzen sie hin, wenn der Held nicht mehr gebraucht wird, er dreht sich um, und geht langsam mit einem großen Schweif von Soldaten hinter sich her ab. Das Gezwungene und Fehlerhafte davon fühlt niemand.

Was die Darstellung dieser Oper betrifft, so ist sie mittelmäßig. Die erste Sangerin Angiolini hat eine gute Stimme, aber keinen angenehmen Anstand. Sie setzt Adel und Majestät in einen abgemessenen theatralischen Helden-schritt. Der zweiten Sangerin applaudirt man gewöhnlich aus Bosheit, weil sie schlecht in

Anstand und Gesang ist. Mombelli macht den Rinaldo, und singt zu Zeiten sehr gut. Den Ubald macht der Castrat Roncaglia, der eine gewöhnliche Stimme, und einen schlechten, sehr steifen Anstand hat. Er verdreht bei dem taktmäßigen Theaterschritt zu Zeiten so die Schultern, daß er ganz schief aussieht.

Pferde spielen diesmal nicht mit, dagegen aber eine Menge von den königlichen Grenadiern. Diese Leute marschiren und ordnen sich ganz gut auf dem Theater, kommen und gehen mit den Helden, denen sie zur Begleitung dienen, ganz ehrbar; und da diese Helden gewöhnlich auch etwas steif sind, so kontrastiren sie nicht mit ihnen.

Die Decorationen sind das Vorzüglichste bei dieser Oper, und ich glaube man kann folgendes Urtheil von dem Ganzen fällen: der Text ist schlecht, die Darstellung mittelmäßig, die Musik (von Andreozzi) gut, und die Decorationen recht gut. Gleich die erste Scene, wo das Meer mit einer Flotte in alter Manier abgebildet ist, hat etwas angenehmes für das

Auge; aber die Gärten der Armida sind bei weitem das schönste. Die Malerei ist darin mit wirklichem Schmuck, mit Bogen von Laubwerk, mit Gärten u. s. w. verbunden. Im Hintergrunde erblickt man auf einer Höhe ein gemahltes Gebäude von der schönsten Architectur, und vor demselben unten ein wirkliches Bassin, worin sich ein lustiges Volk von Sirenen, Najaden u. s. w. in einem Kreise herumdringt. Schwane und Delphine tragen Liebesgötter auf den Flügeln, und von obenher fliegen eine ganze Menge Amoretten ab und zu. Dies letzte war am wenigsten vollkommen; man sah die Seile, woran die Amoretten befestigt waren, und sie hatten übrigens Ähnlichkeit mit einem Zuge von wilden Gansen oder Enten. Doch sei dem Decorateur, der Raimondo Gioja heißt, kein Vorwurf dadurch gemacht, denn er hat sich von vielen Seiten sehr gut gezeigt, vorzüglich auch bei den Decorationen des heroischen Ballets.

Das Ballet ist überhaupt gut erfunden, und wird gut ausgeführt. Es heißt: die Apotheose

des Hercules, und stellt einen Theil seiner Begebenheiten mit der Jole und Dejanira vor, seinen tragischen Tod durch das Kleid des Nessus, und seine darauf folgende Vergötterung. Der Erfinder ist zugleich der erste Tänzer, Herr Angiolini. Er macht den Hercules, und da er einen äußerst starken und schönen Körperbau hat, so ist die Rolle sehr passend für ihn. Man wünscht, daß er etwas mehr Grazie in seinen Bewegungen, und bei seinem Tanz hätte. Es ist wahr, daß man sich den wirklichen Hercules nicht grazios vorstellt, aber sobald er pantomimisch erscheint, muß er es seyn. Er erhält den meisten Beifall da, wo er das Kleid des Nessus angezogen hat, und von heftigen Schmerzen gepeinigt wird, in Ohnmacht sinkt, sich wieder erhebt, und umherwütet, bis endlich eine Feuerkugel vom Himmel den Scheiterhaufen anzündet, und er sich in die Flamme wirft. Eine solche Darstellung aber ist nicht schwer, und noch weniger gehort Grazie dazu.

Die Dejanira wird von der ersten Tänzerin der Campilli gespielt. Sie leistet unstreitig von

allen am meisten durch lebendige Darstellung, durch Pantomime, durch Minenspiel, durch Grazie. Besonders schön weiß sie Freude und Fatzucken auszudrücken; ihr ganzer Körper jauchzt dann gleichsam laut, und jubelt wie in einem seligen Zustande.

Manche Sachen lassen sich am besten durch Vergleichung beschreiben. Klopstok sagt, daß die Engel vor Freude strahlen, und vom Gabriel heißt es:

— — — — Licht, und blendendes Glänzen
Ging von ihm aus. Die Erde zerfloß in himmlische
Schimmer

Unter ihm hin.

— — — — Ihn sah man,
Wie er den Gipfel des ganzen Gebirgs mit Klarheit
erfüllte.

So erscheint die Tänzerin, wenigstens an diese Stelle wird man erinnert. Es heißt, sie wird nach Wien gehen, und sie lernt wirklich jetzt die deutsche Sprache. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, wenn das Lob, das ihr im ersten Heft des Helios zu Theil wird, Schuld daran

daran wäre; Neapel kann jetzt nichts Gutes missen, und sie ist das Beste, was man auf dem St. Carlstheater antrifft. Ich wünschte, man ver-
schriebe etwas andres von hier nach Wien,
nämlich schlechte Operndichter; davon könnte
man ihnen einen ganzen Transport zuschicken.
Aber ich zweifle, daß dies geschehen wird, da
man dort selbst einen hinlänglichen Vorrath da-
von hat.

Zurück zum Ballet. Eine Scene darin ist
allegorisch und mit Genie bearbeitet, die, wo
Dejanira das Kleid des Nessus aus einer Urne
nehmen will. Indem sie den Deckel der Urne
aufhebt, fährt eine Flamme, durch das Gift der
Hydra hervorgebracht, daraus hervor. Sie bebt
zurück, und nun erscheint die Furcht hinter ihr
in phantastischem Gewande — treibt sie zitternd
umher, und zwingt sie, alle ihre Bewegungen
nachzumachen. Sie will endlich ganz entflie-
hen, aber in dem Augenblick kommt die Eifer-
sucht, nicht so fürchterlich, hingegen noch phan-
tastischer im Anblick, halt sie zurück, und
treibt sie wieder zur Urne. Sogleich nähert

sich die Furcht von neuem, und scheucht sie von ihr hinweg. Diese beiden Gespenster treiben sie eine Zeitlang, ungesehen von ihr, auf der Bühne herum; bis endlich die Hoffnung in lieblicher Gestalt erscheint, und beide eilend entfliehen müssen. Nun naht sich Dejanira freudig der Urne, und nimmt das Kleid; denn sie steht in dem Wahn, daß sie sich dadurch die Liebe des Hercules wieder erwerben wird. Man kann denken, welche Scene es gibt, als sie nachher sieht, daß ihr geliebter Hercules von dem Gift desselben verzehrt wird.

Der Augenblick, wo Hercules aus der Flamme in himmlischer Gestalt wieder hervorgeht, und die Götter des Olympus auf einer Wolke sich zu ihm hernieder senken, ist in Absicht der Decoration vortreflich. Alles erscheint, wie in einem verklärten Lichte, und bildet ein schönes Ende des Ballets.

Das zweite Ballet ist komisch, wie immer, und etwas satyrisch. Es heißt: *Le Amazoni modernes*. Hier ist es. Es kommt auf einmal ein niedliches weibliches Volk, roth und weiß ge-

kleidet, mit einem schwarzen Helm auf dem Kopfe, dahergehüpft, und erlustigt sich in einem Garten. Nicht lange, so erscheint ein Mohr an der Gartenmauer, entdeckt das reizende Häufchen, und faßt aus allen Kräften an zu winken. Siehe, da eilt plötzlich ein schönes männliches Volk herbei, ebenfalls roth und weiß gekleidet, das sich trefflich zu dem weiblichen paßt. Aber sie können nicht in den Garten hineinkommen, und die Amazoninnen, voll Schrecken über diese Erscheinung, holen ihre Gewehre, und legen auf die Männer an, die eilend entfliehen müssen.

¶ Nun stellt man eine weibliche Schildwache zur Bewachung des Gartens aus; aber dieser widerfährt etwas, wofür ein anderer ehrlicher Soldat hätte Speiße-ruthen laufen müssen. Sie wird müde, und schläft ein. Unterdess kommt der Mohr, steigt über die Mauer in den Garten, stiehlt ihr die Schlüssel zur Thür desselben, und läßt die männlichen Krieger herein. Welch ein Erstaunen, als die Schildwache sich ermuntert, als die übrigen Amazoninnen dazu-

kommen, als endlich selbst die Königin erscheint. Sie wollen sie mit den Waffen vertreiben, sie wollen auf sie schießen, aber das Mannervolk ist gar zu schön. Das Herz hält die Hand zurück, und allmählig, nach Zorn und Drohen, kommen sie sich einander näher. Kurz, auch die Königin findet, daß ein Mann kein Unthier sey, und ehe man sich versieht, tanzen alle ein zärtliches, ausdrucksvolles Ballet zusammen. Ja, sie üben sich vereint in den Waffen, und machen verwickelte Evolutionen.

Mit Verwunderung habe ich bemerkt, daß dies pantomimische Amazonenvolk die militärischen Kunstgriffe recht gut verstand, und besonders schon exercirte. Es war immer nur ein Schlag, Gewehr beim Fuß, oder an die Schulter. So viel ich aber erfahren konnte, hat keiner von ihnen Schlage bekommen, um dies so gut zu lernen, wie irgend ein österreichischer oder preussischer Soldat, und ich schliesse daraus, daß es noch ein anderes Ding, als den Stab, geben muß, wodurch man die militärischen Anfangsgründe lernt.

Der Mohr konnte nicht exerciren, aber dafür hatte er eine Behendigkeit in den Füßen, die alle andere Behendigkeit übertraf. Es schien, als wenn sie sich in Ziegen-, in Satyrnfüße, in Springfedern verwandelten; er gebot darüber, wie fertige Klavierspieler über die Finger.

Unterdess die weiblichen und männlichen Amazonen allmählig Liebschaft mit einander machten, fing auch er eine an, kam dabei aber Andern ins Gehege, und ging unter allerhand Beleidigungen leer aus. Was that er? Er eilte schnell fort, kam aber bald zurück, und o Himmel, wie? Er hatte einen Panzer an, und einen ungeheuren Helm auf; dabei trug er ein Schwert in beiden Händen, das mindestens dreimal so lang, als er selbst war, und auch breiter, wie er. Das Schwert Rolands ist nichts dagegen.

Zum größern Schrecken seiner Gegner fängt er an, es zu wetzen, und man kann denken, daß er endlich, nach manchen komischen Auftritten, den Sieg behält. Dies war die lächer-

lichste Scene im ganzen Ballet. Es hieß: *Le Amazoni moderne* wahrscheinlich deshalb, weil unsere neuern Schönen, sie mögen in Amazonentracht seyn oder nicht, so strenge nicht mehr sind, und sich auch in der Liebe leichter besiegen lassen.

Zwischen der pantomimischen Vorstellung kommen gewöhnlich graziöse und auch künstlerliche Tänze vor. Die ersten haben nur sanfte und angenehme Bewegungen, die letzten sehr heftige, und hohe Sprünge, die man bewundert ohne Gefallen daran zu finden. Vorzüglich ist mir der halbrechende und schwere Sprung zuwider, wo sie sich in einer schiefen Richtung in der Luft herumdrehen, sodann heftig auf einen Fuß in derselben Richtung zu stehen kommen, und bei allem Anschein, als hätten sie die Balance verloren, sie dennoch zu erhalten wissen. Indessen ist es angenehm, das Sanfte und Leichtscheinende mit heftiger Kraft und Anstrengung abwechseln zu sehen.

Ich denke, man kennt nun die neapolitani-

schen Opern und Ballets in St. Carlo hinlanglich.

Vom 4ten November 1802 bis zum 12ten Januar 1803, also vom letzten Namenstage der Königin bis zum letzten Geburtstag des Königs, sind *Gli Americani*, di Giovanni Schmidt, gegeben worden. Es betrifft die Geschichte aus Marmontel's Inkas, die sich mit dem spanischen Feldherrn Davila, seinem Sohn Gonsalvo, dem Caïken Cabana u. s. w. zuträgt, ist etwas besser geschrieben als Rinaldo und Armida, aber in der Aufführung eben so langweilig. Ist noch jemand begierig, etwas weiters davon zu wissen? Ich hoffe nicht.

Da das Ballet: die Apotheose des Hercules, Vorzüge hat, so ist es auch bei dieser Oper beibehalten, und nur zuletzt ein anderes komisches, unter dem Titel: *Il Turco di buon cuore* hinzugefügt worden.

Die Anstrengung übrigens, die zur Darstellung solcher Pantomimen, und der Tänze dazwischen gehört, ist außerordentlich. Ich habe eine seltsame Bemerkung gemacht: die Männer

lassen sich diese Anstrengung merken, und gehen gewöhnlich, nach einem heftigen Tanz mit Sprüngen, etwas lahm hinter die Culissen, die Weiber nicht. Jenes öffentliche Zeigen der Ermüdung scheint mir ein großer Fehler zu seyn, denn es kontrastirt äußerst mit der eben bewiesenen Kraft, und erweckt unangenehm aus dem Wahn, daß die Bewegungen dem Tänzer so leicht werden, als sie zu werden scheinen. Wenige Schritte könnten sie wohl noch mit Leichtigkeit machen. Es ist wahr, daß sogleich andere Tänzer die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber man behält doch oft noch für den Abgehenden ein halbes Auge.

Die Weiber haben in diesem Fall mehr feine Empfindung, und gehen gewöhnlich mit Gewandtheit ab, obgleich auch sie, besonders jene *di mezzo Carattere*, lange Tänze und heftige Sprünge zu machen haben. Der Balletmeister, oder das Publikum müßte hier die Erlahmenden zurechtweisen.

Wetterbeobachtungen in Neapel

August 1802.

Den 15 Morgens um 6 Uhr 18½ Gr., heiter, Westwind. Um 10 Uhr 21 Gr., ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., ebenso. Abends um 6 Uhr 25 Gr., ebenso. Diese Vermehrung der Hitze kann von nichts anderm herrühren, als dass ein kleiner Windhauch, der vorher blies, aufgehört hat. Abends um 10 Uhr 20 Gr., unerklär.

Ich lese in den Zürcher Zeitungen folgende Worte: „Im südlichen Italien, wo seit einigen Monaten eine große Dürre herrschte, hat es seit dem 1sten Jul. zu regnen angefangen.“ Dies ist der Gewitterregen, der einige Tage anhielt, und der im vorigen Heft bemerkt ist.

Nach den obigen Worten sollte man glauben, der Regen habe nun angefangen, um fortzudauern; aber seit dem 17ten Jul. ist kein Tropfen Regen gefallen, und dies wäre auch etwas ungewöhnliches. Der Regen soll gewöhnlich im September erst anfangen.

Den 16ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 27 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 28 Gr., ebenso. Abends um 10 Uhr 21 Gr., sternklar. Es ist zu verwundern, daß man bei dieser Hitze schlafen kann; aber es scheint, als gewöhne sich der menschliche Körper zu allem.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr über 19 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 22 Gr., ebenso. Nachmittags um 3 Uhr 21 Gr., ebenso. Um 5 Uhr kam eine kleine Wolke aus Abend, die allmählig größer wurde, und den ersten Schatten gab, den wir seit langer Zeit gehabt haben. Es fielen darauf einige Regentropfen, und es laßt sich hoffen, daß bald ein größerer Regen kommen wird. Aber das Thermometer steht

heute Abend um 10 Uhr noch auf 21 Gr., wobei es trübe ist.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Westwind. Die Hofnung zu einem Regen ist wenigstens für heute verloren. Mittags um 1 Uhr 28½ Gr. Nach dieser Höhe des Thermometers wäre heute der heißeste Tag. Aber dies ist sehr schwer zu bestimmen, denn ein kleiner Luftzug verändert diese Höhe. Dies bemerkte ich besonders heute. Das Thermometer stieg an der Nordseite des Hauses auf 30½ Gr., und als ich es nachher auf die Südseite hing, wo die Sonne schien, ohne es zu treffen, fiel es auf 26 Gr., weil ein kleiner Wind vom Meer her wehte. Abends um 9 Uhr über 21 Grad, sternklar bis auf die Gegend über dem Pausslipp, wo es trübe ist. Im Winter folgt dann gewifs Regen.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 19½ Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 18½ Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 26 Grad.

ebenso. Abends um 10 Uhr 20 Gr., sternklar. Ich habe mich gewundert, wie man in Neapel bei einem kleinen Nordwinde im Winter so empfindlich seyn konnte; aber ich begreife dies jetzt sehr gut. Wenn man drei, vier Monate hindurch von einer Hitze von 20 bis 28 Graden unaufhörlich gebraten ist, so muß der Körper wohl gegen jedes rauhe Lüftchen empfindlich werden.

Den 21ten Morgens um 6 Uhr 20 Gr., einige Wolken, Westwind. Hinter dem ganzen Pausilipp ist es dunkel, und von der Insel Capri sieht man gar nichts.

Den 27ten. Die Insel Capri hat wieder die Unwahrheit gesagt, und hat dies nachher, samt dem Pausilipp und dem Cap Minervae, noch oft gethan. Es ist kein Regen gekommen, im Gegentheil hat die gewöhnliche Hitze fortgedauert. Aber ich glaube nicht, daß mir jemand zumuthen wird, dies ewige Einerlei des neapolitanischen Wetters in diesen Monaten aufzuschreiben. Ich würde doch nichts als des Morgens 13 bis 20, am Tage 24 bis 27, und am

Abend 19 oder 20 Grad zu bemerken haben, und dabei unaufhörlich heittrer Himmel und Westwind mit einigen Abweichungen gegen Süden oder Norden schreiben müssen. Doch ist jetzt zu bemerken, daß der Himmel recht zu arbeiten scheint, um den ersten Regen hervorzubringen. Es ist gewöhnlich des Morgens dunkel und wolkigt über dem ganzen Faussilipp, zu Zeiten auch gegen Morgen über dem Vesuv, die Luft scheint dabei dick, und der Himmel weißlicht zu seyn, da er sonst von einem blendenden Blau ist. Er ist gleichsam schwanger, und hat sogar seine Zeit, die aus ungefähr drei Monaten besteht, an deren Ende man seine Schwangerschaft, wie gewöhnlich zu seyn pflegt, am meisten bemerkt. Wenn nur seine Niederkunft endlich herbeirücken wollte! Sein Sprößling wird so sehnlich erwartet, wie nur irgend die Geburt eines Kronprinzen, oder eines reichen Erben erwartet werden kann.

Uebrigens sind heute Morgen einige Wolken am Himmel, nur nicht da wo die Sonne steht, und das Thermometer zeigt bei West-

wird um 8 Uhr 19 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr., heiter, Westwind. Abends um 11 Uhr etwas über 18 Gr., sternklar. Ueberhaupt ist ein luftiger, erträglicher Tag gewesen.

Den 28ten Morgens um 6 Uhr 26 Gr., dunkel über dem Meer und dem Pausilipp, auch zum erstenmal einige sogenannte Schäfchen am Himmel. Nordostwind. Einen so kühlen Morgen haben wir seit langer Zeit nicht gehabt. Es hat wahrscheinlich im atlantischen Meer stark geregnet, der wenige Westwind hat uns etwas Kühle hergeführt, und nun geht der Luftzug aus Nordost wieder nach der abgekühlten Gegend. Nachmittags um 2 Uhr 26 Gr., Nordostwind, und Wolken im Norden. Abends um 9 Uhr 18 Gr., sternklar. Den ganzen Nachmittag sind Wolken aus Nordost heraufgezogen, und der größte Anschein zum Regen war da; aber heute Abend ist alles wieder klar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr., heiter, Nordwind. Es will gar kein Tropfen Regen fallen, aber ich denke, man muß zufrieden seyn, daß wir wieder eine Temperatur von

15 Gr. des Morgens haben. Sie ist auferst erfrischend und beinahe kühl. Mittags um 1 Uhr 26 Gr., heiter, Südwind. Nachmittags Westw. Abends um 10 Uhr beinahe 15 Gr., sternklar.

Den 30ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. einige Wolken, Nordostwind. Abends um 9 Uhr über 18 Gr., Wolken am Himmel, so wie fast den ganzen Nachmittag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Südwestwind. Nachts um 12 Uhr beinahe 17 Gr., sternklar.

September 1802.

Den 1ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Westwind. Man wird bemerken, daß die Hitze jetzt 2 bis 3 Grad abgenommen hat, obwohl noch kein Regen gekommen ist. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Nachts um 12 Uhr 17 Gr., sternklar. Den 2ten

Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr., heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., heiter, Südwestwind. Bei dieser anhaltenden Dürre und Hitze begreift man kaum, wie irgend eine Pflanze, selbst ein Baum sich erhalten kann. Dennoch stehen der Vommero und Faulsilipp in vollem Grün. Die Erde, so wie ihre Produkte müssen hier eine besondere Beschaffenheit haben. Im Winter erfrieren die zarten Citronen, Pommeranzen und Oelbäume nicht, wenn es auch acht Tage hintereinander so stark friert, daß man am Mittage noch das Eis bemerkt; im Sommer aber verdorren sie nicht, wenn sie auch Monatlang bei einer brennenden Hitze keinen Tropfen Wasser bekommen. Erklärt man die Erscheinung im Winter durch eine unterirdische Wärme, wodurch soll man sie im Sommer erklären? Zumal, da rings um Neapel Tufstein ist, und die Erde nur in geringer Höhe darüber liegt.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. wol-
lig am ganzen Himmel, Westwind. Mittags

um 2 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind. Abends um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 4ten Morgens um 5 Uhr 17 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 5ten Morgens um 5 Uhr 16 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 27 Gr. heiter, Westwind. Abends um 10 Uhr beinahe 19 Gr., sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr.; übriges wie am vorigen Tage.

Den 7ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr., wollicht, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. heiter, starker Westwind.

Die Hitze hat bis zum 11ten ununterbrochen fortgedauert, und ist im Gegentheil noch stärker geworden. Seit dem 17ten Jul. haben wir nun keinen Tropfen Regen gehabt, sondern einen fast ununterbrochenen brennenden Sonnenschein. Auch sagen fast alle, daß sie sich einer so anhaltenden Hitze nicht zu besinnen

wissen. Mir liegen unaufhörlich die Worte aus dem Messias im Sinn:

— — — Er sah die Auen lammervoll liegen,
Und den Karmel oben verdorrt, und Kariothas Festen
Von dem dampfenden Fluge der Flamme verzehrt. — —

— — — — — Der Theurung
Wüthende Quast, und eisern, und ohne Regen den
Himmel;

Ach, nur Wolken des Staubs! Drei Städte zu einer
um Wasser

Ziehen, und dürstig sich leeren.

Dies scheint mir ein wiewohl etwas starkes Gemälde von unserm diesmaligen Sommer zu seyn. Mit dem Wasser hat es freilich noch keine Noth, und wenn es auch daran fehlen sollte, so würde bald das gedrängt volle Neapel eine Wüstenei seyn; aber Wolken von Staub steigen genug empor, so daß der Himmel selbst oft bestaubt aussieht.

Den roten bezog sich der Himmel des Morgens sehr mit Wolken, und es schien, als wenn es jeden Augenblick regnen wollte; aber gegen Mittag war alles wieder heiter. Am

Abend hüllten sich die Apenninen, die Insel Capri, und andere hervorragende Berge dicht in Wolken; aber die Natur hier umher hat nun schon so oft gelogen, daß ich ihr nicht mehr glaube.

Den 11ten Morgens um 6 Uhr 13 Gr., wolkigt am ganzen Himmel, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., Südwestwind. Schon sind einigemal ein Paar Regentropfen gefallen, und immer hat die Sonne wieder gesiegt. Dem Himmel wird die Niederkunft sehr schwer. Aber sie ist vor der Thür, wenn nicht alle Anzeigen, selbst die sichersten, trügen. Denn vom Paasilipp her ist ein schwarzblaues Gewitter im Anzug, und es donnert fast unauthodisch. Sey willkommen, tausendmal willkommen, Donner, und Blitz, und Sturm, und Regen, und alles was zu einem vollständigen Gewitter gehört! Wir haben deine Kühlung durch ein dreimonatliches Fegefeuer reichlich verdient.

Nachmittags um vier Uhr. Die Hofnung der Neapolitaner ist endlich gekrönt worden. Der Himmel ist nach zweitägigen Wehen mit

einem zweistündigen starken Regen niedergekommen. Es war Zeit, denn es stieg fast kein Staub mehr, sondern nur noch Asche gen Himmel. Auch scheint er sich mit seinem Erstgebohren von diesem Herbst viel zu wissen, denn er hat ihn mit einem erschrecklichen Gewitter, worin Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag kam, angekündigt. Während desselben stand das Thermometer bei Westwind auf 17 Gr., nachher bei Nordostwind auf 17½ Gr. Abends um 9 Uhr 16 Gr., halb sternklar. Zum erstenmal zwei Grade tiefer, wie seit 3 bis 4 Monaten gewöhnlich ist.

Den 12ten Morgens um 5 Uhr 14½ Gr., wolkigt, Nordwind. Den Tag über schwul, und Donner mit vielen Wolken. Abends um 9 Uhr etwas über 16 Gr., wolkigt.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 15½ Gr., einige Wolken, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Die Hitze ist wieder gestiegen, wahrscheinlich weil noch mehr Regen kommen will.

Den 14ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., wolkigt, Nordwind. Mittags um 1^{er} Uhr 24 Gr., wolkigt und schwül. Abends um 10 Uhr beinahe 17 Gr., wolkigt.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr., wolkigt; Nordwind. Mittags um 11 Uhr 21 Gr., wolkigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 24 Grad, heiter, Nordwind. Abends um 10 Uhr etwas über 15 Gr., halb sternklar.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr etwas über 14 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 25 Gr., heiter, Nordwind. Die Hitze ist bis auf Abend und Morgen wieder zurückgekehrt.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 24 Gr., ebenso.

Diese Temperatur hat wieder bis zum 21ten unter beständiger Dürre fortgedauert. Kaum erinnert man sich hier in dieser Jahreszeit einer solchen Trockenheit. Am 21ten kam des Nachmittags endlich ein kleines Gewitter mit Re-

gen über St. Elmo daher; aber am folgenden Tage war alles wieder klar. Doch spürt man jetzt Mäßigung der großen Hitze.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr etwas über 12 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 2½ Gr., ebenso. Abends um 10 Uhr 15 Gr., wolkigt.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr., trübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr., trübe, Nordwind. Abends um 8 Uhr 14 Gr., trübe und Wetterleuchten.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 12½ Gr., halbheiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 19 Grad, Sonnenschimmer, Nordwind. Nachmittags regnet. Abends um 9 Uhr 14 Gr., trübe.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 12½ Gr., wolkigt, und ein scharfer Nordwind. Mittags 18 Grad, ebenso. Abends um 9 Uhr 15 Gr., regnet. Fast scheint es, als wäre die Abkühlung zu schnell gekommen.

Diese Abkühlung und dies Regnige hat noch einige Tage fortgedauert, aber dann ist Trockenheit und Hitze allmählig zurückgekehrt.

und besonders im Anfang des October sehr gestiegen.

October 1802.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr beinahe 14 Grad, heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 27 bis 28 Gr., heiter, Nordwind. Wer kann im October eine solche Hitze erwarten? Abends um 8 Uhr 17 Gr., sternklar.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher wieder vom Wetter zu schreiben, bis sich dasselbe nicht änderte, aber die Hartnäckigkeit desselben zwingt mich, meinen Vorsatz zu ändern, denn es hat den Anschein, als würde ich sonst gar nichts mehr davon zu schreiben bekommen. Wir haben bis heute, den 15ten October, wieder das trockenste Wetter gehabt, ja, eine Hitze von 24, 25 und 26 Graden. Es hat oft den Anschein zum Regnen gehabt, die Gebirge haben sich mit Wolken bedeckt, so wie die Insel Capri, die Spitze des Pausilipp ist wieder

holt trübe gewesen, und die Apenninen oft gar nicht sichtbar, aber alle diese Barometer haben gelogen. Gegen alle gewöhnliche Beschaffenheit des Wetters ist es in dieser Jahreszeit äußerst trocken.

Ich zweifle, daß sich das Wetter in Deutschland auf ähnliche Art verhalten wird, mindestens ist dies vorher nicht der Fall gewesen. Aus Schlesien habe ich die Nachricht, daß dort bis zur Mitte des August ein nasses und kaltes Wetter herrschte, worauf sodann eine Hitze von 27 Graden folgte. Dies ist etwas Unerhörtes, denn wir haben hier nur 23 Grade gehabt. Aus einem andern Theile von Deutschland aber, nämlich aus dem Württembergischen, lauten die Nachrichten ganz anders. Dort war den Sommer hindurch die größte Dürre, so daß man das Vieh schlachten mußte, weil es kein Futter mehr hatte. Dies stimmt mit dem Wetter in Neapel überein; nur verträgt hier die Erde mehr Dürre.

Nach einem Briefe aus Stockholm mußte man dort bis zum 1ten August Winterkleidung

tragen, und erwartete noch den Sommer, da es schon wieder Abschied in jenen Gegenden zu nehmen pflegt. Da das Wetter so seltsam in Europa seit einigen Jahren ist, so scheint irgend eine Veränderung vorgegangen zu seyn, und die Physiker würden vielleicht einige Entdeckungen machen, wenn sie ihr Auge darauf richten wollten.

Den 15ten October. Mittags um 12 Uhr 26 Gr., heiter, Nordwestwind.

Den 16ten October. Morgens um 7 Uhr 13 Gr., heiter, ein scharfer Nordwind, der Wolken von Staub über die freien Plätze jagt. Mittags um 12 Uhr 26 Gr., heiter, Nordwind. Abends um 10 Uhr 15 Gr., halbsterklar.

Den 17ten October. Morgens um 7 Uhr 14 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 22 Gr., wolkigt, Südwind. Abends um 5 Uhr 18 Gr., ebenso. Um 8 Uhr Abends ein wenig Regen.

Geschichte des Tages in Neapel.

August 1802.

Den 1ten. Als ich heute gegen Abend vor dem Schloßplatz ging, bemerkte ich etwas, das meine ganze Aufmerksamkeit reizte. Zu den vielen schönen Statuen, welche an dem Ehrentempel gegen dem königlichen Palast über angebracht sind, hatte man noch zwei Gruppen hinzugefügt, nämlich an beiden Seiten des Tempels auf einem vorspringenden Piedestal. Zur Rechten bemerkte ich eine männliche nackte Figur, die eine kleine Schale emporhielt, und an seiner Seite eine weiblich bekleidete, die sich auf seine Schulter lehnte. Diese beiden Figuren, die in dem besten griechischen Styl

gearbeitet sind, und deren Köpfe besonders eine erhabene antike Schönheit haben, gewährten einen so reizenden Anblick, daß sich eine Menge Bewunderer um sie versammelt hatten. Die emporgehaltene Schale, und Mohnköpfe in der Hand der weiblichen Figur, ließen mich anfangs vermuthen, daß die Gruppe Bezug auf Vergessenheit habe, und die Schale Wasser aus dem Letho andeuten solle. Auch hatte dies nichts Unwahrscheinliches, da die Statuen zur **Ankunft der Königin** errichtet wurden, und man leicht auf die Vergessenheit alles des Traurigen, das in Neapel vorfiel, hinweisen konnte. Aber ein Kranz von Weinlaub und Trauben um das Haupt der männlichen Figur, so wie ein angebrachter Thyrsusstab, ließen vermuthen, daß **Bachus und Ariadne** vorgestellt wären. Dies bestätigte sich mir gleich nachher.

Auf der linken Seite des Tempels enthüllte man eben eine andere Gruppe, nämlich zwei schlanke Jünglinge, die sich einander in den Armen hielten, wovon der eine mit aufgerichtem Antlitz stand, der andere aber sein Haupt

sanft hernieder neigte. Beide hatten einen Stern über der Stirn, und man wird nun leicht errathen, daß Castor und Pollux vorgestellt waren; auch liefs sich dies gleich beim ersten Anblick nicht verkennen.

Es ist zweifelhaft, welche von beiden Gruppen am besten gearbeitet ist; mein Gefühl erklärte sich für Bacchus und Ariadne, wegen höherer Schönheit der Köpfe, andere hörte ich den Castor und Pollux vorziehen. So viel ist gewifs, daß beide Gruppen meisterhaft sind, und in Erhabenheit des Styls Bernini's Werke weit zurücklassen.

Man bedauert dabei nichts, als daß sie nicht von Marmor, sondern von einer so vergänglichem Masse, als die *charta pisa* (gestampftes Papier) ist, verfertigt sind.

Den 15ten. Unterm 7ten August hat der Schauspieldichter Federici, von dem auch einige Stücke ins Deutsche übersetzt sind, z. B. das gefallende Lustspiel: Gleiches mit Gleichem, die Herausgabe seiner Werke in der Florentinischen Zeitung angekündigt. Er gibt sie zu Pa-

das unter seinen Augen heraus, und es sind im Ganzen 54 Stücke, wovon vier immer einen Band ausmachen. Der vierte Band ist jetzt erschienen.

Ich führe dies als eine Merkwürdigkeit an, weil die italienische Litteratur jetzt sehr mager, und ein angekündigtes Buch etwas Seltenes ist.

Den 17ten. Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren ist die Königin heute Morgen um 6 Uhr wieder hier angekommen. Ihre Reise von Triest bis Manfredonia dauerte sieben Tage, von da ging sie zur Erholung nach Caserta, und traf dann ganz im Stillen mit vier Wagen hier ein. Das traurige Andenken an die verflossenen Begebenheiten hat vielleicht ihr Herz gegen alle Liebe zum Pomp verschlossen. Nachmittags fuhr dieselbe nach der Kirche des heiligen Januarius, um ihre Andacht zu verrichten.

Den 19ten. Der Donner der Kanonen von St. Elmo und den übrigen Kastellen verkündigte heute den Geburtstag des Kronprinzen. Auch

an den fahrenden Kutschen und dem Galla der Bedienten, die unter der Last des Silbers und Goldes seufzten, konnte man dies bemerken. Abends war großes Fest im königlichen Palast, und die Erleuchtung der Zimmer von vielen hundert Kerzen, gewährte einen sehr schönen Anblick. In St. Carlo wurde die zur Ankunft des Königs verfertigte Cantate: *I voti pubblici*, gegeben.

Den 24ten. An diesem Tage hielt der Spanische Gesandte, der Marchese di Mos feierlich seinen Einzug in Neapel. Er fuhr von der Straße Furia, einem entlegenen Ende an der Ostseite der Stadt, aus, und zog durch die ganze Stadt nach Westen zu bis zu seiner Wohnung nicht weit von St. Lucia. Der Aufzug hatte viel Prachtvolles, und eine zahllose Menge Menschen hatte Gelegenheit, ihn zu beobachten. Von Furia bis St. Lucia ist eine kleine Reise, und zwar durch den volkreichsten Theil der Stadt; es konnten also mehrere hunderttausende ihre Neugier befriedigen.

Diese Neugier hatte keinen ganz unwürdi-

gan Gegenstand, denn es liefs sich bei diesem Einzuge etwas von dem spanischen hohen Etikett bemerken. Der Zug bestand aus dreyszig Kutschen, mit sechs Pferden bespannt. Auf dem Staatswagen, der leer voraus fuhr, sah man hohe Straufs Federn an den Ecken und Seiten, wodurch er ein prachtvolles Ansehen bekam. Ebenso war der Wagen geschmückt, worin der Gesandte safs. Er hatte zwanzig Laufer vor sich, und eine grofse Begleitung von Bedienten. Die Livree derselben ist ein dunkles Grün reich mit silberdurchwirkten Borten besetzt. Die Unterkleider sind roth. Die schönen spanischen Pferde trugen viel zur Pracht des Ganzen bei.

Als der Zug bei dem königlichen Palast vorbeiging, befand sich die königliche Familie auf dem Balkon desselben. Der König war in seiner weissen Militair-Kleidung, die Königin nur einfach angezogen; man bemerkte ferner darauf den Kronprinzen, und die Prinzessinnen mit mehreren Ministern, und Personen vom Hofe.

Das Gedränge des Volks auf dem Schlossplatz war so grofs, dafs die Wagen lange auf-

gehalten wurden, und erst gegen Abend kam der Gesandte bei seiner Wohnung an.

Den 2ten war die zwiefache Ceremonial-Vermählung des hiesigen Erbprinzen mit der Prinzessin von Asturien, und des Prinzen von Asturien mit der hiesigen Prinzessin Maria Antonia. Am Morgen dieses Tages begab sich der spanische Gesandte unter glänzender Begleitung in den königlichen Palast, überreichte seine Beglaubigungsschreiben, und hielt förmlich um die königliche Prinzessin für den Prinzen von Asturien an. Sodann wurden die Vermählungen in der Kapelle des königlichen Palasts von dem Erzbischof und Cardinal Ruffo vollzogen. Nach Tische begab sich die königliche Familie mit einem Zuge von dreißig Staatswagen unter dem Donner der Kanonen nach der Hauptkirche in Neapel, um dem heiligen Januarius ihre Verehrung zu beweisen. Der Wagen des Königs war mit acht Pferden bespannt und von 25 Laufeten begleitet. Da er an jeder Seite drei Fenster hatte, so konnte man König und Königin sehr gut bemerken.

Beantwortung der Fragen
am Ende des zweiten Hefts.

- 1) Von welcher Seite zeigt sich Voltaire am größten?

Nicht als Dichter, nicht als Philosoph, nicht
als Geschichtschreiber, sondern als Ver-
theidiger der unterdrückten Unschuld.

- 2) Was ist das erhabenste Geschäft?

Menschen zu Menschen zu bilden.

- 3) Welches ist das erhabenste Wesen auf der Erde?

Ein weiser Fürst.

- 4) Mit welchem Thier hat die Gegend um Neapel in Absicht des Ertragens der trocknen und nassen Witterung Ähnlichkeit?

Mit einem Kameel. Sie kann sehr lange brennenden Durst leiden, aber dann auch unbeschreiblich viel trinken.

Die abgedruckten italienischen Worte sind aus dem Jargon, den die Buffo's in Neapel sprechen, und schon im zweiten Heft des Helios, pag. 242, so weit sie übersetzbar sind, übersetzt worden.

Ende des dritten Hefts.

J. F. Schmidt,

